





Achtundvierzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

1889.



Breslau.

S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Verlag von
S. Schottlaender.

Achtundvierzigster Band.

Mit den Portraits von: Karl Frenzel, Eduard v. Bauernfeld und Hans Hoffmann.



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 48. Bandes.

Januar. — Februar. — März.

1889.

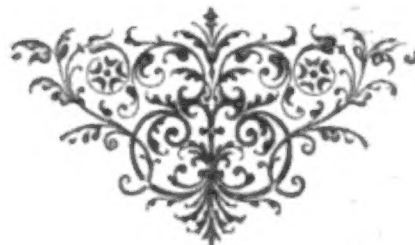
	Seite
Eduard von Bauernfeld in Wien.	
Zahme Xenien	179
A. Brückner in Dorpat.	
Zur Charakteristik des Kaisers Paul. Urtheile von Zeitgenossen, in den Acten des Woronzow'schen Archivs	331
A. Ch. Edgren-Effler in Stockholm.	
Das Kind. Novelle. Aus dem Schwedischen übersetzt	236
Karl Frenzel in Berlin.	
Wie ich in die Literatur kam	31
Rudolf von Gottschall in Leipzig.	
Karl Frenzel. Ein literarischer Essay	51
Ferdinand Groß in Wien.	
Eduard von Bauernfeld	181
Hans Herrmann in Breslau.	
Steeple-Chase. Novelle	360
Gustav Hirschfeld in Königsberg i. Pr.	
Preußen und die Antike	297
Moriz Hoernes in Wien.	
Eine Exhumirung in Bosnien	352
Hans Hoffmann in Berlin.	
Erfüllter Beruf. Skizze	275
B. Jeannine in Paris.	
Eine Idylle in der Großstadt. Novelle	112

M48416

Paul Lindau in Berlin.	
Aus der guten alten Zeit des Burgtheaters	97
Paul Lindenberg in Berlin.	
Hans Hoffmann.....	288
U. Rogalla von Bieberstein in Breslau.	
Die strategischen Verhältnisse Deutschlands Rußland gegenüber	63. 197
August Koller in Waldshut a. Rh.	
Erfahrungen über Rechtsstreitigkeiten.....	86
E. von Stein-Nordheim in Neapel.	
Die Wotjaken und ihre Sitten.....	225
Carl Vogt in Genf.	
Geschichte des jungen Pflügg. Novelle	1. 137
Ernst Wasserzieher in Frankfurt. a. M.	
Sophie Germain's Ideal der modernen Dichtung und seine Erfüllung durch Wilhelm Jordan	157
Adolf Wilbrandt in Rostock.	
Zwei Gedichte	83
Georg Winter in Marburg.	
Leopold von Ranke's Mar-Vorlesungen	120
H. Ischalig in Dresden.	
Aus altfranzösischen Dichterinnen	322
Bibliographie	124. 261. 401
Geographische Literatur.....	265
Philosophische Literatur.....	404
Bibliographische Notizen	130. 267. 408

Mit den Portraits von:

Karl Frenzel, radirt von Johann Lindner in München, Eduard v. Bauernfeld, radirt von E. Kühn in München und Hans Hoffmann, radirt von Wilhelm Krauskopf in München.



Band 48. — Heft 142.

— 41 —

Die deutsche Literatur
Januar 1883.

Verlag
S. Schönbauer.

30



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

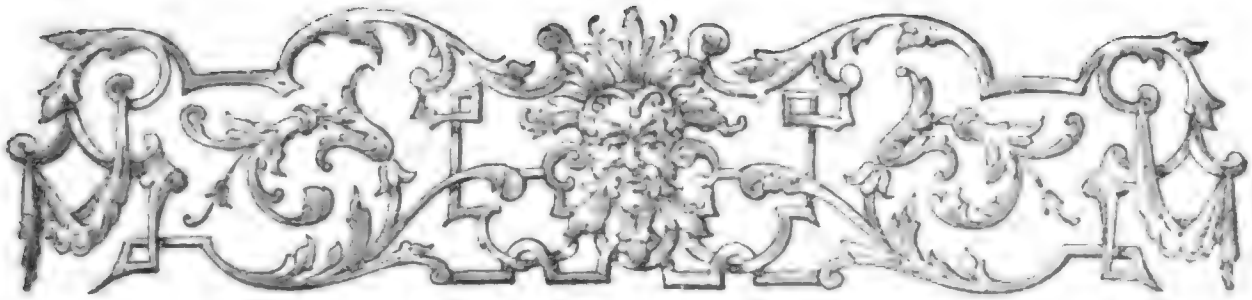
XLVIII. Band. — Januar 1889. — Heft 142

(Mit einem Porträt in Radirung: Karl Grenzel.)



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



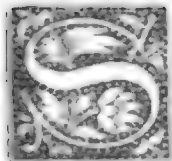
UNIVERSITÄT
GIESSEN

Geschichte des jungen Pffiffig.

Von

Carl Vogt.

— Genf. —



Sein Vater war ein ehrfamer protestantischer Landpfarrer alten Schlages in einem kleinen Dörfchen Mitteldeutschlands. Die von den Bauern im Eigenthum besessene Feldflur Mockheims war nur klein und zum Theil in ein großes herrschaftliches Gut eingetheilt, auf welchem die Bauern tagelöhneten und ihre Söhne und Töchter als Knechte und Mägde dienten. Die Gärten des Dörfchens gehörten meistens Juden, welche den Kleinhandel und den Vertrieb der Producte der Umgegend nach der Stadt betrieben und in ihren Gärten vorzugsweise Zwiebeln und Knoblauch cultivirten. Die Bauern waren deshalb unter dem Spottnamen der „Mockemer Zwiebelhengste“ bekannt, was zu mancherlei Schlägereien auf den Kirchweihen Veranlassung gab. In Sicht von Mockheim lagen, durch eine reich bewässerte Wiesenflur getrennt, zwei andere Dörfer, ein reiches, Nuheim, auf dessen Aekern der Roggen so hoch wuchs, daß man nur des Pfarrers schwarzen Hut die Halme überragen sah, wenn er Sonntag Nachmittags auf seine über einem Hügel gelegene Filiale ritt, und ein ärmeres, Hahnheim, das sich unmittelbar an einen großen, wildreichen Wald lehnte, in welchem der Graf von Mockheim mit zahlreicher Gesellschaft im Spätherbste zu jagen pflegte. Nuheim war die beste Pfarrei im Lande; die wohlhabenden Bauern schlachteten im Winter zahlreiche Schweine, waren Meister im Fertigen von Würsten aller Art, und da sie den Majoran als vorzüglichste Würze derselben schätzten und anbauten, wurden sie die „Nuemer Marunstripper“ genannt. Die Hahnheimer dagegen hatten nur steinigtes Feld mit Hecken

Ihren Krimskrans nicht viel ha'lte. Aber der Leute wegen muß ich in die Kirche gehen, und Anstandshalber darf ich nicht lullen, wie die Bauern oben auf der Bühne, weil alle Weibsleute unten in den Herrenstuhl hineinschauen können. Also eine kurze, bündige und hausbackene Moral! Sagen Sie den Männern, daß sie gehörig arbeiten, sich nicht betrinken, sondern ordentlich aufführen, ihre Weiber nicht anschmauzen und ihre Kinder nicht prügeln sollen; und den Weibern, daß sie ihre Kinder waschen und kämmen, die Kleider flicken, die Strümpfe stopfen und ihre Suppe nicht über endlosem Geschwätz anbrennen lassen sollen — und damit Hollah! Das erleichtert Ihnen und mir das Amt, und ich werde erkenntlich sein!"

Pfarrer Pfiffig ließ sich das nicht zweimal sagen. Er hatte eine magere Besoldung und mit gutem Appetit gesegnete Kinder, und je kürzer und eindringlicher die Predigt war, desto reicher waren die Spenden des Verwalters für den Haushalt. Aber zu kurz durften die Predigten auch nicht sein! Pfiffig hatte es einige Mal versucht, war aber übel angekommen, denn der Domänenrath hielt darauf, daß Alles in gewohnter Ordnung vor sich gehen und die Predigt wenigstens zwanzig Minuten dauern müsse. Er hatte aber, wie Pfiffig recht wohl wußte, des gnädigen Herrn Ohr.

Ueberhaupt ein seltsamer Kauz, dieser Domänenrath Raumann! Mit dem ersten Morgengrauen sah er im geblümten Schlafrock und weißer Zipfelmütze aus dem Fenster seiner Studirstube in den Hof hinaus, immer zuerst nach der Wetterseite. Tagelöhner, Knechte und Mägde grüßten ehrfurchtsvoll im Vorübergehen, und er sagte Jedem ein Wort. Dann schloß er das Fenster und die Thüre seines Zimmers, und bis zum Frühstück saß er, immer in Schlafrock und Zipfelmütze, an seinem Schreibtische. Zum Kaffe er schien er aber gestiefelt und gespornt und ritt dann hinaus zu den Arbeitern. Erst nach seinem Tode entdeckte man, daß er eine Puppe mit Schlafrock und Zipfelmütze besaß, die er nach Schließung des Fensters vor den Schreibtisch rückte, während er sich wieder in das Bett legte. Die Vorbeigehenden aber, welche die Gestalt nur undeutlich durch das geschlossene Bügelscheiben-Fenster sehen konnten, glaubten den Verwalter zu erblicken und zogen die Mütze.

Mit seinen beiden Amtsbrüdern unterhielt Pfarrer Pfiffig regen Verkehr. In Auheim fand sich fast immer Gesellschaft; da der Pfarrer zwei schöne Töchter und ein gutes Einkommen hatte, so flogen heirathslustige Theologie-Candidaten, Rechtspraktikanten, junge Dekonomen und hoffnungsvolle Doctoren um so mehr wie Tauben ein und aus, als die auf der benachbarten Landesuniversität studirenden Söhne oft Kameraden für die Ferien mitbrachten. Der Pfarrer in Hahnheim war ein wohlhabender Wittwer, der sein einziges Töchterchen in Pension gegeben hatte und seinen Kummer mit gutem Essen und Trinken bekämpfte. Pfiffig war ihm immer zu einer Schachpartie mit obligatem Imbiß willkommen, und

wenn Pffiffig den Herrn Amtsbruder, dem er weit überlegen war, eine Partie recht eclatant gewinnen ließ, so gab ihm der erfreute Sieger oft noch eine kleine „Herzstärkung für die Frau Liebste“ mit auf den Weg.

Eines Tages war der Pfarrer von Hahnheim in besonders guter Laune. Er hatte Pffiffig schon mit dem zwölften Zuge matt gesetzt und, um diesen überraschenden Sieg zu feiern, seinem Gegner einen Imbiß von seinen Privat-Schwartemagen mit Burgunder vorgesetzt. Als Feinschmecker hatte der Pfarrer nämlich zwei Arten von Schwartemagen im Rauchfange hängen: gewöhnliche, für Gäste und den Hausgebrauch, mit einem einzigen Schweinezünglein in der Mitte, und andere, für besondere Gelegenheiten, die zwei oder gar drei Zünglein enthielten. Man war sehr heiter gewesen, und als Pffiffig spät am Abend Abschied nahm, zwang ihm der Pfarrer zwei Flaschen auf für die Frau Liebste. „Man hat mir drei Flaschen geschenkt,“ sagte er, „mit der Behauptung, es sei Lacrimae Christi. Ich habe eine probirt, die mich sehr an die Leiden des Heilands erinnert hat. Ich kann das süße Zeug nicht kaufen, aber Deiner Frau wird es schmecken.“

Pffiffig hatte je eine Flasche in seine tiefen Rocktaschen versenkt und sich auf den Weg gemacht, quer über die Wiesen, die von Bewässerungsgräben durchschnitten waren. Beim Ueberspringen eines solchen Grabens klappten die beiden Taschen gegeneinander, und ein lautes Klirren nebst einer Fluth über die Hosen herunter gab Pffiffig die traurige Ueberzeugung, daß ein Schaden geschehen sei. Die eine Flasche war zerbrochen, die andere noch ganz. Rasch entschlossen, entforckte sie Pffiffig, trank sie bis auf die Nagelprobe aus und jagte mit einem tiefen Seufzer: „Die wäre gerettet!“

Aus den Schachpartieen mit dem Hahnheimer Pfarrer entwickelte sich nach und nach eine Doppelpartie, bestehend aus den drei Pfarrern und dem Verwalter, die sich den Namen des „mitteldeutschen Schächerbundes“ beilegte. Man kam fast allwöchentlich zusammen, abwechselnd bei dem Einen und dem Andern, aber in Mockheim nur beim Domänenrath, denn Pffiffigs Pfarrhäuschen war zu eng und des Kinderlärmens zu viel. Man hätte auch gerne den Förster von Hahnheim mit in den Bund gezogen, aber man konnte keinen Partner für ihn finden, und dann war auch der Förster seit einiger Zeit sehr mürrisch und stets übler Laune. Er hatte eines Tages, vom Pürschgange heimkehrend, den Schuß, den er nicht in der Büchse lassen wollte, auf einen vorüberfliegenden Kolkraben abgegeben. Die Kugel hatte den Flügel durchbohrt, aber nur einige Schwunfjedern herausgerissen. Mit furchtbarem Geschrei hatte der Rabe sich in den nahen Wald geflüchtet. Der Schuß war ein Verhängniß für den Förster. Sobald er aus dem Hause trat, empfing ihn der durch die Lücke an dem einen Flügel künftliche Rabe mit lautem Geschrei und verfolgte ihn krächzend auf Weg und Steg. Bald kannten alle Holzfrevler und Wildddiebe des Försters Raben und seine Bedeutung. Der Förster ertappte keinen mehr,

trotzdem Frevel und Wilderei in schrecklicher Weise zunahmen. Der unglückliche Waidmann bot Alles auf, des Thieres habhaft zu werden, aber umsonst; der Rabe hielt sich stets außer Schußweite und entging allen Nachstellungen. Da der gräfliche Amtmann keine Beschäftigung mehr aus dem Reviere erhielt, so kam der Förster in den Verdacht, als vernachlässige er seinen Dienst. Der Mann wurde trübsinnig, und seine Schwermuth nahm um so mehr zu, als der Graf die Geschichte vom Raben nicht glauben wollte. Endlich gelang es dem Förster, den hohen Herrn mit seiner ganzen Jagdgesellschaft von der Existenz des Raben zu überzeugen. Man hegte sich einige Tage lang im Walde herum hinter dem Raben drein, aber vergebens. Der Graf mußte sich entschließen, den Förster in ein anderes entlegenes Revier zu versetzen. Nun hatten beide Ruhe, der Förster und der Rabe.

Der mitteldeutsche Schächerclub sollte bald seinen Theilnehmern einige Verlegenheiten bereiten. Er hatte sich ausgedehnt. Einige, in größerer Entfernung wohnende Amtsbrüder waren ihm als „zugewandte Orte“ beigetreten, stets paarweise, und es konnten von Zeit zu Zeit größere „Fehden“ angejagt und ausgefochten werden. Ueber dem Mockheim benachbarten Bergzuge lagen auf steiniger Hochebene zwei Pfarreien, Wagenstein und Annenstein, deren Inhaber nur dadurch mit der übrigen gebildeten Welt in Verbindung standen, daß im Sommer zuweilen einige „Steinprofessoren“, wie die Bauern sie nannten, nämlich die Professoren der Mineralogie und Geologie an der Landesuniversität mit einigen Schülern anrückten, um in den verwitterten Basalten, aus welchen das Hochplateau bestand, Mineralien zu suchen. In Ermangelung von Wirthshäusern fielen sie bei den Pfarrern ein, hatten aber stets die Vorsicht, Proviant und Getränk voranzusenden, denn der Pfarrer von Wagenstein konnte ihnen nur Tauben, die er in großer Zahl züchtete, und der Pfarrer von Annenstein nur ausnahmsweise einen Wildbraten vorsetzen.

Die beiden Amtsbrüder waren sehr verschiedenen Charakters. Der Wagensteiner war ein gläubiger Orthodoxer, der seine Glaxe mit einer vom Alter fuchthroth gewordenen Perrücke deckte und häßliche Narben am Hals, die von scrophulösen Geschwüren herrührten, an welchen er in der Jugend gelitten hatte, hinter einer bis zu den halben Ohren reichenden weißen Halsbinde verbarg. Er hatte nur wenig Berührungen mit seinen Bauern, welchen er durch seine Ermahnungen zu frommen Lebenswandel langweilig wurde, und fühlte sich auch seinerseits nicht zu ihnen hingezogen, weil sie, wie er behauptete, grob und ungeschlacht seien. Der Schäfer, der alte Hannes, galt im Dorfe weit mehr, als der Pfarrer, und gerade dieser hatte ihn, ohne es zu wollen, tödtlich beleidigt. Der Pfarrer hatte sich nämlich, kurz nachdem er in Wagenstein angekommen war, dem alten Hannes nähern wollen. Eines Tages, als er ihn draußen bei seinem Pferde traf, hatte er ihn mit freundlicher Herablassung angeredet. „Sagt einmal,

Hannes, Ihr seid schon ein älterer Mann und habt noch Euer ganzes braunes Haar; und bei mir, der ich doch weit jünger bin, sind die wenigen Haare, die mir noch übrig bleiben, schon ganz grau! Woher mag das kommen?“ Der Pfarrer hatte auf ein Compliment gerechnet: das komme von der vielen Kopfarbeit, oder etwas Aehnliches — Hannes aber sagte trocken: „Oh! Herr Pfarrer, das kommt von der Art! Ein Lamm kommt schwarz, das andere weiß auf die Welt, und der Esel graut schon im Mutterleib!“

Der Pfarrer fühlte sich in seiner pastoralen Würde tödtlich beleidigt und zog sich mehr und mehr in seinen Taubenschlag und sein Haus zurück, wo er einigen hübschen Töchtern vergebens die Verachtung alles weltlichen Tandes einzupfropfen suchte. Der Domänenrath verglich ihn, seiner näselnden und quiekenden Stimme wegen, mit einem unangenehm schrillenden Heindchen, das in einer Spalte des warmen Herdes saß und seine Feilentöne um so lauter erschallen lasse, je ungestörter man sich seinen Gedanken hinzugeben wünschte. Da ihm aber Tauben- und Kinderzucht noch manche freie Stunde übrig ließen, so ergab sich der Wagensteiner Pfarrer in größter Heimlichkeit der Schriftstellerei. Niemand, selbst seine Frau nicht, ahnte, daß er in den langen Winterabenden, wo er sich in seine Studirstube einschloß, statt Postillen und Erbauungsbücher zu Rathe zu ziehen, Novellen und Erzählungen schreibe, für die ihm Tromlig und van der Belde Anregung gegeben hatten. Er setzte diese Fabrikate in einem Localblättchen der Residenz ab, das den Titel: „Didaskalia, Blätter für Geist, Gemüth und Publicität“ führte und von den Köchinnen und Ladenjungfern, die es mit Begierde verschlangen, gewöhnlich nur „die Askalia“ genannt wurde. Selbst die Redaction kannte ihren Mitarbeiter, der auf höchst verschlungenen Wegen mit ihr verkehrte, nur unter dem Pseudonym „Lorenzo Rivalta“, das schon um deswillen sehr passend gewählt war, als die Novellen meist in Italien, die Erzählungen in Spanien spielten. Der Pfarrer war nie in diesen Ländern gewesen; er hatte einmal als Student eine Reise nach einer größeren deutschen Stadt gemacht, war aber den ganzen Tag nicht aus dem Gasthose gewichen, da ihn der Freund, der ihn herumführen sollte, im Stiche ließ, und er sonst Niemand kannte. Ebenso wenig kannte er das Leben außerhalb seines Dorfes und der benachbarten Pfarrhäuser. Aber das verschlug wenig; einige Reisebeschreibungen gaben das nöthige Localcolorit, und das Schema der Novellen blieb stets dasselbe mit wenigen Variationen. Die Erzählungen gefielen in dem Leserkreise der „Askalia“ ungemein. Sie spielten stets in den höheren Regionen der Gesellschaft, die der Verfasser, der sich nie darin bewegt hatte, so zeichnete, wie er und die Ladenjungfern sie sich vorstellten. Da die fromme Unschuld und das gläubige Gottvertrauen stets über die Nachstellungen der verdorbenen Weltkinder den endlichen Sieg davon trugen und meist die Heirath der den Fallstricken des Satans glücklich entronnenen, engelreinen Heldin mit einem,

durch diese Reinheit angezogenen und bezwungenen, reichen Caballero (wenn das Stück in Spanien spielte) oder Marchese (wenn Italien der Schauplatz war) den Schluß bildete, so wuchs die Nachfrage nach Novellen von Lorenzo Nivalta so sehr an, daß sich die Redaction veranlaßt fand, dem Verfasser aus freien Stücken das Honorar für den Bogen von einem Thaler auf einen Dukaten zu erhöhen.

Der Pfarrer von Annenstein bildete den ausgesprochensten Gegensatz zu seinem schriftstellernden Collegen. Ein Bild der Gesundheit, trug der hochgewachsene, aus etwas grobem Holze geschnitte Mann den buschigen Krauskopf auf mächtigem Stiernacken und wuchtigen Schultern. Saß der Andere ruhig zu Hause, so war der Annensteiner beständig in Bewegung; hielt Jener Tauben, so züchtete und dressirte Dieser Hunde mit anerkannter Meisterschaft. Er hatte beständig eine Meute um sich: Dächsel, Hühnerhunde, ja sogar einen Saufänger, denn er betrieb mit Leidenschaft die hohe und die niedere Jagd. Das Pfarrhaus sah einem Forsthause ähnlich, so war es mit Flinten, Büchsen, Jagdranzen und Geweihen angefüllt. Der Pfarrer war anerkannt der stärkste Mann im Dorfe, ja weit in der Umgegend, was den Bauern gewaltig imponirte, während seine rauhe Gutmüthigkeit ihre Herzen gewann. In Annenstein hatten Advocaten und Richter nichts zu thun; der Pfarrer schlichtete alle Streitigkeiten, und wenn es nöthig war, so ließ er den „Lausbuben“, zu welcher Kategorie für ihn alle jungen Männer unter dreißig Jahren gehörten, eine körperliche Züchtigung angedeihen, nach deren Wiederholung Keinen gelüstete. Die Weiber sahen in ihm ihren Beschützer gegen gröbliche Mißhandlungen von Seiten ihrer Eheherren, denen der Pfarrer mit doppelter Münze heim zahlte, und gingen in ihrer Bewunderung für ihn so weit, daß sie sogar seinen Gesang in der Kirche schön fanden. Der Schulmeister, der die Orgel spielte, war freilich sehr abweichender Meinung, denn der Pfarrer hatte durchaus kein musikalisches Gehör und sang alle Choräle ohne Ausnahme nach der Melodie: „Freut Euch des Lebens, Weil noch das Lämpchen glüht“ — aus dem einfachen Grunde, weil dies die einzige Melodie war, die er hatte in den Kopf bringen können.

Der Annensteiner war der stets gern gesehene Jagdgenosse des Grafen und sämtlicher Förster und Jagdfreunde der Umgegend. Während der Schonzeiten beschäftigte er sich mit der Vertilgung des Raubzeuges. Man erzählte mancherlei Geschichten von seinen Jagdabenteuern. Es läutet zur Kirche, aber die Gemeinde erwartet vergebens den Pfarrer. Man erfährt, daß er vor Sonnenaufgang mit dem Dächsel die Pfarrei verlassen habe. Man läuft, man sucht und erblickt endlich in einem felsigen Tobel die langen Beine des Pfarrers, die in der Luft umher fuchteln, während der Körper in der Erde steckt. Man zieht den Pfarrer, der dem Ersticken nahe ist, heraus und mit ihm den Dächsel, den er am Schwanz gepackt hat. Der noch junge Hund hatte sich in einem Dachsbau eingelassen und bald

Laut gegeben. Der Pfarrer verstand sich besser auf Hundelaute als auf Kirchenmusik; er errieth sofort, daß sein Hund mit einem alten Dachs im Kampfe sei und ohne Hülfe erliegen werde. Da die Röhre weit genug war, kroch er nach abgenorfenem Rocke mit vorgestrecktem Arme hinein, packte auch glücklich den Hund am Schwanz, konnte aber nun in der engen Röhre nicht wieder zurückkriechen und wäre erstickt, wenn man ihn nicht bei Zeiten entdeckt hätte. Der Pfarrer dankte, lief eilig nach Hause, zog den Chorrock an, der Küster läutete zum zweiten Male und der Pfarrer sang den Choral 110 nach der Melodie: „Freut Euch des Lebens!“ mit ganz besonderer Inbrunst, was von der Gemeinde sehr wohlgefällig bemerkt wurde.

Ein ander Mal trat er eben, im Ornat, die Bibel unter dem Arme und gefolgt von seiner Familie, aus der Thüre der Pfarrei, um in die Kirche zu gehen, als er einen Habicht wahrte, der sich die Gelegenheit zu Nuzen machen zu wollen schien, um sich eine Beute zu holen. „Frau, sagte er, die Flinte!“ Ohne den Kirchgang zu unterbrechen, nahm er die Flinte, schoß den Habicht herab, stellte das noch rauchende Gewehr an die Kirchenthür und hielt seine Predigt über die Abwehr des Bösen, welcher der Unschuld nachstellt, in so eindringlicher Weise, daß ein alter Bauer meinte, wenn der Teufel selbst in dem Habicht gesteckt hätte, so wäre es unmöglich gewesen, ihm eine bessere Leichenrede zu halten.

An einem schönen Sommernachmittage saß der Pfarrer von Annenstein in einer Laube seines Gartens neben der strickenden Gattin, schmauchte seine Pfeife, nahm zuweilen einen Schluck kalten Milchcaffees aus einer großen Henkeltasse und schaute seinen Kindern und seinen Hunden zu, die sich auf dem Rasen umhertummelten. Das waren ihm seine liebsten Ruhestunden; er schlug die Beine übereinander und klappte mit dem Pantoffel, der aus einem alten Stiefel hergestellt war, den Tact zu den Sprüngen der zwei- und vierbeinigen Lieblinge. Zuweilen ging sogar die Pfeife aus. Dann schlug er sich Feuer und hielt den brennenden Zunder, bevor er ihn auf den Tabak legte, so lange zwischen Daumen und Zeigefinger der Linken, bis er keinen Rauch mehr gab. In dieser idyllischen Ruhe störte ihn der Postbote durch Uebergabe eines großen amtlichen Schreibens. Als er es gelesen, perlten ihm zwei dicke Thränen aus den Augen und mit einem tiefen Seufzer reichte er es der Gattin: „Lies!“

Die Frau wurde blaß und zitterte heftig. In dem Schreiben stand eine lange Auseinandersetzung von Seiten der kirchlichen Oberbehörde, daß die Jagd für den geistlichen Stand nicht angemessen sei; daß sie dieselbe zwar in Anbetracht des Umstandes, daß viele würdige Diener der Kirche dieselbe bis jetzt, theilweise aus Gesundheitsrückichten, ohne Beanstandung betrieben hätten, nicht gänzlich verbieten wolle, aber die Betreffenden doch darauf aufmerksam mache, daß diejenigen, welche fernerhin dem Jagdvergnügen fröhnen wollten, auf keine weitere Beförderung Anspruch zu machen hätten.

„Wir bleiben also Zeitlebens in Annenstein,“ sagte die Frau fest und

bestimmt, obgleich man ihrer Stimme anhörte, daß sie mühsam nach Fassung rang.

„Das kannst Du nicht wollen, Luise,“ sagte der Pfarrer. „Du weißt, daß Annenstein eine der schlechtesten Pfarreien im Lande ist, und wir jetzt schon Mühe haben, uns durchzubringen. Die Kinder wachsen in's Geld! Nein, nein! Ich gebe das Jagen auf! Das bin ich Dir und unsern Kindern schuldig!“

„Du bist mir und unsern Kindern vor allen Dingen schuldig, Dich am Leben zu erhalten“, sagte die Pfarrerin, indem sie ihn umarmte. „Du würdest, bevor Du eine Beförderung erzieltest, vor Kummer und Herzweh zu Grunde gehen. Wir werden uns schon durchhelfen. Ueberlaß mir die Antwort; ich will den Herren an Deiner Stelle schreiben.“

„Sie verlangen keine Antwort! Da ist mit Schreiben nichts zu machen. Ich muß entweder mein ganzes Leben ändern oder hier ausharren bis zum Ende!“

„So wollen wir ausharren, Hans, aber zusammen! Das Uebrige wird sich schon finden. Du gehst also übermorgen zur angesagten Rehjagd nach Hahnheim? Die Hand darauf!“

Die Sache war bald „übernuppt“, wie der Annensteiner zu sagen pflegte. Es gingen einige Jahre darüber hin, schwere Jahre, deren jedes eine Vermehrung des Kindersegens brachte, so daß der Pfarrer zuletzt in Verlegenheit wegen der Wahl von Gevattern kam, da die ganze Gegend auf Stunden im Umkreise schon in Anspruch genommen war, und die Leute behaupteten, in Ermangelung passender Pathen und Namen habe der Pfarrer seine Kinder numerirt.

Es war große Jagd auf Edelmwild und Sauen im Hahnheimer Forst, an welcher der Erbprinz Theil nahm. Ein angeschossener Capitalhirsch hatte sich in ein Dickicht geworfen. Der Pfarrer schloß aus dem dunklen, wenig schaumigen „Schweiß“, daß die Kugel etwas hinter dem Blatte in die Leber eingeschlagen sei. Der Pfarrer schritt neben dem Erbprinzen, der ungestüm gegen das Dickicht vordrang. „Zurück, Hoheit!“ rief er, indem er den Prinzen am Kragen packte. „Der Hirsch hat genug! In einer Viertelstunde ist er verendet. Aber jetzt kann er noch Unglück anrichten.“ Der Prinz, im höchsten Grade ärgerlich, wollte sich losreißen, aber in demselben Augenblicke brach der todwunde Hirsch aus dem Gebüsch hervor und warf sich mit einem Sage auf einen alten Förster, der eben einen Hund loskoppeln wollte. Ein Angstschrei, ein Schlag — der Mann lag am Boden; der Hirsch, der ihm eine Augenzinke seines Geweihes in die Brust gerannt hatte und bei dem Stoße in die Kniee gefallen war, raffte sich auf. Aber mit ein paar Sägen war der Annensteiner über ihm; wie ein Blitz fuhr der Genickfänger herab und der Hirsch rollte zur Seite als leblose Masse. „Bravo, Pfarrer! Das haben Sie gut gemacht,“ rief der Graf, herbeieilend. Der Förster war nicht unerheblich verletzt. Er lag

bewußtlos. Der Prinz starrte, steif wie eine Bildsäule, den röchelnden Mann an, um welchen einige andere Förster, die mit Unglücksfällen dieser Art vertraut waren, sich bemühten. Der Pfarrer nahm seine Büchse wieder auf, die er im Feuer der Action von sich geworfen hatte, näherte sich dem Prinzen und zog die Mütze: „Ich bitte um Entschuldigung, Hoheit,“ sagte er. „Aber Sie sehen, daß mit einem todtwunden Thiere nicht zu spaßen und auch keine Zeit zu verlieren ist!“ Der Erbprinz fiel dem Pfarrer um den Hals, küßte ihn auf die Wange und stammelte: „Ich danke.“

Der Pfarrer erhielt zu Weihnachten einen hübschen Briefbeschwerer aus oxydirtem Silber, einen sterbenden Hirsch darstellend, und ein Schreiben des Erbprinzen, worin dieser sich erbot, bei dem nächsten Knaben Pathenstelle zu vertreten. Aber vor dem vom Prinzen gewünschten Pathenkinde kamen noch einige Mädchen, und der Pfarrer fragte sich öfter hinter den Ohren, wenn er in Tagen der Noth die Anwandlung bekämpfen mußte, seinen Silberhirsch in Silbermünze zu verwandeln.

Nach einigen Jahren beschloß ein „Nestbugel“ die lange Reihe der Annensteiner Pfarrkinder. Aber unterdessen hatte der Erbprinz den Thron seines höchstseligen Vaters eingenommen. „Darf ich dem gnädigen Herrn auch jetzt noch den Pathenbrief zuschicken?“ fragte der Pfarrer den Domänenrath, dem er eigens deshalb einen Besuch machte.

„Wie können Sie nur so fragen!“ schnauzte der Domänenrath. „Glauben Sie, der hohe Herr werde als Fürst verleugnen, was er als Erbprinz versprochen? Geben Sie her, ich werde Ihr Schreiben selbst besorgen. Ich bin zum Vortrag über die landwirthschaftliche Krisis, die jetzt herrscht, nach der Residenz befohlen. Bei der Gelegenheit kann ich ja die Sache besorgen.“

Einige Wochen verstrichen ohne Antwort. Es war im Lande nicht gebräuchlich, eine Taufe so lange zu verschieben. Der Domänenrath, den der Pfarrer bei einer Sitzung des Schächer-Clubs unter vier Augen befragte, rieb sich vergnüglich lächelnd die Hände und sagte: „Nur nicht drängeln, lieber Pfarrer. So hohe Herren lassen sich Zeit. Es handelt sich ja nicht um einen todtwunden Hirsch, sondern um einen gesunden Buben!“

Endlich kam ein Brief des Domänenrathes, des Inhaltes, Seine Hoheit nähmen die Pathenstelle an, ersuchten, die Taufe an einem bestimmten Sonntage, und zwar Nachmittags vorzunehmen und bestellten, da Hoheit voraussichtlich nicht persönlich daran Theil nehmen können werde, den Domänenrath Naumann zum Stellvertreter, dem die weiteren Befehle zugehen würden.

Der Termin der Taufe war ziemlich weit hinausgerückt. Der Pfarrer merkte wohl ein gewisses, geheimnißvolles Treiben in seinem Dorfe, achtete aber nicht weiter darauf.

Aber am Taufstage riß er die Augen auf. Im Dorfe wimmelte es

von Besuchern; unter der Linde wurde eine Bühne für die Musikanten hergerichtet, auf der Dorfweiese ein Zelt aufgeschlagen, Tische und Bänke im Freien aufgestellt, das Schulhaus, das Rathhaus und die Kirche mit grünen Sträuchern und Kränzen geschmückt. Die Amtsbrüder kamen zu Hauf mit Frauen, Söhnen und Töchtern, und endlich erschien, auf dem Wege von Mochheim her, eine lange Colonne von Reitern und Wagen, voraus, hoch zu Ross, der Domänenrath in Gala-Uniform.

Aber er blieb stumm, wie ein Fisch, nachdem er den Pfarrer begrüßt und gebeten hatte, die Taufe sofort vorzunehmen. Während der Zug in die Kirche ging, schwenkten die sorgfältig gedeckten Wagen ab, die einen auf die Dorfweiese, die andern in den Pfarrhof.

Der Pfarrer vollzog die Taufhandlung; die Kinder des Dorfes sangen eine Melodie, welche ihm bekannt vorkam. Es war „Freut Euch des Lebens“ mit einem vom Schulmeister untergelegten Texte, der sich auf das Fest bezog. Dann trat der Domänenrath vor den Altar und sagte: „Hört Alle! Seine Hoheit, der regierende Fürst hat mir als seinem Stellvertreter die Taufe so auszurichten befohlen, als ob er Höchstsich selbst persönlich dabei sei. Hier, lieber Herr Pfarrer, das Document, wonach Seine Hoheit die Pathenstelle annimmt, das dem Kirchenbuche einzuverleiben ist. Das ist eine Freudenbotschaft für Euch Alle! Vergnügt Euch, so gut Ihr könnt, und so gut ich es Euch im Namen des Fürsten bieten kann. Dann aber,“ fuhr er fort, ein zweites Document hervorziehend, „habe ich noch Ihnen, Herr Pfarrer, das Pathengeschenk zu überreichen. Es ist wohl eine Freudenbotschaft für Sie, aber zugleich vielleicht eine Trauerbotschaft für Euch, meine lieben Annensteiner. Ihr verliert Euren Pfarrer, dem Ihr, ich weiß es, anhänglich seid. Er ist zum Pfarrer von Pfungsheim ernannt. Hier das Decret! Auf dem Hofe stehen die Wagen mit den Möbeln und dem übrigen Hausrath, die ihm der Fürst zu seiner Einrichtung dort schenkt, und auf der Wiese werden die Wagen abgepackt sein, deren Inhalt uns schmecken soll! Ein dreifach donnerndes Hoch dem Fürsten und ein Hoch dem Pfarrer von Pfungsheim!“

Dem Pfarrer schwindelte es: Pfungsheim war eine der besten Pfarrstellen im Lande. Der Domänenrath hielt den Pfarrer, der auf seinen Beinen schwankte, während unendlicher Jubel losbrach. „Domänenrath,“ sagte der Pfarrer, „jetzt gehe ich nicht mehr auf die Jagd!“ Und er hat Wort gehalten. —

Kehren wir zum Schächerbunde und seinen Anfängen zurück. Es war damals die Zeit der Spionenriecherei, und es wimmelte im Lande von feinen Spürnasen, dienstfertigen Strebern, die den schwächtesten Strohalm als Sprosse in der Leiter ihres Emporklimmens zu benutzen verstanden.

Der Graf war in die Hauptstadt zu den Sitzungen der Kammer abgereist, deren erbliches Mitglied er war. In gewohnter Weise hatte er sich sofort nach seiner Ankunft im engsten Familienzirkel des regierenden

Herrn eingefunden, mit dem er die Universität besucht und damals Schmolli's getrunken hatte. Der regierende Herr hatte durchaus darauf bestanden, daß die Duzbruderschaft auch nach seiner Thronbesteigung fortgesetzt werde, und der Graf war stets ein willkommener Gast im engsten Familienkreise, zu welchem nur die obersten Hofchargen zugezogen wurden.

Es ging dort sehr gemüthlich zu. Die Herren rauchten lange Pfeifen, tranken Bairisches Bier und zupften um die Wette mit den Damen Lappen von bunter Seide zu Charpie, aus welcher dann Plüsch zu Phantasiegeräthschaften gemacht wurde. Das große Wort in dem Damentreise führte eine alte, verhuvelte, aber noch immer quecksilbrige Französin, eine Art Erbstück aus der Armee des Prinzen von Condé. Sie wohnte im Schlosse, erschten unausbleiblich bei jeder Mahlzeit, entwickelte einen fabelhaften Appetit und packte nebenbei in einen großen Ridicule alles Dessert ein, dessen sie habhaft werden konnte. Sie hatte keine Stellung, selbst nicht einmal eine nominelle Sinecure bei Hofe; man hatte niemals erfahren können, ob sie ihren hochtönenden Emigrantennamen mit Recht trage oder ob sie vielleicht nur Marketenderin gewesen sei; aber trotz aller Spötteleien des Erbprinzen, der ihr manchen Schabernack anthat, behauptete sie standhaft ihren Platz, gestützt auf die Gunst des regierenden Herrn, dem sein Bier offenbar nicht schmeckte, wenn er nicht das Spinnrad hörte, von welchem Frau von Ricourt ihren unendlichen Phrasenschwall abhaspelte.

Diese erfindungsreiche Französin hatte einigen Sinn in das langweilige Charpiezupfen gebracht. Die Farben und Nuancen der Lappchen, welche vertheilt wurden, hatten ebenso ihre Bedeutung, wie der Stoff des Gewebes selbst; es war eine Art Blumensprache, die auf diese Weise Geltung und Beachtung fand.

Der Graf, dem schon beim Eintritte der kühle Empfang des regierenden Herrn aufgefallen war, fühlte sich nicht wenig betroffen, als ihm die „französische Here“, wie er Frau von Ricourt zu nennen pflegte, mit hämischem Grinsen ein Lappchen bot, das nur „Hochverräther“ oder, wie man damals zu sagen pflegte, „Krawaller“ bedeuten konnte. Er sah den regierenden Herrn an, als wollte er fragen: „Bist Du damit einverstanden?“ Der Fürst nahm eine grimme Miene an, sagte nichts, blies einige große Wolken aus der Pfeife und beschäftigte sich so lange mit seinem Bierglase, daß man hätte glauben können, er wolle darin übernachten. Frau von Ricourt öffnete nun alle Schleusen ihrer Beredsamkeit und ließ wahre Sturzbäche von Phrasen über Loyalität, Gesinnungstüchtigkeit, Opferfreudigkeit für den Monarchen und das monarchische Princip niederzurauschen, untermischt mit Wehschreien über die Verderbtheit der Zeit und die Nuchlosigkeit auführerischer Gesinnungen, die sich sogar in der höheren Gesellschaft, und namentlich bei einigen, früher reichsunmittelbaren Mitgliedern des höchsten Adels einzuschleichen drohten.

Der Graf war wie vom Donner gerührt, konnte aber doch so viel

Herrschaft über sich gewinnen, daß er in freundlicher Weise, Ermüdung von der Reise vorzüglich, Abschied nahm, nicht ohne dem regierenden Herrn dabei leise zuzusüstern: er werde vielleicht schon morgen etwas mit ihm unter vier Augen zu besprechen haben. Er fuhr unmittelbar, da es noch früh am Abend war, zum Minister der Justiz und Polizei. Er traf den Minister noch an der Arbeit, in einem Haufen von Papieren vergraben.

Eine gewichtige Persönlichkeit, dieser Minister, der seine Ueberlegenheit einigen physischen, in das psychologische Gebiet übertragenen Eigenthümlichkeiten verdankte. Er hatte eine ungeheure Glaze, die mit weißem Wachsglänze so auffallend strahlte, daß man behauptete, er lasse sich jeden Morgen von seinem Kammerdiener den Schädel mit einer PASTE poliren, deren Beschaffung, neben der des Schuhwerkes und der neuesten Modeartikel für den Hof, eine der wesentlichsten Obliegenheiten des fürstlichen Gesandten in Paris bildete. Unter dieser, ein unheimliches Licht verbreitenden Glaze funkelten große, achteckige, blau angelaufene Brillengläser. Der Minister war ein leidenschaftlicher Spaziergänger; aber nach der Behauptung der etwas illoyal angehauchten Residenzbewohner ging er nicht zum Vergnügen oder aus Gesundheitsrücksichten, sondern bückelte mit seinen unendlichen Plattfüßen die Promenaden um die Residenz glatt, damit die hohen Herrschaften keinen Anstoß litten. Außer der Glaze war seine Hauptwaffe in der Discussion eine runde Schnupstabaßdose aus Buchsbaumholz, deren Deckel einen freischendenden Ton beim Aufdrehen gab. Wenn ein Mitglied der Opposition einen Angriff beabsichtigte, so brachte ihn der quitschende Ton des Dosenbeckels aus der Fassung. Erhob sich dann der Minister, um nach genommener Priße zu antworten, so ließ er erst den Schein seiner Glaze durch leichtes Beugen und Drehen des Hauptes über die Bänke gleiten, was auf die Abgeordneten eine hypnotisirende Wirkung übte, und bückelte dann mit Phrasen, ebenso breit wie seine Füße, die von der Opposition erhobenen Einwürfe eben so glatt, wie die Promenaden um die Residenz. Die Reden machten um so mehr Eindruck, als sie in echtem münsterländischen Dialekte vorgetragen wurden. Menst, Dist, Skinken klangen den Abgeordneten vom Lande sehr absonderlich, und wenn der Minister von der „Verstümpfung des monarchischen Principes“ sprach, so grüselte es ihnen.

Der Graf kannte seinen Mann von Jugend auf, wo er noch nicht die hypnotisirende Glaze besaß, die jetzt mit einer Sammetmütze bedeckt war. „Was für eine Teufelei ist denn wieder los, Excellenz?“ herrschte er den Minister an, indem er ihm die Hand auf den Kopf legte und ihn verhinderte, aufzustehen und die Glaze zu entblößen. „Was geht vor? Heraus mit der Sprache! Ich komme eben aus dem Schlosse, wo ich sonderbare Dinge gehört habe, und ich will wissen, was dahinter steckt.“

Der Minister, aller seiner Hülfsmittel beraubt, denn auch die Dose

hatte der Graf weggehoben, fiel in sich zusammen wie ein Taschenmesser und beichtete. Es seien seltsame Berichte über gefährliche Agitationen, besonders in den ehemals reichsunmittelbaren Gebieten, eingegangen, und die Fäden schienen in dem Lande des Herrn Grafen zusammenzulaufen. „Hier,“ sagte der Minister, „habe ich einen Bericht über den Mittelpunkt der geheimen Verbindungen, der sich in Mochheim befinden soll. Der Pfarrer und der gräfliche Verwalter dort seien die Chefs und einige benachbarte Pfarrherren Mitglieder des Comités.“ — „Warum nicht gar,“ stammelte der Graf. „Pffiffig? Raumann?“ — „So heißen sie in der That,“ sagte zustimmend der Minister. „Ich bin genau unterrichtet. Morgen Nachmittag um vier Uhr soll eine Versammlung der Centralbehörde, die sich den Namen „mitteldeutscher Schächerbund“ beilegt, in Mochheim und zwar in Ihrem eigenen Schlosse stattfinden, wo an den Dachgiebeln rothe Fahnen ausgehängt werden, um den aus der Umgegend herbeikommenden Verschworenen anzuzeigen, daß die Luft frei sei.“ — „Nachmittags vier Uhr, sagen Sie?“ — „So steht es in dem Berichte.“ — „Dann habe ich Zeit, hinzukommen,“ sagte der Graf sich erhebend. „Ich will selber über die Kerle herfallen. Ihr Wort darauf, Excellenz, daß Sie bis zu meiner Rückkehr nicht eine Silbe über die Sache verlauten lassen!“ — „Verschwiegen, wie das Grab, Herr Graf.“ — „Ich verlasse mich auf Ihr Wort! Leben Sie wohl!“

Während seiner Fahrt stellte der Graf tiefsinnige Betrachtungen an, die stets auf dasselbe Resultat hinausliefen. Unmöglich! sagte er sich. Der Verwalter hängt durch alle Fasern seines innersten Wesens mit den bestehenden Verhältnissen zusammen. Er sollte auf Umsturz sinnen, und sogar Hand an das Werk legen? Und Pffiffig, den ich durch Verleihung meines Patronates auf ewig verpflichtet habe, und dem die Erziehung seiner Kinder und einiger Pächtersöhne kaum Zeit läßt, sich mit den Feuerspielen und seiner Drehbank zu beschäftigen! Der Pfarrer von Hahnheim, der nur an seine Tochter und seine Schwartemagen denkt, und der Pfarrer von Auheim, der erst im letzten Jahr wegen „seiner besonderen Würdigkeit“ den Titel Decan erhielt! Unmöglich, unmöglich!

Als sie in die Nähe von Mochheim kamen, beugte sich der alte Kammerdiener des Grafen, der hinten saß und sich schon ein Wort erlauben durfte, etwas vor und sagte: „Der Herr Graf kommen ganz recht; Sie treffen die Herren beisammen!“ Der Graf fuhr auf, als wäre er von einer Natter gestochen. „Was? Wie so? Woher weißt Du das, Christian?“ — „Die rothe Fahne hängt ja aus dem Giebel Fenster! Wollen der Herr Graf selbst sehen?“ fügte Christian hinzu, indem er den Feldstecher reichte. „Wenn die herausträgt, dann kommen der Herr Decan von Auheim und der Herr Pfarrer von Hahnheim, und dann setzen sie sich mit dem Herrn Domänenrath und dem Herrn Pfarrer Pffiffig in eine Stube auf dem Schlosse zusammen, und Niemand darf hinein, und die Magd muß den Wein, den sie trinken, vor die Thüre stellen, und es dauert oft sehr lange, bis

einer der Herren ihn holt. Ich glaube, wenn Feuer ausbräche, würden der Herr Domänenrath, der doch sonst immer bei der Hand ist, und der Herr Pfarrer, ohne den die Spritze nicht in Thätigkeit kommen kann, lange auf sich warten lassen.“ — „Was treiben sie denn so heimlich?“ fragte der Graf, seine Bewegung bemeisternd. — „Kein Mensch weiß es. Sie schleppen aber einen Kasten, auf dem mit rothen Buchstaben „Bundeslade,“ geschrieben steht, an den Ort, wo sie sich versammeln. Der Herr Domänenrath läßt das durch die Knechte besorgen, die ja, wenn sie auf die Vorwerke fahren, ihren Weg über Auheim oder Hahnheim nehmen müssen.“ — „Es ist gut, Christian,“ sagte der Graf, „gieb mir eine andere Pfeife, diese zieht nicht!“

Der Graf sprang mit einem Sage aus dem Wagen, stürmte die Treppe hinauf, ehe Jemand ihn anmelden konnte, und wie eine Windsbraut in das Zimmer hinein. Die vier Herren sahen überrascht von ihren Sitzen auf. Der Graf sah zwei Schachtische und im Hintergrunde den ominösen Kasten der Bundeslade. Er faßte sich schnell. „Bitte, meine Herren, lassen Sie sich nicht stören. Wie ich sehe, sind beide Partien ja schon lebhaft engagirt. Ich hatte ein Geschäft in Friedheim, und da es unerwartet schnell erledigt war, wollte ich lieber den Abend und die Nacht hier in Mockheim zubringen, als in der schlechten Dorfschenke.“ Er überflog die beiden Schachbretter. „Wie geht es, lieber Herr Decan? Gut, wie ich sehe, denn der Domänenrath ist schon so gut wie geschlagen und matt gesetzt. Und die beiden Herren Geistlichen? Die Partie wird sich in die Länge ziehen, wie alle Streitigkeiten zwischen Theologen!“

Der Domänenrath hatte sich zuerst von der Ueberraschung erholt. „Sie sehen, meine Herren,“ sagte er, „der Herr Graf ist Meister in unserem edlen Spiele, wie ich schon seit langer Zeit aus schmerzlicher Erfahrung weiß. Da uns nun der Herr Graf heute die Ehre seines Besuches gönnt, so schlage ich vor, wenn der hohe Herr dies gnädigst annehmen will, ihn feierlichst zum Ehrenmitgliede unseres mitteldeutschen Schächerbundes zu ernennen und lade unseren Herrn Decan ein, wenn dies anders dem Herrn Grafen genehm ist, mit demselben die Bundespartie zu spielen!“ Der Graf nickte lächelnd seine Zustimmung. „Pfiffig,“ fuhr der Domänenrath fort, „öffnen Sie die Bundeslade und stellen Sie Ihr Spiel auf, denn Sie haben ja die Figuren gedrehselt und geschuißt!“

Pfiffig kramte eine seltsame Zusammenstellung grotesker Schachfiguren aus. Dann klappte er ein wunderbarlich geschmücktes, großes Spielbrett aus einander. „Das Brett bedarf einer Erklärung, Herr Graf,“ sagte der Domänenrath. „Es ist das Werk der beiden würdigen Pfarrherren, die Sie hier vor sich sehen. Wie Ew. Gnaden wissen, ist der Superintendent unserer Kirchenprovinz durch seine unglaublichen Naivetäten mehr berühmt, als durch seine Weisheit. Hunderte von Anekdoten sind über ihn im Umlauf. Die Herren haben sich nun den Spas gemacht, aus seinen im

Drucke erschienenen Kanzelreden die passenden Worte auszuscheiden und so auf die schwarzen Felder aufzukleben, daß jedes eine charakteristische Anekdote enthält. Wollen der Herr Graf sich selbst überzeugen? Hier auf dem ersten Felde die berühmte Examenfrage: „Wann wurde Christus geboren?“ mit der einzig richtigen Antwort: „Gerade zur rechten Zeit, wie es der Wille war seines Vaters im Himmel“; und hier auf dem letzten Felde die denkwürdigen Worte: „Die schönsten Passagen ausgelassen!“ Diese Worte sprach der Herr Superintendent, als seine Collegen die Probepredigt eines Candidaten unter aller Kritik befunden und dadurch dem Candidaten das Geständniß abgepreßt hatten, daß er eine gedruckte Predigt des Herrn Superintendenten auswendig gelernt und hergesagt habe. „Ja! sagte der würdige Herr, ja! Aber die schönsten Passagen ausgelassen!“

Der Graf lachte aus vollem Halse. „Nein,“ sagte er, „auf solchem Brette spiele ich nicht! Ich könnte nicht umhin, die Anekdoten zu lesen. Aber ich möchte den Herren einen Vorschlag machen. Ich gestehe, daß ich einigen Appetit verspüre. Naumann wird uns wohl etwas Solides vorsehen können, und wenn die Herren damit einverstanden sind, so feiern wir meine Ernennung zum Ehrenmitgliede des Schächerbundes, statt mit einem Spiele, mit einigen Flaschen Steinberger Cabinet, den ich der Güte des Herzogs von Nassau verdanke.“

Man trennte sich erst spät in heiterster Stimmung. Der Graf hatte seinen Wagen für eine frühe Stunde bestellt. Vor Schlafengehen hatte er aber noch eine lange Unterredung mit dem Verwalter, und ehe er abfuhr, wurde die Bundeslade, so sorgfältig verpackt, daß selbst Christian sie nicht erkennen konnte, in den Wagen gebracht.

Der alte Christian versicherte in dem sogenannten „Hunds-Club“ der Residenz, der größtentheils aus Bediensteten des Hofes bestand und deshalb auch der „Nothhosen-Club“ genannt wurde, daß er seinen Herrn noch niemals in solcher Stimmung gesehen habe, wie auf der Rückfahrt von Mochheim. Er sei auf dem Boocke fast unablässig beschäftigt gewesen, Pfeifen zu stopfen und Feuer zu schlagen; der Herr Graf habe geraucht, wie der Schlot seines Eisenhammers, was immer ein Zeichen besonderer Erregung sei. Dazwischen habe er bald geflucht, wie ein Heide, bald gelacht oder gar Schelmenlieder getrallert und ganz sinnlose Phrasen gesprochen, wie: „Russen und Polen, ein Volk!“ „Gerade zur rechten Zeit!“ „Das Centrum überflügelt!“ „Dir werde ich eine Stinkenstulle mit Pumpernickel streichen, an der Du Deine Freude haben sollst!“ — Wir begreifen, was Christian nicht begreifen konnte.

Der Graf ließ sich die Bundeslade in das Schloß tragen, wo er ungemeldet Eintritt hatte. Er fand den Fürsten in heiterster Stimmung; der Hofmarschall hatte so eben gemeldet, daß eine frische Sendung vorzüglichen bairischen Bieres angelangt sei. „Du warst über Land?“ redete

der Fürst den Grafen an. — „Ja! Ein unaufschiebbares Geschäft,“ antwortete dieser. „Ich habe Dir Etwas mitgebracht. Du spielst doch noch zuweilen Schach?“ — „Selten,“ antwortete der Fürst. Es regt mich zu sehr auf. Manchmal mit dem Justizminister, wenn seine Vorträge gar zu langweilig werden.“ — „Dann bitte ich Dich, Deine nächste Partie mit ihm auf diesem Brette zu spielen,“ sagte der Graf, die Bundeslade öffnend. Der Fürst schüttelte sich vor Lachen, als er die Devisen las. „Meisterhaft,“ sagte er. „Ich sehe den würdigen Prälaten vor mir mit seinem wohl-gemästeten Bäuchlein, den kurzen Beinchen und den drallen Waden, wie er dem armen Schulmeister, der ihm klagt, er müsse verhungern, tröstend sagt: Thun Sie das! Sie werden Aufsehen erregen! Ihre Nachfolger werden es besser haben!“ Wahrhaftig, Louis,“ fuhr der Fürst fort, dem Grafen die Hand schüttelnd, „Du hättest mir keine größere Freude machen können. Aber wo hast Du das Cabinetstück mit den dazu gehörenden kostbaren Figuren aufgetrieben?“ — „Wenn Dir Deine Regierungsforgen Zeit lassen, erzähle ich Dir's! Aber es ist eine lange Geschichte.“ — „Nimm den Umerkopf und erzähle mir's. Der Justizminister kommt erst in einer Stunde zum Vortrage. Bis dahin wirst Du wohl fertig sein.“

Der Graf setzte den Umerkopf in Brand und erzählte. Der Fürst wurde anfangs sehr ernst, aber allmählich erheiterte er sich und sagte: „Bravo! Das hast Du gut gemacht!“ — „Ich bin noch nicht ganz zu Ende,“ meinte der Graf. „Was willst Du mit diesem Gespenster sehenden Kreuzkopfe machen, der Dir sogar gegen mich einen Floh hinter das Ohr gesetzt hat? Ich hab's wohl gemerkt vorgestern Abend! Ich hätte gedacht, Du kenntest Deinen Jugendfreund besser!“ — „Na! Nimm mir's nicht übel! Sie hatten mich in der That verhext!“ — „Gieb dem Schleicher seinen Abschied!“ — „Um! Das geht nicht! Aber wenn Du damit zufrieden bist, werde ich ihm einen Denkjettel anhängen, den er nicht hinter den Spiegel stecken wird.“ — „Auch Recht!“ meinte der Graf, die Asche aus dem ausgerauchten Umerkopfe schüttelnd, „auf Wiedersehen!“

Die Promenaden blieben acht Tage lang ungebügelt. Dann erschien der Justizminister wieder, aber die Glaze warf nicht mehr den alten Schein. Der Graf machte sich seit dieser Zeit in der Kammer zuweilen den Spaß, eine hypnotisirende Rede des Ministers dadurch zu stören, daß er ein Zeitungsblatt vornahm und halblaut, doch dem Minister vernehmlich, das Wort „Schächerbund“ aussprach. Der Minister verwirrte sich dann, warf einen hilfeseuchenden Blick nach dem Präsidenten, der, wie eine Sphinx, in stummer Ruhe verharrte, und um den Effect der Rede war es gethan.

Das war die Rache des Grafen, und das Ende war die Pensionirung des Ministers, die er aus Gesundheitsrücksichten nachsuchte und die ihm in Gnaden gewährt wurde.

* * *

Es ist jetzt Zeit, zu dem jungen Pffiffig zurückzukehren, der in der bezeichneten Umgebung zum ersten Male, als einziger Stammhalter nach Vortritt einer erklecklichen Anzahl von Mädchen, die Wände aus einer kunstvoll vom Vater gedrechselten Wiege beschrie. Bei dem ersten Kinde hatte der mit den Feuersprigen zu sehr beschäftigte Vater dieses Möbel nicht vorgesehen; da es aber im Frühjahre kam, so hatte die Frau Pfarrerin, als kluge und praktische Hausfrau, den Wursttrog, der ja doch nur im Winter Verwendung fand, zur Wiege ausersehen. Es war ein gemüthliches Familienbild: die Frau Pfarrerin am Tische, mit Zurüstung des Gemüses beschäftigt, mit dem Wursttroge vor sich, den das kleine Wesen darin durch seine Bewegungen selbst in beständiges Schwanken versetzte.

Das Mädchen war in dem Wursttroge so gut gerathen, daß die Frau Pfarrerin auch bei ihren späteren Kindbetten, die sich nach fast regelmäßigen Zwischenpausen einstellten, keine Wiege wollte. Erst als der Stammhalter erschien, gab sie, wenn auch nicht ohne einige bange Ahnungen, dem Drängen ihres Gemahles nach. Aber das ungewohnte Möbel stand ihr überall im Wege; es knackte zuweilen unheimlich in den Fugen, wenn der kleine Pffiffig ungefügig mit den Beinchen strampelte, und so wurde bald eine der jüngeren Schwestern als „Kuhschwanz“ angestellt, wie Vater Pffiffig sich scherzhaft ausdrückte, indem er damit auf die bekannte Geschichte aus Hebel's Schatzkästlein anspielte, der zufolge eine Bäuerin die Wiege ihres Sprößlings an den Schwanz der Kuh in dem Stalle daneben so kurz angebunden hatte, daß diese die Wiege in's Schaufeln brachte, wenn sie den Schwanz an den Leib zog.

Während des Kinderlebens unseres Helden wuchsen die älteren Schwestern heran, verlobten sich mit Candidaten und Studenten der Theologie, die dem Vater zuweilen beim Predigen aushalfen, oder mit jungen Forstgehilfen, die zu den Jagden des Grafen beigezogen wurden, und warteten geduldig als liebende Bräute auf die Versorgung des Geliebten und die Heirath, die im glücklichsten Falle nach Ablauf von sechs bis acht Jahren stattfinden konnte. Sie halfen der Mutter im Haushalt, erlaubten sich ein Tänzchen bei der Kirchweihe mit dem Bräutigam, der meist seine Ferien in dem Hause des zukünftigen Schwiegervaters zubrachte, machten sentimentale Spaziergänge beim Mondenschein, wenn die Bitterung es zuließ, strickten eine ungeheure Anzahl von Strümpfen, schneiderten ihre eigenen und die Kleider der Geschwister nach alten Modezeitungen, häfelten Börsen für das Geld, welches der Bräutigam jetzt zwar noch nicht hatte, aber später verdienen würde, und stifteten die unglaublichsten Dinge für Namens- und Geburtstage, für Weihnachten und die Wiederkehr des Verlobungstages: Tabaksbeutel, Zunderbüchsen, Griffe für den Feuerstahl, Briefbeschwerer, Turngürtel, Hosenträger, Guitarrenbänder, Pfeifenquasten und ähnliche Sachen. In den Stickmustern spielte das Bergifsmeyn nicht die Hauptrolle, aber auch Männertreu, Ephen, Winde, Jelängerjelieber

und anderes bedeutjames Kraut wurde nicht vergessen, und zwei sich schänkelnde Turteltauben auf blühenden Rosenzweigen bildeten gewöhnlich den Mittelpunkt des sinnbildlichen Gerankes.

Vater Pfiffig fand indessen, daß die lange Zeit des Brautstandes seiner Töchter auf diese Weise nicht vortheilhaft für sie ausgefüllt sei, und er trachtete, sie einstweilen und zwar „anständig unterzubringen.“ Die Mädchen hatten durch ihren Vater den nöthigen Unterricht erhalten; die Mutter hatte ihnen mitgegeben, was sie selber von Haushaltung und weiblichen Arbeiten wußte, und jeweilige Besuche bei einer Tante in der Residenz waren dazu benützt worden, ihnen einen „höheren Schliß“ zu geben.

Mit Hülfe der Frau Gräfin, des Domänenrathes und dessen Schwagers, der das weitläufige Gut eines adligen Fräuleinstiftes in einiger Entfernung bewirthschaftete, wo einige verhuzelte „gnädige Freifräuleins“ öfter ihre Sommertrochnung abhielten (denn Sommerfriße konnte man es wohl nicht nennen), gelangte Vater Pfiffig ziemlich leicht und rasch zum Ziele. Die verlobten Pfarrerstöchter krochen als „Fräuleins“, ja selbst als Vorleserinnen und Gouvernanten in Stellen unter, wo sie in der That nur höhere Kammerjungfern, Krankenwärterinnen oder Kindermägde waren, das letzte sogar nicht einmal nach Fröbel'schem System, das damals zwar schon erfunden, aber noch nicht allgemein bekannt war. Elend bezahlte und dornenvolle Stellungen; — aber Vater Pfiffig versicherte, seine Töchter sähen nicht so sehr auf hohen Lohn, als auf anständige und liebevolle Behandlung; sie wünschten, als Glieder der Familie angesehen zu werden. Wenn aber auch die Herrinnen „gut gegen sie“ waren, so blutete das Herz der armen Dinger doch beständig aus tausend Wunden. Sie waren, wie Fitchers Vogel im Märchen, nicht in der Familie, aber auch nicht außer der Familie; nicht unter der übrigen Dienerschaft, aber auch nicht über derselben; sie wurden in die Ecken gestopft, in welchen ein Gummibaum zur Decorirung fehlte, und von den Freunden des Hauses entweder übersehen oder mit jener bemitleidenden Herablassung behandelt, die um so tiefer kränkt, je größer das Bewußtsein des eigenen Werthes ist. „Sie armes, deutsches Huhn!“ sagte einmal eine feste Amerikanerin, welche eine der Töchter Pfiffigs bei einer Freundin traf, der sie ihr Leid klagte. Ihr einziger Trost war die Correspondenz mit den Eltern, den Geschwistern und namentlich mit dem Verlobten; aber auch diese wurde auf das geringste Maß beschränkt, schon wegen des theuren Portos, dann aber auch, weil die vielfachen Geschäfte, zu welchen sie herangezogen wurden, nur wenig Zeit zur Sammlung der Gedanken und Gefühle ließen. Aber sie hielten standhaft aus, immer in Hoffnung auf baldige Anstellung des Verlobten.

Der Domänenrath Raumann war in Folge einer ausgezeichneten Ernte, die den gräßlichen Finanzen um so kräftiger unter die Arme griff, als das bevorstehende 25jährige Jubiläum des regierenden Fürsten mancherlei außerordentliche Ausgaben in Aussicht stellte, zum Geheimen Domänenrath

ernannt worden. Er hatte sich persönlich bei dem Grafen bedankt, war zur Tafel gezogen worden (als Verwalter und gewöhnlicher Domänenrath hatte er nur mit dem Haushofmeister gespeist), hatte beim Kaffee ein Gespräch mit der Frau Gräfin gehabt, die zu den Frauen gehörte, welche überhaupt nur Bedeutendes sprechen, und war dadurch zu Plänen angeregt worden, die ihm so höchst vernünftig schienen, daß er, ohne zu Hause abzustiegen, sofort bei der Rückkehr auf den Pfarrhof ritt, wo Pfiffig sich beeilte, ihm beim Absteigen behülflich zu sein und zu dem neuen Titel zu gratuliren.

„Was ich mir dafür kaufe?“ brummte der neugebackene Geheime Domänenrath. „Aber darum handelt es sich nicht! Es kann ja gut sein wegen der Leute, die thörichter Weise vielleicht mehr Respect vor dem Geheimen, als vor dem Domänenrath haben werden. Aber, wie gesagt, darum handelt es sich nicht! Ich komme wegen Ihrer Luise!“

„Meine Tochter! Doch nichts Ungerades?“ fragte ängstlich Pfiffig.

„Im Gegentheil, alter Freund,“ sagte der Domänenrath, ihm auf die Schulter klopfend. „Ich denke, ihr Glück ist gemacht. Hören Sie nur. Das Gespräch kam auf Ihre Luise. Der Graf und die Gräfin lobten das Mädchen über alle Bäume hinaus. Es sei ein wahres Talent in Beziehung auf Toiletten und Weißwaaren. Nicht allein, daß sie alle einschlagenden Arbeiten auf's Gründlichste verstehe und jede Angabe eines Modejournals untadelhaft auszuführen wisse, bethätige sie auch einen feinen Geschmack in eigenen Erfindungen. Neulich habe sie der Gräfin und einigen Freundinnen derselben zu einem Jagdmahle im Freien so reizende Toiletten componirt, daß alle Damen aus der Residenz ganz bass gewesen seien und sich nach der Adresse der Pariser Putzmacherin erkundigt hätten, welche diese Costüme geliefert haben müsse.“

„Ja,“ jagte Pfiffig, sich ausblähend, „Luise hat schon von Kind auf künstlerische Anlagen gehabt. Es freut mich, daß sie Anerkennung findet.“

„Und wie!“ rief der Domänenrath. „Merken Sie denn nicht, wo das hinaus will? Als die Damen hörten, wer diese graziösen Toiletten erfunden habe, bedauerten sie allgemein, daß solche Talente sich nicht auf einer größeren Bühne entfalten könnten.“

„Ich begreife nicht, wie das sich machen könnte,“ unterbrach Pfiffig.

„Aber ich begreife es,“ sagte der Domänenrath ungeduldig. „Ich habe mir das auf der Herreise überlegt. Luise muß aus dem Dienstverhältniß heraus und ein Mode- und Weißwaarengeschäft in der Residenz gründen. Ich mache mich anheischig, das nöthige Capital zu schaffen. Die beste Mundschafft der Residenz ist ihr gesichert. Ich stehe Ihnen dafür, Pfiffig, daß sie am Ende des ersten Jahres einige Duzend Arbeiterinnen beschäftigt und nach Ablauf des zweiten Jahres das ihr vorgestreckte Capital zurückzahlen kann. Ihr Glück ist gemacht! Aber was haben Sie, Mann?“

Pfiffig war blaß geworden wie ein Tuch und zitterte an allen Gliedern, wie Eipenlaub. „Sie machen sich einen grausamen Spasß mit mir,“ stammelte er endlich.

„Bewahre!“ versicherte der Domänenrath, „es ist mein blutiger Ernst!“

„Unmöglich!“ sagte Pfiffig, sich erholend. „Bedenken Sie doch! Meine Tochter! Ein Weißwaarengeschäft! Eine Modistin! Luise ist ja mit Herrn Kreuzdorn verlobt, der eben sein Facultäts-Examen bestanden hat, nächstes Jahr sein Staatsexamen machen und dann zum Gerichts-Referendar ernannt werden wird!“

Nun kam die Reihe des maßlosen Erstaunens an den Domänenrath. „Ich begreife nicht,“ sagte er; und er konnte in der That nicht begreifen, denn er war lange Zeit, bevor er in Mockheim sich „setzte“, wie er zu sagen pflegte, im Auslande, sogar in Amerika gewesen und hatte sich dort Anschauungen geholt, die mit denen seiner Nachbarn wenig harmonirten. „So, so!“ sagte er, „daran habe ich nicht gedacht! Ja, richtig! Luise ist mit dem jungen Kreuzdorn verlobt. Im nächsten Jahr wird er Referendar, sagen Sie?“

„Ganz gewiß“, betheuerte Pfiffig. „Er ist in seiner Jurisprudenz sehr wohl beschlagen und wird das Staatsexamen ohne Schwierigkeit bestehen.“

„Davon bin ich überzeugt. Wie lange muß er denn Referendar bleiben, und welche Bezüge hat er als Solcher?“

„Damit sieht es freilich schon aus,“ meinte Pfiffig. „Er muß wenigstens drei Jahre umsonst dienen. Als Gratification erhält er zu Weihnachten ein Federmesser, einen Bund Schreibfedern und ein Buch Actenpapier. Wenn ihm der Landrichter wohl will, nimmt er ihn zuweilen zu Commissionen und Augenscheinen mit, wo er Diäten erhält.“

„Und dann?“

„Dann wird er Assessor sine voto mit dreihundert Gulden Gehalt!“

„Aber damit kann er doch nicht heirathen?“

„Denkt auch nicht daran,“ sagte Pfiffig. „Erst als Assessor cum voto mit 600 Gulden, was er, wenn er Glück hat, drei Jahre später werden kann.“

„Rechnen wir einmal,“ sagte der Domänenrath. „Ein Jahr, drei Jahre und noch drei Jahre — macht sieben Jahre nach Adam Rießens Rechenbuch!“

„Stimmt!“ sagte Pfiffig.

„Und so lange soll das arme Mädchen warten,“ brauste der Domänenrath auf, „und nachher in diese Misère von 600 Gulden hineinheirathen? denn soviel ich weiß, hat dieser Kreuzdorn keinen rothen Heller, und Sie können auch Ihrer Tochter höchstens einige gedrechselte Tisch- und Stuhlbeine mitgeben! Da soll ja der Donner und das Wetter dreinschlagen! Und bis dahin soll sich die Luise im Dienste herumhunzen lassen, während

sie, wenn Sie meinen Vorschlag annähmen, ein freies, selbständiges Leben führen und ihre eigene Herrin sein könnte?“

Pfiffig hob flehend die Hände. Der Domänenrath hatte sich durch seinen Zornausbruch abgeföhlt. „Nun gut, sagte er, „ich will Luise ihrem Verlobten nicht abspenstig machen. Das hindert ja nicht, meinen Vorschlag anzunehmen. Sie kann sich bis zu ihrer Verheirathung ein hübsches Vermögen verdienen und damit den Armenfündergehalt des Herrn Assessors cum voto Kreuzdorn in angenehmer Weise aufbessern.“

„Es geht nicht, es geht wirklich nicht,“ jammerte Pfiffig. „Ich erkenne ja Ihren guten Willen, Ihre fast väterliche Fürsorge für meine Tochter an — aber bedenken Sie doch, lieber Domänenrath, Kreuzdorn wird ja nicht immer Assessor bleiben, er wird Landrichter, später Hofgerichtsrath werden!“

„Wir wollen's hoffen,“ brummte der Domänenrath. „Aber was thut das zur Sache, daß Ihre Luise später einmal Frau Hofgerichtsräthin werden kann?“

„Doch, verehrtester Freund, thut das zur Sache!“ sagte Pfiffig entschieden. „Eine Frau Hofgerichtsräthin aus guter Familie kann nicht Modistin gewesen sein, kann keinen offenen Laden gehabt haben. Das ist platterdings unmöglich!“

„Ich werde mit Luise selber sprechen, sobald ich sie sehe. Einstweilen Gott befohlen!“ sagte der Domänenrath, sich zur Thüre wendend.

Die Gelegenheit fand sich bald. Das Mädchen weinte, rang die Hände, war aber eben so fest, wie ihr Vater. Der Domänenrath fuhr, wie er sagte, mit Glanz ab. Er wüthete einige Zeit gegen die Dummheit der Menschen, führte giftige Stachelreden über Standesvorurtheile, dämliche Albernheiten und ähnliche Dinge, spielte aber dann sein Schach weiter und schlug sich die Sache aus dem Sinne. —

Der junge Pfiffig tummelte sich, während seine Schwestern geduldig der Verheirathung und Versorgung entgegen dienten, mit den Dorfjungen in und außer der Schule herum. Er verdiente seinen Namen. Vom Vater hatte er das mechanische Talent geerbt, von der Mutter eine gewisse Fähigkeit im Ertragen kleiner Mühseligkeiten. In der Schule lernte er wenig, immerhin aber so viel, als ihm der Schulmeister geben konnte; von dem Vater etwas mehr, da dieser ihm einigen weiteren Unterricht, sogar im Lateinischen, angedeihen ließ. Am meisten aber lernte er von den Kindern der Juden, mit welchen er am liebsten umging, obgleich sie von den andern Jungen gemieden, ja selbst mißhandelt wurden. Dafür waren ihm diese anhänglich und treu ergeben. Bald war „Pfarrers Wilhelm“ in allen Judenfamilien gern gesehen und als offener Kopf und schlagfertiger Antworter beliebt. Alt und Jung förderte ihn nach Kräften; und wenn es galt, ein gutes Wort für ihn einzulegen oder ihn von der Strafe für begangene Bubenstreiche loszuschwachen, so waren seine semitischen Freunde stets bereit.

Es gab Händel und Schlägereien genug, sowohl im Dorfe, als mit der Schuljugend der benachbarten Dörfer, bei welchen der junge Pfiffig nie fehlte. „Für meinen Wilhelm ist mir nicht bange,“ pflegte Vater Pfiffig zu sagen, wenn man ihm von Schrammen, Beulen und Löchern im Kopfe berichtete; „für meinen Wilhelm ist mir nicht bange, der ist immer auf einen klugen Rückzug bedacht. Das hat er von seinen alttestamentlichen Kameraden gelernt!“

Es war in der That ein schlauer Junge, der stets auf Mittel und Wege sann, sich gute Freunde zu machen. Er hatte des Domänenrathes ganzes Herz in sehr einfacher Weise gewonnen. Wohl wissend, daß dieser Morgens früh aus dem offenen Fenster die Thätigkeit des Gesundes controlirte, dann das Fenster schloß und erst gegen neun Uhr hinaus auf das Feld ritt, eilte er in Zeiten, wo die Arbeit pressirte, über den Hof. „Guten Morgen, Herr Domänenrath!“ „Ei! Guten Morgen, Wilhelm! Wohin so früh?“ „Ach! Hammartins Hannikel (Johann Martins Johann Nicolaus — man nannte im Dorfe die Bauern nur mit dem Vornamen, dem man den Vornamen des Vaters vorsezte) war gestern Abend bei uns und klagte sehr über Müdigkeit — Arme und Beine seien ihm wie zer- schlagen. Da wir nun keine Schule haben, so habe ich gedacht, ich wolle ihm ein Bißchen beim Kartoffel-Ausmachen helfen!“ „Recht,“ jagte der Domänenrath, „geh' nur!“ und schloß das Fenster. Der junge Pfiffig ging schnell über den Hof, schlug einen Bogen um die Gartenhecken, schlummerte zu Hause noch ein paar Stündchen und schlenderte dann auf das Feld zu Hannikel. Wenn der Domänenrath hoch zu Roß erschien, war der Junge neben dem befreundeten Tagelöhner in eifrigster Arbeit. „Du bist ein braver Junge!“ jagte der Domänenrath, indem er ihm mit der Reitpeitsche sanft auf den Kopf tippte. „Ich werde Dir's gedenken. Ver- laß Dich auf mich!“

Der Pfarrer in Nuheim beschäftigte sich in seinen Mußestunden, deren er sehr viele hatte, mit höherer Mathematik. Er suchte eine algebraische Formel für das „große X des Weltalls“, freilich ohne Erfolg und gab sich alle erdenkliche Mühe, den Schulmeister, der nur mit Mühe bis zur Regel de tri durchgedrungen war, und den Küster, welcher die Armen- rechnungen zu führen hatte, in der edlen Wissenschaft weiter zu bringen. Vergebliche Anstrengungen! Der Pfarrer steckte offenbar das Ziel zu hoch. Dem Schulmeister hatte er ein Lehrbuch der Geometrie zum Studium gegeben, das von den Winkeln ausging und in dem viel von Sinus und Cosinus die Rede war. Nach einiger Zeit brachte der Schulmeister das Buch wieder. „Haben Sie es verstanden?“ fragte der Pfarrer. „Manches wohl,“ antwortete der Schulmeister, „aber mit der Regel Cos. konnte ich nicht in das Klare kommen.“ Noch schlimmer erging es ihm mit dem Küster. „Hundertsechszunddreißig Gulden dreißig Kreuzer und drei Heller Einnahmen, eben so viel Ausgaben,“ sagte der Pfarrer, nachdem er die

Rechnung durchgelesen, „bleibt Null.“ „Nein, Herr Pfarrer,“ sagte der Küster, „geht auf!“ „Ja wohl,“ meinte der Pfarrer, indem er sein „Vidi“ unter die Rechnung setzte, „und für einen Kreuzer Schnupstabaß bleibt übrig!“ „Mag wohl sein,“ sprach der Küster, der sich viel auf seine Wetterbeobachtungen einbildete, „aber oft bleibt noch mehr übrig, wenn Wind ist. Sehen Sie einmal, Herr Pfarrer, jetzt bläst es schon seit drei Wochen immer aus demselben Loche! Man sollte meinen, es müßte doch endlich einmal alle werden! Aber nichts da, es bleibt immer noch Wind übrig!“

Der Pfarrer wandte sich an die jüngere Generation, indem er einigen Pächtersöhnen der Umgegend und seinen eigenen Kindern mathematischen Privatunterricht gab. Der Domänenrath drang darauf, daß der junge Pffiffig ebenfalls an diesem Unterrichte theilnehme und setzte es trotz des anfänglichen Widerspruches des Vaters durch, der lieber die zwei Nachmittage, während welcher Wilhelm nach Nuheim pilgerte, dem Lateinischen gewidmet hätte. „Mit Eurem Latein,“ polterte der Domänenrath, „kann er keinen Hund aus dem Ofen locken! Ich weiß wohl, Ihr laßt gerne fünf gerade sein und elf ein Dukend! Ich zahle die Stunden und damit Basta! Rechnen und Zählen ist wie Essen und Trinken; es hält Leib und Seele zusammen!“

Wenn der Vater Pffiffig das Drehjeln und Spritzen-Putzen, der Pfarrer von Nuheim die Mathematik als Liebhaberei betrieb, so beschäftigte sich der Domänenrath leidenschaftlich mit Naturgeschichte, besonders mit den auf Landwirthschaft und Gartenbau sich beziehenden Zweigen derselben. Er sammelte Schmetterlinge, Käfer, allerlei „Klewern“, wie die Bauern sagten, verstand Vögel auszustopfen, hatte eine Thiersammlung, zu deren Bereicherung die Dorfsjungen gegen kleinen Entgelt gern behülflich waren, und lag mit der ganzen Gemeinde beständig in Streit wegen der Maulwürfe, Spitzmäuse, Eulen, Igel, Fledermäuse, Neuntödter und Kröten. Die Gemeinde zahlte einen Maulwurfänger; der Domänenrath aber verweigerte die Entrichtung der auf ihn fallenden Quote, und es kam bis zu einer Beschwerde gegen ihn bei dem Landrath, welche der Bürgermeister in einem weitläufigen Documente auseinander setzte, das den Titel führte: Acta in Sachen der Maulwürfe der Gemeinde Mochheim gegen den gräflichen Geheimen Domänenrath Herrn Raumann, Wohlgeboren.

Der junge Pffiffig ging dem Domänenrathe mit Eifer zur Hand. Dieser beschenkte ihn mit Schmetterlingsgarnen und Raupenzwingern, lehrte ihn das Abbalgen und Ausstopfen der Vögel, leitete ihn zu selbstständigen Beobachtungen an; verstattete ihm die Benutzung seiner Bibliothek, die ziemlich reich an naturgeschichtlichen Werken und Reisebeschreibungen war und verfehlte nicht, ihn zu Weihnachten und an seinem Geburtstage mit guten Büchern dieser Art „anzubinden“. Vater Pffiffig klagte auch über diese Zeitverschwendung; aber Wilhelm streifte lieber in Feld und Wald herum, als daß er zu Hause hinter lateinischen Grammatiken gefessen hätte, und

wußte besser die Namen der Schmetterlinge, die er aufspannte, als diejenigen der Apostel oder der römischen Kaiser. „Sie verderben mir den Jungen ganz und gar, Domänenrath,“ jammerte der alte Pfiffig. Der Domänenrath aber schüttelte den Kopf: „Lassen Sie's gut sein,“ beschwichtigte er; „was er bei Ihnen lernt, verschwigt er im Handumdrehen, das Andere bleibt ihm, weil er es sich selber in den Kopf festgenagelt hat.“

So kam die Zeit heran, wo man sich entscheiden mußte, welche Wege der junge Pfiffig einzuschlagen habe, um später zu einer „Versorgung“ zu gelangen. Es gab hitzige Debatten zwischen dem Domänenrath und dem Vater Pfiffig; aber dieser behielt um so mehr die Oberhand, als er von den übrigen Schächerbündlern sowohl, wie von der Mutter energisch unterstützt wurde. Der Domänenrath plädirte umsonst für eine technische und realistische Ausbildung; er ward überstimmt. Alle waren darin einig, daß der junge Pfiffig studiren, Theologie studiren und daß er deshalb so bald als möglich auf das Gymnasium geschickt werden müsse.

Aber hier lag, wie der Förster von Hahnheim versicherte, seines Gvatters Pfiffig Hase sehr stark im Pfeffer. Wie sollte man den Jungen in dem kleinen Landstädtchen erhalten, in welchem von Alters her ein Gymnasium vegetirte, das zur Zeit eine gewisse Bedeutung hatte als Landes-Gymnasium für das Gebiet des Grafen, der damals noch reichsummittelbarer Souverän war? Woher das Geld nehmen, ohne zu stehlen?

Zwar bot gerade dieses Gymnasium manche Vortheile. Man lebte dort wohlfeil; der Graf disponirte über einige kleine Stipendien von zwanzig oder dreißig Gulden jährlich, was immerhin genügte, Zimmer und Frühstück während der Studienmonate des ganzen Jahres zu bezahlen; das Städtchen war nur zwei Stunden Weges von Mockheim entfernt, so daß der Junge Samstag Abends in das väterliche Haus sich zurückziehen, dort den Sonntag zubringen und sogar Montags, wenn er früh Morgens ausmarschirte, noch rechtzeitig zu den Unterrichtsstunden einrücken und in seinem Kasten Würste, gesalzene Butter und Handkäse mitschleppen konnte, so daß er für seine Abendmahlzeit nur ein Kreuzerbrötchen nöthig hatte. Auch gingen die Juden in Geschäften fleißig zwischen Mockheim und dem Städtchen hin und her, nahmen gerne von der Frau Pfarrerin ein Päckchen für den Sohn mit, fügten auch wohl im Winter für ihren jungen Freund ein Töpfchen Gänsefett bei, das Morgens zu dem schalen Milchkafee, den seine Wirthin aus gerösteten Gelbrüben-Würfeln und Eicheln vortrefflich zu brauen verstand, ausgezeichnet mundete. Auch spendete der Domänenrath, welchem der junge Pfiffig Sonntags beim Ordnen seiner Sammlungen an die Hand ging, stets ein kleines Taschengeld; „denn“, pflegte er zu sagen, „Wilhelm muß sich bei Zeiten daran gewöhnen, hier und da einen Schoppen Bier zu trinken, damit er als Fuchs auf der Universität seinen Stiefel vertragen kann.“ Ferner hielt sich der Graf alljährlich in dem Städtchen einige Monate auf, und dann steckte Schwester Louise,

die nebenbei für einige Modehandlungen in der Residenz arbeitete, ihm die wenigen Groschen zu, welche dem Bräutigam nicht zugewendet wurden, der als Referendar an dem Landgerichte Trübsal nach Noten blies und an seinem Bund Federn kaute, statt an einem saftigen Beefsteak.

Außerdem bot das Gymnasium noch andere Vortheile dar, die Vater Pfiffig wohl zu würdigen wußte. Da es nur von sogenannten „Kümmel-türken“ besucht war, nämlich Knaben aus den gräßlichen Landen, die nicht viel des Holzes lieferten, aus welchem man Beamte oder gar Gelehrte schnitzen konnte, so sahen die drei Lehrer, welche die ihnen anvertraute Jugend bis zur Schwelle der Universität führen sollten, sehr darauf, so viele Zöglinge als möglich unter ihre väterliche Obhut zu bekommen. Es war unerhört, daß ein Knabe in der Aufnahmeprüfung durchgefallen wäre, und alle Abiturienten bestanden das Maturitäts-Examen glänzend, vorausgesetzt, daß es dem Herrn Gymnasialarchen in der Residenz nicht einfiel, dem Examen beizuwohnen, wo dann freilich Holland in Noth war. Nun war der junge Pfiffig in Mathematik gehörig geschult und sogar dem Lehrer, der diese übernommen hatte, weit überlegen. Dieser, ein ehemaliger Candidat der Theologie, hatte nach dem Grundsatz: Docendo discimus, sich dieses Lehrfach zu seinen philologischen Stunden nur aus dem Grunde erbeten, weil er absolut gar nichts davon verstand und auf diese Weise sich einige Kenntnisse in der Mathematik anzueignen hoffte. Als er inne ward, daß der junge Pfiffig schon Algebra getrieben hatte und Gleichungen des ersten Grades spielend löste, erbot er sich, demselben unentgeltlich Privatstunden in den alten Sprachen und in der Mathematik zu ertheilen. In Latein und Griechisch war Wilhelm sehr zurück, hier lernte er von seinem Lehrer; in der Mathematik dagegen lernte der Lehrer von ihm — und so war Beiden geholfen.

Man konnte wohl sagen, daß in dem Gymnasium nur Lateinisch und Griechisch getrieben wurde. Die drei Lehrer waren hartgesottene Philologen; Deutsch, Geschichte, Geographie, Mathematik waren mißliebige Nebenfächer, und von Naturwissenschaften war gar nicht die Rede. In der Geschichte gelangten die Schüler der Prima höchstens bis zu Karl dem Großen, gewöhnlich aber blieben sie schon mit Varus im Teutoburger Walde stecken; der Unterricht im Deutschen umfaßte ein philologisches Studium des ersten Gesanges des Nibelungenliedes und das Auswendiglernen ausgewählter Fabeln von Gellert, Pfeffel und Lichtwer; bei dem feierlichen Actus zum Schluß des Schuljahres declamirte ein besonders befähigter Schüler eine Ballade von Schiller oder Bürger. Hier aber entstand fast regelmäßig ein kleiner Zwist; der Schüler begeisterte sich scheinbar für „Mörös, den Dolch im Gewande“, der Director aber, ein Zelote für Monarchie und Lutherthum, wollte von einem solchen revolutionären Gedichte nichts hören und entschied für den „Taucher“, den „Kampf mit dem Drachen“ oder „Lenore“, wenn auch diese einen gewissen erotischen und mystischen Beigeschmack hatte. Pfiffig

wurde einmal während eines Sonntages bei Wasser und Brot in das Carcer gesperrt, weil er sich erfrecht hatte, statt der Lenore das schöne Gedicht „Frau Schnipsen hatte Korn im Stroh Und hielt sich weiblich lecker“ declamiren zu wollen. Der fromme Director gerieth in große Aufregung ob dieser lasterhaften Auflehnung eines Schülers gegen geheiligte Traditionen; er brachte den betrübenden Vorfall vor die Lehrer-Conferenz und beantragte die Ausmerzung des räudigen Schafes, das die ganze Heerde anstecken könne. Der junge Pfiffig vertheidigte sich nicht ohne Geschick. Er spielte den Naiven und Unschuldigen. Der Herr Doctor (dies war der Lehrer der deutschen Sprache und Literatur) habe ihm einen Band Gedichte mit der Aufforderung zugestellt, eines derselben auswendig zu lernen, ohne aber ein bestimmtes Gedicht näher zu bezeichnen. Diese Angabe mußte der Herr Doctor als wahrheitsgetreu bezeugen. Er, Pfiffig, habe nun den Band über den Sonntag nach Hause genommen und ihn dem Herrn Domänenrath Naumann mit der Bitte vorgelegt, ihm ein geeignetes Stück zu bezeichnen. Dieser habe „Frau Schnips“ ausgewählt, und er habe es gelernt im Vertrauen auf den guten Geschmack des Herrn Domänenraths.

Der Director wurde blaß vor Aerger, denn er lag in beständigem kleinem Kriege mit dem Domänenrath, der ihm schon manchen Schabernack gespielt, sich an öffentlichen Orten über seine Pedanterie lustig gemacht und sogar einmal an der gräßlichen Tafel sich erlaubt hatte, bei Gelegenheit eines Gespräches über amerikanische Verhältnisse, wo der Director einige abfällige Urtheile über „banauische Erziehung“ gefällt hatte, ihm in das Gesicht zu sagen, daß er davon keine blasse Ahnung habe und auch gänzlich unfähig sei, dieselben zu beurtheilen. Aber immerhin war die Berufung auf den Domänenrath, von dem Alle wußten, daß er bei dem Grafen einen großen Stein im Brette habe, ein hoher Trumpf, der das Spiel insofern zu Pfiffigs Gunsten entschied. Man ließ Gnade für Recht ergehen und bestrafte ihn nur mit Einsperrung während eines Sonntages im Carcer bei Wasser und Brot und mit einer eindringlichen Rede des Directors, worin dieser besonders gegen die Verführungen donnerte, welchen unerfahrene Schüler von Seiten der Gottlosen und der Spötter ausgesetzt seien.

Dem jungen Pfiffig erging es bei der Rede, wie es schon manchem seiner Mitschüler ergangen war — „er glaubt' es gern, auch ohn' es gern zu hören“; er hielt sich stets in wohlgemessener Entfernung, weil er wußte, daß dem Director im Eifer die Hand ausfuhr und in schmerzliche Berührung mit der Backe kam; und als er endlich glücklich die Thüre hinter sich geschlossen hatte, sprang er die Treppe zu Vieren hinab und rannte zu einem Kameraden, dessen Vater Bierbrauer war und den durstigen Jungen, die keine Aneipe besuchen durften, die nöthigen Erfrischungen auf die Stube seines Sohnes bringen ließ.

Mehr Sorgen machte dem jungen Pffiffig der Fasttag im Carcer bei Wasser und Brot. Aber der Bierbrauer, dem sein Sohn den Spaß erzählt hatte, war ein joviales Gemüth und dem Director, schon des Wirthshausverbotes wegen, nicht grün.

„Wenn Du mit Deinem Vater wegen des Ausbleibens am Sonntag auskommen kannst,“ sagte er, so brauchst Du Dir wegen des Fastens keine grauen Haar wachsen zu lassen. Nimm Dir einen Strick mit, der vom Fenster bis auf den Boden reicht. Ich werde den Bedell zu einem Extraschoppen einladen, dem er nicht gram ist, und während der Zeit, wo er bei mir sitzt, kann Dir mein Karl einen Kestelkorb mit Essen und Trinken bringen, den Du am Stricke hinaufziehst. Dem Bedanten von Director wollen wir schon eine Nase drehen! Es ist ja schändlich, einem Jungen, der gerade im besten Wachsthum ist, seines Leibes Nahrung und Nothdurft verkümmern zu wollen.“

Gesagt, gethan. Der junge Pffiffig versicherte später, er habe noch niemals besser gelebt, als im Carcer bei Wasser und Brot.

Er war also im Gymnasium und arbeitete sich langsam hinauf, von Bank zu Bank, von Ordnung zu Ordnung. Aber damit waren die Sorgen des alten Pffiffig nicht gehoben. Woher Geld nehmen und nicht stehlen? Die Frage beschäftigte den Pfarrer unablässig. Er wurde misanthropisch, zerstreut, schlich gesenkten Hauptes umher, zeigte nicht mehr den früheren Lebensmuth und sah so gelb im Gesichte aus, daß seine Frau anfing, Besorgniß um ihn zu empfinden. Sie fragte den Doctor.

„Bah,“ sagte dieser, „Ihrem Manne fehlt gar nichts, als eine bessere Pfarre!“

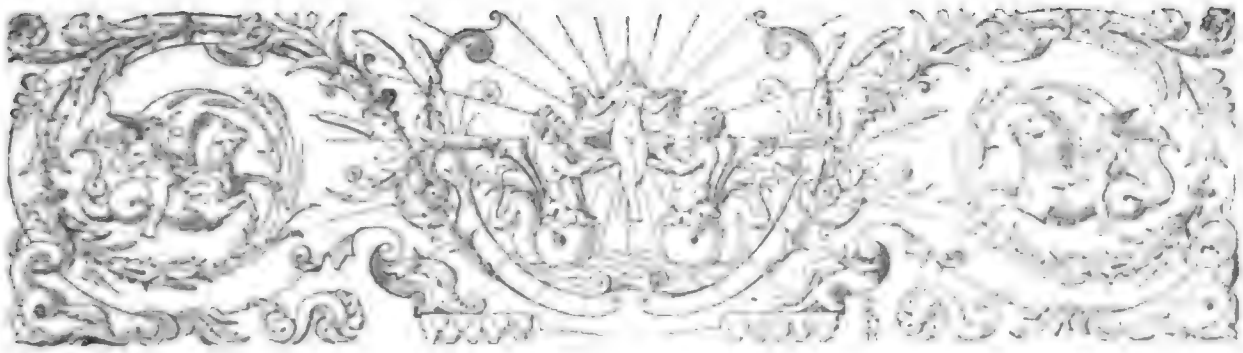
Endlich kam eine unerwartete Hülfe. Der Graf hatte einen entfernten Verwandten, der, wie man zu sagen pflegte, nicht recht bei Troste war. Ein stiller Idiot, gutmüthig, gehorsam, willenlos, der eine unbändige Freude an allem Federvieh hatte und tagelang auf dem Hofe sitzen konnte, um den Hühnern, Gänsen und Enten zuzuschauen, die ihn bald als guten Kameraden erkannten.

„Der junge Baron Krähenau soll, nach dem Urtheile der Aerzte, irgendwo auf dem Lande untergebracht werden,“ sagte eines Tages der Domänenrath zu Pffiffig. „Der Graf hat mir davon gesprochen. Wie wäre es, Pfarrer, wenn Sie ihn in Pension nähmen? Platz haben Sie genug im Hause, seitdem die Kinder ausgeflogen sind; Ihre Frau ist gerade die rechte, um ihn zu bemuttern, und Sie können dann auch ein Glas Bordeaux mit ihm trinken, das ihm zur Kur vorgegeschrieben ist. Wenn's ihm nicht hilft, so thut es Ihnen doch gut, und das Geld, was nebenab fällt, ist auch nicht zu verachten. Von der Pension, die für ihn gezahlt wird, können zwei Pfarrer leben. Ueberlegen Sie's mit Ihrer Frau, und sagen Sie mir bald Antwort!“

Der Handel war schnell abgeschlossen, und eines Tages sahen die

Wockheimer mit einiger Verwunderung, daß ihr Pfarrer „sich einen Narren angeschnallt“ habe. Das Experiment gelang über Erwarten gut. Der Idiot saß seelenvergnügt, Sommers wie Winters, auf dem Hofe unter dem Federvieh, wenn er nicht an der Schürze der Frau Pfarrerin hing, der er folgte wie ein Hündchen; er war nie krank oder auch nur verschmupft und machte den Pfarrersleuten in dieser Beziehung keine Sorgen. Der alte Pfiffig wurde wieder munter, bekam rothe Backen und predigte von dem Wechsel des irdischen Glückes; und der junge Pfiffig wurde stattlich in Kleidern und trug sogar eine Polonaise mit Schnüren und im Winter einen sogenannten „Schmußer“, einen langen Ueberrock mit Sammtkragen. Freilich nagte das Bewußtsein, daß seine Eltern nur seines Studiums wegen sich die Last mit dem Idioten aufgehals hätten, einigermaßen an der fröhlichen Benutzung des dadurch errassenen Geldes; aber dieses Bewußtsein trat nur in jenen, zuweilen bei Studenten vorkommenden Zuständen hervor, welche sehr bezeichnend „das trunkene Glend“ genannt werden. Inmitten der ausgelassensten Fröhlichkeit wurde dann der junge Pfiffig plötzlich traurig, senkte den Kopf und heulte „wie ein Schloßhund“ in Jammertönen über das Glend seiner Eltern, die das Unglück hätten, einen verlotterten Sprößling zu besitzen, der das sauer erworbene „Narrengeld“ in lustiger Gesellschaft verknepfe, statt auf seiner Bude zu hocken und zu ochen. Die Kameraden trösteten den in Thränen zerfließenden Pfiffig so gut sie in solchen Momenten selbst dazu im Stande waren, durch Salamanderreiben und Borkneipen, zogen aber aus solchen Vorkommnissen den Schluß, daß Pfiffig sehr viel deutsches Gemüth und Innerlichkeit besitze.

Wilhelm war unterdessen achtzehn Jahre alt geworden und an der Schwelle der Selecta (Ober-Prima) angelangt, wo er sich für sein künftiges Universitätsstudium definitiv entscheiden sollte. Dies war schon deshalb nöthig, weil es für die Eltern keine Frage war, daß Wilhelm Theologie studiren und, wie sein Vater, Pfarrer werden müsse. Vater Pfiffig hatte freilich einige Zweifel über den Beruf des Jungen zu dem heiligen Ministerium, welche durch den Domänenrath und den Doctor, der einmal wöchentlich zum Besuche des Idioten kam, unterstützt und genährt wurden; aber er kämpfte diese Zweifel nieder, als er durch die Indiscretion eines Kameraden Wilhelms gehört hatte, wie viel Gemüth dieser besitze. Aber auch wenn Vater Pfiffig seinen Freunden hätte Gehör schenken wollen, so wäre er nicht im Stande gewesen, seinen Willen seiner Frau gegenüber durchzusetzen. Die Pfarrerin war das gutmüthigste Wesen von der Welt; sie ordnete sich in allen Dingen, welche nicht das Küchenregiment, den Haushalt, das Stopfen der Strümpfe und das Flicken der Kleider betrafen, ohne Murren der höheren Einsicht des Mannes unter; aber in diesem Punkte, erklärte sie, fürchte sie sich vor keinen Mannsleuten. Sie habe den Sohn zum Pfarrer geboren, und Pfarrer müsse er werden, selbst wenn sie noch drei Narren in's Haus nehmen müsse.



Wie ich in die Literatur kam.

Von

Karl Frenzel.

— Berlin. —

Die Jahre 1813, 1848, 1870 sind die Bildner der deutschen Volksseele und des deutschen Lebens in diesem Jahrhundert. Wer eins von ihnen als Jüngling erlebte, hat einen unzerstörbaren Eindruck von ihm empfangen. Selbst wenn er es wollte, vermöchte er aus seinem Denken und Fühlen den Stempel nicht fortzuwischen, der ihnen damals wie von einer unsichtbaren Macht aufgedrückt wurde. Zwei Monate über zwanzig Jahre war ich alt, als die Februarrevolution ausbrach. Eine unermessliche Sehnsucht erfüllte sich damit; die Freiheit, auf die wir Alle gehofft, zu der wir Alle, jeder in seiner Sprache gebetet, war da. Wie mit einem Zauberstrich waren der Widerstand, der Stumpf Sinn und die Trägheit der Welt gebrochen; wie hätten wir an das Ideal nicht glauben sollen, das ein solches Wunder verrichtet!

Nicht wie Parsifal der reine Thor mit staunenden Augen und blödem Herzen dem wunderbaren Schauspiel in der Graalsburg zusieht, betrachtete ich die Ereignisse. Mit erregtem Gemüthe folgte ich ihnen, denn längst hielt ich mich selbst mit dem Hochmuth der Jugend für einen „Mitverschworenen der großen Zukunft“. Dem mir theuersten und geistig bedeutendsten meiner Lehrer verdanke ich wie die Erweckung meines literarischen Sinnes die Sehnsucht nach einem freien und einigen Vaterlande. Friedrich Köppen unterrichtete im Anfang der vierziger Jahre in den oberen Klassen der Dorotheenstädtischen Realschule; aus dem alten Hause dicht gegenüber dem Ausgangsportal des Stadtbahnhofes in der Georgenstraße ist jetzt eine Gemeindefschule geworden, während das Realgymnasium einige Schritte weiter

Bei ihm lernte ich den unbeschreiblichen Genuß kennen, ein verbotenes Buch wie Heine's Winternächten „Deutschland“ und Herwegh's Gedichte in der Hand zu halten. Eine alte Freundschaft verband ihn mit Bruno und Edgar Bauer, mit Ludwig Buhl und Max Stirner, und es konnte nicht fehlen, daß ein verlorenes Echo der genialisch-tollen Symposien, die sie mit einander in Hippel's Weinstube hielten, in den Gesprächen des Lehrers mit dem Schüler zuweilen widerklang. Wie sehr diese Einflüsse und Anregungen, die keineswegs nur nihilistischer Art waren, sondern mir eine Fülle eigenthümlicher Gedanken über Geschichte und Philosophie zuführten, auch in der Zukunft mir zum Guten ausschlugen, in der Gegenwart bereiteten sie dem Secundaner und Primaner des Werder'schen Gymnasiums, unter dem strengen und steifen Pädagogen Bonnell, manche Verlegenheit. Nur meine Geschicklichkeit in der rhythmischen Uebersetzung Horazischer Oden und mein gutes Gedächtniß für Geschichtsdaten und Gesangbuchverse bewahrten mich immer auf's Neue vor dem ärgsten Zorne des kleinen, in seiner Weise vortrefflichen und gelehrten Mannes; vor dem Carcer haben sie mich freilich nicht gerettet. Und nicht als Freunde sind wir Beide von einander geschieden. Von seinem Standpunkt aus mußte er mich als einen verlorenen literarischen Bummel betrachten. Da war es mir, als seine früheren Schüler, Freunde und Genossen im Jahre 1873 sein Dienstjubiläum festlich begingen, eine große Genugthuung, mit ihm auf die alten Zeiten anzustoßen und von ihm zu hören, daß er die Artikel, die ich während des französischen Krieges für die „National-Zeitung“ geschrieben, sich ausgeschnitten habe und als Erinnerung aufbewahre. Das Einzige, was der Literat in mir ihm verdankt, ist die Bekanntschaft mit Schleiermacher's Schriften. In seiner Jugend war Bonnell ein eifriger Hörer und Verehrer des berühmten Predigers der Dreifaltigkeitskirche, später im Vorstand einer Schleiermacher-Stiftung, und er liebte es, in dem Religionsunterricht, den er in der Prima ertheilte, von Schleiermacher zu sprechen, in einem Ton, der merkwürdig von seinem gewohnten lehrhaft trockenen Vortrag abstach.

Stärker und tiefer aber, als diese Einwirkungen der Schule, waren die der Familie und der Umgebung auf meine literarische Entwicklung. Zola's „milieu“ ist auch für mich entscheidend gewesen. Ich bin im Schatten der alten Petrikirche geboren und im Schatten der Nicolaikirche aufgewachsen; mein Vater stammte aus Sachsen, meine Mutter war eine geborene Berlinerin. Schon im frühen Kindesalter verlor ich den Vater, und die Mutter mußte sich mit zwei Kindern mühsam durch's Leben schlagen. Wir lebten nicht gerade in ärmlichen, doch in engen Verhältnissen, wo jeder Groschen zweimal umgedreht werden mußte, ehe er ausgegeben werden durfte. Hülfreich mit Rath und That nahm sich ein guter Mann, der Gatte ihrer jüngeren Schwester, der Wittwe und der Kinder an. Seines Zeichens ein ehrsammer Buchbinder, in jenen Tagen, wo das Handwerk

auch in Berlin noch einen goldenen Boden fand, hatte der Oheim Laden und Werkstatt an der Ecke der Dorotheen- und Friedrichstraße. Die Nähe der Universität, der Academie und des Friedrich-Wilhelm-Instituts verschaffte ihm eine gelehrte Kundschaft: Professoren, junge Aerzte, Studenten gingen in seinem Laden aus und ein. Freundlich und gesprächig, wie der Berliner sagt: mit dem Sinn für das Höhere, in seinen jüngeren Jahren ein ansehnlicher Mann, gewann er sich die Achtung und Freundschaft von Männern und Frauen, deren Lebensstellung und Bildung die seinige übertrugte. In treuem Gedächtniß bewahrte er die Erinnerung an die unglückliche, schöne und phantastische Charlotte Stieglitz, die, um ihren Mann durch einen ungeheuren Schmerz und Schicksalsschlag aus der Mittelmäßigkeit seines Wesens zu einem großen Dichter zu erheben, sich den Dolch in die Brust gestossen hatte. Wiederholt war sie, Arm in Arm mit ihrem Gatten, in dem Laden des Oheims gewesen und hatte manche Stunde mit ihm verplaudert. Ihr Biograph, der jugendlich kecke Theodor Mundt, gehörte ebenfalls zu „unseren Kunden“. Diese Bekanntschaften und dieser Verkehr verbreiteten einen literarischen Duft und Hauch in der Familie, den schon der Knabe, unbewußt, welche Luft er einathmete, begierig einjog. Die große Angelegenheit des damaligen Berlins war das Theater. Das Schauspielhaus und das Königsstädtische Theater wetteiferten mit einander um die Gunst des Publikums. Da Alles, was jetzt das Kleinbürgerthum beschäftigt und seine Mußestunden in Anspruch nimmt, politische Wahlen, der Bezirksverein, das Antisemitenthum, die Vierbankpolitik, in den dreißiger Jahren außerhalb seines Gesichtskreises und seiner Neigungen lag, das café chantant noch nicht erfunden war, die Volkconcerte noch keinen festen Fuß in unserer Stadt gefaßt hatten, das Lesebedürfniß sich noch in bescheidenen Grenzen hielt, bildete das Theater mit seinem Darum und Daran von Coulißengeschichten und Schauspielereitelkeiten den Mittelpunkt des Gesprächs und des Vergnügens. Hier war die sonnige Höhe, unter der tief im Nebel der Bedürftigkeit das Alltagsleben mit seinem Einerlei von Arbeit und Sorgen lag. Und diese Höhe war selbst für die Masse der kleinen Leute nicht unerreichbar, die Eintrittspreise waren im Durchschnitt um die Hälfte, um zwei Drittel billiger als jetzt. Keine Bürgerfamilie schämte sich, im dritten Range des Schauspielhauses, im Amphitheater des Opernhauses Platz zu nehmen. Da kein Bierpalast und kein Verein den Handwerkern allabendlich das Geld aus der Tasche zog, war zu dem Theaterbesuch am Sonntag meist der Thaler für Mann und Frau vorhanden. Dabei hatte man noch über das Vergnügen hinaus die für den echten alten Berliner erhebende Empfindung, sich zu bilden. Weniger als jetzt legte man Gewicht auf die neuen Stücke; weit trat in der Kritik wie in der öffentlichen Meinung und dem allgemeinen Interesse der Dichter hinter dem Schauspieler zurück. Schon der heranwachsende Knabe hörte von großen Schauspielern; Nebenstein und Krüger waren das Entzücken

meiner Mutter, erst von Ludwig Devrient und dann von Seydelmann erzählt der Oheim. Der Streit, den die Frau Crelinger mit dem Fräulein Charlotte von Hagn über allerlei Rollen führte, die sie ihren Töchtern zuwenden wollte, wurde auch im Buchbinderladen der Dorotheenstraße eifrig besprochen.

Wohl wäre für unsere beschränkten Mittel ein häufiger Theaterbesuch eine Unmöglichkeit gewesen, hätte sich nicht eine freundliche Fee in der Gestalt einer alternden Jungfer eingestellt, die eine Jugendfreundin meiner Mutter war. Ihrer Geschicklichkeit im Schneidern — eine Kunst, die damals auch leichter zu erwerben war, als bei den heutigen Moden —, ihrer Anstelligkeit und ihrem guten Aussehen und feinem Betragen verdankte Minna Schrader ihre Stellung in der Garderobe der Fürstin von Liegnitz, der zweiten Gemahlin Friedrich Wilhelm's III. Sie wohnte in dem Prinzessinnenpalais, unter dem Dache zwar, aber in zwei geräumigen Kammern, nach der Gartenseite, und begleitete die Fürstin auf ihren Reisen und während des Sommers nach Potsdam, Charlottenburg und Schönhausen. Bis zum Tode ihrer Herrin ist die treue Dienerin in ihrem Dienste geblieben. Als zum Hofe gehörig, hatte sie ein-, auch wohl zweimal in der Woche zwei Freibillette zu den königlichen Theatern und bedachte uns freigebig damit. So blieb es für mich nicht bei dem bloßen Hören von den Wundern des Theaters; mit eigenen Augen sah ich sie, mit lauschenden Ohren und pochendem Herzen vernahm ich eine melodische Sprache mir entgegentönen, die der zwölfjährige Knabe nur halb verstand, die ihn aber um so stärker berauschte. Denn streng hielt der Oheim darauf, daß ich, wie wir jetzt sagen würden, einzig klassische Vorstellungen besuchte. Minna Schrader erwies sich indessen auch noch nach anderen Seiten hin als eine wohlthätige Fee. Ich durfte sie im Palais besuchen, nach Charlottenburg zu ihr hinauskommen, dort und in Schönhausen, wo die Fürstin die ersten Sommer, nach dem Tode des Königs, zubrachte, zuweilen vom Sonnabend auf den Sonntag übernachten. Blöde und schüchtern starrte ich, wie durch einen von unsichtbarer Hand aufgehobenen Vorhang, in diese fremde, prächtige Welt des Hofes hinein. Wie alle langjährigen und vertrauten Diener einer vornehmen Herrschaft fand die gute Minna ein besonderes Vergnügen daran, wenn die Gelegenheit es erlaubte, mir die Herrlichkeiten der Gemächer zu zeigen, die ihre Herrin bewohnte: sie konnte sich in dem Abglanz, der davon auch auf sie fiel, und in der sprachlosen Verwunderung, mit der ich Alles betrachtete. Einmal sind wir dabei von der Durchlaucht überrascht worden, aber ich muß mich trotz meines ersten Schrecks tapfer gehalten haben, denn ich durfte ihr etwas vordeclamiren, ein Duzend Verse aus Schiller's „Bürgschaft“, und sie schenkte mir eine schöne Mütze. Auch den alten König hab' ich aus der Entfernung, halb hinter einer Thür verborgen, langsam am Arm der Fürstin an mir vorüberschreiten gesehen, aus der Halle in den Garten hinein, dem kleinen Theehäuschen am Ufer der

Spree, unter den schattenspendenden Kastanien, zu. Jetzt ist dieser Theil des Charlottenburger Parkes, rings um den erst von Friedrich Wilhelm III. an das alte Schloß angebauten Flügel, meist abgeperrt, und das kleine Theehaus wegen seiner Verfallenheit längst nicht mehr zu betreten. Wie fest, beinahe ohne mein Zuthun, sich diese Bilder auch meiner Phantasie eingeprägt haben: im Augenblick, wo ich sie erlebte, machten sie nicht entfernt den Eindruck auf mich, den die beiden großen, einsamen und melancholisch schönen Gärten von Charlottenburg und Schönhausen auf mich übten. In der Morgenfrühe und am späten Abend, wo sie für jeden Andern geschlossen waren, konnte ich sie durchwandern: mir rauschten ihre Bäume, mir dufteten ihre Jasminbüsche. Diese Gartenpoesie that es mir an, ich wußte nicht wie und wodurch — viele Jahre nachher ist sie, gleichsam aus dem Innersten meines Gemüths wieder auftauchend, der Untergrund meiner ersten novellistischen Versuche geworden.

Liebten die Mutter und Minna das Zarte und Empfindsame auf der Bühne, so machte mich ein anderer Bekannter mit jenem Dämon vertraut, den man, nach Voltaire's Meinung, im Leibe haben muß, will man ein großer Schauspieler oder ein großer dramatischer Dichter werden. Es hat Zeiten gegeben, wo Wilhelm Zimmermann mich wie unter einem magischen Banne hielt, ich fürchtete mich vor ihm und bewunderte ihn zugleich. Wir nannten ihn Alle den Doctor, obgleich ich nicht weiß, ob er diesen Titel, der seitdem freilich zu einer Art literarischer Nickelmünze geworden ist, mit Recht verdiente, auch nicht, wie er an den Rhein gekommen war. Aber es verging kein Tag, wo er nicht im Laden erschienen wäre und Himmel und Erde zusammengeschwagt hätte. Er mochte ein halbes Duzend Jahre weniger als der Rhein zählen, eine problematische Existenz, ohne Beruf und Arbeit, ohne Geld und oft ohne Obdach. Die Sage, die damals mit einem echten Hoffmann'schen Gruseln durch Berlin lief, daß mancher arme Schelm in dem Leichenwagen übernachtete, der von Abends sieben Uhr bis zum Morgen unbenuzt auf dem Gendarmenmarke in dem Winkel zwischen der französischen Kirche und dem Thurm stand, war für ihn mehrmals eine leidige Wirklichkeit. Er war der Sohn eines wunderlichen Gymnasial-Directors, aber früh von dem Vater aufgegeben und verstoßen. In unserer Gegenwart würde er mit seiner Findigkeit, seiner Bildung und Geistes-schärfe sich leicht als Journalist das Leben gefristet haben, allein um das Jahr 1838 war der Journalismus in Berlin eine brotlose Kunst. Sein natürlicher Hang zur Faulheit, sein Mangel an Stätigkeit wuchsen in der Bummellei und im Galgenhumor; wenn er durch die Uebersetzung einer Dissertation in das Lateinische, das damals noch für alle akademischen Arbeiten obligatorisch war, oder durch die Durchsicht der Correcturbogen eines gelehrten Werkes einige Thaler erworben hatte, so spielte er sich auf den Erösus auf, der die Welt in der Tasche hat. Da er kein Heim hatte, so machte er diese Arbeiten in der Wohnung des Rheims, in einer kleinen

Kammer, die nicht zu heizen war, Tag und Nacht schreibend, von einigen Brötchen und ein paar Tassen heißen Kaffee's lebend, da er jede festere Nahrung abwies. Seine eigentliche Leidenschaft war das Theater: eine wohlklingende Stimme, ein ungewöhnliches Nachahmungstalent befähigten ihn zum Schauspieler. Wie oft habe ich ihn ganze Scenen aus dem Repertoire Ludwig Devrient's und Seydelmann's spielen sehen. Alles, was ihm, war er einmal in das Feuer gerathen, unter die Hände fiel, der Kleistertopf wie die Papiersäge der Buchbinderwerkstatt, diente ihm zum Requisit, zu Doldh und Scepter; er hatte Augenblicke, wo er von einem Dämon besessen schien und mit seinen rollenden Augen, seinen lebhaften und sprechenden Bewegungen uns hinriß und erschreckte. Was davon Nachahmung, was Natur war, vermochte ich selbstverständlich nicht zu unterscheiden: wie es war, dünkte es den Knaben unnachahmlich. Durch einen Zufall kam Zimmermann aus dem wilden Gießbach, der ihn schließlich in die Tiefe gerissen haben würde, in ein ruhigeres Fahrwasser. Er wurde einer Goldschmiedswittwe in der Mohrenstraße zum Hauslehrer ihres Sohnes empfohlen, um denselben zum Abiturientenexamen vorzubereiten. Bald gefiel er der noch lebenslustigen Frau mit seinem klugen interessanten Gesicht und seiner strömenden Rede; als der Sohn seine Prüfung bestanden hatte und zur Universität abging, heirathete der Lehrer die Mutter. Anfänglich spielte er hinter dem Ladentisch als Verkäufer von silbernen Löffeln, Messern und Gabeln eine komische Figur, der Schnitt seines Kopfes und seine Geberden erinnerten zu sehr an den Schauspieler, aber allmählich lernte er sich in die neue Rolle schicken. Aller gemeinen Sorgen war er nun ledig, er konnte alte Schulden bezahlen, hatte immer Geld im Beutel und lebte nach dem Schlusse des Geschäfts seiner Theaterleidenschaft. In einer Sonnabendnacht ließ er den Laden und das daran stoßende Hinterzimmer ausräumen und verwandelte beide in eine Bühne, auf der er am Sonntagnachmittag vor einer geladenen Gesellschaft Scenen aus dem „Don Carlos“ auführte: er selbst Don Philipp, sein Stiefsohn der Infant, mein Onkel Marquis Posa. Als die abenteuerliche Vorstellung einen leidlichen Verlauf genommen, rief er pathetisch aus: „Ich komme mir vor wie Napoleon nach einer großen Schlacht!“ Ein anderes Mal habe ich ihn als Wallenstein gesehen, draußen auf der Bühne am Weinbergsweg, vor dem Rosenthalerthore, die später als „Mutter Gräbert's Theater“ bis in den Anfang der sechziger Jahre hinein sich des volksthümlichsten Rufes erfreute; er hatte das Theater für den Abend gemiethet, seinen Mitschauspielern das Schiller'sche Drama einstudirt und spielte nun, sich einen langgehegten Wunsch erfüllend, vor seinen Freunden und Bekannten den grüblerischen Feldherrn. Von seinem Laden in der Mohrenstraße blickte er über diesen Theil des Gendarmenmarktes hinweg nach dem Eckhause der Tauben- und Charlottenstraße, wo einst „meines Vetter's Eckfenster“ gewesen war; persönlich hatte er den Gespenster-Hoffmann nicht mehr gekannt, aber in der Weinstube

von Lutter und Wegner, die ihm schon wegen der Erinnerung an Ludwig Devrient eine geweihte Stätte war, genug von ihm gehört, um mit seinen Wiedererzählungen meine Einbildungskraft zu bezaubern. Wenn ich jetzt an ihn zurückdenke, den längst die Erde deckt, so erscheint er mir selbst als eine Hoffmann'sche Figur, mit seinem krausen Lebenslauf, seinem glatten, ewig beweglichen Gesicht, dem unheilbaren Miß zwischen seinen Neigungen und seiner bürgerlichen Stellung.

Unter dem Druck dieser geistigen Atmosphäre war es kein Wunder, daß ich zu dichten anfing, allerlei kindische Reimereien, zwischen Heine und Freiligrath schwebend, und ein romantisches Trauerspiel: „Die Eroberung Granada's.“ Das bekannte Geschichtswerk Prescott's über Ferdinand und Isabella von Spanien hatte mich dazu begeistert. Da ich nichts mehr von ihm übrig behalten habe, als das Personenverzeichnis, so vermag ich es keiner kritischen Prüfung zu unterziehen: jedenfalls verrieth es ein gewisses Formtalent, denn in der Behandlung der Sprache und des Verses verstand Köppen, der es als einer der ersten zu lesen bekam, keinen Spaß. Nicht als der erste, denn damals, 1845, wurde neben seiner Leitung und Kritik die eines Freundes über mich mächtig, der seitdem in unserem politischen und journalistischen Leben an hervorragender Stelle gestanden hat und noch steht. Alexander Meyer besuchte mit mir das Werder'sche Gymnasium in dem Fürstenhause der Kurstraße, in dem Winkel zwischen diesem und der alten Münze: wir saßen in denselben Klassen, rückten gemeinsam vor und hatten in der Meinung unserer Lehrer dieselben Vorzüge und dieselben Fehler. Zärtlich war unsere Jugendfreundschaft nicht, aber fest und dauernd. Wir mochten gegenseitig das Gefühl haben, einander zu ergänzen; ich wenigstens empfand das Bedürfnis und das Verlangen nach seinem Umgang, seinem Witz und seiner Ironie, wie empfindlich sie mich oft auch kränkte. Noch Jahre über unsere Studentenzeit hinaus sind wir unzertrennlich gewesen. Klar und scharfsinnig, wurzelte Alexander Meyer in der Satire, dafür fand er immer das richtige, zuweilen das schneidige Wort. Wenn ich mich nicht ganz in den Irrgarten der Phantastik verlor, so verdanke ich es seiner Kritik. Er nahm zu meinem Aerger und doch stets zu meinem Besten die Mondscheingebichte unter die naturwissenschaftliche Lupe und dämmte die dramatischen Entwürfe aus der Ueberfluthung mit Episoden und lyrischen „schönen“ Stellen in das Bett der verständigen Regel. Wohl wurden all dieser Scharfsinn und diese klugen Rathschläge an Werke verschwendet, die zuletzt doch das Licht der Welt nicht erblicken sollten, aber für meine eigene Entwicklung sind sie von unschätzbarem Werth gewesen. Einer Phantasie und Gefühlschwelgerei, die mich in's Wesenlose zu entführen drohte, gab der Freund gerade in den Jahren, wo wir für eine Kritik am empfänglichsten und am verwundbarsten sind, einen Stoß in die Wirklichkeit. Wenn ich jetzt so oft von den jungen Leuten mir den Vorwurf machen lassen muß, ohne Leidenschaft zu sein

und nichts zu wagen, so lächle ich still für mich, da ich es besser weiß, wie es um mich bestellt war, und danke im Stillen dem guten verständigen Merck-Alexander, der mich aus der Romantik in die Natur hinüberführen half.

So überbürdet und unter der Last der Schularbeit erliegend, wie gegenwärtig die Schüler der beiden oberen Klassen der Gymnasien, waren wir damals nicht, oder wir müssen die leichtsinnigsten Taugenichtse gewesen sein. Denn trotz aller Vorbereitungen auf Plato und Tacitus, trotz der lateinischen und der deutschen Aufsätze hatten wir Zeit, zu dichten, das Theater zu besuchen und selber Komödie zu spielen. Völl von diesen Schwärmereien, Zerstreuungen und Vergnügungen waren die Jahre 1846 und 1847 die glücklichsten und unvergeßlichsten meiner Jugend; wandelte ich doch schon als „gedruckter“ Dichter umher! Wir hatten in Berlin ein kleines Blatt mit dem anspruchsvollen Namen: „Berliner Figaro“. Gedruckt wurde es in der Adlerstraße und erschien, täuscht mich nicht mein Gedächtniß, dreimal in der Woche. Regelmäßig brachte es Theaterrecensionen, gelegentlich auch in französischer Sprache, über die Gesellschaft französischer Künstler, die bis in das Jahr 1848 hinein in unserem Schauspielhause als *comédiens du roi de Prusse* Vorstellungen gaben, allerlei „Vermisches“ und, was für mich die Hauptsache war, Gedichte. Unter dem Kriegsnamen „Carl Frey“ hatte ich dem Blatte einige Gedichte zugesandt, in der Ueberzeugung, daß sie viel besser wären, als diejenigen, die ich darin gelesen hatte — und Wunder über Wunder! sie wurden gedruckt, sämtlich gedruckt. Der Lorbeer des Lyrikers konnte mir nach solchen Anfängen nicht mehr entgehen, aber mein Sinn war auf Höheres gerichtet. Zu innig war meine bisherige Entwicklung mit der Bühne und dem Schauspielerthum verknüpft, als daß ich den wahren literarischen Ruhm auf einem andern Gebiete als auf den Brettern zu suchen vermocht hätte. „Das Urbild des Tartüffe“ und „Uriel Acosta“, „Gottsched und Gellert“ und „Die Karlschüler“, die wir sahen, die wir jetzt selber darzustellen beschloßen hatten — zwei andere Jugendfreunde, die damals auch nicht träumten, daß sie, wie ich, in der Journalistik ihren Beruf verfehlen würden, Moriz Gumbinner und Rusticus-Bauer, standen an der Spitze des verwegenen Unternehmens — „Judith“ und „Maria Magdalena“, die wir lasen, hatten uns Alle in ein hitziges Theaterfieber versetzt. Je nach der Begabung, sprang in den Einen mehr der Schauspielerlick, in den Andern der dichterische Trieb hervor. In dem von Joseph Lehmann herausgegebenen „Magazin für die Literatur des Auslandes“ hatte ich die ausführlichere Anzeige einer Schrift von Olfers „Ueber den Mordversuch gegen den König Joseph von Portugal am 3. September 1758“ gelesen; neuere Arbeiten französischer und portugiesischer Historiker waren zur Vergleichung herangezogen worden: Olfers' Schrift war schon im Jahre 1838 erschienen. Der Stoff schlug in die Stimmung der Zeit, eben waren die

Deutsch-Katholiken und die Lichtfreunde emporgekommen, die Bekämpfung der Jesuiten, ihres Einflusses und ihrer abscheulichen Lehren, wurde von der Regierung als eine Forderung der Bildung und der Volkswohlfahrt stürmisch gefordert. Pombal nun, der gewaltthätige und entschlossene Minister eines schwachen und gutmüthigen Königs, hatte Lissabon aus den Schrecken des Erdbebens gerettet und den Orden Jesu aus Portugal verbannt. Um dies Neuzerster aufzuhalten, hatten die Jesuiten Malagrida und Mathos sich in eine Verschwörung gegen den König Joseph eingelassen und mit einigen vornehmen Herren, die der König und sein Minister beleidigt, einen Mord geplant. In einer Nacht, als der König von seiner Geliebten heimkehrte, ward auf ihn geschossen. Aber die Verwundung war nur leicht, Pombal blieb Sieger, die Jesuitenpaters wurden hingerichtet. Welch ein unmöglicher Stoff für einen jungen Menschen, wenn er ihn mit dem Realismus unserer Gegenwart hätte behandeln wollen! Bei seiner Unkenntniß der Menschen und jener Zeit, des portugiesischen Hofes und Landes! Es wäre ein thörichtes und aussichtsloses Wagstück gewesen. Aber solche Hindernisse hielten mich damals nicht auf. Ich sah nur das allgemein Menschliche des Vorgangs, wie es sich in meiner und in der Seele meiner Zeitgenossen spiegelte. Ein heroischer, freisinniger Minister im Kampf mit den Ränken der Hofleute, dem Aberglauben des Volkes, den Rabalen einer fanatischen Priesterschaft; ein lebenswürdiger leichtsinniger König, eine schöne Dame, wie die Prinzessin von Eboli, ein eifersüchtiger Chemann von hohem Range, düstere Mönche: das waren meine Figuren. Schiller's „Don Carlos“ lieb freundlich Farbe und Sprache, in einer Scene zwischen Pombal und dem Könige wiederholte sich das erste Gespräch zwischen Posa und Don Philipp. Nicht ein einziges Blatt besitze ich mehr von dem Schauspiel, kaum daß ich mich noch eines Duzends seiner Jamben entsinne; aber ich glaube heute, wie ich damals glaubte, daß es trotz seiner geringen Originalität keine ganz verwerfliche Arbeit war. Es hatte den großen dramatischen Vorzug, daß es sich schnell hintereinander, nur drei Tage umfassend, abspielte und innerhalb der Acte keinen Decorationswechsel eintreten ließ. Wahrscheinlich würde mir jetzt mein Held Pombal als eine schwächliche und traurige Nachahmung Posa's keine Freude bereiten, allein die Folgerichtigkeit und Schärfe in der Zeichnung des einen Jesuiten imponirten mir vielleicht, wenn auch nur als die Zeichnung eines zwanzigjährigen Menschen.

Auf die Bühne des Schauspielhauses kam mein Schauspiel nicht. Mit einem höflichen, „das Talent des Dichters“ anerkennenden Schreiben erhielt ich mein Manuscript zurück, doch erwarb es mir die Freundschaft einer begabten, verständigen Schauspielerin, die ach! zu früh für die Kunst und unsere Freundschaft aus der Welt scheiden sollte. Den Namen Bertha Unzelmann las ich zum ersten Male in einer Recension, die der lange Saß, einer aus der Hippel'schen Tafelrunde, über die Aufführung des Hebbel'schen Trauerspiels „Maria Magdalena“ auf dem Leipziger Stadt-

theater geschrieben hatte. Mit warmem Lobe bedachte er die Darstellung der Künstlerin, die ich bald nachher in unserm Schauspielhause sah. Am 17. Mai 1847 trat sie hier als „Valentine“ in Gustav Freytag's gleichnamigem Schauspiel auf. Dichtung und Künstlerin waren uns Allen neu, mein junges Herz erfüllten sie mit schwärmender Bewunderung, die sich in verzückten Versen ausströmte. Wieder war der „Berliner Figaro“ so gütig sie abzudrucken und mit einem Blumenstrauß wanderten sie zu Bertha Unzelmann. Schwerlich würden sie Gnade vor ihren Augen gefunden haben, hätte sie Gustav Freytag, der zu der Aufführung seines Stückes von Leipzig herübergekommen war, nicht gelobt. So aber vermittelten Blumen und Verse eine Bekanntschaft, die sich fester knüpfte, als ich ihr mein Schauspiel, diesen guten Wechsel auf die Unsterblichkeit, mittheilte. Bertha Unzelmann war die Tochter einer wunderschönen, vielbeliebten Berliner Schauspielerin, die in zweiter Ehe einen Beamten des Finanzministeriums Werner geheirathet hatte; ich habe sie nur in sogenannten Mütterrollen, voll Anstand, Würde und Herzlichkeit auf der Bühne kennen gelernt, ein mittleres Talent, das niemals anstieß, aber auch niemals überraschte. Ihrem zweiten Manne hatte sie mehrere Kinder geboren, und in dem Hause in der Puttkamerstraße, wo Bertha Unzelmann bei ihren Eltern wohnte, herrschte ein heiteres, geistig angeregtes Leben. Es hieß, daß Bertha Unzelmann hauptsächlich auf Antrieb ihres Stiefvaters, der ihre ungewöhnliche schauspielerische Begabung erkannt und ausgebildet, zur Bühne gegangen sei. Von der Natur indessen war sie mit äußeren Mitteln nicht allzureich ausgestattet: die Mutter war immer noch schöner als die Tochter, und wenn ihre Stimme weniger Seele hatte als die Bertha's, so war sie dafür um so voller und kräftiger. Die Tochter kämpfte beinahe beständig mit einem Halsleiden, und nur ihre Jugend und ihre Energie ermöglichten ihr die Ausübung ihrer Kunst. Denen, die sie nicht gesehen, den sanften und ruhigen Reiz ihres Spiels beschreiben zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen: er lag ganz und gar in der Mischung von Anmuth und Klugheit, von wägendem Verstande und verhaltener Leidenschaft. Was sie that und sagte, im Hause wie auf der Bühne, war immer angemessen und liebenswürdig, immer durchleuchtet von dem Schimmer einer edlen Seele, immer nachzitternd von dem Schlage eines feurigen Herzens, aber bis zur hinreißenden Wirkung auf die Masse des Publikums reichte die Kraft doch nicht aus und auch nicht die Erscheinung. Schlank und blond, mit schweremüthigen Augen, hatte Bertha Unzelmann ein fein geschnittenes Gesicht, aber feins, das sich in der Beleuchtung der Bühne siegreich behauptet und den Zuschauern einprägt. „Ein Adler in einem Gazekäfig“ — so, wie Voltaire Frau von Epinay genannt hat, schwebt sie mir jetzt vor. Der Geist und das Herz waren zu groß und zu mächtig für die dünne leibliche Hülle. Schon im Jahre 1849 verließ sie mit ihrem Verlobten dem bekannten Heldenspieler Joseph Wagner, die Berliner Bühne: verheirathet haben

Beide einige Jahre zusammen im Burgtheater zu Wien gespielt; sie, soviel ich später erfahren, ohne lebendigeren Erfolg, bald von der tödtlichen Krankheit aus ihrer Kunst herausgedrängt. 1858 ist sie gestorben, klanglos beinahe, Titus Ulrich und ich haben ihr damals einen kurzen Nachruf gewidmet, aber im Reiche Melpomene's hat sie keine leuchtende Spur hinterlassen.

Eine desto leuchtendere in meiner Erinnerung. Wenn ich durch die stille Puttkamerstraße an dem Hause vorübergehe, wo sie gewohnt hat, so mache ich heimlich das Zeichen des Segens nach dem Fenster hinauf, wo wir so oft nebeneinander gestanden. Wie könnt' ich den stillen Einfluß ihrer edlen Weiblichkeit, ihrer holden Sinnigkeit auf mein Gemüth und meine Bildung jemals vergessen, die vielfachen und doch nicht in Worten auszudrückenden Anregungen, die Erziehung zum Guten und Schönen! Jahre lang, nachdem wir durch ihre Verheirathung und ihre Entfernung nach Wien auseinander gekommen waren, ist sie mir etwas wie jene heilige Agathe in der Bildergalerie zu Bologna geblieben, vor der sich Goethe gelobte, seine Iphigenie nichts sagen zu lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte. Ein letzter Nachklang von ihr lebt in der Heldin meines ersten Romans „Vanitas“, den ich 1860 geschrieben: Diana am Clavier ist sie, den Namen Diana borgte sie von Walter Scott's Diana Vernon, meinem Lieblinge von frühester Jugend her. Sie hat mir während unsers Verkehrs zwei Bücher in die Hand gegeben, ohne die ich vielleicht doch, trotzdem Anlage und Schickal mich darauf hinwiesen, kein Schriftsteller geworden wäre: Stifter's „Studien“ und Titus Ulrich's „Hohes Lied“. Die Naturschilderungen meiner ganzen ersten Periode stehen im Banne Stifter's: ich sah mit seinen Augen, ich hörte mit seinem Ohr. Tieck's Walbeinsamkeit und mondbeglänzte Zauber- nacht, die zu finden mein Gemüth mich in den Thiergarten auf einsamen Wanderungen hinaustrieb, waren im „Hochwald“, in der „Narrenburg“ gleichsam aus dem Verschwimmenden und Dämmernden der bloßen Vorstellung in eine bestimmte Landschaft mit den verschiedensten Zügen und Einzelheiten der Wirklichkeit hinübergerettet. Mich entzückte ebenso sehr die Feinheit und Genauigkeit der Stifter'schen Detailmalerei, wie ihr farbiger Glanz; seine Kenntniß der Bäume und Gräser, der Vögel und Insecten, der Blumen und der Sterne eben so sehr, wie die Sinnigkeit seiner Naturbetrachtung. Völlige Herrschaft indessen gewannen die „Studien“ erst einige Jahre später über mich, als ich in der Dresdener Galerie die Meisterwerke Ruysdael's und Everdingen's und draußen im Freien, in den Thälern, Schluchten und Bergen der sächsischen Schweiz, in dem breiten Strome eine stolzere und mannigfaltigere Landschaft kennen lernte und nun Bild, Schilderung und Wirklichkeit im harmonischen Zusammenklang für mich in eins verschmolzen.

Zunächst übte das „Hohe Lied“ die stürmischere Wirkung. In gedankenreichen, wohl lautenden Versen athmeten hier Wunsch und Sehnsucht

nach einer idealischen Freiheit. Aus den Irrungen und Trübungen des Lebens, aus dem Labyrinth der Philosophie, aus der Verzweiflung des Herzens erhob sich die Hoffnung auf die Zukunft, das unverjährende und unverlierbare Recht des Menschen auf Freiheit und Selbstbestimmung als leuchtendes Gestirn: „Hoch, flattere hoch mein Banner! Sei's einem Heer zur Schlacht, sei's einem Pilgerzuge durch's letzte Grau der Nacht! In's heil'ge Land! Ob fern auch, fern hinter Berg und Thal — dort glänzt der großen Zukunft alleinziges Ideal!“ Gewiß — es giebt nichts Unwirklicheres als dieses „heilige Land“, als diese Begeisterung in's Blaue hinein, es ist die Wunderblume, die Heinrich von Ofterdingen suchte, hier mit dem Namen Freiheit getauft; aber wir Achtundvierziger sind aus dieser für Real-Politiker und Real-Dichter gegenstandslosen Schwärmerei und Sehnsucht hervorgegangen, und bis zuletzt werden diese Verse meines Lebens und Strebens Inhalt in einem verklärten Ausdruck, wenigstens für mich, zusammenfassen. Persönlich bin ich damals Titus Ulrich nicht nahe getreten, allein im Geiste war ich sein eifrigster Jünger. Eine ganze Anzahl Gedichte schrieb ich frei nach dem „Hohen Liebe“ und berauschte mich und die Freunde an ihrem „Tiefsinn“ und ihrem Trompetenklang. Später, als sie längst in Flammen aufgegangen waren, kam ich einmal mit Karl Gutzkow in ein Gespräch über unsere damals neueste Lyrik: Amaranth, Was sich der Wald erzählt — und wie die andern Marzipan-gedichte, die auf keinem Geburtstags- oder Weihnachtstische fehlen durften, hießen. Vereint machten wir uns darüber lustig, und er entwarf in scharfen Zügen ein Bild der lyrischen Poesie, wie sie in unserm Zeitalter sein sollte: nicht Gefühlstänzelei und Wortgeklimper, sondern Geistes- und Gedankendichtung, so daß ich an meine Nachahmungen Titus Ulrich's gedachte und eins meiner Gedichte, das mir noch im Gedächtniß geblieben war, recitirte. „Von Dir?“ fragte Gutzkow und strich sich mit zwinfernden Augen den Bart. „Gedankenvoll ist es schon, aber noch mehr langweilig. Schreib' Du Prosa, da klingt Alles bei Dir noch einmal so natürlich.“ Seitdem hab' ich es endgültig aufgegeben, in die Lyrik hineinzupfuschen.

In diesem Verkehr, über diesen Studien und Versuchen, die alle von dem nächsten Ziele, dem Abiturienten-Examen, abjahen und in die Ferne, von der Wissenschaft in die Dichtung hineintrachteten, brach das tolle Jahr an. Nicht nur die Natur, auch die Menschheit weckte jener Frühling aus einem langen Winterschlaf. Eine allgemeine Erneuerung stand bevor: der Staaten, der Sitten, der Künste. Lebhafter floß das Blut auch des Trägsten, wie in einem Rausch zogen Alle die Straßen auf und ab. Selbst die, welche die Bewegung im Innersten verabshenuten, wurden wie der König Friedrich Wilhelm IV. von ihrer unwiderstehlichen Strömung in den ersten Tagen mit fortgerissen; sie gaben es auf, sie zu bändigen, und die Ehrgeizigen unter ihnen strebten danach, sich an ihre Spitze zu stellen. Schöner, als wir sie uns ausgemalt, war die Freiheit aus den Rauch- und

Feuervolken einer blutigen, aber kampffrohen und todesmuthigen Nacht hervorgetreten an einem strahlenden Sonntagmorgen, Alle bekamen sich zu ihr, Niemand weigerte ihr die Huldigung. In Schauspielhause erschienen die königlichen Schauspieler, als sie am Dienstag den 21. März „Nathan den Weisen“ aufführten, mit schwarzrothgoldenen Kokarden an ihren Gewändern. Aus ihrer Werkstatt und ihren Läden stiegen die Kleinbürger, von unsern Büchern, aus den engen Schulzimmern wir Jungen auf die Straße hinaus. Kranzler's Ecke, die Volksversammlungen, die Rottirungen erst im Kastanienwäldchen vor der Singakademie und dann auf dem Gendarmenmarke bei der deutschen Kirche vor dem Schauspielhause — den beiden Häusern, in denen nach einander die National-Versammlung tagte — der politische Club in jenen Räumen, die jetzt nach seltsamen Wandlungen das Concerthaus in der Leipzigerstraße geworden sind — wurden auch für mein Leben bestimmende Momente. Was wir Jünglinge im lezten Grunde verlangten? Wer von uns hätte darauf antworten oder gar ein radicales Programm darüber aufstellen können! Wir wollten Alles und Nichts, eine neue Welt, ein goldenes Zeitalter. Ein constitutionelles Königthum, eine deutsche Republik, die gemüthliche Anarchie, Demokratie, freie Liebe und Proudhon's „Eigenthum ist Diebstahl“ — wir hörten all die Schlagworte der Zeit, aber ich möchte nicht behaupten, daß wir mit einem einzigen eine klare Vorstellung verbunden, daß wir uns auf ein einziges eingeschworen hätten. Ihr Zusammenklang wirkte bacchantisch auf uns; etwas Namenloses und Zielloses war in der Jugend und in den Massen entfesselt worden und tobte sich mit elementarer Gewalt aus. Gerade der Mangel jedes zweckbewußten politischen Gedankens und jedes Streberthums macht die Bewegung jener Frühlings- und Sommertage für mich heute noch so unbeschreiblich schön und so unbeschreiblich thöricht. Zu nichts Besserem als zu einem herrlichen Feuerwerke wurde eine unermessliche Kraft verpufft. Diejenigen, die es nicht gesehen haben, mögen mit Recht gegen die großen Kinder eifern, die ein Vermögen in Raketen, Schwärmern und Leuchtkugeln verknallten; für uns aber, die wir nicht nur Zuschauer, sondern Mitspieler dabei waren, hat es nie wieder ein ähnliches Schauspiel, einen ähnlichen Himmelsflug zum Ideal gegeben. Wie hätte ein Dichter, und als solcher fühlte ich mich zweifelsohne, diesen Sturm und Drang, ohne ihn im Gedicht festzuhalten, vorüberbrausen lassen können! Lyrisch-epische Gedichte, bald an Barbarossa im Kyffhäuser, bald an Thomas Münzer und den Bauernkrieg anknüpfend, entstanden; heute wurde die rothe Fahne und morgen Catilina's Tod besungen. Der leidenschaftlich schwüle Hauch, der mich aus Louise Aston's „Wilbe Rosen“ angeweht — Rosen, so glühend und so abenteuerlich, wie sie kein deutscher Frühling wieder gezeitigt hat — ließ auch in meiner Phantasie seltsame Knospen aufspringen, die eine und die andere entfalteten sich in ihrer ganzen Pracht und Tollheit im „Figaro“, der für mich so gefällig war, wie nur je der echte Figaro für den Grafen Almaviva.

Leider weiß ich bis auf den heutigen Tag nicht, ob er meine Gedichte druckte, weil sie ihm so bedeutend erschienen wie mir, oder weil sie ihm nichts kosteten. Als erfahrener und längst entnüchterter Journalist glaube ich das Letzte; sie waren meist sechs Fuß lang und füllten eine größere Grube, als die kleinen Notizen, die er sich mühsam zusammensuchen mußte. Auch ein Drama ward in wenigen Wochen geschrieben; lebten und handelten wir doch Alle wie im Fieber, ging doch unser Puls noch einmal so schnell wie früher! Der Titel zeigt schon seinen Inhalt an: „Wappen und Gold“ hieß es und spielte in einem phantastischen italienischen Herzogthume. Es war in Prosa geschrieben, wieder straff und knapp geordnet, das Zeitmaß weniger Tage nicht überschreitend, schärfer und lebendiger in der Charakteristik als „Pombal,“ mit einer bedeutsam hervorspringenden Frauengestalt, einer Sängerin, die natürlich für Bertha Unzelmann bestimmt war, aber unwahrscheinlich in seiner Fabel und zu rhetorisch in seiner Sprache. Den Freunden freilich gefiel sie, und aus dem Gesichtswinkel der politischen Romantik betrachtet, mochte sich das Ganze stattlich ausnehmen; ob es das Licht der Lampen ertragen hätte? Diese Frage zu stellen, ersparte mir vermuthlich ein freundliches Geschick.

Während mir die heiß bestürmte Pforte des Theaters verschlossen blieb, öffnete sich mir die des Journalismus beinahe ohne mein Anklopfen. Im Herbst des tollen Jahres gehörte ich zu den Mitbegründern einer Zeitung. Unter den Frauen, die den demokratischen Club besuchten, rothe Federn an den Hüten, befand sich auch Louise Aston. Sie war aus Schleswig-Holstein bei der Auflösung der Freischaaren, die Wrangel als ein Hinderniß seiner Kriegsführung bezeichnete, nach Berlin gekommen. Wer mich ihr vorstellte und bei welcher Gelegenheit, ist meinem Gedächtniß entschwunden; es war im September 1848. Wir sind rasch gute Kameraden geworden. Sie war eine auffallend schöne Erscheinung, feingliedrig, mit dem lieblichsten Munde, mit dunkelbraunen Haaren und dunklen Augen, die zwischen Melancholie und Lust hinschmachteten, aus Sinnlichkeit und Diakonissenthum gemischt. Sie hat bekanntlich später einen Arzt geheirathet, und während des Krimkrieges wurde erzählt, daß sie sich in den russischen Lazarethen als hülfreiche Krankenpflegerin bewährt habe. Möglich, daß es nur eine Sage war, aber sie war aus dem Wesen Louises heraus erfunden. Darin täuschte sie den Bewunderer ihrer Gedichte nicht, daß sie leidenschaftlich und waghalsig wie diese, immer im Feuer und zu jedem Abenteuer geneigt war. Tief und reich war ihre Unterhaltung nicht, der Kreis ihrer Bildung beschränkt, allein ihre sprühende Lebhaftigkeit, das Gefunkel ihrer ganzen Persönlichkeit verhüllte alle Mängel und entzückte mich stets von Neuem. Sie wohnte in dem engbrüstigen Hause der Französischen Straße, das die Nummer 22 trägt und heute wie damals im hohen Erdgeschoß die berühmte Gase'sche Weißbierstube enthält, im zweiten Stock, in niedrigen, für eine emancipirte Dame lauschig und behaglich eingerichteten Zimmern.

Hier ist „Der Freischärler“ begründet worden, kurz vor dem Einzug der Truppen in Berlin und der Verbannung der Nationalversammlung nach Brandenburg. Hirsfemenzel, der später in der Advocatur der Hauptstadt eine Rolle spielen sollte, und ich waren die Taufpathen und die Hauptmitarbeiter des „rothen“ Blattes. Noch unter dem Belagerungsstande habe ich zwei freche Artikel, Revolutionslyrik in Prosa, dafür geschrieben; aller Wahrscheinlichkeit nach hat sie Niemand, außer uns Dreien — Louise, Hirsfemenzel und mir — gelesen, denn Abonnenten hatten wir schwerlich. Auf einen Wink der Polizei verließ Louise Aston um die Mitte des November Berlin, und ich habe sie nur noch einmal auf eine flüchtige Stunde im März 1849, als sie heimlich in die Hauptstadt gekommen war, wieder gesehen. Lange habe ich eine Locke ihres braunen Haares, die sie mir damals, wo wir ahnungsvoll Abschied auf immer nahmen, schenkte, in treuem Gedenken bewahrt; jetzt finde ich sie nicht mehr, so wenig wie ein Blatt von dem „Freischärler“ und ihren „Wilden Rosen.“ Ach, wie so bald verlieren sich Locken und Bänder, Beilchen und Liebesbriefe und mit ihnen Jugend und Hoffnung, Freiheit und Ruhm! Aber auf der andern Seite ist es gut, daß die Blüthe verweht, wenn ihr Duft dahin ist.

Das Jahr 1849 war für uns Alle ein furchtbarer Himmelssturz: Ungarn lag gebändigt am Boden, in Dresden, in Baden und in der Pfalz wurde der Aufstand mit geringer Mühe niedergeworfen, die Italiener hatten die Schlacht bei Novara verloren, im Elysée-Palast zu Paris setzte sich Louis Napoleon als Präsident fest, eine dumpfe schwere Wolke, die zehn Jahre auf uns lasten sollte, lagerte sich über Deutschland. Auf einer großen Landpartie begrub die liberale Partei in Berlin ihre Hoffnungen. Nach der Auflösung der zweiten Kammer und der Ablehnung der Kaiserkrone, im Ausgang des April, hatten die Liberalen beschlossen, sich nicht mehr bei den Neuwahlen zu betheiligen, und am Wahltag zogen sie in dichten Schaaren zu allen Thoren hinaus. Wir aus der Friedrichstraße nach den Bickelsbergen, im rechten Galgenhumor. Die wildesten Reden wurden draußen unter den Kiefern gehalten und auf den Untergang der schnöden Welt unzählige Bierseidel geleert, aber uns Allen war trübe um's Herz. Gar Viele mochten mit mir in dem allgemeinen Himmelssturz den eigenen schmerzlich empfinden. Was hatte mir all' mein Ringen und Dichten genutzt? Vier Schauspiele, Hunderte von Gedichten in allen Tonarten — welcher Aufwand von Mühe, Arbeit und schlaflos hingebachten Nächten, und wozu, wofür? Jeder, der diese Sachen gelesen, unbestochene, strenge Beurtheiler, wie wohlwollende Freunde, hatte Feuer, Kraft und Talent darin entdeckt; allein keine Bühne zeigte sich bereit, meine Stücke aufzuführen, kein Buchhändler, meine Gedichte in einem stattlichen Bande herauszugeben. Schmähhlich waren meine Aussichten auf Dichterruhm und Dichtersold betrogen worden, und unter dem Druck dieses Mißerfolges erschien mir mein ganzes Treiben und Streben nichtig und kindisch. Ich trat in das

Alter, wo man sich zu fragen pflegt: Was soll aus Dir werden? Welche Zukunft schwebt Dir vor? Bei meiner Mittelloßigkeit konnte mir die Wahl nicht schwer fallen. Zu einem Theologen hatte ich keinen Tropfen Blut in meinen Adern, so blieb mir der Lehrerstand als die einzige Möglichkeit einer geordneten und gebildeten Existenz. Mit einem Eifer, als hätte ich ein Unrecht gegen die Wissenschaft zu rühnen, stürzte ich mich in die Studien. Ich versäumte kein Collegium, ich war der fleißigste Besucher des Lesesaales in der Bibliothek. Spärlich floß die Quelle der Dichtung, es war, als hätte der aufgewirbelte Staub schweinslederner Folianten sie getrübt und eingetrocknet. Geschichte und Philosophie standen im Mittelpunkt meiner Arbeiten, Ranke und der früh verstorbene Guhl, dem wir das lehrreiche, anregende und zugleich unterhaltende Buch „Künstlerbriefe“ verdanken, Gothe und Werder wurden meine Lehrer und unwillkürlich meine Vorbilder. Nicht bloß die Dichtung führte also auf den Parnas, wie ich bisher geglaubt, auch die Wissenschaft leitete zu seinem Gipfel empor. Ich machte etwas wie die Umkehr Schiller's durch. Aus einem Dichter wollte ich ein Historiker werden. In seiner Vollkraft strömte damals Ranke gleichsam von Ideen, Einfällen und Anregungen über; man konnte nicht zu seinen Füßen sitzen, ohne von einem Hauche seines Geistes berührt, von seinem Glanze umschimmert zu werden; nicht in seinen Büchern lesen, ohne ein Zucken im eigenen Herzen zu empfinden. Diese ernsten und herben Freuden der Wissenschaft waren übrigens die einzigen, die ich während meiner Studentenzeit genoß. Um eine andere Universität als die Berliner zu besuchen, war ich zu arm; durch mühseliges Ertheilen von Privatstunden erwarb ich mir über das Nothwendige hinaus ein kleines Taschengeld, um nicht völlig auf den Besuch des Theaters und der Spargnapani'schen Conditorei unter den Linden verzichten zu müssen. Ueber der Stadt, jede freiere Regung unterdrückend, schaltete die Pascha-Willkür Hindkelben's, alle Schichten des Volkes zerlegte das nichtswürdige Denunciantenthum, frech erhobenen Hauptes schritt es in den Hallen der Universität umher. Wohl hatte ich Freunde und erlebte manch kleines Abenteuer und manchen lustigen Abend, aber im Vergleich zu den Entzückungen der vergangenen Jahre dünkten sie mich farblos und duflos. Noch einmal wagte es der Poet in mir, den harten Druck und die noch bitterer empfundene Nüchternheit meiner Lage abzuschütteln. Heinrich Laube, der eben ernannte neue Director des Burgtheaters in Wien, hatte bald nach dem Antritt seiner Stellung im Jahre 1850 ein Preisauschreiben für das beste Lustspiel erlassen. Auch ich betheiligte mich bei dem Wettkampf. Die Handlung der Komödie „Wie im goldenen Zeitalter“ war nicht ungeschickt erfunden, nur daß sie nicht in irgend einer Wirklichkeit, sondern in einem Operettenreiche spielte; die Figuren hoben sich nicht übel von einander ab, doch waren sie viel zu einseitig auf das Symbolische gestimmt, um als echte humoristische Charaktere wirken zu können. Die Absicht ging dahin, die sich bekämpfenden politischen und ge-

gesellschaftlichen Mächte am Vorabend der großen Revolution in freier Phantastik — halb unbewußt mochten mir die Tieck'schen Märchenkomödien vorichweben — zu schildern. Daß die Preisrichter über das wunderliche Werk, so bühengemäß es sich äußerlich stellte, ohne Verwandlungen und ohne Zeitsprünge, den Kopf geschüttelt haben, begreife ich vollkommen; allein ihr Beschluß, es nicht einmal einer ehrenvollen Erwähnung zu würdigen, war für mich der Tropfen, der den Becher meines Amuths und meiner Kümernisse überlaufen ließ. An einem Winterabende des Jahres 1851 verbrannte ich meine sämtlichen Manuscripte; nur Weniges, was zufällig im Besiß der Freunde war, wurde gerettet und ist wieder zu mir zurückgekehrt, ein oder zwei Duzend Gedichte und das „tieffinnige“ Trauerspiel „Wappen und Gold“. Merkwürdig, daß diese beiden Gegenstände noch heute sich bekämpfend die Welt regieren; Keiner von uns hätte in der Maienblüthe von 1848 dem „Wappen“ eine solche Widerstandskraft und Lebenszähigkeit zugetraut.

So war es denn entschieden und den Mäusen der Abschied gegeben. Ohne rechts oder links zu blicken, büffelte ich zwei Jahre, bestand das Doctor- und das Oberlehrer-Examen und absolvirte mein Probejahr auf derselben Dorotheenstädtischen und Friedrichstädtischen Realschule, von der ich ausgegangen war, unter dem Directorat des alten Kreck. Täglich begegnete ich auf den Treppen und in den Corridoren des Schulgebäudes dem verehrten Lehrer und Freunde Köppen, als Leid- und Schicksalsgenossen drückten wir uns die Hände — mit einem Druck, in dem sich die völlige Enttäuschung und die hoffnungslose Entsagung aussprachen. Dahin war der Geist und die Freiheit, das Phlegma und die Philisterhaftigkeit waren geblieben. Aller Politik und Revolutionschwärmerei müde, hatte sich Köppen den Buddhistischen Studien zugewandt und trieb sie mit dem Eifer und der Geheimnißkrämerei eines Alchimisten. Erst bei dem Erscheinen seines Buches „Die Religion des Buddha und ihre Entstehung“, im Jahre 1857, erfuhr ich, was ihn so andauernd und so mächtig beschäftigt hatte. Durch die neueren, immer fortschreitenden Forschungen und noch mehr durch das Meisterwerk Hermann Oldenberg's „Buddha“ ist Köppen's Schrift in den Schatten gedrängt worden; um auf ein größeres Publikum zu wirken, fehlte ihr die Leichtigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung. Aber er geizte nicht nach literarischem Ruhme; er suchte in dem Buddhismus eine Art Trost und Beruhigung für die Enttäuschungen des Leben, etwas wie ein leyttes Asyl des freien Geistes gegen die Muckerei der Reaction. Daß aus dem Atheismus und Nihilismus des Buddha sich die formen-, gebet- und heiligenreichste Religion entwickelt hat, reizte eben so sehr seine Phantasie wie seine Ironie: ein Mann, der die Menschheit von den Göttern befreien wollte, endete damit, selber für Hunderte von Millionen zum Gott zu werden. Ich habe stets gedacht, daß er mich damals 1853 für zu jung gehalten hat, um die Weihe dieser Mysterien zu empfangen: einem

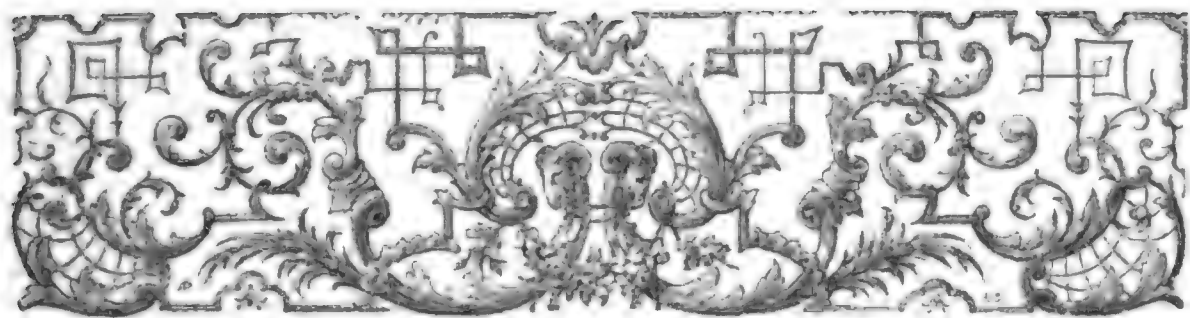
andern Manne war es bestimmt, meinem Leben damals die entscheidende Wendung zu geben.

In demselben Hause mit mir, in der Friedrichstraße, wohnte die Buchhändlerfamilie Simon: eine Wittwe, eine lebenswürdige, gute und heitere Frau, mit vier Kindern. Ihr verstorbener Mann hatte mit dem bekannten Antiquar Asher, der dem Britischen Museum so manchen seiner bibliographischen Schätze verschafft hat, die noch heute bestehende angesehenen Buchhandlung A. Asher u. C. unter den Linden begründet. In inniger Anhänglichkeit schloß sich der älteste Sohn Heinrich an mich an. Er war Buchhändlergehülfe, und unser Gespräch drehte sich oft genug um die neuesten Erscheinungen, um den Inhalt der literarischen und belletristischen Zeitschriften. Zwei von ihnen gefielen uns besonders: Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ und das „Bremer Sonntagsblatt“. Eine hingeworfene Aeußerung Heinrich's: warum ich denn nie etwas für diese Blätter schriebe? ermuthigte mich zu einem Versuche. Aus dem Kreise historischer Dinge, mit denen ich von meiner Doctor-dissertation — „über die ersten Geschichtschreiber der sicilianiſchen Veſper“ — her vertraut war, entnahm ich die Stoffe zu einigen kleinen Skizzen, über Manfred's Tod bei Benevent, über eine merkwürdige Frau Macalda von Lentini, die in dem sicilischen Aufstand eine Rolle gespielt, und schickte sie ohne große Erwartungen den Redactionen zu. Beide antworteten umgehend und drückten den Wunsch nach weiteren Mittheilungen aus, Gutzkow in einem Briefe, der mir die Röthe des Stolzes in die Wangen trieb. Es war im Sommer 1853, daß ich in einem so bescheidenen Aufzuge in die deutsche Literatur eintrat, nicht als strahlender vielumjubelterer Dichter, sondern als Handwerksbursche des Journalismus, der die Spuren einer mühseligen Wanderung innen und außen trug.

Neue Sendungen erfuhren dieselbe freundliche Aufnahme, mit Gutzkow knüpfte sich ein lebhafterer Briefwechsel an. Als er im März des Jahres 1854 eine Woche in Berlin zubrachte, sah ich ihn zum ersten Male. Er wohnte im Hôtel de Rome. Ein Mann in der Kraft des Lebens, von gedrungener Gestalt, an jenem Tage mit einem geistvollen Lächeln und einem Schimmer des Glückes auf den scharfgeschnittenen Gesichtszügen, die Augen graublau, durchdringend, der Kopf von dichtem Blondhaar umgeben, energischen Ganges, in lebhafter Rede, trat mir entgegen. Daß er etwas auf sich hielt und das Bewußtsein seiner Bedeutung und seines Ruhmes hatte, zog mich im ersten Augenblick an: ich habe die Reisetreter nie leiden mögen, die immer darauf warten, daß der Andere sich in Guldigungen erschöpfe. Gutzkow war, trotz einer leisen Neigung zum Schauspielerischen in seiner Kleidung, Haltung und Geberde, ein ganzer Mann, der Achtung einflößte, nicht nur für sich, sondern auch für seinen Beruf. Ich wußte, aus welchen kleinstädtischen Verhältnissen er hervorgegangen war — mit Auerbach hätte ich sagen können, daß in der Dorotheenstraße die Sage von

Gutzkow ging; was er erreicht hatte, sollte es mir zu erklimmen und zu erobern unmöglich sein? Ob der Gedanke, der mich durchzuckte, in meinen Reden einen verschleierte Ausdruck gewann, ob ihn Gutzkow mit seinem unvergleichlichen Spürsinn in meinem Athem witterte — ich weiß es jetzt nicht mehr zu sagen. Aber ich merkte, daß mein Wesen ihm wohlgefiel, daß meine Bestimmtheit und mein Wissen ihm imponirten. Er bat mich, seinem Blatte treu zu bleiben, und lud mich ein, ihn während des Sommers in Dresden zu besuchen. Unser Gespräch hatte wohl eine Stunde gedauert, mit einem langen Handdruck schieden wir von einander. Dieser Handschlag besiegelte unsere Freundschaft und mein Schicksal. Als ich tief aufathmend, im Nachklang des eben Vernommenen, unter dem Eindruck der mächtigen Persönlichkeit, die Linden zum Brandenburger Thore entlang wanderte, reifte der Entschluß in mir, nur der Literatur zu leben, in ihr mein Glück und meinen Beruf zu suchen. Es war einzig eine Frage der Zeit für mich, wann ich die Fesseln des Magisterthums abstreifen würde. Der deutsche Schriftsteller nimmt im Leben der Nation keine höhere Stellung ein und kann im Durchschnitt keinen höheren Ehrensold beanspruchen als der Gymnasiallehrer; aber er hat ein unschätzbares Gut vor demselben voraus: die Freiheit. Lange bevor ich dieses Wort aus Adolf Stahr's Munde hörte, hatte ich es erlebt.





Karl Frenzel.

Ein literarischer Essay.

Von

Hudolf von Gottschall.

— Leipzig. —

Bei dem Wechsel und Wandel der kritischen Meinungen, bei dem Austausch neuer Richtungen, bei dem oft stürmischen Gebahren der Vertreter solcher Neuerung und der Verwirrung, die aus der Mischung des Alten und Neuen hervorgeht, ist es von hohem Werth, wenn ein Kunstrichter von kritischer Einsicht und geläutertem Geschmack, wandellos und fest auf seinem Platze steht, eine sichere Leuchte über den schaumspitzenden Wogen der Brandung. Solche Bedeutung darf Karl Frenzel in Anspruch nehmen, der wohl jetzt mit Recht als der Senior der Berliner Kritik betrachtet wird und der seit Jahrzehnten im Feuilleton der Nationalzeitung das entscheidende Wort über die neuen Erzeugnisse des Buchhandels und der Bühne spricht. Unbequem freilich ist solche Autorität, und oft genug wandte sich die Rebellion der Stürmer und Dränger gegen dieselbe; doch sie beweisen damit nur die Machtstellung des Kritikers. Und bei der Zerfahrenheit der literarischen Zustände giebt ja das Ansehen, das ein gewichtiges und berechtigtes kritisches Wort genießt, allein einen festen Halt.

Karl Frenzel ist aber nicht bloß ein maßgebender Kritiker. Er hat Essays und Portraits von ansprechender Fassung und scharfer Zeichnung geschrieben; er hat in zahlreichen, leider nur zum Theil gesammelten Aufsätzen oft die geistvollsten Schlaglichter auf die politische Weltlage und die Culturzustände der Gegenwart fallen lassen; er ist vor Allem ein Romandichter, der in seinen modernen Erzählungen Feinheit und Tiefe der Auffassung, in seinen geschichtlichen den Scharfblick des geschulten Historikers bewährt.

Frenzel ist ein Berliner wie Karl Gutzkow, derjenige der zeitgenössischen Autoren, an den er sich auf's engste angeschlossen und der besonders seinen jugendlichen Bestrebungen als Muster vorleuchtete. Geboren in Berlin am 16. December 1827, besuchte er die Schule seiner Vaterstadt und dann die Universität, wo ihn Voech in die Alterthumskunde einweihete, Gotho mit der Hegel'schen Aesthetik vertraut machte und Ranke in die Geschichte der Neuzeit einführte. Im Jahre 1852 promovirte er und ertheilte dann Unterricht an höheren Schulen Berlins. Gutzkow, der damals die „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ herausgab, zog ihn hinüber auf das literarische Gebiet: er wurde ein fleißiger Mitarbeiter dieses Blattes. Seit dem Jahre 1862 redigirt er bis auf den heutigen Tag das Feuilleton der Nationalzeitung.

Der Kritiker Karl Frenzel verleugnet nicht die Bildungsschule, die er durchgemacht hat, und ein wenig spricht bei ihm wie bei Gutzkow auch das Naturell des Berliners mit. Den größten Einfluß auf seine Darstellungsweise hat offenbar Leopold Ranke ausgeübt: er hat wie erwähnt nicht nur zu Füßen dieses Meisters neuer Geschichtschreibung gesessen, er hat seine Doctordissertation über die Quellschriftsteller der Sicilianischen Vesper geschrieben, also auf jenem Gebiete kritischer Geschichtsforschung, welches Rankes eigenste Domäne ist, sich die ersten wissenschaftlichen Sporen verdient; er hat vor Allem dem großen Historiker die feinspürige Darlegung der inneren Zusammenhänge auf geschichtlichem und literarischem Gebiete und einen fühlen, von jedem tendenziösen Pulschlag freien Ton abgelernt. Wir haben jedoch Karl Frenzel nicht bloß als Kritiker, sondern auch als Essayisten zu betrachten. Es giebt oberflächliche Kritiker, die unfähig sind, einen Essay zu schreiben. Die Kritik ist grausam, der Essay ist liebenswürdig. Die Kritik schneidet Zweige und Nester ab und fällt oft den Stamm; der Essay schneidet nur in die Rinde, um Saft zu erhalten für seinen erfrischenden Trank. Die Kritik gleicht dem Käfer, welcher Blatt und Blume verzehrt, der Essay der Biene, welche sich nur Honig aus dem Kelche holt. Doch während die Kritik sich oft in das Detail verliert, behauptet der Essay stets seinen Standpunkt über dem Stoffe, eine freie Ueber- und Umschau mit Vergleichen und Parallelen. Der Essay hat immer einen stark subjectiven Zug; er giebt uns nicht bloß das Bild des Dargestellten, sondern auch das Bild des Darstellers; darum muß das letztere selbst interessante Züge haben, wenn uns das erstere fesseln soll. Wissenschaftliche Gründlichkeit verlangt der Essay nicht; er steht eben an der Grenze der Wissenschaft, er hat in seiner freien Bewegung alles Gemeinsames mit künstlerischer Production. Frenzel hat alle Eigenschaften eines tüchtigen Essayisten: gründliche Bildung, welche die Voraussetzung freier Bewegung ist; geistige Feinspürigkeit, welcher keine der gehaltvolleren Adern des Stoffes entgeht, Selbständigkeit und Originalität der Auffassung und des Urtheils, einen eleganten, graziösen Stil voll Leben und

Esprit, den scharfen Blick für das Wesentliche. Wie Frenzel selbst über den Essay denkt, das spricht er in seiner Charakteristik Macaulay's in den „Bildern und Büsten“ aus; er nennt den englischen Historiker den Schöpfer dieser Kunstform in England. „Es gehörte eben dazu sein eigenthümliches malerisches Talent. Den Fleiß, der zur Erforschung einer Zeitperiode, die Kenntniß des Herzens, die zur Ergänzung eines bedeutenden Charakters nöthig ist, hatten andere besessen. Einige vereinigten mit diesen Vorzügen auch die Gaben einer leichten und gefälligen Darstellung; doch jener künstlerische, individuelle Zug fehlte, der allein jegliche Arbeit zu einem Kunstwerk zu stempeln vermag. Es war und giebt viele Portraitmaler, aber doch nur einen Van Dyck. Wenn einer, so darf Macaulay den Namen seines Nachfolgers beanspruchen. Er hat als Grundregel des Essay das Malerische in ihm aufgestellt. Er soll keine Abhandlung und kein bloßer Schattenriß eines Menschen, er soll ein Bild sein. Nicht die Todtenmaske des Helden, auch sein Kleid, seine Umgebung ist dazu nothwendig. Neben dem eigenen Wesen, das in ihm zur Erscheinung kommt, spiegelt sich in jedem hervorragenden Menschen zugleich seine Zeit. Je inniger und lebensvoller der Essayist diese Züge erfaßt, je schärfer und deutlicher er sie an's Licht zu setzen weiß, um so mehr nähert er sich dem Ideal.

Es wäre zu weit gegangen, wollte man Macaulay nun den Ruhm zusprechen, es erreicht zu haben. Seine Ideenarmuth und Leidenschaftlosigkeit verhinderten ihn, in die Tiefen der Dinge und die Geheimnisse des menschlichen Herzens zu dringen.“

Diese Leidenschaftlosigkeit hat man nun freilich dem Essayisten Frenzel auch zum Vorwurf gemacht; man hat ihn beschuldigt, daß er mit der einen Hand nehme, was er mit der andern gebe, und daß er bei seinem Mangel an Enthusiasmus der negirenden Richtung der Zeit allzusehr huldige; doch man braucht bloß seinen Essay über Gutzkow zu lesen, um sich zu überzeugen, wie sehr sich „der Essayist“ für bedeutsame Leistungen zu erwärmen vermag und wie er auch für einen viel angegriffenen Autor mit überzeugender Beredtsamkeit einzutreten weiß. Es ist wahr, der Enthusiasmus einer sich blind hingebenden Bewunderung liegt ihm fern; aber seine kühl abwägende Gerechtigkeitsliebe stellt ihn noch immer nicht in eine Linie mit manchen nörgelnden Kritikern und Literarhistorikern. Daß er aber, frei von jeder Nachbeterei, auch die Schwächen hervorragender Männer nicht verkennt und Schatten und Licht in seinen Gemälden mischt: das ist ein Verdienst, aus welchem man ihm keinen Vorwurf machen kann.

Ausnehmend reichhaltig ist die Gallerie von Charakterköpfen, die er uns in seinen zahlreichen Sammlungen vorführt: wenn er auch bisweilen, wie in seiner Charakteristik des Horaz, in's Alterthum zurückgreift, so sind doch vorzugsweise diejenigen Jahrhunderte, welche der Ranke'schen Geschichtsschreibung den Stoff geliefert, auch die Stoffquelle der Frenzel'schen Essays.

Im Ganzen überwiegend sind die Charakterköpfe aus der Geschichte der Literatur und Dichtung: aber es fehlt auch nicht an geschichtlichen Portraits, wie z. B. dasjenige der mit großer Vorliebe behandelten englischen Königin Elisabeth, und an zahlreichen feinsinnigen Schilderungen von Meistern der bildenden Kunst, theils aus unserm Jahrhundert, wie Cornelius, Eduard Hildebrandt, Anaus, theils aus den Zeiten der Renaissance und des Rococo. Den kühnsten Wurf zeigen die Frenzel'schen Essays, wenn sie sich an die großen Meister wagen, denen man sonst nur mit bändereicher Huldigung zu nahen pflegt. Das gilt von Dante, noch mehr aber von Shakespeare. Die Beleuchtung durch den nur kurz verweilenden Essay hat nichts Flackerndes, oft etwas blißartig Erhellendes. Frenzel ist überhaupt zu wenig Enthusiast, um Shakespearomane zu sein. So stimmt er denn, was die Erfindung des Dichters betrifft, in den Vorwurf Robert Greene's ein; nach dieser Seite sei keins seiner Schauspiele sein eigen, und in der Kunst des Fabulirens werde er von Homer, Cervantes, Goethe, selbst von Boccaccio übertroffen; doch wenn die Kraft des erzählenden Dichters im Erfinden liege, so liege die des dramatischen im Gestalten. Und der Gestaltungskraft des großen Dichters, der Macht seiner Charakteristik, seinem poetischen und philosophischen Tiefsinn wird Frenzel vollkommen gerecht. „So bilden,“ sagt er, „seine Dramen ein riesenhaftes Gemälde der irdischen Comödie im Scheine der Unendlichkeit, wie Dante in seiner göttlichen den Schleier von der jenseitigen zu heben suchte. In einzelnen dieser Werke herrscht das Milde, Musikalische, Schwärmerische vor, das an Raphael's Amnuth und Lieblichkeit in entzückenden Versen reicht; in der Tragik wie in der Komik ist Alles stark und grell aufgetragen, die Formen voller, an Michael Angelo, die Farben bunter, an Correggio erinnernd.“

Besonders heimisch ist Frenzel in der französischen Literatur des vorigen Jahrhunderts, in den Werken selbst wie in den Pariser Salons; das beweist er durch zahlreiche Essays, wie besonders seine Charakterstudie Voltaires, und durch die oft pikante Charakteristik der Frauen des galanten Frankreichs.

Die Sammlungen, in denen diese Portraitgalerie wie in einzelnen Sälen vertheilt ist, sind „Dichter und Frauen“ (drei Sammlungen von 1859—66), „Büsten und Bilder“ (1864), „Neue Studien“ (1868) und „Renaissance und Rococo, culturhistorische Studien“ (1876, 1 Bd.) Diese literarische Thätigkeit zieht sich durch fast zwei Jahrzehnte hindurch — eine Zeit, die nicht ohne Einfluß auf seine Darstellungsweise blieb. In den ersten Sammlungen, besonders in der ersten der „Dichter und Frauen“, zeigt bisweilen der Stil etwas Blumenreiches, ja Manierirtes, welches die späteren Essays gänzlich abgestreift haben.

Eine besondere Stellung unter diesen Essays nimmt die Sammlung „Deutsche Kämpfe“ ein (1873). Sie zeigt uns Frenzel mehr als Publicisten und giebt uns einen Ausschnitt aus dem weiten Bereich einer langjährigen

Wirksamkeit auf diesem Gebiete. Frenzel ist hier scharf in der Beobachtung und treffend in der Darstellung, die nirgends den frischen Eindruck des deutschfranzösischen Krieges verleugnet. Obschon in dem Abschnitt „Wider Rom“ den Ultramontanen der Fehdehandschuh hingeworfen wird und sich auch ein begeisterter Hymnus auf Schiller und geistreiche Beleuchtungen über die sociale Frage, die Frauenemanzipation und verwandte Stoffe in der Sammlung finden, so ruht ihr Schwerpunkt doch auf der Beleuchtung des Gegensatzes zwischen Deutschland und Frankreich und der deutschfranzösischen Beziehungen auf verschiedenen Gebieten, auch auf dem der dramatischen Literatur. Unabhängig und unbestochen ist Frenzels Urtheil, glänzend seine Polemik gegen Ernest Renan. Die scharfe Abkanzelung des großen Victor Hugo gipfelt in den folgenden Worten: „Ein Kind mit dem Kopfe eines Greises, kindisch, wild, ungeberdig in seinen Wünschen, mit seinem Geschrei und dabei altflug, schwachhaft, ohrzerreißend wie Polonius. Wer nicht weiß, was er will, wer statt der Fülle und Begeisterung des Demosthenes nur noch das Gekreisch eines alten Weibes hat, der gehört nicht auf die Rostra. Diese Mischung von historischen Thatfachen und Namen mit mystischer Philosophie, revolutionären Redensarten und Gassenhumor läßt in dem Leser nur das Gefühl aufkommen, als drehten sich beständig Windmühlenflügel ohne Zweck hin und her.“ Wir hätten gern die geniale Bedeutung des Dichters bei aller berechtigten Verurtheilung seiner Phantasieauschweifungen noch mehr hervorgehoben gesehen; denn auch große Begabungen können in Zuständen größter Erregtheit, wie sie hier die Zeitereignisse veranlaßten, in Delirien verfallen.

* * *

Für die kritische Wirksamkeit Frenzels bietet die wichtigsten Documente die „Berliner Dramaturgie“ (2 Bde. 1878), in welcher er die reifsten Früchte seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der Schauspielkritik gesammelt hat. Die Sammlung umfaßt einen Zeitraum von fünfzehn Jahren, erschöpft aber durchaus nicht die kritische Mitarbeiterchaft Frenzels an der Nationalzeitung, da diese noch ein Jahrzehnt weiter bis zur Gegenwart reicht. Im Jahre 1862 übernahm Frenzel die Schauspielkritik an diesem Blatte; sein unmittelbarer Vorgänger war Tempelton, der später eine Zeitlang die leitende Stellung bei dem Coburg-Gotha'schen Hoftheater einnahm. Tempelton aber war auf Titus Ulrich gefolgt, der in dem Bewegungsjahre 1848 als revolutionärer Lyriker aufgetreten war, ohne indeß damit Herrn von Huelßen einen Schreck einzujagen, der ihn vom Redactionspult der Nationalzeitung an seine Intendantenkammern hinübernahm als Secretär und berathenden Dramaturgen. Die Kritik dieser Berliner Zeitung lag schon vorher in den besten Händen: Frenzel wahrte ihren Nimbus und ihre Vorliebe für die Hofbühne, welcher er den Beruf zuschreibt, das deutsche Nationaltheater in der deutschen Reichshauptstadt zu werden.

Der erste Band der Dramaturgie enthielt Kritiken über neue dramatische Werke hervorragender Dichter, die im Kunsttempel am Gensdarmenmarkt zur Aufführung kamen. Es fehlen darunter wenige der namhaften Autoren; Hebbel, Gutzkow, Hugo, Geibel, Konil, Brachvogel, Mosenthal, Wilbrandt, Weilen, Lindner, Lindau, Putlig, Wichert, auch Poeten aus früheren Epochen, wie Benedix und Bauernfeld passiren hier die Revue, meistens mit mehreren ihrer Stücke, die aber immer einzeln nach der Chronik des Tages besprochen werden. Frenzels Kritik hat den Vorzug der Unparteilichkeit; Sympathien und Antipathien spielen eine geringe, kaum nachweisbare Rolle. Freilich überwiegt die skeptische Haltung; enthusiastische Zustimmung findet sich nirgends; aber ebensowenig jenes bodenlose Herunterreißen, durch welches die *dii minorum gentium* zu beweisen suchen, daß sie über den Donnerkeil des hochthronenden Jupiters gebieten. Frenzel hat keinen Dichter entdeckt. Es giebt ja solche kritische Entdecker, die in ihrem Fernrohr plötzlich einen neuen Planeten finden; besonders die Preiscomités sind hierin öfters glücklich gewesen, obgleich sie bisweilen eine Sternschnuppe für einen Stern gehalten. Dichter wie Ernst von Wildenbruch, Richard Vosß und mancher andere erschienen erst nach dem Abschlusse der Dramaturgie am Berliner Horizont, doch die früheren stehen vollzählig in Reih und Glied. In vielen Kritiken Frenzels ist das Facit von Lob und Tadel gezogen und Werth und Bedeutung eines Stückes fest bestimmt; in manchen anderen vermiffen wir ein solches Facit. Lob und Tadel stehen sich gegenüber, ohne daß das Uebergewicht des einen oder des andern den Ausschlag für die Werthleistung giebt. Frenzel hat keine Lieblinge; er stellt Paul Lindau's Talent hoch; er lobt mit Wärme „Maria und Magdalena“ gleichwohl tadelt er mit großer Schärfe „Diana“. Und so ergeht es auch andern Dichtern. Ein Ueberschuß ihres Ruhms genügt nicht, um den Mantel über die Schwächen neuer Erzeugnisse zu decken.

Ganz im Einklang mit unseren wiederholt ausgesprochenen Anschauungen behauptet auch Frenzel, „daß die Stoffe aus dem klassischen Alterthum ihrem Inhalt wie ihrer Form nach auf der modernen Bühne veraltet sind“, weil der moderne Mensch eben antike Stoffe nicht treu behandeln kann; er weist dies z. B. bei „Brutus und Collatinus“ von Lindner nach. „Während Einkleidung und Gestaltung des Stoffes ein scharf modernes Gepräge tragen, tritt uns der Stoff selbst antik, kalt und fremd gegenüber.“ Und ebenso wiederholt haben auch wir, besonders als wir Laube's Manier bekämpften, schwunghafte Verse möglichst schwunglos zu sprechen und gewissermaßen in's tonlos Dumpfe abzutöden, dasselbe ausgesprochen, was Frenzel mit Recht hervorhebt: „Alles Reden von dem sogenannten natürlichen Sprechen wird mich nie zu der Ansicht bekehren, daß Verse nicht als Verse gesprochen werden sollen. Wozu hätten sich Schiller und Goethe die Mühe gegeben, die wohl-lautendsten Verse zu dichten, wenn es dem Schauspieler je nach seiner Laune einfallen dürfte, ihre Harmonien durch seine Dissonanzen zu zerstören?“

In dem zweiten Bande der Dramaturgie finden sich größere Abhandlungen, in denen einzelne Vorstellungsscyklen zusammengefaßt sind. Daß Frenzel kein Shakespearomane ist, liegt schon in seinem kühlen kritischen Naturell. Ueber die Historien schreibt er viel Beherzigenswerthes. Er war der kritische Herold der Meininger, der sie in Berlin eingeführt hat, und auch heute noch werden seine Artikel über das Hoftheater zu Meiningen interessieren. Sehr scharf ist seine Beurtheilung der Bayreuther Festspiele; noch schärfer als diejenige Paul Lindau's in den „Nüchternen Briefen“. In den Charakterköpfen einzelner Schauspieler und Dichter zeigt der Autor seine Kunst zu silhouettiren. Sehr treffende Bemerkungen enthält der Schlußartikel über die Zukunft des deutschen Theaters. Fruchtbare Dichter und gute Regisseure erscheinen ihm wichtiger als alle viel empfohlenen staatlichen Bildungsanstalten und Preiscomités.

* * *

Als Kritiker und Essayist hat sich Frenzel durch die Selbständigkeit des Urtheils und die fein abgetönte Darstellungsweise, durch vornehme wissenschaftliche Haltung bei schlaghafter volksthümlicher Fassung eine maßgebende Stellung erobert. Daneben aber hat er auch als Romanchriststeller sich ein großes Lesepublikum gesichert, während er den Bühnen nur kritisch gegenüberstand und kein dramatisches Erzeugniß aus seiner Feder das Licht der Proszeniumslampen erblickt hat. Auch ist Karl Gutzkow ihm gegenüber ein productiver Lyriker.

Seine erste größere Erzählung „Melusine“ (1860) war von einer gewissen jungdeutschen Romantik angekränfelt. Die Melusine war eine an Gutzkows bevorzugte Mädchengestalten erinnernde Romanheldin, etwas skeptisch und dämonisch, vor Allem ein unwiderstehlicher Magnet für Männerherzen. Es ist viel Lyrisches und Ueberschwängliches in diesem Erstlingswerk; doch fehlt die Klarheit in den Uebergängen und längere Zeit das Interesse am Gange der Handlung, die sich erst gegen den Schluß hin schärfer abzeichnet und energischer zusammenfaßt. Vorher rückt das Irrlichteriren der Neigungen und Leidenschaften das Ganze in eine hinundherflackernde Beleuchtung. Ebenso dem jungdeutschen Sturm und Drang angehörig ist der größere Roman „Vanitas“ (3 Bde. 1860—61); auch hier herrscht ein die Welt und das Leben zerwühlender Skepticismus vor. Alles ist Schein, vanitas vanitatum, wie dies das Motto aus dem Prediger Salomonis angiebt: „Eitelkeit der Eitelkeiten, und Alles ist eitel“. Zwar hat der Dichter seine Modelle gehabt, wie dies ja nach der Theorie Spielhagens für den Romanchriststeller unerläßlich ist. Frenzel sagt in seiner Widmung an Julius Rodenberg: „Du kennst die Stätten, auf denen sie entstanden; noch bis in Deinen Traum hinein müssen die alten dichtbelaubten Bäume rauschen, in deren Schatten meine Gestalten wandeln. Und diese Gestalten selbst sind Dir nicht fremd, sondern lieb und vertraut,

durch tagtäglichen Umgang, durch Hoffnungen, die wir auf die einen stützten, durch Täuschungen, die wir von den andern erfuhren. Nicht ganz, Du weist es, bestimmte die Willkür meiner Träume und Empfindungen ihr Wesen, ihr Schwanken herüber und hinüber in des Lebens und der Leidenschaften Wechsel. So fanden wir die Menschen, irrend und wankelmüthig in ihren Entschlüssen, zumeist in ihrem Lieben, nur strauchelnd auf der Bahn des Guten und nie ganz in Bosheit und Sünde verloren, ein schwankendes, wellengepeitschtes Rohr im Winde des Schicksals. Und sind wir selbst denn besser? Um uns die Trümmerstätte von aufgegebenen Plänen, umgestürzten Idealen . . . wie vielsternige Augen glühten uns an und verglühnten für uns!“ Das ist die Stimmung dieses Romans: Gestalten von äußerem Glanz und innerer Bedeutung werden eingeführt; aber an allen Blüthen nagt der Wurm, hinter dem Schönen und Edeln verbirgt sich Lüge, Verbrechen, Thorheit; es ist eben Alles eitel. Dieser Skepticismus, der in offenbaren Pessimismus übergeht, hat dem Dichter den phantasievollen und an Verwickelungen reichen Roman in die Feder dictirt; es ist Geist und Leben in demselben; aber er hat auch den Fehler, den wir in verschiedenen Erzählungen des Meisters Gutzkow und auch zum Theil in seinen Romanen finden: die Handlung ist, wie auch in „Melusine“, zu wenig articulirt; die Mittelglieder treten nicht scharf genug hervor; ihre Tragepfeiler sind unter süppigem Geranke von Arabesken, Phantasie-, und Gedankenblüthen versteckt. Das gilt auch von den Novellen (1860), die viel Ueberschwängliches und Düsteres enthalten, und von dem Roman: „Drei Grazien“ (3 Bde. 1862).

In Frenzel's erstem geschichtlichen Roman: „Papst Ganganelli“ flärte sich großentheils diese Darstellungsweise: der feste historische Anhalt gewährte einen Schutz dagegen, daß die Ereignisse und Gestalten zu sehr im Nebel der Phantasie zerflatterten. Doch ehe wir Frenzel's Leistungen auf dem Gebiete des geschichtlichen Romans im Zusammenhange beleuchten, wollen wir noch einen Blick auf seine späteren modernen Romane werfen, die wieder an seine Jugenderzeugnisse anknüpfen. Von diesen neuen Romanen, namentlich „Sylvia“ (1874), „Frau Venus“ (1880), „Die Geschwister“ (1881), sagt Adolf Stern in seiner „Geschichte der neuen Literatur“ (Bd. 7) sehr treffend: „Sie legen eine seltene Kenntniß des modernen Lebens und namentlich jener weitverbreiteten Menschenart an den Tag, welche nicht gänzlich auf die Empfindung und das Verlangen nach einem Glück verzichtet, aber im Großen und Ganzen diese Regungen dem Bedürfniß des Genußes und des äußern Glanzes untergeordnet hat. Die Periode des Erfolges um jeden Preis und der Anbetung des Reichthums spiegelt sich in Frenzel's Erzählungen in charakteristischen Gestalten. Die Wiedergabe jener abenteuerlichen Existenzen, welche durch die jähen Glückswechsel und die heiße Jagd nach den nicht höchsten, aber begehrtesten Preisen des Lebens zahlreich geworden sind; der Frauennaturen, welche in der schwülen

Atmosphäre der modernen Halbwelt gedeihen; der Künstler und Halbkünstler, welche sich von der Gesellschaft abhängig machen, ist seine besondere Stärke. Die Darstellungsweise Frenzels entspricht in ihrer leichten Beweglichkeit, in dem Vorwiegen eines geistig scharfen, wirkungsvollen Dialogs, in der realistischen Zeichnung der Aeußerlichkeiten des Lebens der eigensten Gestalt der dargestellten modernen Welt. Sie interessiert mehr, als daß sie uns warm ergreift oder mit unwiderstehlicher Gewalt in ihre Kreise heranzieht“.

In der That haben diese Romane das jungdeutsch Phantastische seiner Erstlingswerke gänzlich abgestreift; sie sind ganz frei von jenem pretiosen Anflug, der den Styl mancher neuen Modedichter charakterisirt und den man am besten als „ein Zappeln nach Klassicität“ bezeichnen könnte; sie sind klar, bestimmt, sich fast nie zu höherem Schwung erhebend, doch auch nie zu den Trivialitäten der Alltagschriftsteller herabsinkend.

Die Charakteristik Adolf Sterns paßt besonders auch auf eine von ihm nicht erwähnte Novelle „Geld“ (1885), die wohl als ein kleiner Roman betrachtet werden kann, was den Reichthum ihres Inhalts betrifft, obschon die Ausführung mehr an die Studie und Skizze erinnert. Hier wird uns eine Reihe von Charakterköpfen vorgeführt, die alle in ihrer Beziehung zu dem dämonischen Mammon geschildert werden. Der bedeutendste der von Stern angeführten Romane ist wohl „Die Geschwister“, eine Erzählung der es nicht an grellen Katastrophen fehlt, die aber reich ist an geistigen Perspektiven. Kirchenpolitische Bestrebungen, das Gründerthum, an dem die hohe Aristokratie sich betheiliget, das Glückritterthum, das hier durch den zuletzt spurlos verschwindenden Rodenschildt vertreten ist und im Gegensatz zu ihm das tüchtige Beamtenthum, der solide Kaufmannsstand: das sind die in die Handlung selbst mitverwebten Elemente unseres gesellschaftlichen und geistigen Lebens.

Noch productiver fast als auf dem Gebiete des modernen Romans ist Karl Frenzel auf dem des historischen im weitesten Sinne; denn auch der Kunst- und literarhistorische gehört in den Kreis seines Schaffens. Daß der Schüler Ranke's feinen Sinn für das geschichtlich Bedeutsame, tiefes Verständniß für den Geist der Jahrhunderte bewährt, ist wohl selbstverständlich. Wenn man von dem geschichtlichen Roman verlangt, daß die großen, die weltberühmten Männer nicht zu feinen Helden gemacht werden, sondern nur mit in die Handlung eingreifen, während freierfundene Gestalten mit ihren Schicksalen in dem Vordergrund und Mittelpunkte der Darstellung stehen, so werden mehrere von Frenzels Romanen allerdings diesen Anforderungen nicht ganz gerecht; ein Voltaire, ein Napoleon sind in ihrer geistigen Größe so überwältigend geschildert, daß die Gestalten der frei erfundenen Fabel dagegen zurücktreten müssen.

Der erste geschichtliche Roman Frenzels: „Papst Ganganelli“ (3 Bände, 1864), welcher seinem Vorbilde Carl Gukow in herzlichster Freundschaft und Verehrung gewidmet ist und zum Theil wohl durch den „Zauberer von

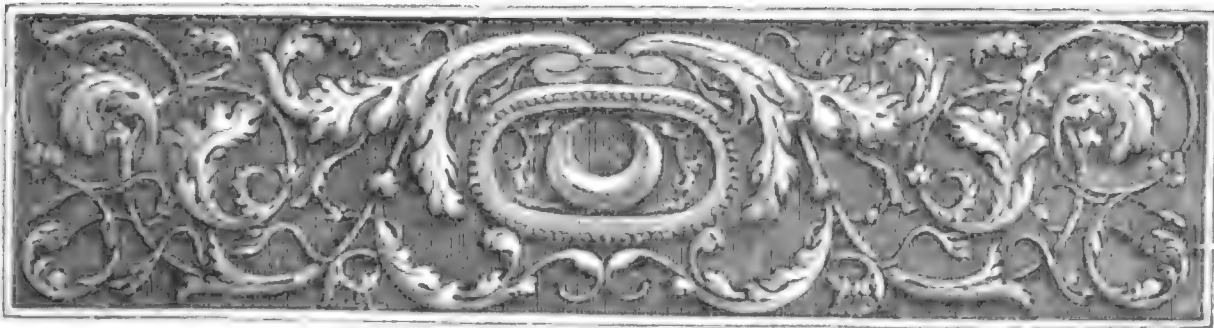
Rom“ inspirirt worden ist, steht wohl noch mit einem Fuß ein jener Epoche der blühenden Lyrik seiner ersten Erzählungen; doch ist er schon frei von dem Ueberchwänglichen, wenn er auch noch nicht zur kühlen epischen Darstellung durchgedrungen ist. Der Roman behandelt den Kampf zwischen dem Papstthum und dem Jesuitenorden; manche historische Essays sind mit in die Handlung verwebt, die eine geistreiche Beleuchtung der Zustände der Kirche und der damaligen Zeitverhältnisse geben. Die Charaktere sind wahr und interessant gezeichnet; die Handlung ist spannend, der Contrast zwischen den Landschaften, der deutschen und italienischen, stimmungsvoll. Gleichwohl erhalten wir oft den Eindruck, daß der Historiker und Essayist nicht ganz in dem Romanjhriftsteller aufgegangen ist.

Vier von Frenzels Geschichtromanen spielen ganz oder zum Theil in dem Frankreich des vorigen Jahrhunderts. In dem Rococozeitalter fühlt sich seine Muse besonders heimisch. Diese verschnörkelte und verzopfte Zeit, in welcher sich doch soviel geistige Feinsinnigkeit, soviel fortschrittliches Streben verbarg, hat Frenzel auf's Eingehendste studirt und in ihrer abenteuerlichen Buntheit geschildert. In seinem „Watteau“ (1864) wurden wir an die Gemälde dieses Künstlers erinnert, an diese prunkvollen Interieurs, wo Alles in Sammet und Seide rauscht. Der Maler selbst ist ein profaner Charakter, ein an seine Unsterblichkeit glaubender Künstler, aber edler Gesinnungen fähig, wie er denn auf eine große Erbschaft zu seinen Gunsten verzichtet. An das Testament mit seinen merkwürdigen Klauseln knüpft die Handlung des Romans an. Das Gesellschaftsleben aus der Zeit der Regentschaft wird mit seinen frivolen Tendenzen treu wiedergegeben: die Heldin desselben ist die Kokette Heloise de Villeneuve, doch fehlt dem auf das Richtige und Verwerfliche gerichteten Zuge der Zeit ein ideales Gegengewicht, das freilich jene Epoche kaum geboten hätte. In dem Roman: „La Pucelle (3 Bde. 1871) ist Voltaire der Held, immerhin ein Wagniß; denn wer einen Voltaire drei Bände hindurch redend einführt, der muß sich nicht nur durch das genaueste Studium in den Geist der Voltaire'schen Werke hineingearbeitet haben, er muß auch soviel Verwandtschaft und Gemeinschaft mit diesem Geist besitzen, um in den Improvisationen mit dem Original wetteifern zu können. Auch darf dieser Voltaire nicht modernisirt, nicht „heimisirt“ sein. Mit Bezug hierauf verdient Frenzels Roman volle Anerkennung. Sein Voltaire hat etwas Glaubwürdiges; auch ist er nicht bloß ein Lumpenkönig, zusammengeflickt aus seinen eigenen Fragmenten; er ist eine im Geiste wiedergeborene und doch nicht der ursprünglichen Eigenheit entbehrende Gestalt. Der Roman führt uns in die Epoche von Voltaires Leben, in welcher der Dichter mit der Marquise Duchâtelet auf dem Schlosse Cirey zusammenwohnte. Damals dichtete er seine Pucelle; die Schicksale dieses Manuscriptes, das in einem schwarzsammetenen Kästchen aufbewahrt ist, bilden den Mittelpunkt der Erzählung, welche das Geschick der Dichtung mit demjenigen der

Liebe des Dichters zur Schülerin Newtons bedeutsam und geistreich verknüpft. Die *Lucelle* ist ein Lied des cynischen Unglaubens an die weibliche Tugend — die Illustration zu diesem hohen Liebe durfte der Dichter in nächster Nähe suchen; denn die hochbegabte Priesterin der Gestirne und des Musengottes wurde von irdischer Leidenschaft zu einem Gardeoffizier, Sant-Lambert, erfaßt und giebt sich derselben so rückhaltlos hin, daß sie die Mutter eines Kindes wird, das auf dem Schlosse ihres philosophischen Freundes die Welt erblickt. Der Roman hat bei aller Fülle von Abenteuern, die sich an das schwarzjammene Kästchen knüpfen, etwas geistig Bedeutsames. Das Problem der Liebe wird fein und kühl noch allen Seiten hin erwogen und oft in ironische Beleuchtung gerückt.

Nur theilweise am französischen Hofe, an dem der Dubarry und Marie Antoinette, spielt der Roman: „Im goldenen Zeitalter“ (4 Bde. 1870), dessen eigentlicher Held der Kaiser Joseph II. ist und neben ihm der gleichgesinnte Graf Erbach. Das goldene Zeitalter ist das Zeitalter der Träume, der Ideale, der Weltverbesserung. Fürsten, Aristokraten, Denker und Prediger, Bürger und Mädchen fühlen sich angeweht wie von einem Frühlingshauch der Zukunft . . . und das ist die einheitliche Stimmung des Romans, dessen Liebesepisoden dagegen zurücktreten: es herrscht in diesen, mag es sich um die problematische Gräfin Corona Thurn handeln oder um die Neigung des Kaisers zur Gräfin Renata Erbach, ein allzu ätherischer Platonismus, eine zu duftige Feinsühligkeit, ein ebenso launen- wie nebelhaftes Auf- und Abwogen der Empfindungen. In der Novelle „Chambord“ (1883), die ganz im Frankreich des vorigen Jahrhunderts spielt, concurrirt Frenzel mit Laube und Offenbach: mit dem ersten in Bezug auf die Schilderung des Schlosses Chambord, welche an die gewissenhafte Decorationsmalerei erinnert, mit der Laube die französischen Lustschlösser uns vorführt; mit dem letzten hinsichtlich des Stoffes, denn es ist der Stoff der Operette *Madame Favart*, und diese Künstlerin und Moriz von Sachsen sind die Helden des Romans. — „Freier Boden“ (3 Bde. 1869) spielt in Deutschland zur Zeit der kleinen Tyrannen des vorigen Jahrhunderts. Der heftige Hauptmann von Lossburg ist der Held des Romans; er liebt die Gräfin Charlotte, fällt deshalb bei seinem Fürsten in Ungnade, wird nach Amerika verschickt, um dort die erworbenen Hesseu gegen die Aufständischen zu führen. Doch in ein Duell verwickelt, erreicht er zwar als Flüchtling den transatlantischen Welttheil, schließt sich aber den Truppen Washingtons an, und die erhabene Gestalt dieses Feldherrn tritt nun in die Mitte des Romans, neben dessen großen Haupt- und Staatsactionen die Liebesabenteuer verblasen. Hier siegt der historische Portraitmaler über den Romanschriftsteller, der im ersten Theil eine lebhaft bewegte, spannende Handlung geschildert hat, während in den beiden letzten das Geschichtsgemälde überwiegt.

„Lucifer“ (5 Bde. 1873) ist ebenfalls eine in großem Stil gehaltene



Die strategischen Verhältnisse Deutschlands Rußland gegenüber.

Von

A. Rogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

I.



Zu Anfang des vorigen Jahres verstärkte Rußland ganz unerwartet seine Streitkräfte in Polen in den Gouvernements Warschau und Wilna um ein sehr Bedeutendes.

Es brachte beispielsweise seine Cavallerie daselbst auf $9\frac{1}{2}$ Divisionen (zu 4 Regimentern und je 2 reitenden Batterien), in Summa auf etwa 34 000 Pferde und 108 Geschütze, von denen 5 Divisionen unmittelbar an der deutschen, 4 an der österreichischen Grenze, und 1 Garde-Cavallerie Brigade in Warschau stehen. Von diesen Cavalleriemassen können etwa 21 000 Mann mit 60 Geschützen bei Ausbruch eines Krieges binnen wenig Tagen die Ostgrenze Deutschlands überschreiten*). Die im Monat November 1888 angeordneten Veränderungen der Eintheilung des russischen Heeres haben zwar bis jetzt keine erneuten Dislokationen großer Truppenverbände an die deutschrussische Grenze zur Folge gehabt, jedoch in zweiter Linie gegenüber dieser Grenze ein neues Armeecorps (das XVI., Dünaburg) geschaffen, und es läßt sich annehmen, daß sowohl für dieses Corps, wie für die beiden anderen aus bereits vorhandenen Divisionen neuformirten Armeecorps die dazugehörigen drei Cavallerie-Divisionen und drei Artilleriebrigaden demnächst russischerseits errichtet werden.

Angeichts dieser Ansammlung der russischen Streitkräfte an der Ostgrenze Deutschlands — es stehen heute in Russisch Polen 152 Bataillone,

*) Betreffs der absoluten Genauigkeit der von uns gegebenen Zahlen bitten wir in Anbetracht der schweren Zugänglichkeit und nicht immer genügenden Verlässlichkeit der russischen Quellen um Nachsicht.

Norden auf dem Wege der Ostsee angreifbar. Hier gestalten sich jedoch die strategischen Verhältnisse günstiger, da die Ostseeküsten hier, besonders an den in erster Linie bedrohten Haupt-Hafenplätzen und Flußmündungen, so flach sind, daß größere Panzerschiffe mit einem Tiefgang von 6—7 m zum Bewerkstelligen einer Landung nicht nahe genug für das dazu erforderliche Aussehen der Boote an's Land gelangen können. Auch sind die wichtigsten Häfen und Flußmündungsplätze: Königsberg, Danzig und Memel, besonders die beiden ersten, stark und sämtlich den Anforderungen der Neuzeit entsprechend befestigt und durch eine Küstenbahn mit einander verbunden.

Nur stellenweise verbieten, wie wir sahen, natürliche Terrainhindernisse es Rußland, seine im russischen Polen versammelten Streitkräfte zu einem Vorstoß gegen die im Ganzen offene Ostgrenze Deutschlands, und besonders seine dortigen der unmittelbar an der Ostgrenze garnisonirenden deutschen Cavallerie überlegenen Cavalleriemassen zu einem raschen Vorprall gegen die deutschen Grenzgebiete zu verwenden. Es handelt sich daher für uns darum, zu erörtern und festzustellen, ob die an der deutschen Ostgrenze dislocirten Truppen einen genügenden Schutz gegen einen derartigen Vorstoß, besonders der russischen Cavallerie, gewähren.

Deutschland hat an erster Linie in seiner Ostgrenze etwa in gleicher Entfernung wie die russischen Cavallerie-Divisionen 8 Cavallerie-Regimenter — jedoch anders vertheilt als jene — dislocirt; in zweiter Linie, und sofort rasch per Bahn heranzuziehen, besitzt es 9 Cavallerie-Regimenter.

Die russischen Cavallerie-Divisionen gliedern sich ihrer Dislocation nach in 2 große Gruppen und zwar 1) die Gruppe der 4 Cavallerie-Divisionen Rowno, Suwalki, Lomza, Wloclawek an der Ost- und Nordgrenze Ostpreußens resp. Westpreußens, ferner 2) die russische Cavallerie Division an der schlesischen Grenze von Czestochau bis Kalisch. Der letzteren gegenüber stehen in Schlessien an Cavallerie nur 2 Regimenter unmittelbar im Grenzgebiet selbst; allein die vier anderen Cavallerie-Regimenter Schlesiens und ein fünftes aus dem südlichen Posen sind, sämtlich an der Bahn garnisonirt, so rasch an die Grenze zu werfen, daß die deutsche Cavallerie der russischen gegenüber dort bald mit Ueberlegenheit auftreten wird.

Was die Gruppe der russischen Cavallerie-Divisionen von Rowno bis Wloclawek betrifft, so stehen deren 16 Regimentern und 8 reitenden Batterien allerdings in Ost- und Westpreußen nur 4 Cavallerie-Regimenter unmittelbar im Grenzgebiet gegenüber; allein es kommt hier in Betracht, daß die russischen Cavallerie-Divisionen sich bei ihrem Vorgehen, in Folge der erwähnten Seedefileen von Angerburg bis Deutsch-Eylau, voraussichtlich in zwei Gruppen auf den dem Vorgehen von Cavalleriemassen günstigen Terrainstrecken in der Gegend von Gumbinnen und in der Gegend von Thorn theilen werden, und zwar die Cavallerie Divisionen von Rowno und Suwalki gegen Gumbinnen, die von Lomza (die nach Warschau verlegt werden soll) und Wloclawek entweder über die Drewenz

auf Jablonowo oder über Mława auf Deutsch-Eylau. Wie der notorischen Ueberlegenheit, mit welcher die beiden erstgenannten russischen Cavallerie-Divisionen an der offenen Ost-Grenze Ostpreußens der deutschen Cavallerie gegenüber erscheinen werden, deutscherseits gegenüber getreten werden kann, werden wir später specieller erörtern; allein betreffs des Vorgehens der russischen Cavallerie-Divisionen von Wloclawek resp. Lomza und Warschau gegen das südliche Westpreußen sei nur bemerkt, daß nach fachmännischer Schätzung am Abend des ersten Tages nach beendeter Mobilmachung bei Thorn nöthigenfalls etwa 10 deutsche Cavallerie-Regimenter unter dem Schutze dieser Festung eingetroffen sein können, wobei angenommen ist, daß 4 Regimenter, also $\frac{2}{3}$ der Cavallerie-Division des 1. Armee-Corps, an der russischen Grenze bei Gndtkuhnen gegen den dort zu erwartenden russischen Einfall zurückgeblieben sind.

Dieser Vorstoß der russischen Cavallerie kann jedoch, wenn er überhaupt unternommen wird, nicht etwa den Beginn einer sich unmittelbar daran schließenden Offensive der russischen Heere gegen Deutschland bilden; denn nur mit den völlig versammelten Hauptkräften der russischen Feld-Armee vermag dieselbe gegen die numerisch und qualitativ überlegenen deutschen Heere mit Aussicht auf ein günstiges Endresultat begonnen zu werden.

Es könnte sich bei diesem ersten Anprall russischer Streitkräfte gegen das deutsche Grenzgebiet nur um einen Versuch zur Störung der dortigen Mobilmachung, um Zerstörung wichtiger Eisenbahn- und Straßenpunkte, Fußübergänge zc., um Erhebung von Contributionen und Ausbeutung der etwa momentan hervorgerufenen Verwirrung in jeder militärischen Richtung, — Alles in Allem also doch nur um secundäre Erfolge handeln, die nicht durch das sofortige Nachfolgen der versammelten russischen Feld-Armee ausgebeutet und dadurch nachhaltig gemacht werden können. Denn würde man russischerseits unmittelbar nach diesem Vorprall der Cavallerie-Divisionen mit der auf Friedensfuß bereits 225,000 Mann starken in den Gouvernements Warschau und Wilna stehenden Armee zur Offensive gegen Deutschland schreiten, so würde diese Armee voraussichtlich binnen kürzester Frist deutscherseits unter ausgiebiger Benutzung des dem russischen weit überlegenen deutschen Bahnnetzes von weit zahlreicheren Streitkräften umringt und angegriffen werden, und dem Schicksal der Gefangennahme kaum entgehen können. Es sei in Bezug hierauf bemerkt, daß Deutschland etwa 8 bis zu seiner Ostgrenze durchgehende Bahnlinien besitzt. Von einer ernstlichen Gefahr für Deutschland kann daher in der russischen Truppenansammlung in Polen um so weniger die Rede sein, als die deutsche unmittelbar an der Ostgrenze stehende Cavallerie zwar geringer an Zahl als die russische ist, aber von ihrer in der Nähe der Grenze stehenden Infanterie und Artillerie rasch unterstützt werden wird, ganz abgesehen von einer Heranziehung der zu diesem Zweck und zur Sperrung der Communi-

cationen und Vertheidigung der Zugänge an der Grenze etwa rasch aufzustellenden Reserve- und Landwehrformationen.

Es macht sich in Bezug auf eine russische Offensive gegen Deutschland von vorn herein eine der Haupteigenthümlichkeiten des russischen Reiches in strategischer Hinsicht geltend, seine colossalen Ausdehnungen, seine verhältnißmäßig spärliche Bevölkerung, und seine verhältnißmäßig unzureichenden Eisenbahnverbindungen. Es besitzt nur 5 durchgehende aus den Gebieten des nördlichen, mittleren und südlichen europäischen Rußlands kommende an der deutschen Grenze mündende Bahnlirien, von denen nur zwei zweigleisig sind, (die eine mit einer kurzen übrigens in der Beseitigung begriffenen Unterbrechung). Es sind die folgenden Linien:

- 1) Zweigleisig: Petersburg (resp. Wiborg-Abt.)—Wilna—Warschau—Alexandrowst), deren zweites Gleis auf den Strecken Bialystock—Warschau und Skierniewice—Alexandrowo in der Herstellung begriffen ist.
- 2) Nijschni—Nowgorod—Kowno—Moskau—Smolensk—Minsk—Brest-Litewski—Zwangorod—Myslowitz (von Kowno hinter Moskau bis Lukow bei Zwangorod zweigleisig).
- 3) Singleisig: Sewastopol—Jekaterinoslaw—Werditschew—Zwangorod—Warschau.
- 4) Singleisig: Nowo-Tscherkask—Charkow—Gomel—Brest-Litewski—Grajewo (mit Anschluß an die Kaukasus-Bahn).
- 5) Singleisig: Saratow—Koslow—Tula—Drel—Smolensk—Dünaburg—Radziwitiscki—Kowno—Gydtkuhnen.

Ferner die kurze zweigleisige Strecke Skierniewice—Myslowitz.

Deutschland dagegen besitzt jetzt etwa 8 bis zur russischen Grenze durchgehende, und nach dem projectirten Ausbau seines östlichen Bahnnetzes noch mehr Bahnlirien, aus welcher Zahl bereits der gewaltige Unterschied und Nachtheil erhellt, in welchem sich Rußland mit seinem wenig entwickelten Bahnnetz hinsichtlich einer Offensive Deutschland gegenüber befindet.

Es muß an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, daß diese mangelhafte Entwicklung des russischen Bahnnetzes im Vergleich zu der des deutschen Bahnnetzes die Nachtheile des keilsförmigen Vorspringens Polens in den deutschen Staatskörper, hinsichtlich des strategischen Aufmarsches, paralyfirt. Denn welche strategischen Vortheile für die Offensive bleiben einer Heeresmacht, die an räumlich so weit auseinander liegenden und durch einen großen Strom, die Weichsel, getrennten Punkten wie Gydtkuhnen, Grajewo, Mlawka, Alexandrowo und Myslowitz bei Beginn ihrer Offensiv-Operationen gegen Deutschland zu debarkiren angewiesen ist, und von denen der eine: Grajewo, gegenüber einem für große Heeresmassen kaum passirbaren ausgedehnten Terrainabschnitt liegt?

In dieser geringen Leistungsfähigkeit des russischen Bahnnetzes dürfen wir daher wohl auch einen Hauptgrund für die Vereinigung eines starken Theiles der russischen Heeresmacht bereits im Frieden, die sich im letzten

Winter in russisch Polen vollzog und anerkanntermaßen besonders gegen Oesterreich gerichtet war, erblicken.

Rußland ist nunmehr zwar in der Lage, vermöge seiner etwa 21 000 Mann starken an seiner westlichen Grenze aufgestellten fast völlig auf Kriegszug befindlichen Cavallerie eine Störung der deutschen Mobilmachung in den östlichen Grenzdistricten besonders Ost- und Westpreußens zu versuchen, allein ausschließlich wohl nur in der Absicht, Zeitgewinn für den eigenen Aufmarsch zu erzielen, während seine Hauptaufgabe darin bestehen wird, in defensivem Verhalten gegen die zu erwartende deutsche Offensive den Weichselabschnitt und seine großen Lagerfestungen Warschau, Nowo-Georgiewsk und Zwangorod mit starken Streitkräften und hiermit die beiden einzigen permanenten Eisenbahnübergänge über die Weichsel und wichtigen Debarfkationspunkte der aus dem Innern führenden Eisenbahnlinien besetzt zu halten, um derart Zeit für den sich nur allmählich dahinter vollziehenden Aufmarsch der russischen Operations-Armee zu gewinnen.

Die im letzten Winter stattgehabten russischen Truppenanhäufungen in Polen haben daher auch den nicht zu unterschätzenden Werth, daß sie der Stimme Rußlands mit einer Heeresmacht von 225 000 Mann unmittelbar an seiner Westgrenze, besonders Oesterreich gegenüber, ein anderes Gewicht verleihen dürften, als bisher.

Das ca. 102 $\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner zählende russische Reich hat vor 10 Jahren gegen die altersschwache Türkei einen für die Bravour der russischen Truppen zwar glänzenden, allein an richtiger strategischer Leitung schwachen Feldzug geführt. Seitdem ist die allgemeine Wehrpflicht in Rußland eingeführt und dasselbe verfügt über 800 000 Mann stehendes Heer, eine Ziffer, die wenn, man die weiten Ländergebiete, die dasselbe besetzt hat, berücksichtigt, sehr erheblich an Bedeutung verliert, und eine Kriegsmacht von ca. 1 700 000 Mann regulärer Truppen, dazu noch 200 000 Kosaken und irreguläre Cavallerie. Ferner eine Million Reichswehr. Von dieser großen Truppenmacht können jedoch nach competentem sachmännischen Urtheil nur ca. 1 100 000 Mann als Operations-Armee außerhalb des Landes verwandt werden. Die Versammlung und der Aufmarsch dieser Armee im westlichen Polen resp. hinter der Weichsel wird in Anbetracht des ungeheuren Gebiets, aus dem sie zusammenberufen werden muß, und nicht genügend entwickelten Bahnnetzes und des fehlenden Territorialsystemes nach sachverständiger Schätzung etwa zwei bis drei Monate in Anspruch nehmen, eine nicht zu hoch gegriffene, sowohl auf detaillirte Berechnung sich stützende, als auch durch die Thatfache illustrierte Zeitannahme, daß beispielsweise der Aufmarsch der deutschen Heere an der französischen Grenze vermittelt 6 durchgehender Bahnlinien im Jahre 1870 drei Wochen in Anspruch nahm. Nicht die große Länge der russischen Bahnlinien ist es, welche den Aufmarsch der russischen Heere so verlangsamt, obgleich auch sie in Betracht kommt, sondern besonders die geringe Anzahl dieser Linien und ihrer Geleise und die weiten Ent-

fernungen, welche ein großer Theil der russischen Truppen, und namentlich ihre Kriegsréserven zurückzulegen haben, um zu den Bahnlinien zu gelangen. Zur Ergänzung des russischen Bahnnetzes im westlichen Grenzgebiet sind neuerdings eine Anzahl Bahnlinien im Königreich Polen projectirt worden, und deren Ausführung dürfte nicht lange mehr auf sich warten lassen. Es sind das, im Norden beginnend, die Linien: Kutno—Kolo—Stupce; Lodz—Kalisch; Sieradz und Wieruszow—Sandomierz—Koluszki. Diese Linien haben jedoch nur eine secundäre Bedeutung, da keine neuen Weichselübergänge außer den vorhandenen von Warschau und Zwangorod mit ihnen projectirt sind. Das russische Bahnnetz unterliegt ferner noch einem anderen für seine geordnete militärische Benutzung nachtheiligen Uebelstand, es befindet sich nicht wie das deutsche unter vorwiegend einheitlicher centralisirter Leitung, sondern in der Hand von zahlreichen Privatgesellschaften, die für den Fall des Krieges sämmtlich unter einen Hut zu bringen, immerhin schwierig ist.

Was die größere Spurweite der russischen Eisenbahnen betrifft, so ist dieselbe für die Benutzung der russischen Bahnen durch das deutsche Eisenbahnmaterial von keinem hindernden Einfluß, da dessen Räder in ausreichendem Maße in Voraussicht dieses Umstandes verstellbar eingerichtet sind, eine Maßregel, die in Rußland zwar für einen großen Theil des Eisenbahnmaterials im Hinblick auf die Benutzung der deutschen Bahnen begonnen, aber noch nicht zur völligen Durchführung gelangt ist, ein Uebelstand der sich bereits im russisch-türkischen Kriege von 1877 bei der beabsichtigten Benutzung der rumänischen Bahnen sehr nachtheilig fühlbar machte.

Was die militär-geographische Beschaffenheit des russischen Polens betrifft, so ist daselbe ein mehrfach noch mit ausgedehnten Waldungen bedecktes, aber im Uebrigen gut angebautes, aus für die operative Verwendung großer Heereskörper hinreichend freien Strecken bestehendes wegsames, im Durchschnitt ebenes, nur im äußersten Süden bergiges Land, in welchem die Warthe einen Abschnitt von verhältnißmäßig nur untergeordneter strategischer Bedeutung bildet, wenngleich sie mit ihrer zum Theil bruchigen Niederung als tactisches Hinderniß erheblich in Betracht kommen kann. Das russische Polen hat ca. $7\frac{1}{4}$ Million Einwohner, rund etwa 2500 Menschen auf der Quadratmeile, so daß Verpflegung und Unterkunft der Truppen dort auf keine Schwierigkeiten stoßen. Als strategische Barrière von großer Bedeutung stellt sich in demselben die Weichsel dar, welche von der San-Mündung an für größere Fahrzeuge schiffbar, bei dieser Mündung 200 m., bei Warschau 500 m., bei Thorn über 900 m. breit ist und nur auf den vorhandenen festen Uebergängen bei Warschau und Zwangorod und auf den Schiffbrücken bei Plock und Wloclawek überschritten werden kann. In strategischer Hinsicht hat die Weichselbarrière den erheblichen Nachtheil, daß sie nicht bis zur Mündung im russischen Besitz ist, und vermittelst der befestigten in deutschem Besitz befindlichen Uebergänge von Thorn-Graudenz und Dirschau-Marienburg, welche je zwei

Geleise erhalten sollen, deutscherseits überschritten, und derart ihr mittlerer Lauf von Westpreußen her umgangen werden kann. Trotzdem wird der Weichselabschnitt, verstärkt durch die großen Festungen Nowo-Georgiewsk, Warschau und Zwangorod und verlängert durch die vielfach von bruchigen Ufern begleiteten Flußläufe des Bug und Narew in einem russisch-deutschen Kriege, wie bereits erwähnt, und wie wir später ausführlicher erörtern werden, als wesentliche Stütze für den russischen Aufmarsch und das Vordringen der deutschen Heere hindernd zur Geltung kommen.

Bevor wir zur Betrachtung der Operationen, welche Rußland gegen Deutschland führen kann, schreiten können, ist es unerläßlich einen Blick auf die dabei hauptsächlich in Betracht kommenden politischen Verhältnisse zu werfen.

So gut fundamentirt auch augenblicklich, und voraussichtlich für längere Zeit, das mitteleuropäische Friedensbündniß erscheint, so giebt es doch bekanntlich besonders auf politischem Gebiete nichts Dauerndes, da sowohl in den Interessen der Staaten Veränderungen entstehen, als auch vor Allem mit dem Wechsel der leitenden Personen andere politische Anschauungen und andere politische Einflüsse an Stelle der früher geltenden treten können.

Es erscheint daher die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß, wenn der bisherige gewaltige Leiter der politischen Geschichte Deutschlands und der Politik Europas dereinst seinem ihm vorangegangenen kaiserlichen Herrn folgt, der von vielen Köpfen unserer östlichen und westlichen Nachbarstaaten geplante Kampf Frankreichs und Rußlands gegen Deutschland dennoch zum Ausbruch kommt, indem es zugleich gelungen sein kann, die Triple-Allianz zu sprengen und Italien und Oesterreich zur Neutralität in demselben zu veranlassen.

Ohne die strategischen Verhältnisse jenes Kampfes zwischen den erstgenannten drei Großmächten in nähere Betrachtung zu ziehen, die außerhalb des Rahmens dieser Arbeit liegen würde, wollen wir nur die strategischen Bedingungen des Kampfes zwischen Rußland und Deutschland allein in Folgendem in's Auge fassen.

Rußland kann hinsichtlich dieses Krieges sich für die Offensive oder für die Defensive entscheiden. Betrachten wir zuerst die Chancen einer Offensive Rußlands gegen Deutschland, so ergiebt sich, daß vor der völligen Versammlung der russischen Operations-Armee in den westlichen Gebieten dieses Reiches eine Offensive mit partiellen Kräften gegen das Herz Norddeutschlands, Berlin, unternommen, ein Fehler, ein Luftstoß sein würde, der unbedingt die verhängnißvollsten Folgen nach sich ziehen müßte. Es wird sich bei Ausbruch dieses Krieges nur um den oben erwähnten Vorprall der russischen Cavallerie handeln können, der, wenn er auch dem Gegner empfindlich werden kann, doch ohne ernstere Folgen bleiben wird. Das deutsche Eisenbahnnetz ist dem russischen, wie wir erwähnten, derart überlegen, und die weit raschere Versammlung der deutschen Heere an der deutschen Ostgrenze derart gesichert, daß Rußland unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht zu einer Offensive gegen Berlin schreiten kann. Nur in dem außergewöhn-

lichen Falle wäre eine Chance für dieselbe vorhanden, daß etwa zu einem Zeitpunkt, wo Deutschland mit einer anderen Macht bereits in einen Krieg verwickelt wäre, die Hauptmasse der deutschen Heere wie 1871 weit in Feindesland eingedrungen und dort genügend beschäftigt wäre; in einem Moment etwa, wie er im November 1871 eintrat, als Orleans wieder in französische Hände gefallen war, und die Armee Auroelle de Palladines von dort gegen Paris vordrang, und man in Versailles die Koffer gepackt hatte. Allein selbst in diesem Falle ist es fraglich, ob nicht der unererschöpfliche Reichthum Deutschlands an ausgebildeten Soldaten, nach Fürst Bismarck ca. 3 Millionen, 2 Millionen an den Grenzen und dahinter die erforderlichen Reserven (nach französischer Berechnung im Ganzen gegen 4 Millionen) das große Organisationstalent seiner Heeresleitung, und sein günstiges Bahnetz, ihm nicht doch noch ein rechtzeitiges Zutvorkommen vor der russischen Offensive gestatten würden.

Fassen wir jedoch zunächst den für Rußland günstigsten Fall in's Auge und nehmen wir an, daß es ihm gelungen sei, den voraussichtlich deutscherseits ihm entgegentretenden Kräften ganz erheblich überlegene Streitkräfte in seinen westlichen Grenzgebieten zu versammeln, so sind wir der Ansicht, daß nur eine möglichst rasch durchgeführte russische Offensive auf dem kürzesten Wege auf Berlin die meisten Chancen für die Erlangung eines für Rußland günstigen Friedensschlusses bietet, und daß unter dieser Voraussetzung die von mancher Seite als die zweckmäßigste bezeichnete Offensive der vereinigten russischen Hauptstreitkräfte auf dem rechten Weichselufer durch die Provinz Ostpreußen und nördlich der Warthe auf Berlin, im Verein mit einer starken Flotten-Diversion, während Rußland an der mittleren Weichsel und im westlichen Polen defensiv bleibt, unbedingt weniger Erfolg verspricht.

Die russische Offensive auf dem rechten Weichselufer würde Königsberg zu belagern resp. eng einzuschließen haben; ferner würde Thorn, als Offensivbrückenkopf in ihrer linken Flanke gelegen, zu cerniren, später zu belagern, und die Befestigungen von Marienburg und Dirschau zu nehmen sein; alsdann würde sie die Weichsel Angesichts des Feindes überschreiten müssen, Danzig einschließen und bei ihrem weiteren Vorrücken auf Berlin sich gegen das ihr Vordringen bedrohende Posen sichern müssen, Küstrin einschließen, und später, um in den Besitz dieses wichtigen Eisenbahnsperrepunktes zu kommen, belagern müssen. Auf eine wesentliche Einwirkung der russischen Flotte auf diese Operation vermag zunächst nicht gerechnet zu werden, da dieselbe zuvörderst den Kampf mit der deutschen Flotte aufnehmen hätte, und da ferner die deutschen Hafenplätze von Bedeutung sämmtlich befestigt sind und die Landung an den flachen Ostseeküsten schwierig ist.

Die directe russische Operation von Warschau über Posen auf Berlin auf der kürzesten Linie hätte dagegen allerdings Posen zu belagern und den starken Warthe-Abchnitt zu passiren, ebenfalls Thorn zu nehmen und Königsberg zu belagern resp. fest einzuschließen.

Es muß hinsichtlich ihrer zugegeben werden, daß das Ueberschreiten des Warthe-Abchnitts bei Posen sehr erhebliche Schwierigkeiten bietet, daß ferner das nördlich der mittleren Warthe gelegene See- und Waldterrain ein Vorschreiten größerer Heeresabtheilungen sehr erschwert. Allein es bleibt für ein derartiges Vorrücken immerhin in der Gegend von Skupce ein mehrere Meilen breiter Raum nördlich der Warthe und ein völlig genügender südlich dieses Flusses; und ferner ist die Warthe von Cionzyn bis Schrimm mehrfach überbrückt, und wenn auch, wie zu erwarten, diese Uebergänge zerstört wären, doch bei ihrer Breite von 80 Meter leicht zu überbrücken, da nicht überall bruchige Ränder sie auf dieser Strecke begleiten, und da ferner den Uebergang tactisch begünstigende Waldungen mehrfach an beiden Ufern an dieselbe herantreten. Jedenfalls ist das Ueberschreiten der mittleren Warthe nicht so schwierig wie das des unteren 900—1100 Meter breiten Weichselstromes.

Die im westlichen Polen versammelten russischen Streitkräfte können von dort aus in 3—5 Marschtagen vor Posen stehen, während eine russische Offensive durch Ost-Preußen weit langsamer gegen das Herz Norddeutschlands führt.

Man könnte den Einwurf erheben, daß der Weichselübergang dem russischen Invasionsheere durch eine starke russische Diversion von dem hierzu zu verstärkenden Einschließungscorps von Thorn in der Richtung auf Bromberg erleichtert werden kann; allein die Defileen des Nepe- und Brahe-Abchnittes sind hier auf ihren linken Flügel gut an die Weichsel angelehnt, leicht nachhaltig zu vertheidigen, auch wird sich die Cernirung Thorns auf dem linken Weichselufer voraussichtlich erst nach Ueberschreitung der Weichsel vollziehen lassen. Einen erheblichen Nachtheil hat allerdings die Offensive über Posen in directer Richtung auf Berlin, es ist der, daß bei ihrem Beginn die Eisenbahnverbindung mit Warschau durch Thorn unterbrochen wird und streckenweise durch Landcommunicationen ersetzt werden muß, und daß dieselbe nur für die ihren linken Flügel bildenden Heeresheile über Myslowitz durch die schlesischen Bahnen nach einiger Zeit gewonnen werden kann. Allein durch den in kurzer Zeit ausführbaren Bau einer Umgehungsbahn von der Linie Warschau—Thorn nach der Bahn Thorn—Inowraclaw—Posen über die Orte Macionzek—Skuczew—Gniewkowo würde eine rückwärtige Eisenbahnverbindung auch für die auf Posen vorgehenden Heeresheile hergestellt werden können. Die Operation gewährt endlich den erheblichen Vortheil, daß von ihr aus, nachdem eine Entscheidung bei Posen gefallen ist, leicht eine starke Diversion auf das linke Oderufer abgezweigt werden kann, die den Oderübergang etwa in der Gegend von Glogau bewerkstelligt, diese wenig Offensivkraft besitzende Festung einschließt und alsdann, indem sie erforderlichen Falls den nördlich von Posen auf Berlin vordringenden Heeresheilen den Uebergang über die Oder wesentlich erleichtern hilft, auf Berlin vorgeht.

Allein die erwähnte Operation setzt, wir betonen es nochmals, eine

sehr starke Ueberlegenheit russischer Streitkräfte voraus, da bei ihr nicht nur 2 große Festungen zu belagern, sondern auch 3, darunter allerdings eine kleinere, einzuschließen sind. Man könnte den Einwurf erheben, daß auch Königsberg belagert und genommen werden muß, um eine Diversion von dorthier gegen die russischen Verbindungen zu verhindern.

Allein so erwünscht der Besitz dieser Festung auch für die angedeutete russische Operation ist, so läßt sich doch annehmen, daß die russische Flotte, die im angenommenen Falle voraussichtlich mit einer verbündeten die deutsche mit Leichtigkeit im Schach halten würde, sich bald nach erfolgreicher Beschließung der Küstenbefestigungen bei Pillau in den Besitz des frischen Hafens setzen und derart die Offensivunternehmungen Königsbergs auf die seiner normalen Kriegsbesatzung entsprechenden, beschränken würde.

Wir schreiten jetzt zur näheren Erörterung der Verhältnisse, welche für die russische Operation über Posen auf Berlin in Betracht kommen.

Man wird nicht fehlgreifen, wenn man eine Theilung der vorausgesetzten gewaltigen russischen Streitkräfte der leichteren Leitung und Bewegung halber in 3 Armeen annimmt, und ferner, daß eine stärkere Heeresabtheilung von etwa 1 bis 2 Armee-Corps nach Maßgabe der in und bei Königsberg versammelten Streitkräfte von der Festung Kowno aus gegen den offenen Theil der ostpreussischen Grenze und gegen Königsberg, zu dessen Einschließung vorgehen wird. Dieses Corps würde die Bahnlinie Endtkuhnen—Kowno und die Linie Kowno—Radziwitschki nach Dünaburg, dem Haupt-Artillerie- und Ingenieur-Depot des nordwestlichen Rußlands als Verbindungslinie haben. Gleichzeitig mit dem Vorrücken dieses Corps auf Königsberg ist die Annahme gerechtfertigt, daß die russische Flotte in der Ostsee längs der ostpreussischen Küsten gegen die deutsche, sofern dieselbe nicht durch eine andere Flotte bereits in ihren Häfen blockirt ist, vorgehen, und dieselbe von der hohen See zu vertreiben suchen wird, und daß sie sich alsdann gegen die Hafensplätze Königsberg und in zweiter Linie Memel wendet, um deren Küstenbefestigungen durch energische Beschließung zum Schweigen zu bringen, die Torpedosperrten zu zerstören und sich besonders in den Besitz der Einfahrt von Pillau und des frischen Hafens zu setzen.

Der Aufmarsch der 3 russischen Armeen würden im westlichen Polen etwa westlich der Linie Wloclawek—Kutno—Lodz—Nowo-Madomsk stattfinden. Die russische erste Armee würde sich dann zwischen der Linie Wloclawek—Lenczyce und dem Goplo-See und der Warthe concentriren. Ihre Verbindungslinie würde zunächst die Bahn Wloclawek—Kutno—Warschau sein. Beim Beginn ihres Vorrückens würden ihre in der Gegend von Wloclawek versammelten Truppen unter möglichster Benutzung der Bahn Warschau—Alexandrowno zur Einschließung von Thorn auf dem linken Weichselufer und zur Aufklärung über Inowrazlaw auf Gnejen und auf Bromberg vorgehen. Zur Einschließung von Thorn auf dem rechten Weichselufer würde ein angemessen starkes Detachement entweder auf Stromfahrzeugen

auf der Weichsel oder nach Ueberschreitung des Stromes auf der Schiffbrücke von Wloclawek auf dem rechten Ufer gegen Thorn vorgehen. Ferner würde gleichzeitig eine nach Maßgabe der von der unteren Weichsel her zu erwartenden feindlichen Streitkräfte entsprechend starkes Corps etwa über Dobryń-Lipno-Gollup zur Deckung der Einschließung von Thorn und Sperrung der Weichselübergänge bei Graudenz und Marienburg und zur Beobachtung der unteren Weichsel russischerseits vorgeschickt werden. Diesem Detachement würde voraussichtlich sofort Belagerungsgeschütz etwa vom Kaliber des kurzen 15 cm in gehöriger Anzahl beigegeben sein, um durch eine kurze überlegene Beschießung der Befestigungen von Graudenz und Marienburg deren Feuer zum Schweigen zu bringen und in den Besitz dieser Befestigungen zu gelangen und die dortigen Weichselübergänge ausreichend zu sperren. Dasselbe wird die Bahnstrecken Nowo-Georgiewsk—Mlawka—Deutsch-Eylau—Zablonowo—Graudenz (resp. Soldau—Straßburg, wenn dieselbe vollendet) zu seiner Verbindungsbahn einrichten, und sich die Benützung der Bahnlinie Thorn—Elbing so wie die Brückenkopfbefestigungen von Graudenz und Marienburg in seinen Besitz gelangt sind, zu sichern suchen. Bis die genannte Eisenbahnstrecke zur Verbindungslinie eingerichtet ist, kann die Weichsel bis Thorn zur Verbindung dienen. Das Corps sowohl wie das Cernirungscorps von Thorn auf dem rechten Weichselufer stoßen bei ihrem Vorrücken auf keine Terrain-Schwierigkeiten von Belang, die Drenenz ist ein unbedeutendes, leicht zu überschreitendes Hinderniß. Die rasche Herstellung der Verbindung zwischen beiden Weichselufern d. h. der Brückenschlag bei Thorn ist für das Belagerungscorps von der größten Wichtigkeit. Sobald die Einschließung von Thorn vollzogen ist, würde unverweilt mit dem Bau der diese Festung südlich umgehenden Feldbahn begonnen werden, desgleichen mit der Belagerung dieses Places, als deren Verbindungslinie die Weichsel benutzt werden wird.

Die russische erste Armee wird, sobald ihre Concentration vollendet ist, den Vormarsch auf Posen unter Festhaltung der Verbindung mit dem Cernirungs-Corps von Thorn, über Sleszyn, Südspitze des Gwartowo-Sees, ferner von Kutno auf Sulpce und von Lenczyce über Julischkow auf Pensen antreten. Sie wird besonders ihre Front und rechte Flanke gegen das Wald- und Seeterrain westlich des Goplo-Sees sich sichern, und in dieser Richtung aufklären müssen. Sie wird nur in sehr kleinen Märschen vorgehen, wenn nicht ganz bestimmte Verhältnisse es anders bedingen, um den südlich von ihr vorrückenden beiden Armeen Zeit zu verschaffen, ihren größeren Weg zurückzulegen. Sie wird ferner besonders auf eine gesicherte Verbindung zwischen beiden Warthe-Ufern, außer den vorhandenen Brücken von Kollo, Konin und Pensen, ihr Augenmerk richten, und die Warthe-Übergänge eventuell feldfortificatorisch sichern müssen. Ihre Verbindungslinie ist die Bahnlinie Warschau—Kutno und von da ab die Chaussee von Kutno über Sulpce auf Posen, bis die Umgehungsbahn südlich von Thorn

fertig ist. Die russische erste Armee wird ihren Vormarsch in dem im ganzen offenen und freien Terrain westlich Słupce—Giwartowo und Penschern auf Posen erst dann fortsetzen, wenn die zweite und dritte russische Armee mit ihren Töten die Warthe und Lissa erreicht haben, falls nicht besondere Umstände z. B. zuverlässige Nachrichten, daß der Gegner sich mehr bei Posen oder hinter Posen concentrirt, es anders bedingen. Es ist nicht zu verkennen, daß wenn sie, durch die Warthe von den beiden anderen Armeen und in sich getrennt, unvorsichtig vorgehen würde, sie einem überlegenen Anfälle deutscher Streitkräfte in dem immer noch ziemlich waldbreichen Terrain besonders auch von Norden her ausgesetzt sein würde, und muß sie daher das Wirksamwerden der Vorbewegung der beiden anderen Armeen abwarten. Die zweite russische Armee würde sich etwa in dem Raum zwischen der Linie Lenczyce—Łódź—Pabianice und der Warthe und Proszna concentriren. Sie würde den Vormarsch auf Posen in gleicher Höhe mit der südlich neben ihr vorgehenden russischen Armee mit der mittleren Directionslinie Łódź—Turek—Neustadt antreten, und ganz besonders die gute Verbindung und rasche Unterstützung der ersten russischen Armee in's Auge zu fassen haben. Rechtzeitige Reconoscirung und Herstellung von geeigneten Warthe- und Proszna-Uebergängen würden zu diesem Zweck beiderseits stattfinden müssen. Die Verbindungslinie dieser Armee würde die Bahn von Łódź—Radom nach Zwangorod, von Łódź ab die Straße Łódź—Turek—Neustadt bilden. Die Concentration der dritten russischen Armee würde etwa in dem Raum zwischen der Bahnstrecke Bentkow—Nowo-Radomsk und der Proszna erfolgen. Die Mittellinie der Vorbewegung der dritten russischen Armee würde etwa die Linie Petrikau—Kalisch—Kozmin—Schrimm sein; ihre Verbindungslinie würde zunächst die Bahnlinie Zwangorod—Radom—Kalischki—Petrikau; alsdann die Chaussee Petrikau—Kalisch—Koschmin—Schrimm bilden.

Die dritte russische Armee würde den Vormarsch auf Posen zuerst zu beginnen und in stärkeren Etappen zurückzulegen haben wie die beiden anderen Armeen, da der von ihr zurückzulegende Weg der größere ist. Sie wird bei Beginn ihrer Operationen ein angemessen starkes Detachement so weit als angängig unter Benutzung der Bahn auf Myslowitz versenden, um die Bahnlinie Myslowitz—Kempen—Jaroczyn in Besitz zu nehmen und zu ihrer Verbindungslinie einzurichten. Sie wird ferner ein Corps etwa über Wieruschau auf Breslau entsenden, welches diese an Hilfsquellen reiche Stadt einnimmt und alsdann zur Einschließung von Glogau auf der rechten Oberuferseite vorgeht. Bis die Einschließung von Glogau seitens dieses Corps erfolgt ist, wird sich die dritte russische Armee selbstständig in ihrer linken Flanke gegen Glogau zu sichern, und in Verbindung mit der zweiten Armee vorgehend, ebenso wie diese die Aufgabe haben, rechtzeitig geeignete Uebergänge über die Warthe zu ermitteln, und ferner auch derartige Uebergänge über den nordöstlichen Theil

des Odra-Bruchs recognosciren lassen und diese letzteren, wenn angängig, zu besetzen suchen.

Dem hier skizzirten Vormarsch der dritten russischen Armee könnte der Vorwurf gemacht werden, daß er nicht in genügender Breite für die voraussichtlich vorrückenden Massen erfolge; allein die Nothwendigkeit, eventuell vor Posen zu einer entscheidenden Schlacht auftreten zu müssen, wird eine größere Breite desselben, besonders auch in Anbetracht der Trennung durch die Warthe, kaum gestatten. Es sei betreffs desselben noch erwähnt, daß das auf dem linken Weichselufer gegen Thorn vorgehende russische Cernirungs-Corps, falls Thorn eine stärkere wie seine normale Besatzung aufgenommen hat, oder sich in seiner Nähe etwa bei Inowrazlaw stärkere feindliche Streitkräfte befinden sollten, durch entsprechende Theile der russischen ersten Armee rechtzeitig verstärkt werden muß, was um so eher ausführbar sein wird, als deren Hauptkräfte sich auf dem rechten Warthe-Ufer versammeln und vorrücken.

Die Stadt Thorn liegt auf dem rechten Weichselufer und ist auf beiden Ufern durch einen Kranz weit vorgeschobener, nach neuester Construction gebauter Forts geschützt. Sie besitzt eine Eisenbahnbrücke und eine zweite feste Weichselbrücke. Sie ist im Wesentlichen als Offensivbrückenkopf für das rechte Weichselufer zu betrachten und vermag eine weit größere Besatzung wie die normale aufzunehmen.

Wie sich die ferneren Verhältnisse der russischen Offensive gestalten würden, das hängt natürlich von den Umständen ab. Bei unserer Voraussetzung, daß schon bei Beginn des Feldzuges im russischen Polen russische Streitkräfte in starker Ueberlegenheit versammelt sind, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die deutsche Heeresleitung unter diesen Umständen keine Diverfion mit stärkeren Kräften gegen die rechte, ohnehin durch Weichsel, Bug und Narew und die Festung Nowo-Georgiewsk geschützte Flanke der russischen Offensive von West- oder Ost-Preußen her, oder gegen die linke Flanke derselben von Schlesien her, unternehmen wird; da die zweite russische Armee in Folge der numerischen Ueberlegenheit der russischen Streitkräfte mit den oben erwähnten starken Detachirungen genügende Gegenmaßregeln gegen derartige Diverfionen getroffen haben wird, und da die deutscherseits dazu verwandten Streitkräfte bei der Hauptentscheidung fehlen würden. Die russische Offensive wird daher das deutsche Herr entweder vor oder hinter Posen, auf dem rechten oder linken Warthe-Ufer, wahrscheinlich in fortificatorisch für die Schlacht gut vorbereiteter Stellung antreffen. Ist die Schlachtentscheidung in Folge der numerischen Ueberlegenheit der russischen Streitkräfte günstig für die russischen Heere ausgefallen, so wird Posen von denselben einzuschließen, und werden die Operationen auf Berlin ohne Vorzug fortzusetzen sein. Die Stärke der russischen Armeen wird es denselben, ähnlich wie den deutschen Heeren 1870, die mit dem belagerten Straßburg und dem cernirten Metz, in dem sich

eine der besten französischen Feldarmeen befand, im Rücken gegen Paris vordringen, gestatten, die Offensive fortzusetzen. Nach der Einschließung von Posen wird russischerseits so bald als möglich zur Belagerung und Einnahme dieses Platzes geschritten werden, um durch den Besitz dieser starken Festung einen Stützpunkt für die ferneren Operationen zu gewinnen, und diesen wichtigen Eisenbahnknotenpunkt und Warthe-Uebergang in Besitz zu bekommen. Ganz besonders wird es sich hierfür und für die Fortsetzung der russischen Offensive jetzt um den Gewinn einer Eisenbahnverbindung handeln. Dazu müßte vor Allem das Belagerungs-corps vor Thorn den Bau der Umgehungsbahn südlich dieser Festung möglichst beschleunigen, und wird derselbe jetzt vielleicht in Folge der inzwischen gewonnenen Bahnlinien Myslowitz—Kempen—Elessyn auch vom westlichen Ende von Gniemkowo her in Angriff genommen, und binnen kürzester Frist vollendet werden können. Sollte der Bahnknotenpunkt Bromberg noch nicht in den Besitz des Einschließungs-corps von Thorn gelangt sein, so würde jetzt ungeäußert die dazu erforderliche Verstärkung des letzteren eintreten, um für das weitere Vorrücken der russischen Heere wenigstens die Bahnlinie Warschau—Thorn—Bromberg—Kreuz zur Verfügung zu haben.

Die für die russischen Heere bei Posen gefallene supponirte siegreiche Entscheidung darf unter den vorausgesetzten Umständen als eine derartig nachhaltige angenommen werden, daß das deutsche Heer nicht mehr in der Lage sein wird, etwa von Neuem noch auf dem rechten Oberufer hinter dem nur 8 Meilen von Posen entfernten Odra-Abschnitt, oder vor Frankfurt a/D. eventuell unterstützt durch eine in seiner linken Flanke von Küstrin ausgehende Offensive, die Odra im Rücken, sei diese hier auch mit hinreichenden Uebergängen versehen, nochmals die Schlacht anzunehmen.

Die russischen Heere werden daher nach der Entscheidung bei Posen sich trennen müssen, um ihren Vormarsch auf Berlin in dem Raum zwischen Neße-Warthe und Odra, oder südlich dieses Stromes fortzusetzen. Von der Stärke und der Verfassung und Art des Zurückgehens der geschlagenen deutschen Armee, und von den Nachrichten über deren etwaige zu erwartende Verstärkungen wird es abhängen, ob die russische Armee ihren Marsch jetzt auf Glogau nehmen kann um in der Gegend von Glogau über die Odra zu gehen, den hergestellten Odra-Uebergang durch Feldbefestigungen zu decken und Glogau auch auf dem linken Odra-Ufer einzuschließen, dasselbe zur Gewinnung eines Stützpunkts an der Odra und eines völlig gesicherten Odra-Ueberganges, sobald Thorn und Posen gefallen ist, ebenfalls zu belagern, und inzwischen ihre Operationen über Guben auf Berlin fortzusetzen. Als Verbindungslinie wird sich die dritte russische Armee jetzt die Bahn Myslowitz—Breslau—Sagan—Guben einrichten müssen.

Wenn die Verhältnisse es gestatten, so wird die erste russische Armee bei dem Vorrücken auf Berlin mit einem beträchtlichen Theil auf das rechte Neße Ufer etwa bei Kreuz und Schneidemühl übergehen und sich

in den Besitz der Bahnstrecken Bromberg—Landsberg setzen, so daß die erste russische Armee derart eine Bahnverbindung über Inowrazlaw und die Thorner Umgehungsbahn nach Warschau gewinnt. Denn nördlich der Neße vorgehenden russischen Heeresheil würde später die Aufgabe zufallen, Küstrin auf der Nord-Ost-Front einzuschließen.

Die starke und ausgedehnte, am Zusammenfluß der Warthe und Oder gelegene, von betaschirten Forts neuester Construction und von Inundationen umgebene Festung Küstrin, deren normale Besatzung eine verhältnißmäßig kleine ist, die jedoch zahlreiche Truppen aufnehmen kann, wird jetzt ihren Einfluß dadurch besonders geltend machen, daß sie zu ihrer Beobachtung resp. Einschließung, die auf einem von der Oder und Warthe durchschnittenen Raum von etwa 9 Meilen Länge stattfinden muß, sehr beträchtliche russische Streitkräfte auf sich ziehen wird. Die ungünstige Terraingestaltung im Süden der in der breiten Niederung gelegenen Festung begünstigt allerdings bei deren jetziger Beschaffenheit eine Offensive ihrer Besatzung auf dem rechten Oberufer in südlicher und südöstlicher Richtung nicht besonders. Vermuthlich würde die russische erste Armee sich nur auf eine Beobachtung oder Einschließung der drei Fronten Küstrins beschränken, und würde von einer Belagerung Küstrins erst die Rede sein können, wenn Thorn und Posen gefallen sind.

Die deutsche Heeresleitung wird sich nun entscheiden müssen, ob sie, ihre linke Flanke an Küstrin gelehnt und unterstützt durch die linke Oberufer-Bahn, den russischen Heeren den Oberübergang zwischen Küstrin und der Neisse-Mündung verwehren will, um die tactischen Vortheile dieses starken Terrainabschnittes auszunützen, und um Zeit für die inzwischen zweifellos in der Anlage begriffenen Befestigungen Berlins oder das Eintreffen von Verstärkungen zu gewinnen. Voraussichtlich wird es von dem Vordringen der inzwischen in der Gegend von Glogau über die Oder gegangenen dritten russischen Armee über die Neisse abhängen, die auch von der russischen Armee über Crossen Verstärkungen erhalten kann, wie lange die deutsche Armee hier Stand zu halten vermag, und ihre Leitung wird, nachdem ihr Rückzug auf Berlin, sei es mit oder ohne Schlacht, entschieden worden ist, vor die Entscheidung gestellt sein, ob sie zwischen Frankfurt und Berlin etwa in der Stellung Erkner-Herzfelde-Hohenstein oder westlich von dem dahinter liegenden See-Abschnitt den Kampf von Neuem annimmt, oder ob sie vielleicht durch das Vordringen der russischen dritten Armee vom Süd-Westen her veranlaßt, gleich mit den Hauptkräften, unter nur leichter Besetzung dieses Abschnittes, in die inzwischen verschanzten Stellungen um Berlin zurückgeht.

Diese verschanzten Stellungen um Berlin werden im Süden aus der vorgehobenen, durch Inundationen zu verstärkenden Ruche-Notte-Linie und voraussichtlich in einem Kranz starker Werke auf der Linie Stolpe-Teltow-Mariensfelde-Röpnik bestehen. Im Osten in der vorgehobenen Linie der Tasdorfer Seereihe und in einem Kranz von Werken etwa auf der

Linie Stolpe an der Havel=Blankenfelde=(Arkenberge)=Buch=Lindenberg=Marzahn=Röpenik. Im Westen bildet die Havel mit ihren Seen und der Festung Spandau ihren starken Schutz. Die Stellungen sind besonders im Westen, Süden und Osten in Folge der verliegenden und hereingezogenen Terrainhindernisse sehr stark und fordern den Angreifer zum Hauptangriff in nordöstlicher und nördlicher Richtung auf.

Hat die russische Armee den Oberübergang in der Gegend von Frankfurt bewerkstelligt, so wird sie die dort inzwischen hergestellten Uebergänge durch einen entsprechend geräumigen verschanzten doppelten Brückenkopf auf beiden Ufern, zunächst auf dem linken decken. Bei ihrem demnächstigen Vorrücken auf Berlin wird sie sich, sei ihr nun die deutsche Armee nochmals auf der Linie Herzfelde-Hohenstein gegenüber getreten oder nicht, zu entscheiden haben, ob sie den Hauptangriff auf Berlin von Süden und Osten her, oder von Osten und Nord-Osten her führen will. Der Angriff von Süden und Osten her würde den erheblichen Nachtheil haben, durch die Spree und die Wald- und Seesone südlich derselben getrennt zu sein, und daher die Vertheidigung Berlins in die Lage setzen, auf einer Seite rein defensiv zu bleiben, dagegen auf der anderen mit ihren Hauptkräften über den über die erste Hindernißlinie mit starken Kräften vorgedrungenen Gegner herzufallen und ihm eine entscheidende Niederlage zu bereiten. Der combinirte Angriff von Osten und Nordosten her auf Berlin würde russischerseits voraussichtlich unbedingt vorgezogen werden. Er würde voraussichtlich gegen den Tasdorfer Seeabschnitt (der immerhin auch die deutsche Offensive lähmt) demonstrend auftreten und mit den Hauptkräften von Straußberg und Werneuchen her gegen die verschanzten Stellungen östlich und nordöstlich von Berlin geführt werden, während die gegen den Tasdorfer Abschnitt engagirten Kräfte zugleich die rückwärtige Verbindung auf Frankfurt decken. In wie weit die etwa südlich auf Berlin vorgegangene erste russische Armee zu diesem Angriff heranzuziehen ist, indem vielleicht nur die Vortruppen derselben zur Vornahme von Demonstrationen an der Ruche-Notte-Linie zurückbleiben, darüber werden die obwaltenden besonderen Verhältnisse entscheiden. Jedenfalls würde eine Heranziehung derselben dem Grundsatz der möglichsten Vereinigung aller Kräfte zur Hauptaction am entscheidenden Punkte entsprechen.

* * *

Wir haben vorstehend die russische Offensive in ihren wichtigsten strategischen Momenten zu skizziren versucht, unter der Voraussetzung, daß ein sehr beträchtlicher Theil der deutschen Streitkräfte beim Ausbruch des russisch-deutschen Krieges bereits anderwärts engagirt ist, und daß es Rußland gelungen ist, in seinen westlichen Gebieten eine derartige Streitmacht zu versammeln, daß eine Offensive auf Berlin Aussicht auf Erfolg verspricht.

Wir wollen nun in Kurzen die strategischen Verhältnisse Deutschlands einer derartigen russischen Offensive gegenüber betrachten.

Die gewaltigen Massen ausgebildeter Mannschaften Deutschlands und die zum Schutz seiner Ostgrenze jedenfalls disponiblen Streitkräfte werden, wenn dieselben auch hauptsächlich nur aus Reserve- und Landwehrformationen bestehen sollten, selbst unter der angenommenen ungünstigen Voraussetzung, einen kräftigen Widerstand mit Aussicht auf Erfolg möglich machen. Derselbe wird jedoch auf die unter anderen Verhältnissen zweifellos sofort begonnene Offensive, die beste Form der Vertheidigung, unter diesen Umständen verzichten und in der Defensiv bleiben müssen, um durch richtige Benutzung vortheilhafter Terrainabschnitte, Anlehnung an feste Plätze und Annahme der Schlacht in verschanzten Stellungen, die Minderzahl auszugleichen und möglichst Zeit zu gewinnen, um Verstärkungen heranzuziehen, resp. Allianzen zu schließen.

Der Aufmarsch der deutschen Armeen würde sich in dem angenommenen Falle voraussichtlich in dem Raume zwischen der Weichsel und der Oder, etwa an der Bahnstrecke Thorn—Jnowrazlaw—Gnesen—Posen—Lissa vollziehen. Mehr als ausreichende Bahnverbindungen (7—8 Linien) stehen für diesen Aufmarsch zu Gebote. Der bezeichnete Raum enthält mehrere der Vertheidigung außerordentlich günstige Abschnitte von sehr beträchtlicher Ausdehnung. Es ist im Norden zunächst die See-, Wald- und mehrfach bruchige Wasserlaufzone von Jnowrazlaw bis zur Südspitze des Sees von Givartowo. Nördlich derselben bilden, weiter zurückgelegen, die vielfach bruchigen Strecken der Nege und Brahe-Niederung bei Bromberg das schwer passirbare Anichlusterrain an die Weichsel. Südlich schließt sich von Peysern ab die schiffbare 80—120 m. breite Warthe mit ihrer zum Theil bruchigen Niederung an. An diese reiht sich bei Moszyn der nur an sehr wenig Stellen passirbare, fast bis zur Oder reichende Odra-Bruch. In der Mitte des Abschnittes liegt auf beiden Warthe-Ufern die starke Festung Posen, mit einem Kranz detachirter Forts neuester Construction umgeben. Dieselbe hat eine beträchtliche normale Kriegsbesatzung, gestattet jedoch die Aufnahme weit stärkerer Streitkräfte. Auf dem linken Flügel des erwähnten Raumes befindet sich die starke Festung Thorn mit ähnlich starker Kriegsbesatzung, die den gesicherten Uebergang auf das linke Weichselufer vermittelt und ebenfalls weit stärkere Kräfte aufnehmen kann; auf seinem rechten Flügel die Festung Glogau mit verhältnißmäßig geringer Kriegsbesatzung ohne besondere Offensivstärke, aber ein fester Oberbrückenkopf.

Die Versammlung der deutschen Streitkräfte wird sich in dem erwähnten Raume in seinem nördlichen und mittleren Theil durch die genannten Terrainabschnitte, in seinem südlichen durch die Entfernung vom Feinde gesichert, unter dem Schutz der an die Ostgrenze des Seeabschnitts, ferner an die Warthe und an die Prosna vorgehenden Cavallerie vollziehen. Ueber Jnowrazlaw, Elupce, Pleichen und Ostrowo vorgehende angemessen

starke Detachements werden das Vordringen des Feindes möglichst aufzuhalten, und Aufklärung über denselben zu verschaffen haben. Zum Schutz Schlesiens und seines östlichen Bahnhofes werden Detachements bei Myslowitz und östlich von Breslau etwa bei Dels aufzustellen sein. Die Terrainverhältnisse südlich Inowrazlaw bei Słupce und an der Prozna gestatten eine vorübergehende Vertheidigung schwächerer Streitkräfte. Die deutsche Heeresleitung wird sich nach Maßgabe des feindlichen Vordringens darüber schlüssig zu machen haben, ob sie östlich der Warthe vorwärts Posen die Schlacht annehmen will, oder hinter dieser Festung und der Warthe. Ist die Minderzahl der deutschen Armee der russischen Armee gegenüber keine zu bedeutende, besitzt sie, wie sich erwarten läßt, derselben gegenüber noch eine gewisse Offensivkraft, so wird sie vielleicht das durch die Warthe getrennte Vorgehen der russischen Streitkräfte zu einem Anfall der nördlich derselben vorrückenden Heeresheile mit Erfolg benutzen, und erst wenn die Ueberlegenheit des Gegners fühlbar wird, in eine feste verschanzte Stellung vor Posen etwa in der Linie Kurnik-Kostrzyn zurückgehen. Eine derartige Offensive hat jedoch in Anbetracht des an der Warthe vielfach waldigen Terrains und des Umstandes verhältnißmäßig wenig Aussicht auf Erfolg, als die hier nur 80—120 m breite Warthe mehrfach auf russischem Gebiete z. B. bei Konin und Peisern überbrückt, und in dieser Gegend auch auf deutschem Gebiet nicht unschwer zu überbrücken ist.

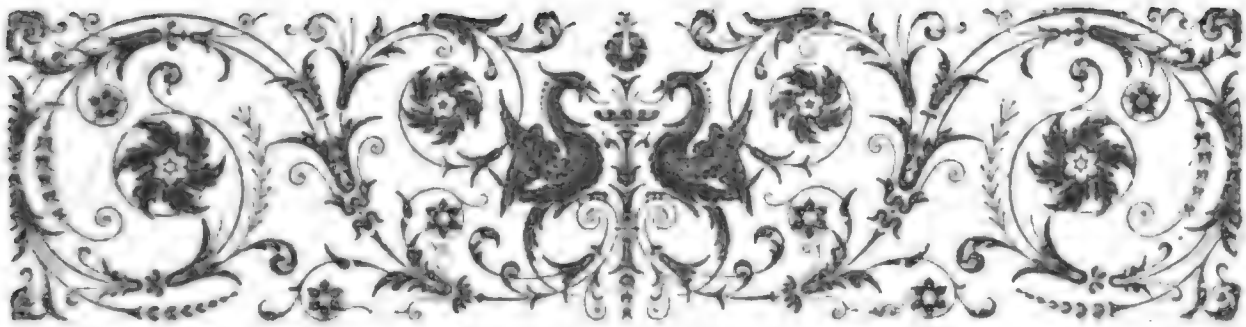
Will die russische Armee die Stellung Kurnik-Kostrzyn südlich umgehen, so stößt sie auf die Warthe und den Obrabruch und den leicht zu sperrenden Abschnitt von Mozyn, und vermag sich die deutsche Armee über Posen und die südlich dieser Festung in Bereich der Forts von ihr hergestellten Wartheübergänge stets rechtzeitig in sehr günstiger Vertheidigungsstellung ihr vorzulegen. Versuchte die russische Armee die Umgehung der Stellung in der linken Flanke, so würde sie ein schwieriges Wald- und Seeterrain zu durchschreiten haben und während dieser Umgehung vom Gegner, gestützt auf Posen, in der Flanke angegriffen werden können, auch würde sie, selbst wenn die Umgehung glückte, die Warthe zu überschreiten haben und ihre rückwärtigen Verbindungen bloßstellen. Beide Umgehungen der Stellung Kurnik-Kostrzyn erscheinen daher undurchführbar.

Die deutsche Armee kann ferner, wenn ihre Minderzahl besonders dazu auffordert, sehr vortheilhaft, hinter der Warthe an die Festung Posen gelehnt sich dem russischen Vordringen entgegenstellen. Hinter dem Abschnitt von Mozyn in verschanzter Stellung, die Warthe und den Obrabruch vor der Front, die linke Flanke an die Befestigungen von Posen gelehnt, die rechte durch den Obrabruch gedeckt, würde die deutsche Armee in gut vorbereiteter verschanzter Stellung eine vortreffliche Position haben, bei deren Angriff der Gegner durch einen Angriff von Posen her in seiner rechten Flanke bedroht ist, und die er nicht umgehen kann, sondern angreifen muß, da er sonst seine Verbindungen Preis geben würde. Fast

ebenso stark ist die Stellung auf dem linken Warthe-Ufer nördlich von Posen; den rechten Flügel an diese Festung gelehnt, die Warthe mit ihrer Niederung als zusammenhängendes sehr beträchtliches Hinderniß vor der Front und auf der linken Flanke. Diese Stellung hat den Nachtheil, daß mehrfach ausgedehnte Waldungen an das rechte Wartheufer heranreichen und die gedeckte Annäherung des Angreifers begünstigen; ferner daß derartige Waldungen auf dem linken Wartheufer vor der Stellung liegen, die deshalb mit ihrer Haupt-Position etwas zurückgezogen, etwa auf der Linie Suchylas-Kiekrz-Sobota-Obieziecze liegen, und eine vorgeschobene Linie an der Warthe selbst zur möglichsten Erschwerung des Wartheüberganges haben müßte. Von ganz besonderer Bedeutung für die Behauptung dieser Stellung kann eine energisch geführte Offensive von Posen her gegen die linke Flanke des Angreifers, auf dem rechten oder linken Warthe-Ufer werden. Es kann unter Mitwirkung derselben dem Vertheidiger möglich werden, den Angreifer, wenn er mit einem beträchtlichen Theil seiner Streitkräfte über die Warthe gegangen ist, mit Ueberlegenheit anzufallen und ihn in der Trennung zu schlagen. Auch hier kann von einer Umgehung der Stellung in südlicher oder nördlicher Richtung nicht die Rede sein, da der Angreifer damit seine Verbindungen Preis geben würde. Ist eine Hauptschlacht bei Posen geschlagen und waren die russischen Waffen in derselben siegreich, so erscheint der Rückzug der deutschen Armee auf Frankfurt und Küstrin über die Oder, wenn nicht ganz besondere Umstände, wie z. B. das Eintreffen sehr beträchtlicher Verstärkungen, eintreten, angezeigt. Betreffs der Verhältnisse der Vertheidigung der Oder und Berlins gestatten wir uns auf das bereits früher darüber Gesagte zu verweisen. Es sei nur noch bemerkt, daß eine jetzt eintretende erhebliche Verstärkung der normalen Kriegsgarnison von Küstrin ganz unverhältnißmäßig starke russische Streitkräfte nach jener Festung ablenken muß, da die derart verstärkte Besatzung Küstrins auf ihren 3 durch die Oder und Warthe getrennten Fronten mit ausreichenden Kräften auf jeder Front eingeschlossen werden muß, wenn diese Flüsse auch Seitens der Cernirenden überbrückt sind.

Aus den geschilderten Verhältnissen ergibt sich, daß die skizzirte russische Offensive auf der Linie Thorn-Posen-Glogau zu einem, wenn auch nur vorübergehenden, Halt genöthigt sein würde, und ebenso beim Ueberschreiten der Oder bei Frankfurt, und daß dieselbe schließlich an den Befestigungen Berlins zum Stehen kommen würde. Zeit gewonnen heißt aber unter den vorausgesetzten Umständen für die deutsche Vertheidigung Alles gewonnen, und es läßt sich daher annehmen, daß die etwa von der anderwärts engagirten Feld-Armee und aus dem übrigen Deutschland gegen russischen Angriff heranzuziehenden Verstärkungen unbedingt vor dem Fall der Befestigungen Berlins, und voraussichtlich zum Theil schon eher bei der deutschen Vertheidigungs-Armee eintreffen und dieselbe in die Lage setzen werden, ihrerseits die traditionelle preussische Offensive zu ergreifen.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)



Zwei Gedichte

von

Adolf Wilbrandt.

— Rostock. —

Kleine Leute.

Hänschen stehn am Warnow-Ufer,
In der letzten aller Gassen;
Braune Netz' und Reusen trocken,

Goldlack blüht am niedren Fenster,
Theergeruch durchwürzt die Luft.

Durch die letzten Gassen wandernd
War ich weit hinweggekommen;
War beim sterbenden Volk der Goten,
Die des Welschlands Herrn geworden,
Die nun Land und Leben ließen.
Neben mir, auf leisem Fuß,
Ging die dunkle Melpomene,
Summt' und sang das Schicksalslied
Mit der glockentiefen Stimme,
Spannt das schwarze Netz des Todes
Rings um alles Volk der Goten.

Und mein Auge, weltentrückt,
Sah die Edlen, Todbereiten:

Krieger, ihrer Wunden lachend,
Jungfrau, thränend ohne Klage,
Knaben, die das Schlachtlied sangen,
Greise Helden, stumm verscheidend.
Schallend stieg's empor zum Himmel,
Wiederhallend von den Bergen:
Werft den Speer und hebt den Schild!
Lieber todt, als Herrenknechte;
Kämpfend stirbt das Volk der Goten!

So durch jene Gassen schreitend
Hemmt' ich plötzlich Fuß und Schritt,
Wußte nicht, warum; doch merkt' ich
Träumend: etwas steht im Wege.
Und ich sah hinab; ein Knäblein
Sah ich, das auf festen Füßchen
Angewurzelt, sorgenlos
Mir den schmalen Steig versperrete;
Sah ein Mägdlein, zollhoch größer,
Blond umsträhnt das runde Köpfschen,
Träumend Hand in Hand gefaltet.
Doch sie hob die großen Augen

Auf zu mir, der sie betrachtet,
Und vertrauensvoll, mit ernsthaft
Fröhlichem, treuherz'gem Lächeln:
„Jf bün Marthal!“ sprach die Kleine.

„Bist Du Marthal“ wiederholt' ich,
Aus dem Land der Goten kehrend,
Lächelnd zu so süßem Lächeln.
Und vertrauensvoll, das Aug'
Auf dem ihren: „Nan, und Der?“
Fragt' ich, auf das Bübchen deutend.

„Dat is Dale!“ sprach die Kleine.
Und die Augen lachten wieder,
Und sie häpft' auf einem Beinchen:
„Krank is of min Mutting west;
Nower nu is s' beter word'n.“

Da erhob sich auch ein wenig
Valentin's gelüpftes Beinchen,
Und mit ehrenfestem Lächeln
Nicht' er stumm zu ihren Worten;
Gleich als wünscht' er mir zu sagen:
„Die soll reden, denn sie kann es,
Und was sie Dir sagt, das kannst Du
Glauben; und die Zeit wird kommen,
Wo auch Dale weiß zu reden.“

fern noch in des Geistes Ohr
Hört' ich Melpomene's Lied,
Hört' ich Schlachtgesang der Goten.
Bübchen schaut' ich an und Mädchen;
Er und sie und ich, wir lächeln.
Und so lächelnd dacht' ich: Ei,
Ihr so bald vertrauten Freunde,
Die der „Fischerbruch“ geboren,
Ist so weit denn von den Goten
Bis zu euch? Ihr Plattlandskinder,
Seid auch ihr nicht Blätterknösphen
An dem Riesen-Völkerbaume,
Dem der Goten Volk entfiel?
Tönt in eurer Sprache nicht

Noch ein Nachhall, lang' gespart,
Von der Goten Sprache wieder?
Waren nicht der Goten Kinder,
Ob auch wilder, ungewasch'ner,
Aehnlich euch an Seel' und Leib,
Fläxsen blond, aus blauem Aug'
Ehrenfest, treuherzig, frei
In der Menschen Augen schauend?
Freu' ich mich, der Goten denkend,
Nicht an euch, den Unbesiegten,
Lebensfreud'gen, Sonnenblütchen,
Deutschen Reichs beschirmten Kindern,
Liebreich vom Geschick gesegnet?
Muß ich euch nicht, deß zum Zeichen,
Dies vom deutschen Reiche schenken?

Also denkend fragt' ich: „Marthal!
Soll ich Dir und ihm dies schenken?“
Ihr vor's Aug' die Münzen haltend.
Freundlich nickt sie; schlichter kann
Nicht der Unschuld Engel nicken.
Und ich gab die Silberstückchen;
Dachte lächelnd, doch verschwiegen:
„Lebe wohl, Amalasanthal!
Lebe lange, Totila!“
Plötzlich, lautlos, Hand in Hand
Sprangen sie wie aufgeschreckte
Rehlein über'n Weg von dannen.

Doch das Jungfräulein, das klüg're,
Weltgeschliffne, jählings ließ sie
Los den Bruder, schnellen Fußes
Kam sie wieder; vor ihr her
Flog ein kindersüßes Lächeln.
Traulich mir ein Händchen reichend —
Welch ein Händchen, weich wie Blüten! —
„Dank' of velmal!“ sprach sie hell,
Mit dem großen Aug' mich grüßend.
Dann entfloß sie. Golden flatternd
Flog ihr Haar wie Sommerfäden;
Und die jungen Gotenkinder —
Gott erhalt' sie! — sprangen schweigend
In das letzte jener Häuschen.

Waldzauber.



In des Lenzes Maienfrische,
In des Waldes grünen Schatten
Ging der Träumer, tief ver-
sonnen,

An des Lebens Räthsel denkend,
Mit gesenktem Haupt dahin.
Aus dem tiefsten der Gedanken
Weckt ihn einer hellen Stimme
Schrilles, banges Hilferufen.
Und des Lebens Räthsel lassend
Wie es ist, zu helfen eilt er;
Sieht schon, wie in sonnenloser
Waldesnacht ein Mägdlein
Des Bedrängers, eines wilden,
finsterlockigen Gesellen,
Halbbrzungen sich erwehrt.
Doch der Träumer, rasch wie Helden,
Springt hinzu; den Frechen faßt er
Mit den unbewehrten Händen,
Ringt mit ihm, entreißt den Doldh ihm.
Der die schwache Maid bedrohte,
Wirft so Doldh wie Mann zu Boden;
Preßt ihm würgend Brust und Kehle,
Läßt den Feigen dann entfliehn.

Und zum Mägdlein sitzt er nieder,
Dem noch bleich die Lippen beben,
Legt ihr Haupt an seine Schulter,
Schaut sie schweigend an und lächelt.
Doch das Mägdlein, leise schluchzend,
Spricht: Wie seid Ihr stark! und tapfer!
Staunt ihm dankbar in's Gesicht.
Und es fliegt ein Purpurflämmchen
Ueber die verblästen Wangen;
Freundlich nickt ihr lieblich Antlitz,
Während noch von Grau'n und Bangen
Ihres Wuchses Blume zittert.

Und des Lebens großes Räthsel
Ganz vergessend fragt der Andre:

Wollt' er so Dich küssen, Kind?

Ja, das wollt' er! sagt sie senfzend.

Wollt' er so an's Herz Dich drücken?

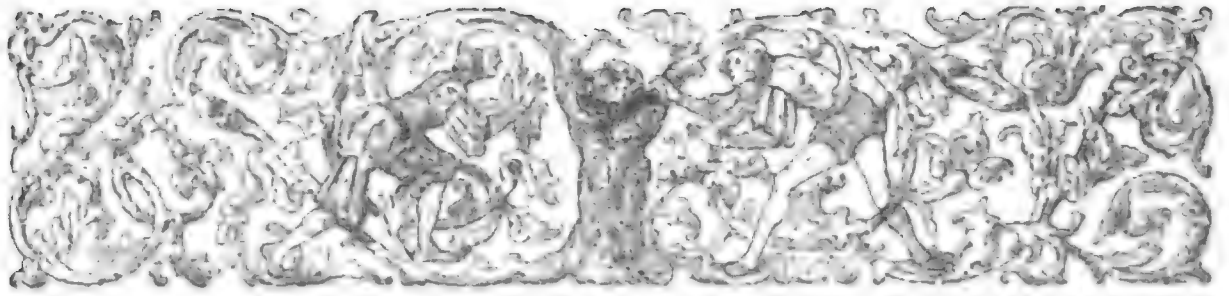
Ja, das wollt' er! seufzt sie wieder.
Doch verwundert dann, erbangend
Schaut sie auf. Und zärtlich lächelt,
Herz zum Herzen, sein gebräuntes,
Blühend edles Angesicht.
Und sie prüft's, mit jenem Wilden
Diesen Retter still vergleichend;
Blickt zu tief in seine Blicke,
Weilt zu lang' auf seinem Lächeln.

Und der Retter fragt sie wieder:
Wollt' er so im Arm Dich halten?
So auf seinen Schooß Dich ziehen?
So den holden Mund verschließen? —
Nicht mehr sagt sie: Ja, das wollt' er!
Schweigend läßt sie frag' auf Frage
Und der Liebe Wunsch geschehn.

Schon gen Abend sank die Sonne,
Blickt' ihr durch des Waldes Nacht
funkelnd auf die rothen Lippen,
Auf die sanft erglühten Wangen,
Da sie nun zum Gehn sich wendet,
Von so gutem Freund zu scheiden.
Ihre Locken streicht sie rückwärts,
Legt auf seine Hand ihr Händchen,
flüstert sanft, treuherzig lächelnd,
Doch ein wenig bebt die Stimme:
Lebet wohl! Ich dank' Euch schön!

Und von dannen schwebt im Grün
Ihres Wuchses schwanke Blume;
Tief im Walde steht der Träumer,
Wieder wie zuvor allein
Mit des Lebens großem Räthsel.





Erfahrungen über Rechtsstreitigkeiten.

Von

August Koller.

— Waldshut a. Rh. —

Gesetze gleichen in einer Beziehung den Frauen; diejenigen sind die besten, von welchen man öffentlich am wenigsten spricht. Nun kann man von den dem Rechtsleben insbesondere gewidmeten Gesetzen, im Allgemeinen wenigstens, allerdings nicht sagen, daß sie außer dem Kreise der Sachgenossen einer regen Theilnahme begegneten. „Römisch Recht, gedenk ich deiner, liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen, liegt's wie Mühlstein mir im Magen, ist der Kopf wie brettvernagelt“ singt Scheffel in seinem Trompeter. War Vielen ist das aus der Seele gesprochen, und unter dieser Ungunst leidet auch die „der deutschen Erde entsprossene Blum' eigenen Rechts“. — Huh, wie langweilig! sagen die Einen; summum jus summa injuria, meinen die Andern, oder wie ein bürgerlicher Abgeordneter im Eifer der Rede einmal ausrief: vivat justitia, pereat mundus! Und doch, wenn man den weiten Kreis überblickt, wenn man erwägt, wie von der Wiege bis zur Bahre in allen, die Menschen in ihrer Beziehung zu einander berührenden Verhältnissen das Recht als treuer Begleiter nebenher schreitet, so sollte man meinen, es verlohnte sich auch dem Fernerstehenden, einmal zuzusehen, was Erb-Weisheit von Jahrhunderten auch zu seinem Wohle zusammengehäuft hat. Der alte Wittermaier sagte einmal, ein Nichtfachgenosse verstehe die Juristen nicht, denn sie hätten ihre eigene Sprache wie die Zigeuner. Worauf er hinauswollte, war, daß man Allgemeingültiges auch in allgemeinverständlicher Sprache ausdrücken solle. Davon sind wir in den Rechtsgesetzen und der Rechtsprechung allerdings noch weit entfernt*). Der junge Jurist sagt mit Vor-

*) In dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches weiter als je.

liebe „irrelevant“ für bedeutungslos, „eventuell“ für „im Falle“; der alte im Amt stehende spricht von der „diesseitigen Kenntniß“, zu welcher Etwas „gekommen“, von „doloſem“ Handeln — um nur einfachere Beiträge zum juristischen Kauderwelsch zu erwähnen. Sind diese Gründe vielleicht nicht ganz bedeutungslos, um die Nichtkenntniß der größern Kreiße des Publikums in dieser Beziehung sich zu erklären und die Abneigung derselben zu verstehen, so kommt dazu ein Weiteres. Das Goethe'sche Wort: „Gebt Ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken! — Was hilft's, wenn Ihr ein Ganzes dargebracht! Das Publikum wird es euch doch zerpflücken!“ gilt auch hier. Die lobenswerthe Gründlichkeit der Deutschen, ihre Neigung, den Dingen auf den Grund zu gehen, hat eine minder lebenswürdige Kehrseite, nämlich die starke Hervorkehrung einer individuell zu selbständigen scharfen Kritik, ja Tadelsucht, unter welcher Alles, was in dem öffentlichen Leben und für dasselbe geschaffen wird, zu leiden hat. Dies zeigt sich insbesondere hinsichtlich eines der großen, eine bestimmte Verfahrensart regelnden Reichsgesetze, der Strafproceßordnung. Dieses Gesetz bestimmt bekanntlich die Art und Weise, wie Anklagen hinsichtlich Strafthaten zu erheben und in welchem Verfahren sie zu behandeln, geeigneten Falles zur Aburtheilung zu bringen sind. Nun gelangte schon von Anfang an durch der Parteien Abneigung sein Charakterbild nicht völlig zur Erscheinung. Aber auch so wie es einmal gestaltet war, ließ man ihm von seinem Inslebentreten am 1. October 1879 an nie Zeit, sich einzuleben. Es hat dies auch der verdienstvolle frühere sächsische Generalstaatsanwalt von Schwarze des Neftern beklagt. Schon sind mehrfach die gesetzgeberischen Factoren mit der Abänderung des Gesetzes behelligt worden, und es wurden von Mitgliedern zweier Fractionen neuerdings wieder im Reichstag Anträge eingebracht, nach welchen künftighin abgesehen von den vor den Schwurgerichten abzuhandelnden Sachen alle strafgerichtlichen Verhandlungen in zwei Instanzen, also doppelt vorgenommen werden können, wobei dann die Prüfung darüber Seitens des Reichsgerichts den Schluß zu bilden hat, ob etwa im vorhergehenden Verfahren eine gesetzliche Bestimmung verlegt wurde*). Die Erfahrung lehrt jetzt schon hinsichtlich der gegen die Urtheile der Schöffengerichte zugelassenen (zweiten) Berufungsverhandlungen, daß die zum zweiten Mal ausfragenden Zeugen sich viel unbestimmter ausdrücken, als das erste Mal. Das ist in der Natur der Sache, in der Beschaffenheit des menschlichen Gedächtnisses begründet, und es wird noch stärker hervortreten, wenn dann die Zeugen weiter, mehrere Wochen nach der Verhandlung der Landgerichte (Strafkammern) etwa zusammen an den Sitz des betreffenden Oberlandesgerichts zu reisen haben. Es läßt sich auf Grund anderweitig gemachter Erfahrung mit Sicherheit vorhersehen, daß die geplante Abänderung, zum

*) Die Stimmung im Reichstage ist ihnen günstig, und der preussische Justizminister hat sich in Gleichem früher bereits ausgesprochen.

Gesetz erhoben, keine Abhilfe gewähren wird. Wollte man abändern, so hätte eine einfachere Neubildung des Verfahrens besser dem behaupteten Bedürfnis genügt. Es wird behauptet, der Angeklagte komme oft mit dem Vorbringen seiner Vertheidigungsmittel zu kurz. Die Einschlebung einer zur Geltendmachung derselben bestimmten Sitzung, auf welche hin das Gericht über etwaige Eröffnung des Hauptverfahrens zu beschließen hätte, käme dem geltend gemachten Bedürfnis besser als die geplante Neuerung entgegen. Uebrigens zeigt sich an diejem Punkt sehr deutlich, wie unbequem die aus Mißverständnis der Naturwissenschaft hervorgegangene starke materialistische Grundströmung unserer Zeit den Lobredern derselben werden kann. Der allgemeine Mißcredit, in welchen die philosophischen Wissenschaften gerathen sind, hat auch die Jünger der Rechtswissenschaft nicht unberührt gelassen. Das Fachstudium ist bei einer großen Anzahl derselben zum ausschließlichen Brotstudium geworden. Mit allem Eifer und aller Gewissenhaftigkeit wird das streng abge sonderte Feld abgegraben und später bebaut; die reichen nebenan sprudelnden Quellen der Erkenntnis bleiben unbeachtet. Kein Wunder, wenn das Feld theilweise dürr wird. Auf dem Gebiete der Strafrechtspflege zeigen sich die Folgen davon deutlich. Diese Art des Studiums führt hier zu einer sehr sorgfältigen Bemühung, die in die äußere Erscheinungswelt tretende Handlung so genau als möglich festzustellen. Der dieselbe wirkende Wille des Handelnden aber wird als aus den Umständen sich selbstverständlich ergebend derselben genauen Erforschung nicht unterzogen. Man hat sich dafür lediglich auf das Ruhebett des Bewußtseins zurückgezogen, und was dieses ist, weiß natürlich Jeder schon von selbst. Die herrschende Maxime lautet: „Was Geist ist, weiß ich von selbst“ und „Der Richter ist souverän“. Daß aber damit demselben die Verpflichtung auferlegt ist, sein Wissen und dessen Bethätigung soweit als möglich zu erweitern und zu vertiefen, wird überwiegend nicht beachtet. Die Folge ist, daß gerade die feineren Köpfe die Beschäftigung mit der Praxis in der Strafrechtspflege als unliebsam ansehen und sich auf andere Gebiete der praktischen Rechtspflege werfen. Daß dieselben auf der andern Seite für die Schemen einer Rechtsphilosophie ohne Philosophie, für eine scholastische Haarspaltung der Begriffe sich nicht begeistern können, ist auch nicht zu verwundern. Die Strafrechtspflege kann durch dies alles natürlich nur leiden.

Auch gegen ein anderes Reichsgesetz hat sich und zwar ein förmlicher Sturm der Entrüstung erhoben, das Gerichtskosten gesetz. Nun hört bei Geld bekamtlich die Gemüthlichkeit auf, wenn es an das Zahlen desselben geht, und es muß auch Jedem bitter sein, wenn er z. B. einen Rechtsstreit auf erhobene Klage gewonnen hat, und er soll nun noch dazu, daß er trotz seines Sieges von dem mittellosen Gegner selbst nichts bekommt, entstandene Gerichtskosten zahlen. Ob das Interesse der Staatskasse hier ein so schwerwiegendes ist, daß eine solche Bestimmung bestehen bleiben

muß, wäre wohl reiflicher Erwägung werth. Aber dagegen hat sich der Ansturm nicht gerichtet, und es kann immerhin befremden, daß, als die Rechtsregierung das andere Reichsgesetz, welches die Gebühren und Auslagen der Rechtsanwälte regelt, einer Abänderung zu Nutzen des rechtsuchenden Publikums unterziehen lassen wollte, sich eine solche Bewegung gegen eine derartige Abänderung geltend machte, daß diese Verbesserung in der betreffenden Reichstagscommission stecken blieb. Die Gerichtskostenansätze mindern, die Sätze der Rechtsanwaltsgebühren aber ungeändert fortbestehen lassen, das gleicht einer im Rheingau nöthigen Ufercorrection, behufs deren die Ufer des Mains corrigirt werden, einer Correction der Ufer des Rheins bis Mainz aber die Einwendung entgegengehalten wird, man unterbinde damit dem Strom selbst seinen Lauf. Jedenfalls dient ein solcher überwiegender Einfluß der Rechtsanwälte im Reichstage nicht zur Unterstützung der aus ihren Reihen aufgestellten Behauptung, daß die jetzt geordneten Sätze das geringste Maasß dessen enthielten, was ein Anwalt zum standesgemäßen Unterhalt durch seinen Berufserwerb nöthig habe.

Aber wenn man hinsichtlich der genannten Reichsgesetze Gründe für die Art der ihnen entgegentretenden Opposition aufzufinden vermag, so ist dieses doch nicht der Fall hinsichtlich der Weise, wie in neuerer Zeit auch an ein anderes der großen Reichsproceßgesetze eine scharfe Kritik angelegt wird, die deutsche Civilproceßordnung. Die Zeit, da Alle friedlich bei einander wohnen, ist bekanntlich nicht da und wird vermuthlich so rasch auch nicht eintreten. Der Verkehr der Menschen untereinander bringt es mit sich, daß es ohne Streit nicht abgeht. Wenn Einer dem Andern Etwas verkauft oder abkauft, vermietet, leiht u. s. w., so kann es über Sache, Preis oder auch Arbeitsleistung u. a. Zwistigkeit geben; Einer verklagt den Andern. Hier die Gerechtigkeit richtig zu vertheilen, ist Sache der Rechtsgemeinschaft oder des Staates. Die Einzelausgestaltung wird zu verschiedenen Zeiten verschieden sein können. Jetzt gilt hierfür die deutsche Civilproceßordnung.

Vor dem Inslebentreten derselben am 1. October 1879 bestand in Deutschland hauptsächlich eine dreifache Art der Regelung des bürgerlichen Rechtsstreitverfahrens. In einem großen Theile Deutschlands war der Nachdruck darauf gelegt, daß Alles, was für die Entscheidung des Rechtsstreits wichtig war, dem Gericht in schriftlicher Abfassung unterbreitet werden mußte. In den Ländern links des Rheins galt das ursprünglich französische Recht, nach welchem Alles, sollte es Berücksichtigung finden, dem Richter mündlich vorgetragen werden mußte. Ein drittes Proceßsystem legte Werth auf die schriftliche Feststellung der wichtigsten Thatfachen, verlangte aber, daß auf Grund derselben in übersichtlicher Weise dem Richter mündlicher Vortrag erstattet werde. Dabei wurde aber außerdem der Proceß in zwei Theile geschieden: im ersten wurden die Thatfachen bezeichnet und über dieselben verhandelt, dann wurde dieses

Stadium durch ein Urtheil abgeschlossen; im zweiten darauf folgenden wurden die Beweise erhoben, worauf dann der Abschluß des Rechtsstreits durch Endurtheil erfolgen konnte.

In ähnlicher Weise wie durch das letztgenannte Proceßsystem ist das Verfahren durch die deutsche Civilproceßordnung, jedoch selbständig geordnet worden, wie denn insbesondere die Scheidung des Processes in zwei festbestimmte Stadien vermieden worden ist. Hat aber dieses Gesetz sein eigenes System sich aufzubauen, so kann es auch beanspruchen, nur von seinem Standpunkt aus beurtheilt zu werden. Dieser gerechtfertigten Anforderung ist in der Kritik nicht entsprochen worden, welche vor einiger Zeit der frühere Reichsgerichtsrath Dr. D. Bähr an die deutsche Civilproceßordnung angelegt hat*), und welcher andere gefolgt sind. Es soll den mehrfachen sonstigen Verdiensten**) des Herrn Bähr volle Anerkennung widerfahren, in diesem Punkte aber kann er nur lebhaftem Widerspruch begegnen. Herr Bähr kann sein Ideal, das schriftliche Verfahren mit (zum Schatten herabgesunkener mündlicher) Schlußverhandlung nicht vergessen. Es ist aber bekanntlich eine unberechtigte Eigenthümlichkeit vieler deutscher Juristen, daß sie sich nur schwer von der Herrschaft altgewohnter und daher lieb gewordener Verfahrensformen befreien. Es erhellt da wieder einmal, welchen übermäßigen und daher schädlichen Einfluß leicht die Phrase gewinnt. Sie nimmt ihre Macht nicht bloß von der blendenden Form, in welcher sie auftritt, indem sie in abgeschlossener Weise die Entscheidung über eine weitgreifende, gewöhnlich gerade brennende Frage darbietet und so das Nachdenken über dieselbe zu erregen geeignet erscheint, sondern auch von dem Umstande, daß sie auch immer ein Quentchen Wahrheit zu enthalten pflegt. Das Schädliche ihres Einflusses rührt aber daher, daß sie über den ihr zukommenden Kreis hinaus auf weitere Gebiete hinübergreift, insbesondere aber, daß sie bestrebt ist, sich zur selbstwirkenden Ursache zu gestalten, während sie ihre Wirksamkeit innerhalb ihres Kreises doch nur deshalb zu üben vermag, weil sie auf tieferem (einem für sich schöpferischen) Grunde ruht. Das Schlagwort „Freihandel“ z. B. vermochte der industriellen Entwicklung des Landes solange eine unheilvolle Richtung zu geben, als derselbe als maßgebendes Princip erschien. Als das Bedürfnis des wirtschaftlichen Lebens als das eigentliche Princip sich darlegte, zerstob der Nimbus, den die Doctrin um eine Erscheinungsform gelegt, als ob diese selbstschöpferisch sein könnte. So blendet das Schlagwort: „Schriftlichkeit“ noch Viele (mit der übertriebenen, einseitigen Betonung der „Mündlichkeit“ mag es sich gerade so verhalten), als ob die damit bezeichnete

*) Dr. D. Bähr, Reichsgerichtsrath a. D., Der deutsche Civilproceß in praktischer Bethätigung. Jena, Gustav Fischer 1885, 96 S. Separatabdruck aus v. Iherings Jahrbüchern für Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts. Bd. 23, S. 339—434.

**) Auch gegenüber dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs.

Ercheinungsform des Verfahrens das Princip wäre, aus welchem dasselbe Leben und Wahrheit gewönne. Das Princip ist vielmehr Gestaltung thunlich raschen und möglich richtigen Verfahrens (einschließlich gleicherweise zu erwirkender Entscheidung). Ob man demselben in der Form der Schriftlichkeit oder Mündlichkeit mehr gerecht wird, das bleibt jedenfalls streitig, so lange es deutsche Juristen giebt.

Das Reichsrecht hat mit dem ihm überlieferten Pfunde gewuchert, und es geht nicht an, mit einem ihm fremden Gewicht, oder nach anderm Maß zu messen. Das thut aber Herr Bähr, indem ihm die Ueberlegenheit des früheren Systems feststeht; auf alle Fälle aber kann die Art der von ihm beliebten Kritik nicht gebilligt werden, wenn er bei Weitergeltung der deutschen Civilprozeßordnung die Gefahr als vorhanden ansieht, daß der deutsche Juristenstand durch Oberflächlichkeit, Gleichgültigkeit, Willkür und Formalismus sittlich tief sinke, ja, daß das allgemeine Rechtsbewußtsein in offener Empörung gegen die deutsche Justiz sich erheben werde; wenn er es für sicher erachtet, daß das civilprocessuale Verfahren ein verlottertes, außer Rand und Band gekommenes sei, daß es Rechtsunsicherheit bewirke, Anwälte, Richter und Referendare demokratisire, die Unvollkommenheiten der Menschen begünstige und allen schlechten Elementen der Justiz volle Freiheit gewähre, den trägen Richter noch träger, den leichtfertigen noch leichtfertiger, den zur Willkür geneigten noch willkürlicher mache. Diese Vorwürfe richten sich gegen das Gesetz und diejenigen, welche es anzuwenden berufen sind. Wenn nun Herr Bähr eine Demokratisirung der juristischen Jugend befürchtet, so hat die jüngste Vergangenheit wieder einmal klar gezeigt, wie feste Wurzeln überhaupt in der deutschen Jugend die monarchische Treue geschlagen hat, mit welcher Verehrung sie an Kaiser und Reich hängt, welche Anhänglichkeit sie dem Reichskanzler entgegenbringt; die sittliche Berufstreue deutscher Richter und Anwälte aber hat noch Niemand mit Recht anzugreifen gewagt. An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen! Von gelehrter, zugleich dem praktischen Rechtsleben nicht fern stehender Seite ist über die Gestaltung des Verfahrens bei den mit mehreren Richtern besetzten Gerichten, den Landgerichten, eine sogenannte Enquête, eine Erhebung veranstaltet worden, und deren Ergebnisse hat Herr Professor Dr. Wach in Leipzig jüngst in einer hervorragenden juristischen Zeitschrift*) veröffentlicht. Auf Grund derselben vermag man die Richtigkeit der Bähr'schen Angriffe zu beurtheilen.

Für vollkommen wird Niemand das Gesetz halten; kein billig Denkender aber wird denen, die es schufen, solche Vorwürfe machen. Einzelne Bestimmungen kann man für unvollständig, andere für verfehlt ansehen; trotzdem erscheint das Ganze als seinem Zwecke entsprechend. Wie bei jedem amtlichen Verkehr, so mußte auch hier gesorgt werden, daß auf thunlich

*) Zeitschrift für den Civilproceß, herausgegeben von Busch und Vierhaus; Band XI, Ergänzungsheft (168 Seiten).

sichere Art die schriftlichen Mittheilungen den Betheiligten zukommen, daß mit anderen Worten die Zustellungen richtig besorgt werden. Diese sind nun vielfach in die Hände von Gerichtsvollziehern und Postboten gelegt, gewiß ganz ehrenwerthen Männern, aber doch, wie man zu sagen pflegt, von halber Bildung. Deshalb hat sich das Gesetz in Sorgfalt überboten, um trotzdem die Zustellungen recht sicher zu gestalten, und so ist das hierauf bezügliche Verfahren, das für den Proceß von großer Erheblichkeit ist, ein allzu umständliches, eben deshalb keineswegs völlig unanfechtbares geworden. Eine einfachere Gestaltung wäre hier wohl eine Erleichterung für die Rechtspflege. Auch sonst lassen sich im Einzelnen noch mehrere, nicht unwichtige Punkte an und für sich betrachtet finden, in welchen Verbesserungen möglich wären. Das wird immer so sein, denn alles menschliche Schaffen wird stets Stückwerk bleiben.

Was uns aber zuvörderst interessiert, ist, ob die Prozesse jetzt länger als früher dauern. Die wichtigsten derselben werden bekanntlich bei den Landgerichten verhandelt. Dieselben urtheilen hierüber in sogenannten Civilkammern, d. h. in der Besetzung mit drei Richtern. Solche Landgerichte giebt es 172 im deutschen Reich, das einzelne Landgericht hat je nach der Größe seines Sprengels eine größere Anzahl von Civilkammern, welche, wie verschiedene Gerichte, von einander unabhängig Recht sprechen. Die 172 Landgerichte bilden ferner die Sprengel von 28 Oberlandesgerichten. Ein Anspruch, der mehr als 300 Mark werth ist, geht an das örtlich zuständige Landgericht. Im Allgemeinen ist das Landgericht zuständig, in dessen Gerichtsprengel derjenige wohnt, welcher verklagt wird. Auch Ehescheidungsachen und andere nicht hier in Betracht kommende Streitverhältnisse gehören vor die Landgerichte. Die Wach'schen Erhebungen beschränken sich nur auf das Verfahren bei den Civilkammern der Landgerichte; aber auch das läßt schon einen umfassenden Ueberblick zu, denn es sind von 101 Landgerichten 194 Berichte auf ungefähr 2400 Foliosseiten eingesandt worden. Die Dauer der jetzigen Rechtsstreite im Gegensatz zu früher ist nicht Gegenstand der Erhebungen.

Man kann da aber sagen, daß gewiß mancher Proceß auch jetzt noch lange dauert, länger als die Betheiligten es wünschen, zumal wenn er durch mehrere Instanzen geht; es ist aber — das ganze Reichsgebiet genommen — gegen früher besser geworden, die große Masse der Rechtsstreite wird rasch erledigt. Da kommt nun eine Klage, welcher auch Herr Professor Wach sich nicht verschließt und welche bereits zu einer amtlichen Kundgebung des preussischen Herrn Justizministers geführt hat, welche dann aber auch Gegenkundgebungen zahlreicher Art hervorgerufen hat. Bei den Civilkammern der Landgerichte wird nämlich von deren Vorsitzenden auf eine eingereichte Klage ein Verhandlungstermin, gewöhnlich auf 5 bis 6 Wochen hinaus, bestimmt. Es herrscht da im Allgemeinen Anwaltszwang, d. h. die Streittheile müssen durch Rechtsanwälte, wie es jetzt, Advocaten, wie es früher hieß, vertreten

sein. Der Rechtsanwalt nun, welcher für einen Kläger eine Klage eingereicht hat, muß, wenn ihm mitgetheilt ist, daß an dem und dem Tag über die Klage verhandelt werden soll, dafür sorgen, daß derjenige, welcher verklagt wird, so bald als möglich Nachricht sowohl von der Klage als von dem Verhandlungstermin bekomme. Will der Gegner dem Angriff gegenüber nicht ruhig bleiben, so geht auch er zu einem Rechtsanwalt, und beide Anwälte schreiben nun in verschiedenen Schriftstücken, soviel ihnen nöthig dünkt, Alles das nieder, was sie für das Gericht als erforderlich ansehen, damit es von den Thatfachen des Streitfalles, wie sie der eine und andere Theil auffaßt, Kenntniß erhalte. Rückt nun aber der Verhandlungstermin heran, so ist dieser Schriftenwechsel oft noch nicht beendigt, und dann wird Verlegung des Termins begehrt. Hat sich nun das Gericht, oder auch nur einer oder zwei der urtheilenden Richter besonders darauf vorbereitet, in dem Fall Recht zu sprechen, so ist in Folge der Verlegung die gehabte Arbeit gegenstandslos, vorerst vergeblich gewesen. Natürlich ist das ärgerlich. Außerdem ist der größere Uebelstand dabei, daß der Rechtsstreit nicht vorwärts rückt, daß er erst Wochen, ja Monate später zur Entscheidung kommt. Das ist ein Mißstand; aber es ist noch nicht gerechtfertigt, wie es geschieht, den Anwälten den größten Theil der Schuld hierwegen zuzuschreiben. Wenigstens dann nicht, wenn der Gerichtsprängel überwiegend Landbevölkerung hat. Der Bauer versteht vielfach nicht, was er da zugeschickt bekommt, insbesondere weiß er oft nicht, daß er zu dem Anwalt gehen, ihm schreiben oder schreiben lassen muß. Wenn er es aber weiß, so hindert ihn seine bekannte Bedächtigkeit und Langsamkeit. Er entschließt sich zu irgend einem Schritte nur schwer, erst spät, oft zu spät. Da wird ein ihm bekannter Markttag abgewartet, an dem er doch zur Stadt geht, und dann wird neben anderen Geschäften auch das abgemacht. So tragen die Anwälte oft keine Schuld an der Verzögerung. Und dann, wie schwer wird es ihnen oft, die erforderlichen Mittheilungen von ihren Klienten zu erhalten, wie zeitraubend ist dann der Briefwechsel, oder wie unvollständig sind die mündlich ihnen gemachten Erklärungen, auch nicht selten wie unwahr! Mit Strafen, wie sie der in letzter Zeit oft angeführte § 48 des Gerichtskostengesetzes im Auge hat, kann, ganz abgesehen von andern Hindernissen seiner Anwendung, eben nur da vorgegangen werden, wo eine Verschuldung feststeht; und diese auf Seiten der Anwälte festzustellen, fehlt den Gerichten auch in den Fällen, in welchen eine unbegründete Rücksichtnahme der Anwälte gegen einander die Verlegung verursachen mag, beinahe immer der genügende Anhalt. Schon das fällt dabei erheblich in's Gewicht, daß manche Termine deshalb ausfallen, weil die Anwälte in- zwischen Vergleichsverhandlungen angebahnt haben, solche aber in irgendwie umfangreicheren Sachen natürlich Zeit beanspruchen.

Es ist ja auch ein großer Vorzug des jetzigen Verfahrens, daß viele Streitigkeiten durch die Thätigkeit der Anwälte gütlich erledigt werden,

ohne daß eine Mitwirkung des Gerichtes dazu erfordert wird. Wo es aber zur Verhandlung des Streites kommt, da bürgt die Nothwendigkeit, alles Wichtige dem Gerichte in öffentlicher Sitzung vorzutragen, auch dafür, daß eine gründliche Erörterung der Sache gepflogen wird; denn die Parteien können ja in Person der Sitzung anwohnen, sie dürfen, zur Unterstützung dessen, was ihre Vertreter sagen, das Wort selbst ergreifen. So kann in einem Termin der ganze Streit erledigt, auf die Verhandlung hin zur sachgemäßen Entscheidung gebracht werden.

Nachdem einmal aber diese vorhin erwähnte Beschwerde laut geworden ist, liegt es selbstverständlich im Interesse der Anwälte, so wenig als möglich Anlaß zu solcher zu geben; es ist aber noch mehr darauf Bedacht zu nehmen, daß die eigentliche Ursache des beregten Mißstandes schwinde. Dazu können volksthümliche Vorträge und Aufsätze in Kalendern, Zeitungen und Zeitschriften, welche unter das Volk kommen, durch Verbreitung von Rechtskenntniß bei demselben viel beitragen. Hier kann noch viel Gutes gewirkt werden.

Estrafen in Form von erhöhtem Gebührenansatz aber gegen die Parteien selbst wegen Versäumniß werden wohl ab und zu gerechtfertigt sein, in den meisten Fällen wird aber keine böse Absicht dabei zu Grunde liegen, sondern dieselbe durch Unverstand verschuldet sein. Wer ein Herz für das Volk hat, muß wünschen, daß diesem durch Belehrung abgeholfen werde. Estrafen können nur dann erziehend wirken, wenn sie verstanden werden.

Erst in zweiter Reihe wird eine Abänderung des Gesetzes selbst in Frage kommen. Das Gesetz setzt allerdings voraus, daß Jeder, welcher eine Terminsbestimmung mitgetheilt bekommt, auch wisse, welches die Folgen der Versäumniß der Verhandlung, wenn sie dann stattfindet, sein werden. Das trifft in vielen Fällen in der That nicht zu. Dadurch aber, daß der Beklagte auf die Folgen jeweils aufmerksam gemacht würde, wäre auch wenig erreicht. Die Hauptsache ist, daß unter den Landleuten eine überwiegende Anzahl eben nicht liest, was sie da bekommt oder wenigstens die in der Gesetzesprache gehaltenen Ausdrücke nicht versteht.

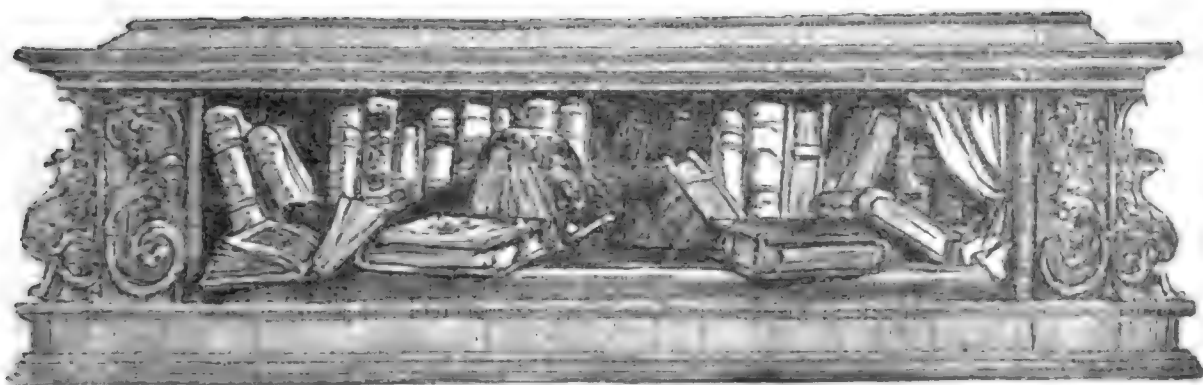
Ob, wie Herr Professor Wach vorschlägt, Aenderungen der Art der Terminsbestimmungen eintreten sollen, das ist eine Frage, welche erst der Beurtheilung der Fachreise untersteht, daher sich noch nicht zur Besprechung hier eignet.

Kann hiernach zugegeben werden, daß das Gesetz noch nicht genügend sich eingelebt hat, so ist doch eine Besserung bei längerer Geltung zu hoffen. Schon jetzt ist die Möglichkeit rascher Erledigung durch das Gesetz gegeben, in der Mehrzahl der Fälle erfüllt sich diese Erwartung, also die Anwendung des Gesetzes erreicht dann das gesteckte Ziel. Je mehr die Kenntniß des Gesetzes im Volke zunimmt, um so weniger werden Terminsverlegungen nöthig sein. Auch die Gerichte selbst können zur Beschleunigung beitragen, wenn sie, wie das Gesetz will, mehr als bisher

den Proceß, auch jedes für sich allein, völlig erledigen. Jetzt werden bei umfangreichen Zeugenvernehmungen oft andere Richter mit der Vornahme beauftragt. Dies hat neben dem Hauptmißstand, daß sämtliche urtheilenden Richter die Zeugen nicht selbst hören und befragen können, noch den weiteren Uebelstand im Gefolge, daß die Sache sich durch diese Art auch etwas verzögert. Die Zeit, welche zu der Beweisaufnahme vor dem urtheilenden Gericht erforderlich ist, kann aufgebracht werden. Es steht ja nirgends geschrieben, daß die Sitzung, welche um neun Uhr begann, um ein Uhr geschlossen werden muß (wie das in einem der erstatteten Berichte bemerkt ist).

Am meisten wird aber nicht die Raschheit, wohl aber die Gründlichkeit der Erledigung bemängelt. Es muß nämlich zwar bei den Landgerichten die Klage schriftlich eingereicht werden, im Uebrigen aber kann es in Zweifel gezogen werden, ob weiterer Schriftenwechsel erzwungen werden kann. Es ist gewöhnlich vielmehr — nach einer Ansicht wenigstens — möglich, daß in einem Falle im Termin verhandelt wird, ohne daß außer der Klage ein weiteres Schriftstück vorliegt. Die Gegner der Civilproceßordnung befürchten ein Ueberhandnehmen eines derartigen Verfahrens und erblicken darin die Gefahr, daß ein auf eine mündliche Verhandlung lediglich hin erlassenes Urtheil der für dessen Gründlichkeit erforderlichen nöthigen Grundlagen entbehren könnte. Nun beweist aber die Wach'sche Enquête den Ungrund dieser Befürchtung; das gerade Gegentheil ist der Fall. Der Schriftenwechsel vor der mündlichen Verhandlung ist die überwiegende Regel. Diese Schriften enthalten gewöhnlich die Aufzählung sämtlicher wichtigen Thatfachen, ja, manche Anwälte haben sich von der Gepflogenheit noch nicht befreien können, die Schriftsätze statt mündlichen Vortrags einfach abzulesen. Es kann dann auch ab und zu ein kleines Unglück passieren, z. B. wenn Einer ernsthaft in einer Ehescheidungssache bemerkt: „Die H. ist allein Schuld an dem unehelichen Frieden der Parteien.“ Ein Bericht aus Süddeutschland z. B. sagt, daß zu mehr als dem Schein eines freien Vortrags sich selten ein Anwalt aufschwingt. In einigermaßen verwickelten Sachen kann also das Urtheil auf den Schriftsätzen mit fußen. Sehr interessant sind in dieser Hinsicht die Berichte aus der Rheinprovinz und aus Elsaß-Lothringen.

Von früher her sind dort Anwälte und Richter an eine freie Gestaltung des Verfahrens gewöhnt. Es war dort Uebung, daß die Gerichtsmitglieder erst in der Verhandlung von den einzelnen Rechtsfällen überhaupt Kenntniß erhielten, daß keinerlei Vorbereitung auf die Sitzung stattfand. Jetzt aber wird aus Köln wie aus Mühlhausen im Elsaß bezeugt, daß auch dort eine Vorbereitung auf die Sitzung auf Grund der Schriftsätze (wenn auch in verschiedenem Umfange) stattfindet, mit anderen Worten, daß die Gewöhnung an das ehemalige französische Proceßverfahren der Handhabung des Verfahrens im Sinn der Civilproceßordnung zu weichen beginnt. Im ganzen rechtsrheinischen Deutschland bereiten sich aber alle Gerichte, wenn auch in



Aus der guten alten Zeit des Burgtheaters.

Von

Paul Lindau.

— Berlin —

Vor wenigen Wochen hat der verehrungswürdige Nestor des deutschen Lustspiels, Eduard von Bauernfeld, der am 13. Januar 1889 sein 87. Lebensjahr abschließt, in einer Wiener Zeitung Erinnerungen an seine ersten Beziehungen zum Burgtheater veröffentlicht. Wenn man diese mit der Frische des Jünglings vom Greise niedergeschriebenen Zeilen liest, wenn man all diese Namen mit vollem Klange, die da unwillkürlich zusammentönen, vernimmt, so muß man annehmen, daß in jenen Tagen das goldene Zeitalter der deutschen dramatischen Kunst eine herrliche Wahrheit gewesen sei. So auch scheinen sich jene Tage durch die verschönende Kraft der Vergangenheit der Erinnerung des hochbejahrten Meisters darzustellen. Die große Sophie Schröder war damals in der Vollkraft ihres wunderbaren Talentes. Korn, dessen herzerwärmendes und elegantes Spiel alle Zeitgenossen bezaubert hat, stand auf der Höhe seines Könnens. Ludwig Löwe, Anschütz, Fichtner und La Roche waren als blutjunge Leute in den Künstlerverband des Burgtheaters eingetreten, Amalie Neumann, die wir nur noch als „Mama Haizinger“ gekannt haben, strahlte in den berausenden Reizen ihrer unvergleichlichen Schönheit. Die poetische Sophie Müller, die in der Eigenart ihres Talentes, wie in ihrem zu früh tragisch abgeschlossenen künstlerischen Wirken unwillkürlich an Josefina Wessely gemahnt, und Julie Gley, spätere Kettich, rissen das jugendliche Parterre, das damals noch mit wahrer Leidenschaftlichkeit für und wider die künstlerischen Persönlichkeiten Partei ergriff, zu begeisterten Kundgebungen hin. Dazu kamen noch Gäste, wie der große Ludwig Devrient

Ziffland und Kokebue in ihrer Blüthezeit wirkten, sei das goldene Zeitalter der Kunst gewesen; was heute (1833) an leichtem und leichtem Lustspiele und Uebersetzungen producirt wird, sei nur ephemeres Zeug. Ebenso sei es mit dem darstellenden Künstler. Das Treiben der jetzigen Bühnenverwejer und Schauspieler würde ihn nie zur Bühne verlockt haben, und er wäre froh, wenn sich ihm eine Gelegenheit darbieten möchte, außer der Theaterwelt seine Familie ernähren zu können.

In der That erscheint uns jene gute alte Zeit recht wenig gut, wenn wir sie durch die Augen des Mannes betrachten, für den es die neue Zeit war. Es hat etwas Tieftrauriges, wenn man die Wahrnehmung macht, wie sehr auch damals mit Wasser gekocht wurde, und es bietet keinen genügenden Trost für unsere Enttäuschung, wenn sich unser bei dieser trübseligen Erfahrung das Empfinden bemächtigt, daß die Klagen, die gegen unser Geschlecht erhoben werden, mit demselben Rechte und oft sogar mit größerer Berechtigung in jenen uns so glücklich erscheinenden Zeiten hätten erhoben werden dürfen. Freilich dürfen wir uns ohne Ueberhebung sagen, daß die Klagen über den Verfall des deutschen Theaters heute nicht begründeter sind, als sie damals waren, daß das beständige Vorreiten einer vollkommeneren ruhmreichen Vergangenheit jetzt gerade so thöricht ist, wie es früher gewesen ist, schon zu Lebzeiten des alten Tacitus, und daß wir mit diesem das einigermaßen beruhigende Wort aussprechen dürfen: es ist nicht richtig, daß bei den Alten Alles besser gewesen sei, auch unser Geschlecht leistet gewiß manches Tüchtige und Dauernde — „Non omnia apud priores meliora, sed nostra quoque aetas multa laudis et artium imitanda posteris tulit“. Den Beweis für die noch heute gültige Richtigkeit dieses Ausspruches werden wir aus den unverfänglichen Aufzeichnungen Costenobles selbst erbringen.

* * *

Costenoble hat dem Burgtheater zwanzig Jahre lang in einer ausgezeichneten Stellung, als Schauspieler im Fache der komischen Charakter- und Väterrollen und als Regisseur, angehört. Er wird uns aus seinen Aufzeichnungen durchaus sympathisch. Er erscheint uns als ein Mann, der von kleinlichen Künstlereitelkeiten nahezu vollkommen frei ist, der sich selbst mit Strenge und seine Collegen mit warmem Wohlwollen beurtheilt. Er ist sehr klug und besitzt ein scharfes gutes Urtheil. Fast alle seine Vorhersagungen bestätigen sich. Schon nach den ersten Rollen, die er von einem Künstler sieht, spricht er mit voller Bestimmtheit seine Meinung aus, die sich fast in allen Fällen mit der Zeit als die richtige herausstellt. Oft steht er mit dieser Meinung ganz allein. Ebenso gut ist seine Kritik der Stücke. Er fühlt sogleich heraus, worauf es ankommt. Er erkennt die Bedeutung der jungen Anfänger. Und der Erfolg, den von ihm getadelte Werke erringen, ändert an seiner Meinung nichts; und wir wissen jetzt,

daß er auch in diesen Fällen immer den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Freilich steht er unter dem Banne des Geschmacks und der Anschauungen seiner Zeit. Manches muthet uns seltsam an. Spätere Geschlechter haben Vielerlei berichtigt, haben Größen von ehedem herabgedrückt und früher weniger Beachtete hervorgehoben. Aber in den meisten Fällen muß man darüber staunen, wie richtig Costenoble an dem ersten Keim die Früchte und an den Früchten die Bäume erkannt hat.

Der Charakter des Tagebuchs schließt die Möglichkeit der künstlerischen Composition aus. Von einem eigentlichen Anfang und Ende, von einer kunstgerechten Steigerung kann nicht die Rede sein. Die Chronologie beherrscht Alles. Was der Tag bringt, wird verzeichnet. Das Erhebliche steht neben dem Unbedeutenden, eben wie der Zufall des Datums es fügt. Aber trotzdem gewährt die Lectüre dieser Tagebücher einen großen und nachhaltigen Genuß. Das Buch von Costenoble ist ein Quellenwerk ersten Ranges. Diese rücksichtslosen Aufzeichnungen lassen die Persönlichkeiten, die in den conventionellen schriftstellerischen Werken und in den für die Oeffentlichkeit von vornherein berechneten Charakterisirungen allmählich schattenhaft verflattert sind, mit einer Frische und Lebendigkeit erstehen, die geradezu wunderbar zu nennen sind. Kleine Züge, die scheinbar und wahrscheinlich auch thatsächlich unbewußt, als zufällige und gelegentliche Beobachtungen oder sonstwie, verzeichnet sind, geben auf einmal einem schon verschwommenen und verdunkelten Bilde helles Licht. Wir sehen die Menschen, mit denen Costenoble intim verkehrt hat, in einer bisher nicht gekannten und nicht geahnten Lebenskraft vor uns.

Das Register des Molière'schen Regisseurs Lagrange, der eigentlich nichts weiter gethan hat, als die Einnahmen unter Molière zu verzeichnen, und der nur selten eine nüchterne thatsächliche Angabe zwischen die Titel und Zahlen eingestreut hat — dieses Register, das allerdings eines der wenigen authentischen Documente aus der Molière'schen Theaterleitung und den ersten Jahren des Théâtre Français bildet, hat man das „Goldene Buch des Théâtre Français“ geheißen. Mit mehr Berechtigung würden Costenobles Tagebücher auf den Ehrennamen: „das Goldene Buch des Burgtheaters“ Anspruch haben. Wir kennen kaum ein Werk, das uns Persönlichkeiten, deren Ruhm wir in unserer Jugend von unsern Vätern haben verkünden hören, oder die wir selbst noch, als diese allerdings schon am Ende ihrer Laufbahn standen, in unsern jüngeren Jahren gesehen und gehört haben, mit einer solchen Kraft der Veranschaulichung zu frischem Leben wieder auferstehen ließe wie dieses. Wir sehen das alte Burgtheater lebhaftig vor uns. Wir leben in dem Wien der zwanziger und dreißiger Jahre. Keine Biographie vermag uns nur annähernd ein so richtiges und packendes Bild der großen Künstler jener Zeit zu geben, wie dieses. Diese Tagebücher sind in der That eine der werthvollsten und interessantesten

Veröffentlichungen der Bühnenliteratur, die seit langen Jahren erschienen sind.

Costenoble bespricht aber nicht nur die neuen Stücke, die Schauspieler und die neuen Dichter, er bespricht auch Dinge, die mit der Burg oft gar nicht und mit andern Theatern nur in oberflächlichem Zusammenhange stehen. Er verzeichnet Selbsterlebtes, Anekdoten, Gerüchte, öffentliche Angelegenheiten. Für die hausväterliche Gemüthlichkeit des guten Kaisers Franz kennen wir kaum bezeichnendere Züge, als sie uns hier durch einige gelegentliche Bemerkungen Costenobles veranschaulicht werden. Dadurch gewinnt dieses Tagebuch auch für weitere Kreise als für die Theaterliebhaber an besonderem Interesse. Es hat in gewissem Sinne eine allgemeinere kulturgeschichtliche Bedeutung.

Wenden wir uns nun dem Inhalte dieses werthvollen und lehrreichen Werkes zu.

* * *

Es berührt eigenthümlich, wenn man in diesen vor mehr als einem halben Jahrhundert geschriebenen Seiten über wirkliche oder vermeintliche Mißstände in genau denselben Wendungen Beschwerten findet, von denen man glauben möchte, daß sie gestern ausgesprochen seien. Gerade in jüngster Zeit wurde unablässig Klage darüber geführt, daß die Regisseure des Burgtheaters bei der Bestimmung des Repertoires und der Besetzung auf ihre persönlichen Interessen und Neigungen zuviel Rücksicht nähmen, die jüngeren Kräfte bei Seite schoben und diesen somit die Gelegenheit entzögen, sich künstlerisch fortzuentwickeln, daß die älteren Herren und Damen von der wohlbesetzten Tafel die besten Schüsseln für sich in Anspruch nähmen, und daß sich die Jüngeren mit den Abfällen zu begnügen hätten. Wenn man sich das vergegenwärtigt, so macht es eine beinahe komische Wirkung, Aufzeichnungen von Costenoble zu finden, die nahezu siebenzig Jahre alt sind, und die ganz dasselbe sagen. Am 31. October 1819 schreibt er: „Ich muß stets hoffen und harren, bis es einer hochmögenden Regie beliebt, mich mit einer Rolle zu theilen, die irgend einem Gewaltigen zu schlecht scheint.“

An einer andern Stelle spricht er seine Freude darüber aus, daß die Machtvollkommenheiten der Burgtheater-Regie geschmälert werden sollen. Er bezeichnet es als einen Gewinn, „wenn die Fittige des Uebermuthes und der Willkür dieser Herren ein wenig gestutzt werden.“ Und wieder an einer andern Stelle sagt er, daß er das Uebel der Regisseur-Willkür in seiner ganzen „Verderbensfülle“ kennen gelernt habe. Allerdings muß hinzugefügt werden, daß diese Klagen später verstummen. Costenoble wird selber Regisseur, und nun überläßt er es vermuthlich Andern, ihre Stimme gegen den Despotismus und die Ueberhebung der Bühnen-Oligarchen zu erheben.

War es um die Regie damals sicherlich nicht besser bestellt als heute, so waren die Theaterverhältnisse im Allgemeinen in jener vielgerühmten Zeit ganz unzweifelhaft ungleich schlechtere als heutzutage; ja, man darf sagen, sie waren im Großen und Ganzen erbärmliche. Werfen wir zunächst einen flüchtigen Blick auf das Repertoire. Es ist mit einem Worte geradezu schauerhaft. Abgesehen von einigen wenigen hervorragenden neuen Stücken, unter denen eigentlich nur die Dramen Grillparzers, Bauernfelds und Halms das halbe Jahrhundert überdauert haben — wenn wir „Donna Diana“ von Moreto-Schreyvogel und allenfalls noch einige harmlose Lustigkeiten von Töpfer hinzurechnen, sind wir wirklich fertig —, wird das Repertoire fast ausschließlich von erbärmlichen französischen Schwänken, die längst in die verdiente Vergessenheit gerathen sind, beherrscht. Der unermüdlche Herr von Kurländer, der diese Nichtigkeiten sofort in's Deutsche übersezt, ist der große Autor des Burgtheaters. Mehr höflich als zutreffend bezeichnet der gewissenhafte Chronikschreiber des Burgtheaters, Dr. Eduard Wlassak, diesen französischen Schund als „Filigranwaare“. Wlassak sagt in seiner „Chronik des Burgtheaters“: „Das neben viel Gediegenem auch soviel Kleinigkeiten aus dem Französischen zum Vorschein kamen, lag nicht in Schreyvogels Willen, der im Gegentheil bestrebt war, dieselben, soweit es anging, zu unterdrücken. Es lag im Tone der Zeit. Derlei Bluetten waren Modesache, und Herr von Kurländer, der ruhelose Uebersetzer solcher Filigranwaare, spielte eine große Rolle . . .“

Als mildernder Umstand für die schlechte Beschaffenheit des Repertoires muß allerdings geltend gemacht werden, daß die Anordnungen der leitenden Kräfte oft durch höheren Einfluß durchkreuzt wurden. Aus einer etwas späteren Zeit stammt die folgende Notiz von Costenoble, die für die Zustände recht bezeichnend ist. Unterm 1. September 1832 heißt es: „Das neue Trauerspiel vom Grafen Mailath: ‚Die Zwillingsschwester‘, welches von der Direction für untauglich erklärt wurde, soll nun doch aufgeführt werden. Als Graf Czernin das Stück zurückgewiesen hatte, nahm der gekränkte Verfasser Audienz beim Kaiser, der, wie Deinhardstein uns heute mittheilte, die Einwendungen Czernins mit den Worten erledigte: ‚Führen wir's nur auf, daß wir endlich einmal a Ruh kriegen, wenn d' Leut' a nit weinen können, so lachen i' holt im Trauerspiel.“

Der Kaiser selbst mischte sich übrigens nur selten in die Theaterangelegenheiten. Aber die hohen Chefs erschwerten dem dramaturgischen Leiter die künstlerische Arbeit oft in bedauerlichster Weise. Und der schlimmste Tyrann war das Publicum, das nun einmal an den französischen Verkleidungspossen seinen Narren gefressen hatte. Vor den leichten Schubladenstücken der Franzosen und vor Scribes fabrikmäßigen kleinen Schwänken mußten die Klassiker in den Hintergrund treten. Shakespeare, Calderon, Molière, Lessing, Goethe und Schiller werden verhältnißmäßig in gan;

ungebührlicher Weise vernachlässigt, quantitativ und oft auch qualitativ. Ueber eine Wallenstein-Vorstellung, 24. October 1830, schreibt Costenoble:

„Wallenstein wurde vor einem kalten Publicum sehr langsam abgelagert. Zulchen (Frau Nettich) als Thekla hatte noch den meisten Applaus. Ich war heute ein ungewisser gräulicher Gordon; doch dehnte ich wenigstens nicht. Die Gruschka schreit schrecklich am Schlusse mit ihrem Gift im Leibe. Heurteur ist ganz unsicher als Fürst Piccolomini. Wilhelmi ist auch nicht fest im Buttler. Kurz, es war eine Jammervorstellung. Und doch wollte Schreyvogel haben, das Publicum solle lebhaft sein, und schalt auf die Freibillettmänner, die nicht Stimmung machten.“

Und wie wird der Text der Klassiker behandelt! Eine Aeußerung, die wir unterm 23. Mai 1831 finden, giebt uns darüber recht erbaulichen Aufschluß. Es heißt da:

„Probe von ‚Nabale und Liebe‘, die eigentlich nur eine Streichprobe genannt werden konnte; denn die Lindner, welche Lady Milford sein wird, ergänzte oder strich im Souffleurbuche. Ebenso machte es Weymar mit seinem Ferdinand. Es ist eine heillose Methode bei allen deutschen Bühnen, daß jeder Schauspieler in loco und jeder Gast wegnehmen und zusetzen kann nach eigenem Willen. Warum stellen die ersten Theater, z. B. in Wien, Berlin und München, nicht fest, daß die Bücher eines Institutes wie die des anderen bearbeitet, gekürzt oder ergänzt werden. Diesem Beispiele würden wohl bald geringere Anstalten folgen. Und wäre diese Idee gar nicht zu realisiren, so könnte ja bei jedem Institute ein reines Buch von jedem Manuscripte und nebstbei noch ein apartes Streich- und Sudelbuch für Fremde und Faule oder Ueberkluge bestehen.“

Wir wollen uns gewiß nicht besser machen als wir sind. Auch bei uns veründigt man sich mitunter gewiß in unverantwortlicher Weise an den Werken der Klassiker sowohl in Bezug auf die Behandlung des dichterischen Wortes, wie in Bezug auf die Darstellung; aber etwas mehr Respect haben wir mit der Zeit denn doch gewonnen, und jedenfalls werden heute auch von unsern mittleren und kleinen Bühnen die klassischen Werke öfter gegeben, als sie zu jener Zeit, mit der wir uns jetzt beschäftigen, von den maßgebenden ersten Theatern aufgeführt worden sind. Damals schlug der eine Herr von Kurländer, was die Zahl der Aufführungen und der Stücke anbetrifft, all die Helden der großen Dichtungen. Kurländer! Der Name ist heutzutage kaum noch den Schriftstellern von Beruf bekannt, und völlig vergessen — zum Glück! — sind all die Erbärmlichkeiten, mit denen dieser fingergewandte Vielchreiber Jahrzehnte lang das Repertoire dieser ersten deutschen Bühne verunstaltet hat.

Und im königlichen Theater zu Berlin war es auch nicht besser, es war vielleicht noch schlimmer. Costenoble spricht gelegentlich in einer Notiz aus dem Jahre 1834 seine Verwunderung darüber aus, wie gerade die königliche Bühne in Berlin so viele Producte der Wiener Vorstadtbühnen, wie „Das Sonntagskind“, „Die Schwestern von Prag“, „Das Donauweibchen“ u. s. w. zur Aufführung zugelassen habe. Aber diese Wiener Localschwänke sind denn doch noch ein gut Theil besser, als die französischen

Ubernheiten, die zwanzig Jahre und länger im Repertoire des Burgtheaters die bevorzugte Stellung gehabt haben. Heutzutage würde sich eine Provinzialbühne mittleren Ranges schämen, ein Repertoire zu haben, wie das des Burgtheaters in seiner sogenannten Blüthezeit.

Jene Vorstellungen von drei oder vier einactigen Stücken, wie sie bei allen unseren besseren Bühnen heutzutage zu den oft recht liebenswürdigen Ausnahmen gehören, waren damals die unleidliche Regel. Ja, die Geschmacklosigkeit ging soweit, daß man, auch ohne besondere Veranlassung — in unseren Tagen kommen diese Barbareien gelegentlich zwar auch noch vor: bei Virtuosen-Gastspielen oder bei Vorstellungen zu Wohlthätigkeitszwecken und dergleichen — künstlich ein gemischtes Programm herstellte, indem man aus verschiedenen Stücken Stückchen herauschnitt. So finden wir am 20. November 1835 eine Aufführung im Burgtheater: „Die Königin von sechszehn Jahren“ und die zwei letzten Acte der „Hagestolzen“. Costenoble bemerkt dazu: „Bald wird es aus Unterhaltungssucht so weit kommen, daß man dem Publicum nichts aus der ‚Maria Stuart‘ vorführen darf, als die Zankscene der beiden Königinnen oder den Gang zum Hochgerichte.“

Ueberhaupt hatte das stolzeste Theater damals in gewissen Einzelheiten einen harmlos provinziellen kleinlichen Zuschnitt, wie man ihn jetzt kaum noch bei den Bühnen niedrigsten Ranges findet. Als eine auffällige Ausnahme erscheint die vornehme Einrichtung, daß bereits zu jener Zeit die fest engagirten Mitglieder der Wiener Hofbühne dem Hervorrufe weder bei offener Scene noch nach den Actschlüssen Folge leisten durften. Hervorgezufen wurden nur die Dichter, sofern sie keine öffentliche Stellung bekleideten — den Beamten war das Erscheinen auf der Bühne untersagt —, und die gastirenden Schauspieler. Diese hatten dann regelmäßig eine Dankrede zu halten. Es scheint, daß diese Ansprachen der hervorgerufenen Künstler an das Publicum eine gewisse Wichtigkeit hatten, wenigstens giebt Costenoble den Sprechern ziemlich regelmäßig Censuren. Der fremde Gast hatte die Aufgabe, dem Publicum irgend etwas Liebenswürdiges zu sagen und namentlich dem Localpatriotismus zu schmeicheln. Je nach seinem Fache hatte er dafür entweder die würdige und gemessene oder die witzige und möglichst geistreiche Form zu wählen. Besonderes Gefallen schien es zu erregen, wenn es dem Betreffenden gelang, im Geiste der Rolle, die er eben dargestellt hatte, seinen Dank auszusprechen. Also der Darsteller eines Juden jüdelte seine Complimente weiter. Was waren das für Zustände!

Wenn wir uns hier den künstlerischen Bräuchen, wie sie sich nur noch in den Wandertruppen und auf den Jahrmärkten erhalten haben, schon nähern, so finden wir in den der vornehmen Kunst geweihten Räumen bald den unverfälschten Jahrmarkt. Am 12. December 1819 berichtet Costenoble über die Vorstellung eines Indianers im Opernhause:

„Der Indianer machte heute im Operntheater zum letzten Male seine Gaukeleien. Sophie Schröder betrachtete diesen braunen, schöngewachsenen Kerl mit Augenlust. Die Tolle! — Personen, deren Geschmack geläutert ist, tabelten die Hoftheater-Direction, die Unsummen für Ballette verschwendet und solche Gaukeleien auf der kaiserlichen Bühne duldet. Unrecht haben die Leute nicht. Für Springer, Seiltänzer und Taschenspieler eignen sich die Vorstadttheater am besten.“

Aus einer andern Aufzeichnung erfahren wir, daß der Director des Opernhauses Alpenjäger aus Oberösterreich auftreten läßt, und zwar zwischen den Absätzen einer grandiosen Symphonie von Beethoven!

Die ganze Kleinlichkeit der damaligen Verhältnisse zeigt sich auch in den Geldangelegenheiten. Wir können uns des Lächelns schwer erwehren, wenn wir erfahren, daß alle untergeordneten Schauspieler ein Spielhonorar von fünf Gulden Wiener Währung erhalten; wenn die Einnahme jedoch nicht dreihundert Gulden (!) beträgt, so wird das eine Niete genannt und das Honorar auf zwei Gulden herabgesetzt!

Am 14. Mai 1835 notirt Costenoble: „Der Theaterdiener brachte mir Vormittags den Nachtrag der Benefice mit 53 fl. 45 kr. C. M. Der Kaiser hat, wie ehemals sein Vater, 200 fl. C. M., der reiche Fürst Metternich 20 fl. (!!) und Freiherr Eskeles 50 fl. C. M. gegeben. Freilich ist ein christlicher Fürst etwas Anderes als ein jüdischer Freiherr!“ Es war also Sitte, daß mit Glücksgütern besonders gesegnete Theaterfreunde bei Benefizen mehr oder minder erhebliche Ueberzahlungen machten. Für die Empfindung, daß ein solches Geschenk in baarem Gelde für einen ernsten und bedeutenden Künstler einer ersten Bühne doch vielleicht etwas Demüthigendes habe, scheint man kaum Verständniß besessen zu haben.

Am verwunderlichsten aber erscheint es uns, daß jene Bühne, die schon damals den Anspruch darauf erhob, als die erste dramatische Kunststätte Deutschlands zu gelten, die Aufführung eines Stückes, von dem sie sich Erfolg versprechen durfte, und das aus der Feder des gefeiertsten der lebenden Dichter stammte, davon abhängig machte, was die Aufführung kosten werde. Die Regisseure erhielten am 19. August 1834 eine Aufforderung von der Direction, einen Kostenschlag für das neue Grillparzer'sche Märchen „Der Traum ein Leben“ aufzustellen. Die Berechnung ergab die allerdings nicht unbedeutende, aber für unsere Verhältnisse keineswegs ungewöhnliche Summe von 3000 Gulden. Die Direction genehmigte indeß nur 1900 Gulden und knüpfte diese Bewilligung an die unglaubliche Bedingung, daß sämtliche Regisseure für den glücklichen Erfolg des Stückes einzutreten hätten. Die in die Enge getriebenen Regisseure, die ganz gut wußten, daß sich ein fürchterliches Donnerwetter von oben herab über sie entladen würde, wenn sie einen Erfolg vorher sagten, und wenn diese Vorhersagung sich dann nicht erfüllen würde, suchten sich durch ein ziemlich gewundenes Gutachten aus der Verlegenheit zu ziehen. Das Stück wurde schließlich doch gegeben und hatte Erfolg. Bei diesem Anlaß

macht Costenoble eine Bemerkung, die durch die Thatsachen der letzten Wochen einen besonderen Reizgeschmack gewonnen hat. „Die Maschinerie“, schreibt er, „ist der allerschwächste Theil unserer Hofbühne, oder vielmehr der allerstärkste — denn Alles wird so vollholzig und plump hergestellt, daß man sich unmöglich in eine Zauberwelt versetzen kann.“ Möchte man nicht glauben, daß diese Zeilen aus einem Artikel über das neue Burgtheater genommen sind?

Zu unserer Ueberraschung ersehen wir übrigens aus den Tagebüchern, daß eine Einrichtung, die wir für ganz modern hielten, bereits im Jahre 1824 im Burgtheater bestanden hat. Am 15. September jenes Jahres schreibt Costenoble:

„Fürst Trauttmannsdorf kam auf die Bühne, um die neue eiserne Gardine zu sehen. Gardine ist eigentlich keine Benennung für die große Eisentafel, die bei Feuergefahr plötzlich herabgelassen werden soll, um Bühne und Publicum von einander zu trennen. Aber das neue eiserne Vorschießel geht sehr langsam wie eben alles Neue in Oesterreich. Das Publicum kann mit Bequemlichkeit gebraten werden, bevor die Scheidewand ganz gefallen ist.“

Für die Bezeichnung der Zustände im Burgtheater finden sich in diesen Tagebüchern noch sehr zahlreiche zerstreute Notizen. Wir wollen nur einige wenige hier auswählen, die keines Commentars bedürfen:

„20. October 1833. Deinhardstein zeigte mir an, daß die wahnsinnige Mutter unseres Fichtner heute im Irrenhause des Dr. Görgeu gestorben sei, doch müsse man dem Sohn das traurige Ereigniß bis morgen verheimlichen, damit die Vorstellung nicht gestört werde.“

„19. November 1833. Ein neues Decret des Grafen Czernin untersagt auf der Bühne das Küssen auf den Mund zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes. Die Schauspieler lachten und nannten den Befehl spottend: „Das Bussler-Decret“ (Kuß-Decret). Wir lachten alle über den Oberstkämmerer, der wieder etwas Albernem decretirt hatte.“

26. Jänner 1835. Lemberg vertraute mir, daß der Schauspieler Schwarz Mitglied der geheimen Polizei sei. Das Benehmen dieses Collegen ließ uns eine derartige Nebenstellung schon lange vermuthen, aber die volle Gewißheit haben wir erst vor einigen Tagen erlangt.“

„25. October 1836. Man sprach mit Schadenfreude von den Betisen der Hofoperntheaterdirection. Gestern ist auf dieser Bühne der als falsche Catalani famos gewordene Kirchner probeweise aufgetreten und vom Publicum ausgezischt und so aus Spectakulirt worden, daß man mit Stöcken an die Seitenwände der Logen geschlagen hat. Die Direction hat einen argen Verweis von der Polizei bekommen, daß sie einen so starken Mißgriff gethan.“

Die Polizei! Damit kommen wir auf ein anderes Kapitel zu sprechen: auf die von der Censur geübte Bevormundung, die im günstigsten Falle lächerlich war, aber gewöhnlich argen Schaden anrichtete.

* * *

Die Censurstückchen, die Costenoble erzählt, überraschen uns nicht. Wir wissen ja aus andern Schriften jener Zeit, wie es um die Leistungen

dieser traurigen Behörde bestellt war. Indessen sind doch einige der hier verzeichneten Thatsachen der Erwähnung werth. Wir erfahren aus den Tagebüchern, daß z. B. der Titel des Kleist'schen Dramas „Prinz von Homburg“ in „Die Schlacht bei Fehrbellin“ umgewandelt werden mußte, weil das Wort „Prinz“ auf dem Theaterzettel anstößig war. Friedrich der Große durfte die ihm von der Geschichte beigelegte Bezeichnung nicht führen, da sich vielleicht ein österreichischer Fürst durch die Größe des Preußenkönigs beleidigt fühlen könne, und so wurde der alte Fritz im Burgtheater „Friedrich der Zweite.“ Noch übler wurde dem armen Jffland mitgespielt. Das Wiener lithographische Institut hatte ein Bild des Dichters und Schauspielers hergestellt und zwar mit dem Orden des Rothen Adlers. Daß ein Komödiant einen königlichen Orden trüge, erschien den Wiener Censoren unzulässig; dem armen Jffland wurde der Rothe Adler-Orden gestrichen, und das Bild erschien ohne diesen Schmuck. In einem Künstlerstücke kam eine große Venus vor. Auch diese wurde auf Anordnung der Censur beseitigt. Es wurde dafür eine ganz kleine Puppe hingestellt. In einem Gedichte an Carl Maria von Weber kam das Wort „Lorbeer“ vor. Die Censur erachtete diesen Ehrenzweig für den Lonsdichter des „Freischütz“ zu hoch; der Lorbeer wurde gestrichen.

Die blödsinnigen Anordnungen der Censur erregten aber mitunter nicht nur die Heiterkeit des Publicums, sondern auch die heftigste Entrüstung der davon betroffenen Dichter und Künstler. Grillparzer wollte auswandern, weil sein Drama „König Ottokars Glück und Ende“ von der Censur verboten war und nicht einmal gedruckt werden durfte. La Roche erklärte 1837, daß er das Burgtheater herzlich satt habe, weil die Censur alle Fittige der Kunst durch Beschneiden oder Verbiethen der besten Stücke lähme. Er führte unter Andern Raupachs „Kaiser Friedrich“ und „Cromwell“ an. „Gerechte Klage!“ fügt Costenoble hinzu.

Aber die Censur verbot nicht nur, sie dichtete auch um. Nach ihrer Auffassung durfte König Lear, wahrscheinlich wegen seiner königlichen Würde, nicht von dem gemeinen Lose der Sterblichen auf der Bühne ereilt werden; am 25. März 1822 bemerkt Costenoble:

„Anschüs ging wüthend auf der Bühne umher, weil die Censur den Britenkönig nicht sterben lassen will. Er brach in heftige Worte aus: ‚Wäre ich hier am Hoftheater so vortheilhaft dotirt, daß ich dergleichen Geschehen im Hinblick auf meine Zukunft übersehen könnte, so müßte ich, meiner Familie wegen, mir alle diese Dummheiten gefallen lassen. Aber unter den Umständen meines bisherigen Engagements bleibe ich nicht in diesem geistlosen Otahaiti.‘ — Sein Unwille war gegründet genug. Wenn der Darsteller durchdrungen ist vom Werke eines großen Dichters, und ihm man eine kalte, unpoetische Hand in die liebgewordene Gestalt greift, so muß er zur Wuth gereizt werden. Davon fühlt und begreift freilich der Censor nichts. Wenn Lear am Leben bleibt, wie Correggio, so drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf: beide, der kindische König wie der kranke Maler, reisen nach der Vorstellung in's Teplitzer Bad oder gebrauchen sonst irgendwo eine stärkende Brunnentur.“

Sehr ergötzlich ist das Eingreifen der Censur in die Theaterkritik, und noch ergötzlicher das Verhalten der Schauspieler diesem polizeilichen Superarbitrium gegenüber. Wenn die Censur das Lob eines Schauspielers streicht, so wüthet dieser; läßt sie den Tadel aber stehen, so wüthet er wieder. Die Herren Kritiker selbst machen es übrigens nicht besser.

Ein Recensent hatte über Costenoble im „Essighändler“ die Bemerkung gemacht, daß dieser Künstler Ezclair in der Charakterzeichnung übertreffe. Der Censor Deinhardstein, der Ezclair sehr hoch stellte, strich diese offenbar staatsgefährliche Bemerkung. Da klagt Costenoble: „Es ist traurig, daß die Censur in solchen Händen ist!“ Als aber einst der beliebte Korn von einem Recensenten mäßig getadelt wurde, schickte der verwöhnte Liebling des Burgtheaterpublicums seine sämtlichen Rollen der Direction zurück, und Schreyvogel, der damals Censor war, erhielt von der vorgesetzten Behörde die stärksten Vorwürfe, daß er seines Amtes nachlässig gewaltet und den Tadel übersehen habe!

Es muß recht angenehm gewesen sein, zu jener Zeit Theaterkritiken zu schreiben. Am meisten machte natürlich Saphir der Censur zu schaffen. Wir lassen hier einige Aufzeichnungen Costenobles über Saphir folgen:

„5. November 1834. Der Colporteur Wauerles brachte den Correcturbogen der Theaterzeitung, deren Censor Deinhardstein ist; dieser hatte kaum einige Zeilen gelesen, als er zornig aufsprang und ausrief: ‚Das ist doch eine Frechheit, wie man sie selten erlebt! Hat sich der Saphir unterstanden, ‚Tassos Tod‘ ironisch zu bekräfteln. ‚Antonio — sagt der unverschämte Mensch — wolle den Tasso allopathisch behandeln, den Cardinal homöopathisch und die Prinzessin mit Vesicatoren von Lorbeerkränzen.‘ Gleich mache ich einen Bericht darüber an den Polizeipräsidenten, und sofort streiche ich den ganzen Aufsatz in der Theaterzeitung.‘ Deinhardstein schrieb hierauf unter den Censurbogen: ‚Ein Werk wie Raupachs ‚Tasso‘ ist kein Gegenstand frivoler Ironie.‘ Und somit versiegelte er den Bescheid und jandte ihn an Wauerle. Immer noch in der Furie schrieb er fort: ‚Das ist mein Dank, daß ich dem Mosje Saphir ein Fürwort beim Grafen Sedlnitzky eingelegt habe, der ihn durchaus nicht in Wien dulden wollte und zu mir sagte: ‚Sie werden sehen — es geht nicht mit dem Menschen, der überall hat weggejagt werden müssen.‘ Wir werden ihn bald wieder aus Wien entfernen.“

„29. März 1835. Saphirs Kritik über ‚Fortunat‘ hat den Polizeipräsidenten Grafen Sedlnitzky sehr erzürnt; er soll erklärt haben, daß er diesen Vasquillant in der hiesigen Zeitschrift nicht mehr lange dulden wolle. Deinhardstein ließ auf der Stelle den Redacteur Wauerle verständigen, daß die Censur eine derartige Kritik nicht mehr passiren lassen werde.“

Durch diese beständigen Mörgeleien der Censur gereizt, verzichtete Saphir schließlich auf die Kritik des Burgtheaters. „Für Saphir und uns ist es ein Gewinn,“ schreibt Costenoble, „wenn er das Burgtheater ignorirt, denn an Autorität hat er bereits Alles verloren.“

Eine Anekdote aus einer etwas älteren Zeit mag hier gleich angehängt werden: „Saphir hatte einst das französische Theater Berlins schändlich heruntergemacht, ohne zu erwägen, daß auch Prinzen und Hohe vom Adel zuweilen auf dieser Bühne in französischer Sprache Komödie

spielten. Saphir wurde angeklagt, ihm der Proceß gemacht und er zu einer Geldstrafe von 200 Thalern und vierwöchentlichem Arrest condemnirt. Der Verurtheilte ging zu seinem Gönner, dem Kronprinzen von Preußen. Nach mancher Hin- und Herrede fragte der Prinz: „Was ist Ihnen, Saphir? Ihnen liegt etwas auf dem Herzen — heraus damit!“ — „Ach, königliche Hoheit, ich soll wegen einer Recension 200 Thaler Strafe bezahlen und auf vier Wochen eingesperrt werden. Geld aber habe ich nicht und Zeit auch nicht. Wo soll ich 200 Thaler und vier Wochen erübrigen?“ Der Kronprinz versprach, sich ins Mittel zu legen, und erwirkte beim König eine Herabminderung der Strafe auf drei Tage Arrest in der Hausvogtei. — Der so Begnadigte verfügte sich hierauf zum Regenten, für die hohe Gnade zu danken, und empfahl sich mit den Worten: „Wenn Majestät wünschen, daß Saphir sein Maul für ewig halte, so dürften Sie nur allergnädigst ihm eines Ihrer Schlösser dran legen, und er verstummte gewiß für's ganze Leben.“ — Auf diese Aeußerung sagte der gute König lachend: „Lauter dummes Zeug! Weiß der Henker, woher nehmen Alles das?“

Auch in diesen Aufzeichnungen Costenobles erscheint uns Saphir als ein zwar witziger, aber recht wenig respectabler Mensch. Der wohlwollende und vorsichtige Costenoble, der jedes ungünstige Wort, das er ausspricht, auf die Goldwage legt, zieht Saphir mit dürren Worten der Bestechlichkeit. Die Niedrigkeit der Denkart dieses antipathischen Menschen erhellt auch aus der von Costenoble berichteten Thatfache, daß dieser Saphir, der mit seinen Witzeleien keinen Menschen verschonte, auf das Aeußerste entriistet war, als Bauernfeld im „Literarischen Salon“ einen witzelnden Abpredher schlimmster Sorte, in dem das feinfühligke Publikum Saphirs getreues Ebenbild erblicken wollte, auf die Bühne brachte, und daß Saphir sich bei den maßgebenden Persönlichkeiten unterthänigst bedankte, als die Aufführung des Bauerfeld'schen Lustspiels auf Befehl verboten wurde! Costenoble erzählt uns: „Saphir habe in einer Audienz dem Grafen Kolowrat für die Gnade gedankt, daß ‚Der literarische Salon‘ zurückgelegt worden sei. Kolowrat soll erwidert haben: ‚Der Kaiser war am Tage nach der Aufführung dieses Stückes sehr aufgebracht und sagte: ‚Ich will es einmal nicht haben, daß in meinem Hause solche Zänkereien stattfinden.‘“

Uebrigens scheint der bedenkliche Witzbold selbst berechtigten Anlaß zu Witzeleien gegeben und sich oft recht gründlich lächerlich gemacht zu haben. Am 18. März 1837 schreibt Costenoble:

„Ueberhäuft mit einer Schuldenlast, will es Saphir den großen Herren nachthun und giebt kostspielige Soiréen. Am vergangenen Aschermittwoch feierte er seinen 42. Geburtstag. Als die Gesellschaft versammelt war, kamen allerlei Geschenke von der Gräfin A. und der Excellenz Freifrau B., von dieser Comtesse und von jener Fürstin. Saphir selbst verkündete laut die Namen der Spenderinnen. Alle Welt weiß

nämlich, daß Saphir diese Präsente selbst kauft und sich als Souvenirs hoher Personen bringen läßt. — Saphir hat — Gott weiß warum — in einem seiner Zimmer eine eiserne Geldcasse stehen. Castelli sagte vor allen Leuten: „Mit dieser eisernen Truhe macht Saphir sich selber etwas weiß!“

Neben Saphir spielte zu jener Zeit ein gewisser Wiest in der Theaterkritik eine große Rolle. Das Verhältniß zwischen Schauspieler und Kritik muß ein recht erbauliches gewesen sein. Wir ersehen das z. B. aus den folgenden Zeilen vom 7. October 1835:

„Der Recensent Wiest hat den Schauspieler und Localdichter vom Theater an der Wien, Nestron, gerichtlich belangt, weil ihn dieser in dem neuen Stücke: ‚Zu ebener Erde und im ersten Stocke‘ beschimpft hatte. Wiest hat nämlich das in Rede stehende Localstück im ‚Sammler‘ kritisiert, und Nestron, ohne die Kritik gelesen zu haben und bloß durch die Wigeleien Anderer gereizt, rächte sich auf folgende dumme Weise. Nestron giebt in seiner Posse einen Bedienten, der Spieltische und Karten zu besorgen hat. Mit den Spielfarten in der Hand, trat Nestron dicht vor die Lampe und sagte: ‚Ich begreif‘ gar nit, wir ma so vull Vergnügen an dem Whistspiel haben kann — Wiest! So a Spüll, das seiner Namen von dem dummißten Menschen in Wien hat, und der obendrein zur Schande der Menschheit Kritiken scheidt!“

Ein Theil des Publicums war aufs Höchste indignirt über die Frechheit Nestrons aber seine zahlreichen Verehrer klatschten dem Unverschämten zu. Der amwesende Polizeicommissär rannte sofort auf die Bühne und machte Nestron Vorwürfe über seine Verwegenheit, ihn zugleich warnend, sich für immer jeder persönlichen Anspielung zu enthalten.“

Wenn man diese Vorgänge vernimmt, so begreift man den klagenden Ausruf Costenobles: „Es ist ärmlich bestellt mit unserm Recensentenwesen. Wiest und Turteltaub sind die Tonangeber des Geschmacks, Leute, die mit ihrem Halbwissen nicht wissen, was sie anfangen sollen.“

Wiest und Turteltaub! Es hat etwas Tröstliches für Autoren, die von der Kritik nicht gerade verzogen werden, wenn ihnen aus solchen gelegentlichen Notizen wieder einmal der Beweis ad oculos erbracht wird, wie lange Recensentenruhm währt. Wiest und Turteltaub, die gefeierten Kritiker von Wien, die Tonangeber des Geschmacks, die Richter über Grillparzer und Bauernfeld! Wiest und Turteltaub!

Das Wiener Theaterpublicum war zu jener Zeit gewiß auch nicht besser als das heutige. Die Urtheile Costenobles lauten in diesem Punkte anscheinend widersprechend. Im Jahre 1819, als er selbst noch ein Neuling in Wien ist, spricht er sich sehr entzückt aus:

„Das muß man gestehen, dankbar sind die Wiener für geleistete Dienste; sie werfen den alten Schauspieler nicht in den Winkel wie eine abgenützte Sache, wenn er auch noch so stumpf und unvernünftig vor ihnen erscheint. Seiner früheren Dienste gedenkend, nehmen sie das Mangelhafte von ihm für voll an; sie sind zufrieden und machen zufrieden.“

Elf Jahre später, im Jahre 1830, ist er weniger gut auf das Wiener Publicum zu sprechen. Da schreibt er:

„Was läßt sich aber von einem Volke erwarten, das ehemals Kleists ‚Prinzen von Hessen-Homburg‘ förmlich ausgelacht hat? Für solch eine Masse ist nichts besser, als

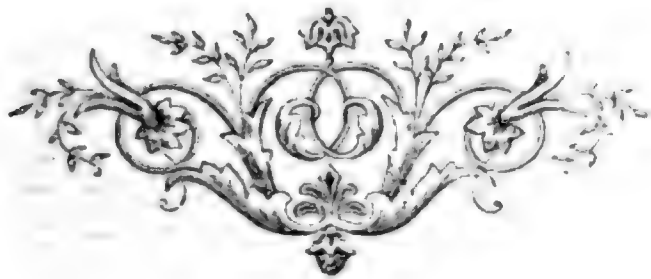
die blinde Gabriele, die nach dem Starstich herumläuft und ganz gegen alle Wahrheit die Gesichter untersucht und mit ihrem sentimentalen Gewinzel alle Schnupftücher in Bewegung setzt. Was wollen diese Wiener? Gaukelei!"

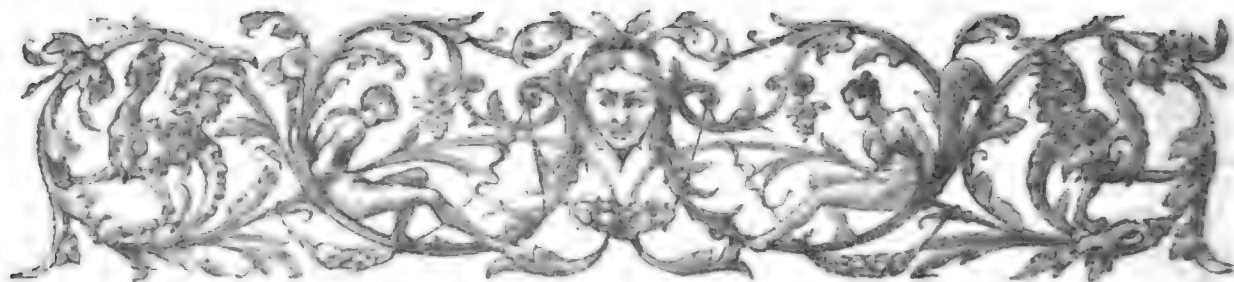
Und vielleicht besteht zwischen jenem warmen Lobe und diesem herben Tadel nicht einmal ein Widerspruch. Vielleicht hat Costenoble in beidem Recht gehabt, vielleicht sogar Recht behalten.

Aber wie dem auch sei, aus dem Gesamtcharakter dieser Tagebücher muß es Jedermann klar werden, daß die Lobsprüche, die der guten alten Zeit des Burgtheaters gespendet werden, recht übertrieben sind, und daß man damals über den Verfall und das Absterben der deutschen Bühnenkunst gerade so gejammert hat wie gegenwärtig. Fast mit denselben Worten! Vom 22. September 1835 bringt das Tagebuch nachstehende Mittheilung: „Deinhardtstein sprach heute über den Ruf des Burgtheaters, und wie dieser erhalten werden könne. Er sagte: ‚Müßten wir nicht tagelöhnern, das Burgtheater könnte, wenn der Hof wollte, das werden, was einst das Théâtre Français in Paris war. In jeder Woche sollte höchstens viermal Schauspiel sein; dann brauchte man weder zu ausgearteten, fragenhaften Stücken, wie ‚Parteinuth‘, ‚Der Erbvertrag‘, oder zu Possen, wie ‚Der Doppelgänger‘ oder ‚Der Bräutigam aus Mexiko‘ seine Zuflucht zu nehmen; nur das Höchste, Beste und Gediegenste der Autoren würde auf der Hofbühne glänzen.‘ ‚Schöner Traum!‘ sagte Korn. ‚Unter Kaiser Franz wäre er zu verwirklichen gewesen, jetzt können wir nur fortträumen.“

So ist es gewesen, so ist es noch heut, so wird es wohl bleiben.

Mit dieser Schilderung der allgemeineren Zustände des Burgtheaters in den zwanziger und dreißiger Jahren, wie wir sie auf Grund der unbefangenen und gehaltvollen Mittheilungen Costenobles herzustellen versucht haben, wollen wir diesen Abschnitt schließen, unter dem Vorbehalte, auf Einzelheiten, Persönliches und Sachliches, auf die bedeutenden Dichter und Künstler, die zu jener Zeit gewirkt haben, und auf die Stücke, die damals ihre erste Aufführung erlebt und sich auf dem Repertoire erhalten haben, zurückzukommen.





Eine Idylle in der Großstadt.

Don

B. Jeannine.

— Paris. —

Gaston Verdier litt seit einiger Zeit an einer Nervenüberreizung, welche drohte, in eine ernstliche Krankheit überzugehen. Wie die meisten Abkömmlinge alter Pariserfamilien, die schon einige Generationen hindurch das ungesunde Leben der Großstadt gelebt haben, hatte er eine verfeinerte, sensitive Natur ererbt, die nicht durch eine genügend robuste Constitution unterstützt wurde.

Seine aufreibende Thätigkeit als Börsenagent, sein lebhafter Geschmack für alle feinen Genüsse des Pariser Lebens überfüllten zudem sein Dasein mit Reizmitteln, welche genügt hätten, um hundert ruhig bürgerliche Existenzen zu beleben.

Jetzt war er bei dem Moment angelangt, wo der Arzt aufhört, mit nachsichtigem Lächeln seinem Patienten noch allerlei Concessionen zu machen. „Er müsse durchaus eine heilsame Unterbrechung in seinen Gewohnheiten eintreten lassen,“ hieß es; „am besten, einige Wochen ruhiges Landleben.“

Der junge Pariser entsetzte sich.

„Was? Landleben im Monat Mai, vor dem Grand-Prix, wenn das Tout-Paris noch nicht daran denkt, die Stadt zu verlassen?“

Er setzte dem Arzt so klar auseinander, welche Verschlimmerungen die Langeweile in seinem Zustand hervorbringen würde, wie nothwendig es für ihn sei, in der Nähe seines Geschäftskreises zu bleiben, daß man beschloß, die Verbannung so milde als möglich zu gestalten. Gaston miethete einen Pavillon auf der Grenze des Bois de Boulogne, gegenüber von Longchamps. Die Lage war reizend. Ein gut gepflegter, kleiner Garten führte hinaus, unter die letzten Baumgruppen des Waldes, zwischen denen man

einen Ausblick auf die kleine, epheumspannene Windmühle von Longchamps und weiter zurück bis nach dem Wasserfall genos. Die hintere Seite des Gartens lief die Seine entlang, welche da, zwischen Longchamps und Suresnes, einen malerischen Bogen macht. Gerade unter der Terrasse, deren rebenumranktes Gitterwerk auf das Wasser hinaus sah, befand sich der Landungsplatz für die kleinen Dampfer nach Paris, was etwas Leben und Geräusch in die ländliche Stille brachte. Die elegante Behausung war mit Rücksicht auf verwöhnte Pariser eingerichtet. Gaston konnte im Wagen, auf dem schönsten Wege durch's Bois de Boulogne, in einer Stunde bequem die Börse erreichen. Landluft und Paris so zu sagen vor der Thür — darein konnte man sich am Ende schon finden.

Gaston durfte sogar hoffen, daß ein guter Freund sich dann und wann dazu verstehen werde, den Abend mit ihm in seiner Einsamkeit zu verbringen.

Heute gerade war einer dieser lieben Freunde, welche man oft monatelang nicht zu Gesicht bekommt, die man aber bei zufälliger Begegnung auf dem Boulevard „mon cher ami“ nennt, mit ihm zum Diner hinausgefahren.

Die beiden jungen Leute saßen in Erwartung, daß der Diener das Essen ansage, auf der Terrasse und betrachteten durch das Gitterwerk die Leute, die das von Paris kommende Dampfboot erwarteten. Es waren darunter ganz hübsche Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts, junge Frauen, welche ihren legitimen oder unlegitimen Gebieter abholten. Es amüsirte die beiden Beobachter, dem Aeußeren und dem Benehmen der Damen nach ihre Muthmaßungen zu stellen.

Jetzt stieß Gaston den Freund an und zeigte auf zwei jugendliche Gestalten, die das steile Ufer herabgesprungen kamen. Sie trugen weithin sichtbare weiße Schürzchen, mit Spizen garnirt, und runde, weiße Strohhüte mit Kornblumen, die ihnen ein ungewöhnliches Aussehen gaben, da damals Niemand in Paris einen weißen Strohhut trug.

„Zwei Kellnerinnen aus einem der zahlreichen Wirthshäuser am Ufer,“ meinte der Freund.

„Nein, nein, sieh doch genauer hin,“ erwiderte Gaston.

Freilich, bei näherem Hinschauen erkannte man, daß die Mädchen nichts von dem trivialen Kellnerinentypus hatten. Ihre muntere Lebhaftigkeit, die sich nicht um die Anwesenden kümmerte, sondern sich selbst Zweck war, entsprang ihrer gesunden, blühenden Jugend. Die Eine trug über den Rücken hinab ihre ungewöhnlich langen, dicken, braunen Zöpfe; die Andere, der beim Springen der Hut vom Kopf geglitten war, hatte einen Heiligenschein von blondem, krausem Haar um das rosige Gesicht.

„Kennst Du die zwei Schönen?“ fragte der junge Pariser, als es wie ein Lächeln über Gastons Züge ging.

„Wie Du es nimmst,“ antwortete der Gefragte. „Ich kenne ihr äußeres Leben, ihre Gewohnheiten, ihre Liebhabereien, auch die Art, wie

sie ihre Zuneigung offenbaren, — aber ich kenne weder ihren Namen, noch habe ich je mit ihnen ein Wort gesprochen.“

Vor dem fragenden Blick des Freundes deutete Gaston über die Seine hinüber nach einem großen Garten, mit einem sehr kleinen, weißen Haus in der Mitte.

„Dort wohnen die beiden jungen Mädchen, oder Frauen; ich weiß nicht, welchen Titel ich ihnen geben soll, und wenn Du Dir eine Idee davon machst, was es heißt, seine Tage auf einer einsamen Terrasse zu verbringen, so begreifst Du auch, welche Wichtigkeit ein vis-à-vis gewinnen kann.“

„So, da steigen sie aus,“ fuhr er fort, wie von Bekannten sprechend und deutete auf zwei junge Männer, die eben über die Diele hinweg von dem landenden Dampfboot dem Ufer zustrebten.

„Von wem sprichst Du?“ fragte der Freund.

„Ja, wenn ich's nur wüßte!“ antwortete Gaston. „Diese beiden jungen Männer, denen die jungen Mädchen so offenherzige Gunstbezeugungen spenden und die, mit der ruhigen Sicherheit des Besitzers, den Arm der Schönen um den ihrigen schlingen, haben jedenfalls ein Recht auf ihre Begleiterinnen. Welches? — Darüber bin ich so ziemlich im Klaren. Brüder der Beiden sind es nicht, dazu sind die Fräuleins viel zu zärtlich mit ihnen. Du mußt nämlich wissen, daß ich in einsamen Stunden mein vortreffliches Fernrohr auf der Terrasse aufstelle und vermittelst dieses indiscreten Gehülfsen fast in die verstecktesten Geheimnisse jener grünen Wildniß eindringe. Zuerst betrieb ich dies Auspioniren aus purer Langeweile; bald aber nahm ich ein wirkliches Interesse an meinem Doppelpaare. Du machst Dir keine Idee von dem paradiesischen Leben, das man dort drüben führt. Es ist die Rückkehr zu den freien, unschuldig zärtlichen Freuden der Schäferzeit, oder noch besser eines kräftigen, goldenen Zeitalters, denn die Mitspielenden haben Nichts von der Geziertheit einer Gruppe à la Watteau. — Das kleine Haus dort drüben ist die Bestätigung dafür, daß in der ärmsten Hütte Raum ist für ein glücklich liebend Paar, ja selbst für ein Doppelpaar. Unten im Erdgeschos, dessen Doppeltür und einziges Fenster jetzt offen stehen, befindet sich das kleine Esszimmer, das vollständig ausgefüllt ist, wenn meine vier Leutchen am Tische sitzen. Daneben eine winzige Küche, eine wahre Puppenküche, in der abwechselnd Eines oder das Andere der Bier herum hantirt, denn Zwei auf einmal könnten sich nicht darin drehen. Eine fremde Person außer den nothwendigen Lieferanten, die nur bis an die Thür herankommen, habe ich nie in der Behausung erblickt. Nach hinten hinaus liegt wohl ein kleiner Salon, den ich weniger deutlich durch die offene Verbindungstür erkenne und wo bei schlechtem Wetter muscirt wird. Im obern Stock liegen die beiden Schlafzimmer — und Du darfst mir glauben, daß ich durch das Fenster, das des Morgens in aller Frühe offen steht, reizende Dinge erspähe.“

Die jungen Männer verlassen das Häuschen schon vor sieben Uhr, da sie mit dem Frühzug nach Paris in irgend ein Geschäft eilen. Da sind dann die jungen Frauen allein und machen am offenen Fenster ihre Toilette mit einer Ruhe und Natürlichkeit, die keine Ahnung hat, daß unbescheidene Augen mit künstlerischem Wohlgefallen ihre Bewegungen verfolgen. Du solltest einmal auf meinem Posten sein, wenn die Braune ihre prachtvollen Haare beim Auskämmen um den Hals wickelt, um die Spitzen zu erreichen; oder wenn die kleine Blonde, mit den anmuthig geformten Schultern, ihre runden Kinderarme über den Kopf erhebt, um ihren launenhaften Haarbüschel zu befestigen! Dann erst würdest Du mein Interesse an den Nachbarinnen vollkommen verstehen.

Aber die meiste Zeit sind sie draußen im Garten, da, vor meinen Augen, sodas ich eigentlich, wie ein unsichtbarer Gast, ihr Leben theile. Die beiden Männer haben zwei Sonntage damit hingbracht, das unförmliche Gartenhäuschen da vorn auf der Wiese zusammen zu zimmern. Hoffentlich werden die Binden und Maibohnen, welche die Mädchen rings herum gesäet haben, das Ding bald ganz übersponnen haben. Diese Woche hat man das erste Heu gemacht. Du hättest sehn sollen, wie schön die beiden Kinder, in ihrem leichten Anzug, kurz geschürzt, mit nackten Schultern und Armen die Heugabeln handhabten. Die sachkundige Art, in der sie diese schwierige Arbeit vollbrachten, bestärkte mich in der Idee, daß die Mädchen irgendwo vom Lande her in die Stadt versetzt worden seien. Französinen sind sie nicht, das sieht man ihnen an, und das beweist auch ihre Sprache, die mir ein deutscher Dialekt zu sein scheint. Und dann die Lust, mit der sie sich in's Heu warfen! — Es hätte wenig gefehlt, so wäre ich hinüber geeilt, um auch meinen Platz auf dem duftenden Lager zu verlangen.

Was aber alle diese Beschäftigungen, die Dir in der Erzählung unbedeutend vorkommen müssen, idealisirt, sie so zu sagen zum Ausdruck eines gesunden, harmonischen Daseins macht, das ist die Fröhlichkeit, die volle Lebenslust, die dort drüben herrscht. Lachen und Gesang bringt den ganzen Tag zu mir hinüber; ein helles, natürliches Lachen, ohne Absicht und Koketterie, ein Gesang, wie Ueberfluß an innerster Lebensfreude, der sich unwillkürlich Bahn bricht. Sie verrichten in Haus und Garten ihre Arbeit mit einer Grazie, die einen Bildhauer entzücken würde. Es ist, wie wenn eine innere Kraft, die Kraft der vollen, gesunden Jugend, jede Anstrengung in ein leichtes harmonisches Spiel verwandelte.“

„Nun, das heiße ich, auf dem Renner der Phantasie durchbrennen,“ sagte der Freund lachend, als Gaston eine Pause machte. „Das ist ja Alles schön und gut; aber Du hast mir noch nicht gesagt, was denn die beiden Männer für eine Rolle in dieser idyllischen Häuslichkeit spielen?“

„Ich muß aufrichtig gestehen,“ erwiderte Gaston, „daß mir dieselben durch ihre Abwesenheit oft ganz aus dem Gedächtniß entschwinden. Freilich allabendlich und Sonntags den lieben, langen Tag hindurch werde ich

deutlich genug an ihre Existenz erinnert. Es ist ein gemischtes Gefühl, das mich überfällt, wenn ich die zärtliche Harmonie der beiden Paare beobachte; denn zwanglos, in paradiesischer Freiheit, leben sie dort ein kräftiges Liebesleben. Zwar herrscht eine bestimmte Ordnung: ich habe nie entdeckt, daß sich die beiden Jünglinge in der Wahl der Geliebten geirrt hätten, und auch die Mädchen verwechseln nie die beiden Männer, trotz einer auffallenden Familienähnlichkeit derselben. — Es überkommt mich beim Anblick ihres Verkehrs oft eine heiße Eifersucht, eine Art Neid, und daneben wieder betrachte ich mit neugieriger Befriedigung diese Offenbarungen eines Gefühls, das — wer weiß? — vielleicht einmal zu meinen Gunsten entflammen könnte.“

„Ah, Du glaubst, daß diese Mädchen so leicht umzustimmen wären?“ fragte der Freund.

„Es käme auf einen Versuch an,“ meinte Gaston mit einem leichtfertigen Lächeln. „Jedenfalls wäre es einige Mühe werth, ein so reizendes Naturkind zu gewinnen, das ich hundertmal einer listigen Soubrette oder einer geschminkten Berühmtheit der Halbwelt vorziehe.“

Der Freund schien vor der Idee, ein Herz erobern zu müssen, als vor einer, über seine Kräfte gehenden Anstrengung zurückzuschrecken. Beim Fortgehen kam er noch einmal auf das Gespräch zurück und bat Gaston, im Fall er eine kleine Intrigue einleiten sollte, ihn auf dem Laufenden zu halten.

Einige Tage später bot sich Gaston Gelegenheit, seinem Gegenüber näher zu kommen. Er hatte bemerkt, daß die kleine Blonde den Weg in's Innere des Städtchens eingeschlagen hatte, um einige Einkäufe zu besorgen. Unterdessen zog sich am Himmel schweres Gewölk zusammen. Bei den ersten, breiten Regentropfen, welche den Staub in kleine hüpfende Kugeln zusammenballten, eilte Gaston mit seinem Regenschirm über die Brücke. Er brauchte nicht lange auszuspähen. Mit schnellen, trippelnden Schritten kam das junge Mädchen die Hauptgasse des Städtchens hinunter. Sie hatte am Arm ein Körbchen, aus dem ein ganzer Vorrath von Gemüse, Obst, Salat herausquoll, und in der Hand trug sie, an den Füßen zusammengebunden, einen lebenden Hahn, der mit wüstem Geschrei aufplatterte und sie am schnellen Gehen hinderte.

„Mein Fräulein, erlauben Sie, daß ich Ihnen den Schutz meines Regenschirmes und meine Hilfe zur Bändigung dieses Geflügels anbiete?“ fragte Gaston höflich. Die Kleine maß ihn neugierig mit den lachenden Augen. Der junge Mann hatte, durch seinen Instinct geleitet, einen einfachen Anzug gewählt, der ihm ein solid bürgerliches Aussehen verlieh.

„Warum nicht?“ antwortete die Angeredete munter, in gebrochenem Französisch. „Ich werde mit dem widerspenstigen Thiere nicht gut fertig, und mein Hut wird von dem Plazregen ganz verdorben. Uebrigens ist es nicht weit,“ setzte sie, sich entschuldigend, hinzu. „Dort, das weiße Haus in dem viereckigen Garten.“

Gaston hütete sich wohl, zu erwidern, daß ihm das Haus bekannt sei. Recht ernst und möglichst philisterhaft geleitete er seine Begleiterin durch den sprühenden Regen und schaute auf ihre ganz ungewöhnlich kleinen Füßchen in ausgeschnittenen Schuhen und altmodischen weißen Strümpfen. Die Heftigkeit des Gewitters ließ kein Gespräch aufkommen, auch waren sie in wenigen Minuten an dem hölzernen Gitterthor angelangt.

„Jetzt müssen Sie aber eintreten,“ sagte die Kleine artig; „bei dem Wetter laß ich Sie nicht weiter. Man würde ja einen Hund nicht draußen lassen,“ setzte sie hinzu, als der junge Mann einige heuchlerische Schwierigkeiten machte.

In wenigen Sätzen war sie, unter dem Regenschirm hervor, die Stufen zum Häuschen hinaufgeeilt.

„Lina, ich bringe Besuch,“ rief sie fröhlich in's Haus hinein, indem sie die Thür öffnete und auf der kleinen Hausflur die Regentropfen von sich abschüttelte.

„Wer denn?“ klang es auf Schweizerdeutsch von oben, und, ohne die Antwort abzuwarten, eilten leichte Tritte die Treppe herunter. Jetzt standen sich die Drei gegenüber, etwas verlegen und ohne sogleich den passenden Ton zu finden. Was der Kleinen draußen, im strömenden Regen, als ganz selbstverständlich vorgekommen war, das erschien ihr jetzt etwas weniger natürlich. Der junge Mann kam ihr zu Hülfe und erklärte in höflichen Worten, wie er dazu gekommen sei, in das Haus eingeführt zu werden.

Nachdem der Korb in der Küche und der widerspänstige Hahn in dem feinen Hühnerhof untergebracht war, trat man in's Zimmer. Die schlanke Gefährtin mit den braunen Zöpfen wollte die Thür zum kleinen Salon hinten hinaus öffnen.

„Ach nein, im Eßzimmer ist's viel gemüthlicher,“ meinte die Blonde, „und man hat da eine so schöne Aussicht.“

Es überkam Gaston ganz seltsam, als er in das einfache Zimmer trat, das ihm schon so wohl aus der Entfernung bekannt war. Es wurde ihm ganz heimisch zu Muthe, und als die Eine sich nach ihrem niederen Arbeitsstuhl umsah, hätte er sie fast daran erinnert, daß sie denselben gestern in's obere Zimmer hinaufgetragen habe.

Das Gespräch hatte einige Mühe, in Gang zu kommen. Den beiden Mädchen waren offenbar die banalen Redensarten nicht geläufig, mit denen man eine neue Bekanntschaft einleitet; auch fiel es ihnen etwas schwer, sich auf Französisch auszudrücken. Nachdem Gaston die gewohnten Sätze und Ausrufe ausgebeutet hatte: „wie hübsch Sie hier wohnen“ — „welch' reizende Lage“ — „die schönste Aussicht und das Haus so bequem“ — war er verlegen, wie er eigentlich auf sein Ziel, das ihm unbestimmt in weiter Ferne vorschwebte, zusteuern könnte. Er wollte sich eben zu einem mehr persönlichen Compliment erkühnen, als seine blonde Begleiterin, der die schwüle Verlegenheit auf der Seele lastete, ausrief:

„Ach, mir fällt ein, daß wir heute ganz frischen, prächtig gerathenen Kirschkuchen haben“; und froh, sich für einen Zweck Bewegung machen zu können, holte sie kleine Teller herbei und den Kuchen, der in dem kleinen Zimmer sich ganz riesig ausnahm. — Gaston fand es eine barbarische Idee, Nachmittags um 4 Uhr an's Essen zu gehen und sich damit den sorgfältig gehegten Appetit für das Diner zu verderben; aber das junge Mädchen war so hübsch in seiner Geschäftigkeit, an der auch die Gefährtin auf ruhig anmuthige Weise theilnahm, daß er sich von den Beiden einen sanften Zwang anthun ließ und zu seinem Erstaunen den Kuchen und den süßen Wein ganz vortrefflich fand.

„Sie glauben vielleicht,“ sagte die Braune, fecker gemacht durch das behagliche Gefühl von Zusammengehörigkeit, das sich gern um einen Esstisch herum einstellt, „Sie seien in ein verzaubertes Häuschen gerathen, wo zwei verwünschte Prinzessinnen allein ihr Wesen treiben und den verirrtten Wanderer beherbergen und erfrischen! Diese Illusion muß ich Ihnen leider nehmen: wir sind zwei ganz gewöhnliche, glückliche junge Ehefrauen, die hier mit ihren Männern die Flitterwochen, welche hoffentlich nach Monaten zählen werden, zubringen.“

Ueber Gastons Gesicht lief eine unangenehme Bewegung, welche die Blondine ausrufen ließ: „Sie haben doch nicht auf einen Kirschkern gebissen?“ — aber mit der Gewandtheit des Weltmannes verschluckte er seine Enttäuschung und sagte in höflich theilnehmendem Tone: „Ach wirklich?“

„Sie müssen wissen, unsere Männer sind Brüder, und wir die zwei intimsten Freundinnen, die man finden kann“, erläuterte die Kleine.

Und nun kam eine detaillirte Erklärung ihrer Verhältnisse. Sie, die Blonde, war ein Pfarrerstöchterlein aus Winterthur, die Gefährtin eine Waise, die im Pfarrhaus aufgezogen worden.

„Letzten Herbst nahm uns mein lieber Papa mit auf eine Vergnügungsreise nach Paris. Die beiden Brüder Hartmann, Söhne eines Jugendfreundes von Papa, erboten sich, uns bei der Besichtigung von Paris behülflich zu sein; und aus Führern durch die Weltstadt sind sie unsere Führer durch's Leben geworden.“

Und nun wurden die Bilder dieses unschuldigen Doppelromans vor Gaston entrollt: das etwas verdukte Erstaunen der Kleinstädterinnen vor den Wundern der Großstadt; der Stolz der beiden jungen Schweizer, der kleinen Gesellschaft, welche sich in dem mächtigen Paris nicht gut zurecht finden konnte, als Stütze und Rathgeber dienen zu können; dann wieder das Wohlbehagen der jungen Männer, an denen einige Jahre Pariser Leben vorbeigerauscht waren, ohne ihr innerstes Wesen zu verändern, daß sie sich mit ihresgleichen zusammen gefunden hatten inmitten der sie umgebenden Fremdheit und Gleichgültigkeit; und über all Dem das lächelnde Gewähren des guten Papa, der mit Befriedigung zusah, wie die liebe Jugend um ihn herum munter und hoffnungsvoll in den Weg der Ehe einlenkte.

Wenn die eine der beiden Erzählerinnen Etwas vergaß von den unbedeutenden Erlebnissen, welche die kleine Gesellschaft einander näher gebracht hatten, so fiel ihr die andere lebhaft in die Rede. Man sah, wie sehr sie selbst sich an ihren Erinnerungen erfreuten; der beste Beweis, daß seither keine Enttäuschung denselben einen bitteren Beigeschmack verliehen hatte.

Die beiden jungen Frauen, mit dem liebenswürdigen Egoismus primitiver Naturen, schienen keinen Augenblick daran zu zweifeln, daß alle diese Einzelheiten ihren unbetheiligten Zuhörer ebenso sehr interessirten, wie sie selbst. Derselbe beklagte sich übrigens nicht über die Weitschweifigkeit der Erzählerinnen; wurde er doch dadurch eingeweiht in ein Leben, das ihm völlig neu war und das ihn plötzlich ahnen ließ, es gebe noch eine andere Genugthuung, als diejenige, eine gute Börsenspeculation gemacht, beim Wettrennen auf das gewinnende Pferd gewettet, oder einer brillanten Premiere beigewohnt zu haben.

Nach einer Stunde wurde man endlich gewahr, daß von dem Gewitter nur noch ein leuchtender Regenbogen zurückgeblieben war, der in weiter Wölbung die beiden Seineufer verband.

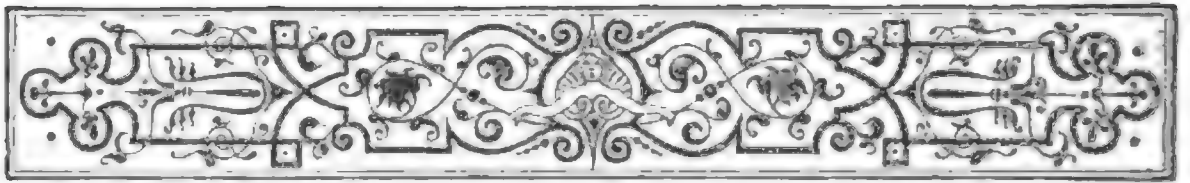
Die höflichen Formeln, in denen Gaston sich verabschiedete, brachen den Zauber der zufälligen Intimität. Die beiden jungen Frauen geleiteten ihren unbekanntem Gast etwas links nach dem Ausgang. Nach einem verlegenen Zögern brachte es doch die Kleine erröthend heraus: Wenn er vielleicht in der Nähe wohne, so würde es sie und die Freundin herzlich freuen, wenn er einmal, ganz ohne Umstände, zum Nachtessen kommen wollte, damit sie ihn den Männern vorstellen könnten. Gaston meinte, verbindlich dankend, das dürfte schwer halten, da er in Paris wohne und sehr beschäftigt sei.

Sinnend kehrte er über die Brücke nach dem andern Ufer zurück. Er sagte sich, daß vielleicht das Glück, nach dem man auf so verschiedenen Wegen jagt, in einem eng begrenzten Raume am liebsten wohne.

Die jungen Frauen erzählten mit Lebhaftigkeit das Ereigniß des Tages den heimkehrenden Ehemännern. Diese waren gar nicht so angenehm davon berührt, wie die Erzählerinnen es erwartet hatten. Beide Männer kamen darin überein, daß man auf den Herbst sich nach einem Logis in der Stadt umsehen müsse.

Kurz darauf traf Gaston mit dem Freunde zusammen, der ihn scherzend über seine Fortschritte bei den schönen Nachbarinnen ausfragte.

„Diesmal haben wir einen tüchtigen Boß geschossen,“ antwortete Gaston mit einem etwas gezwungenen Lachen. „Die beiden Schönen sind zwei ganz glückliche, zufriedene Ehefrauen. Das, was ich suchte, habe ich freilich nicht gefunden; aber dafür Etwas worauf ich gar nicht gefaßt war. Es wäre nicht unmöglich, daß meine Nachbarinnen, ihnen selbst unbewußt, mich zur Ehe treiben könnten, und zwar, was Dir ganz verrückt vorkommen muß, zu einer Heirath aus purer Neigung, ohne Anspruch auf eine reiche Mitgift.“



Leopold von Ranke's Max-Vorlesungen.

Von

Georg Winter.

— Marburg. —

Unter den seltenen persönlichen Verbindungen gekrönter Häupter mit großen Gelehrten nimmt das echt freundschaftliche Verhältniß, welches Jahrzehnte hindurch zwischen dem Könige Maximilian II. von Bayern und Deutschlands größtem Geschichtsschreiber, Leopold von Ranke, bestand, eine hervorragende Stellung ein. Der für alles Große in Wissenschaft und Kunst in echter Begeisterung erglühende Monarch widmete dem großen Gelehrten und Denker eine fast schwärmerische Verehrung und gehörte zu denen, welche der eigenthümlich univervalen Begabung Rankes gleich Anfangs volles Verständniß entgegenbrachten. Auch das nahe persönliche Verhältniß, welches man als eine wahre und echte, auf gegenseitiger Anerkennung und Hochschätzung gegründete Freundschaft bezeichnen darf, stammt nicht erst aus der Zeit, da Ranke, von allen Fürsten und Völkern mit Ehrenbezeugungen überhäuft, zu den literarischen Berühmtheiten seines Vaterlandes gehörte. Schon im Jahre 1832 hat sich der damalige Kronprinz Maximilian eng an den jungen Gelehrten angeschlossen und ihn zu seinem speciellen Lehrer erkoren. In jenem Jahre — Ranke lehrte eben von seiner großen italienischen Forschungsreise zurück — hielt der Gelehrte dem kunstsinigen bayerischen Thronfolger eine Reihe von Vorlesungen, die ihm nach Ranke's eigenem Auspruch des Königs Beifall und Gunst für das Leben gewonnen haben. Später hat König Max keine Gelegenheit vorübergehen lassen, dem von ihm hochverehrten Manne diese Gunst durch die That zu beweisen. Er bemühte sich, ihn für seine Münchener Hochschule zu gewinnen; und da ihm das, weil Ranke von seinem Berliner Wirkungskreise sich nicht zu trennen vermochte, nicht gelang, so bewog er ihn wenigstens, ab und zu eine Zeit lang in seiner Nähe zu verweilen und in persönlichem Gedankenaustausch ihn an seinen wissenschaftlichen Ideen und Plänen theilnehmen zu lassen. Namentlich im Herbst 1854 haben die beiden eigenartigen Männer bei längerem Aufenthalt im bayrischen Hochgebirge, wo der stille Gelehrte in dem schönen Verchtesgaden seines königlichen Freundes gern gesehener Gast war, unvergeßliche Stunden in eifrigem Gedankenaustausch über die höchsten Probleme wissenschaftlicher Erkenntniß verlebt. Jene Tage persönlichen Verkehrs haben für die deutsche Wissenschaft reiche und schöne Früchte gezeitigt. Auf der einen Seite gewann Ranke damals den König für seinen Plan, einen großen organisatorischen Mittelpunkt für die historische Forschung in Deutschland zu schaffen;

die Begründung der historischen Commission in München, der wir eine große Reihe grundlegender Arbeiten für die nationale Geschichte verdanken, geht in ihren ersten Anfängen auf jene Tage zurück. Dann aber verdanken wir eben jenem Zusammensein eine der merkwürdigsten und eigenthümlichsten Schöpfungen Ranke'schen Geistes, die, durch des Königs liebevolle Fürsorge pietätvoll dem Gedächtniß erhalten, jetzt nach mehr als drei Jahrzehnten der Oeffentlichkeit unterbreitet worden ist: es sind das die Vorlesungen, welche Ranke damals dem Könige auf dessen Bitte in zusammenhängender Folge über die Epochen der neueren Universalgeschichte gehalten hat. Ein königlicher Cabinetssecretär schrieb auf Befehl des Königs den Inhalt der Vorträge stenographisch nieder und nahm in diese Niederschrift auch den hauptsächlichsten Gedankengang der Gespräche auf, welche sich hie und da an den zusammenhängenden Vortrag angeschlossen. Eine saubere Abschrift dieser stenographischen Aufzeichnung wurde dann Ranke von dem Könige mit einem ehrenvollen Handschreiben übersandt. Das Heft fand sich nach Ranke's Tode in dessen Nachlasse vor und bildet jetzt den Inhalt eines Ergänzungsbandes, welcher der von Dove und dem Schreiber dieser Zeilen herausgegebenen Fortsetzung der Ranke'schen Weltgeschichte beigegeben ist*).

Wir haben die Leser dieser Zeitschrift schon früher auf diese Fortsetzung der Weltgeschichte hingewiesen**) und darauf aufmerksam gemacht, daß dieselbe, Ranke's eigenem wiederholt geäußertem Wunsche entsprechend, nur bis zum Beginne der Reformationszeit weitergeführt werden würde. Ranke's universale Auffassung der späteren Jahrhunderte ist in seinen sämtlichen früheren Werken in so eingehender und glänzender Weise niedergelegt, daß bei einer weiteren Fortführung des epochemachenden Werkes Wiederholungen aus jenen früheren Werken nicht zu vermeiden gewesen wären. Vor solchen Wiederholungen eigener Gedanken aber hatte Ranke einen unüberwindlichen Widerwillen. Er wollte daher, wenn er seine Weltgeschichte bis zu dem Punkte, an welchem seine „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“ einsetzt, geführt haben würde, die späteren Jahrhunderte nur in einem in großen Zügen entworfenen, skizzenartigen Schlußcapitel darstellen. Da es aber Ranke selbst nicht vergönnt war, seine zusammenhängende Darstellung bis zu dem erstrebten Ziele fortzuführen, so ist er auch nicht zur Abfassung jenes Schlußcapitels gekommen, für welches sich in seinen hinterlassenen Papieren keinerlei Entwurf vorfand. Eben hierfür aber boten die jetzt zum ersten Mal der allgemeinen Kunde unterbreiteten Vorlesungen einen sehr willkommenen und das höchste Interesse erregenden Ersatz dar. Mit diesem Werke konnte dem Verehrer der Ranke'schen Muse eine Vorstellung davon gegeben werden, welche univrsalen Ideen Ranke als die dem Lauf der neueren Jahrhunderte beherrschenden erschienen; hier fand er ein auf engstem Raum zusammengedrängtes, stets nur die höchsten Höhen der Erkenntniß berührendes Bild dessen, was Ranke unter dem Gange der Universalgeschichte begriff. In 19 Vorträgen, deren erster am 25. September, deren letzter am 13. October 1854 gehalten wurde, wird dem Lehrer hier nicht bloß, wie Ranke selbst sich bescheiden ausdrückte, „ein Versuch, die welthistorischen Epochen der neueren Zeit zu bestimmen und zu charakterisiren“, sondern ein kühner, genial angelegter Entwurf eines geistigen Extractes der weltgeschichtlichen Bewegung überhaupt dargeboten. Denn um eine sichere Grundlage für die Zeichnung und Charakteristik der belebenden Elemente der neueren Geschichte zu gewinnen, hat Ranke ziemlich weit ausgeholt und namentlich aus der Geschichte des Römerreichs und der staatlichen und kirchlichen Entwicklung des

*) L. v. Ranke, Weltgeschichte. 9. Band, herausg. von Alfred Dove und Georg Winter. Zweiter Theil: Ueber die Epochen der neueren Geschichte. Vorträge, dem Könige Maximilian II. von Bayern . . gehalten; herausg. von Alfred Dove. Seeben in Leipzig erschienen.

**) Vgl. meine Besprechung des 8. Theiles der Weltgeschichte im Märzheft 1888 dieser Zeitschrift, S. 408—411.

Mittelalters in gebrungenen Zügen diejenigen Elemente in plastischer Klarheit hervor gehoben, welche für die Geschichte der späteren Jahrhunderte von entscheidender Bedeutung gewesen sind. So wird der Leser in diesem ersten Theile der Vorlesungen manchem der grundlegenden universalen Gedanken in aphoristischer Kürze wieder begegnen, den die zusammenhängende Darstellung der früheren Bände der Weltgeschichte in breiterer, in die Einzelheiten der Entwicklung sich versenkender Form gebracht hat. Dieser erste Theil wird so gewissermaßen zu einem kurzen Rückblick auf den Inhalt aller früheren Bände. Auf dieser Grundlage erhebt sich dann ein kühn hingeworfener Entwurf der Darstellung der neueren Jahrhunderte vor der Reformation bis zur constitutionellen Zeit des 19. Jahrhunderts, fast bis zu dem Zeitpunkte, in welchem jene Vorlesungen gehalten wurden. Ranke selbst hat diese skizzenhaften Darstellungen als *Rhapsodien* bezeichnet; und in der That kann ein Werk, welches auf 15 Druckbogen die gesammte Weltgeschichte von der Römerzeit bis zum 19. Jahrhundert durchzieht, uns nicht wohl etwas Anderes bieten als *Rhapsodien*, sofern es sich nicht in platte Allgemeinheiten verlieren will, die Niemand verhaßter waren, als dem großen Empiriker Ranke. Aber diese *Rhapsodien* bilden doch eine harmonische Einheit, welche die Gesammtheit der universalhistorischen Anschauungen Ranke's klar widerspiegelt. Freilich ist die Form kunstloser und ermangelt der äußeren Vollendung, auf welche Ranke sonst so großes Gewicht legte. Die Anordnung erscheint oft vom Augenblick eingegeben; aber je mehr man sich in sie versenkt, um so mehr wird man durch die Tiefe und Originalität, durch die Abgeschlossenheit der wissenschaftlichen Anschauung überrascht. Jede dieser tiefdurchdachten Schilderungen ist, so unscheinbar und oft formlos sie auftritt, das Ergebnis jahrzehntelanger energischer Forscherarbeit, welche ihre letzten Konsequenzen zu ziehen und die Fülle der wissenschaftlichen Einzelforschungen zu einem einheitlichen Gesammtbilde auszugestalten strebt. Nicht theoretische Allgemeinheiten aber werden uns geboten, sondern das Allgemeine wird in dem Einzelnen, Gegenständlichen zur Anschauung gebracht. Und wenn die scheinbar flüchtig hingeworfene Form den Leser hie und da ermüden könnte, so erhält dann die zusammenhängende Darstellung doch wieder unvergleichlichen Reiz und anmuthige Frische durch die Gespräche, die, wie sie der Augenblick und der Gegenstand angab, gehalten und in dieser Form schriftlich fixirt wurden. Man ersieht aus den stets den Kern der Sache betreffenden Einwürfen und Zwischenfragen des Königs das lebhafteste Interesse, mit welchem derselbe den Erörterungen seines Lehrers folgte; und eben in der Debatte über diese Einwürfe gestalten sich die Ansichten Ranke's nicht selten erst zu klarer und voller Verständlichkeit aus. Hier gesellt sich dann zu dem rein gegenständlichen Interesse noch ein gleichsam psychologisches an den beiden bedeutenden Männern, welche sich hier in stiller Zurückgezogenheit über die ihre Theilnahme in besonders hohem Grade erregenden historischen Probleme unterreden; so wenn der König z. B. im Anschlusse an Ranke's Darstellung der englischen Revolution die Frage aufwirft, ob man sagen könne, daß die Stuarts solche Fehler begangen haben, daß man ihr Schicksal als ein verschuldetes ansehen könne, und Ranke dann noch einmal in großen Zügen eine Werthbeurtheilung Karls I. und Karls II. entwirft und den ersten in seinem Verhalten und seinen moralischen Eigenschaften mit seinem Unglücksgenossen Ludwig XVI. vergleicht.

Doch ich halte inne; denn es ist unmöglich, von dem reichen Inhalt dieser Vorlesungen in dem knapp bemessenen Raume dieses Aufsatzes einen auch nur einigermaßen erschöpfenden Ueberblick zu geben. Nur von der Art und Eigenthümlichkeit dessen, was dem Leser in diesem Werkchen geboten wird, wollte ich eine ungefähre Vorstellung geben. Diese Eigenthümlichkeit würde aber in ihrer charakteristischsten Seite nicht gewürdigt sein, wollten wir nicht noch in wenigen Worten der einleitenden, gleichsam erkenntnistheoretischen Erörterungen gedenken, welche Ranke in den ersten Vorträgen der eigentlichen geschichtlichen Darstellung vorausgeschickt hat. Ranke konnte des Königs wissenschaftliche Neigungen zu gut, um nicht zu wissen, daß desselben vornehmstes

Interesse jenen Problemen zugewandt sei, welche wir als „Philosophie der Geschichte“ zu bezeichnen pflegen. Deshalb ging er bei dieser Gelegenheit auf theoretisch-philosophische Erörterungen zusammenhängend ein, welche er sonst nur gelegentlich seiner gegenständlichen Geschichtsdarstellung einzuflechten, nicht aber systematisch vorzustellen pflegte. Diese Aufgabe war für ihn keine leichte; denn das, was man unter Hegel'schem Einflusse damals speciell als Philosophie der Geschichte zu bezeichnen pflegte, die deductive Construction der Geschichte nach einem Schema als leitend gedachter Ideen, fand bei Ranke niemals Anklang. Vielmehr hat er sich wiederholentlich energisch gegen diese Auffassung von Wesen und Aufgabe der Geschichtswissenschaft ausgesprochen. Soweit sich also des Königs Ideen in Hegel'schen Bahnen bewegten, vermochte Ranke ihm nicht zu folgen; und so sind auch seine einleitenden Erörterungen über den Begriff „Fortschritt“ in der Geschichte, über die „sogenannten leitenden Ideen“ ganz anders gehalten, als sie die Hegel'sche Schule liebte. Ranke hat hier, wie immer, wo er gelegentlich auf diese Probleme eingeht, mit Nachdruck seine Ansicht dahin geltend gemacht, daß die Geschichtswissenschaft durchaus inductiv sei; daß sie daher nicht von einem logisch construirten Schema bestimmter Ideen aus den Gang der geschichtlichen Bewegung darstellen, sondern zu universalen, das Ganze der menschheitlichen Entwicklung umfassenden Ideen nur aus einer genauen Beobachtung der Einzelercheinungen, diese unter allgemeine Gesichtspunkte gruppierend, aufsteigen müsse. Selbst den der Geschichte so häufig als ihr immanent zugeschriebenen Begriff eines stetig sich entwickelnden Fortschritts theilt Ranke nicht, weist vielmehr immer darauf hin, daß diejenigen, welche einen solchen und damit eine unausgesetzte Aufwärtsbewegung der menschlichen Cultur annehmen, zu dieser Anschauung nur von einem zu eng begrenzten Beobachtungsfelde aus gelangen könnten. So kann man sagen, daß selbst eine streng teleologische Auffassung der Weltgeschichte, zu der er an einzelnen Stellen, namentlich da, wo er das Eingreifen einer Vorsehung in die Geschehnisse der Völker gleichsam sichtbar wahrzunehmen meint, sehr zu neigen scheint, ihm doch im Grunde fern gelegen habe. Im Großen und Ganzen war diese seine Anschauung aus seinen früheren Werken bekannt; was an den in diesen Vorträgen gebotenen Erörterungen durchaus neu und überaus reizvoll ist, das ist die systematische, theoretisch eindringende Form, in der sie vorgetragen und gegen die hie und da vorgebrachten Einwürfe des Königs in glänzend geistvoller Weise vertheidigt worden.

So sind diese Vorlesungen in zwiefachem Sinne der letzte Ring der langen Kette großartiger geistiger Schöpfungen, welche wir dem Genius Ranke's verdanken, indem sie auf der einen Seite seine gegenständliche Darstellung der gesammten weltgeschichtlichen Bewegung zu einer großen Einheit ergänzen, auf der andern Seite zum ersten Male in erschöpfender Weise die Aufgabe theoretisch festhalten, welche Ranke der Geschichtswissenschaft gesteckt glaubte. Es ist eine großartig einheitliche Erfüllung jenes scheinbar so einfachen und bescheidenen Programms, mit dem er dereinst in seinem ersten Werke vor die Oeffentlichkeit trat: er wolle weiter nichts, als schildern, wie es eigentlich gewesen. Indem er dieses Programm in einer erstaunlichen Fülle bedeutender Schöpfungen erfüllte, hat er der deutschen und der Geschichtswissenschaft überhaupt, so weit sie auf objectives, empirisches Erkennen abzielt, ein für alle Mal die Wege gewiesen.



Frühgotik wird durch alle Gebiete des Kunstlebens, der Architektur, Bildnerei, Malerei, sowie der Kleinkünste verfolgt und in anschaulicher Weise, bei trefflicher Gruppierung und Gliederung des Stoffes, zur Darstellung gebracht. Im Mittelpunkte derselben steht naturgemäß die Architektur als die eigentliche Repräsentantin und Ausdrucksform der allgemeinen Gedankenwelt jener Epochen, als die Kunst, in deren Schöpfungen am mächtigsten ausklingt, was jene Zeiten bewegte. Die übrigen Künste schließen sich vorerst als dienende Glieder an sie an; eine Abhängigkeit, die für ihre Fortbildung segensreich war, zumal dieselbe sie nicht hinderte, sich innerhalb dieses scheinbaren Zwanges immer freier zu gestalten.

Die Nachwirkungen antiker Kunst, der allgewaltige Einfluß des religiösen und kirchlichen Lebens, die fördernde Theilnahme Karls des Großen, die Umgestaltung der socialen Verhältnisse, das Ausblühen der bürgerlichen Gemeinwesen, die Ausbreitung des Großhandels, die neue geistige Quellen erschließenden Kreuzzüge, die Einwirkung der maurischen Architektur, die Fortschritte der Technik — keines dieser für den Entwicklungsengang unserer Kunst so bedeutsamen Momente ist vom Verfasser unberücksichtigt geblieben.

Die Form, in der der Verfasser uns diese Fülle von Thatsachen übermittelt, zeigt, daß er immer den Leserkreis, an den das Werk sich vorzugsweise richtet, wohl im Auge hat. Seine Darstellung ist nie eine abstract-wissenschaftliche, sondern eine plastisch-lebensvolle. Selbst da, wo er sich auf Details und auf die Schilderung einzelner Werke einläßt, vergißt er fast nie die Beziehung auf die leitenden Grundgedanken, hält er immer den Ausblick auf die großen Gesichtspunkte offen. Er ist sich stets bewußt, daß er nicht eine Fülle todten Wissens darbieten darf, daß er vielmehr ein Publikum vor sich hat, das er für den behandelten Gegenstand erwärmen, dem er erst das Verständniß für denselben wecken muß. Die Idee, die sich in jedem Kunstwerke ausspricht, und wie sich dieselbe selbst in den kleinsten Formen ausdrückt, läßt er scharf hervortreten. Bei den Bauten Theodorichs z. B. empfindet er, trotz der noch so engen Anlehnung an römische Formen, in der kühnen Großartigkeit der Anlage den großen Geist des Heldenkönigs. Das Grabmal Theodorichs zu Ravenna nennt er ein „gewaltiges Denkmal, würdig seines großen Erbauers . . . Ein bezeichnendes Beispiel von der freien Gestaltungskraft, mit welcher die Baumeister Theodorichs römische Ueberlieferungen mit germanischen Elementen in ganz neuer Weise zu verschmelzen wußten“; und er vergißt nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß der riesige Monolith der Kuppel an die Helbengräber germanischer Vorzeit erinnert.

In der Fülle reizender decorativer Formen, welche die Bauten der Blüthezeit der



Gewandnadel.

Aus: Wilhelm Lübke, Geschichte der Deutschen Kunst. Stuttgart, Ebner & Seubert.

romanischen Baukunst überspinnt, sieht er den edelsten Ausdruck des glänzenden Lebens jener Epoche, das sich am reichsten an den Portalen ausspricht, unter denen das Westportal der Klosterkirche zu Tisdnowitz als eines der gewaltigsten und reichsten zu bezeichnen ist.

Den Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens erreicht der Genius Deutschlands nach Lübke's Ansicht in der romanischen Blüthezeit. In der Architektur dieser Zeit kommt nach Lübke nicht nur unser nationales Wesen zu einem künstlerischen Ausdruck, sondern sogar die einzelnen Stammescharaktere finden darin mit der vollen Schärfe individueller Sondergestaltung, die unserm Nationalgeist eigen ist, ihr treues Spiegelbild. „Das angeregte Phantasieleben des rheinfränkischen Stammes, die schlichte Verständigkeit der



Tassilo-Kelch in Kremsmünster.

Aus: Wilhelm Lübke, Geschichte der Deutschen Kunst. Stuttgart, Ebner & Seubert.

Westfalen, die maßvolle Feinheit der Sachsen, das mehr gemischte Wesen der mainfränkischen Gegenden, die kraftvolle Selbständigkeit der Alemannen, die poetische Träumerei der Schwaben, das derbe, von einer höheren Kultur wenig geschmeidige Naturell der Bayern ließ sich in den Bauwerken der Epoche sehr wohl unterscheiden.“ Selbst in den Glanzzeiten der Gotik ist dergleichen nicht mehr wahrzunehmen, weil — wie Lübke hervorhebt — wiederum das Allgemeine des herrschenden Systems über das Individuelle den Sieg davonträgt. Zwar bringt auch die gotische Baukunst großartige Schöpfungen, Werke ersten Ranges hervor; aber eine so tiefe, das ganze Leben erfüllende Kunst wie die der romanischen Epoche vermag sich erst allmählich daraus zu gestalten. Die treffliche Charakterisirung des gotischen Systems möge hier wörtlich wiedergeben werden: „Erstaunlich ist die Kühnheit und bewundernswerthe Wirkung dieser Bauten, deren Inneres, auf gegliederten Pfeilern ruhend, unaufhaltsam bis zu schwindelnder

Höhe emporsteigt, von Strömen farbigen Lichts durchflossen, von schlanken farbenstrahlenden Gewölben bedeckt. Das Auge ist wie in einem Rausch befangen, und der Verstand wird mit seinen zweifelnden Fragen zum Schweigen gebracht, da die Lösung des Räthfels, das diese kühnen Hallen aufrecht hält, erst am Aeußeren durch die Strebe-
werke beantwortet wird. Das Aeußere dieser Wunderbauten allerdings ist, namentlich am Chorchaupt, nicht frei von einer gewissen Berklüftung und giebt dem rechnenden



Johannes der Evangelist (im Codex Mac Durnan am Lambeth-Palast in London).

Aus: Wilhelm Lübke, Geschichte der Deutschen Kunst. Stuttgart, Ebner & Seubert.

Verstande wieder neue Räthfel auf." . . . "Die gotische Architektur ist ohne Frage als constructives System das Höchste, was menschlicher Scharfsinn, Kühnheit der Berechnung und Schwung der Phantasie je geleistet hat. Es ist ein Zauber in dieser reichen Formensprache, eine Fülle und Schönheit der Wirkungen, der sich Niemand entziehen kann. Aber es ist zugleich eine Architektur, die in ihrer Selbstherrlichkeit Alles gleichsam aus eigenen Mitteln bestreiten will und daher die Bildnerei und Malerei, welche im Ausgange der romanischen Epoche eine so hohe Vollendung erreicht hatten, wieder in

Tiefseeuntersuchungen weiteren Kreisen der Bevölkerung zugänglich und bekannt zu machen. Bei uns in Deutschland fehlte bisher ein Werk, das die überraschenden und wichtigen Erfolge der unterseeischen Forschungen dem gebildeten Laienpublikum übermittelte. Marshall tritt ergänzend in diese Lücke ein. Wir hatten erst vor Kurzem Gelegenheit, an dieser Stelle ein anderes Buch von Marshall zu besprechen, und wir hoben damals hervor (Octoberheft 1888, S. 146 u. f.), daß er ein Meister populärer Darstellung ist. Dieselbe Meisterschaft bewährt sich auch an dem neuen Stoff, der namentlich in dem zweiten systematischen Theile des Werkes oft spröde genug ist, aber von dem Verfasser immer so beherrscht wird, daß wir ihm von Anfang bis zu Ende mit gleichem Interesse folgen können. Auf eine kurze Einleitung über die Geschichte der Tiefseeforschung folgt ein allgemeiner Theil, der die Physik und Chemie der Tiefsee behandelt, und dann ein specieller, der sich mit dem Leben der Tiefseethiere beschäftigt.

Wohl ist das Bild, das sich da vor unseren Augen entrollt, geeignet, Staunen und Bewunderung zu erregen. Ist es doch eine ganz neue Welt, die sich vor uns aufthut, kalt, dunkel, still — eine traurige einförmige Wohnstätte, wie Schiller sie in seinem „Taucher“ so ergreifend charakterisirt. Nur das uralte Thema vom Fressen und Gefressenwerden bringt dramatische Abwechslung auch auf diese eintönige Lebensbühne. Denn an Thierleben fehlt es selbst den tiefsten Tiefen des Weltmeeres nicht. Sand doch Haeckel in einem einzigen mikroskopischen Präparate aus dem Radiolarienschlick des Centrum des stillen Oceans über 40 neue Arten jener mikroskopischen Strahlenthiere, von denen uns im Ganzen über 4000 bekannt sind. Von diesen kleinsten Lebewesen bis zu meterlangen Haien hat sich eine zahlreiche Fauna selbst Tiefenangepaßt, in denen die ungeheure Wasserfülle, die darüber lastet, herabgelassene Storkscheiben um mehr als die Hälfte ihres Volumens zusammenpreßt. Und unter ihnen wogt der Kampf um's Dasein auf und ab. Auch auf dem tiefsten Boden des Meeres spielt sich „das Drama des Lebens ab: ein ewig wechselndes Werden und Vergehen, Fressen und Gefressenwerden, Hoffen und Fürchten, Lieben und Hassen!“ Auch in jenen ungeheuerlichen abyssischen Gründen bewährt sich das Dichterwort:

Auf nur zwei Ären rollt das Weltgetriebe;
 Sie heißen, Freund: der Hunger und die Liebe! cht.

Bibliographische Notizen.

Grundzüge der Kunstgeschichte von Anton Springer. II: Das Mittelalter. III: Die Renaissance in Italien. Leipzig, G. A. Seemann.

Das Werk ist kein ganz neues, sondern die dritte Bearbeitung des Textbuches zu den bekannten „kunsthistorischen Bilderbogen“; diese Bearbeitung ist indeß eine so tief eingreifende gewesen, daß im Grunde genommen ein ganz neues Buch aus derselben hervorgegangen ist. Die Erörterung derjenigen Momente, die für den Wandel der Kunstanschauungen und für das Steigen und Sinken des künstlerischen Vermögens von entschiedener Bedeutung sind, ist eine sehr eingehende und läßt überall jene sichere Beherrschung der einschlägigen Literatur, jene historische Gewissenhaftigkeit erkennen, die Springers gesammte schriftstellerische Thätigkeit auszeichnet. Der Vortrag selbst — und das ist kein geringer Vorzug der Neubearbeitung — hat einen freieren Zug, eine bequemere Fassung erhalten als ehe-

dem. Ueibt demnach auch das gut ausgestattete Werkchen erst durch Hinzunahme der „Handausgabe der kunsthistorischen Bilderbogen“, auf welche beständig Citate eingefügt sind, seine volle Wirkung, so ist es doch zur allgemein orientirenden Uebersicht auch für sich allein sehr brauchbar.

Das Gleiche gilt auch von dem so eben (November) erschienenen dritten, 11 Bogen starken Bändchen, welches die Architektur, Skulptur, Malerei und das Kunsthandwerk des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts schildert. p.

Physiologie des Geschmacks oder physiologische Anleitung zum Studium der Tafelgenüsse. Von Brillat-Savarin. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von Carl Vogt. 5. Auflage. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn. 1888.

Dies Buch ist viel zu bekannt und beliebt, als daß es jetzt, wo von der deut-

ischen Uebersetzung die fünfte Auflage erschienen ist, noch eines empfehlenden Geleitwortes bedürfte. In Frankreich gilt es für geradezu classisch; wir Deutschen haben überhaupt nichts, was wir ihm in seiner Art an die Seite stellen könnten. Das Buch ist einzig. Neben Brillat-Savarin ist Epitour mit all seiner idealen Feinheit des Genießens ein Stümper und Lucull mit seiner Machtigallenzungenpastete der Typus eines gemeinen Freßlings. Und diese reizend pikante Art des Vortrags! Diese Gutmüthigkeit und dabei doch, namentlich in den zahllosen Anekdoten, diese feine Ironie! Diese Paradoxe voller Esprit, und darunter wieder so hingeplaudert ganz wahrhaftige, allerrealste Weisheit des Lebens und Regeln der Kunst — der Kunst zu essen nämlich. Diese sinnliche Sittsamkeit oder sittsame Sinnlichkeit, die den Genuß vergeistigt und dem Geschmack des Gaumens die Richtung weist, daß er zum Kennzeichen des guten Geschmacks überhaupt wird! Das lustige Perlen der Sprache, das Graziöse des Stils ist in der Uebersetzung nicht verloren gegangen, wenn auch vielleicht nicht das feine Bouquet erhalten ist, das wir am Original bewundern. Derartiges schaffen kann nur ein Franzose. ink.

Ästhetische Studien für die Frauenwelt. Von D. von Leizner. Mit dem Bildniß des Verfassers. Vierte Auflage. Leipzig, G. Dürselen.

Schopenhauer hat das weibliche Geschlecht „das unästhetische“ genannt, da es für Nichts in Kunst und Wissenschaft wahres Interesse habe. Im Gegensatz zu dem misanthropischen Weisen von Frankfurt, der, bald als weinender, bald als lachender Philosoph, die Schwächen der Frauen mit grimmen Tadel oder mit beißendem Spott geißelt, sie im Uebrigen aber als unverbesserlich aufgiebt, stellt der bekannte Literaturhistoriker D. v. Leizner sich auf den Standpunkt des Philosophen, der die menschlichen Schwächen zu bessern strebt. Die ästhetische und zugleich moralische Erziehung der Frauen, die „sittliche Erziehung durch das Schöne“ ist die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat. Durch diese Tendenz rechtfertigt er die Zusammenstellung der verschiedenen Essays; nach dieser Tendenz sind sie zu beurtheilen. Der Verfasser vertritt indeß durchaus nicht jene engherzige Anschauung, die den Künstler zu einem bewußten Moralprediger machen möchte. Aber er ist der Meinung Schillers,

daß die wahre Kunst den Menschen nothwendig bessern müsse; und auf diesen Effect hin bestimmt er den Werth des Kunstwerks und den sittlichen Werth des Menschen. Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß der Verfasser zuweilen den ethischen Endzweck zu ausschließlich im Auge hat und das ästhetische Element, als bloßes Durchgangsmedium, eine zu untergeordnete Rolle spielen läßt, so daß der Titel „ästhetische“ Studien für einige Essays nicht ganz berechtigt erscheint.

Der Vortrag zeigt wohlthuende Wärme und ein von Ueberschwänglichkeit fast durchweg sich frei haltendes sittliches Pathos; die Polemik ist, wie der Verfasser es Frauen gegenüber für geboten hält, von „Liebe und Ernst dictirt.“ Nur zuweilen — und wohl nicht zur Freude der schönen Leserinnen — läßt er seiner satirischen und ironischen Laune etwas zu sehr die Zügel schießen, z. B. in dem Capitel: „Die Frauen in der Kunst.“

Das Büchlein ist ein passendes Geschenk für junge Mädchen. Das wohlgetroffene Bild des Autors wird den Verehrerinnen desselben eine schätzenswerthe Zugabe sein. ow.

Carmen Silba (Königin Elisabeth von Rumänien) und ihre Werke. Von Oberlehrer Dr. Mag Schmig. Neuwied und Berlin, Louis Neuser.

Die vorliegende biographisch-literarische Skizze ist aus einem Vortrage entstanden, welchen der Verfasser vor einer zahlreichen Zuhörerschaft in Grefeld hielt, und bei welchem er Gelegenheit hatte sich zu überzeugen, daß der Name und der Ruhm der königlichen Dichterin ungleich bekannter seien als ihre Werke selbst. Der Verfasser hat es sich darum zur Aufgabe gestellt, neben kurzen biographischen Notizen, welche zum Verständniß ihrer Werke unerläßlich sind, eine scharf begrenzte Uebersicht der hauptsächlich bis jetzt erschienenen Schöpfungen der genialen Dichterin zu geben. Er bietet damit eine werthvolle Ergänzung zu der schönen biographischen Skizze von Mite Kremmig (Nord und Süd, Januarheft 1882), sowie zu dem Buche der Freiin von Stackelburg, dessen im Jahre 1886 erschienene dritte Auflage die mit Dito und Idem gezeichneten Prosaschriften der Königin noch nicht erwähnt. — Mit liebevollster Hingabe an seinen Gegenstand entwirft Dr. Schmig ein Bild der dichterischen und schriftstellerischen Thätigkeit der königlichen Frau. Er schildert sie als

Kind eines hochstehenden und hochbegabten Elternpaares, als eine deutsche Fürstentochter, deren Liebe zum nie vergessenen alten Heimatlande am schönen Rhein in den schwungvollsten und innigsten Gedichten ihren Ausdruck findet. Sie erscheint als Vermittlerin rumänischer Dichtung, deren werthvollste Erzeugnisse sie in's Deutsche übertragen hat; ferner als Märchenerzählerin und noch auf vielen anderen Gebieten in reicher schriftstellerischer Wirksamkeit. Das letzte Capitel handelt von den Profaschriften der Königin, an denen Mite Kremnik als Mitarbeiterin einigen Antheil hat; sie sind unter dem Autornamen Dito und Idem erschienen. Wir erwähnen von diesen Romanen „Astra“, „Aus zwei Welten“, „Feldpost“ und als letztes Werk eine Sammlung Novellen, welche insgesammt von dem Verfasser einer kritischen Würdigung unterzogen werden.

Wir empfehlen das vorliegende Buch allen Freunden der gekrönten Dichterin, weil es auf so Manches hinweist, was in Deutschland noch wenig gekannt ist, und weil es nur dazu beitragen kann, die Liebe und Verehrung für die bewunderungswürdige Frau noch zu erhöhen. mz.

Ueber den Wolken und andere Novellen von Otto Noquette. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Offen gestanden, finden wir Otto Noquette in diesen Novellen nicht ganz auf seiner dichterischen Höhe. Man spürt wohl deutlich, daß sie ein Dichter verfaßt hat, der berufen ist, der „Gefühle Gewalt“ Ausdruck zu verleihen; aber keine der Erzählungen hat ein besonderes originelles Gepräge. Nur durch die Annuth Noquette'scher Darstellung werden wir gefesselt, nicht durch die Gestalten und ihre Schicksale. W.

Die Auferstandenen. Antinihilistischer Roman von Richard Voß. Zwei Bände. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden.

Richard Voß ist ein Dichter von Gottes Gnaden! Herrliche Kräfte sind ihm gegeben; in gewaltigen Tönen weiß er zu sprechen; das tausendfältige Klopfen des menschlichen Herzens deutet er als ein Kundiger. Ein Dichter im Besitz solcher Gaben mag sich den Forderungen der Kunst oft nicht fügen; aber es bleibt immer bedauerlich, wenn Richard Voß jenes vornehmste künstlerische Gesetz: Maß zu halten nicht achtet. Wir bleiben wohl selbst dann noch in seinem poetischen Bann, können aber ein gewisses Unbehagen und Widerstreben nicht unterdrücken.

„Die Auferstandenen“, der Roman, der uns heut vorliegt, enthält viel Schönes! Tief ergreift uns der Dichter durch die Macht und die Innerlichkeit seiner Darstellungen. Dabei bleibt Voß sich dennoch stets der Aufgabe bewußt, die er sich in diesem Buche gestellt — die ganze Hohlheit, die unmöglichen Ziele des Nihilismus darzuthun; und wir meinen: überzeugender als hier, kann's nirgend geschehen! Bisweilen aber verliert er sich doch im Ungeheuerlichen, das zur Voraussetzung nicht mehr das Menschliche, sondern das Unmenschliche hat. Trotzdem sind „Die Auferstandenen“ ein hochbedeutendes Buch, das jedem Leser reichen Genuß verspricht. W.

Die zwölf Alfonsos von Castilien. Historischer Romanzen = Cycles von Joh. Fastenrath. Leipzig, Heinrich Mayer.

Joh. Fastenrath ist uns gewissermaßen als ein deutscher Barde für Spaniens Schönheit und Geschichte wohl bekannt, und seinen bisherigen Bestrebungen schließt auch das vorliegende Buch sich an. Der Dichter erzählt, fast durchgängig in der Form des spanischen Trochäus, die Geschichte jener 12 spanischen Herrscher, die den Namen Alfonso trugen. Er erzählt uns viel Schönes und Edles von seinen Helden; nur will uns scheinen, als ob er den objectiven historischen Standpunkt seinen subjectiven Regungen zu Liebe gar zu weit verlassen hätte. Wählt sich ein Dichter historische Persönlichkeiten zu seinen Helden, dann reicht bis zu subjectiver Willkür selbst die dichterische Freiheit nicht. W.

Liebeswerben und andere Geschichten von Hermann Heiberg. Leipzig, W. Friedrich.

Der Verfasser bewährt auch in dieser Sammlung kleiner Erzählungen sein Talent, im engsten Rahmen Menschenschicksale ergreifend und wirkungsvoll darzustellen. Die kleinen Erzählungen sind theils skizzenhaft hingeworfen, theils nur fragmentarisch gehalten; aber eine jede von ihnen ist mit so charakteristischen Zügen ausgestattet, daß der Leser mitten in die Situation versetzt wird und sich der von dem Verfasser beabsichtigten Stimmung gefangen geben muß. Die meisten Geschichten sind ernst, fast schwermüthigen Inhalts; daß Heiberg aber auch heitere Töne anzuschlagen versteht, beweist die letzte Erzählung in plattdeutscher Mundart, deren harmloser Humor seine erheitende Wirkung nicht verfehlen wird. mz.

Die Aurfislin oder weibliche Studenten. Roman von Wladimir Fürst Meschtschersky. Aus dem Russischen in's Deutsche übertragen von F. Leoni. 2 Bde. Breslau, S. Schottlaender.

In diesem Romane entwirft der berühmte Journalist von den socialen Zuständen des weiblichen Geschlechtes in der russischen Hauptstadt ein ergreifendes Bild. Die Tochter eines Popen aus der Provinz kommt nach Petersburg, um die „höheren Unterrichtskurse“ durchzumachen und kehrt nach den bittersten Erfahrungen in's Elternhaus zurück. Sowohl psychologisch als culturhistorisch ist der Roman von bedeutendem Interesse. 0.

Am den Glanz des Ruhmes. Von Salvatore Farina. Autorisirte Uebersetzung von Florentine Schrader. Stuttgart, J. Engelhorn.

Salvatore Farina ist in Deutschland fast ebenso gelesen und gefeiert wie in seinem Vaterlande; die Engelhorn'sche Romanbibliothek hat eine Uebersetzung von des Autors neuestem Werke Jedem zugänglich gemacht. Hoffentlich veranstaltet die Verlagsbuchhandlung auch von diesem, wie bereits von mehreren früheren Bändchen der Sammlung noch eine trefflich ausgestattete und doch billige „Salonausgabe“.

Der Dichter selbst bezeichnet den Inhalt desselben als „scena quasi vero“ — Ausschnitte aus dem Leben; und in der That sind die überaus einfachen Begebenheiten fast nur skizzenhaft hingeworfen, aber von der kundigen Hand des Meisters.

Es ist nicht eigentlich das Stoffliche, was uns in Farinas Werken anzieht, sondern die vollendete künstlerische Form der Behandlung. Er versteht Seelenzustände mit überzeugender Wahrheit zu schildern, die um so bewunderungswürdiger ist, je einfacher die Mittel sind, deren er sich bedient. Die Sprache beherrscht er mit der Meisterschaft des wahren Künstlers.

Daß ein Werk, dessen poetischer Werth zu einem großen Theil in der sprachlichen Behandlung liegt, bei der Uebersetzung verliert, ist nicht zu vermeiden; jedoch war die Uebersetzerin bemüht dem Original möglichst gerecht zu werden. mz.

Jakob der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen von A. R. Mosegger. Wien, A. Hartleben.

Das vorliegende Buch ist nicht nur zur Unterhaltung geschrieben; es ist in

gewissem Sinne eine Tendenzschrift, denn es soll nach des Autors eigenem Ausspruch ein Bild geben von dem Untergange des Bauernthums in den steyrischen Alpen, der sich nicht so sehr von Naturwegen, als durch die Schuld der Menschen vollziehe. Die großen Grundbesitzer wollen Alles in einer Hand vereinigen und greifen lüstern nach jeder Scholle; nicht etwa um sie zu bebauen, sondern nur um Jagdgründe zu schaffen und dem Sport der Waidmannslust auf unbeschränktem Gebiet fröhnen zu können. Deshalb ist das Schlagwort ausgegeben worden: Da der Bauer in den Alpen mit der Einfuhr von Feldfrüchten nicht mehr concurriren kann, so ist er nicht zu halten und also überflüssig. Freilich ist auch der Bauer an seinem Untergange nicht ganz schuldlos, wie uns der Gang der Erzählung zeigt. Auch ihn hat die Krankheit des Jahrhunderts, der Größenwahn, ergriffen; auch er will etwas Besseres sein, als Vater und Großvater, er will zu sehr den Herren spielen und genießen. Aber in anderem Boden vermag er schwer Wurzel zu fassen, und von zehn gehen neun in der Fremde unter.

In diesem ungleichen Kampfe des Schwächeren gegen den Stärkeren steht einzig und allein fest und unentwegt der „letzte Jakob“, der Bauer vom Neuthofe. Es ist ein tragisches Menschen schicksal, welches Mosegger in der einfachsten, aber auch ergreifendsten Weise vor unseren Augen sich abrollen läßt. Der Bauer, der sich der auf ihn eindringenden Gewalten nicht zu wehren vermag, geht an der Heimatsliebe zu Grunde.

Wie Mosegger mit seinen Bauern zu fühlen und zu denken versteht, ist bekannt. Mit besonders charakteristischen Zügen hat er seinen Jakob ausgestattet; aber auch ein jeder der anderen Bauern vertritt einen Typus, wie ihn nur die einsame Gebirgswelt hervorbringt.

Mosegger ist ein Naturalist im besten Sinn; sein Naturalismus wird zuweilen etwas herb, aber niemals abstoßend oder brutal und dadurch beleidigend für das ästhetische Gefühl. mz.

Die erste Nacht oder die letzten Konsequenzen. Ein Nachspiel in einem Act zu „Galeotto“. Von J. W. Widmann. Breslau, S. Schottlaender.

Parodistische Fortsetzung des bekannten Dramas von José Echegaray. Die scharfgewürzte Satire richtet sich nur gegen die

Uebertreibung der an sich vortrefflichen Hauptidee in dem spanischen Stücke. dr.

Auf dem Wege von Hohenzollern nach Rom. Von Paul Hille. Götten, Schettler.

Der Verfasser, ein protestantischer Geistlicher, hat sein Buch dem Evangelischen Bunde gewidmet und dürfte kaum auf Leser außerhalb desselben gerechnet haben. Aber auch die Mitglieder dieser Vereinigung werden nicht ausnahmslos mit dem Verfasser diese Blätter „würdig finden, auch von andern gemerkt zu werden“; sie werden sich mindestens durch den Titel getäuscht sehn. Denn Hille erzählt nicht etwa eine Reise von Hohenzollern nach Rom, behandelt auch nicht das Verhältniß der Hohenzollern zum römischen Stuhle, sondern er giebt uns Tagebuchblätter, die auf ganz verschiedenen Reisen geschrieben sind und ganz verschiedene Stoffe behandeln; wir erwähnen nur die Pilatussage in der Schweiz, Ostern in Jerusalem, Gustav Werner und seine Rettungsanstalten. Der protestantische Charakter der einzelnen Blätter genügt nicht, um den mangelnden Zusammenhang zu ersetzen. R. J.

Tausend und Eine Nacht. Arabische Märchen. Aus dem Urtext vollständig und treu übersetzt von Dr. Gustav Weil, Professor der orientalischen Sprachen in Heidelberg. Mit c. 700 Illustrationen. Stuttgart, Kieger.

Die neue vollständige Ausgabe der vielgenannten arabischen Märchensammlung, übersetzt von einem der gediegensten Kenner orientalischer Sprachen und orientalischen Wesens und mit vielen Hunderten von Illustrationen geschmückt, kommt gewiß den Wünschen vieler entgegen, die dieses Werk gar nicht oder nur in einer für Kinder zurecht gemachten Auswahl besitzen.

Cesario. Erzählung in Versen von Otto Roquette. Stuttgart, Cotta.

Ein Zwillingsspaar, Bruder und Schwester, von italienischem Blut, siebzehnjährig, in einer fremden Stadt; die Schwester aus Vorsicht in Männerkleider gesteckt; Verwechslungen, Mißverständnisse und Fährlichkeiten verschiedener Art, die endlich mit allseitiger Aufklärung einen heitern Abschluß finden — dieses Hauptthema des köstlichen Shakespeareschen Lustspiels „Was Ihr wollt“, an welches schon der Titel erinnert, ist in der vorliegenden Dichtung so variirt, wie es die Verlegung der Handlung in die Gegenwart

nach Dresden mit seinen Theatern, Willenstraßen, Künstlerateliers und Maskenbällen erforderte; aber auch in dieser Variation ist das Thema reizvoll und ergötzlich geblieben.

Wer als junger Mann „Waldmeisters Brautfahrt“ gesungen hat, der durfte es wagen, im ruhigen Alter diesen Stoff in der schwierigen Form der gereimten achtzeiligen Stanze zu behandeln. Die Kleinmalerei in der Darstellung der einzelnen Vorgänge, Gespräche, Localitäten, zu welcher den Dichter diese Strophenform nöthigt, und welcher auch der eine gegliederte Strophe nach der anderen in sich aufnehmende Leser Aufmerksamkeit schenken muß, ist vortrefflich gelungen. Der Satzbau ist beweglich und mannigfaltig; die Wahl der Reimworte bisweilen etwas kühn, aber immer so, daß die Reime ganz rein bleiben und fast nirgends gesucht erscheinen. So ist es dem Verfasser gelungen, die Eintönigkeit, jene gefährliche Klippe, an welcher in unserer modernen Sprache längere Stanzendichtungen so oft gescheitert sind, durchweg zu vermeiden; und einzelne etwas auffallende Reimpaare oder -triaden (terror panicus: Mechanikus; geht es: erflehtes: Magnetes; Zwischenacte: packte: der Befrachte u. a.) wirken belebend und dem Gesamtcharakter der Dichtung angemessen. Nur die grammatische Bemerkung (zu S. 28) wird hoffentlich selbst der Dichter gestatten, daß „umiahn“ zwar für den Infinitiv, aber nie für das Participium „umfängen“ gebraucht werden darf.

Wer noch fähig ist eine anmuthige und wechselvolle Erzählung in gereimten Strophen langsam — ich möchte sagen: theelöffelweise — zu genießen, statt sie in der Form der gewöhnlichen Prosanovelle hastig mit einem Zuge hinunterzustrürzen, der wird dem Dichter für diese neue Gabe seines Talentes und seines Fleißes dankbar sein. O.

Gedichte von Adolf Frey. Leipzig. H. Haessel.

Adolf Frey ist eine dichterische Individualität, der wir in Kürze nicht gerecht zu werden im Stande sind. In 13 Abtheilungen bietet er Gedichte mannigfaltigsten Inhalts, und sehr viel des „Für“ und des „Wider“ drängt sich uns bei ihrer Würdigung auf. Man gestatte uns also nur zu resümiren: Adolf Frey ist ein gedankenfühner, mit lebhafter Phantasie begabter Poet, der auch die dichterische

Form sicher beherrscht; nur scheint ihm jene Selbstkritik zu fehlen, die den Umfang seiner Gedichtsammlung zwar geringer, den Gesamteindruck aber noch gewinnender hätte gestalten können. W.

Dichtungen von Karl Zettel. Der „Ersten Klänge“ dritte, vermehrte und veränderte Auflage. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Das Vorwort, das im Jahre 1868 Hermann Lingg den Zettelschen „Ersten Klängen“ mit auf den Weg gegeben, ist auch in der dritten Auflage wieder abgedruckt; Karl Zettel aber bedarf empfehlender Worte nicht mehr. Er ist uns wohlbekannt als trefflicher Poet, dem wir immer

gern lauschen, ob er ernst ist, ob heiter, ob er der Vergangenheit seine Lieder widmet, oder hineingreift in das Leben unserer Tage. W.

Die Kinder von Wohldorf von Ferdinand Venarius. Dresden, L. Ehlermann.

Der talentvolle Dichter bescheert uns dieses Mal eine episch-lyrisch-Dichtung — ein Idyll in fünfzügigen gereimten Jamben, das uns in seiner Einfachheit tief ergreift. Es wird uns warm um's Herz bei dem Siege, den hier kindlich-natürliche Empfindung über Engherzigkeit und Philisterthum davonträgt. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Arnold, H.**, Der Umzug und andere Novellen. Stuttgart, A. Bonz & Co.
- Baumermeister, W.**, Zur Philosophie des bewussten Geistes. I. Die Hypothese. 2. Aufl. Hannover, Helwing.
- Beaulieu, G. von, Leibeigen.** Novellen. Dresden, E. Pierson.
- Bellermann, L.**, Schillers Dramen. Beiträge zu Weidmannsche Buchhandlung.
- Benkard, Chr.**, Marina. Ein Lied vom Nordseestrand in 12 Gesängen. Hamburg, Verlagsanstalt (J. F. Richter.)
- Besecke, A.**, English Pronunciation and English Vocabulary. Sechste Aufl. Potsdam, A. Stein.
- Berger, H.**, Die Horbart-Zillerschen Grundsätze in ihrer Anwendung auf den Religionsunterricht. Altonburg, V. Dietz.
- Bernstein, Max.** Kleine Geschichten. München, Fr. Bassermann.
- Blitz, K.**, Zur deutschen Sprache und Literatur. Vorträge und Aufsätze. Potsdam, A. Stein. ihrem Verständniß. Erster Theil. Berlin.
- Bodenstedt, Fr.**, Erinnerungen aus meinem Leben. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur.
- Boyle, G.**, Die Habe eines Habonichts. Oranienburg, Ed. Froyhoff.
- Brasch, Dr.**, Die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Ueberwegs. Leipzig, Gustav Engel.
- Breitenbach, W.**, Kurze Darstellung der neuere deutschen Colonialgeschichte. (Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. N. F. III. Jahrg. Heft 39.) Hamburg, Verlagsanstalt (J. F. Richter.)
- Brunn, Prof. Dr. H.**, Geschichte der griechischen Künstler. 2. Aufl. Lief. 1. Stuttgart, Ebner und Seubert (Paul Neff).
- Buras, Robert.** Gedichte (Auswahl). Deutsch von Gustav Logorlotz. Leipzig, Spamer.
- Callias, M.** Licht auf den Weg. Uebers. a. d. Englischen. 2. Aufl. Leipzig, Th. Grieben.
- Dahn, F.**, Frigga's Ja. Erzählung. Leipzig, Breitkopf und Härtel.
- Deutsche Warande.** Tijdschrift voor Kunst en Zedegeschiedenis. Eerste jaargang, Nr. 6. Gent, S. Leliaert, A. Siffer & Co. —'s Gravenhage, W. Cromer.
- Dom, A.** Das Geiger-Evchen. Roman. Breslau-Leipzig, S. Schottländer.
- Drews, A.** Judas Ischariot. Eine Dichtung. Hamburg, Verlagsanstalt (J. F. Richter.)
- Ebers, G.**, Die Grod. Roman aus dem alten Nürnberg. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Elbo, Br.**, Sonnige Tage. Lieder aus einem alten Skizzenbuche. Leipzig, H. Haessel.
- Engel, Fr.**, Auf der Sierra Nevada de Mérida. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge von Virchow und Holendorff. N. F. III. Serie. Heft 58.) Hamburg, Verlagsanstalt (J. F. Richter.)
- Ferdinand, Max Alfred.** Liebesweben. Gedichte und Märchen. Dresden und Leipzig, E. Pierson.
- Frank, W.**, Der Narr. Roman. Hamburg, L. Günthor.
- Friedrichs, Herm.**, Gestalten und Leidenschaften. Dichtungen. Hamburg, Verlagsanstalt.
- Gegen den Strom.** Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. XIX: Raubbau. Wien, C. Gerolds Sohn.
- Gellner, K. W.**, Iphigenie in Delphi. Schauspiel in vier Akten. Leipzig, R. Carl.
- Gilm, H. v.**, Ausgewählte Dichtungen. Herausg. v. d. Passer. Leipzig, Liebeskind.
- Glzycki, G. v.**, Moralphilosophie gemeinverständlich dargestellt. Leipzig, W. Friedrich.
- Goldschmidt, I.**, Schillers Weltanschauung und die Bibel. Berlin, Rosenbaum & Hart.
- Gran, Heinrich.** Fünfzehn Jahre in Weimar. Erlebtes und Erkanntes. — Vom Theater. Allerlei Aufzeichnungen. Leipzig, O. Spamer.
- Greif, Martin, Konradin,** der letzte Hohenstaufen. Trauerspiel. Stuttgart, J. G. Cotta.
- Günthert, J. E. von,** Friedrich Theodor Vischer. Ein Charakterbild. Stuttgart, A. Bonz & Co.
- Gurlitt, C.**, Geschichte des Barockstiles und des Rococo in Deutschland. Lief. 1. Stuttgart, Ebner und Seubert (Paul Neff).
- Gutzelt, Joh.**, Reimenschliche Kindererziehung. Drei Vorlesungen. Leipzig, Sigismund & Volkning in Comm.
- Hackländer, F. W.**, Der Tannhäuser. Eine Künstlergeschichte. Mit 167 Illustrationen von A. Langhammer. Stuttgart, C. Krabbe.
- Hartwig, G.**, Ueber dem Abgrund. Roman. 2 Bde. Breslau, S. Schottländer.
- Herma, A.**, Rösselsprünge aus deutschen Dichtern. Frankfurt a/M., A. Osterrieth.
- Hermann, S.**, Schwarz-Gelb. Soldaten-Lieder. Wien, G. Szolinski.

- Herzer, J.**, Dichterklänge aus dem Alterthum. Leipzig, Leipziger Verlagshaus.
- Hesse, A.**, Papannoeken. Eine Geschichte für die Sommerfrische im Harz. Harzburg, C. R. Stolle.
- Heyse, Paul.** Dramatische Dichtungen. 18. Bd.: Gott schütze mich vor meinen Freunden. 19. Bd.: Prinzessin Serscha. Berlin, Hertz (Bessersche Buchhandlung).
- Holtzinger, Dr. H.**, Handbuch der altchristlichen Architectur. Mit c. 180 Illustr. Lief. 1. Stuttgart, Ebner und Seubert (Paul Neff).
- Howard, Blanche Willis, Guenn.** Eine Welle am Strande der Bretagne. Autoris. Uebers. von Hel. Stern und Marg. Jacobi. Stuttgart, Robert Lutz.
- Ibsen, Henrik.** Die Frau vom Meere. Schauspiel in 5 Acten. Deutsch von Julius Hoffory. Autorisirte deutsche Ausg. Berlin, S. Fischer.
- Illustrirte Geschichte Deutschlands.** Text von Th. Ebner und unter artist. Leitung von Mader Max Buch. 2 Bände. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut.
- Janitschek, Maria.** Verzaubert. Eine Herzensfabel in Versen. Stuttgart, W. Spemann.
- Kirchhoff, A.**, Länderkunde von Europa. Lieferung 58—61. Prag, F. Tempsky.
- Knochenhauer, K.**, Grundriss der Weltgeschichte für den Unterricht. 4. Aufl. Potsdam, A. Stein.
- Kulturgeschichtliches Bilderbuch** aus drei Jahrhunderten. V. Bd. Lief. 59 und 60. Leipzig und München, G. Hirth.
- Kurz, J.**, Gedichte. Frauenfeld, J. Huber.
- Lauff, J.**, Der Holfensteiner. Ein Sang aus dem Bauernkriege. Köln, A. Ahn.
- Legerlotz, Gustav.** Aus guten Stunden. Dichtungen und Nachdichtungen. Salzwedel, Gustav Klingenstein.
- Leo, C.**, Räthsollust für Jung und Alt. Berlin, R. Mückenberger.
- Loewenberg, I.**, Gedichte. Norden, H. Fischer.
- Lubbock, John.** Die Freuden des Lebens. Deutsch nach der 7. Aufl. von M. zur Mergede. Berlin, Fr. Pfeilstücker.
- Memini, Marchesa d'Arcele.** Zweiter Band. (Engelhorn's Roman-Bibl. V, 6., Stuttgart, J. Engelhorn.
- Moskauer Almanach** für 1889. I. Jahrg. Moskau, Grossmann & Knübel.
- Mücke, Lic. theol.**, Der Friede zwischen Staat und Kirche. Eine ironische Darstellung und Würdigung der jüngsten Entwicklung der katholischen und evangelischen Kirche in ihrem Verhältniss zum Staate. 2 Bände. Brandenburg a. d. H., J. Wiesike.
- Die Nichtigkeit der päpstlichen Nachfolgerschaft Petri sammt ihren Ansprüchen in Staat und Kirche. 10. Auflage. Brandenburg a. d. H., J. Wiesike.
- Müller, M.**, Das Denken im Lichte der Sprache. Aus dem Englischen übers. von E. Schneider. Autoris. Ausgabe. Leipzig, W. Engelmann.
- Neumann-Strela, Karl.** Die Erziehung der Hohenzollern vom Grossen Kurfürsten bis zur Gegenwart. Düsseldorf, Felix Bagel.
- Memann, A.**, Die Erziehung des Menschengeschlechts. Philosophische Betrachtungen. Dresden, E. Pierson.
- Philippi, E.**, Schillers lyrische Götterdichtung im Zusammenhange beleuchtet. Augsburg, A. Votsch.
- Polybiblion, Revue bibliographique universelle.** Livraisons de novembre. Paris, 2 et 5 rue St. Simon.
- Prel, Carl du.** Imm. Kants Vorlesungen über Psychologie. Mit Einleitung: „Kants mystische Weltanschauung.“ Leipzig, E. Günther.
- Proelss, Joh.**, In der Alpenschutzhütte. Novellenkranz. Leipzig, Ernst Keils Nachf.
- Puttitz, G. zu.** Vier Novellen. Berlin, Gobröder Paetel.
- Revue de l'enseignement des langues vivantes.** Novembre 1888. Havre, E. Hustin.
- Richter, H.**, Märchen aus dem Leben. Mit Illustr. und Lichtdruckbildern von Klein und Payer. Stuttgart, Max Waag.
- Rubin, S.**, Geschichte des Aberglaubens. Aus d. Hebräischen übers. von J. Stern. Leipzig, E. Thiolo.
- Schafheitlin, Adolf.** Der Schwalbe nach. Lieder und Gedichte. Wien, Carl Konegen.
- Schanz, F.**, Gedichte. Leipzig, J. J. Weber.
- Licht. Ein Märchengedicht. Giessen, E. Roth.
- Scheffel, J. V. v.**, Gedichte aus dem Nachlass. Zweite Auflage. Stuttgart, A. Bonz & Co.
- Schorers Jugendfreund.** Herausgeber K. Dorenwell. I. Jahrgang. Berlin, F. H. Schorer.
- Schulte, Dr. Eduard.** Erinnerungen an das alte Joachimsthal'sche Gymnasium in Berlin. Bad Freienwalde a. O., F. Draeseke (Max Achilles).
- Silberstein, A.**, Neue Hochlandsgeschichten. Leipzig, Leipziger Verlagshaus.
- Stettenheim, Jul.**, Wipphons Gedichte. — Ein Kistchen Monopol-Cigarren. Die Kunst, eine Cigarre anzubieten. Jour fixe bei Muckenich. Mit 17 Illustr. Berlin, S. Fischer.
- Storm, Th.**, Geschichten aus der Tonne. Dritte Aufl. Berlin, Gobr. Paetel.
- Sturmhüfel, Nahida.** Vergessene Lieder. Leipzig, Gustav Fock.
- Teadorpf, A.**, Geschichte der Kaiserlich Deutschen Kriegsmarine. Kiel und Leipzig, Lipsius und Fischer.
- Thraemer, E.**, Pergamos. Untersuchungen über die Frühgeschichte Kleinasiens und Griechenlands. Leipzig, Teubner.
- Toepppe, H.**, Outlines of English Literature. 2. ed. by H. Robolsky. Potsdam, A. Stein.
- Tyrolt, Dr. Rudolf.** Chronik des Wiener Stadttheaters. 1872—1884. Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. Wien, Carl Konegen.
- Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.** Band XV. Nr. 8. Berlin, D. Reimer.
- Vollmann, K.**, Intellos. Trauerspiel. 2. Auflage. München, J. Hiller.
- Wildenradt, Joh. v.**, Ubbo, der Frieso. Leipzig, Leipziger Verlagshaus (Greuell & Francke).
- Wohl, Stephanie, Rauschgold.** Roman aus der ungarischen Gesellschaft. Von der Verfasserin besorgte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Jena, H. Costenoble.
- Woringen, F. v.**, Märchen. 3. Aufl. Mit Bildern. Berlin, Fr. Pfeilstücker.
- Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.** XXIII. Band. Fünftes Heft. Berlin, D. Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Grenzboten: Eine Erscheinung von überraschend erfreulicher Art. — Hier gewinnt man das Gefühl, ein wahrhaft berufenes lyrisches Naturell kennen zu lernen. Diese Lieder sind von einer so reifen, abgeklärten Schönheit, von einer so einfachen Liebenswürdigkeit, von einem so hohen Adel der Form, dass man nicht müde wird, sie immer wieder zu lesen. Foy weiss eine grosse Anzahl von Stimmungen anzuschlagen, und auch in dieser Beweglichkeit seines Gemüths, welches bald sehnsüchtig zu träumen, bald scherzend zu kosen weiss, bald tief betrachtet, bald geflügelte Epigramme schmiedet, hekundet sich die echt lyrische Anlage. Irgend ein Schicksal, welches es war, sagt er nicht, hat Foy in den Orient, nach Konstantinopel, an den Bosphorus, an die Enge der Dardanellen geführt. Was er dort empfunden, erlebt hat, aber nicht bloss dies allein, hat er besungen. Nicht über den Orient sprechen, sondern aus dem Orient stammen seine Gedichte. Es sind nicht Uebertragungen orientalischer Poesie, sondern poetische Erlebnisse originaler Art im Orient. Ein junges Herz, einen empfänglichen Sinn, ein reines Gemüth, einen unterrichteten Geist brachte der Dichter mit, und seine vornehme Kunst hat das sonnige Gold, das über jenen reichgesegneten Fluren lagert, den sehnsuchtsvollen Mondenglanz, der die Nacht am Bosphorus magisch erhellt, in deutsche Verse gefasst. Wir werden in eine ganz eigene Welt versetzt. Wir wagen mit dem verliebten Dichter gefährliche Stelldicheins mit einer verschleierte Haremsschönheit im nächtlichen Dunkel eines schönen Gartens. Wir schwärmen berauscht mit ihm beim Girren der Turteltauben, beim Gesange der Nachtigall. Wir sitzen mit ihm am Strande des Bosphorus, zählen die dahinfließenden Wellen und harren sehnsüchtig des Nachens, der von Asiens Küste die Schöne herüberbringen soll. Oder der Dichter gedenkt des klassischen geschichtlichen Bodens, auf dem er sich bewegt. Sein eigenes Schicksal vergleicht er der Argo, die den ahnungslosen Jason mit der schwarz brütenden Medea führte. Auf den Prinzeninseln erfasst ihn der tragische Gegensatz zwischen Natur und Geschichte. Ewig golden leuchtet die Sonne, Frieden verkündet die paradisische Landschaft, aber die Menschen, die Menschen! Die Vergänglichkeit, das ewig alte Weib, setzt

sich dem Dichter zur Seite, der in die Schönheit der Ruinen und des mit breiten Blättern sie umrankenden Feigenbaumes versunken ist. Sie erzählt ihm von den gekrönten Giftmischern und Augenblendern des Kaiserreichs Byzanz, ihn schaudert's, denn diese Ruinen barge die Verbrechen:

O lass mich ihrer nie gedenken!
Im Purpur der verruchten Brut,
Bemüht dies Paradies zu tränken
Mit Geifer, Thränen, Gift und Blut.

Dass Sturm die letzte Schrift vernichte,
Die ihrer Greuel Schande schreibt!
Dass nie der Mensch aus der Geschichte
Erfahre, was die Menschheit treibt!

ruft der Dichter aus, freilich recht im Gegensatz zu dem Geschmacke seiner Zeit, die nicht genug davon erfahren kann, und er flüchtet wieder zur schönen Natur zurück, denn sie allein ist das Licht, der Friede. Man könnte Foy beinahe als Sonnenanbeter bezeichnen, so oft kehrt bei ihm der Preis der Sonne wieder. Aber ebenso gut könnte man auch ein klassisches Bekenntniss aus seinen Liedern herauslesen, denn ebenso begeistert preist er die Schönheit der reinen Form, zumal des Weibes. Ueberhaupt ist es merkwürdig, wie er sich zu der orientalischen Welt gestellt hat. Er ist immer Deutscher und sogar auch Christ im eigentlichen Sinne geblieben, er hat sich sehr davor gehütet, unter Orientalen ein Orientale zu werden und etwa im Geschmacke Mirza Schaffy's zu reimen. Er ist ein Mann von hohen Gefühlen, er bewegt sich ebenso leicht in erhabenen Empfindungen wie in kleinen, geistsprühenden Scherzen. In einem der schönsten Gedichte aber auf einen türkischen Friedhof hat er seinen eigenen christlich-europäischen Stolz gebeugt vor der Erkenntniss der Einheit alles Menschlichen und Göttlichen. So wie hier, zeichnet Foy oft in seinen längeren Gedichten nebenbei und halb unbewusst ein Landschaftsbildchen (z. B. in dem herrlichen Liede „Liebesfackel, leuchte mir“), ein Sittenbild; aber er ist weit davon entfernt, ein lyrischer Antiquar oder Landschaftsmaler zu sein. Der weitaus grössere Theil seiner Gedichte ist an den allmächtigen Eros in Freude und Trauer gerichtet, denn er beklagt den Tod der Geliebten und stimmt „Klänge der Sehnsucht“ von der fernen Ostsee nach dem goldigen Süden an. Die letzten zwei Abtheilungen seines

Buches bieten Uebersetzungen, die man mit aufrichtigem Danke und wahren Genusse lesen kann. Aus dem türkischen Eulenspiegel, Meister Nassreddin, hat er einige ergötzliche Proben gebracht: Weisheit unter der Schellenkappe; und aus der neugriechischen Volkspoesie hat er ein paar Dutzend prächtiger, verliebter „Tanzklänge“ übertragen, vierzeilige Strophen, von demselben poetischen Charakter wie unsere „Schnaderhüpfel“ in Tirol und Kärnten. In den kleinen unüberschriebenen Gedichten der Abtheilung „Liebesschiller“, Gefühlsakkorden, kurzen Stimmungslauten, hat er das beste Zeugniß für seine rein lyrische Begabung abgelegt. Als „Anhang“ bietet er drei Balladen, von denen die eine: „Byzantinisches Triumphbild“ ein herbes Pathos und eine kräftige Gestaltungskraft bekundet. Es genüge hier, darauf hinzuweisen.

Daheim: „Zeigen diese Lieder, wie der Geist des Volkes die Pracht des Orients in naiver Weise widerspiegelt, so geben uns die „Lieder vom goldenen Horn“ den interessantesten Contrast: Die Reflexe aller dieser strahlenden Eindrücke im Bewusstsein eines Einzelnen,

eines Deutschen, eines echten Poeten. Aus demselben Quell geschöpft, aus dem schon Göthe, Rückert und Bodenstedt sich Begeisterung getrunken, sind diese Lieder unter dem Einflusse desselben Schönheitsrausches mit demselben farben- und formenreichen Zauber orientalischer Verstechnik zum Ausdruck gebracht worden. In Klängen voll Liebe und Naturschwärmerei, in dem Gedankenfiligranwerk geistvoller Weisheitssprüche und den Ausdrücken des Humors, der seine Flackerlichter um manche Sonderbarkeiten östlicher Sitten spielen lässt, ist morgen- und abendländischer Geist in reizendster Weise zusammengeflossen.

Gegenwart: „Die Liebeslieder sind aber bei aller orientalischen Vermummung nicht bloß gemacht, sondern von tiefinnerlicher Gluth und Leidenschaft erfüllt, und dass dem Dichter auch die schwere Gedankenwelt zum Gedichte werden kann, beweist das schöne „Türkischer Friedhof“ oder das fromme „Der Friede“. Von prächtigem Humor sind die wenigen Gedichte des türkischen Eulenspiegels Nassreddin und voll Schelmerei die griechischen Tanzklänge.

..

Anatolische Volkslieder

Aus der „Kaba dili“ von Leopold Grünfeld.

160. 94 Seiten M. 2.— broch., M. 2.75 in Leinwand u. Goldschn. geb.



Urtheile der Presse:

Allgem. Zeitung, München . . . „Der Unterschied zwischen Mesel (Märchen) und Hiltiaje (Erzählung) passt ganz richtig auch auf das gegenwärtige Verhältniß zwischen Turki und Scharki. Unter letzteren versteht man jene Lieder, die in Keffendi-Kreisen gedichtet in Begleitung des Psalter, der Violine und der Guitarre bei Abendunterhaltungen von professionellen Sängern vorgetragen werden; sie bilden das poetische Zeugniß der gebildeten Stände, sie sind mit arabisch-persischen Wörtern reich überladen und haben nie zum Gemeingute des Volkes gehört. Turki's hingegen sind dem reichen Borne der Volksmuse entsprungen, sie erklingen in den Thälern Anatoliens und pflanzen, ohne nie-

dergeschrieben zu werden, sich von einem Geschlechte zum anderen fort. Wir in Europa haben von dieser Poesie noch kaum etwas gehört, und L. Grünfeld hat uns zu Dank verpflichtet, indem er mit dem kleinen Sträusschen „Anatol. Volksl.“ hervorgetreten ist. Diese Lieder, die er auf Anregung des Dr. Kúnos veröffentlicht, mögen vorderhand als Musterbild der gleichartigen Sammlung des jungen ungarischen Gelehrten gelten. Der deutsche Leser wird allerdings über die Eintheilung der Lieder in Kerem-Garib- Massal- Kőjli- und Mani-Lieder nicht ganz im klaren sein, aber einen Vorgesmack von der Volksmuse des Anatoliens wird das vorliegende, kleine und hübsch ausgestattete Büchlein den-

noch geben, wie zum Beispiel das nachstehende Gedicht:

Deiner blauen Augen Thränen
Haben mir das Herz bethaut
Als mit festgepressten Zähnen
Ich in's Antlitz Dir geschau't,
Asli, was hast Du gethan?! —

Nimmer kann den Schlaf ich finden,
Seit ich weinend Dich gesch'n,
Seit — ein Spiel den Abendwinden —
Deine Locken ich sah weh'n!
Asli, was hast Du gethan?! —

Ich erinnere mich ziemlich lebhaft an ähnliche Gesänge, die ich einstens an den Ufern des Oxus und des Görgen gehört; dort harren die Blüten der Volksdichtung noch immer auf ihren Sammler. Hier in den Thälern Anatoliens werden die Schätze der Volksdichtung wohl nicht lange verborgen bleiben, und es ist eine lohnende Arbeit, die der Forscher unternimmt, wenn er, der von den Orientalen selbst vernachlässigten Volksdichtung seine Aufmerksamkeit widmet. Pest. H. Vámbéry.

Daheim ... Mit tiefpoetischem Ausdruck — an dessen Wirkung der deutsche Interpret sichtbar seinen guten Antheil hat, wird uns der ganze Reichthum der wundervollen Liebessymbolik des Ostens entgegengebracht, unter deren sinnbildlichem Gewande Sehnsucht und Leidenschaft sich zugleich verbergen und offenbaren, wie die schönen Gesichter der Orientalinnen unter ihren duftigen Schleiern. Wie der Verfasser uns in seiner Vorrede darthut, sind jene Lieder der Ausfluss des echt türkischen Volkslebens, das Erbe alter Zeit, die Blüte der „Kaba dili“, der „groben“ volksthümlichen türkischen Sprache, die sich von der mit arabischen und persischen Ideen überwucherten, künstlich verschnörkelten Literatursprache deutlich unterscheidet. (Frida Schanz).

Blätter für litterarische Unterhaltung: ... Die Liebe bildet das Grundthema aller dieser Poesien, und es kommt in ihnen eine eigenthümlich feine Erotik mit bestrickendem exotischen Dufte zum Ausdruck. Manches darin erinnert an Bodenstedt's Mirza-Schaffy-Poesie, aber es ist im ganzen ein tieferer, mehr der Welt des Herzens als der Sinne

entstammender Ton darin. Was an diesen Liedern besonders fesselt, das ist die jedem echten Volksliede eigenthümliche unverfälschte und quellfrische Naivetät, die aus ihnen spricht.

Neue illustrierte Zeitung. Wien. Man kann bei einer neuen Erscheinung dieses Verlages eigentlich schon im vorhinein dessen gewiss sein, dass sie einen bestimmten literarischen Werth hat. Das ist denn auch bei diesem Buche der Fall. Wir möchten beinahe behaupten, dass seit Bodenstedt's Mirza Schaffy die poetische Form des Ostens niemals, sei es in einer Uebersetzung, sei es in der Nachahmung wieder so gut getroffen worden, wie in diesen „anatolischen Volksliedern“. Der Leser sei allein auf eines dieser Gedichte, das fünfte, der „Keremlieder“: ‚Ich will nicht, dass der Mond dein Antlitz sieht‘ hingewiesen — eine poetische Perle, die alleingügen würde, das Buch lesens- und kaufenswerth zu machen. —

Vossische Zeitung: Das vornehm ausgestattete Büchlein birgt einen Schatz wunderherrlicher Liebeslyrik, von dessen Dasein man bisher kaum etwas ahnte. etc.

Kölner Nachrichten beginnen ihr Referat: Wir sind von der seit Jahren in grossem Ansehen stehenden Verlags- handlung stets gewohnt, etwas „Apartes“ erwarten zu können und finden uns nie getäuscht. Sie ist nicht in der unbedeutenden Lage, immer die Pressen zu beschäftigen oder terminmässig mit immer Neuem auf dem Markt erscheinen zu müssen. Sie bringt ausgewählt Gutes oder gar nichts. So begrüßen wir auch die neuen Erscheinungen mit rechter Freude,“ und das „Daheim“ fügt ihrer Besprechung bei: „Seit Jahren werden die reizenden, eleganten Ausgaben des L'schen Verlags mit Vorliebe als Festgeschenke gekauft. Wir müssen uns schon darein finden, dass bei uns, wo man Gedichte überhaupt nur als Luxusgaben betrachtet, die Ausstattung für den Absatz zunächst massgebend ist; so können wir einem Verleger Dank wissen, wenn er das Aeussere seiner Bücher nicht nur als decoratives Schau- stück behandelt, sondern es wie hier mit dem Inhalt in künstlerischen Einklang zu bringen weiss.“



KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1889^{er}. Frische Füllung. 1889^{er}.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58 ²⁰ R.
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41 ⁸ "
Theresienbrunn	47 ¹ "
Neubrunn . .	47 ³ "
Marktbrunn .	34 ⁵ "
Felsenquelle .	47 "
Kaiser-Karis-Qu.	33 ⁴ "
Kaiserbrunn .	39 ¹ "

— † —

**Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause**

Quellen-
Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
—
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— † —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen

(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen im

Jahre 1887

11,894,000

Flaschen und Krüge.

**THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,**

UND REMAGEN A. RHEIN.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

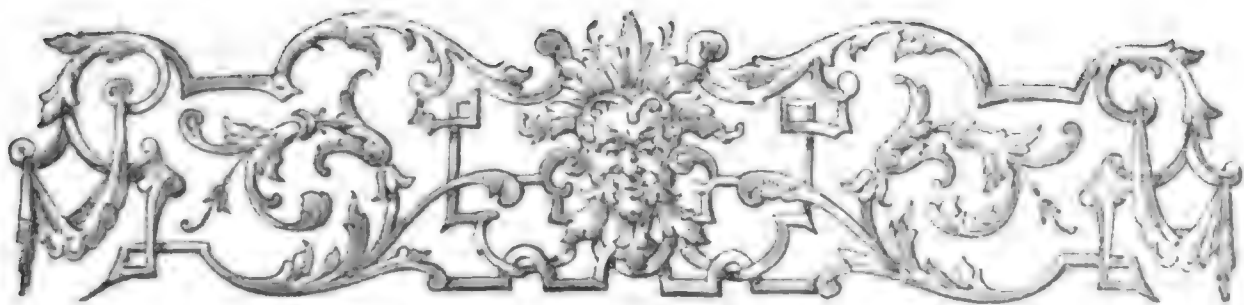
XLVIII. Band. — Februar 1889. — Heft 145.

(Mit einem Portrait in Adirung: Eduard von Bauernfeld.)



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Geschichte des jungen Pfffig.

Von

Carl Vogt.

— Genf. —

(Schluß.)

Pünzgen, das liebeliche Fest, war gekommen, und im Herbst sollten die Maturitätsprüfungen abgehalten werden. Pfffig wurde von einem seiner Klassenkameraden eingeladen, bei ihm die Pfingstferien zuzubringen. Dieser wurde, weil sein Vater, fürstlicher Forstinspector, das Forsthaus bei Möschel bewohnte, allgemein nur der „Möschel“ genannt. Als zukünftiger Forstbeamter durfte sich Möschel einen Hund halten, der Caro hieß, und von dem der gute Möschel behauptete, er habe mehr Verstand wie er, sein Herr, könne es aber nicht von sich geben, weil er taubstumm sei, trotzdem er bellen könne. Möschels Geistesgaben waren, wie aus dieser Umgebung derselben erhellt, nicht gerade die glänzendsten; aber man hegte nicht den geringsten Zweifel, daß er dem Vater im Amte nachfolgen werde, da dieser bei dem Fürsten wie bei dem Erbprinzen, die dort häufig Hofjagden abhielten, sehr wohl gelitten war. Der Erbprinz brachte oft Wochen im Forsthaufe zu, das reizend am Saume eines großen Waldes gelegen war und wo er sein eigenes Zimmer hatte, das unter strengem Verschlusse gehalten wurde und nur von dem jungen Möschel betreten werden durfte, der die Eigenheiten des hohen Herrn genau kannte. Dieser hielt nämlich ungemein auf Ordnung, so sehr, daß ein silbernes Schreibzeug, mit einem balzenden Auerhahne als Aufsatz, genau in der Linie stehen mußte, die man von dem Thürschloß zum Fensterkreuze ziehen konnte. Jedes Mal, wenn der Erbprinz ankam, visirte er, ehe er den Schlüssel einsteckte, durch das Schlüsselloch den Auerhahn gegen das Fensterkreuz. Wehe, wenn das Schreibzeug nicht in der Visirlinie stand! Die Residenzler schlossen aus

Wohlgedeckt standen die beiden Schützen bewegungslos in Erwartung der Kaze, die da kommen sollte. Caro, der sich an Pfiffig seit einiger Zeit enge angeschlossen hatte, lag scheinbar schlafend zu dessen Füßen. Plötzlich hob er den Kopf, schnupperte leise, nahm aber dann seine vorige Stellung wieder ein. Pfiffig sah eine auffallende Erscheinung, eine Frauengestalt in weißem Kleide, aus dem Waldesdunkel hervorschweben und sich gegen die Richtung bewegen. Dort angekommen, stand die Gestalt einige Augenblicke still, von dem Mondlichte mit hellem Silberglanze überflossen. Pfiffig unterschied einen weißen großen Rembrandthut mit breitem Rande, kokett auf eine Schläfe gedrückt, eine rothe Schärpe, von der Schulter zur Hüfte übergeworfen, einen großen Strauß von Feldblumen auf dem Hut, einen andern auf der Schulter. Die Gestalt blieb eine kurze Weile stehen, hob den Kopf verzückt gegen den Himmel, streckte die Arme nach dem Monde aus, als ob sie den Mann darin küssen wolle, stieß einen tiefen Seufzer aus und schwebte über die Richtung weiter. Sprachlos vor Erstaunen schaute ihr Pfiffig nach; er war im Zweifel, ob er sein Versteck verlassen und ihr nachsehen sollte. War es eine Waldfee, ein überirdisches Wesen?

In diesem kritischen Augenblicke krachte ein Schuß aus Möschels Flinte; die Gestalt stieß einen gellenden Schrei aus und verschwand mit Windeseile an dem gegenüber liegenden Rande des Wandes. Caro war aufgefahren, duckte sich aber sofort wieder. Pfiffig sah nur unbestimmt in der Dämmerung ein Thier, das mit hochgehobenem Schwanze über die Schneise sprang und an ihm vorüber eilte. Die Flucht ging über einen vom Mondlicht erleuchteten Fleck zwischen den Büschen. Pfiffig gab Feuer. Das Thier war verschwunden. Aber nun gab Caro laut und rannte nach der Richtung, wo er Stand hielt und beständig bellte. Pfiffig spannte mechanisch den Hahn seines zweiten Laufes und schaute der verschwundenen Frauengestalt nach, ohne sich vom Flecke zu bewegen. Möschel rannte hervor. „Wo liegt sie?“ rief er. „Wer?“ stöhnte Pfiffig, wie aus einem Traume erwachend, „die Frauengestalt?“ — „Ach was! Frauenzimmer!“ rief Möschel, „die Kaze meine ich! Oder hast Du nicht auf die Kaze geschossen? Komm, wir wollen sehen! Wenn Caro so laut giebt, ist es nicht umsonst!“

Sie gingen vorsichtig, die Flinten mit gespannten Hähnen schußfertig in den Händen, auf den Ort zu, wo Caro laut gab. Auf einer kleinen Richtung wälzte sich ein prachtvoller Wildkater mit den letzten Todeszuckungen in seinem Blute. Caro hielt sich in respectvoller Entfernung und stieß jetzt, wo seine Herren neben ihm waren, nur von Zeit zu Zeit einen heiseren Ton aus. „Siehst Du, sagte Möschel, was für ein gescheibtes Vieh der Caro ist? Wäre es ein Gase, so hätte er ihn schon längst im Maule, um ihn uns zu apportiren; aber er weiß, daß eine wilde Kaze Zähne und Klauen hat, mit denen er nicht gern Bekanntschaft macht. Couche, Caro! Laß die Bestie verenden. Aber,“ sagte Möschel

zu Pffiffig sich wendend, der wie verwirrt die mit dem Tode ringende Kaze anstarrte, „Du hast das Raubzeug gut getroffen. Das wird meinem Alten eine riesige Freude machen. Er wird höllisch vergnügt sein und uns heute Abend eine Flasche von seinem alten Rauenthaler wicksen, den er sonst nur zum Besten giebt, wenn der Fürst kommt. Ich hatte gefehlt. Aber daran war nur die verrückte Clotilde Schuld, die der Teufel reiten mußte, daß sie mir gerade in die Schußlinie rannte, als ich die Kaze sah, die sich auch, wie wir, auf den Anstand an dem Wechsel aufgestellt hatte. Aber nun ist sie todt! Siehst Du, jetzt geht Caro heran und beschnuppert sie. Er weiß, daß sie ihm nichts mehr zu Leide thun kann. Nicht wahr, ein geschaidtes Hundelchen? Apporte, Caro! Aber Du wirst sehen, er apportirt sie nicht! Die Bestie hält etwas auf sich und apportirt kein Thier, das nicht gegessen wird. Schon die wilden Kanickel apportirt er nicht gern. Er weiß sehr wohl, der Caro, daß nur der alte Friß, der Forstgehülfe sie ist, der mit der Armee in Frankreich gewesen ist und sie dort essen gelernt hat. Was sie doch in diesem Frankreich für Zeug fressen! Frösche, Schnecken und Kaninchen! Aber was hast Du denn, Pffiffig?“

Dieser hatte den Monolog Möschels, obgleich derselbe eine für den Studiengenossen höchst außerordentliche Leistung war, nicht gehört. Er krallte seine Hand krampfhaft um Möschels Arm und keuchte: „Habe ich die Kaze oder das Frauenzimmer geschossen? Wo ist sie hin?“ — „Ich glaube wahrhaftig“, lachte Möschel, „Dir rappelt es im Kopfe! Komm mit nach Hause! Denk' an den Rauenthaler!“

Er hob die Kaze auf und steckte sie in den Jagdbransen. „Komm, Caro“, sagte er zu seinem Hunde, „wir wollen auf dem Heimwege ein bißchen zusammen plaudern. Mit dem Pffiffig ist ja doch nichts anzufangen. Ich glaube, der Schuß hat ihm das Concept verrückt. Ich werde ihm zu Hause „Cotta's Waldbau“ zu lesen geben. Das schläfert ihn unfehlbar ein. Wenn ich nur zwei Seiten darin gelesen habe, schlafe ich im Stehen ein, wie ein Rhinoceros.“

Es ging, wie Möschel gesagt hatte. Der Rauenthaler löste endlich Pffiffigs Zunge, den der Vater Möschel mit Glückwünschen und Freudenbezeugungen fast erdrückt hatte. „Morgen schreibe ich's dem Fürsten und dem Erbprinzen! Das macht Ihnen einen gewaltigen Stein im Brette bei den Herrschaften, Pffiffig! Darauf können Sie Gift nehmen! Und gerade in's Genick geschossen, das bei den Kazen der empfindlichste Punkt ist. Ja, in der Anken, da sitzen die Kranken! Warte, Kerlchen, Du erwürgst mir künftig keine jungen Mehe mehr und läßt mir die Fasanen in Ruhe! Ihre Gesundheit, Pffiffig! Sie sollten Förster werden, statt Pfarrer! Mit der Bibel lassen sich die wilden Kazen nicht todtschlagen, und mit der Flinte dürfen Sie, wenn Sie einmal Pfarrer werden, nicht mehr umgehen. Ganz wie es im Hieronymus Jobs steht: Dieweil ein Geistlicher niemals nicht — Anders als mit der Bibel sicht!“

Pfiffig hatte unterdessen seine Fassung wiedergewonnen. Er hielt das Glas gegen das Licht, blinzelte hinein und sagte in scheinbar nachlässigem Tone, dem ein aufmerksamer Beobachter aber die innere Erregung hätte anmerken können: „Wer war denn das weißgekleidete Frauenzimmer, das uns in die Quere kam? Heinrich nannte sie Clotilde.“

„Wie, die Clotilde? Hatte sie ihren Pollak bei sich?“ fuhr zornig der Oberförster auf.

„Nein, Vater,“ unterbrach der junge Möschel, „den hatte sie zu Hause gelassen. Seitdem Du ihr gedroht hast, Du würdest den Hund erschießen, wenn Du ihn im Walde anträdest, schließt sie den Pollak immer ein, ehe sie ihre sentimentalen Streifzüge antritt.“

„Aber wer ist sie? Wo wohnt sie?“ drängte Pfiffig.

„Das ist eine lange Geschichte,“ sagte der Oberförster, indem er die Flasche ergriff und ihren Inhalt prüfend beschaute. „Wenn ich die erzählen soll, wirst Du wohl noch Succurs im Keller holen müssen, Heinrich. Aber der Wildkaze wegen kommt es mir auf einige Flaschen Rauenthaler mehr nicht an. Also die Clotilde war auch dabei?“

„Freilich, grommelte der junge Möschel. Vor der ist man ja nirgends sicher. Nachts bis zwölf wandert sie, und Morgens spukt sie schon wieder im Hause herum, wie Hans sagt. Sie war Schuld daran, daß ich die Kaze fehlte. Sie lief mir gerade in die Schußlinie. Hol sie der . . .“

„Nun, nun,“ sagte der Oberförster begütigend. „Sie ist doch eine gute Seele und hat noch Niemand Etwas zu Leide gethan, wenn sie auch ein bißchen übergeschnappt ist. Aber dafür kann sie nicht. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Aber da schwagen wir in den Tag hinein, und Pfiffig zappelt vor Ungeduld, daß ich ihm die Geschichte erzähle. Dazu muß ich aber erst ausholen.“ Er that einen kräftigen Schluck.

„Haben Sie schon das Dorf und Schloß Dartingen gesehen, das etwa eine halbe Stunde von hier in einem schönen, fruchtbaren Thale liegt? Nein? Sie sind noch nicht auf jener Seite gewesen? Nun, Heinrich kann Sie morgen hinführen!“

„Prost die Mahlzeit!“ sagte der junge Möschel. „Ich will der Clotilde nicht begegnen! Sie hängt sich sonst an mich, wie eine Klette, und ich kann sie nicht wieder los werden!“

„Auch gut! So werde ich dem Herrn Pfiffig den Weg zeigen. Ich muß doch morgen früh dort hinüber, um die Pflanzungen zu besichtigen, die ich letzten Herbst habe anlegen lassen.“

„Ich werde indessen „Cotta's Waldbau“ studiren. Ich habe ohnedem ein Pensum von zwei geschwänzten Tagen nachzuholen.“

„Sehr löblich, mein Sohn,“ sagte lächelnd der Oberförster. „Also, Herr Pfiffig, Dartingen ist das reichste Dorf auf weit und breit, und die Bauern sitzen darin, wie die Vögel im Hanssamen. An einem Ende liegt das Schloß, jetzt fast eine Ruine. Im dreißigjährigen Kriege haben sie

sich wacker dort herum geklopft, Schweden und Kaiserliche; und auch in den napoleonischen Kriegen zogen sich die Colonnen gern dorthin, denn der Hahn steht nicht umsonst auf dem Kirchthurme.“

„Wieso?“ meinte Pffiffig.

„Wie ich sage,“ antwortete der Oberförster. „Die alten Kriegsknechte wissen recht gut, daß man in protestantischen Dörfern, wo der Hahn auf dem Thurme sich dreht, bessere und reichlichere Verpflegung hat, als in katholischen, wo das Kreuz auf dem Thurme festgenagelt ist.“

„Nun gut! Das Schloß war früher befestigt und hat noch einige Eckthürme, die fast ebenso verfallen sind, wie die mit Epheu überwachsene Ringmauer. Der Graben ist ausgefüllt, und die Courtinen sind in Terrassen und Gärten umgewandelt worden, welche Clotilde, das muß man ihr lassen, recht sorglich pflegt. Sie könnte freilich mehr Gemüse und weniger Blumen ziehen, aber das ist ihre Sache. Das Schloß gehörte den Freiherren von Dartingen, früher reichsunmittelbare Raubritter, deren Nachkommen meist in fremde Kriegsdienste traten. Das Geschlecht ist jetzt ausgestorben, aber Clotildens Großvater von mütterlicher Seite stand zur Zeit der Revolutionskriege in österreichischen Diensten bei den Esterhazy-Husaren.“

„Das Regiment hatte eine Art Cartell mit einem französischen Chevaux-légers-Regimente, dessen Oberst ein Esterhazy gewesen war. Sie thaten sich nichts zu Leide, und die commandirenden Generale wußten recht wohl, daß sie Esterhazy und Esterhazy nicht gegen einander schicken durften. Sobald die Regimente nahe genug an einander waren, um die Uniformen zu erkennen, schwenkten die Einen rechts, die Andern links ab, während sie gegen andere Regimenter wacker ihre Schuldigkeit thaten.“

„Nun war einmal in den Revolutionskriegen während eines Waffenstillstandes eine Demarcationslinie gezogen längs des Baches, der das Thal von Dartingen durchfließt, und die beiden Regimenter sollten die Grenze bewachen. Die Franzosen lagen in Dartingen und waren lustig und guter Dinge, denn sie hatten gutes Quartier, Essen und Trinken in Hülle und Fülle und machten sich den Weibsknechten angenehm, indem sie ihnen allerlei kleine Dienste und Gefälligkeiten erwiesen und mit ihnen kokettirten. Die Kaiserlichen aber, deren Standquartier eine gute Stunde entfernt, in einem ärmlichen katholischen Dorfe war, mußten in elenden Erdhütten längs des Baches campiren, sich mit ihrer Menage behelfen und bliesen Trübsal nach Noten. Unter ihnen befand sich der Freiherr von Dartingen, der in den ersten Tagen manchmal sehnsüchtig nach seinem Schlosse hinüberschaute, in welchem die französischen Offiziere ihr Wesen trieben.“

„Aber das dauerte nicht lange. Warum hätten sich die Feinde, die doch in Cartell mit einander standen, nicht näher kennen lernen sollen? Um es kurz zu sagen, eines Abends kam unangemeldet der commandirende österreichische General, um seine Wachen zu inspiciren. Er fand seine Baracken leer; drüben in Dartingen aber tanzten Husaren und Chasseurs

bunt durcheinander mit den Dorfschönen, wobei die Musik der Husaren aufspielte, und auf dem Schlosse tafelten die Herren Offiziere, und der Rittmeister von Dartingen präsidirte an einem Ende des Tisches, während der Capitän Comte Mirabord am andern Ende die Honneurs machte, und die Trompeter der Chasseurs zu den Toasten Tusch bliesen. Der General trat mit gerunzelter Stirn ein, wurde aber sofort durch den Grafen Mirabord heiter gestimmt, der mit dem Glase in der Hand aufsprang und nach höflichem Gruße sagte: „General, Sie sind, wie diese Herren, für heute Nacht unser Gefangener! Herr von Dartingen hat uns seinen Keller zur Verfügung gestellt, und wir laden Sie geziemend ein, mit uns ein Glas auf das Wohlergehen der beiden Esterhazy-Regimenter zu leeren!“

„Der General war ein gutmüthiger alter Herr, Freund eines guten Trunkes, und als man spät nach Mitternacht das Lager aufsuchte, sagte er lächelnd: „Gute Nacht, meine Herren! Ich nehme die Gefängnißzelle, die mir Herr von Mirabord anbietet (der höfliche Franzose hatte sein Zimmer für den General einrichten lassen) mit Dank an, werde aber doch wohl künftig meine Inspectionen vorher anmelden lassen, um meine Leute in den ihnen angewiesenen Quartieren zu finden.“

„Einige Jahre verstrichen. Herr von Dartingen hatte in Folge einer Verwundung seinen Abschied genommen, sich in sein Schloß zurückgezogen, eine Dame aus der Nähe geheirathet und mit ihr einen Sohn gezeugt, der bald ein Tausendsasa wurde, fähig, dem Teufel aus der Hütte zu springen, und ihn dann auf freiem Felde zu fangen, wie der Schafhirt zu sagen pflegte.

„Herr von Dartingen lebte ziemlich einsam auf seinem Schlosse und bewirthschaftete sein Gut. Seine Frau starb früh; er brachte seinen Jungen in die Residenz auf das Gymnasium, besuchte ihn jährlich einmal bei Gelegenheit des großen Wollmarktes, dem er regelmäßig, schon seiner Geschäfte wegen, beizuwohnen pflegte, und ließ ihn in den Ferien nach Hause kommen, wo dann der Junge das Oberste zu Unterstkehrte, um sich vom anstrengenden Studium des Lateinischen zu erholen, das ihm gänzlich wider den Strich ging.

„Bei einem solchen Besuche in der Residenz begegnete Herr von Dartingen einem sauberen Manne in etwas fadenscheinigen Kleidern, dem man auf den ersten Blick den Militär ansah, um so mehr, als er nur einen Arm hatte. Er erkannte sofort seinen ehemaligen freundlichen Feind, den Grafen Mirabord.

„Dem war es schlecht ergangen unterdessen. Er hatte bald nach dem Zusammentreffen in Dartingen den Arm in einem Gefechte verloren, später aber mit Frau und Tochter, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, aus Frankreich flüchten müssen und saß nun in der Residenz im Elend, da man seine Güter sequestrirt hatte. Ein Wort gab das andere; Herr von Dartingen

suchte die Gräfin Mirabord in einer Dachkammer auf, wo sie mit einem kleinen, schwarzäugigen, pudigen Ding von Töchterchen hauste, das dem Herrn von Dartingen einen allerliebsten Knirz machte und ihn sofort „Mon oncle!“ nannte. Kurz und gut! Des andern Tages fuhren die beiden Kriegsfeinde mit Frau von Mirabord und dem kleinen Herlein in dem Zweispänner des Herrn von Dartingen nach dem Schlosse, und die Pferde hatten nicht viel zu ziehen, obgleich die Mirabords ihr sämmtliches Gepäck mitnahmen.

„Nach etwa einem Monat war es Herrn von Dartingen, als gehörten die Franzosen zur Familie. Er spielte mit seinem Gaste Biquet und Trictrac; Frau von Mirabord bereitete vortreffliche Extraschüsseln, die ihm besser mundeten, als die Hauskost der ländlichen Köchin, die voll Staunens über die Kochkünste der gnädigen Gräfin war, und das kleine Mädchen amüfirte ihn auf's Höchste mit seinen drolligen Versuchen in der deutschen Sprache.

„Nichts desto weniger machten die Franzosen Anstalten zur Abreise. Herr von Dartingen war außer sich und stellte den Grafen zur Rede. ‚Warum wollen Sie weiter, in das Blaue hinein?‘ sagte er. ‚Gefällt es Ihnen nicht bei mir?‘ — ‚Nur zu gut.‘ antwortete der Graf. — ‚Nun, so bleiben Sie bei mir, so lange es Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin gefällt.‘ — ‚Das geht nicht! Unser Besuch hat schon zu lange gewährt. Es ist nicht anständig, Ihre Gastfreundschaft länger in Anspruch zu nehmen.‘ — ‚Aber in drei Teufels Namen!‘ rief hitzig Herr von Dartingen, ‚wenn ich Ihnen nun sage, daß ich nicht mehr leben kann ohne Sie?‘ — ‚Erhigen Sie sich nicht, lieber Freund.‘ unterbrach ihn Mirabord, ‚so ist es nicht gemeint. Wir möchten ebenfalls gerne bleiben, aber nicht als Ihre Gäste. Es giebt ein französisches Sprüchwort: Les bons comptes font les bons amis! Wenn wir bleiben sollen, müssen wir uns Ihnen nützlich machen können. Wenn Sie uns dazu die Gelegenheit zu geben aewillt sind, so bleiben wir.‘ — ‚Ich begreife nicht,‘ rief Dartingen. ‚Eine französische Schrulle!‘

„Die beiden Herren haderten fast miteinander während einiger Tage. kamen aber endlich, da der Franzose ebenso unerschütterlich blieb, wie seine Frau, dahin überein, daß Graf Mirabord Intendant, seine Frau Haushälterin werden sollte, mit einer kleinen Besoldung für Jedes und freie Station für Beide und ihr Töchterchen. ‚Es ist wahrhaftig lächerlich,‘ meinte der Schloßherr, ‚daß ich einen solchen Vertrag mit Ihnen abschliesse. Was Sie und Ihre Frau thun werden, hätten Sie auch als gute Freunde besorgen können.‘ — ‚Das will ich zugeben, aber es ist nicht dasselbe.‘ antwortete der Graf. ‚Sehen wir den Fall, wir wären einige Jahre bei Ihnen geblieben als Gäste, und es wäre irgend eine Zwistigkeit entstanden, die Sie vielleicht veranlaßt hätte, mir eine tadelnde Bemerkung zu machen, oder gar die Thüre zu weisen. Dann standen wir uns als zwei Gleich-

berechtigte gegenüber, und es hätte dazu kommen können, daß wir uns miteinander in unserer Eigenschaft als alte Offiziere hätten herumschießen müssen. Jetzt sind wir, meine Frau und ich, Ihre angestellte Beamte; Sie können uns Bemerkungen machen, Aufträge geben, selbst einen Küffel ertheilen und uns entlassen, wir können Ihnen auffagen; der Ehrenpunkt kommt dabei nicht in das Spiel. Glauben Sie mir, klare Dienstverhältnisse sind besser, als schrankenlose Freundschaften.'

„Dabei blieb es, und Herr von Dartingen merkte bald, daß er nicht besser hätte fahren können. Der Graf verstand sich vortrefflich auf Land- und Gartenwirthschaft; er zog feine Gemüse und Zwergbäume, die damals in dem Lande noch völlig unbekannt waren, und hielt die Knechte zu soldatischer Pünktlichkeit an; das Hauswesen gewann unter der Leitung der Frau von Mirabord eine andere Gestalt. Man speiste besser und lebte doch wohlfeiler; die Zimmer wurden netter und freundlicher, und die kleine französische Here brachte viel munteres Leben in das Haus. Schön sei sie nicht gewesen, hat man mir gesagt, denn ich habe sie nie gekannt, vielmehr klein und unansehnlich, aber ausnehmend grazios in ihren Bewegungen, und ein Paar Augen habe sie im Kopfe gehabt, wie glühende Kohlen. Ihrem ‚Pavachen‘ und ihrem ‚Dunkelchen‘ sah sie Alles an den Augen ab, konnte sie aber dafür auch um den Finger wickeln.

„Louis von Dartingen, des Freiherrn Sohn, kam regelmäßig in den Ferien nach Hause. Es konnte also nicht fehlen, daß er sich sterblich in Louison, wie ihre Eltern die Kleine nannten, verliebte. Er war ein wilder Bursche, zu allen Tollheiten aufgelegt; aber vor Louison strich er die Segel. Das Studiren wollte ihm nicht in den Kopf. Da er Pferde leidenschaftlich liebte, so hängte er die Klassiker an den Nagel und bereitete sich vor, Stallmeister zu werden. Als Louison so weit herangewachsen war, verlobte er sich mit ihr und heirathete sie schließlich, sobald er „Fürstlicher Marstall-Aspirant erster Classe“ mit 600 Gulden Gehalt, freier Wohnung im Marstalle nebst einer Pferderation geworden war. Louis wurde um das schnelle Avancement und die vortheilhafte Versorgung sehr beneidet.

„Das junge Paar bezog in der Residenz seine Stallwohnung, die jedenfalls den Vorzug der Wohlfeilheit, sonst aber manche Unbequemlichkeiten hatte. Louisons feine Nase wurde beständig durch die Düste beleidigt, welche aus dem Erdgeschoße aufstiegen; vor Mitternacht war an keinen Schlaf zu denken, denn da die ersten Sängerrinnen, besonders aber alle Damen des Ballets, die bei dem Fürsten in höchster Gunst standen, in Hofwagen zu Proben und Vorstellungen geholt und wieder von dort nach Hause gebracht werden mußten, so war des Getöses in den unteren Räumen kein Ende. Außerdem war es gewissermaßen administratives Princip der fürstlichen Obermarstall-Direction, daß die Aspiranten Junggesellen und erst ihre Vorgesetzten, vom Stallmeister aufwärts, verheirathet sein sollten.

Für den jungen Herrn von Dartingen hatte der Oberhofmarschall erst nach langem Widerstreben deshalb eine Ausnahme gestattet, weil seine aus einer Pension in der französischen Schweiz heimgekehrten Töchter auf diese Weise die beste Gelegenheit fanden, mit Louison ihre Conversationsstunden unentgeltlich fortzusetzen. Da aber den übrigen Aspiranten erster und zweiter Klasse gegenüber das Princip festgehalten wurde und außerdem die Führung und Begleitung der Theaterdamen zu ihren amtlichen Obliegenheiten gehörte, so konnte es nicht fehlen, daß die langen Corridore, durch welche die Aspirantenwohnungen mit einander zusammenhingen, oft noch in später Nachtstunde von Gestalten durchhuscht wurden, mit welchen eine ehrbare junge Frau aus höheren Ständen nicht gerne zusammentrifft.

„Louison hatte sofort, als sie diese Uebelstände erkannte, Absperrung ihres Quartiers und Isolirung desselben durch Herstellung eines gesonderten äußeren Einganges und einer eigenen Aufgangstreppe verlangt. Die Ober-Marstalldirection hatte aber dieses Ansuchen „im Interesse des Dienstes“ und, wie der Director ihr persönlich versicherte, „mit blutendem Herzen“ abgeschlagen.

„So fand sich die gnädige Frau Marstall-Aspirantin erster Klasse in das Unvermeidliche. Wie das gewöhnlich zu gehen pflegt, gewann sie den angenehmen Seiten des etwas zigeunermäßigen Marstalllebens einigen Geschmack ab und stand endlich, da sie lebhaften Geistes, lustigen Humors und wohlwollenden Gemüthes war, an der Spitze der etwas lockeren Gesellschaft, welcher die ganze Residenz, mit Ausnahme einiger alter Bet-schwestern, um so gewogener war, als sie ihr steten Stoff zu Kaffeeschwarz und Theeklatich gab.

„Bald aber fanden die im Schlosse von Dartingen Zurückgebliebenen, daß der Marstall zwar ein Eden für die dort Weilenden sein könne, daß aber nichts desto weniger das Pflaster der Wege, die dorthin führten, ein sehr theures sei. Die Besoldungsquartale des Aspiranten verflüchtigten sich, noch ehe sie in einer Schublade Quartier genommen hatten; die Pferderationen setzten ihnen nach, wurden aber schwindstüchtig, noch ehe sie die Flüchtlinge einholten, und Louison und ihr Mann hekten mit der ganzen übrigen Gesellschaft unermüdblich hinterdrein, zu Fuß und zu Wagen, im Schlitten und im Kahne, verloren aber die Ausreißer nur um so schneller aus dem Gesichte. Nun gingen die Brandbriefe nach Dartingen. Der Schloßherr verpuffte furchtbare Quantitäten von Tabak, der ihm den Magen ruinirte, denn um zu sparen, ersetzte er den holländischen Kanaster durch schwarzen A B; Herr von Mirabord wettete und fluchte hinter den Knechten drein, konnte aber dadurch ebensowenig die Zahl der Garben vermehren, als Frau von Mirabord die Zahl der Eier, welche ihre Hühner legten, durch Verschiebung ihrer Haube verdoppeln konnte, deren Bänder ihr über die Nase herunterflatterten. Man sparte furchtbar; das französische alte Ehepaar lebte sozusagen von der Luft, ohne ein Wort der Klage fallen zu

lassen, und Herr von Dartingen fluchte über „schlechten Fraß“ und Magenweh. Man feilschte derart mit den Juden, daß diese, die doch die einzigen Vermittler für Handel und Wandel waren, nicht mehr zum Schlosse gehen wollten; man quälte die Dienstboten dermaßen, daß sie ihre Bündel schnürten. Und dies Alles nur, um den „Marstall zu füttern“, wie der Herr von Dartingen sich ausdrückte.

„Zuweilen aber holte der Marstall sich selbst seine Nahrung. Die hohen Herrschaften waren auf Reisen, im Bade, das Theater, Oper und Ballet, geschlossen, Rosß und Wagen disponibel, und plötzlich fiel der Heuschrecken-schwarm im Schloß Dartingen ein, wo es dann ärger herging, als zu den Zeiten des Waffenstillstandes zwischen den feindlichen Esterhazy-Regimentern. Diese Ueberfälle fanden zwar immer unter sehr kurzer Anneldfrist statt, aber Frau von Mirabord noch meistens schon vorher Lunte durch verdächtige Besuche von Antiquaren, Händlern mit alten Möbeln und Gemälden, Hoffschlächtern und ähnlichem Volke, die um das Schloß herum-schnüffelten, wo noch manche Schätze aus früheren Zeiten vernachlässigt waren. Der alte Herr von Dartingen war nämlich ein sonderbarer Kauz; er glaubte, nicht nur seine Antiquitäten, sondern auch alle Erzeugnisse seiner Güter seien unvergleichlich mehr werth, als Alles, was von Andern stamme, und so forderte er, wenn er nur irgend bei Gelde war, die unsinnigsten Preise, verweigerte sogar am Abend die Lieferung von Dingen, die er am Morgen verkauft hatte, einfach unter dem Vorwande, er habe sich geirrt. Wenn er aber in Geldnoth war, so verschleuderte er Alles, was niet- und nagellos war, um jeden Preis dem Ersten, Besten, der sich zeigte. Das wußten die Händler, die jedenfalls mit dem Marstall Fühlung hatten und sich in die Nähe bes Schloßes zogen, wo sie auf gute Geschäfte während und nach dem Besuche hofften.

„Frau von Mirabord kannte aber ihre Leute. Sie war wunderbar bei solchen Gelegenheiten; flog Trepp' auf, Trepp' ab, wie ein junges Mädchen, warf Alles, worüber sie auch nur entfernt Macht hatte, auf den Markt und schwakte die Händler „rein um“, bis sie blödsinnig wurden und schließlich, übertäubt und überrumpelt, zu den höchsten Preisen kauften und ihre Waaren spottbillig verkauften. Wohlgerüstet und verprovianirt erwartete Frau von Mirabord nach solchen Kämpfen die Gäste, welche Schwiegersohn und Tochter in das Schloß führten. Aber den Empfang hättet Ihr sehen sollen! Hatte sie eine Stunde vorher dem Besen ähnlich gesehen, an dem die Spinnweben hingen, welchen sie zu Leibe gegangen war, so erschien sie jetzt in vollem Staate auf der Höhe der Freitreppe in der Eingangsthüre, grüßte mit vollendeter Grandezza, ließ sich äußerst ceremonieell von Schwiegersohn und Tochter umarmen und hinter die Ohren küssen, wie auf dem Theater, und dann die Damen und Herren, vorstellen, die sie, nach einigen Begrüßungsworten, mit grazibser Handbewegung einem dienenden Geiste überwies, der sie in das ihnen bestimmte

Zimmer führte. Dort verschwand freilich, besonders in späteren Zeiten, der erste majestätische Eindruck, beim Anblicke eines Lehnstuhles, der ein Bein verloren hatte und nun mit schief zur Seite gesenktem Wappenschild die fehlende Stütze auf der Erde zu suchen schien, oder eines vom Alter getigerten Waschtisches mit gespaltener Schüssel und grifflosem Wasserkrüge, über welchem ein blind gewordener venezianischer Spiegel mit zersplittertem Rahmen bei dem geringsten Luftzuge in Pendelschwingungen gerieth. Die meisten der Gäste fochten aber solche Reste verschwundener Herrlichkeit wenig an — sie mochten es wohl in der eigenen Lotterwirthschaft nicht besser haben. Sie waren froh, daß sie gutes Essen und Trinken und alle nur irgend erdenkliche Freiheit zu Spiel und Kurzweil hatten.

„Der alte Freiherr von Dartingen hielt standesgemäßen Empfang und Unterhalt für ein Gebot der ritterlichen Ehre. Er hätte eher das letzte Hemd vom Leibe versezt, als daß er es seines Sohnes Gästen an Etwas hätte fehlen lassen. Man zechte, jubilirte von Morgens bis Abends; und wenn die tollen Gäste wieder ausgeslogen waren, dann lagen die beiden alten Herren, die es für eine Pflicht hielten, an allen Belagen Theil zu nehmen, mit Gicht und Zipperlein krank auf dem Schragen, und Frau von Mirabord hinkte im Schlosse herum, wie eine angeschossene Hirschkuh und kochte Tisane aus allerlei „simples“, wie sie es nannte, nämlich aus Kräutern vom Felde, deren Kenntniß sie dem „göttlichen Bürger von Genf“ verdankte.

„Eines Tages aber halfen alle Rousseau'schen Kräutersäfte nicht mehr. Die Herren blieben auf dem Schragen liegen. Herr von Dartingen wurde schon nach wenigen Tagen in die Schloßcapelle getragen, aufrichtig bedauert von der ganzen Umgegend, weil er, wie die Bauern sagten, ein „guter, niederträchtiger Herr“ gewesen war; Herr von Mirabord siechte noch einige Monate, folgte aber dann dem Kriegskameraden nach.

„Ludwig von Dartingen hatte sofort nach des Vaters Tode seinen Abschied als Marstall-Aspirant genommen und mit seiner Frau und einem Töchterlein, Clotilde, sich im väterlichen Schlosse eingenistet.

„Seht Ihr, nun bin ich doch endlich bei der Clotilde von Dartingen angekommen; wenn auch auf langen Umwegen, die vielleicht nicht nöthig gewesen wären, die aber doch den Herrn Pffiffig interessirt zu haben scheinen. Mir hat das Geschwäg die Kehle etwas ausgetrocknet. Laßt uns einen guten Schluck nehmen, damit es schneller zum Ende rutscht!

„Die Lage der Dinge auf dem Schlosse war schon schlimm genug, als die verabschiedete Stall-Aspiranten-Familie einzog. Es wäre vielleicht noch möglich gewesen, einen leidlichen Faden abzuspinnen, wenn man sich der äußersten Sparsamkeit befließigt und mit der Zähigkeit und Energie eines fein Gut selbst bestellenden Bauern die Wirthschaft geführt hätte. Aber die Einzige, welche dieses in das Werk hätte setzen können, Frau von Mirabord, versiel bald einer seltsamen Krankheit. Ihr Gedächtniß

wischte sich nach und nach so aus, daß sie jede Erinnerung bis in ihre Mädchenjahre zurück vollständig verlor und auf dem Schlosse ihres Vaters in Frankreich zu leben glaubte. Sie schwärmte in der guten alten Zeit, commandirte Duzende von Domestiken, Zosen, Kutschern und Köchen, putzte mit allerlei Flitterwerk an sich herum, malte und schminkte sich, klebte Schönheitspflasterchen auf und spielte Cercle, indem sie Stühle im Kreise stellte, Marquisen und Duchessen in ihrer Einbildung darauf setzte und mit dieser Conversation machte.

„Ludwig von Dartingen hatte von seinem Vater die abligen Marotten geerbt und lebte nur dem Vergnügen und seiner Liebhaberei für Pferde. Statt eines tüchtigen Paars Ackerpferde standen stets Reit- und Wagenpferde im Stalle; und wenn er nicht auf Messen und Märkten umherschmurrte, wo er stets Wetten verlor oder von den schlauen Roskämmen über das Ohr gehauen wurde, so fuhr er, oft mit Weib und Kind, wie ein Irriwich im Lande umher, unter dem Vorwande, daß er ein paar neue Pferde einfahren oder einem Bekannten einen Besuch wiedergeben müsse. Louison war keine Haushälterin. Sie spielte prachtvoll Clavier, sang recht angenehm, zeichnete und malte ganz hübsch und declamirte französische Gedichte ausgezeichnet. Wenn sie nicht mit ihrem Manne auf der Fahrt war, so unterrichtete sie zu Hause ihre kleine Clotilde, welche sie sonst der verrückten Großmutter mit ihren Schnurrpfeifereien überließ.

„Eines Tages brachten sie das Ehepaar auf einem Leiterwagen in Stroh gebettet. Sie waren im Phaëton mit einer schönen Pferde ausgefahren, das den Koller hatte. Die Bestie war durchgegangen, über einen hohen Rain hinabgesprungen, hatte den Hals gebrochen, den Wagen zertrümmert und die Insassen auf einen Haufen von großen Abweisssteinen geschleudert, die man zur Auspeilung der Straße vorbereitet hatte. Ludwig von Dartingen lag todt mit zerschellter Hirnschale. Louison konnte von den Chirurgen wieder nothdürftig zusammengestoppelt werden; als sie aber nach langem Krankenlager wieder erstand, war sie krumm wie ein Fiedelbogen und hinkte ärger, als ein Bettler.

„So war denn die arme Clotilde als Backfisch allein auf dem Schlosse mit der verrückten Großmutter und der siechen Mutter, die zwar die Wegsteuer nicht mehr hatte, aber immer noch Herrin ihrer Glieder war.

„Es wurde natürlich ein Vormund und Verwalter in der Person des Landrichters bestellt. Als dieser aber den Schaden bei Lichte besah, fand er, daß eigentlich nicht viel mehr zu verwalten sei. Schloß und Garten, so weit die Ringmauer sie umschloß, waren Fideicommiss; Acker, Wiesen und Wälder aber waren verkauft, verpfändet oder schon seit längerer Zeit in fremde Hände übergegangen.

„Das war eine schlimme Zeit, und sie dauert noch fort. Aber das muß man sagen, Clotilde hat trotz unjäglicher Entbehrungen ihre Großmutter und Mutter bis zu ihrem Ende mit rührender Sorgfalt gepflegt

und es ihnen an Nichts fehlen lassen, worin sie freilich von den Nachbarn und den Bauern des Dorfes, die ja alle recht wohlhabend sind, nachhaltig unterstützt wurde. Jetzt haust sie in dem Schlosse allein mit einer alten, ihr treu ergebenen Magd, ist eine alte Jungfer geworden, trotz aller Bestrebungen, unter die Haube zu kommen, und verfällt allmählich, wie das Schloß. Sagen Sie einmal, Herr Pfiffig, ist es wahr, daß es ganz weiße Eulen giebt?“

„Gewiß, Herr Forstinspector,“ antwortete Pfiffig. „Domänenrath Naumann besitzt eine sehr schöne, ausgestopfte Eule, groß wie ein Uhu, die schneeweiß ist und nur im hohen Norden vorkommt. Man nennt sie dort Harfang, d. h. Schneeeule.“

„Necht, sagte der alte Möschel. „Nun sehen Sie, Clotilde kommt mir in ihrem verwitterten Schlosse fast wie eine solche Schneeeule vor, denn sie kleidet sich immer in Weiß, weil sie außer ihrem Hauptnamen auch von irgend einer Aeltermutter den Namen Blanche in der Taufe erhielt. So sitzt sie denn weiß angezogen in dem alten Gemäuer oder torkelt in Feld und Wald herum, als ob sie schneblind wäre. Weißt Du vielleicht, ob sie jetzt Krokodilchen oder Raiman ist?“ fragte er seinen Sohn.

Dieser schüttelte lächelnd den Kopf. Pfiffig aber, dem der Klauen-thaler zu Kopfe gestiegen war, fragte lebhaft: „Was soll denn das bedeuten?“

„Heinrich mag Ihnen das erklären,“ sagte der alte Möschel. Der Sohn aber brummte unwirsch: „Du solltest mich doch mit diesem Meidinger endlich in Ruhe lassen, Papa!“

„Na, begütigte der Alte. Wenn Du's krumm nimmst, so muß ich es Herrn Pfiffig schon selber erklären. Sehen Sie, das gute Clotildchen hat ein sehr liebebedürftiges Herz, und da sie jetzt schon über die Grenze der reiferen Jugend hinausgekommen ist, so ließe sich eine ziemlich lange Liste, nicht nur von oberflächlich abgenutzten Liebhabern, sondern auch von eingegangenen und wieder aufgelösten Verlobungen aufstellen. Da den Bauern der Name Clotildchen nicht ganz mundgerecht war, wurde sie im Dorfe meist das Krokodilchen genannt. Ein arger Spötter behauptete aber, so heiße sie nur so lange, als sie verlobt sei. Wenn das Verhältniß aber zurückgegangen sei, dann müsse man sie Raiman nennen. Nun, das ist hängen geblieben. Heinrich wird aber allemal wild, wenn ich davon spreche, denn er war einmal ganz nahe dran, als Krokodilerich einzutreten.“

Der junge Möschel schüttelte sich vor Lachen; Pfiffig lächelte verlegen.

„Ein seltsames Frauenzimmer bleibt sie doch, dieses Krokodilchen,“ fuhr Vater Möschel fort. „Sie lebt beständig in Phantasieen und Hirn-ge-spinsten, niemals in der wirklichen Welt. Aus ihren Liebhabern schafft sie sich Idealgestalten, welchen sie alle erdenkliche, in den von ihr frei erfundenen Charakter passende Vorzüge andichtet, und deren Fehler sie so

lange in ihrem Spazengehirn aufspukt und mit Flittertaub zudeckt, bis sie ihr selber endlich als Tugenden erscheinen. Da hatten sie mir einmal aus der Residenz einen himmellangen, spindeldürren Baron als Forstgehülfe zugeschickt, den sie in der Residenz den „Wagehals“ nannten, weil sie behaupteten, man könne nicht begreifen, wie er mit seinen dünnen, zerbrechlichen Spazierhölzern sich hinaus auf die Straße wagen könne. Dieser lange Dreidraht hatte einen wahren Abscheu vor Wald und Wild; er saß den ganzen Tag auf seiner Stube, den sehnsüchtigen Blick nach der Himmelsgegend gerichtet, wo die Residenz liegt und blies auf einem Klapphorn die Melodie: Den lieben, langen Tag — Hab' ich nur Angst und Plag! Die klagenden Töne hatten einen tiefen Eindruck auf Clotildchen gemacht, die gerade in elegischer Stimmung wegen der Lösung einer Verlobung als Kaiman am Hause vorübersehwebte; sie raunte heim und sang den ganzen Abend mit solcher Inbrunst ‚Des Mädchens Klage‘, daß sie über dem Brausen des Eichwaldes ihr Nachteffen vergaß.

„Das konnte der Wagehals freilich nicht hören, aber nichts desto weniger fanden sich die Herzen um so leichter, als Clotilde einigen Trostes und er einiger Zerstreuung bedurfte.

„Nun machten sie sentimentale Spaziergänge zusammen, wobei er nicht viel sagte, in den Himmel guckte und häufig über die Baumwurzeln im Wege stolperte, was Clotilden erlaubte, nothdürftig mit ihm Schritt zu halten. Bei ihrer Leidenschaft für Blumen verfehlte sie nicht, sich und den Geliebten damit zu bekränzen und ihm ganze Bündel in den Büchsenranzen zu packen, die er auch geduldig heim schleppte. Kaum aber hatte Clotilde den Rücken gedreht, so warf er das ‚sentimentale Gras‘, wie er es nannte, der Kuh im Stalle vor. ‚Er ist so zartfüßig,‘ sagte Clotilde, als sie Solches erfuhr, ‚er will nicht, daß diese stummen Zeugen seliger Stunden in profane Hände fallen.‘

„Nun, eines Tages waren sie nach dem Hangelsteine, einer dort im Walde gelegenen Basaltkuppe gegangen, in deren Umgegend viele schöne und selbst seltene Blumen angesiedelt sind. Clotilde sieht an dem steilen Absturz dieser ‚Teufelskanzel‘, wie die Bauern den Felsen nennen, eine Blume, die sie haben möchte. Der Wagehals klettert hin, gleitet aus, fällt etwa dreißig Fuß hoch hinunter und bricht sich richtig eines seiner dünnen Beine. Clotilde fliegt auf einem Umwege zu ihm, sucht ihn so weich zu betten als möglich und rennt fort, Hülfe zu suchen. Nach einer Stunde etwa erscheint sie wieder, schwer bepackt mit Blumen und grünem Laubwerk. Unterwegs war ihr eingefallen, daß der Wagehals die Blumen so sehr liebe. Sie hatte also auf den Fluren das Schönste gesucht, um ihre Liebe damit zu schmücken! Jetzt, nachdem sie das gethan, will sie abermals fortrennen, um Hülfe zu suchen. Der Wagehals ist, wie Ihr Euch denken könnt, außer sich vor Schmerzen und Wuth. ‚Bitte, sagt er, reiche mir die Flinte und den Büchsenranzen.‘ — ‚Um's Himmelswillen,

schreit Clotilde, ‚Du wirst doch nicht‘ . . . ‚Oh nein,‘ stöhnt der Waghals. Aber Du begreifst, wenn während Deiner Abwesenheit ein wildes Thier auf mich hilflos Daliegenden . . . ‚Du hast Recht, mein Held,‘ ruft Clotilde ihn umfassend. ‚Wehre Dich, Tapferer!‘ Sie reicht ihm Flinte und Pulverhorn und rennt fort.

„Der Waghals hatte calculirt, daß seinem geliebten Krokodilchen wieder ein anderer Gedanke quer durch den Kopf fahren könnte. Er machte also ein wahres Rottenfeuer, so schnell als seine Schmerzen es ihm erlaubten und so lange als sein Pulver reichte. Man ging dem Schalle nach, fand ihn noch vor Einbruch der Nacht und trug ihn auf einer aus grünen Zweigen zusammengestoppelten Bahre nach Hause. Der Bruch war ein einfacher Bruch und heilte um so besser, als der Verband durch Abmagerung nicht gelockert wurde. Clotilde wollte den Theuren pflegen, aber der Waghals hatte der Blumen genug, und als er geheilt war, kehrte er in seine geliebte Residenz zurück und quittirte den Forstdienst und Clotilden zu gleicher Zeit.

„Ein andermal tauchte in Schloß Dartingen ein etwas räthselhafter Verlobter auf. Er war, wie das Mädchen in der Fremde — man wußte nicht, woher er kam, und später stellte sich auch heraus, daß seine Spur verschwunden war, noch ehe er Abschied genommen hatte. Er behauptete, er sei von Adel, aber Niemand wollte es ihm glauben. Ich bin überzeugt, er war ein versprengtes Mitglied einer herum wandernden Schauspielertruppe oder eines Circus von englischen Reitern, denn er war ein hübscher Kerl, gewandt in allen Leibesübungen und sehr stark in gewissen Kraftausdrücken. Er war sehr zerrissen in Schloß Dartingen hereingefallen, nahm mit einem sehr lotterigen Quartier vorlieb, verlangte aber gutes Essen und Trinken. Das war nun freilich sehr knapp geworden; aber Roland, wie ihn Clotilde nannte, wußte sich zu helfen. Er verkaufte, was nur irgend noch zu verkaufen war, bis zu den Sparren und Ziegeln des Daches der Scheune, die ja ohnehin außer Gebrauch war, da es nichts mehr einzuheimen gab. Mit den jungen Burschen im Dorfe stand Roland ausgezeichnet; Clotilde bewunderte das Talent, womit er sich in ihren Ton, ihre Sprechweise zu finden wußte. Wenn er spät bis in die Nacht mit den Burschen kneipte, so war sie entzückt, daß Roland einem so schweren Leben noch heitere Augenblicke abgewinnen könne.

„Der liebe Roland hatte aber viel Unglück. Eine Pastorfrau in der Nähe hatte Clotilde, ihre Schulfreundin, bei ihrem letzten Zusammentreffen sehr mager gefunden und ihr einen schönen gebratenen Truthahn geschickt, damit sie sich wieder ein bischen herausfüttern könne. Clotilde hatte in Abwesenheit Rolands, der mit einigen Burschen auf den Krebsfang gegangen war, ein Stückchen verzehrt und den fast noch vollständigen Braten in einem freilich sehr defecten Speiseschranke im Keller aufbewahrt. Da mußte es zum Unglücke Roland, der ihrer Meinung nach von dem Truthahn kein Sterbenswörtchen wußte, am frühen Morgen einfallen, er wolle seiner Clotilde eine

Freude machen und zu ihrem bevorstehenden Namensfeste den Keller mit grünen Kränzen schmücken. Er arbeitete, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff. Clotilde kommt in den Keller. „Wo ist der Truthahn? Er ist fort!“ Roland weiß von Nichts. In der Ecke sitzt Clotildens Lieblingskater, emsig mit seiner Toilette beschäftigt. Der hat's gethan! Roland schwingt den Hammer und schlägt den Verräther nieder. Clotilde wird von nervöser Aufregung krank, legt sich zu Bett und trinkt Camillenthee. In der Dorfschenke hatten am Abend einige Freunde Roland's ein fröhliches Gelage bei Krebssuppe, Hasenpfeffer, zu dem der Kater das Material geliefert hatte, und kaltem Truthahn mit Salat. Man ließ Clotilde hoch leben.

„Wenn nun auch Clotilde steif und fest an die Wahrhaftigkeit ihres lieben Roland glaubte, so hatten doch einige Gerüchte über das Gelage in der Dorfschenke, die ihr zu Ohren kamen, einige Zweifel in ihr argloses Gemüth eingepflanzt. Da der Kater todt war, so concentrirte sie die liebenden Gefühle, welche die Neigung zu Roland ihr übrig ließ, auf eine rändige Amjel, die nur noch die Hälfte ihrer Federn besaß, aber leidlich zahm war und eine Phrase aus ‚Heil Dir im Siegeskranz‘ pfiß, und auf zwei Schaflämmer, welchen sie die Namen Daphnis und Chloë beigelegt hatte und die sie an himmelblauen und rosenrothen Halsbändern spazieren führte. Um ganz in der Rolle zu sein, hatte sie an dem Griffe ihres Sonnenschirmes eine Art Kelle wie an einer Schäferschippe angebracht.

„Sie war zu einer, mehrere Tage dauernden Hochzeit in der Umgegend eingeladen und kam spät Abends nach Hause. Am frühen Morgen rannte sie in den Stall. Nur Chloë meckerte ihr entgegen. Daphnis war verschwunden. Roland hatte Daphnis sofort nach ihrer Abreise dem unersättlichen Magen geopfert, das Fell verkauft und nur das rosenrothe Halsband übrig gelassen. Clotilde durchstürmte das Schloß mit Angstrufen: ‚Wo ist Daphnis?‘

„Endlich erschien Roland mit kummervoll gefurchter Stirne. ‚Denke Dir, Theure,‘ sagte er, ‚daß Daphnis den Hals gebrochen hat. Sie wollte wahrscheinlich ihrer Herrin nach, sprang über die Mauer und stürzte mit dem Kopfe auf jenen großen Stein, der im Graben liegt. Wir haben das treue Thierchen im Garten unter jenem Strauche von gelben Rosen, die Du so sehr liebst, begraben.‘

„Clotilde ließ ihren Thränen freien Lauf. Als aber Roland, seiner Gewohnheit gemäß, sich zum Fröhschoppen entfernt hatte, nahm sie den Spaten und grub an der frisch aufgekrakten Stelle nach, die Roland ihr bezeichnet hatte. Sie fand natürlich Nichts. Ihre Entrüstung war grenzenlos. Es gab eine heftige Scene, in Folge deren Roland seinen Wanderstab weiter setzte und Krokodilchen als Kaiman im Schlosse zurückblieb.

„So, schloß Vater Möschel, „nun ist es gut! Jetzt wollen wir zu Bette gehen, und wenn wir ausgeschlafen und gefrühstückt haben, dann

stehe ich Ihnen zu Diensten, Herr Pffiffig, um Sie auf den Weg nach Dartingen zu führen.“

Am andern Morgen führte Vater Möschel den noch immer träumenden Pffiffig, dem die gestrige Abendunterhaltung einigermaßen das Concept verrückt hatte, auf die Höhe, welcher gegenüber Schloß Dartingen auf einem Hügel lag. Vater Möschel schlug sich seitwärts in die Büsche, nach seinen Pflanzungen zu sehen; Pffiffig wanderte schnurstracks dem Schlosse zu.

Das Dorf, am Fuße des Hügels in Gärten gelegen, machte einen freundlichen, behäbigen Eindruck. Die Bauern waren jedenfalls wohlhabend. Die Häuser aus Sparrenwerk drehten ihre Giebel gegen die Dorfstraße, die Miststätten waren besonders gepflegt, und Pffiffig wußte aus den vom Domänenrath empfangenen Lehren, daß die Haltung der Miststätten der Maßstab sei, an dem man die Wohlhabenheit und Sorgsamkeit der Bauern messen könne.

Das Schloß war eine halbe Ruine, die Ringmauer von Ephen und wildem Hopfen überrankt, der Weg zu dem eingestürzten Thore vernachlässigt. Pffiffig trat ein. Innerhalb der Ringmauer einige wohlgepflegte Gartenbeete mit Blumen und Rosenbüschen. Nirgends ein lebendes Wesen. An den Mauern des Hauses rankten sich Schlingrosen und canadische Kleeblumen empor. Hier und da ein Fenster, dessen Läden im Winde schaukelten, mit blinden oder zerbrochenen Scheiben. Eine offene Thüre, über welcher ein mächtiges Wappenschild hervortrat, führte in eine weite Halle, die als Capelle gedient haben mochte, denn an der einen Breitseite war eine Orgel angebracht, von welcher aber nur noch einige, aus ihrer Stelle gerückte Holzpfeifen übrig waren. Die werthvolleren Metallpfeifen waren verschwunden. Roland hatte ihnen den Weg zum Trödler gezeigt. An der einen Schmalseite ein ungeheures Kamin, in welchem man einen ganzen Ochsen hätte braten können, ebenfalls mit mächtigem, in Stein gemeißeltem Wappenschilde.

Pffiffig fühlte sich feltjam bewegt. Er war in der Verehrung von hohen und höchsten Herrschaften auferzogen. Schauernd betrachtete er den Zerfall eines früheren Glanzes.

Er trat durch eine Thüre unter der Orgel in einen weiten, mit Marmorfliesen gepflasterten Raum, aus welchem eine schön gewundene Doppeltreppe mit massiven, steinernen Brüstungen nach oben führte. An den Pfosten der Treppen waren dieselben Wappenschilder angebracht. Er hatte noch nie eine solche Treppe gesehen. Im gräflichen Schlosse zu Mockheim gab es nichts Aehnliches.

Während er auch hier staunend betrachtete, klapperte ein ärmlich gekleidetes, altes Mütterchen auf Holzpantoffeln die Treppe herab. Er trat ihr entgegen, „Fräulein von Dartingen?“ fragte er. „Oben in

ihrem Zimmer sind das gnädige Fräulein. Gehen Sie nur hinauf! Ich muß schnell fort!“ Damit huschte die Alte hinaus.

Pfiffig stieg auf den oberen Flur, von dem lange Corridore sich nach beiden Seiten erstreckten. Er scharrte, hustete — nur das dumpfe Echo der Corridore antwortete. Er glaubte, leises Wimmern und Schluchzen zu hören. Er schlich näher, bis zu einer Thüre, wo die Töne deutlicher wurden. Er klopfte an — keine Antwort. Er klinkte leise die Thüre auf.

Clotilde lag in einem weißen, stark fleckigen, schlafrockähnlichen Gewande, dessen Garnirung einst rosenroth gewesen, jetzt aber vergilbt war, mit aufgelöstem Haar über ein zerklüftenes Ruhebett hingegossen, mit ihrem Leibe einen Gegenstand verdeckend, den sie leidenschaftlich umarmte. Pfiffig machte eine heftige Bewegung. Clotilde richtete sich auf. Ein häßlicher brauner Röter lag auf dem Ruhebette mit aus dem Rachen hervorstehender Zunge, wie es schien, in den letzten Zügen. Clotilde schluchzte und weinte, die herabströmenden Thränen hatten tiefe Rinnen in die Schmirke ihrer Wangen gefurcht. Sie schien Pfiffig in diesem Augenblicke unbeschreiblich schön, wenn er gleich sich unwillkürlich des klassischen Distichons von König Ludwig I. erinnerte:

O wie schön ist's in Rom! Doch Rom ist nicht Rom, wenn es regnet;
Gleich wie ein Weib, wenn es weint, selbes die Schönheit verliert.

„Entschuldigen Sie,“ stammelte Pfiffig. Aber er konnte nicht weiter fortfahren. Mit einem Sprunge warf sich Clotilde ihm entgegen. „Sie Engel in der Noth! Helfen Sie! Retten Sie! Pollak stirbt!“ — „Wer stirbt?“ fragte Pfiffig, scheu um sich blickend. „Pollak! Sehen Sie nicht? Pollak!“ schrie Clotilde, ihn zum Ruhebett reisend.

In diesem Augenblicke und ehe noch Pfiffig seiner fünf Sinne mächtig geworden war, trat die Alte keuchend herein, eine Flasche mit einer braunen Flüssigkeit in der Hand. „Das hat mir der Hans Jörg gegeben,“ sagte sie, „das sei gut für alles Gebreite bei Menschen und Vieh!“ Clotilde riß ihr die Flasche aus der Hand. „Geschwind! Geschwind! Halten Sie ihm den Kopf!“ Sie goß dem Hunde das Mittel ein. Dieser erbrach sofort große Mengen eines grasgrünen, fetten Breies, der sich über das Ruhebett ergoß. „Gott sei Dank! Er ist gerettet! Wie kam ich Ihnen danken? Aber er zittert! Geschwind, Anna, einen warmen Krug!“ Die Alte trippelte fort. „Bitte, holen Sie den Krug, Pollak stirbt sonst vor Kälte! Eine Decke!“ Sie wickelte den Hund ein. „Bitte den Krug!“ O Gott! Welcher Fieberfrost! Stirb nicht, lieber Pollak, stirb nicht! O Himmel! Arsenik! Spangrün! Der Krug!“

Sie schob Pfiffig zur Thüre hinaus, und dieser stürzte der Alten nach, die im Erdgeschoß in einer großen Küche verschwunden war.

„Ach Du mein Herr Jesuschen,“ seufzte die Alte, „wenn es nur Dein Wille wäre, daß der Pollak davon käme! Ohne das Hundevieh kann ja

mein gnädiges Fräulein nicht leben! Was sie an ihm hat, weiß ich nicht; aber sie wird gewiß verrückt, wenn er ihr krepirt.“

„Was ist es denn mit dem Köter?“ fragte Piffig.

„Ach, sehen Sie, mein liebes Herrchen, das gnädige Fräulein wollte die alten Gartenbänke mit grüner Oelfarbe anstreichen, die ihr Herr Philipp geschenkt hatte. Während sie nun nach einer Schürze suchte, hat sich der Pollak über die Farbe hergemacht und sie gefressen. Da hat er sich wohl vergiftet. Ich habe schnell beim Hans Jörg, der sich auf Hunde versteht, etwas geholt. Aber jetzt bitte ich schön“, sagte sie, indem sie Piffig einen großen, mit kochendem Wasser gefüllten Steinkrug in die Arme schob, „bringen Sie das hinauf! Der Schreck ist mir so in meine alten Glieder gefahren, daß ich mich kaum auf den Beinen halten kann. Ach Gott!“ seufzte die Alte, in Thränen ausbrechend, „Ach Gott, das Fräulein! Ach Gott, der Pollak!“

Piffig trug den Krug, der unerträglich heiß war, eilig hinauf. Der Hund zitterte noch immer am ganzen Leibe, Alles war mit grüner Farbe und brauner Flüssigkeit übergossen, das Ruhebett und Clotildens Schlafrock schillerten in allen Farben. Von Thränen überströmt ergriff Clotilde unter krampfhaftem Schluchzen den Krug und schob ihn unter den Bauch des Hundes. Kaum aber fühlte dieser die kochende Hitze, als er wie rasend aufsprang, mit entsetzlichem Angstgeheul ein paar Mal in die leere Luft hinein schnappte und durch die geöffnete Thüre mit zwischen die Beine geklemmtem Schwanz Reißaus nahm. Wie ein Wirbelwind fuhr Clotilde, Pollak! Pollak! rufend, hinter ihm drein, die Treppe hinab. Ehe Piffig noch sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, waren Hund und Herrin seinen Augen entschwunden. Piffig nahm seine Mütze, rannte die Alte fast um, die noch immer weinend die Treppe hinauf zu steigen sich bemühte, und stürmte den Fliehenden nach. Er sah nur noch von der Höhe der Ringmauer aus einen weißen Schemen in dem Walde verschwinden.

Piffig kehrte nach dem Forsthaufe zurück und ärgerte sich beim Mittagessen über die beiden Möschel, Vater und Sohn, die sich vor Lachen ausschütten wollten über die Geschichte seines Besuches, welche er nothgedrungen beichten mußte. Piffig fand eine solche Herzensgüte in dem Benehmen des Fräuleins von Dartingen, daß er nicht umhin konnte, seiner vollen Anerkennung in begeisterten Worten Ausdruck zu verleihen. Er lehnte Nachmittags eine Aufforderung zum Besuche eines Nachbarn unter dem Vorwande ab, daß er noch Einiges für das bevorstehende Maturitätsexamen nachzuholen habe, und ging allein in den Wald, wo er emsig nach Pollak und seiner Herrin ohne Erfolg suchte.

Am andern Morgen machte er sich auf den Weg nach Dartingen. Im Garten angelangt, wurde er auf das Angenehmste durch Clotilde überrascht, die ihm in reizender Morgentoilette, den großen Rembrandthut feck auf die Seite gestülpt, mit dem gewinnendsten Lächeln ent-

gegentrat. Ihre Haut war weiß, wie ihr Kleid, ihre gestern so gerunzelten Wangen glatt und schön roth geschminkt, die Augen durch schwarze Unterma- lung vergrößert, das Haar in zierliche Löckchen gekräuselt. Eine dunkelrothe Rose auf der linken Achsel und ein Sträußchen von gelben Rosen an der vollen Brust erhöhte den Reiz ihrer geschmackvollen und doch einfachen Toilette. Sie erhob sich von einer Bank, vor welcher Pollak, sauber gewaschen und gekämmt, auf einem Kissen mit verblichener Stickerei lag.

Clotilde erschöpfte sich in blumenreichen Redensarten und Danksa- gungen. Erst nachdem sie einen ganzen Schwall über den „großmüthigen Retter ihres Lieb- lings“ ergossen hatte, lud sie den sehr hölzern dastehenden Piffig ein, Platz neben ihr auf der Bank zu nehmen, und fragte ihn in discreter Weise über seine Lebensverhältnisse aus. Der gute Piffig, der bis dahin nur einigermaßen unbeholfene und einzig mit ihren natürlichen Reizen geschmückte Mädchen kennen gelernt hatte, wurde nach und nach warm und zutraulich, erzählte von seinen bisherigen Lebensschicksalen, von den Aussichten, die er habe, und suchte, wie von einem elektrischen Funken getroffen, als Clotildchen im Feuer der Unterhaltung einmal seine Hand ergriff und warm drückte. „Es wäre herrlich, sagte sie, wenn Sie einmal Pfarrer in Dartingen werden könnten! Wie würde ich mich freuen, denn mein Herz sagt mir, daß Sie es gut mit mir meinen, mit mir und meinem Pollak, der Dank Ihrer Hingebung jetzt zwar wieder hergestellt, aber noch sehr ermüdet ist. Gönnen wir dem lieben Thierchen die Ruhe!“

Es wurde für den Nachmittag ein Stellbischein im Walde verabredet an einem stillen, lauschigen Plätzchen, wie Clotilde versicherte, wohin sie sich oft be- gebe, um in Liedge's Urania oder in Matthiffon's Elegieen zu lesen, denn diese seien die Dichter, welche ihr am meisten zusagten.

Piffig stellte sich zum Rendezvous ein und kehrte am Abend in das Forsthaus als Verlobter zurück. Er konnte sein Glück den beiden Wöschel nicht verhehlen. „Om!“ sagte Vater Wöschel, „wie alt sind Sie? Acht- zehn? Clotilde geht stark in den Dreißigen, aber ihr Herz ist immer noch jung. Ich will Ihnen Etwas sagen, Herr Piffig. Wir Beide, Heinrich und ich, geben Ihnen unser Ehrenwort, daß wir Niemand weiter Etwas von Ihrer Verlobung sagen. Thun Sie auch so, wenn ich Ihnen rathen kann. Erinnern Sie sich des Versleins:

Kein Feuer, keine Kohle
Kann glühen so heiß,
Als heimlich stille Liebe,
Von der Niemand Nichts weiß.

Sie werden noch manches Köhlchens auf Ihre Liebespfeife bedürfen, um sie brennend zu erhalten. Und nun schlafen Sie wohl! Sie werden es wohl thun können, denn heute Nacht scheint der Mond nicht.“

Als die beiden jungen Leute an Piffigs Thür angelangt waren, sagte

der Sohn Möschel: „Gute Nacht, Pffiffig. Es ist doch recht hübsch von Dir, daß Du das Deinige gethan hast, um Clotildchen wieder zum Krokodilchen zu machen, nachdem sie so lange Raiman war.“

Es folgten einige selige Tage. Pffiffig schwärmte in dem Hochgeföhle seiner ersten Liebe. Er fand Alles schön in dem verwitterten Schlosse, die dreibeinigen Stöhle, die wackeligen Tische, die zerrissenen Tapeten, deren Fäden an den Wänden herabhingen, die blinden oder mit Papier verklebten Fensterscheiben, die halb ausgehängten Fensterladen, die leeren Säle, durch welche der Wind strich — er suchte sogar Pollak eine liebenswürdige Seite abzugewinnen, obgleich dieser stets gegen ihn knurrte und ihm nach der Hand schnappte. Clotilde war so liebevoll, so zärtlich! Er bewunderte ihre hochfliegende Phantasie, war entzückt von ihrer Naivetät und lauschte athemlos ihren Erzählungen, in welchen ihre Ahnen, die Freiherren von Dartingen und die Grafen von Mirabord eine vorragende Rolle spielten. Er träumte sich als zukünftigen Schloßherr von Dartingen. Einige Grafen von Mirabord waren verschollen, der eine in Canada, der andere in Pondichery. Er zweifelte nicht, daß aus Amerika oder Indien eines Tages die Nachricht von einer unermeßlich reichen Erbschaft für seine Clotilde anlangen werde, daß diese ihm dann ihr Hand reichen, daß sie Beide das Schloß in seiner alten Herrlichkeit wieder herstellen und Clotilde durch ihre Verbindungen bei Hofe ihn adeln lassen werde. Freiherr Pffiffig von Dartingen!

Die rauhe Wirklichkeit griff störend in diese Träume und das ganze selige Zusammenleben ein. Die Ferien endeten; es mußte geschieden sein. Clotilde hatte ihm bis dahin nur erlaubt, ihre Hand zu küssen. „Es schide sich nicht für ein Freifräulein,“ sagte sie, „sich auf den Mund küssen zu lassen, wie eine Bürgerliche; selbst in der Ueberwallung der Geföhle müsse der Adel seine Würde zu wahren wissen.“ Nur bei dem Abschiede erlaubte sie einen Kuß, rannte aber dann die Hände ringend davon, und als Pffiffig mit kaum verhaltenen Thränen den Schloßhügel hinabschritt, sah er Clotilde in einem hohen Thurmfenster, mit einem rothen Umschlagstuche ihm Lebewohl winkend.

Die Schulkameraden erkannten ihren lustigen heiteren Pffiffig nicht wieder. Er nahm einen Umweg, um nicht bei Landrichters Minchen Fensterparade machen zu müssen; statt draußen herumzuschweifen oder die Aneipe zu besuchen, schloß er sich auf seine Stube ein, um die Briefe zu lesen, welche Clotilde ihm schrieb und die er mit nicht minder langen Episteln beantwortete. „Pffiffig ochst schauderhaft,“ sagten die Kameraden und ließen ihn in Ruhe.

So kamen die Tage des Maturitäts-Examens heran. Pffiffig bestand es glücklich, wie alle andern Candidaten und wie es an dem Gymnasium feststehender Brauch war, aber die Kameraden wunderten sich doch, daß er, trotz des vielen Dohsens, nur mit knapper Noth durchkam. Die Lehrer

schrieben seine zuweilen recht verkehrten Antworten auf Rechnung des allzu angestregten Studiums; und da er zugleich abgefallen und hohläugig aussehend, so gaben sie ihm den Rath, sich zu Hause zu erholen und bis zum Beginn des Universitätsstudiums keine Bücher mehr anzusehen. Das thaten die Kameraden Pfiffigs ebenfalls, auch ohne Empfehlung. Die Meisten vertrödelten sogar unmittelbar ihre Classiker, denen sie für immer Lebewohl sagten, an einen Antiquar und bestritten damit die Kosten eines solennen Commerces.

Pfiffig fand zu Hause in Mockheim manche Veränderungen, die sich langsam vollzogen hatten, auf die er aber jetzt erst nach längerer Abwesenheit aufmerksam wurde. Bei seinem Vater bereitete sich eine Gehirnerweichung vor. Zwar arbeitete er noch immer an seiner Drehbank und inspicierte noch immer die Feuerspritzen, aber seine Zunge war schwerfällig geworden, und er hatte offenbar Mühe, seine Gedanken zu concentriren und ihnen Ausdruck zu verleihen. Die Mutter war noch immer rüstig und überall im Hause thätig, aber sie hatte sich fast ganz dem Narren gewidmet und überließ die Oberleitung des Haushaltes und der Küche ihrer Tochter Luise, die den schweren Kummer des Verlustes ihres Verlobten erlitten und sich aus der gräßlichen Hofhaltung zurückgezogen hatte. Der Verlobte war, nach achtjähriger treuer Liebe und als sich Luise schon am Ziele ihrer Wünsche glaubte, als Reserve-Offizier eingezogen worden und nicht auf heroische Weise, sondern an der Ruhr in Holstein gestorben. Luise hatte den Verlobten innig betrauert, aber es schien Pfiffig, als ob die Tröstung nicht ferne sei. Vater Pfiffig hatte sich, da ihm das Predigen schwer fiel, einen Candidaten zur Aushülfe erbeten, und es hatte sich getroffen, daß der junge Mann, ein seltener Fall! ein noch freies Herz besaß. Es ist immerhin ein Verdienst, ein weibliches, in Trauer versunkenes Wesen zu trösten, und dem Candidaten wurde dies um so leichter, als er es gewissermaßen als seine Pflicht ansah, nicht nur bei der Gemeinde, sondern auch in der Familie seines Pfarrherren als Helfer sich zu bethätigen. Zudem hatte der Candidat an dem Domänenrathe nicht dieselbe Stütze, wie Vater Pfiffig sie gehabt hatte. Er war aus der neueren theologischen Richtung hervorgegangen, hatte einige Jahre, nach Vollendung seiner Universitätsstudien, im Seminar zugebracht und zeigte eine entschiedene Abneigung gegen Naturwissenschaften und Landwirthschaft, welche des Domänenrathes ganzes Interesse in Anspruch nahmen. Der Candidat hatte also wenige Berührungspunkte mit dem trefflichen Manne, zumal dieser auch seine Predigten lang und langweilig fand und ihn schon mehrmals in seiner derben Weise wegen der in der Gemeinde zunehmenden Kopfhängerei zur Rede gestellt hatte. Auch gefiel es dem Domänenrathe nicht, daß der Candidat von seinen antisemitischen Ansichten kein Hehl hatte und so die Spaltung zwischen den zahlreichen Juden Mockheims und den christlichen Bauern noch vergrößerte.

Aber der Domänenrath konnte auch nicht mehr, wie er gerne wollte. Er litt an häufigen Gichtanfällen, humpelte an einer Krücke umher, konnte nicht mehr zu Pferde steigen und mußte die Puppe, die früher nur Morgens diente, oft auch Tags über an den Schreibtisch rücken, während er mit verbundenem Fuße im Lehnstuhle saß. Der Domänenrath bäumte sich zwar gegen diese, ihm aufgezwungene Unthätigkeit auf, wie ein störriges Ross; aber das Podagra war stärker als er, trotz alles Wetterns und Fluchens. Er hatte sich von Hohenheim einen dort ausgebildeten Dekonomen zur Aushilfe kommen lassen, der es ihm aber in keinem Stücke recht machen konnte. „Mist!“ schrie der Domänenrath, „Phosphate und Nitrate“, antwortete der Hohenheimer, und oft erhitzen sie sich über künstlichen und natürlichen Dünger dergleichen, daß der Domänenrath einen heftigen Anfall bekam und den Doctor mußte holen lassen, während der Hohenheimer mit seinen übermäßig langen Armen gesticulirend in den Wald hinein lief und den Bäumen sein Leid klagte, daß er mit einem solchen „alten Rindvieh“ ackern müsse. Nach schlafloser Nacht that es dann dem Domänenrath doch leid, daß er den jungen Menschen so härtechtig angeschauzt habe; er ließ ihn rufen und sagte, sich das Bein reibend: „Ich bin gestern Abend etwas heftig gewesen — die verfluchte Gicht! Lassen Sie in's Teufels Namen zwanzig Säcke von Ihrem Stinkzeug kommen und verbrennen Sie damit einige Morgen Weizen — ich will es darauf ankommen lassen!“

Der Besuch Pffiffs that dem Domänenrath wohl. Er ordnete mit seiner Beihülfe seine Sammlungen auf's Neue, debattirte mit ihm über den Nutzen der Eulen, der Fledermäuse, der Maulwürfe, der Kröten und sogar der Füchse, die er, entgegen dem Urtheile seiner früheren Jagdgenossen, für sehr nützliche Thiere hielt, weil sie fast ausschließlich von Mäusen lebten; und wenn ihm der Hohenheimer Künstler die Galle aufgeregt hatte, so wirkte ein Gespräch mit Pffiffig etwa in gleicher Weise auf ihn, wie ein niedererschlagendes Pulver. Pffiffig befand sich ebenso behaglich bei dem Domänenrath, wie bei seinen alten Freunden unter den Juden, die ihm ihre treue Anhänglichkeit bewahrt hatten, ihm aber doch zuweilen durch ihre Neugierde lästig fielen. Mit ihrer hoch entwickelten Findigkeit und Combinationsfähigkeit hatten sie bald herausgebracht, daß Pffiffig sein Herz an irgend ein weibliches Wesen verloren haben müsse, aber allen weiteren Kreuz- und Querfragen gegenüber war der angehende Student der Theologie stumm wie ein Fisch. „Er macht sich nichts wissen,“ sagten sie; „er wird schon kommen, wenn er uns nöthig hat.“

Der Candidat, der schon als zukünftiger Schwager Pffiffs sich berufen glaubte, diesen auf die Wege des Heils zu geleiten, sah die langen Besuche beim Domänenrath, dem er als erklärtem Rezer nicht grün war, und bei den Juden sehr ungerne und gab sich alle erdenkliche Mühe, aus Pffiffig den alten Adam auszutreiben. Er war von dem Kulturkampfe,

der gerade ausgebrochen war und in hellen Flammen loderte, ganz erfüllt, hielt lange Reden über die Geistesbefreiung des deutschen Volkes und über die Pflicht eines jeden Wohlgeinnten, sich durch Buße und Gebet zu der neuen Aera vorzubereiten, welche nicht nur über Deutschland, sondern über die ganze Christenheit hereinbreche. Aber je heftiger er seine Theisen verfocht, desto weniger fand er bei Pfiffig geneigtes Gehör.

Dieser war sehr unerquicklich angemuthet. Er erhielt von der Geliebten lange Briefe, wahre Broschüren, aus deren Gefühlsschwall sich immer als Kern die Aufforderung herauschälen ließ, er möge seinen Eltern reinen Wein einschenken und seiner geliebten Clotilde die Möglichkeit verschaffen, sich mit diesen und seiner Schwester in nähere Verbindung zu setzen. Sie schrieb, sie möchte ihr Glück gern in alle Welt hinaus schreien, und sie begreife nicht, warum ihr Geliebter nicht das gleiche Bedürfnis fühle. Pfiffig wußte sich selbst nicht genügende Rechenschaft darüber zu geben, warum er das süße Geheimniß in seinem Innern verschließe; aber so oft er mit seiner Mutter davon reden wollte, verschloß ihm eine unerklärliche Ehen den Mund. Dem Domänenrath und seinen jüdischen Freunden gegenüber hielt er sich aus guten Gründen auf der Reserve. Er wußte sehr wohl, daß Ersterer sagen würde: „Dummes Zeug! Lern' erst Dein Christenthum, weil Du es denn doch einmal lernen sollst!“ Die semitischen Freunde aber kannte er zu gut, um zu wissen, daß sie ihm, besonders aus schwerwiegenden, finanziellen Gründen, den Rath geben würden, sobald als möglich seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, wenn er auch einige Haare dabei lassen müßte. „Fort mit Schaden,“ würde Moses gesagt haben. Was thu' ich mit einem Schatze, den ich nicht heben kann? Ist das ein Geschäft?“

Das Studium der Theologie, das er nach den Ferien beginnen sollte, lag dem guten Pfiffig wie ein Alp auf der Brust. Er hatte mehrmals bei seiner Mutter angeklopft, um zu erfahren, was diese zu einer Berufsänderung sagen würde, die Antwort war aber wenig tröstlich ausgefallen. Der Candidat hatte zu großen Einfluß auf das Gemüth der Frau Pfarrerin gewonnen. Ohne direct gegen Pfiffigs Pläne zu reagiren, hatte er so viel von der hohen Mission des Geistlichen, von dem christlichen Lebenswandel, zu welchem derselbe vor allen Andern berufen und auserwählt sei, gesprochen, daß Pfiffig sehr wohl einsah, es würde seiner Mutter das Herz brechen, wenn er umfatten wollte.

Pfiffig war sehr unglücklich. Er wußte kaum, wo Zeit und Muße hernehmen, um die Briefe seiner geliebten Clotilde zu beantworten. Der Candidat hatte nach kurzem Zetern seine Batterieen geändert. Er verfolgte den zukünftigen Schwager förmlich mit Liebe und Zärtlichkeit. Kaum hatte sich Pfiffig auf seine Stube zurückgezogen, so trat der Candidat ein, verwickelte ihn in lange Gespräche über seinen Studienplan, oder bat ihn um seine Meinung

über eine Predigt, die er ihm vorlas. War der Candidat beschäftigt, so kam Schwester Luise, um ihr Herz auszuschütten, oder die Mutter, um nach seiner Ausstattung zu sehen. Flüchtete sich Pffiffig aus dem Hause in den Wald, um dort seine Correspondenz aufzunehmen, so war ihm der Candidat schon auf dem Nacken, noch ehe er eine Zeile zu Papier gebracht hatte. Und als Pffiffig das Suchen nach Raupen, Schmetterlingen und Käfern zum Vorwande für seine häufigen und langen Excursionen in den Wald nahm, da schien der Candidat sich plötzlich auch für diese Geschöpfe zu interessieren, wenn er auch noch Zweifel darüber hegte, ob sie von dem Herrn des Weltalls oder von dem Verderber der Schöpfung erschaffen seien.

So verflossen die Tage und Wochen der Ferien in ungemüthlichster Weise, und Pffiffig war froh, als ihr Ende herannahte. Aber unterdessen war auch sein Widerstand erlahmt. Es ging ihm wie dem Hans von Rakenfingen:

Erst ward um aller seiner Sünden Menge,
Um jede einzeln dann zu Muth ihm kläglich!
Der Pastor triumphirte ganz unsäglich!

Als die Stunde der Abreise geschlagen hatte, war Pffiffig vollständig überzeugt, daß er sein Seelenheil nur in dem gläubigen Studium der Theologie finden könne. Mit dem Behagen eines verzweifeltsten Entschlusses gab er dem Candidaten das Ehrenwort, sofort nach seiner Immatriculation in die Verbindung „Wingolf“ einzutreten, an deren Senioren ihm der Candidat einige Empfehlungen mitgab. Der Abschiedsbesuch bei dem Domänenrath hätte ihn freilich fast wankend gemacht. „Du weißt,“ sagte der alte Herr, „daß ich von den Schnurrpfeifereien der ‚Mappenbuben‘, wie sie der selige Fürst nannte, von den Maskeraden mit Cereviskappen und bunten Bändern, mit Schlägern und Kanonenstiefeln nicht viel halte, ja, daß sie mir in der Seele zuwider sind. Aber die Kopfhänger, Ducker und Mucker sind mir noch widerwärtiger. Nun meine ich gerade nicht, daß der Pedell Wagner Recht gehabt habe, als er einen Studenten dahin definirte: ‚Das ist ein junger Mann, der sich meinetwegen manchmal be-säuft‘; aber ich bin der Meinung des Oberförsters von Eichwege, der seinem Sohne schrieb: ‚Von einem Studenten habe ich die Idee: Morgens in’s Colleg, Nachmittags in den Wald und Abends in die Kneipe für ein oder zwei Schoppen.‘ Also, wenn Du den gelehrten Krimskrams dann doch einmal hinunter würgen mußt, so schlucke ihn tapfer ein, sieh’ zu, daß er Dir den Appetit zum Mittagessen nicht verdirbt und spüle ihn Abends hinunter, aber mit Maß, damit Du den Kopf oben behältst, der Dir ohnehin ganz wirr werden muß von den theologischen Spitzfindigkeiten. Lebe wohl, Junge, und behalte mich in gutem Andenken, wenigstens so lange, als die paar Goldsüchse dauern, die ich Dir mit auf den Weg gebe.“ Pffiffig wollte gerührt danken, aber der Domänenrath winkte ihm ab. „Geh’ nur,“ sagte er, „in diesem Händedruck liegt

„Alles, was ich für Dich fühle!“ und dabei ließ er ihm eine Rolle in die Hand gleiten.

„Herr Pfiffig,“ sagte Moses beim Abschiede, „der Gott Israels geleite Sie auf Ihren Wegen! Wenn dieselben aber sollten führen in die Kreuzgasse, so wissen Sie, daß dort der Löb Jzig wohnt. Er handelt zwar mit alten Kleidern, aber er ist ein gemachter Mann, und wir haben ihn wissen lassen, was er zu thun hat. Er ist ein braver Mann, und er kennt den Moses von Moßheim, und der Moses kennt ihn. Wenn Sie Etwas brauchen, gehen Sie zu ihm. Er ist ein kluger Mann, und er kann Ihnen sagen, wo Bartel den Most holt, wenn Ihre Professoren es Ihnen nicht können sagen. Mehr brauche ich Ihnen nicht zu sagen.“

Einige Commilitonen, von dem Candidaten bereits benachrichtigt, nahmen den „Fuchs“ gleich bei der Ankunft in Empfang und geleiteten ihn in eine christliche Familie, wo er für theures Geld eine erbärmliche Stube und eine magere Kost, dafür aber viel Frömmigkeit und gottselige Tischgespräche fand. Der Hausvater war ein magerer, im Dienste des Herrn ergrauter Mann, mit langem, sträffem, in der Mitte gescheiteltem Haupthaar, in dessen tiefliegenden Augen zuweilen ein unheimliches Feuer aufloderte. Er trug einen langen Rock mit enormen Taschen, wahren Speichern für Tractätlein und wohlgesinnte Zeitungen, betete beim Morgenkaffee, beim Mittagstische und beim Abendessen vor und leitete an den Abenden, wo er sich nicht in Versammlungen oder Comitteesitzungen der Heilsarmee begeben mußte, die häuslichen Andachten, bei welchen die ältere Tochter mit schriller Stimme vorsang. Die Hausmutter war meistens mit der Wirthschaft so sehr beschäftigt, daß sie kaum Zeit fand, ihre Hände zu falten, die sie stets an einer unsauberen Schürze abtrocknete. Einer von den Söhnen war leider! von den Wegen der Tugend, die ihm der Vater zuweilen mit dem Stocke wies, gänzlich abgewichen und schon ein vollendeter Taugenichts, wie sein Erzeuger versicherte, obgleich er noch in Quarta über lateinischen Wörtern und Satzbildungen schwitzte. Seine Kameraden versicherten, er sei der beste Spielgenosse, stets heiter auf der Straße, in Feld und Wald; aber sobald er sich dem Hause seiner Eltern näherte, komme eine furchtbare Langeweile über ihn, die erst weiche, wenn er der Thüre wieder den Rücken kehre. „Ich will sehen,“ sagte der Junge mit kindlicher Offenheit zu Pfiffig, „ich will sehen, wie lange Du es bei uns aushältst! Du siehst mir nicht danach aus, als ob es Dir hier gefallen könne. Oder bist Du auch einer von den Calfactern, die dem Papa gleich hinterbringen, was ich thue oder nicht thue?“

Solcher Empfang heimelte den guten Pfiffig um so weniger an, als er bald merkte, daß er auf Schritt und Tritt überwacht sei. Doch kam ihm diese Erkenntniß nur nach und nach; erst nach einiger Zeit verstand er den Sinn mancher Anspielungen, die der Herr Secretär, wie der Hausvater genannt wurde, in seinen erbaulichen Reden machte.

Als er sich zu verschiedenen Collegien meldete, merkte er bald, daß in der Facultät selbst nicht Alles im Einklang war. Der Decan, in dessen Hände er sein Gelöbniß ablegte, war trotz der hohen Würde eines Superintendenten, die er bekleidete, ein jovialer alter Herr, rationalistisch angehaucht und aller Kopfhängerei abhold. Er sah seine theologischen Kollegen nur in den Facultätsfigungen, trank seinen Schoppen und rauchte seine Pfeife im Club mit Medicinern und Juristen, ließ Gott einen guten Mann sein und erzürnte sich nur, wenn die Candidaten ihm Probepredigten brachten, in welchen, wie er zu sagen pflegte, zeitliche Ehre und ewige Verdammniß zusammengekuppelt und der Teufel zum Schrecken für Frauen und Jungfrauen an die Wand gemalt war. „Ihre Predigt ist ganz nett für einen Anfänger,“ hatte er einem Candidaten bei Zurückgabe seines über und über von ihm mit schwarzen Strichen gespickten Manuscriptes gesagt, „aber wenn es Ihnen nichts verschlägt, so wollen wir ‚das schwarze Kerlchen‘ herausstreichen!“ Die Predigt hatte freilich durch das Wegstreichen des Teufels alles Salz verloren.

„Herr Pflügg von Mockheim?“ hatte der Decan gesagt, indem er seinem jungen Freunde derb auf die Schulter klopfte. „Ja, ja! Ich bin immer gern auf Kirchenvisitation nach Mockheim gegangen! Wir haben recht vergnügte Stunden dort verlebt! Grüßen Sie mir bestens Ihren Herrn Vater und den Herrn Domänenrath. Ein ausgezeichnete Landwirth, nicht wahr? Er hat in Frankreich gelernt, wie man Kapannen und Indians mästet. „Ja,“ sagte der Decan, mit der Zunge schnalzend, „grüßen Sie mir die beiden würdigen Herrn recht sehr und lassen Sie es sich wohl sein bei uns! A propos! Wo wohnen Sie denn? Bei Herrn Secretär Meyer? Da sind Sie vor die rechte Schmiede gekommen! Wenn Sie sich bei dem gehörig beschlagen lassen, dann werden Sie auf der Himmelsleiter nicht ausgleiten!“

Ganz anders war der Empfang bei Er. Schwürden, dem Professor der alttestamentlichen Exegese und Universitätsprediger, Consistorialrath Pfannkuchen. „Ich habe mit Freuden vernommen,“ sagte dieser, „daß Sie sich unserem kleinen, aber opferwilligen Häuflein angeschlossen haben. Fahren Sie fort, sich zu festigen im Glauben, der uns vor Allem Noth thut! Ich bete zum Herrn, daß seine starke Hand Sie zurückhalten möge von den Versuchungen dieser eitlen Welt. Der Herr hat Sie vielleicht zu seinem Werkzeuge ausersehen, um in den vordersten Reihen der Glaubensstreiter zu kämpfen gegen den Hochmuth seiner Verleugner, gegen die Maßlosigkeit der Materialisten, die sich auf eine nichtige Wissenschaft stützen und die ewigen Wahrheiten nicht erkennen wollen, die Er durch den Mund der Propheten verkündet hat. Ich weiß, daß Sie sich früher auch zu solchen Bestrebungen haben mitreißen lassen, daß Sie aber das Blendwerk des Bösen abgeschüttelt und ihm den Rücken gekehrt haben. Der Herr segne

Ihren Eingang in den Tempel, und sein Antlitz leuchte über Ihnen in der Stunde der Versuchung.“

Dem guten Pfiffig wirbelte der Kopf, und je weiter er sich in das Studium der Theologie versenkte, je eifriger er an den Andachtsübungen und frommen Gesprächen Antheil nahm, in die seine Hausgenossenschaft und die Debatten des Wingolf ihn verstrickten, desto stärker wurden die Nebel, welche in seinem Hirne aufstiegen. Einmal faßte er sich ein Herz und klagte dem Decan, der ihn stets wohlwollend aufgenommen hatte, seine Noth. „Freundchen,“ sagte der Decan, mitleidig lächelnd, „was soll ich Ihnen sagen? Es giebt ein altes Sprichwort: Wer unter den Wölfen ist, muß mit ihnen heulen. Sie sind unter den Wölfen — heulen Sie mit, so lange Sie können, wenn Sie Ihren Weg machen wollen! Sie sehen mich an, als wollten Sie fragen, warum ich nicht auch mitheule? Ich habe meinen Weg gemacht, habe es also, Gott sei Dank, nicht nöthig!“

Pfiffig fand diese Antwort des Decans wenig tröstlich — um so weniger, als er sich in einer verzweifelten Gemüthslage befand. Clotilde bestürmte ihn mit Briefen und unglaublichen Aufträgen, die ihn bald zu einem ständigen Kunden der Parfümerieläden und Modegeschäfte der kleinen Universitätsstadt machten. Man munkelte darüber im Wingolf, und die Senioren desselben begannen schon zu berathen, ob es nicht am Platze sei, ihm eine Verwarnung zu geben. Der Herr Secretär machte bei den Abendgebeten stets deutlicher werdende Anspielungen, sprach von „Fallstricken der Tugend“ und „Abgründen des gottgefälligen Lebenswandels“ und deutete vorsorgend an, er werde gezwungen sein, Ehrwürden über die Kläude zu berichten, welche eines seiner Schafe zu befallen drohe.

Pfiffig hätte diese Sticheleien vielleicht mit stoischem Gleichmuth ertragen, wenn er nicht mit Bedauern bemerkt hätte, daß seine finanziellen Verhältnisse auf stark geneigter Ebene abwärts glitten. Die Pension war theuer und schlecht; der Wingolf kostete, trotz des asketischen Lebenswandels der Genossen, fast mehr Geld als ein fröhliches Kneipleben. Der Secretär sammelte bald für diesen, bald für jenen frommen Zweck, und da man wußte, daß Pfiffig von dem Grafen unterstützt wurde, also über einen, in den Augen der übrigen Genossen bedeutenden Wechsel zu verfügen hatte, so wurde er ausgiebig in Anspruch genommen. Die Goldfische des Domänenrathes flogen um die Wette für die Ansprüche der frommen Gemeinde und für die Besorgung der Aufträge Clotildens auf Nimmerwiedersehen aus. Pfiffig hatte sogar eine Mantille „auf Pump“ nehmen müssen, und die Putzmacherin, welche dieselbe geliefert hatte, drohte mit Klage. Ein Wingolfbruder bei einer Putzmacherin verschuldet! Unerhört! Welcher Scandal in der frommen Gemeinde! Welcher Jammer im elterlichen Hause!

Da ging Pfiffig zu Löß Zwig. Einem Wingolfbruder, dem er an der

Thüre des kleinen Ladens begegnete, sagte er, er wolle einen alten Flaus kaufen, um seinen noch ziemlich neuen Rock zu schonen. „Ein Wingolf,“ sagte der Freund, „kauft bei keinem Juden!“ — „Kannst Du mir einen Christen nennen, der mit alten Kleidern handelt?“ fragte Pfiffig. Der Wingolf schüttelte den Kopf, spuckte aus und ging weiter. Pfiffig trat in den Laden.

Es sah darin nicht sehr einladend aus. Ein alter Mann in schmutzigem Rocke, mit einer vergriffenen Sammtmütze auf dem Kopfe, hantirte zwischen alten Kleidern und Geräthen aller Art. Kaum, daß Pfiffig in dem Halbdunkel des Gewölbes die Umrisse seiner Gestalt erkennen konnte. „Ich möchte den Herrn Löß Jzig sprechen,“ sagte Pfiffig. — „Nun,“ antwortete der Angeredete, „wer kennt nicht den Löß Jzig? Nur die Füchse kennen ihn nicht. Wer ist der Herr?“ — „Ich heiße Pfiffig!“ — „Gott soll's wissen! Herr Pfiffig von Mockheim? Der Moses hat mir geschrieben! Aber nicht hier. Kommen Sie mit!“

Der Alte nahm Pfiffig an der Hand und führte ihn durch einige dunkle, mit Waaren gefüllte Räume in ein kleines, elegant möblirtes Zimmer. „Setzen Sie sich. Erlauben Sie einen Augenblick! Essen Sie Mazzes? Ich glaube, der Moses hat mir gesagt, er schicke jedes Jahr welche Ihrer Frau Mutter, die habe sie für's Leben gern! Sar'chen, rief der Alte zur Thüre eilend, „bring' Mazzes und ein Fläschchen von dem Chios-Wein! Ein lieber Gast! Erlauben Sie einen Augenblick. Machen Sie sich's bequem unterdessen.“

Löß Jzig verschwand für kurze Zeit. Pfiffig sah sich verduzt in dem behaglichen Zimmer um. Einige Broncen, chinesisches Porzellan auf Etageren, einige niedliche Delgemälde in alten Rahmen, ein türkischer Teppich, ein eingelegter Tisch, bequeme Sessel darum, — welcher Unterschied von dem Laden!

Löß Jzig tauchte wieder auf in feinem Rocke, mit einem goldgestickten Sammtmützchen auf dem Kopfe, gefolgt von einer Magd, die das Ostergebäck und eine seltsam geformte Flasche mit einigen venetianischen Gläsern trug. Löß Jzig schenkte ein. „Zum Willkomm, Herr Pfiffig! Er ist ächt! Lassen Sie sich's schmecken! So, jetzt können wir sprechen mit einander! Der Moses hat mir geschrieben. Ich weiß Alles! Der Moses ist mein Freund, ein braver Mann! Und er hat mir gesagt, ich soll Ihnen rathen und soll Ihnen helfen, weil Sie seien sein junger Freund. Womit kann ich Ihnen dienen?“

Es dauerte nicht lange, und Pfiffig war ausgequetscht wie eine Citrone. Selbst das Geheimniß mit Clotilden war enthüllt, obgleich Löß Jzig bedenktlich das Haupt geschüttelt hatte. „Ist kein Geschäft, Herr Pfiffig,“ hatte er gesagt. „Mit dem Vater und dem Großvater habe ich gute Geschäfte gemacht — aber mit der Tochter ist kein Geschäft mehr. Aber ich will Nichts gesagt haben. Was thu' ich mit einem Schloß, wenn Nichts

darin verschlossen ist? Aber die Mantille war zu theuer! Gott, Herr Pfißig, warum kamen Sie nicht vorher zu mir?“ Er schellte. „Sar'che, sag' dem Rebek'che, es soll kommen einen Augenblick. Es ist meine Tochter, Herr Pfißig! Sein Sie nur ruhig! Das Rebek'che ist ein verständiges Mädchen und verlobt mit einem Juwelier in Paris, ein gutes Haus!“

Rebekka war nicht schön, aber anziehend. Schlanker Wuchs, feiner olivenfarbiger Teint, dunkle Augen, aber etwas aufgeworfene Lippen und icrophulös geschwollene Nasenspitze. Nach den gewöhnlichen Begrüßungsformeln sagte Löb: „Rebek'che, Du sollst dem Herrn Pfißig behülflich sein. Du wirst für ihn kaufen, was er braucht für seinen Schatz und wirst Buch führen über seinem Geld. Du wirst buchen, was ich Dir sage und nicht buchen, was er Dir sagt. Und Du wirst der Henriette Schneider sagen, sie soll Dir die Rechnung über die Mantille geben und ich werde sie zahlen, wie es recht ist. Du verstehst mich?“ — „Ja, Vater!“ „Und Herr Pfißig wird uns die Ehre anthun, nächsten Donnerstag Abends bei uns zu essen. Nicht wahr, Herr Pfißig?“

Pfißig stugte. Es lief ihm eiskalt über den Rücken. Was würden der Wingolf, der Secretär, der Consistorialrath sagen, wenn sie erführen, daß er eine Einladung zu einem Semiten angenommen habe?

Löb Ißig lächelte. „Ich weiß, Herr Pfißig! Aber Sie wissen, in dem Hause neben uns wohnt der Actuar Müller. Der ist von Ihren Leuten. Sie werden zu ihm gehen am Donnerstag und jedes Mal, wenn Sie zu uns kommen wollen, was uns eine große Ehre sein wird, und Sie werden dem Manne sagen, Sie seien eingeladen, und er wird sie führen. Sie sollen nicht gesehen werden, daß Sie in mein Haus gehen.“

Pfißig kannte den Actuar als einen der Eifrigsten in der stillen Gemeinde, der sich besonders durch seinen Antisemitismus bemerklich machte. Er unterdrückte einen Ausschrei der Verwunderung. Löb sprach aber ruhig weiter: „Ich werde den Herrn Müller berichten. Er ist so schlimm nicht, als er aussieht. Der Mann hat viele Kinder und schmalen Verdienst. Was soll er machen? Er muß heulen mit den Wölfen. Wie ist es, Herr Pfißig, wollen Sie nicht sich betheiligen an den Actien für die Zecher Gotthelf? Das Papierchen wird gut — in vierzehn Tagen wird es machen zehn Procent Prämie. Rebek'che, schreib' den Herrn Pfißig für zwanzig Actien ein. Mit so jungen Leuten, die nichts verstehen vom Geschäft, hat man immer Glück; Gott segnet ihren Eingang!“

Der Actuar empfing Pfißig, als dieser zur bestimmten Stunde bei ihm vorsprach, mit einem stummen Gruße, geleitete ihn, ohne ein Wort zu sprechen, in ein Hinterhaus und öffnete eine doppelt verriegelte Thür, die in einen kleinen Hof führte. Dort erwartete ihn eine Magd, die ihm in Löb Ißigs Hinterhaus vorleuchtete. Er fand fröhliche Gesellschaft, vorzüglich gute Speisen, die ihm nach der mageren Kost bei dem Secretär besonders mundeten, gute Weine, denen er tapfer zusprach, seine Havannah-

Cigarren und nach türkischer Art bereiteten Kaffee, der die Nebel einigermaßen niederdrückte, welche in seinem Kopf aufzusteigen begannen. Rebekka spielte nach dem Essen einige Stücke von Chopin, eine ihrer Freundinnen sang sogar eine französische Romanze. Pfißig unterhielt sich vortrefflich, trotz der Zudringlichkeit einer alten, in hell schreienden Farben aufgepuckten Matrone, die ihm hart mit Fragen aller Art zusetzte. Als die Gesellschaft aufbrach, wurde Pfißig gebeten, noch einige Minuten zu verweilen und wurde dann durch das Müller'sche Haus auf demselben Wege entlassen, auf dem er gekommen war. „Niemand braucht zu wissen, daß Sie bei mir waren,“ jagte Löß Izig beim Abschiede, „und die bei mir waren, die machen sich Nichts wissen.“

Nach einiger Zeit, während welcher er öfter Gast bei Löß Izig gewesen war, bemerkte er mit Erstaunen, daß der Wind im Wingolß sich zu seinen Gunsten gedreht habe. Man sprach von speciellen Abendandachten, die er mit dem Actuar Müller habe, der als eine feste Säule im Glauben betrachtet wurde, und einige eifrige Wingolßiten drangen sogar in den Actuar, sie an diesen Uebungen Antheil nehmen zu lassen. Aber Müller wehrte ab mit der Bemerkung, es sei ein gottgefälliges Werk, an dem er mit Pfißig arbeite, und das nur sie allein zu Ende führen könnten.

Nach einigen Wochen meldete Löß Izig, daß Gott die Papierchen Pfißigs gesegnet habe. „Mit Ihrer Erlaubniß,“ jagte er dem jungen Manne, „habe ich sie verkauft. Ich sage Ihnen nicht, wieviel Sie dabei verdient haben; aber das Rebekken hat's gebucht, mit Abzug von Commission und Zinsen, und ich glaube, Sie haben wohl gethan, sie zu verkaufen, denn ich fürchte, die Kohlen werden flau. Aber Sie haben Etwas vor sich gemacht, und das Rebekken wird sorgen, daß es Ihnen erhalten bleibt.“

Pfißig befand sich, trotz des angenehmen Eindruckes, den ihm diese Worte machten, in höchst schwankendem Gemüthszustande. Die Nachrichten von Hause lauteten nicht tröstlich. Die Hirnerweichung seines Vaters hatte so zugenommen, daß der Candidat zum Pfarrverweser hatte ernannt werden müssen, und die Hochzeit mit seiner Schwester Louise war anberaumt. Clotilde wollte durchaus als erklärte Braut an dem Familienfeste Antheil nehmen, schrieb die überschwänglichsten Briefe und machte unsinnige Bestellungen. Rebekka, welche die Besorgung dieser Aufträge übernommen hatte und sie in billigster Weise gewissenhaft ausführte, ließ hie und da einige spöttische Bemerkungen fallen, die immer einen wunden Fleck trafen. Sie hatte zuweilen unter dem Vorwande, Pfißigs Angaben nicht recht zu verstehen, Einsicht von Clotildens Briefen genommen und in sarkastischer Weise den Stil und die „schönen Gedanken“ belobt. Aus den Gesprächen mit Rebekka und einigen ihrer Freundinnen hatte Pfißig aber bald entnommen, daß ihm dieselben in der Kenntniß der klassischen deutschen Schriftsteller wie der neueren Literatur weit überlegen waren, und daß neben manchen verschrobenern Urtheilen auch viel gesunde Kritik mit unterließ. Je mehr

er in diesem Kreise verkehrte, der so vielen praktischen Sinn bethätigte, je mehr er an den Unterhaltungen Theil nahm, die mit scharfem Wize gepfeffert waren, desto hohler tönten ihm die aufgebauschten Phrasen in Clotildens Briefen, desto gekünstelter erschien ihm ihr ganzes Wesen. Er antwortete kurz, barsch, verdrossen; lachte grimmig zufrieden über die Vorwürfe, welche ihm die Post brachte, und kam endlich zu dem Entschlusse, mit Clotilden zu brechen und sie, wie der Förster sich ausdrückte, wieder Klaiman werden zu lassen.

Zu der Unruhe, in welcher dieser Entschluß allmählich reifte, gesellte sich das peinliche Gefühl, welches ihm seine Doppelstellung zwischen Semiten und Antisemiten einflößte. Der Consistorialrath hatte ihn rufen lassen, ihn höchlichst wegen seines gottgefälligen Wandels belobt und in seiner Rede durchblicken lassen, daß er weiter gehende Pläne für seine Zukunft habe; der Decan hatte ihm in seiner derben Art gesagt, Heulen sei zwar zweckmäßig, man müsse es aber nicht zu weit treiben, sonst werde es der Gesundheit schädlich und den Ohren der Nachbarn unangenehm; sein Freund Wöschel warf ihm die ärgerlichsten Dinge in das Gesicht, schimpfte über die „Duckmäuser“ und „Gottesträppeler,“ denen er sich angeschlossen habe, und erging sich in faulen Redensarten über die Art und Weise, wie sein Vater Pfiffig empfangen werde, wenn dieser in der Absicht, mit dem Krokodilchen einige Schäferstündchen abzuhalten, in dem Forsthaus einkehren sollte.

Pfiffig suchte die quälenden Gedanken durch fleißigen Besuch der Collegien, durch eifriges Studium der Hefte und durch lärmende Betheiligung an den Andachtsübungen zu bekämpfen. Es gelang ihm nicht. Er fühlte sich verstrickt in Heuchelei und Lüge, er sehnte sich hinaus aus der dumpfen Luft, die auf ihm lastete. Er trug sich zuweilen mit dem Gedanken, mit einem Rucke die Bande, die ihn umstrickten, zu sprengen, Theologie, Wingolf und Clotilden zu gleicher Zeit abzuschütteln und ein neues Leben anzufangen. Aber wenn er glaubte, den Entschluß gefaßt zu haben, wenn er im Begriffe war, den entscheidenden Schritt zu thun, dann trat ihm die Erinnerung an seine Mutter schreckend entgegen. Er wußte, daß ihr dieser Schritt ihres Sohnes das Herz brechen würde, und er ergab sich in sein Schicksal, ging in die Vorlesungen, schrieb seine Hefte, betete mit dem Wingolf, er suchte Rebekka, Schminke und allerlei Tand für Clotilde zu kaufen, und rauchte, wenn es ihm gar zu trübe zu Muth wurde, eine Havannah von Löß Zwig, die ihm dieser beim Abschiede in die Tasche seines Paletot zu stecken pflegte. Er gefiel sich in dem Gedanken, daß seine Zukunftspläne den feinen Rauchwölkchen glichen, welche sich nach und nach in der Luft auflösten, und fand in der weißen Asche, die fest an der brennenden Cigarre haftete, einige Aehnlichkeit mit dem Zustande seines Gemüthes. Er prägte sich die Worte des Decans und Löß Zwigs tief ein; und wenn er heulte,

so heulte er innerlich, wie einst die Grenadiere Friedrichs des Großen innerlich räsonnirten.

Ein unerwartetes Ereigniß rüttelte ihn auf.

Der Idiot, der sein stillvergnügtes Leben in dem Pfarrhause gemüthlich weiter geführt hatte, war in einem unbewachten Augenblicke einer Gute, die er zärtlich liebte, in den Bach nachgewatschelt und wäre dort ertrunken, wenn Pffiffs Mutter ihn nicht mit eigener Gefahr gerettet hätte. Die alte Frau war entschlossen in den Bach gesprungen, hatte sich eine starke Verkältung und eine Lungenentzündung zugezogen, die sie in wenigen Tagen wegraffte. Pffiffig, eiligst herzugerufen, fand sie mit dem Tode ringend. Die Gehirn lähmung seines Vaters war schon so weit vorgeschritten, daß dieser kein Gefühl von dem Verluste hatte, der ihn betraf. Nachdem er die Mutter, an der er mit ganzer Seele hing, zu Grabe geleitet, kehrte Pffiffig auf die Universität zurück.

Während der Reise reifte sein Entschluß. Aber er hatte durch den Umgang mit Löß Ifig und dessen Familie gelernt, den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Die Pension, welche man für den Idioten zahlte, hatte größtentheils zu seinem Unterhalte auf der Universität gedient. Seines Vaters Tod war, wie ihm der Doctor versichert hatte, binnen kurzer Frist voraus zu sehen. Er konnte zwar mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß man den Idioten auch fernerhin in seinem elterlichen Hause unter der Obhut Luizens und ihres zukünftigen Gatten belassen werde. Andererseits aber schien es ihm nicht minder gewiß, daß sein Herr Schwager unmittelbar die Hand von ihm abziehen werde, sobald er seine bisherige Laufbahn mit einer andern vertauschte. Das „Narrengeißel,“ wie Freund Möschel in seiner derben Manier zu sagen pflegte, blieb dann in den Händen desjenigen, dem der Idiot anvertraut war. Pffiffig kannte seine Wingolfbrüder zu gut, um nicht zu wissen, daß das rändige Schaf von einem Tage zum andern mittellos in die Welt hinausgestoßen werden würde, wenn es sich gelüsten lassen sollte, Nebenwege zu betreten. Er knirschte vor Born; aber die rauhe Wirklichkeit, die keinem unmächtigen Grimm wich, stand vor ihm und hielt ihn fest in den nur zu gut genieteten Fesseln.

Pffiffig erbat sich ein Gespräch mit Löß Ifig unter vier Augen. Sie saßen lange zusammen in der gemüthlichen Stube, wo er zum ersten Male empfangen worden war, und „diwwerten,“ wie Löß sich ausdrückte, eingehend über die Lage der Dinge, die Pffiffig bis in die geringsten Einzelheiten ausmalen mußte. Als Löß sich genügend unterrichtet glaubte, sagte er: „Es eilt nicht, Herr Pffiffig! Lassen Sie mir ein paar Tage Zeit, um darüber nachzudenken. Aber erst noch eine Frage: Was wollen Sie werden, wenn Sie unsatteln?“ — „Ich möchte Medicin studiren.“ — „Waih geschrieen!“ sagte Löß. „Es dauert lang und kostet viel! Muß ich das Nebek'che fragen, wie Ihre Geschäfte stehen. Es hat ein Bischen speculirt, für Sie, aber ich weiß nicht, ob Sie viel dabei gewonnen haben.“

Was thu' ich mit einem Landarzt? Er muß sich abschinden bei Tag und bei Nacht; die Bauern zahlen schlecht und die kleinen Beamten noch schlechter, und die Pfarrer bezahlen ihn, indem sie seine Kinder umsonst taufen. Bringt er am Jahreschluß die beiden Enden zusammen, so kann er froh sein! Aber ich will sehen!"

Nach einigen Tagen sagte Löb: „Ich glaube, es kann gehen, Herr Pfiffig, aber mit knapper Noth. Ich hab's überdacht. Es wäre besser, nicht auf den Doctor zu studiren. Sie könnten's machen, aber es bliebe am Ende nicht so viel übrig, um eine Lanzette zum Aderlassen zu kaufen, Sie sind noch jung und brauchen sich nicht zu übereilen. Eins nach dem Andern. Sie wollen das Frauenzimmer mit seinem verwunschenen Schloß abdanken? Thun Sie das gleich! Sind immer wenigstens hundert Mark im Jahre gespart! Und dann machen Sie gleich Ihr Jahr als Freiwilliger. Es muß sein. Ich wollte, es wäre nicht, aber es muß sein. Mein Sohn ist auch Freiwilliger gewesen und ist Vice-Feldweibel geworden und soll werden Reserve-Offizier. Er wird's, er wird's auch nicht, weil er ist von unsere Leut! Aber Sie müssen werden Reserve-Offizier! Das macht seinen Mann und gilt zehntausend Mark mehr für die Mitgift, wenn Sie wollen machen eine Partie. Für Sie ist der Dienst sehr gut. Verloren ist das Jahr, so wie so. Es ist nichts während der Zeit mit dem Studium. Und der Dienst ist eine gute Entschuldigung. Das wissen die Herren so gut wie ich. Bis das Jahr herum ist, kann sich Vieles ändern, und Sie können dann zusehen, ob Sie wollen weiter rühren die Harfen von Zion.“

Pfiffig fand, daß der Rath gut sei. Er hatte zwar schon erfahren, daß der Consistorialrath und der Wingolf den Dienst in der Universitätsstadt nicht sehr gerne sahen, weil der dortige Commandant den Frommen nicht hold war und ihnen hartnäckig den zu Andachtsübungen unerläßlichen Urlaub verjagte, so daß sie es meist vorzogen, eine andere Universität zur Ableistung ihres Dienstjahres aufzusuchen. Aber Pfiffig führte, als man ihn auf diese Verhältnisse aufmerksam machte, siegreich seine Stipendien, die er nur hier beziehen könne, und die Krankheit seines Vaters in das Feld, die ihm die Pflicht auferlege, so nahe als möglich bei seinem Heimatsorte zu bleiben. Man würdigte diese Gründe in der Zuversicht, daß man nach Ablauf des Dienstjahres die Zügel um so schärfer werde anziehen können.

Der Bruch mit Clotilden vollzog sich leichter, als Pfiffig es erwartet hatte. Während einer ganzen Woche hatte er sich den Kopf zermartert, um den richtigen Ton und ausreichende Gründe zu finden; ein Dugend Briefe hatte er vernichtet, um endlich ein absurdes Schreiben abgehen zu lassen, von dem sein Freund Möschel, wenn er es hätte lesen können, versichert haben würde, es sei mit Blödsinn gespickt, wie ein Hase in der Bratpfanne. Mit einigem Herzklopfen erwartete Pfiffig eine Antwort voll der bittersten Vorwürfe, Schwüre, Bethuerungen und Anklagen. Er erhielt

ein unfrankirtes Schreiben, in das ein vertrocknetes Vergißmeinnicht eingelegt war, mit den Worten: „Möge das Bewußtsein, ein jungfräulich liebendes Herz gebrochen zu haben, nicht allzu schwer auf Ihrer Seele lasten! Clotilde von Dartingen.“

Pfiffig faßte sich wie ein Mann. Er rollte das Vergißmeinnicht mit dem Briefe zu einem Fidibus zusammen, steckte sich eine Löß'sche Havannah damit an und las zu seiner Beruhigung das Lenau'sche Lied von den drei Zigeunern, während er sich in eine dichte Wolke duftenden Rauches hüllte. Als er den Schluß gelesen, schien es ihm, als ob ihm das Leben weit weniger nachte, und bei genauer Ueberlegung fand er, daß er keinen Grund habe, es dreifach zu verachten. Zufrieden mit sich und der Welt, legte er sich zu Bette und schlief den Schlaf des Gerechten, sogar ohne von Clotilden zu träumen.

Er fand Geschmack am Dienste, schon aus dem einfachen Grunde, weil er nicht mehr täglich beten und Hymnen singen mußte. Von Zeit zu Zeit zeigte er sich in den Collegien in Uniform und bat um Entschuldigung seiner Versäumnisse wegen Dienstabhaltungen. Im Vollgeföhle des Contrastes begeisterte er sich für Tirailleurdienst und Schnellfeuer, ja sogar für den Parademarsch und den Stehschritt. Seine Vorgelegten bedauerten, daß er Theologe sei, und er erwiderte ehrerbietig: es sei noch nicht aller Tage Abend, und man könne das Beste von ihm hoffen.

Der Candidat hatte die definitive Bestellung als Pfarrverweiser mit der Zusicherung der Nachfolge erhalten und war nun mit Luise in den Stand der Ehe getreten. Da die Trauerzeit für die Mutter noch im Anfange war, so wurde die Hochzeit in aller Stille gehalten. Pfiffig hatte Dienstabhaltung; er sandte schriftlich die besten Wünsche, mit einem hübschen Geschenke für Luise, das Rebekka wohlfeil auf einer Auction erstanden hatte.

Kurze Zeit darauf starb sein Vater. Der Hauptmann ertheilte ihm für einige Tage Urlaub. Pfiffig eilte nach Hause und besuchte nach Erfüllung seiner Sohnespflicht seine alten Freunde, worüber sein Schwager, jetzt Pfarrer, ein schiefes Gesicht schnitt.

„Ich habe gehört,“ sagte Moses, „daß Sie zu Löß Izig ein Freund geworden sind. Nicht wahr, ein braver Mann? Schade, daß sein Rebek'che schon verlobt ist! Ich habe sie besucht, und Beide haben mir viel gesagt von Ihnen, und ich habe mich gefreut, habe Sie aber nicht besucht, weil ich nicht wollte, daß Sie werden compromittirt! Aber wenn Sie wieder gehen zurück auf die Universität, grüßen Sie den Löß Izig und das Rebek'che von mir! Und was Sie betrifft — was ich gesagt habe, das hab' ich gesagt, und der Moses hält sein Wort!“

Der Domänenrath saß im Lehnstuhl und rieb sich das eingewickelte Bein. „Ich habe meinen alten Freund, Deinen Vater, nicht zu Grabe geleiten können,“ sagte er. Das thut mir leid. Aber sprechen wir nicht davon! Du steckst ja im bunten Rocke! Immerhin besser, als im Talar!

Wie ist es? Hast Du Dein Christenthum bald gelernt? Man hat mir gesagt, Du stecktest tief darin. Schade! Ich hätte sonst ein kleines Plänchen für Dich gehabt!"

„Bitte, reden Sie!“

„Du mußt Dich aber nicht ärgern,“ sagte treuherzig der Alte. „Siehst Du, wenn man so in den Lehnstuhl gebannt ist, macht man sich allerlei Gedanken, für sich und Andere. Mit mir geht es nicht mehr lange. Vielleicht noch ein paar Jährchen, dann wird es eines schönen Tages heißen: Das Zipperlein ist dem Geheimen Domänenrathe ganz heimlich zum Herzen getreten. Nun, siehst Du, möchte ich Mockheim nicht in den Händen der Saufwinde lassen, wie man mir deren in der letzten Zeit einige auf den Hals gehekt hat. Du bist doch zum Pfarrer verdorben, mein Junge, und thätest besser, Weizen zu säen, als Dein Korn auf unfruchtbares Erdreich auszustreuen. Deine Eltern sind todt, Du bist nicht mehr verbunden, ihnen zu Liebe Pfarrer zu werden. Ich habe schon mit dem jungen Grafen gesprochen. Der war Anfangs Feuer und Flamme für die Hohenheimer und Consorten; aber als er die Jahresrechnung sah und statt harter Thaler hohle Ziffern erhielt, da kam ihm die Sache weniger plausibel vor. Er läßt mir freie Hand für die Ausbildung meines Nachfolgers. Willst Du zu dem Amtmann Steiner auf den Neuhof gehen? Der versteht die Landwirthschaft aus dem Grunde, und wenn Du Dich ein paar Jährlein gut bei ihm hältst, so kriegst Du den Kummel los und kannst dann hier die Sache für mich besorgen, bis ich abgehe. Was meinst Du dazu?“

Pfiffig sprang auf und fiel mit lautem Schluchzen dem Domänenrath um den Hals. „Sachte, mein Junge,“ sagte dieser, „bedenke mein Bein! So laß doch los! Willst Du mich jetzt schon erwürgen? Das wäre zu früh! Warte damit, bis Dir die Nachfolge gesichert ist! Dazu muß der Steiner erst sein Wort sagen, von dem hängt Alles ab. Er verlangt sehr viel von seinen jungen Leuten; aber wenn sie sich gut rauchen, dann sorgt er auch für einen Deckel auf die Pfeife. Also Du willst?“

Pfiffig war zu überwältigt, um ein Wort finden zu können. Er nickte nur mit dem Kopfe, während er die Thränen zu trocknen suchte, die ihm über die Wangen rollten.

„Ich hab' mir's wohl gedacht,“ sagte der Domänenrath. „Aber deshalb brauchst Du nicht zu heulen, wie ein Schloßhund, und zu schluchzen, wie eine alte Jungfer, der ihr letzter Liebhaber durchgebrannt ist. Laß uns jetzt überlegen, was zu machen ist. Ich halte es vor der Hand für das Beste, daß Du die Sache nicht an die große Glocke hängst. Diene Dein Jahr aus, halte reinen Mund und thue so, als wolltest Du nach vollendeter Dienstzeit Deine Studien fortsetzen. Mit dem Steiner werde ich unterdessen Alles in's Reine bringen. Dann kommst Du in den Ferien hierher, bringst Deine Siebenfachen mit unter dem Vorwande, Du wolltest sie zu

Hause in Ordnung bringen lassen, kündigst von hier aus schriftlich Dein Logis und verlangst Deine Ermatriculation. So verschwindest Du von der akademischen Bildfläche sans tambour ni trompette, wie die Franzosen sagen. Ich werde Dir dann ein Zimmer hier im Schlosse einrichten lassen, wo Du bleiben kannst, bis Du auf den Neuhof abgehst. Abgemacht!"

„Aber, Herr Domänenrath," wandte Pffiffig ein, „ich kann ja bei meiner Schwester —“

„Ja wohl," brauste der Domänenrath auf. „Hat das Rechtsum! Linksum! Dir das Gehirn schon so vernagelt, daß Du nicht einsehst, wie es dann kommen wird? Meinst Du, Dein Schwager würde Dich nicht, trotz aller christlichen Sanftmuth, sofort aus dem Hause werfen? O heilige Einfalt! Nun, Du hast einige Monate Zeit, Dich darauf vorzubereiten. Lehr' mich die Sorte kennen! Wenn sie Wind von der Sache bekommen, so werden sie Mittel und Wege finden, dem Steiner, dem jungen Grafen und Allen, die mit ihnen in Berührung kommen, Flöhe in die Ohren zu setzen und die Sache zumichte zu machen. Du kannst Dir dann das Maul wischen, nachdem Du es hast spazieren lassen!"

Pffiffig sah ein, daß der Domänenrath Recht hatte. Er gelobte beim Abschiede seinem Schwager, daß er auf dem Wege des Heils fortwandeln werde, besuchte noch eilig, ehe er wieder in den Dienst trat, den Consistorialrath, sprach zu dem Secretär einige salbungsvolle Worte und benutzte die erste freie Stunde, um Löß Ißig aufzusuchen.

„Sprechen wir nicht von dem Todten, Herr Pffiffig," sagte dieser. „Ich bin schon ein alter Mann und hab's nicht gern. Der Moses hat mir gesagt, Ihr Herr Vater war ein braver Mann, und alle unsere Leute in Mochheim trauern um ihn, haben ihre Kleider zerrissen und Asche auf ihr Haupt gestreut, Sie haben Recht, um ihn zu trauern. Aber wer kann's ändern? Sprechen wir von Ihnen. Sie sind jetzt ein freier Mann, so weit Ihnen nicht hat zu befehlen der Hauptmann. Immer noch Doctor?"

„Nein, Herr Ißig. „Ich habe mir die Sache überlegt. Ich will Landwirth werden!"

Löß sprang auf, als ob er einen Stich erhalten hätte. „Landwirth?" sagte er. „In Kamerun? Weiß ich doch, daß es giebt in den Karten einen König ohne Land, aber ich habe noch nicht gehört, daß es kann geben einen Landwirth ohne Land! Wie komme ich mir vor?"

Pffiffig wußte, daß er auf die Verichwiegenheit Lößs Häuser bauen könne. Er setzte seinem Berather den ganzen Plan auseinander, nannte ihm die Namen und bat ihn zugleich, Niemand Etwas davon zu sagen, selbst Moses und Nebekka nicht. Lößs Gesichtszüge glätteten sich nach und nach, er athmete tief auf, wiegte den Kopf, nickte beistimmend, und als Pffiffig geendet hatte, stieß er mit ihm an und sagte: „Ein geheimer Mann, der Herr Domänenrath Neumann, und ein braver Mann! Ich

kenn' ihn wohl! Mache ich doch viel Geschäfte mit ihm, das heißt, nicht ich, aber doch ich! Sie verstehen mich. Er ist grob, wie Saubohnenstroh; aber was er sagt, ist gesagt, und was er spricht, bleibt gesprochen! Und den Herrn Amtmann Steiner kenne ich auch. Ein feiner Mann und ein kluger Mann! Er kann mehr als Brot essen und versteht das Vieh, wie Keiner im ganzen Lande, Kleinvieh und Großvieh und auch die Pferde. Sie werden sein in guten Händen, und wenn wir werden erhalten Ihre Karten, ich und das Nebekke, die dann wird sein Frau Juwelier Nejsenthal in Paris, die Karten, worauf zu lesen sein wird: Pfiffig, Reserve-lieutenant und Gutsverweser in Mockheim — nun, ich sage Nichts, aber ich denke mir mein Theil!“

Für Pfiffig begann jetzt ein neues Leben. Er entwickelte einen fast übermäßigen Eifer für das Exerciren, meldete sich zu allen besonderen Dienstleistungen, hielt sich „stramm und propper“ wie kein Anderer, war stets fröhlich und guter Laune, trillerte wie eine Haideleerche in den Ruhepausen, und da keine Ausgaben für die Schminktöpfe von Clotilde mehr auf ihm lasteten, so konnte er den Corporalen und Feldwebeln zuweilen einen guten Trunk „wachsen,“ wofür diese im Dienste erkenntlich waren. Er wurde bald so beliebt, daß ihn der Hauptmann bemerkte und eines Tages, bei einer lebhaften Debatte im Club, als Exempel benutzte. Der Führer der Opposition, ein bissiger Advocat, der in allen politischen Processen als Vertheidiger auftrat, war so weit gegangen, zu behaupten, daß die allgemeine Militärpflicht einen verderblichen Einfluß auf die Fortschritte der Civilisation übe. „Sehen Sie sich doch den Vice-Gefreiten Pfiffig an,“ schnauzte der Hauptmann. „Kam zu uns als ein gänzlich uncivilisirter Duckmäuser, hielt sich schlecht, hing den Kopf, schlotterte mit den Beinen — kaum ist er sechs Monate und noch obendrein als Freiwilliger in der Compagnie, so ist er civilisirt, wie nur ein Offizier es sein kann, stramm und propper, daß es eine Freude ist! Bringen Sie einmal so Etwas zu Stande mit den Krüppeln auf Ihrem Bureau, und dann sprechen Sie wieder von Civilisation!“

Nach vollendetem Dienstjahre wurde Pfiffig als zukünftiger Reserve-Offizier in das Auge gefaßt, wie der Hauptmann sich ausdrückte, und in den Controle-Listen vorgemerkt. Er war überglücklich im Bewußtsein seiner zukünftigen Würde und schaffte sich das klassische Buch des Generals von Clausewitz über den Krieg an, um es in seinen Mußestunden auf dem Neuhof zu studiren. Manchmal war ihm sogar der Gedanke gekommen, in die active Armee überzutreten, und vielleicht hätte er den Schritt gethan, wenn ihm nicht die Havannah-Cigarren Löh Jyigs hindernd in den Weg getreten wären. Pfiffig hatte rechnen gelernt. Zu solchen Cigarren reichte der Sold eines Lieutenants nicht aus, und Löh, das wußte er nur zu wohl, würde keine mehr in die Taschen des zweifarbigten Rockes stecken. „Schlechtes Geschäft!“ mußte er sich sagen — „Zeitliche Ehre und ewige Ver-

damnuiß“ pflegte der Domänenrath zu brummen, wenn er auf das Militär zu reden kam.

Pfiffig blieb bei dem vom Domänenrathe ihm vorgezeichneten Plane und führte ihn energisch durch. Es kostete einen harten Kampf mit seinem Schwager und seiner Schwester. Fast wäre er weich geworden, als Luise, von Thränen überströmt, händeringend vor ihm auf die Kniee fiel und ihn bei dem Andenken seiner Mutter beschwor, nicht den Lockungen der Weltkinder zu folgen. Aber die donnernden Reden und unverhüllten Drohungen seines Schwagers richteten ihn wieder auf. Er verließ das Elternhaus, wo er die Jahre seiner Kindheit und ersten Jugend verbracht hatte, mit dem Gefühle des innigsten Mitleids für seine Schwester und der innersten Abneigung gegen seinen Schwager. Glücklicherweise brauchte er nur eine Nacht unter dem Dache des Domänenraths zubringen. Er sollte am nächsten Tage im Neuhof eintreffen.

Amtmann Steiner war ein kleines, kugelrundes Männchen, aus dessen feistem Antlitze zwei kleine, lebhaftere Neuglein hervorblitzten. Trotz seiner Beleiheit ein wahres Quecksilber von Beweglichkeit, ein Ueberall und Nirgends, Hans Dampf in allen Gassen. Das Gut, das er verwaltete, war sehr ausgedehnt; fruchtbare Gründe und fette, gut bewässerte Wiesen wechselten mit steinigen Hügeln und dünn bestandenen Waldgruppen. Knechte und Mägde wußten sehr wohl, daß Steiners scharfen Augen nichts entging; sie mußten stets gewärtig sein, den kleinen Mann aus einer Bodensalte oder einem Busche auftauchen zu sehen. Die Frau Amtmännin überragte ihren Gemahl um Kopfhöhe, und da sie nicht minder wohlgenährt war, als dieser, so schien ihr Herr und Meister nur eine Art Anhängsel. Sie herrschte ebenso unbeschränkt auf dem Hofe, wie ihr Mann in dem Gute; der Gänsejunge, der Schweinehirt und die Milchmägde bildeten ihr Departement des Auswärtigen, die Küchen- und Stubenmägde dasjenige des Inneren. An Sonntagen, wo man zu der weit von dem Gute entfernten Kirche ging, erschien die Frau Amtmännin mit einem großen Stachelstocke, an welchen eine kleine Schippe angeschraubt werden konnte, mit einer Botanisirbüchse und in hohen Stiefeln. Sie trieb mit Leidenschaft Botanik und benutzte die Zeit vor und nach der Predigt, um die Gegend zu durchstreifen und zu herbarisiren. Ein Arzt kam nur selten auf den Neuhof; die Frau Amtmännin hatte für jedes Gebreite ein besonderes Kräutlein, und wenn das Kräuterbuch nicht bestimmte Anleitung gab, so war Thee von Lindenblüthen für Fieber und Thee von Hollunderblüthen für kältende Krankheiten die allgemeine Panacee. Man hätte den Neuhof auch den Lindenhof nennen können, denn an allen Wegen hatte die Frau Amtmännin Linden pflanzen lassen, wie an allen Waldsäumen Hollunderbüsche.

Pfiffig ward zu strenger Arbeit angehalten. Es waren neben ihm noch einige junge Leute da, welche sich unter Steiners Leitung praktische Kenntnisse aneignen sollten, unter diesen auch ein Amerikaner, den der Zu-

fall hierher verschlagen hatte. Mit diesem wurde Pfiffig „eingejocht“, wie Steiner zu sagen pflegte, und da der junge Mann nur einige deutsche Brocken radebrechte, so mußte Pfiffig nothgedrungen den Clausewitz zur Seite schieben und das englische Wörterbuch zur Hand nehmen.

Steiner lobte Pfiffig wegen seiner Anstelligkeit, und die Frau Amtmännin bevorzugte ihn bald, da er ihr bei ihren botanischen Sonntagsvergnügungen eifrig zur Hand ging. Das Insectensuchen mit dem Domänenrath hatte seinen Blick geschärft, seine Beobachtungsgabe entwickelt. Steiner war so zufrieden mit ihm, daß er ihm zu Weihnachten eine Woche Ferien gestatten wollte, um nach Hause zu gehen.

„Komm lieber nicht“, schrieb ihm der Domänenrath. „Bei mir könntest Du nur Trübsal blasen, und in dem Dorfe sieht es traurig genug aus. Alles wie Hunde und Katzen! Die Betbrüder rempeln die Juden, und diese rächen sich, indem sie ihnen den Brotkorb hoch hängen und ihnen Proceße an den Hals werfen. Advocaten und Richter haben jetzt in einem Monat mehr bei uns zu thun, als früher in Jahren. Was willst Du in dem Wirrwarr? Warte, bis das Feld sauber ist. Ich glaube, der Graf denkt daran, Deinen Schwager an eine andere Stelle zu versetzen, wo keine Semiten seinen Befehrsseifer aufstacheln. Hilf lieber dem Steiner beim Abschlusse seiner Jahresrechnungen, damit er sich den Humor und den Appetit nicht verderbe!“

Pfiffig verlebte zwei glückliche Jahre auf dem Neuhof. Die Beschäftigung, so angestrengt sie war, sagte ihm zu; er brauchte sich keinen Zwang anzuthun in Aeußerungen von Meinungen und Ansichten, wurde weder von Consistorialrathen beaufsichtigt, noch von den Launen einer Geliebten geplagt und hatte keine Muße, trüben Gedanken nachzuhängen. Von Zeit zu Zeit erhielt er durch die jüdischen Handelsleute, mit welchen Steiner fast ausschließlich Geschäfte machte, Nachrichten von Mockheim oder aus der Universitätsstadt, die gerade nicht geeignet waren, ihn Neue über seinen Entschluß empfinden zu lassen. Die Einberufungen zum Militärdienst und den Manövern bildeten die Glanzpunkte seiner Existenz. Er konnte es sich nicht versagen, je einen Tag vor seiner Stellung zum Dienste und nach seiner Rückkunft in Uniform auf dem Hofe einherzustolziren und sich von männiglich bewundern zu lassen. Der glücklichste Tag seines Lebens war vielleicht, als der Oberknecht, der eine Campagne mitgemacht und die Medaille nebst einem steifen Knie davon getragen hatte, bei seinem Anblicke ehrerbietig salutirte, weil Pfiffig nach dem letzten Manöver zu einem höheren Range avancirt war. Bis dahin hatte der Mann etwas geringschätzig von den Friedenssoldaten gesprochen, die noch kein Pulver gerochen hätten; jetzt erkannte er, obgleich er schon längst als dienstuntauglich reformirt worden war, in Pfiffig den Vorgesetzten.

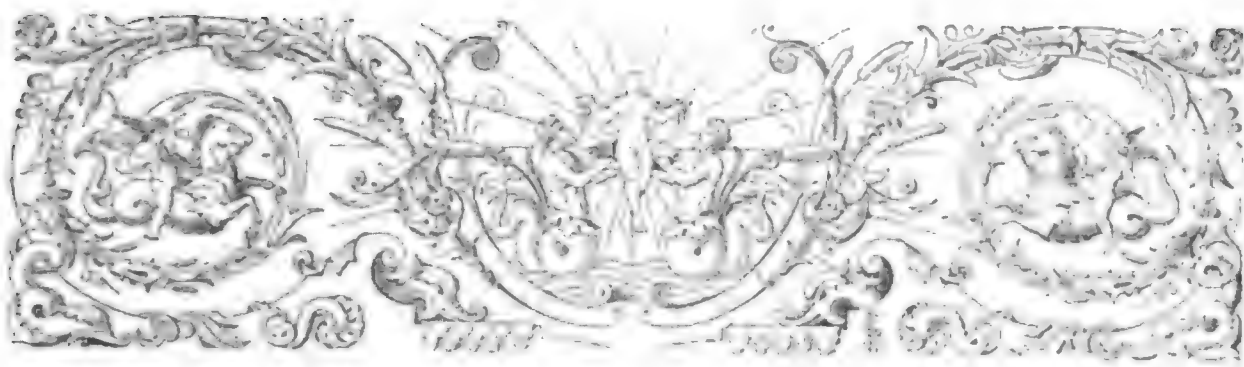
Die Geschichte des jungen Pfiffig schließt mit seiner Ernennung zum Seconde-Leutnant in der Reserve. In dem Schlussegefechte eines Kaiser-

manövers hatte er mit seinem Zuge einen heftigen Anprall der rothen Husaren durch ein wohlgenährtes Schnellfeuer zurückgeschlagen. Der Erbprinz war herangesprengt. „Wie viele Salven haben Sie gegeben, Herr Leutenant?“ — „Sieben, Hoheit, zu Befehl!“ — „Was? Sieben? Sind die Husaren toll?“ — „Zu Befehl, sieben!“ — „Notiren Sie den Fall, hatte der Prinz dem Adjutanten gesagt und mit den Worten „Adieu, Herr Leutenant, Sie haben sich brav gehalten!“ seinem Pferde die Sporen gegeben.

Pfiffig war überglücklich. Als er am andern Tage bei der Schlußparade äußerst stramm, Augen rechts, an der Generalität vorbeidefilirte und etwas auffällig salutirte, hörte er, wie der Prinz zu seinem Adjutanten sagte: „Ah! das ist ja mein Sieben-Salverich!“

Die Geschichte war bald in Aller Munde. „Ein colossaler Kerl, der Pfiffig!“ sagten die Leutenants. „Erbprinz hat sogar einen famosen Witz über ihn gemacht! Pyramidal!“





Zahme Xenien.

Von

Eduard von Bauernfeld.

— Wien —

Die schlimmen Tage, die guten Stunden,
Hab' mit mich allen abgefunden;
Und kommt die gute Stand', indessen
Hab' ich den schlimmen Tag vergessen.

Getrennte Wirthschaft.

I.

Edle Menschen, die sich quälen,
Eure Herzenspein ist groß,
Drum, ihr idealen Seelen,
Macht euch von einander los!
Nur die Trennung kann euch nützen,
Mildern euer Liebesleid,
Und ihr werdet euch besitzen,
Wenn ihr auseinander seid.

II.

Der Mann bewohnt das eine Haus,
Die Frau logirt im zweiten;
So kommen sie mit einander aus,
Besuchen sich zu Zeiten.

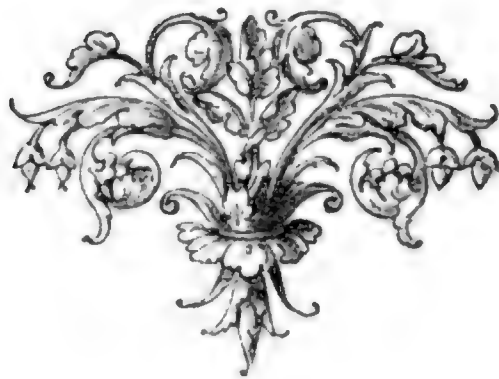
An eine junge Freundin.

Ruhig fließen Deine Tage
Wie ein stiller Bach dahin,
Keine Sorge, keine Plage
Stört den immer frohen Sinn.

Und so lebst Du frisch gesellig,
Ladest heitre Menschen ein,
Jeder Gast ist Dir gefällig,
Und Du wirst es Jedem sein.

Trübsinn kannst Du nicht begreifen,
Du gewahrst die Wolken nicht,
Schatten, die vorüberstreifen
Auf des Freundes Angesicht.

Und Dein abgeschloss'nes Wesen
Nie nach seinem Leide fragt;
Ist das: in der Seele lesen,
Gutes Kind, ist Dir's versagt?



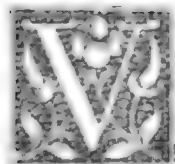


Eduard von Bauernfeld.

Von

Ferdinand Groß.

— Wien. —



Vor einundsechzig Jahren stand auf dem Zettel des Burgtheaters zum ersten Male der Name des Dichters Bauernfeld zu lesen. Der junge Autor — er war am 13. Januar 1802 geboren — brachte ein fünfactiges Lustspiel in Alexandrinern. Grillparzer hatte sich für die Arbeit interessiert; es scheint, daß er für das Fach des Lustspiels — in welchem er mit „Weh' dem, der lügt“ nur geringen Erfolg erreicht hatte — nicht die richtige Bitterung besaß: der „Brautwerber“ fand eine kühle Aufnahme. Vor achtundfünfzig Jahren kam Bauernfelds zweites Lustspiel, der Entstehung nach das erste, zur Aufführung: „Das Liebesprotocoll“, drei Aufzüge in leicht hinfließender, behaglich lebendiger Prosa, ein Abbild vormärzlicher Geselligkeit der österreichischen Hauptstadt. Dieses Mal ließ der lebhafte Beifall in Bauernfeld eine der zukünftigen Stützen des Burgtheaters erkennen. In solcher Eigenschaft bewährte sich der mit erstaunlicher Fruchtbarkeit gesegnete Dramatiker, und noch heute, da er rüstig an die Neunzig heranrückt, ist ihm der Quell der Erfindung nicht versiegt . . . Vor zweiundzwanzig Jahren ging am Burgtheater das Schauspiel „Aus der Gesellschaft“ in Scene, und in diesem hat Bauernfeld vielleicht die bezeichnendste Probe seines Könnens geboten. Er stand damals schon im Greisenalter, aber mit sicherer Hand hatte er den Bau der Handlung gefügt, die Charaktere in solider Geschlossenheit dargelegt, klar und absichtlich das Aufeinanderprallen verschiedener und einander entgegengesetzter socialer Schichten in den Rahmen der Handlung eingefügt. . . Vor wenigen Monaten veröffentlichte er eine Tragödie: „Alkibiades“, eine

im Sommer 1888 in Züch vollendete Umarbeitung eines älteren Dramas. In einem Vorworte nennt er diese Version eines Stoffes, der ihn von Jugend an beschäftigte, die „hoffentlich letzte.“

Mit gutem Vorbedachte haben wir eine kalendarisch angehauchte Aufzählung an die Spitze dieser Zeilen gestellt. Bauernfeld ist seit so langer Zeit thätig, daß wir für ihn fast zur Nachwelt geworden sind; seine Schaffenskraft hat sich so frisch erhalten, und viele seiner Stücke wirken so unmittelbar fort, daß wir immer wieder energisch an Bauernfeld als an einen Mitlebenden erinnert werden. In der Kunst beweisen die Zahlen freilich nichts. Zur Charakteristik eines Dichters trägt es immerhin bei, wenn man registriren kann, daß er als Jüngling begonnen, für die Bühne zu schreiben; daß er als hochbetagter Ahne einer ganzen Lustspielsdichtergeneration der süßen Gewohnheit des Producirens noch nicht entsagt hat; daß sein literarisches Gepäck aus etwa hundert Dramen besteht — im Jahre 1828, wir erwähnen diese Thatsache zur Charakteristik seiner Arbeitskraft, schuf er nicht weniger als neun Theaterstücke; daß eine Fülle von Epigrammen, politischen Broschüren, Satiren in gebundener und ungebundener Sprache, Uebersetzungen aus Shakespeare und Boz-Dickens, Tagebuchblättern, lyrischen Dichtungen nebenherlaufen, und daß einmal auch ein vierbändiger Roman die Form bot, in welcher Bauernfeld sich von den in ihm gährenden Gedanken befreite.

Es dünkt uns möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß auch Bauernfeld von der Scene verschwinden wird — schlagen die Wellen des Vergessens doch über Allem zusammen, was der Mensch erfindet! — aber immer und immer wird er genannt werden müssen als ein „Document“ zur Culturgeschichte Oesterreichs. Seit mehr als sechs Jahrzehnten großt er mit seinem Vaterlande; er ist schlecht gelunt, sobald auf dieses die Niede kommt; er „raunzt“ und ist „grantig“, wie wir Wiener sagen. Aber er kann sich von Oesterreich nicht trennen; er fühlt sich mit der Scholle verwachsen, die ihm fortwährend Aerger bereitet; wie sehr auch das zu Hause maßgebende „System“ ihn drangsalirt, er mag außerhalb der schwarzen Pfähle die Freiheit, nach der er sich sehnt, nicht aufsuchen. Wie seine Heimat, so entwickelt auch er eine gesunde Zähigkeit, welche eine ungewöhnliche Natur verräth. Er zieht so oft in's Feld, daß die Niederlagen ihm nicht erspart bleiben können; wenn seine Gegner ihn zu Boden gedrückt glauben, schnellt er rasch wieder empor, er macht mehrmals das Experiment, wenige Wochen nach der ersten Aufführung eines durchgefallenen Stückes ein anderes — zur Auswehung der Scharte — seinem Publikum darzubieten. Endlich offenbart sich sein Altösterreichthum auch darin, daß er trotz seines Berufes zum Dichter die Beamtenlaufbahn eingeschlagen hat. Anspielungen an dieselbe finden sich bei Bauernfeld an zahllosen Stellen. Nur die Warnung sei citirt:

„Sie zeugen Kinder, hohl und bleich,
Die zum Bureau Verdammten;
Zitt're, Du großes Oesterreich,
Vor Deinen kleinen Beamten!“

Grillparzer, Galin, Mosenthal und viele andere Poeten waren Staatsbeamte; in den k. k. österreichischen Bureau wird seit jeher mit Eifer gedichtet, an der schönen blauen Donau hat man sich nie um die von Platen ausgesprochene Warnung gekümmert:

„Wandle Keiner, der den Dichter-Lorbeer tragen will davon,
Morgens zur Kanzlei mit Acten, Abends auf den Helikon!“

Mit Grillparzer, der überzeugend dargethan hat, daß man, trotz Platen, in der Bureauluft Mustergiltiges schaffen kann, hat Bauernfeld die Freude am Cölibat gemein. Als junger Mensch schon ließ er die Kette los:

„Die Leute haben das Geschick,
Sich täglich neu zu emmigiren,
Sie nennen das Familienglück —
Ich mag davon nicht profitiren.“

Sonst erinnert sein Wesen in nichts an Grillparzer. Zum 13. Jänner 1888, als er, frisch und wohlgenuth, als gelte es die Fahrt in eine zweite Jugend, die Schwelle des siebenundachtzigsten Lebensjahres überschritt, publicirte er einige Gelegenheitsverse, in welchen er auf seine dramatische Thätigkeit als auf etwas Abgeschlossenes hinwies und alle Erwartungen, die man noch an ihn knüpfen mochte, mit den Worten abfertigte:

„ . . . seit gestern zähl' ich volle Sechsunachtzig,
Und da hat man keine Schreibeluft mehr.“

Kurze Zeit danach aber saß er vor seinem Pulte und arbeitete an „Alkibiades.“ So erscheint er als verkörperter Contrast zu Grillparzer, der sich nach einer einzigen herben Erfahrung in seine Einsiedelei zurückzog. Bauernfeld hat nie vermocht, sich der Welt zu verschließen; er hat immer Menschen gebraucht, um zu leben, Menschen, um zu dichten; ein beschauliches Dasein ohne regsame Thätigkeit war nicht nach seinem Sinne. Entsagen liegt außer halb seines Wesens. Raisonniren und frondiren bilden einen seiner hervortretendsten Züge. Er persiflirt das nicht übel:

„Und wenn mein Ich ein Zweites hätte —
Ich fürchte sehr, wir stritten um die Bette“

Seinem Ingrimm über das „System“ macht er Luft, wo er kann. Er versucht, bitter kritische Ausfälle auf die Bühne zu schmuggeln; was er momentan nicht veröffentlichen kann, schreibt er vor der Hand für sich nieder, um es nachträglich — in unseren Tagen — drucken zu lassen, Stoßseufzer wie z. B.

„Wie nenn' ich mein Hauptübel gleich?
Ich leide an Oesterreich!“

Manchmal ist ihm, als müsse er fort, als ersticke er in der Atmosphäre des Polizeistaates, und in solchen Stimmungen hält er bisjüge Monologe, die allerdings erst uns Späteren zu Ohren kamen. Manchmal lebt in diesen Monologen ein siegesgewisser Hoffnungsfunken:

„Vergebens Eure schwarzgelben Schranken!
Sie hemmen nicht den gründenden Gedanken.“

Bauernfelds Sinnsprüche sowie seine Aufzeichnungen lassen einen tiefen Einblick thun in das vormärzliche wie in das Wien der Bewegung. Deshalb darf behauptet werden, daß er als Culturpersönlichkeit zum Mindesten ebenso merkwürdig ist, wie als Schriftsteller. Er trifft das Richtige, wenn er die Zustände als „gemüthliche Anarchie“ kennzeichnet. Unter einer behäbig lächelnden Willkürherrschaft geschehen unglaubliche Dinge. Dieselbe Censur, welche jede freie Regung im Keime zu ersticken sucht, läßt schärfste Ausfälle passiren, welche heutzutage schwerlich unbeanstandet bleiben würden. Bauernfelds Lustspiel „Großjährig“ war gewissermaßen ein Prolog, „der neue Mensch“ ein Epilog zur Wiener Revolution. „Großjährig“ wurde beim Minister Grafen Kolowrat in dessen Sommerwohnung von Dilettanten dargestellt. Darauf hin brachte das Burgtheater arglos das Stück. Der Minister hatte darin keine böshafte Anspielung gefunden, und als Erzherzog Ludwig (1784—1864), der einflußreiche Bruder Kaiser Franz I., ihn fragte, ob er — der Erzherzog — wirklich unter irgend einer Maske darin vorkomme, protestirte der Graf feierlich. Nach der ersten öffentlichen Aufführung sagte der kaiserliche Prinz zu dem Minister: „Ich hab' das Stück gestern gesehen und komm' doch darin vor, Sie eigentlich auch.“ Si parva licet componere magnis: „Großjährig“ lief der Bewegung von 1848 voran, wie die „Folle journée“ von Beaumarchais der französischen Revolution. Die Censur wollte den „neuen Menschen“ nicht zulassen. Bauernfeld raiſonnirte über dieses Verbot beim Hausarzte Weldens, des Commandanten von Wien, und damit erzielte er mehr als mit den vernünftigsten Auseinandersetzungen. „Der neue Mensch“ wurde ebenso wie „Großjährig“ im Hause des Kaisers aufgeführt . . . Will man noch ein kostbares Steinchen dem Mosaikbilde aus halbvergangener Zeit zugefellen, so lese man bei Bauernfeld die Erzählung, wie er — seines Zeichens Lotto-Directionsadjunct mit 400 Gulden Jahresgehalt, der aber, als Schriftsteller von den Vorgesetzten mit Nachsicht behandelt, monatelang das Bureau nicht betrat — in Begleitung Anastasius Grüns in die Hofburg ging und dort, ohne zur Audienz gemeldet zu sein, mit Erzherzog Franz Karl, dem Vater des jetzt regierenden Kaisers Franz Josef, zu sprechen begehrte; wie er — mit diesem Verlangen keineswegs, wie in ruhigen Zeiten der Fall gewesen wäre, abgewiesen — dem Erzherzoge die Bitte vorlegte, Kaiser Ferdinand möge eine Verfassung verleihen, und mit dem Versprechen derselben in der

Tasche wieder abzog! Der Absolutismus verstand es, zuweilen recht patriarchalisch zu sein, und als er im Schrecken den Kopf verloren hatte, that er so, als wären alle Schranken niedergerissen. Bauernfeld war von Hause aus politisch angelegt; nur kam er nicht dazu, sich als Politiker auszuleben. Eine auf ihn gefallene Wahl in's Frankfurter Parlament nahm er wegen einer Erkrankung nicht an; so blieb er nach wie vor dabei, seinem politischen Drange literarisch Lust zu machen. Natürliche Begabung und die Umstände verwiesen ihn auf die Bühne. Das Theater war der Ort, wo man in der Blume Manches äußern durfte, was sonst sorglich verschwiegen bleiben mußte; die Dramatiker hatten gelernt, zwischen den Zeilen zu reden, die Zuhörer, zwischen den Zeilen zu verstehen. Bauernfeld nennt die damalige Regierungsform eine „Theatrokratie“. Solche Art halb heimlicher, halb verkappter Rede konnte einem freistrebenden Geiste nicht genügen. Autor und Publikum verständigten sich sozusagen mittels einer Zeichensprache. Dabei knirschten diejenigen, denen dieses Spiel in der Seele zuwider war, zornig mit den Zähnen. Bauernfeld geht in seinem Grimm so weit, sogar von dem Componisten Franz Schubert — der neben dem Maler Moriz Schwind sein bester Jugendfreund war — zu behaupten, er habe „an dem Unglück gelitten“, ein Oesterreicher zu sein. Was Bauernfeld über Nestroy bemerkt, läßt sich auf Niemanden treffender anwenden als auf Bauernfeld selbst: „Er befreite sich durch Spott und keckes Spiel von dem Druck, der auf ihm lastete, wie auf jedem Anderen.“

Allerdings geht der Zug der politischen Fronde nur durch einen Theil von Bauernfelds Werken. Viele seiner Stücke halten sich von öffentlichen Angelegenheiten ferne, spiegeln das gesellige Leben und Treiben und lassen den scharfzüngigen Satiriker kaum wiedererkennen. Unter den unpolitischen Dramen treten mit einem besonderen Gesichte diejenigen hervor, welche den Conflict zwischen Adel und Bürgerthum schildern, wobei es zu Bauernfelds Lieblingsideen gehört, eine Bürgerliche mit einem Adelligen zu verheirathen. Am steifsten und gezwungensten tritt Bauernfeld auf, wo er Tragödien oder hochstrebende pathetische Schauspiele bringt. Das Pathos ist ihm eine Zwangsjacke, in der er sich nicht wohl fühlt. Greift er feierlich in die Geschichte zurück, so schlägt ihm doch allezeit der Wiener in's Gesicht. „Man hat mir,“ gesteht er in seinen Aufzeichnungen „Aus Alt- und Neu-Wien“ offen, „häufig den Vorwurf gemacht, daß meine Lustspiele, vom „Liebesprotokoll“, den „Bekanntnissen“ und „Bürgerlich und Romantisch“ bis auf die neueren „Aus der Gesellschaft“ und „Moderne Jugend“ die Wiener Localfarbe mehr oder minder zur Schau tragen — ich leugne das nicht! Diese meine Art und Weise hat aber ihre Entschuldigung, vielmehr ihre Berechtigung. Die Lustspieldichter aller Zeiten, von Aristophanes, Plautus und Terenz bis auf den französischen Molière, den Dänen Holberg und den Kleindeutschen Koyebue haben dasselbe gethan wie ich: sie haben ihre nächste Umgebung und darin ihre Zeit abgemalt. Ich bin und

bleibe Wiener mit Haut und Haar und kann und will in meinen Lustspielen schlechterdings nichts bringen, als die Anschauungen eines Deutschösterreichers, der unsere Zustände, wie sie ihm erscheinen, in Ernst und Scherz wahrheitsgetreu darzustellen sich zur Aufgabe gemacht. Daß ich dabei das deutsche Gesamt Vaterland, das gemeinsame Bildungselement, immer und ewig im Auge behalte, versteht sich von selbst.“ Sein Bekenntniß als Deutscher ließ er allezeit muthig ertönen. Anno 1845, auf einer Reise, notirte er in sein „poetisches Tagebuch“:

„In Elfaß fühl' ich mich wie daheim,
Konnt' mich der Thränen kaum entbrechen;
Im Volk ist noch urdeutscher Keim,
Und rührend, wie sie schlecht französisch sprechen!“

Das deutsche Bewußtsein zieht sich wie ein rother Faden durch diejenigen seiner Werke, die in ihrer Ganzheit oder theilweise politisch-satirische Absichten vertreten. Deutschthum und Liberalismus galten an Bauernfeld als verdächtig. Seine „Gedichte“ und sein „Buch von den Wienern“ — er nannte sich auf dem Titelblatte desselben anfänglich „Rusticocampus“ — durften in Wien nicht einmal angezeigt werden. Das Publikum demonstirte gern im deutschen Sinne, und dies zu thun, mochte ihm doppelt verlockend erscheinen in den ängstlich gehüteten Räumen des Hofburgtheaters. Am 16. November 1846 wurde „Großjährig“ zum ersten Male gespielt. Als Schauplatz des Stückes ist Wien ausdrücklich genannt. Der Held ist Hermann, ein junger Mensch — lies: „österreichisches Volk“ —, der unter der Obhut seines Vormundes Blase — lies: „Erzherzog Ludwig“, dem ein Theil der Staatsgeschäfte übertragen war, — steht. Blase läßt sich von Spiz — lies: „Graf Kolowrat“ — berathen. Was nun als Fabel sich abspielt, ist Nebensache und dient nur dazu, den satirischen Ausfällen zum Vorwande und Deckmantel zu dienen. Es handelt sich scheinbar darum, daß Blase den Hermann großjährig erklären lassen will, damit dieser des Vormunds Nichte Auguste heirathe. Die Großjährigkeitserklärung erfolgt, aber Auguste will ihm nicht sofort die Hand reichen; er solle ein Jahr hindurch reisen, und erst wenn er als neuer Mensch wiederköhre, werde sie die Seinige werden. Blase und Spiz freuen sich, daß sie nach dieser Wendung als Verwalter von Hermanns Besizthum wieder nothwendig seien und daß Alles beim Alten bleibe. Wozu die Beiden die ganze Großjährigkeitsepisode heraufbeschworen? Diese Frage stellte Niemand, denn man wußte, daß die lustspielhafte Handlung etwas Gleichgiltiges sei. Desto mehr Eindruck machte es, wenn Spiz an Blase berichtete: „Der junge Mann fängt nachgerade an, sich zu fühlen. Er äußert bisweilen Ideen. — Blase: Was sagen Sie? Ideen? — Spiz: Sozusagen: freie Ideen. — Blase: Freie Ideen! In meinem Hause! Wie kommen die herein? Wo nimmt er die her? — Spiz: Aus der Luft. Dort schwimmen sie heututage . . .“ Deutlich wird das „schwarze Cabinet“ gezeißelt, jene Post-

abtheilung, welche alle verdächtigen Briefe zu öffnen, zu lesen und sorgfältig wieder zu verschließen hatte. Der Bediente hat einen Brief für Hermann, darf ihn ihm aber nicht übergeben, da Blase und Spitz ihn vorerst lesen müssen. Hermann stellt Spitz zur Rede: Briefe zu öffnen! Es ist schändlich. Spitz: Ohne Sorge! Wir machen sie immer wieder zu . . ." Weder vorher noch später wurde je auf dem Burgtheater etwas Aehnliches gesagt wie die symbolisch gemeinte Anrede von August an Hermann: „Sie sind im Mannesalter und lassen sich am Gängelbände leiten; Sie besigen reiche und blühende Ländereien, die unter fremden Händen verwildern; Sie haben Unterthanen, die man verwahrlost und unterdrückt; Sie sind ein Diener, ein Knecht, wo Sie Herr und Gebieter sein könnten!“ Als bei der ersten Aufführung Beckmann in der Rolle des Schmerl — spricht: „Schmerling“ — unter der Weste ein schwarzrothgoldenes Band hervorzog und sotto voce fragte: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ da brach ein solcher Lärm aus, daß der ersten Aufführung des Stückes keine zweite folgen durfte. Ebenfalls nur einmal wurde — drei Jahre später — der „neue Mensch“ gegeben. Bauernfeld hat dieses Nachspiel nicht in seine „Gesammelten Schriften“ aufgenommen. Er nennt es „eine Art dramatisirter Feuilleton-Artikel, welcher aus der Stimmung des Tages hervorging und ohne Bedauern mit ihr verwehen darf.“ Zu solcher Objectivität gegenüber der eigenen Schöpfung schwingt Bauernfeld sich oftmals auf. Mit der abgeklärten Ruhe des Alters spricht er von sich selbst in der dritten Person als von dem „jungen Autor“, dessen Irrthümer er ohne Nachsicht constatirt.

Der Verfasser behielt immer Freude an der politischen Satire in dramatischer Form. Fast ein Vierteljahrhundert nach „Großjährig“ ließ er erscheinen: „Die Vögel, oder: die Freiheit in der Luft, oder: Der Ausgleich“. Das Stück spielt „zur Zeit der Ausgleicherei“ 1870/71 und beschäftigt sich mit dem Versuche, den verschiedenen Völkerschaften Oesterreichs Concessionen zu machen. In der Parabase verweist der Dichter Oesterreich auf seine schönste Mission: „Ost-Reich, werde, was Dein letztes, schönstes Ziel: Deutsch Oesterreich!“ Bauernfeld dachte an keine wirkliche Aufführung, als er so in den Fußstapfen des Aristophanes einhertritt. Dagegen erzielte er nicht nur einen Contact mit dem Theater, sondern sogar eine Preiskrönung mit dem Lustspiele „Der kategorische Imperativ“, welches — im März 1851 dem Repertoire des Burgtheaters einverleibt — im Jahre 1815 handelt und von scharfen Ein- und Ausfällen wimmelt. Im Mittelpunkte steht Justus Müdiger, genannt Lothar, der in Sachsen zu keinem Lehramte zugelassen wird, weil er dem Tugendbunde angehört und lange Haare trägt. Er will sich in Wien, während des Congresses, sein Recht suchen, gewinnt durch eine jener romantisch-ironischen Verwicklungen, die Bauernfeld bei Tieck und Consorten gelernt hatte, mächtigen Schutz, erhält eine Professur in Königsberg und eine reiche Frau. Wie er angesichts der ihm gewordenen Protection aus

dem „Burschen“ sich in einen Philister verwandelt, dann — nachdem die Nachricht von Napoleons Flucht von Elba dem Congreß in die Glieder gefahren ist — als Tugendbündler redivivus freiwillig in den Kampf zieht und hierauf als gravitätischer Professorats-Candidat wiederkehrt — diese Wandlungen sind mit feinem Spotte gezeichnet. Neben Lothar, dem Kantianer, der einzieht, Wien sei nicht der Ort für stricte Durchführung des „kategorischen Imperativs“, tritt „der Baron“ auf — sprich: „Baron Rothschild“ — der nicht müde wird, zu betonen, er sei ein Plebejer, ein Frankfurter Bürger. Diesmal geht der Spott auf die ganze Thätigkeit des Wiener Congresses. Gelegentlich wird der Regierung wegen ihrer Angst vor der deutschnationalen Strömung ein wenig auf die Finger geklopft. Lothar soll zu Beginn des ersten Actes verhaftet werden. Bei dieser Gelegenheit fragt er den Polizei-Commissär: „Ist denn Euer Wien keine deutsche Stadt?“ Der Commissär beeilt sich, zu erwidern: „Gottlob, nein! Oesterreichisch!“

Ist es zu verwundern, daß das Burgtheater der politischen Satire Bauernfelds Thür und Thor öffnete, so erscheint es uns vom Standpunkte des guten Geschmacks wunderbar, daß ein Stück wie „Der literarische Salon“ Zutritt fand. Bauernfeld hatte es geschrieben, um sich an seinem Feinde, dem damals allmächtigen Kritiker M. G. Saphir (1795—1858) zu rächen. Saphir, ein zerlegendes Element in der Wiener Presse, führte unablässig Krieg gegen Bauernfeld. Er urtheilte hart und unerbittlich über ihn. Man hat einen Begriff von seiner Kritik, wenn man erfährt, was er über „Franz Walter“ (1834) sagt: „So wie Bauernfeld schreibt und die Hofschauspieler darstellen, hat dieser Autor gar nicht nöthig, ein Stück zu schreiben. Er braucht nur einen Titel zu erfinden und das Personale anzugeben, z. B. der polsternde Alte — Herr Wilhelmi, der wunderliche Alte — Herr Costenoble, der erste Liebhaber — Herr Löwe, der pedantische Liebhaber oder permanente Referendarius — Herr Fichtner, die muntere Liebhaberin — Ule. Müller, die naive Liebhaberin — Madame Fichtner, der sich immer gleichende Dummling — Herr Wothe.“ An anderem Orte und zu anderer Zeit als im vormärzlichen Oesterreich hätte ein Saphir keine solche Geltung erlangen können, wie der berüchtigte Possenreißer sie in der That besaß. Mit der Geschicklichkeit, spielend das Wort tanzen zu machen wie einen Kreisel, verband er eine seltene Unversfrorenheit. Er schrieb Kritiken für Bäuerles „Theaterzeitung“, und in dieser verunglimpfte er alles Gute und Edle. Speciell Bauernfeld war ein Object seiner galligen Kalauer. Bauernfelds phantastisches Märchen: „Fortunat“ wurde am Josefstädter Theater gegeben, weil die Hofbühne es nicht annahm. Damals galt der Monarch noch als der Helfer in jeder persönlichen Noth; der Dichter nahm deshalb Audien; beim Kaiser, konnte aber auch auf diesem Wege die Aufführung am Hofburgtheater nicht durchsetzen. Anstatt eines Erfolges stellte sich ein heller Skandal ein, die Saphirianer lärmten gegen die Bauernfeldianer — Wien hatte für solche Parteiungen noch Verständniß

und Theilnahme . . . Saphir schlug gegen „Fortunat“ einen so heftigen Ton an, daß der Polizeipräsident den Recensenten verständigen ließ, die Censur werde eine derartige Kritik nicht wieder dulden.

Der schlechte Erfolg von „Fortunat“ wirkte auf Bauernfeld so verstimmend, daß er sich „wie durch's Herz geschossen“ fühlte und binnen fabelhaft kurzer Zeit „Bürgerlich und Romantisch“ schrieb, um das Publikum wieder für sich zu gewinnen, dieses Publikum, von welchem er aus den Aufführungen des „Fortunat“ berichtet, es habe sich höchst unparteiisch benommen. „Das heißt, die Leute lasen mit dem größten Vergnügen, wie man mich heruntermachte, setzten sich aber mit demselben Behagen auf ihre Sperrriße und in ihre Logen, um sich das geschmähte Stück gefallen zu lassen.“

An Saphir nahm Bauernfeld seine Rache, indem er dem Lustspiele „Bürgerlich und Romantisch“ den Leiblakai Unruh einreichte, hinter welchem man rasch den feindlichen Kritiker erkannte. Dieser Unruh kommt sehr gezwungen in's Stück, aber Bauernfeld wehrte sich seiner Haut, und da ergriff er die Mittel, wie sie sich ihm gerade darboten. Der bei dem Baron Ringelstern bedienstete Lakai war ehemals Kritiker. Er bewies Alles, was er beweisen wollte, unter Anderem, daß Goethe „der Mittelpunkt fehlte.“ Was das heiße, fragt der Baron. Unruh weiß es selber nicht . . . Abgesehen von dieser Satire haben wir mit „Bürgerlich und Romantisch“ (zum ersten Male gegeben am 7. September 1835) eins der Stücke genannt, welche die harmlos liebenswürdige Seite von Bauernfeld's Wesen vertreten. Keine vertieften Charaktere, keine überraschenden Situationen, der Dialog fließend, heiter, ohne durch übertriebenen Glanz zu blenden. Die Handlung geht, dem theatralischen Herkommen gemäß, in einem Brunnen- und Badeorte vor sich, es fehlt weder der Badecommissär noch der Rath oder die Rätthin, das ganze landesübliche Lustspiel-Arsenal steht in Verwendung. Das bürgerliche Paar — Cäcilie Zabern und Badecommissär Eittig — und das romantische — Katharine von Rosen und Baron Ringelstern — finden sich zusammen, die Heiratsquadrille ist fertig. Man thut gut daran, sich unter der Romantik, wie sie hier auftritt, etwas Gemäßigtes und Gedämpftes zu denken. Rede und Gegenrede, Scherz und Tändelei, die durch vier Acte die Scene beherrschen, machen Einen nicht lachen, aber angenehm lächeln, etwa zur Verdauung nach einem reichen Diner. Den Hauptspaß hatte die Zuhörerschaft an dem Lakai Unruh.

Seinen schärfsten Pfeil aber schoß Bauernfeld gegen Bäuerle und Saphir mit der schon genannten Komödie „Der literarische Salon“ ab. In dem Stücke hieß Bäuerle „Wendemann“, Saphir „Morgenroth“. Wie in „Großjährig.“ so war auch hier die Handlung das Unwichtigste, und Bauernfeld, der im Erfinden von Fabeln nie sehr stark war, nahm sich kaum die Mühe, wirklich eine zu erfinden. Wendemann erscheint als feiler Lohnschreiber, der jede Art von Bestechung annimmt; Morgenroth als vorlauter, frecher Phrasendrescher ohne Pietät für irgend eine künstlerische Leistung. Nebenbei werden — ganz im Sinne des vormärzlichen Wiens — Privatfachen öffentlich

gestreift. Das Auditorium lächelte verständnißkinnig, als Wendemann erklärte, sein Unglück seien die Weiber und die Schulden. Saphir saß im Parterre am Pranger, während der Schauspieler ihn vor der Rampe wiedergab — zwar nicht in seiner Maske, aber doch für Jeden erkennbar. Niemand konnte sich im Unklaren sein, wer dieser Morgenroth sei, wenn er erklärte: „Ja, ich will mich erbarmen der deutschen Literatur, ich will ihr eine Richtung geben. Meine Ansichten von Kunst und Leben sind ungeheuer. Der Himmel verlieh mir Geist, Witz, Humor, Ironie, Tiefe. Ich erkenne meinen Beruf. Ich will zermalmen alles Bestehende. Ich will gründen eine große Schöpfung, eine neue Welt. Ich will neugestalten die Kunst, die Wissenschaft, die gesellschaftlichen Verhältnisse“ . . . Und Saphirs manierter Witz — für uns Moderne unverdaulich — wird verhöhnt, indem Morgenroth eine seiner Arbeiten vorliest, in der es heißt: „Nur ein schöner Geist besitzt die geistige Schönheit. Gesellige Bildung bildet die Geselligkeit. Witz ist die Blüthe des Geistes, und Geist ist die Frucht des Witzes. Ich habe nur Geist, wenn der Geist mich hat“ . . . Ganz Wien wäre unzählige Male in's Burgtheater gegangen, um die Geißelung Bäuerles und Saphirs mitanzusehen; aber der Polizeipräsident und einige Erzherzoge wurden wegen eines Verbotes der Komödie bestürmt, und dieselbe durfte wirklich nicht mehr in Scene gehen. Saphir wurde von Seiten einer mütterlich um ihn besorgten Behörde ein Pflaster auf die frische Wunde gelegt, indem sie ihm die Concession zur Herausgabe des „Humorist“ verlieh, eines Blattes, das in unpolitischen Tagen allgemein gelesen wurde. Bauernfeld constatirt, daß Saphir also indirect ihm diese Vergünstigung zu danken habe, und fügt hinzu: „Daß der Mensch früher außer mir auch Grillparzer und alle honneten Leute angegriffen hatte, davon hatte Niemand Notiz genommen. So ging es in der guten alten Zeit!“

Bauernfeld als Dramatiker hat einen Januskopf. Nach der einen Seite ist er ein wenig Juvenal, nach der anderen bloß unterhaltender Plauderer. Und wo er diese zweite Seite seines Wesens zeigt, da wirkt er am nachhaltigsten. Seine satirischen Sachen sind halb vergessen; nur der Kritiker, der Literaturhistoriker sucht sich mit ihnen heute noch zu befreunden. Dauernd haben sich auf dem Repertoire diejenigen Stücke behauptet, in denen der Verfasser gutmüthig lächelnd der Gesellschaft einen Spiegel vorhält, ohne die Absicht zu bessern und zu belehren. Den Typus dieser Gattung mag man in dem Lustspiele „Das Liebesprotokoll“ sehen. Dem Titel entspricht der Umstand, daß des Bankiers Müller Tochter Adelaide zur Heirath mit einem adeligen Streber gezwungen werden soll, einem Freunde des Hauses aber zu Protokoll dictirt, wen sie eigentlich liebe. Dank dem Protokoll bekommt sie zum Schluß natürlich den Auserwählten ihres Herzens zum Manne. Einen großen Theil seines Effects hatte das Stück der Figur des Bankiers zuzuschreiben, eines nach Nobilisirung strebenden Empor-

königlichen, der in naiver Weise seine geheimste Seele offenbart, wenn er ankündigt: „Meine Tochter — meine Freunde — theilen Sie die Freude mit mir! Sehen Sie mich an: ich bin geabelt!“ Bauernfeld versichert, diese Gestalt sei damals neu gewesen. Uns erscheint sie abgebraucht; wir finden die Seelenmalerei gar zu leichtthin entworfen, wenn Müller sich vernehmen läßt: „Es ist gar nicht der Mühe werth, zu leben, wenn man nicht ein Baron ist oder wenigstens ein Ritter.“ Aber Bauernfeld mag mit seiner Behauptung Recht haben; dafür spricht die Thatsache, daß Döring in Berlin jahrelang den Müller zum Ergötzen des Publikums spielte . . . Es fragt sich, ob heutzutage Stücke wie „Das Liebesprotokoll“, wenn sie neu wären, eine freundliche Aufnahme fänden. Will man Bauernfeld richtig würdigen, so darf man ihn nicht losgelöst vom Wiener Burgtheater betrachten. Aus diesem wuchs er heraus, und er ist mit ihm organisch verbunden geblieben. Er schrieb für Schauspieler wie Fichtner (1805—1873), welcher am glänzendsten war, wenn er mit anspruchsloser, eleganter Liebenswürdigkeit dem Wiener Salon seine Modelle entnahm. Dazu kommt in Betracht, daß das Burgtheater lange Zeit mehr Schauspielerbühne als Literaturbühne war. Seine Darsteller gaben oft ihr Größtes in der Lösung kleiner Aufgaben; das Publikum war am zufriedensten, wenn die Individualität eines beliebten Schauspielers möglichst unverhüllt aus der Rolle hervortrat, es wollte im Lustspiele, wenn Fichtner sich zeigte, möglichst viel Fichtner genießen. Solchen Strömungen kam Bauernfeld mit seinem Talent, seinen Neigungen und seiner Weltflucht entgegen. Wir begreifen, daß ein Lustspiel wie „Leichtsinn aus Liebe“ seinerzeit ernstlich gefiel. Die weibliche Gelbin Friederike von Minden giebt sich den Anschein, als wäre sie leichtsinnig, aber nur, weil sie sich von Heinrich Frank, dem ihr Herz gehört, verschmäht glaubt. In zwölfter Stunde kommt Alles in's richtige Lustspielgeleise. Aber wie hausbacken, wie philiströs ist Friederikens Leichtsinns! Wie wenig Menschenkenntniß gehört dazu, ihn zu durchschauen! Der Leichtsinns muß uns ausdrücklich als solcher demuncirt werden, wir würden ihn sonst kaum dafür halten. Dem Herkommen gemäß sind die auftretenden alten Herren galanter als die jungen; ein Obrist beherrscht den Kurort, wo die Handlung spielt, als Badekönig; im dritten Acte wird Pfänder gespielt um Küsse; eine alte Rätbin tritt mit drei heirathsfähigen Töchtern auf, für die sie ostensibel Männer sucht. Trotz der Schablonenhaftigkeit liegt ein Hauch von Amuth über dem Ganzen. Bauernfeld, der Alte, wirft sich zum Kritiker Bauernfelds, des Jungen, auf und sucht den Beifall zu entschuldigen oder zu erklären, den das Stück gefunden. „Mittels eines gefälligen Dialoges,“ sagt er, „nicht ohne gute Laune und Charakteristik kam ein Stück wirklichen Lebens auf die Bretter, auch boten sich dem Schauspieler dankbare Rollen dar — so verzieh oder übersah man den Mangel einer eigentlichen bedeutenden Handlung.“ Dem Autor macht es Freude, einzugestehen, daß eine Scene des Stückes aus Sheridan's

„Rivals“ entlehnt sei, „ein Vorgang, der von der Kritik niemals bemerkt wurde.“ Wie sehr die Langlebigkeit solcher Lustspiele aus der Individualität eines ausgezeichneten Künstlers sich entwickelt, geht aus dem Umstande hervor, daß Bauernfeld dankbaren Gemüthes constatirt, Fichtner habe durch dreiunddreißig Jahre, von 1831 bis 1864, den jungen Doctor „immer mit gleicher Frische, Jugendlichkeit und Liebenswürdigkeit gespielt“ . . . Ab und zu ging Bauernfeld von der Oberfläche tiefer gegen den Kern zu — wie in „Krisen“ und „Bekennnisse“ —, aber alle seine Lustspiele weisen einen Zug von Familienähnlichkeit auf.

Eine andere Facette seines Wesens leuchtet auf, wenn wir aus dem „Musikus von Augsburg“, einem Lustspiele in Versen, erfahren, wie Bauernfeld sich producirend von Shakespeare zu erlösen strebte, in den er durch die von ihm besorgte Uebersetzung schier wider Willen hineingerathen war; oder wenn wir „Die Geschwister von Nürnberg“ kennen lernen, eine romantische Komödie mit Pfalzgrafen, Naugrafen, Räuberhauptleuten, entführten Kindern u. s. w. Da empfangen wir den Eindruck, als habe Bauernfeld sich maskirt, um nicht erkannt zu werden; wir finden ihn lieber so, wie er wirklich ist, nicht in alterthümlicher Verkleidung und Vermummung.

In zwei Schauspielen zeigte er, daß seine Begabung auch dafür ausreiche, historische Stoffe zu meistern. Das eine heißt: „Ein deutscher Krieger“, wurde 1844 zuerst aufgeführt und entsprach der deutschen Stimmung, welche Oesterreich durchzog, von „oben“ mißgünstig angesehen, trotzdem sie eine großdeutsche war. Was in Oesterreich die Censur passieren ließ und was nicht, das wird vom einfachen, gesunden Menschenverstande niemals zu erklären sein. Das Stück durfte 1844 gegeben werden, aber 1870 wurde einigen Provinztheatern seine Aufführung untersagt. In die letzten Tage des dreißigjährigen Krieges stellt Bauernfeld den sächsischen Obersten Göze, den „deutschen Krieger“, hinein. Göze, der im Elsaß seinen Posten hatte, kann und will sich nicht mit dem Gedanken befreunden, daß das Elsaß wieder französisch sein solle; er lehnt sich gegen den Befehl seines Herrn, des Kurfürsten von Sachsen, auf und zeigt nicht übel Lust, auf eigene Faust Krieg zu führen. In Göze steckt etwas von Wallenstein — freilich nicht mehr, als etwa von Schiller in Bauernfeld steckt. Göze kennzeichnet sich selbst, wenn er bekennt, er habe nur Einen Gedanken im Kopfe; „Der heißt: Deutschland — und für den einzigen Gedanken hätt' ich gerne meinen Kopf zehntausend Mal hergegeben.“ Die Verwicklung, welche sich aus der Neigung Gözes zu Frau von La Rochelle, einer Parteigängerin der Franzosen, ergiebt, sowie die Scene, in welcher der Kurfürst, den Werth seines Obersten wohl erkennend, ihm seine Insubordination verzeiht und sich herzlich mit ihm versöhnt, das sind Zeugnisse echter dramatischer Kraft. Bauernfeld findet einfache und dabei mächtige Accente, wie wir sie dem Verfasser von „Leichtsinn aus Liebe“ kaum

zugetraut hätten. In großem Stil ist auch das 1870 erschienene geschichtliche Schauspiel „Landfrieden“ gehalten. Es geht 1518 nach Verkündigung des Landfriedens in der Nähe von Augsburg vor sich und zeigt an einer lebhaft bewegten Fabel die Reibung zwischen Adel und Bürgerthum. Der Kaiser, als Schirmer des Rechtes, spricht das Schlußwort und zieht die Moral, wenn er den Rittern begreiflich macht, Junker Robert von Streithorst müsse Katharina, des Augsburgers Patriciers Manzinger Tochter ehelichen, nachdem er sie hatte entführen lassen:

„Ihr Edlen, zieht die Stirn nicht kraus!
Das Leben, seht, es will sich neu gestalten —
Ich mein', in Zukunft sollt', sind erst die Kämpfe aus,
Adel und Bürgerthum recht treu zusammenhalten.“

Nöthigen uns also die historischen Dramen — zu denen noch „Franz Sickingen,“ „Im Dienste des Königs“ u. a. zu zählen sind — die Anerkennung ab, daß der geborene und berufene Lustspieldichter sich mit Glück auch in ernstere Richtung hineinzufinden weiß, so werden wir doch dabei bleiben müssen, daß Bauernfelds Physiognomie uns nur da völlig klar wird, wo er das moderne Leben schaffend belauscht. Und unter seinen Stücken, welche sich mit diesem befassen, dünkt „Aus der Gesellschaft“ uns das wichtigste. Hier springt die Actualität vor uns auf, und doch macht ein Bleibendes sich bemerkbar; das Stück wächst aus der Zeit empor und erscheint doch angelegt auf die Dauer; allgemein menschliche Vorgänge, beruhend auf den Einrichtungen der ganzen Gesellschaft, wenden sich an unsere Empfänglichkeit, und doch athmen wir österreichische Luft. Das Generelle und das Besondere vereinigen sich zu einer merkwürdigen Legirung. Fürst Lübbenau heirathet Magda Werner, ein Hochadeliger eine Bürgerliche. Bauernfeld findet an diesem Problem, wie schon erwähnt, immer Gefallen. Sieben Jahre nach „Aus der Gesellschaft“ machte er in „Selbstständig“ unter geänderten Voraussetzungen Bertha Walter zur Gattin des Grafen Wildenstein . . . Fürst Lübbenau muß sich sein geliebtes Mädchen erkämpfen wider die Vorurtheile seiner blaublütigen Verwandtschaft. Der Weg zum Altar wird ihm nicht leicht gemacht; wir folgen ihm freudig, denn es handelt sich um ein wackeres Paar, und der Fürst muthet uns sympathisch an, weil er am Schluß des ersten Actes an die Spitze eines liberalen Ministeriums berufen wird. Alle Personen sind mit Entschiedenheit individualisirt, am schärfsten Graf Feldern, der Repräsentant des altösterreichischen Adels. Nicht nur Aristokratie und Bourgeoisie stellen sich einander gegenüber, sondern in jener auch klafft ein Riß, die Grenze zwischen zwei Epochen und zwei Geschlechtern. Graf Feldern, der alte Sünder, der Magda „appetitlich wie nur Eine“ findet, hat im Cavaliers-Casino über sie geklatscht; Fürst Lübbenau stellt ihn zur Rede und verhält ihn, Magda Abbitte zu leisten. Feldern, der nicht schlecht, sondern nur schwach und kleinlich ist, thut das gern, ja, er

thut es mit Noblesse, und damit wird der Empfindlichkeit der sprüchwörtlich gewordenen „Comtesseln“ in den Logen des Burgtheaters Rechnung getragen, denn man kann doch ihre Väter nicht so ohne Weiteres heruntermachen. Fürst Lübbenau macht dem Grafen Vorwürfe, die als ein Glaubensbekenntnis einer modernen Adelsgeneration gelten dürfen. „Wahrhaftig“, sagt er ihm, „Ihr vom ancien régime, seid es, die den Adel in Mißcredit bringen. Ist's ein Wunder, wenn alle Welt gegen uns declamirt?“ Und wenn Feldern etwas über die „Zeitungs-schreiber“ in seinen Bart brummt, so fährt Lübbenau fort: „Der Tadel hat leider einigen Grund! Wenn Ihr leichtsinnig wart, lüderlich, verschuldet, unwissend, zu Geschäften unbrauchbar, der Schrecken Eurer Bauern, von Euren Rentmeistern betrogen, in den Händen den Juden — was ist daran zu loben? Zum Glück, daß jetzt ein neues, ein besseres Geschlecht heranwächst“ . . . Man traute seinen Ohren kaum, als man im Burgtheater zuerst diese Wahrheiten vernahm. An Lübbenau konnte man wirklich helle Freude haben, an diesem Prachtkerl, der mit Bezug auf Magdas bürgerliche Herkunft bedeutet: „Ich denke, ich habe Adel genug für uns Beide.“ Nach allen Seiten theilt der Fürst Liebe aus, aber mit Vornehmheit, mit der Haltung des überlegenen Gentleman. Wenn der junge Gatte seiner Richte sich zu ihm darüber beklagt, daß er als Offizier dem Kriegsministerium zugetheilt worden sei, während ihm das Dreinschlagen ungleich besser passen würde, erwidert der Fürst: „Studire und schreibe erst gut, mein Sohn, dann schlägst Du vielleicht noch besser d'rein — und mit Verstand.“ Und diese Lehre wurde 1867 ausgesprochen! Ist's ein Wunder, wenn das Publikum sich mit Bauernfeld enthusiastisch einverstanden erklärte? Laube in seinem Buche über das Burgtheater gemahnt daran, daß er nicht die Hoffnung hegte, das Mezalliance-Schauspiel durchzubringen: „Die Zulassung eines solchen Themas für das Burgtheater schien unerreichbar, denn das Theater ist im Wesentlichen aristokratisch. Ein hoher Cavalier steht immer an der Spitze und entscheidet über die Zulässigkeit neuer Stücke, fast sämtliche Logen sind ein Abonnement des hohen Adels — man kann eher eine mißliebige politische Tendenz zugänglich machen, als eine sociale, welche die Standesunterschiede der vornehmen Kreise herausfordert . . .“ Und das Stück kam doch auf die Scene und hatte einen großen Erfolg. Freilich wurde es musterhaft gespielt. La Roche gab in dem Grafen Feldern eine seiner besten Schöpfungen. Das Bornirte, Engherzige und dabei „Gemüthliche“ des altösterreichischen Adels kann man nicht feiner und klarer zur Anschauung bringen. Wer es mitangehört, wird es nie und nimmer vergessen können, mit welcher Betonung La Roche auf die Strafpredigt, welche Lübbenau-Sonenthal ihm gehalten, antwortete: „Bruder, Du hast mich gerührt! Ich bin freilich zu alt, um ein neues Leben anzufangen — aber Du hast mich gerührt!“ — wie er das erwiderte, beschämt, weich,

reumüthig, voll des Bewußtseins, daß er einen Fehler eingestehen könne, denn er sei und bleibe ja der Graf Felbern . . . In „Aus der Gesellschaft“ erklingen im Dialog zahllose Austriacismen; diese geben Bauernfelds Sprache den localen Erdgeruch, und österreichisch, wienerisch — dem Gebrauche der oberen Zehntausend entlehnt — sind auch die französischen Fremdwörter. Bei Bauernfeld ist eine Dame „pensive“ und maussade“. Der Wiener Salon findet sein Echo.

Streute der Autor in dieses Schauspiel nur einige Splitterchen Tendenz hinein, so zeigte er sein Behagen an der Tendenz, in deren Dienst er seit jeher steht, voll und ganz in dem 1875 veröffentlichten Buche: „Die Freigelassenen. Bildungsgeschichte aus Oesterreich“. Hier bemüht Bauernfeld sich, ein deutliches Bild des Metternich'schen Regime zu malen. Das Werk geberdet sich wie ein Roman und heuchelt die Handlung eines solchen. Wir lassen uns nicht irre machen in der Erkenntniß, daß Gestalten und Ereignisse nur als Arabesken für die zeitgeschichtliche Darstellung dienen. Wir finden in Ungarn das Land der Freiheit im Vergleiche mit den übrigen Theilen der Monarchie; wir sehen Wien damit beschäftigt, Saphirs „Humorist“ und seine Gedichte „Wilde Rosen“ zu bewundern; der „besseren“ Stände lesen mit Vorliebe die verbotenen Bücher; Studentenversammlungen werden als Verschwörungen gegen Thron und Altar verfolgt; der Ausländer, der lange Haare und einen Vollbart trägt, gilt als verdächtig; Erzherzog Ferdinand, Militärgouverneur von Galizien, soll auf einem Ball beim Fürsten Sulkowiz aufgehoben werden; die Verschwörung wird vereitelt, zwischen Insurgenten und kaiserlich gesinnten Bauern entsteht ein Kampf, der Freistaat Krakau muß sich Einverleibung in die Monarchie gefallen lassen; im Stillen tauchen Pläne zu einer Constitution auf; Alexander Bach, der spätere klerikal-reactionäre Minister, gilt dem „System“ als „bedenklich“. Der erste Band schließt mit dem bedeutungsvollen 13. März 1848: „Unsere Landsleute hielten sich für frei. Zum Mindesten waren sie nicht mehr gefesselt, waren freigelassen“ — eine Rechtfertigung des Titels, den das Buch führt. Im zweiten Bande wird die Barrikaden-Epoche dargestellt. Wie beliebt der Polizeipräsident Sedlnitzky ist, geht daraus hervor, daß Frau Brenberger zwei Hunde hat, und den einen Sedl, den andern Nitzky ruft. Es fehlt in dem Buche nicht an Ausblicken in die Zukunft, an Ausblicken, welche für das tief eingewurzelte deutsche Empfinden des Autors sprechen. Nach der Revolution erwägt Bauernfeld, wie die Dinge vor ihr gewesen; er läßt sich vernehmen: „Ein paar Privilegirte aber taumelten in einem geistlosen Genußleben dahin und blickten mit dünkelfhafter Verachtung auf die niedergehaltene Völkerheerde. Jene nur zählten und galten, sie waren der „Staat“; der Rest, die Masse war Sperma, Urschleim, staatlicher Kehrriecht.“ Es will uns scheinen, als hege Bauernfeld die Meinung, wir Oesterreicher seien noch immer nicht aus den Freigelassenen zu Freien geworden, denn seiner „Bildungs-

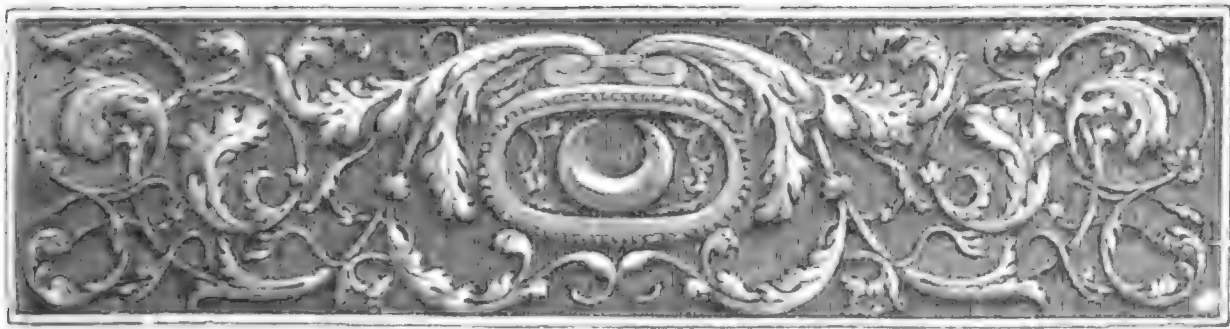
geschichte“ hat er das Motto vorangesetzt: „Wir Alle leben vom Vergangenen und gehen am Vergangenen zu Grunde.“

Er darf mit Stolz von sich rühmen, daß er nie geschwankt habe als Deutscher und als Freisinniger. Die Ideale seiner Jugend, er hält sie noch heute fest. Man glaubt, ihn aus den Tagen seiner Morgenröthe zu hören, wenn er — die Achtzig schon hinter sich — seine Memoiren mit den Worten schließt: „Die Idee der Freiheit, mächtig genug, um Siegerin zu bleiben, Millionen von Bajonetten gegenüber, braucht auch nicht vor der schwarzen Rotte zu erschrecken, die uns nur gar zu gern in den alten Geisteszwinger zurückführen möchte.“

Bauernfeld als literarische Gesamterscheinung verdient Anerkennung und Achtung, und zu diesen gesellt sich die Ehrfurcht vor einem frischen, schaffensfähigen Greisenalter. Dieses ist sonst in der Regel der fruchtbarste Boden für das Saatkorn des Egoismus. An Bauernfeld erleben wir das erfreuliche Schauspiel, wie ein an der äußersten Grenze der Jahre Stehender sich selbst corrigirt, nachdem er sich darauf ertappt hat, vom Allgemeinen zurückgegangen zu sein auf das Persönliche. Zu Weihnachten 1886 rief er der Jugend nach, er sei alt und verdrossen, und das Blei, das sie gegossen, liege ihm in den Beinen . . . Ein Jahr später, wieder bei Gelegenheit des Christfestes, sprach er in Versen von den Weltereignissen, gab in einigen knappen Zeilen ein Bild der politischen Lage und lächelte als ein Weiser über das Gehaben der Staatsmänner. Er war entschieden jünger geworden; er hatte sich darauf besonnen, daß die großen Fragen und Interessen wichtiger seien als die schwarzen Punkte in einem Einzelschicksale.

Wir aber werfen, wenn wir die Thätigkeit dieses Mannes von mehr als 87 Jahren überschauen, einen Blick voll tiefen Respects auf die Gestalt, in der so viel Seltenes zusammenschließt: ein hohes Alter, das von der Last der Jahre die Würdigkeit, aber nicht die Schwäche hat; eine Gegenwart, die eine lange, lange Vergangenheit hinter sich und einen Schimmer von Zukunft vor sich hat; ein Quell, an dem seit mehr als sechs Jahrzehnten die nach Erfrischung Durstenden trinken, und der noch nicht aufgehört hat, zu sprudeln; ein Mensch, der keineswegs trotzig auf demselben Flecke verharrte, und doch in der Bewegung stets sich selber treu und gleich geblieben ist!





Die strategischen Verhältnisse Deutschlands Rußland gegenüber.

Von

A. Rogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

II.

Wir schreiten jetzt zur Betrachtung desjenigen Angriffs, wie er dem Anschein nach russischerseits für den Fall geplant ist, daß nicht eine derartige Ueberlegenheit an russischen Streitkräften im westlichen Polen concentrirt ist, welche gestattet, den kürzesten Weg auf Berlin, trotz der mehrfachen Belagerungen und Cernirungen, zu welchen derselbe nöthigt, zu nehmen, sondern für den Fall, daß die beiderseitigen Streitkräfte sich ziemlich die Waagschale halten, oder russischerseits nur verhältnißmäßig wenig überlegen, dabei jedoch genügend im westlichen europäischen Rußland concentrirt sind, um demselben überhaupt zu gestatten die Offensive zu ergreifen.

Es ist dies die Offensive der russischen Operations Armee auf dem rechten Weichselufer durch die Provinzen Ost- und West-Preußen mit dem Object Berlin, in unmittelbarer Verbindung mit einer Operation der russischen Flotte gegen die deutsche Ostseeküste, zunächst gegen die befestigten Hasenplätze Königsberg, Memel und Danzig.

Der nächste Zweck dieser Offensive würde darin bestehen, den Krieg sofort auf feindliches Gebiet zu spielen, um auf Kosten des Feindes zu leben, und die genannten deutschen, besonders in ihrem nördlichen Theil wohlhabenden Provinzen zu besetzen, deren Festhalten durch die Weichsel in der Front und linken Flanke sehr begünstigt wird, und die, falls die russische Offensive an der unteren Weichsel bereits zum Stehen kommt, erst durch eine deutsche Operation über diesen Strom hinaus dem Gegner wieder entrißen werden müßten.

Die Provinz Ost-Preußen, auf zwei Seiten von russischem Gebiet umschlossen und an der Ostgrenze völlig offen, an der Südgrenze nicht

von unüberwindlichen Hindernissen umgeben, fordert durch ihre geographische Lage und Beschaffenheit die russische Offensive heraus, und bietet derselben den Vortheil der Benutzung der durch keine große Festung gesperrten ostpreussischen Südbahn, sowie des Niemen als Verbindungslinien, und ferner den der Mitwirkung der Flotte.

Wir wollen zunächst den russischen Angriff auf Ostpreußen betrachten. Das Hauptobject der russischen Flotte wird die deutsche Flotte, und deren Vertreibung von der offenen See sein. Ist ihr diese, vielleicht verhältnißmäßig rasch, unterstützt durch die Diversion einer fremden Flotte gelungen, so wird ihr nächstes Unternehmen gegen Königsberg gerichtet sein. Die Aufgabe der russischen Flotte wird hier voraussichtlich darin bestehen, das Feuer der Küstenbefestigungen von Pillau zum Schweigen zu bringen, dieselben zu zerstören oder zu besetzen, und die Torpedosperren unschädlich zu machen, um in das frische Gaff eindringen zu können. Ferner, sich in den Besitz desselben zu setzen, und derart die Verbindung von Königsberg mit der offenen See und mit Danzig auf dem Gaff zu unterbrechen, damit die Einnahme Königsbergs vorzubereiten, und Diversionen aus dieser starken Festung zu verhindern. Die russische Flotte wird ferner durch einige ihrer Fahrzeuge die verhältnißmäßig unbedeutenden Küstenbefestigungen von Memel zum Schweigen zu bringen, und in den Besitz dieses wohlhabenden Hafenplatzes, als eines Basispunktes, zu gelangen suchen. Die Stadt Memel ist zwar gegen die See hin durch Küstenforts und eine vorbereitete Torpedosperre gegen einen Handstreich der russischen Flotte geschützt, zu Lande jedoch ohne jegliche Befestigung. Will die russische Offensive sich in den Besitz des Memeler Hafens behufs Gewinnung eines Hafenplatzes für ihre Flotte als Zwischenstation setzen, so dürfte es ihr voraussichtlich nicht allzu schwer werden, die dortigen, nur wenige Geschütze zählenden Küstenforts durch eine überlegene Beschießung von der See aus, dabei vielleicht zu Lande von der Artillerie der Landarmee unterstützt, zum Schweigen zu bringen, resp. durch die gewaltige Wirkung der heutigen Granaten der schweren Geschütze zu zerstören, und die hier befindliche Torpedosperre zu vernichten, so daß von einem längeren Aufenthalt, den diese im Uebrigen untergeordnete Operation beanspruchen würde, nicht die Rede sein kann.

Das bedeutendste Hinderniß für die Offensive in Ostpreußen ist außer den für die Vertheidigung dieser Provinz im offenen Felde bestimmten Truppen die starke Festung Königsberg. Dieselbe hat eine sehr starke normale Kriegsbesatzung, kann per Bahn über Elbing bis zu dem Moment, wo der Feind vor ihren Wällen erscheint, Truppen heranziehen, und hat alsdann noch die Verbindung mit der Festung Danzig durch das frische Gaff und die Weichsel, und endlich die Verbindung mit dem deutschen Hinterlande zur See, so lange die deutsche Flotte die hohe See gegen die russische halten kann. Die starken, nach neuestem System ausgeführten Forts bei Pillau sichern diese Verbindung, und erschweren, auf schmaler

Landzunge gelegen, und unterstützt durch die Nähe der Festung Königsberg, einen Landangriff sehr erheblich. Zur See und von Danzig aus können jederzeit, sobald der Gegner nicht Herr des frischen Hafes ist, Transporte an Truppen, Proviant, Waffen, Munition zc. auf dem Haff nach Königsberg geführt werden, auch wenn diese Festung zu Lande vom Feinde eingeschlossen ist, da die in weitem Kreise Königsberg umgebenden Forts den Wasserweg frei halten. Um die Einschließung Königsbergs zu Lande zu vervollständigen und die Verbindung auf dem frischen Haff abzuschneiden, muß die russische Flotte das Pillauer Tief durch Beseitigung der dortigen Torpedosperre und zum Schweigen bringen resp. Zerstören der Pillauer Befestigungen forciren, um einer Kanonenbootflotte zu gestatten, Besitz vom frischen Haff zu ergreifen.

Wenn Königsberg auch nicht diejenige Bahnlinie sperrt, welche die Offensive der hier in Ostpreußen vordringenden russischen Armee gegen die untere Weichsel als Verbindungslinie zunächst zu benutzen suchen wird, so ist doch seine Bedeutung als Flankenstellung für ein — unter Umständen mehrere — deutsche Armee=Corps, seine Eigenschaft, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, als Offensiv=Brückenkopf für das deutsche Hinterland, so lange die deutsche Flotte das offene Meer hält, und die Verbindung mit Danzig gesichert ist, von solcher Wichtigkeit, daß diese starke Festung von der hier besprochenen russischen Offensive unbedingt eingeschlossen, in ihrer Wirkung nach außen paralyfirt und belagert, und durch ihre Einnahme zum Stützpunkt für die weiteren Operationen der russischen Armee gemacht werden dürfte. Bei sehr verstärkter Besatzung vermag Königsberg unter Umständen selbst eine ganze russische Armee an seine Mauern zu fesseln. Befinden sich jedoch in Königsberg und der Provinz Ostpreußen bei Ausbruch des Krieges verhältnißmäßig nur geringe deutsche Streitkräfte, wie etwa außer der erwähnten normalen Kriegsbesatzung dieser Festung nur einzelne schwächere Detachements, und ist die wirksame Cooperation der russischen Flotte gesichert, so wird ein russisches Belagerungscorps von etwa doppelter Stärke der Besatzung zur Einschließung und Belagerung von Königsberg genügen.

Die Ost=Grenze Ostpreußens ist, wie wir sahen, von Tilsit bis Angerburg d. h. von der Tilsiter Niederung bis zum Angerap=See ohne jedes Terrainhinderniß von Belang, und daher offen für einen russischen Einfall. Die Eisenbahn Kowno—Eydtkuhnen und der von Kowno ab schiffbare Niemen, sowie eine genügende Anzahl guter Straßen führen direct auf dieses offene Grenzgebiet. Die russischen Truppen der Grenzbezirke Grodno, Kowno, Samogitien, Kurland, Wilna, Dünaburg, Livland und Esthland werden, zu einer Armee vereinigt, am Niemen und der genannten Bahnstrecke sofort den Vormarsch auf Königsberg antreten, die sich ihnen gegenüberstellenden deutschen Truppen, zu schlagen und Königsberg einzuschließen suchen. Die Basis dieser russischen Armee wird der Niemen mit der starken Festung Kowno, ferner weiter rückwärts Dünaburg sein, wo sich der russische Be-

lagerungs- und Ingenieurpark befindet; ihre Verbindungslinien sind die Bahn Rowno—Gydlukhnen und der Njemen. Diese russische Armee wird sich in den Besitz der wohlhabenden Städte Tilsit und Memel zu setzen und die Unternehmung der russischen Flotte gegen die Memeler Küstenbefestigung durch eine Beschießung von der Landseite, aus von ihr sofort mitgeführtem Belagerungsgeschütz leicht transportabler Art, zu unterstützen suchen. Sie wird die geschlagenen deutschen Truppen verfolgen und die Einschließung Königsbergs vollziehen und zu decken haben. Vielleicht gelingt es ihr in ähnlicher Weise, wie eben für Memel angedeutet, bei der nunmehr zu erwartenden Beschießung der Befestigungen von Pillau auf der Landseite dazu mitzuwirken; auch erscheint es nicht ausgeschlossen, daß durch etwa bei Kahlholz an der Küste des friischen Haffs von ihr angelegte Strandbatterien stärkeren Calibers die Verbindung auf dem friischen Haff beträchtlich erschwert wird.

Diese russische Armee wird mit den bei der Einschließung von Königsberg nicht zur Verwendung gelangenden Truppen zur Besitzergreifung und Occupation des um Königsberg liegenden Theils der Provinz Ostpreußen schreiten und vielleicht, um den Anschluß an die Küstenbahn zu erreichen, eine Umgehungsbahn südlich Königsberg bauen. Für ihre Unternehmungen in südwestlicher Richtung wird sie sich übrigens leicht in den Besitz der Bahnstrecke Insterburg—Allenstein setzen können. Was die gegen ihre Operationen gerichteten Unternehmungen der deutschen Flotte betrifft, so dürfte sie von denselben kaum Erhebliches zu fürchten haben, so lange die russische Flotte in ihrer Nähe die offene See hält.

Die im Süden Ostpreußens vom Angerap-See bis nach Dt. Eylau reichende See- und Waldzone erschwert das Vordringen größerer Heeresmassen ungemein, so daß die Annahme gerechtfertigt erscheint, daß die russische Heeresleitung hier nur einzelne Abtheilungen der beiden an der Südgrenze Ostpreußens (bei Lomza und Wloclawek) echelonirten Cavallerie-Divisionen, gefolgt von Infanterie-Detachements zu deren Unterstützung resp. Aufnahme vorgehen lassen wird, um die deutsche Mobilmachung durch Unterbrechung der Eisenbahn- und Straßenverbindung, Brücken zc. zu stören, Depots zu vernichten, Contributionen zu erheben zc.

Ein Vordringen der russischen Heere vom nordwestlichen Polen gegen die untere Weichsel in dem offenen Terrain zwischen Dt. Eylau und diesem Strom ist dagegen — abgesehen von der höchst wichtigen Einwirkung der starken Festung Thorn — verhältnißmäßig leicht (die hier fließende Drewenz bildet kein Hinderniß von Belang) und ist um so wichtiger, als die russische Offensive gegen Ostpreußen in erster Linie auch dahin streben wird, das rechte Weichselufer von Thorn bis zum Haff zu gewinnen und zu beherrschen, bevor den russischen überlegene deutsche Streitkräfte, vermöge der 4 bei Marienburg, Graudenz, Bromberg und Thorn mündenden, von Westen kommenden durchgehenden Bahnlinien auf dem rechten Weichselufer versammelt sind. Hier wird man

deutscherseits dem Bestreben der russischen Cavallerie-Divisionen möglichst rasch die Weichsel zu erreichen, dieselbe wenigstens mit kleinen Abtheilungen zu überschreiten, und jene Bahnverbindungen zu unterbrechen, entgegentreten müssen.

Die parallel der Weichsel auf deren linken Ufer außerhalb des Geschützbereichs des rechten Ufers angelegte Bahnlinie Thorn—Danzig, welche, wie oben angedeutet, durch 4 größere durchgehende Bahnen mit dem westlichen deutschen Hinterlande verbunden ist, gestattet die rasche Versammlung deutscher Streitkräfte am linken und auf dem rechten Weichselufer an den befestigten Punkten Marienburg, Graudenz und Thorn. Von diesen Punkten hat allein Thorn vermöge seines völlig gesicherten Stromüberganges auf 2 Brücken und der Beschaffenheit seines durch detachirte Forts in weitem Umkreise geschützten, ein Debouchiren auf dem rechten Weichselufer begünstigenden nördlichen Vorterrains starke Offensivkraft. Bei Graudenz liegen die Verhältnisse weit ungünstiger; die alten umfangreichen Befestigungen des rechten Weichselufers entbehren bis jetzt der detachirten Forts (die sie übrigens, wie die Presse berichtet, erhalten sollen), so daß dieselben heute allerdings nur noch einen brauchbaren Brückenkopf für den hier vorhandenen festen Weichsel-Übergang bilden, jedoch verhältnismäßig leicht auf dem rechten Ufer eingeschlossen werden können, und das Debouchiren verhindert werden kann, und das um so mehr, da die Offensive behindernde Terrainabschnitte Graudenz auf der Ostseite umgeben. Marienburg, von südlich vorliegenden Höhen beherrscht, die Weichselniederung mit ihren zahlreichen Wasseradern im Rücken, erscheint als der am leichtesten zu sperrende Weichselübergangspunkt. Ein Uebergang über die von Thorn ab 900—1100 m breite untere Weichsel ist für die deutschen Truppen außerhalb der vorhandenen festen Uebergänge, und selbst unter Benutzung derselben, mit Ausnahme bei Thorn und Graudenz, angesichts eines aufmerksamen Gegners, ein sehr schwieriges Unternehmen; mehr noch ein Uebergang der russischen Truppen auf das linke Weichselufer.

Die, wie wir annehmen wollen, in Folge ganz besonders günstiger Verhältnisse bis zur unteren Weichsel gelangte russische Offensive steht somit, nachdem es ihr vermöge ihres voraussichtlich in starker Zahl mitgeführten Belagerungsgeschützes leichten Calibers eventuell gelungen ist, die Brückenkopfbefestigungen von Graudenz und Marienburg zu zerstören, vor der schwierigen Aufgabe, das verschanzte Lager von Thorn in der linken Flanke, den Weichselübergang angesichts des Feindes zu erzwingen.

Es fragt sich, ob eine gleichzeitige russische Nebenoperation von Warschau aus auf dem linken Weichselufer gegen Thorn nicht die Möglichkeit gewährt, den außerordentlich wichtigen deutschen Brückenkopf Thorn auf seiner Südseite zu sperren und somit seine Einwirkung wesentlich zu paralysiren. Eine derartige, von den Hauptkräften getrennte Nebenoperation würde, wenn unvorsichtig unternommen, der deutschen Heeresleitung allerdings Gelegenheit

bieten, den zu ihrer Durchführung bestimmten russischen Heeresstheil mit überlegenen Kräften anzufallen und zu schlagen.

Es entsteht hier überhaupt die Frage, ob man russischerseits zu der oben erwähnten Offensive die gesammten Kräfte der russischen Feld-Armee auf dem rechten Weichselufer vorgehen lassen wird, wie Einige dies anzunehmen scheinen.

Wir halten dies nicht für durchführbar; denn die Benutzung auch der südlichen Linien des russischen Bahnnetzes weist auf einen breiteren Aufmarsch von derartiger großer Heeresmassen hin. Das westliche Polen bedarf eines Schutzes; es ist ferner sehr wünschenswerth, die Weichsel und die Bahnlinie Warschau-Alexandrowo dem linken Flügel der russischen Hauptarmee möglichst weithin und lange als Verbindungslinien zu sichern; und auch der Schutz der übrigen Verbindungen des russischen, an der unteren Weichsel angelangten Heeres wird am besten durch das Auftreten einer Armee vorwärts der mittleren Weichsel bewirkt. Der Raum zwischen Marienburg und Thorn gestattet ferner wohl den Aufmarsch von 6—700 000 Mann zur Schlacht, aber kaum deren Unterkunft und Verpflegung bei den derselben vorausgehenden Operationen.

Es dürfte daher gleichzeitig mit der Offensive der russischen Hauptstreitkräfte gegen die untere Weichsel eine russische Armee von Warschau aus unter entsprechender Sicherung gegen Posen längs der Bahnlinie Warschau-Thorn gegen Thorn vorgehen, mit dem Auftrage, die ihr gegenüber tretenden deutschen Streitkräfte anzugreifen und zurückzuwerfen, und nur vor sehr stark überlegenen Kräften einer Schlacht auszuweichen; ferner, wenn angängig, Thorn auf dem linken Weichselufer einzuschließen, diese Einschließung gegen Entsatzversuche zu sichern und, sollte es die Lage gestatten, durch eine Diversion auf Bromberg die Unternehmungen der Haupt-Armee zum Uebergang über die Weichsel zu unterstützen.

Wir betonen, daß diese Armee des linken Weichselufers sich in keinen Entscheidungskampf gegen stark überlegene Kräfte einlassen, sondern denselben ausweichen wird. Sie wird durch Detachirung angemessen starker Kräfte an die Defileen von Konin, Kollo und Sleszyn und auf Inowraclaw sowohl ein Vordringen des Feindes in ihrer linken Flanke aufzuhalten, als auch den Zeitpunkt rechtzeitig zu erkennen vermögen, wann das Vordringen starker Kräfte des Gegners von dieser Richtung her ihren Rückzug direct auf Warschau oder über die Schiffbrücken bei Plock und Bloclawek und von ihr etwa bei Dobrzyn herzustellende Weichselbrücken auf das rechte Weichselufer gebietet.

War diese Armee genöthigt, auf das rechte Weichselufer zurückzugehen, so wird ihre Aufgabe voraussichtlich zunächst darin bestehen, dem nachdringenden Gegner den Weichselübergang auf der Strecke Alexandrowo-Nowo-Georgiewsk zu verwehren.

Nehmen wir an, daß es inzwischen der russischen Hauptarmee unter ausreichend starker Sicherung gegen Thorn (auch durch feldfortificatorische Werke) gelungen sei, den Uebergang über die untere Weichsel zu bewerkstelligen und die ihr gegenüberstehenden deutschen Streitkräfte zu schlagen,

so würde diese Entscheidung voraussichtlich auch auf den südlichen Theil des Kriegsschauplatzes nicht ohne Einwirkung bleiben und die, wie wir annahmen, vor überlegenen Kräften zurückgegangene dortige russische Armee in die Lage setzen, wieder die Offensive zu ergreifen und demnächst Thorn auf der Südseite einzuschließen und diese Einschließung gegen Süden und Westen zu sichern. Die russische, über die untere Weichsel gegangene Haupt-Armee würde nun dem voraussichtlich in gerader Richtung nördlich der Neße gegen die mittlere und untere Oder zurückgehenden Gegner folgen, gleichzeitig Danzig einschließen lassen, und zur Herstellung mehrerer fortificatorisch zu sichernder Weichselübergänge schreiten. Sie würde ferner in ihrer linken Flanke gegen die Neßeübergänge detachiren müssen, um gegen Unternehmungen der etwa westlich Thorn befindlichen deutschen Streitkräfte und von Polen her geschickt zu sein, während gleichzeitig die russische Armee auf dem linken Weichselufer dazu beitragen wird, jene Streitkräfte zu beschäftigen.

Ob die deutschen nördlich der Neße von der unteren Weichsel nach der Oder zurückgehenden Streitkräfte der nachdringenden russischen Hauptarmee vor der Oder noch einmal entgegentreten werden, oder ob es denselben gelingen wird, durch einen allerdings sehr schwierigen Rechtsabwärtz den Neßeabschnitt zwischen sich und den Feind zu bringen, wird völlig von den Umständen, das erste besonders von etwa eintreffenden Verstärkungen, abhängen. Voraussichtlich würde die deutsche Armee, spätestens bei Küstrin angelangt, unter Anlehnung an diese Festung in der Lage sein, den Kampf wiederaufnehmen zu können. Das Bestreben der russischen Armee aber wird dahin gehen, die deutsche Armee, wo sie sich ihr von Neuem gegenüberstellt, anzugreifen und zu schlagen. Geht dieselbe hinter die Oder zurück, so wird die russische Armee Küstrin zunächst auf dem nördlich gelegenen, rechten Ober- und Wartheufer einschließen, und etwa in der Gegend von Schwedt, wo das Terrain den Oberübergang begünstigt, aller Wahrscheinlichkeit nach denselben angesichts des Feindes erzwingen müssen.

Vielleicht macht sich jetzt die Einwirkung der Diversion der russischen Flotte, deren wir früher bereits gedachten, von Stettin her bemerkbar.

Als Verbindungslinie würde diese russische Operation voraussichtlich die Bahnlinie: Graudenz—Konitz—Stargard—Neudamm benutzen, da die Bahn im Neßethal zu sehr feindlichen Störungen ihres Betriebes von Süden her ausgesetzt ist.

Ist der Oberübergang in der Gegend von Schwedt von der russischen Armee bewerkstelligt, so würde die russische Offensive auf Berlin an Terrainhindernissen nur noch den nicht sehr bedeutenden Finowcanal-Abschnitt zu passiren haben und alsdann auf die zum Angriff verhältnißmäßig günstigste Nordostfront Berlins treffen. Inzwischen würde voraussichtlich die Bahnverbindung Stargard—Stettin—Neustadt-Eberswalde in russischen Besitz gelangt und so der Anschluß an die bisher benutzte Verbindungslinie bewerkstelligt sein.

Die russische Offensive über die untere Weichsel auf Berlin,

welche wir derart zu skizziren versuchten, hat wesentliche Nachtheile im Gefolge, und zwar: die Einwirkung der Festung Thorn auf ihre linke Flanke und den Umstand, daß sie diese Festung nur auf dem rechten Weichselufer einzuschließen vermag; die Nothwendigkeit, die unteren Weichselbefestigungen von Graudenz und Marienburg unschädlich zu machen; die Ueberschreitung der 900—1100m breiten Weichsel aller Voraussicht nach angesichts des Feindes; sowie die Abzweigung starker russischer Streitkräfte nach Königsberg und auf das linke Weichselufer.

Wir betonen nochmals, daß wir diese Operation aus diesen Gründen, trotz der mit ihr verbundenen Diversion der russischen Flotte, nicht, wie Einige dieser Ansicht sind, für die russischerseits opportuniste halten, so verführerisch auch ein sofortiger Einmarsch in das auf zwei Seiten von Rußland eingeschlossen Ostpreußen und eine Besignahme dieser Provinz bis zur Weichsel erscheinen mag.

Wir schreiten zur Betrachtung der Frage: Wie wird sich die deutsche Defensive gegenüber dieser durch die Provinzen Ost- und Westpreußen geführten russischen Offensive verhalten? Wir hatten für dieselbe vorausgesetzt, daß Rußland in der Lage sei, wenn auch nicht mit derart überlegenen Kräften aufzutreten, um den kürzesten Weg auf Berlin über Posen unter Durchführung der damit verbundenen mehrfachen Unternehmungen gegen große Festungen wählen zu können, so doch, der Anzahl und Art der Versammlung seiner Streitkräfte nach, die Offensive mit Aussicht auf Erfolg überhaupt zu ergreifen.

Deutschland wird die Offensive der russischen Flotte mit einem Angriff seiner eigenen Flotte beantworten, falls dieselbe nicht anderweitig engagirt oder im Schach gehalten ist. Es würde die russische Offensive gegen die untere Weichsel mit einer Offensive seinerseits gegen das westliche Polen und Warschau beantworten können, indem es an der unteren Weichsel, gestützt auf deren Befestigungen, defensiv bleibt. Allein gegen eine derartige deutsche Offensive sprechen die Umstände, daß dieselbe die Vertheidigung der unteren Weichsel ohne hinreichende Unterstützung ließe, eine Trennung der Streitkräfte involvirte, die deren Zusammenwirken zur Hauptentscheidung ausschloße, und daß diese Offensive an der mittleren Weichsel gegenüber den starken Festungen Nowo-Georgiewsk und Warschau unbedingt zum Stehen kommen würde. Zwischen Thorn und Błock gegen die linke Flanke und die Verbindungen der im Vorgehen gegen die untere Weichsel begriffenen russischen Armee gerichtet, würde dieselbe zwar eine vortreffliche Anlehnung in der linken Flanke an Thorn, und dort einen gesicherten Weichselübergang haben; allein diese Offensive würde nur zwei Bahnlinien für die Versammlung der über Thorn vorgehenden Streitkräfte benutzen können, im Uebrigen auf den langsamen Fußmarsch durch das westliche Polen angewiesen sein, in ihrer rechten Flanke und in ihren Verbindungen

und selbst im Rücken durch die Festungen Nowo-Georgiewsk und Warschau bedroht werden, und außerdem den russischen Heeren die Zeit gewähren, ihr rechtzeitig am rechten Weichsel-Ufer gegenüber zu treten. Beide Operationen sind daher zu verwerfen.

Es erscheint dagegen gegenüber der geschilderten russischen Offensive für die deutschen Armeen angezeigt, unter Benutzung der drei die untere Weichsel überschreitenden Bahnlinien und der 4ten bis Bromberg durchgehenden Linie, die untere Weichsel, gestützt auf die vorhandenen Befestigungen bei Thorn, Graudenz und Marienburg zu überschreiten und dem vordringenden russischen Heere vereinigt, die befestigten Brückenköpfe und gesicherte Stromübergänge im Rücken, entgegenzutreten. Gleichzeitig würde eine deutsche Armee von der Linie Thorn—Posen auf Warschau vorgehen, um die, wie wir annehmen, auf dem linken Weichselufer operirende russische Armee anzugreifen, oder gebotenen Falls durch einen Weichselübergang in der Nähe des Wirkungsbereichs von Thorn in der Operation der Hauptarmee an der unteren Weichsel unterstützend eingreifen. Von größter Wichtigkeit ist für diese Offensive der ausgedehnte starke Brückenkopf von Thorn, der das gesicherte Debouchiren starker deutscher Streitkräfte, selbst einer ganzen Armee auf dem rechten Weichselufer gestattet, und der die erwähnte russische Offensive gegen die untere Weichsel, selbst wenn es ihr gelungen sein sollte, die Brückenköpfe von Graudenz und Marienburg zu sperren, deutscherseits unausgesetzt in der linken Flanke bedroht und leicht zum Stehen bringen kann.

Aus diesen Verhältnissen erhellt zur Genüge, wie richtig die geplante Anlage von je 2 Geleisen für die die untere Weichsel überschreitenden Bahnen und die, wie es heißt, beabsichtigte Neubefestigung von Graudenz für die deutsche Vertheidigung der unteren Weichsel und der deutschen Ostgrenze überhaupt ist. Gelingt es, ungeachtet deren Vorhandenseins und der Befestigungen der genannten Weichselübergänge, der russischen Heeresleitung, die über die Weichsel vordringenden deutschen Streitkräfte etwa unter starker verschanzter Defensive gegen Thorn, bei Graudenz und Marienburg, vor oder nach der Vereinigung zu schlagen, so bleibt der deutschen Defensive immer noch die Verhinderung des russischen Weichselübergangs, unter Benutzung des Brückenkopfs Thorn zu einem offensiven Vorstoß und begünstigt durch die Bahnlinie Thorn—Bromberg—Dirschau, übrig.

Gelingt den russischen Armeen nach hartem Kampf der Uebergang der Weichsel, so wird ihr Vordringen in westlicher Richtung auf Berlin zunächst, wenn sich auch keine stärkeren Terrainabschnitte demselben entgegenstellen, doch in dem Waldgebiete am Schwarzwasser und der Brahe verhältnißmäßig leicht aufzuhalten sein, und die deutsche Armee voraussichtlich darnach streben, nicht in gerader Richtung auf Berlin zurückzugehen, sondern ihren allerdings, wie wir bereits andeuteten, schwierigen Rückzug über die Defileen des Negebruchs zu bewerkstelligen, den nördlichen Rand dieser Defileen festzuhalten und sich hinter der Nege, gestützt auf Posen, zu retabliren. Ihre

dortige Flankenstellung würde durch den Negebruch in der Front, durch Thorn und die See- und Wasserlaufzone zwischen Inowraclaw und Gnesen, sowie durch die von dort vorgegangene deutsche Armee in der rechten Flanke geschützt sein. Vorbedingung für ihre offensive Wirksamkeit gegen die linke Flanke und die Verbindungen der russischen über die Weichsel gegangenen Armeen ist jedoch, daß die deutsche Armee die Negebeflecken von Bromberg, Rakel, Bialosliwe, Schneidemühl, Filehne, Kreuz, oder doch einen Theil derselben, durch rasch anzulegende ausreichende, vielleicht schon vorbereitete, fortificatorische Verstärkungen sichert und in ihrem Besitz behält. Alsdann kann die russische Armee dieser starken Flankenstellung nicht vorbeigehen, sie muß dieselbe unter der Vertheidigung sehr günstigen Verhältnissen angreifen, die überdies selbst nach ihrer Einnahme an der Warthe mit ihrer Bruchniederung, unter Anlehnung an Posen, einen neuen gut zu vertheidigenden Abschnitt, und damit den für sie so wichtigen Zeitgewinn finden würde. Von einer Einschließung Thorns auf dem linken Ufer würde russischerseits alsdann auch nicht die Rede sein können.

Diese Wichtigkeit der Negebeflecken weist die russische Operation zum Ueberschreiten der unteren Weichsel darauf hin, einen Haupt-Uebergang etwa bei Jordon zu versuchen, um möglichst rasch in den Besitz der Negebeflecken, und damit zugleich der Bahnlinie auf Kreuz zu gelangen und die deutsche Armee am Ueberschreiten der ersteren zu hindern. Das wichtige Offensivvermögen Thorns kommt hier auch auf dem linken Weichselufer wieder sehr in Betracht.

Gelingt es der deutschen Armee nicht, über die Nege in südwestlicher Richtung zurückzugehen, was bei einen genügenden Vorsprunge auf der Strecke südlich und westlich Schneidemühl vielleicht noch möglich sein würde, so kann dieselbe entweder, gestützt auf Küstrin, vor dieser Festung noch einmal schlagen, oder hinter dieselbe auf das linke Wartheufer zurückgehen, sich dort in der Nähe Küstrins reetabliren, und von dort aus, vielleicht durch eintreffende Verstärkungen dazu in den Stand gesetzt, über Küstrin, und vielleicht auch Wartheaufwärts zum Angriff gegen die russischen Armeen vorgehen. Oder die deutsche Armee geht auf das linke Oberufer zurück, und verwehrt der russischen das Ueberschreiten der Ober von einer Beobachtungs- und Bereitschaftsstellung aus, entweder in der Gegend von Schwedt, der weit wahrscheinlichere Fall, oder in der Gegend von Frankfurt a. d. Ober.

Es läßt sich nicht annehmen, daß die russische Armee den Versuch macht, den einer deutschen Vertheidigung besonders günstigen Oberbruch zwischen Küstrin, Oberberg und Stolpe zu überschreiten; vielmehr weist die Configuration der Ober und der Uferhöhen gegenüber Schwedt, sowie die dort zum rechten Ufer führende große Straße auf die Gegend von Schwedt hin. Dieselbe ist gegen die Einwirkung von Küstrin verhältnißmäßig durch die Entfernung und den Seeabschnitt von Mohrin geschützt, und ein Uebergang bei Schwedt setzt die russische Armee sofort in den Besitz des Beginns der Bahnstrecke Schwedt-Berlin, der nur $1\frac{3}{4}$ Meilen von der rechten Ober-

Ufer-Bahn entfernt ist, und daher verhältnismäßig leicht, will man die Verbindung russischerseits so weit als möglich unter dem Schutz des rechten Oberufers lassen, mit dieser durch eine Feldisenbahnstrecke bis zur Oder verbunden werden kann. Betreffs der Vertheidigung Berlins dürften die bereits weiter oben erörterten Verhältnisse auch für die hier skizzirte deutsche Vertheidigung im Wesentlichen zur Geltung kommen.

Wir schreiten jetzt zur Erörterung des Falles, daß Rußland und Deutschland mit einander in einen Krieg verwickelt werden, ohne daß eine andere Macht sich an demselben betheiligt, und ohne daß es einem der beiden genannten Staaten aus irgend einem Grunde oder Vorwande gelungen ist, seine Streitkräfte, oder doch einen beträchtlichen Theil derselben, eher als der andere zu versammeln.

Es bedarf keiner langen Erörterung, welche von beiden Mächten in diesem Falle in der Lage ist, gegen die andere die Offensive zu ergreifen. Das europäische Rußland besitzt, wie wir sahen, nur 5 durchgehende, größtentheils eingeleisige, an der deutschen Grenze endigende Bahnlinien, die an den Endpunkten Endtkuhnen, Grajewo, Mlawka, Alerandrowo und Myslowitz durch Zwischenräume von bezw. 15, 20, 17 und 40 Meilen von einander getrennt sind.

Deutschland dagegen hat etwa 8, von Westen nach Osten durchgehende, größtentheils zweigeleisige Bahnlinien, nach russischen Berechnungen 11, also weit über die doppelte Anzahl. Ferner ist das Gebiet des europäischen Rußlands, aus dem die Truppen der Feldarmee per Bahn nach der Westgrenze geschafft werden müssen, etwa viermal so groß als Deutschland, und es fehlt Rußland die eine rasche Mobilmachung begünstigende deutsche Territorialeintheilung. Wenn nun auch Rußland allein 15 Infanterie-Divisionen zu 16 Bataillonen und der entsprechenden Artillerie und den Hülfswaffen, in den Militärgouvernements Warschau und Wilna, ferner, wie erwähnt, 4 Cavallerie-Divisionen nebst 48 reitenden Geschützen entlang der Bahnstrecke Kowno—Wloclawek und 1 Cavallerie-Division zwischen Czestochau und Kalisch, $\frac{1}{2}$ Cavallerie-Division in Warschau, 1 bei Lublin, 1 bei Zamosc, in Summa $7\frac{1}{2}$ Cavallerie-Divisionen mit 14 reitenden Batterien oder rund etwa 28000 Mann Cavallerie (die stets fast auf Kriegsstärke ist), incl. Artillerie, in seinem westlichen Grenzgebiet, verhältnismäßig nahe der deutschen Grenze, stehen hat, so gestattet dennoch, da sich diese Truppen im westlichen Rußland immerhin auf einen Flächen-Raum von der Größe des Raumes zwischen Stettin, Berlin, Leipzig, Dresden, Oppeln, Königsberg vertheilen, die dichtere Dislocation und das entwickeltere Bahnnetz Deutschlands unbedingt dem letzteren, die Offensive mit von Anfang an überlegenen, und in der Folge mit weit eher völlig versammelten Kräften, zu ergreifen.

Aus dem erwähnten Raum sind in Deutschland das 1te, 5te, 2te, 3te, Garde- und 12te Armee-Corps, die ostpreussische, die Garde- und

die sächsische Cavallerie-Division und die übrigen Cavallerie-Regimenter jener Corpsbezirke, in Summa 14 Infanterie-Divisionen und 42 Cavallerie-Regimenter (rund etwa 25,000 Pferde), mit der entsprechenden Artillerie und voraussichtlich auch den Reserve-Formationen dieser Truppen weit rascher an der deutschen Ostgrenze zu versammeln, als die in den Militär-gouvernements Warschau und Wilna stehenden 6 russischen Armee-Corps. Dazu kommen die Truppen der benachbarten deutschen Corpsbezirke, welche in Folge der besseren Eisenbahn-Verbindung zu dieser Versammlung eher wie die übrigen russischen Corps zu den genannten russischen Truppen herangezogen werden können, so daß auch nicht der mindeste Zweifel, selbst angesichts der jüngst erfolgten Verstärkung der russischen Truppenmacht im Westen des Reiches, die oben bereits berührt wurde, darüber bestehen kann, daß den deutschen Heeren im obigen Fall der Vortheil der Offensive gegen Rußland gesichert ist.

Es fragt sich nun, wo Rußland voraussichtlich die völlige Versammlung seiner Feld-Armeen, die, wie bereits bemerkt, 2—3 Monate dauern dürfte, geschützt gegen die deutsche Offensive, wird vollziehen können?

Als natürlichster deckender Abschnitt erscheint in dieser Beziehung die Weichsel mit ihren starken Festungen Nowo-Georgiewsk, Warschau und Zwangorod. Dieselbe ist auf dieser Strecke 600—700 m breit, außerhalb der vorhandenen Uebergänge unpassirbar, und nöthigt zu einem schwierigen Brückenschlage. Sie besitzt von der Bug- bis zur Drewenzmündung auf der rechten Seite dominirende Uferhöhen. Von Sawichost bis Zwangorod begleiten Höhen die Weichsel auf die beiden Ufere. Dieselben werden von Zwangorod bis Nyczymol niedriger, und das Flußthal breiter. Von Nyczymol bis Kurczew dominiren die linken Uferhöhen. Von Kurczew bis Nowo-Georgiewsk sind beide Ufer flach. Die Weichsel hat außer einem Hochwasser im März noch ein solches zu Johanni und Jacobi und setzt dabei die nirgends eingedämmten im Allgemeinen flachen Ufer unter Wasser. Oberhalb Czermwinsk befindet sich eine bei geringem Wasserstande furthbare, aber 1200 m breite Stelle, nicht weit von der Festung Nowo-Georgiewsk; ferner, nach der Reiman'schen Karte, Furthen bei: Wyszogrod, Dobrzyndow, Tokary, Plock, Dobrzyń, Wloclawek. Feste Brücken existiren auf der genannten Strecke nur innerhalb der Festungen Zwangorod, Warschau, Nowo-Georgiewsk, Schiffbrücken bei Plock und Wloclawek. Drei durchgehende Eisenbahnlinien führen aus dem Inneren Rußlands an die Weichsel, eine 4te Bahn endet bei Brest-Litewski, etwa 24 Meilen östlich von Zwangorod. Eine Bahnlinie führt die drei erst genannten Bahnen und die drei Festungen verbindend, hinter der Weichsel, geschützt durch dieselbe, entlang.

Die deutsche Offensive kann, wenn, wie unbedingt zu erwarten, der Aufmarsch der russischen Feldarmeen hinter der Weichsel in dem Raume: Nowo-Georgiewsk—Warschau—Zwangorod—Brest-Litewski erfolgt, an den im russischen Polen versammelten russischen Streitkräften nicht etwa durch Ost-

preußen auf Kowno, Dünaburg und Petersburg vorbeigehen, da sie nicht im Stande ist, ihre Verbindungslinie, die bis Petersburg über 140 Meilen lang sein würde, gegen die russischen Streitkräfte, welche sich alsdann ungehindert in Polen versammeln und gegen dieselbe vorgehen können, ausreichend zu schützen.

Eine Offensive der deutschen Hauptstreitkräfte durch Ost- und Westpreußen auf dem rechten Weichselufer gegen die rechte Flanke des erwähnten russischen Concentrationsrayons würde sich deshalb nicht empfehlen, weil erstens nur drei durchgehende Bahnlinien über Dirschau, Graudenz und Thorn für die Versammlung der Truppen zu dieser Offensive zur Verfügung ständen (allenfalls eine 4te über Bromberg mit einer Weichselüberbrückung), und weil ferner sowohl das defileenreiche Seeterrain der ostpreussischen Grenze von Insterburg bis Dt.-Czulan, wie auch das Bruch- und Seeterrain des sich anschließenden russischen Grenzgebiets von Ostrolenka bis Mariampol die Bewegung größerer Heeresmassen außerordentlich erschwert.

Diese Offensive würde außerdem auf den verhältnißmäßig nur schmalen ca. 12 Meilen breiten, die Operationen derartiger Heeresmassen sehr einschränkenden Raum zwischen Ostrolenka und Nowo-Georgiewsk zur Ueberschreitung des Narew angewiesen sein, ferner über wenige gute Chaussees verfügen und nur eine einzige Bahnlinie, die von Thorn auf Mlawka, als Verbindungslinie benutzen können.

Die deutschen Heere würden hier auf dem verhältnißmäßig engen, nicht sehr angebauten, noch recht waldbreichen Raum zwischen Weichsel und Narew eingekesselt, hinsichtlich der Unterkunft und Verpflegung nicht günstig situiert sein und keinen Raum zur Entwicklung zur Schlacht finden. Die russischen Haupt-Streitkräfte würden ihnen bei der Ueberschreitung des Bug und Narew, angelehnt an Nowo-Georgiewsk, sowie an die Bruchniederung bei Ostrolenka, und gestützt auf Warschau, versammelt entgegentreten können.

Die deutsche Offensive wird daher mit den Hauptkräften auf dem linken Weichselufer in den wegsamen reichen und gut angebauten Gebieten des westlichen Polens, die mit den Terrainabschnitten des Goplo-Sees und der oberen Warthe ihr keine unüberwindlichen Hindernisse entgegensetzen, gegen die mittlere Weichsel vorgehen, und hier bald zwei Bahnlinien, später noch eine 3te, als Verbindungslinien zur Verfügung haben.

Die Frage liegt nahe, ob sie völlig auf ein gleichzeitiges Vorgehen auf dem rechten Weichselufer verzichten soll oder nicht, und wie stark sie dort eventuell auftreten soll.

Drei durchgehende deutsche Bahnlinien die binnen kurzem sämtlich zweigleisig sein werden, münden, wie wir sahen, auf dem rechten Weichselufer, eine vierte, leicht durch eine Weichselüberbrückung zu vervollständigende, bei Bromberg auf dem linken Ufer, und die mit ihnen zu befördernden Truppen können sich dort rasch in der Nähe der russischen Grenze versammeln und in das feindliche Gebiet, das bis Nowo-Georgiewsk und bis zum Bug

und Narew ihrem Vordringen keine Hindernisse bietet, vorrücken. Bleiben diese Linien unbenuzt, so dauert der deutsche Aufmarsch länger.

Das gleichzeitige Vorrücken deutscher Streitkräfte auf dem rechten Weichselufer hat ferner die folgenden Vortheile: Die Provinz Westpreußen und das südweiliche Ostpreußen werden dadurch vor einem feindlichen Angriff geschützt. (Das übrige Ostpreußen wird sich, wie wir später näher erörtern werden, durch die in der Provinz vorhandenen Streitkräfte, gestützt auf Königsberg, selbstständig zu sichern in der Lage sein.) Die Weichsel und voraussichtlich auch bald die Bahn Mlawka—Nowo-Giorgiewsk würden als Verbindungslinien gewonnen, und die wichtige Verbindungslinie der auf dem linken Weichselufer vorgehenden deutschen Invasions-Armee, die Bahn Thorn—Warschau, in ihrer linken Flanke gesichert werden. Die Operation führt auf Nowo-Giorgiewsk, welches als nördlichster Stützpunkt der befestigten russischen Weichselbasis in deutschen Besitz kommen und auf dem rechten Weichselufer eingeschlossen werden muß. Bei angemessener Stärke und zweifellos energischer und offensiver Führung dieser deutschen Streitkräfte können dieselben das Ueberschreiten des Bug und Narew bewerkstelligen, durch angemessene Unternehmungen die Verbindung von Warschau auf Petersburg unterbrechen und starke Kräfte von der Vertheidigung der mittleren Weichsel abziehen.

Sollte Letzteres jedoch nicht gelingen, so kann der entbehrliche Theil derselben, sobald die Einschließungen von Nowo-Giorgiewsk und Warschau auf dem rechten Bugufer, dem rechten unteren Weichselufer und beziehungsweise auf dem linken Weichselufer vollzogen sind, auf dem zur Verbindung über die Weichsel hergestellten Uebergang zu der auf dem linken Ufer vorgegangenen Invasions-Armee stoßen und dort zur Hauptentscheidung mitwirken. Der einzige wesentliche Nachtheil dieser Operation ist ihre Trennung von der auf dem linken Weichselufer vorgehenden Invasions-Armee. Derselbe ist durch Brückenschlag über die Weichsel, ein immerhin in der Nähe des Feindes schwieriges Unternehmen, nur unzureichend zu beseitigen.

Die auf dem rechten Weichselufer vorgehenden deutschen Streitkräfte könnten zwar, wenn sie nicht genügende Stärke besitzen, auf überlegene russische Kräfte bei und vorwärts Nowo-Giorgiewsk stoßen, während die anderen deutschen Heere die Weichsel noch nicht erreicht haben. Dies würde besonders dann der Fall sein können, wenn sie in der Nähe von Nowo-Giorgiewsk angelangt sind. Denn die russische Heeresleitung kann einen beträchtlichen Theil ihrer Streitkräfte von dieser Festung aus auf weitere Entfernung gegen die deutsche auf dem rechten Weichselufer vorgehende Armee detachiren, allein keinen unverhältnißmäßig starken Theil derselben, weil derselbe alsdann an der wichtigsten Stelle bei der Vertheidigung der mittleren Weichsel zwischen Warschau und Zwangorod fehlen würde, da er nicht mehr rechtzeitig zu derselben herangezogen zu werden vermag.

Die deutsche Offensive auf dem rechten Weichselufer muß daher, wenn sie sofort auf Nowo-Giorgiewsk vorgehen soll, so stark sein, daß sie einem

russischen Angriff von dort aus gewachsen ist, also eine Armee betragen. Nöthigenfalls hat sie es immer noch in der Hand, einem etwa stark überlegenen Angriff des Gegners hinhaltend zu begegnen resp. demselben auf Thorn auszuweichen. Will man jedoch deutscherseits nicht so starke Kräfte auf diese Operation verwenden, sondern etwa nur ein starkes Corps, so wird dasselbe zwar rasch bis Blockawek vorrücken, um die Bahnlinie Thorn—Warschau, welche bei diesem Ort vom rechten Weichselufer aus durch Geschützfeuer beherrscht und leicht unterbrochen werden kann, in der linken Flanke zu sichern, alsdann aber in kleinen Märschen in gleicher Höhe mit den südlich neben ihr vorgehenden Armeen vorrücken, und wenn dieselben an der Weichsel angelangt sind, zunächst auf der Nordwestfront von Nowo-Georgiewsk diese Festung beobachten, und zur Einschließung derselben erst dann schreiten, wenn die gesicherte Verbindung mit der südlichen Invasions-Armee durch Brückenschlag bei Nowo-Georgiewsk hergestellt, und ihre rechtzeitige Unterstützung seitens derselben gesichert ist.

Treten diesem Corps überlegene Kräfte vor Eintreffen der letzteren entgegen, so wird dasselbe einem Angriff derselben hinhaltend begegnen, oder in der Richtung auf Thorn ausweichen.

Es fragt sich, ob man deutscherseits nicht ganz auf die Operation, die in Folge ihrer Trennung von derjenigen auf dem linken Ufer immerhin gewisse Nachtheile hat, verzichten und den Schutz von Westpreußen der zu diesem Zweck zu verstärkenden Besatzung von Thorn anvertrauen wird. Allein Deutschland dürfte, selbst wenn es an seiner Westgrenze sehr beträchtliche Streitkräfte zum Schutz derselben zurückläßt, in der Lage sein, den in Polen stehenden russischen Truppen gegenüber bei Beginn des Feldzuges mit mindestens doppelter Ueberlegenheit aufzutreten, so daß diese Trennung, die übrigens gebotenen Falls ein Ausweichen nicht ausschließt, keine ernsten Bedenken in sich trägt. Ferner erfolgt, wenn derart die über die untere Weichsel führenden deutschen Bahnlinien zur Versammlung der Streitkräfte sämmtlich benützt werden, die Invasion in's feindliche Gebiet um so rascher und zahlreicher.

Deutschland muß bei einem Angriff auf Rußland sein überlegenes Bahnnetz zur Geltung bringen; daher möglichst alle an die russische Grenze führenden Bahnlinien zur Versammlung seiner Streitkräfte benutzen, um möglichst rasch mit starkem numerischen Uebergewicht in Polen einzudringen und den Kampf um die Weichsellinie und ihre starken Festungen zu führen, bevor die Truppenmassen des inneren Rußlands an derselben eingetroffen sind.

Die Deutschland gegebene Möglichkeit, an seiner Ostgrenze vermöge seines entwickelten Bahnnetzes und seiner dichteren Truppendislocation bei Beginn des Krieges mit den den russischen weit überlegenen Kräften aufzutreten, gestattet auch eine weniger concentrirte Versammlung derselben, einen Aufmarsch auf weitere Strecken, als derselbe sonst, gemäß dem Grund-

satz, mit den Hauptkräften vereint schlagen zu können, stattfinden müßte. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man deutscherseits eine Eintheilung der Streitkräfte in 3 bis 4 Armeen, bedingt durch den Raum, welchen dieselben auf dem Kriegstheater beanspruchen, ihre Aufgaben, und die bessere Leitungs- und Bewegungsmöglichkeit, annimmt.

Die deutsche Armee auf dem rechten Weichselufer wird die Armee des deutschen linken Flügels, also die 3te Armee bilden. Wir wollen zunächst die Verhältnisse dieser Armee näher in's Auge fassen.

Der Aufmarsch der 3ten deutschen Armee wird sich etwa auf der Linie Thorn—Dt. Eylau vollziehen, und ihr Vorrücken in dem Raume zwischen der Weichsel und der Wkra gegen Nowo-Giorgiewsk von Wloclawek ab in kleinen Etappen erfolgen, um gleichzeitig und durch Brückenschlag in Verbindung mit der südlich von ihr vorgehenden zweiten deutschen Armee vor Nowo-Giorgiewsk, beziehungsweise Warschau einzutreffen. Es wird von den Umständen abhängen, ob sie bereits während dieses Vormarsches ein angemessen starkes Detachement zur Besitzergreifung der Bahnstrecke Soldau — Mlawa — Ziechanow in ihrer linken Flanke vorgehen lassen kann. Ihr Vormarsch erfolgt derart genügend concentrirt, um ihre Vereinigung zur Schlacht im gegebenen Moment zu gestatten. Ihre Aufgabe wird darin bestehen, die ihr gegenüber tretenden russischen Streitkräfte zurückzuwerfen, einem Kampf mit erheblicher Ueberlegenheit jedoch in der Richtung auf Thorn auszuweichen, event. in verschanzter Defensivstellung entgegen zu treten. Ist ihre Offensive erfolgreich, so wird sie, vor Nowo-Giorgiewsk angelangt, zunächst voraussichtlich nur eine Beobachtungsstellung vor der Nordwestfront dieser Festung einnehmen können, sich in den Besitz der Weichsel als Verbindungslinie setzen und durch Brückenschlag über die Weichsel die Verbindung mit den neben ihr vorgegangenen Heerestheilen der 2ten deutschen Armee herstellen, und ist dieselbe vor der Südfront von Nowo-Giorgiewsk eingetroffen, auch die Einschließung dieser Festung auf der Nordostfront bewerkstelligen können.

Ein Uebergang über den Bug, um die Einschließung von Nowo-Giorgiewsk auf dem linken Ufer des Bug zu bewerkstelligen, erscheint wegen der Nähe Warschaws und der Beschaffenheit des Terrains nördlich Warschau zunächst ausgeschlossen.

Dagegen wird die 3te deutsche Armee jetzt mit so starken Kräften, wie die Situation es gestattet, zu Unternehmungen gegen die Warschau-Petersburger Verbindung über den Narew hinaus schreiten, dadurch erhebliche feindliche Streitkräfte auf sich ziehen und derart der 1ten und 2ten deutschen Armee die Erkämpfung des Weichselübergangs erleichtern. Gelingt ihr ersteres nicht, so werden ihre bei Nowo-Giorgiewsk entbehrlichen Kräfte, so weit zugänglich, an die 2te deutsche Armee zum Kampf um den Weichselübergang herangezogen werden.

Im Falle eines Rückschlags findet diese Offensive an Thorn und der unteren Weichsel gesicherte Aufnahme und Reetablisement.

Die gleichzeitige deutsche Offensive auf dem linken Weichselufer wird zunächst den Zweck verfolgen, die ihr gegenüber tretenden russischen Streitkräfte zurückzuwerfen, das westliche Polen mit seinen reichen und gut bevölkerten Districten, das cultivirteste Gebiet Rußlands, bis zur Weichsel in Besitz zu nehmen, alsdann diesen Strom zu überschreiten, die ihr dabei gegenüber tretenden russischen Streitkräfte zu schlagen, und darauf die Weichselfestungen zu belagern und einzunehmen, und mit dem derart erlangten Besitz des westlichen, später des übrigen Polens eine neue strategische Basis und ein politisches Faustpfand Rußland gegenüber zu gewinnen.

Von einem derartigen Luststoß, wie ihn Napoleon I. 1812 mit seinem Zuge nach Moskau, ohne genügende Etappen- und Verpflegungseinrichtungen, ohne genügenden Ersatz an Menschen, Pferden und Material aller Art, unternahm, kann deutscherseits heutzutage nicht mehr die Rede sein. Die deutsche Kriegsführung gegen Rußland wird sich in Polen, wie man zu sagen pflegt, häuslich einrichten, seine Festungen bezwingen und besetzen, seine reichen Hülfquellen ausbeuten, mit einem Wort, das Land als Basis für weitere Operationen in Besitz nehmen und verwalten.

Zur Erreichung dieses Zweckes könnten auch die Operationen der gesamten deutschen Hauptstreitkräfte auf dem linken Weichselufer im westlichen Polen erfolgen; sie würden bei deren großer numerischer Ueberlegenheit, selbst wenn das Vorrücken in großer Breite stattfindet, keinen Rückschlag zu befürchten haben, und nicht nur sofort die Bahnlinie Thorn—Warschau (unter angemessenen Schutzmaßregeln besonders zwischen Wloclawek und Thorn gegen den Gegner auf dem rechten Weichselufer), sondern auch diejenigen von Myslowitz nach Skiernewice und nach Zwangorod zur Verfügung haben. Allein die Provinz Ostpreußen und ein Theil Westpreußens würden alsdann immerhin einem Anfall russischer Streitkräfte ausgesetzt und zunächst nur auf den Schutz ihres eigenen Armeekorps und seiner Reserve- und Landwehrformationen angewiesen sein. Dieser Schutz würde allerdings, was Westpreußen anbetrifft, einem sich auf die Festung Thorn stützenden angemessen starken Corps an der Drenenz übertragen werden können. Allein der Aufmarsch der deutschen Armeen im westlichen Polen würde alsdann in Folge der Nichtbenutzung der drei (event. vier) über die untere Weichsel führenden, dann wohl bereits zweigleisigen Bahnen weniger rasch und zahlreich stattfinden, und dem Gegner mehr Zeitgewinn für die Bewerkstelligung seines Aufmarsches an der mittleren Weichsel verschaffen.

Wir sind der unmaßgeblichen Meinung, daß in Anbetracht der starken, im nordwestlichen Polen fast auf Kriegsfuß befindlichen russischen Cavallerie-Ansammlung, auf eine völlig gesicherte Benutzung der westpreußischen Bahnen zum Transport großer Truppenmassen auf das rechte Weichselufer bei Thorn, trotz der Wirkungssphäre dieser Festung deutscherseits nicht gerechnet werden kann, da wenige mit großer Kühnheit etwa

bei Nacht vorgehende feindliche Cavallerie-Patrouillen eine empfindliche Störung des Bahnbetriebs auszuführen im Stande sind*).

Ist jedoch die deutsche Heeresleitung der Ansicht, daß die Provinz Ostpreußen und der in Betracht kommende Theil Westpreußens durch ein aus den Truppen der ersteren Provinz gebildetes, etwa in der Gegend von Gumbinnen und Insterburg aufgestelltes Corps sowie durch ein bei Thorn am Drenenzabschnitt aufgestelltes Corps, und durch angemessene Detachirungen nach den Defileen der Seenreihe von Angerburg bis Dt. Eylau genügend gesichert ist, und daß der Aufmarsch der deutschen Hauptstreitkräfte auch ungeachtet einer event. Nichtbenutzung der über die untere Weichsel führenden Bahnlinien rasch genug erfolgen kann, so könnte die Versammlung und das Vorrücken der 3ten deutschen Armee, wie bereits erwähnt, ebenfalls auf dem linken Weichselufer erfolgen, und dieselbe dann ebenfalls an der Besitzergreifung des westlichen Polens und der Er-zwingung des Weichselüberganges unmittelbar Theil nehmen.

Wir neigen unsererseits in Anbetracht der mehrfach erwähnten That-sachen, daß allein 4 russische Cavallerie-Divisionen mit 48 Geschützen an der ostpreussischen Ost- und Südgrenze von Kowno bis Wloclawek stehen, und daß Ostpreußen zu Lande von 2 Seiten von Rußland umschlossen ist, sowie daß zahlreiche russische Truppen an der Bahnlinie Warschau—Bjalystok—Wilna—Kowno—Libau echelonnirt sind, und endlich hier die unmittelbare Einwirkung der russischen Flotte möglich ist, der Annahme zu, daß ein An-fall Rußlands auf Ostpreußen — wenn derselbe auch, wie wir näher darlegen werden, deutscherseits verhältnißmäßig leicht zurückgewiesen werden kann — mit erheblichen Kräften beabsichtigt ist, und daß eine angemessen starke, auf dem rechten Weichselufer operirende deutsche Armee eine raschere Ent-wicklung der deutschen Streitkräfte bedeutet und diesen Anfall mit Sicher-heit des Erfolges zurückweisen wird; sowie daß die große numerische Ueberlegenheit, mit welcher Deutschland bei Beginn des Krieges auftreten wird, die hierdurch bedingte Trennung der Streitkräfte gestattet.

Doch wir schreiten jetzt zur näheren Betrachtung der Verhältnisse der deutschen Streitkräfte auf dem linken Weichselufer.

Es dürfte mit der Annahme nicht wesentlich fehlgegriffen werden, daß Deutschland hier zwei Armeen, die 1te und 2te aufstellen wird (vielleicht noch eine 3te).

Die Versammlung der 2ten deutschen Armee wird etwa auf der Linie Inowraclaw-Dstrowo, unter dem Schutz der östlich vorliegenden Seen-

*) Inzwischen ist das 4te Regiment künftig mit dem 1ten und 2ten Bataillon nach Allenstein, dem Füsilierbataillon nach Ortelsburg dislocirt worden; das 44te Regiment mit dem 1ten und 2ten Bataillon nach Dt.-Eylau, eventuell 1 Bataillon nach Neidenburg, der Stab der 3ten Inf. Brigade nach Allenstein; das ostpreussische Jägerbataillon nach Osterode, wenn die dem dienstlichen Interesse entsprechende Unterkunft vorhanden ist. Man sehe das Armeeverordnungsblatt.

reihe, des Proßnaabschnitts und ihrer Cavallerie stattfinden. Ihre Hauptkräfte werden in dem offenen Landstrich zwischen der Weichsel und dem Goplo-See auf Warschau vorgehen. Ihr linker Flügel wird entlang der Weichsel vorrücken, die Verbindung mit der 3ten deutschen Armee aufnehmen, und durch Brückenschlag vervollständigen. Sie wird sich ferner in den Besiz der Bahn Thorn—Warschau setzen. Ihr rechter Flügel wird sich mit seinen Hauptkräften gegen das freie, die Entwicklung zum Gefecht begünstigende Terrain östlich Kalisch auf dem rechten Warthe-Ufer vorbewegen.

Der Abschnitt des Goplo-Sees und die Warthe bedingen ein getrenntes Vorgehen dieser Armee; dieselbe wird, wenn der Gegner sich etwa bei Slupce und darauf Konin und Sleszyn mit geringen Kräften dem Vordringen ihrer Mitte vorlegt, um mit den Hauptkräften gegen ihren linken Flügel vorzugehen und denselben während der Trennung anzugreifen, in der Lage sein, das Fühlbarwerden des Vordringens ihres rechten Flügels über Kalisch und das der 1ten deutschen Armee abzuwarten, und äußersten Falls, sollte der Gegner wider Erwarten ihr erhebliche Ueberlegenheit gegenüber stellen, in guter Bertheidigungsstellung bei Inowraclaw, an den bruchigen Montwy-Abschnitt und den Goplo-See angelehnt und von Thorn aus unterstützt, demselben gegenüber zu treten. Allein sobald die Teten des rechten Flügels der 2ten deutschen Armee die obere Warthe erreicht haben, werden die dem Vordringen ihres linken Flügels zwischen Weichsel und Goplo-See entgegengetretenen russischen Streitkräfte auf ihren rechtzeitigen Rückzug Bedacht nehmen, und denselben antreten müssen, um nicht vom rechten Flügel der 2ten oder Theilen der 1ten deutschen Armee in Flanken und Rücken angegriffen zu werden.

Die 1te deutsche Armee wird unter dem Schutz des Proßna-, Lieczwartha- und Briniga-Abschnitts und ihrer Cavallerie, sich etwa auf der Linie Kempen—Myslowitz versammeln, die genannten kleinen Gewässer, und die unbedeutende obere Warthe überschreiten, und mit ihren Hauptkräften an den beiden Bahnlilien von Ezenstochau auf Petrofow und von Myslowitz auf Kielze vorgehen, um alsdann, je nach der Situation, den Marsch an die mittlere Weichsel auf Warschau oder Zwangorod fortzusetzen. Für die Benutzung der Bahnstrecke Myslowitz—Zwangorod wird der Bau einer kurzen, nur etwa $\frac{3}{4}$ Meilen langen Umgehungsbahn bei Granica auf dem rechten Ufer der Biala Przemja erforderlich werden.

Würde die Leitung der im russischen Polen bei Ausbruch des Krieges versammelten russischen Streitkräfte es wider Erwarten etwa versuchen, dieser deutschen Offensive mit ihren Hauptkräften auf dem linken Weichselufer am Warthe-Abschnitt, an den Goplo-Seen-Abschnitt angelehnt, gegenüber zu treten, der besonders im nördlichen Theil und der Mitte der Bertheidigung günstige Verhältnisse besitzt, so würden dieselben, ungeachtet dessen, in Folge der numerischen Ueberlegenheit des Gegners zweifellos Gefahr laufen, während derselbe sie in der Front beschäftigt, von Norden

oder Süden umfaßt und in eine Katastrophe verwickelt zu werden. Die russischen Hauptstreitkräfte in Polen werden daher im vorliegenden Falle der ihnen numerisch sehr beträchtlich überlegenen deutschen Offensive gegenüber sich, wie erwähnt, hinter der Weichsel zwischen Nowo-Georgiewsk, Warschau und Zwangorod in der Defensive halten, um die Versammlung der übrigen Truppen des gewaltigen russischen Reiches dort abzuwarten und für dieselbe Zeit zu gewinnen suchen, während nur geringere russische Streitkräfte das Vorgehen der deutschen Invasions-Armee am Goplo-See und Warthe-Abschnitt zu verzögern suchen werden. Vielleicht entschließt man sich ferner russischerseits, dem von Thorn aus zu erwartenden Vorgehen deutscher Heeresheile durch eine Diversion in dieser Richtung und durch den Versuch eines Anfalls von Westpreußen mit einem Theil der Streitkräfte entgegen zu treten, worauf wenigstens die Dislocation an der Grenze hindeutet.

Eine Offensivunternehmung Rußlands gegen den offenen nordöstlichen Theil Ostpreußens durch die Truppen der daselbe umgebenden russischen Gebietstheile in der Hauptrichtung von Kowno her scheint nicht ausgeschlossen; jedoch würde dieselbe deutscherseits durch die in Ostpreußen garnisonirenden Truppen und deren dort ihre Cadres habenden Reserve- und Landwehr-Formationen abgewehrt werden können.

Der Landstrich an der Süd- und Südostgrenze Ost-Preußens ist, wie wir bereits erwähnten, deutscherseits wie russischerseits für Unternehmungen größerer Heeresheile ungeeignet, da die dort liegende Seesone von Angerburg bis Dt. Eylau deutscherseits deren Ausführung sehr beträchtliche Hindernisse entgegenstellt, und da ein deutsches Vorgehen auf russischem Gebiet durch die Bruchzone des Narew und Bober, und die sich daran anschließende Seenreihe von Ostrolenka bis in die Gegend von Mariampol ebenfalls sehr erschwert ist.

Es erscheint hier angezeigt, etwas näher auf die Beschaffenheit der die russische Defensive an der Weichsel unterstützenden Festungen einzugehen.

Die Hauptfestung ist Warschau mit 432 000 Einwohnern, auf dem linken Ufer der Weichsel gelegen, mit der Vorstadt Praga auf dem rechten Ufer. Die Befestigungen Warschaus sind die folgenden: Nördlich der Stadt liegt die große und starke, vorzugsweise zur Beherrschung der Stadt erbaute Citabelle, die von einigen nur wenige 100 m vorgeschobenen kleinen Forts umgeben ist. Die Stadt hat keine befestigte Enceinte, dagegen auf dem rechten Weichselufer vor Praga einen ziemlich starken Brückenkopf, Fort Sliwicki. Diese nach älterem System construirten Befestigungen sind von einem Kranz von 15 detachirten Forts neuer Construction umgeben, welche seit 1883 im Bau begriffen und jetzt größtentheils vollendet sind; 11 derselben liegen auf dem linken, 4 auf dem rechten Weichselufer. Diese Forts haben von der Hauptweichselbrücke nur 5—7 km Abstand. Zwei feste Weichselbrücken, darunter eine Eisenbahnbrücke, liegen in der Stadt. Die Festung Warschau gestattet einer Armee Unterkunft und Verpflegung, und auch jetzt schon, wo die Forts noch nicht ganz vollendet sind, die Ver-

theidigung und den beliebigen Ufer-Wechsel und das Ergreifen der Offensive auf beiden Weichselufern.

Die Festung Nowo-Giorgiewsk hat einen nur kleinen Kern in der auf dem rechten Weichsel- und Bugufer liegenden, 3000 Einwohner zählenden Stadt. Sie besitzt eine Citadelle und eine starke Ceceinte nach der neuen preussischen Manier. Auf dem linken Weichsel- und Bugufer befinden sich zwei Brückenköpfe. Seit dem Jahre 1880 ist ferner ein Kranz von 11 vorgehobenen starken Forts um die Stadt angelegt, welche eine Offensive aus derselben besonders in nördlicher Richtung begünstigen und sie vor einem Bombardement schützen. Diese Forts entsprechen den neueren Anforderungen des Festungskrieges. Die Befestigung in dem Winkel zwischen Bug und Weichsel ist ein Hornwerk mit einem Thurmreduct Fort Michau, die Warschauer Front auf dem linken Weichselufer ein Kronwerk. Nowo-Giorgiewsk besitzt ein ausgedehntes Minensystem und starke bombensichere Defensionskafernen, ferner ein großes Arsenal. Die Stadt ist reine Militärfestung. Bei der Wichtigkeit, welche Nowo-Giorgiewsk als Offensiv-Brückenkopf für das rechte Bug- und das linke Weichselufer besitzt, läßt sich annehmen, daß genügende Proviantvorräthe daselbst angehäuft sind, um einer russischen Armee für beträchtliche Zeit Verpflegung zu gewähren, wenn schon die Festung keine ausreichenden Unterkunftsräume bietet.

Die dritte russische Weichselfestung Zwangorod liegt circa 11 Meilen von Warschau an der Wieprz-Mündung.

Ihre Befestigungen bestehen in dem die auf dem rechten Weichselufer liegende kleine Stadt umgebenden bastionirten Hauptwall, drei 500 bis 700 Schritt vor demselben liegenden kleineren Lunetten, sowie drei Erdschanzen auf dem rechten und linken Wieprz-Ufer. Auf dem linken Weichselufer liegt ein Brückenkopf, der aus dem Fort Gortschakoff, einem kasemattirten, mit Erdwall umgebenen Thurm besteht. Ferner liegen auf dem linken Weichselufer, 2—4 km vom Brückenkopf, drei vorgehobene Werke neuer Construction (1877—84 erbaut) und auf dem rechten Weichselufer sechs dergartige Werke, 2—4 km vom Hauptwall entfernt. In jüngster Zeit sind im Ganzen je sechs starke detachirte Gürtelforts neuester Construction auf beiden Ufern erbaut worden; dieselben liegen jedoch zu nahe an dem alten Befestigungskern der Stadt, so daß sie in derselben lagernden Truppenmassen keinen genügenden Schutz geben, wohl aber der festen Eisenbahnbrücke. Zwangorod ist reine Militärfestung ohne Privatgebäude und hat nur als gesicherter Weichselübergang, Eisenbahnsperrepunkt und momentaner Stützpunkt für eine Armee besondere Bedeutung.

Die deutschen, im westlichen Polen vorrückenden Armeen werden die ihnen entgegentretenden, voraussichtlich nur schwächeren russischen Streitkräfte in die genannten Festungen zurücktreiben, alsdann zur Einschließung von Nowo-Giorgiewsk und Warschau auf dem linken Weichselufer schreiten, Zwangorod voraussichtlich zunächst nur beobachten und, während diese Ein-

schließungen sich vollziehen und eine gesicherte Verbindung mit der Nowo-Giorgiewsk auf dem rechten Weichselufer einschließenden 3ten Armee hergestellt wird, zur Reconoscirung geeigneter Weichselübergänge zwischen Warschau und Zwangorod oder oberhalb dieses Platzes und Erkundung der Vertheilung der feindlichen Streitkräfte schreiten, um nach deren Ergebniß den Uebergang über die Weichsel auszuführen. Soweit die Neimannsche Karte es beurtheilen läßt, befinden sich geeignete Stellen für einen Uebergang vom linken aufs rechte Weichselufer bei: Pawlowska-Wola, Oniadzkow, Pulawy, Goledry, Predworzyce, Pulko und Gora. Gleichzeitig wird die 3te deutsche Armee über den Narew resp. Bug vorzudringen und die Verbindung von Warschau mit Petersburg zu unterbrechen, und durch ihr Vorgehen starke Kräfte des Gegners auf sich zu ziehen suchen.

Es erscheint von Interesse, die Frage nochmals einer eingehenderen Erörterung zu unterwerfen, ob Rußland unter den vorausgesetzten Verhältnissen, d. h. Ausbruch eines Krieges mit Deutschland beim status quo der beiderseitigen Streitkräfte, nicht in der Lage ist, den mehrfach erwähnten Anfall auf Ost- und Westpreußen, wenn auch nicht mit einer Armee, deren Kräfte zum Halten der Weichsellinie in Bereitschaft bleiben müssen, so doch mit einem starken Corps auszuführen. Vier russische Cavallerie-Divisionen stehen, wie erwähnt, nebst ihrer Artillerie längs der Ost- und Südgrenze der Provinzen Ost- und Westpreußen, die in Anbetracht der unbedingt mit den Hauptkräften von der Westgrenze des russischen Polens her zu erwartenden deutschen Offensive vielleicht richtiger an der Westgrenze Polens (wo sich zweifellos auch geeignetes Uebungsterrain findet) dislocirt wären. Eine deutsche Offensive im großen Stil läßt sich in dem ersteren Gebiet um so weniger voraussetzen, als dieselbe, wie oben bemerkt, nachdem sie die Defileen der ostpreussischen Seenreihe durchschritten hätte, die Bruch- und Sumpfsone des Narew und Vobr und die nördlich derselben etwa bis Mariampol reichende Seenreihe zu überwinden hätte.

Zahlreiche russische Truppen der anderen Waffen sind an der Bahnstrecke von Wilna—Kowno—Grodno—Bjalystock—Warschau, von der die Linien Kowno—Cnydkuhnen, Bjalystock—Grajewo und Nowo-Giorgiewsk—Mlawka nach der deutschen Grenze führen, nur drei Märsche von derselben echelonnirt. Diese Dislocation bietet Grund zu der Annahme, daß Rußland bei Ausbruch des Krieges mit Deutschland einen Einfall in die Provinzen Ost- und Westpreußen beabsichtigt und dort durch seine Cavallerie die Bahnlilien und Telegraphen an den empfindlichsten Punkten zu zerstören versuchen wird, um die Concentration der deutschen Truppen in diesen Provinzen zu stören und sie zu verhindern, rechtzeitig an die wichtigen Defileen zu rücken. Die russische Cavallerie ist zu dieser Aufgabe durch ihre Ausbildung, die Raids, die sie schon im Frieden geübt hat, und durch ihre Ausrüstung mit per Regiment 249 Sprengpatronen, 48 Beilen und 48 Spaten und einem Wagen mit Pyroxylin vollständig befähigt, und

man wird sich deutscherseits darauf gefaßt machen müssen, daß die russischen Cavallerie-Patrouillen bei Beginn der Feindseligkeiten binnen kürzester Frist die Bahnlinien Thorn—Insterburg—Tilsit und Thorn—Graudenz zu erreichen und dort nachhaltige Zerstörungen, nicht bloß das Zertrümmern einiger Schienen, auszuführen suchen werden.

Die in Rowno und Wilna stehenden russischen Truppen können, sobald sie marschbereit sind, in 3 resp. 7 Stunden per Bahn die deutsche Ostgrenze bei Gydtkuhnen erreicht haben und als dann den Vormarsch auf deutschem Gebiet beginnen. In Rowno steht eine halbe Cavallerie-Division (die beiden anderen Regimenter derselben stehen in Wocny und Libau), 2 Infanterie-Regimenter, 1 reitende Batterie, 1 Pontonier-Bataillon; und in dem nahen Kormjalow 1 Feld-Artillerie-Brigade von 8 Batterien. In Wilna stehen: 2 Cavallerie-Regimenter, 4 Infanterie-Regimenter, 1 Feld-Artillerie-Brigade (8 Batterien), 1 Pontonier-Bataillon, 1. Sappeur-Bataillon, 1 Eisenbahn-Bataillon. In Summa in beiden Orten 4 Cavallerie-Regimenter, 6 Infanterie-Regimenter, 17 Batterien und die genannten technischen Truppen.

Wir wollen den günstigsten Fall russischerseits annehmen, nämlich den, daß die Truppen der genannten Orte und deren Umgebung ebenso rasch marschbereit werden, wie die deutschen hier in Betracht kommenden Truppen. Deutscherseits können ihnen an der Grenze die per Bahn aus der gleichen Entfernung heranzuschaffenden Truppen entgentreten. Es sind dies drei Viertel der Cavallerie-Division des 1. Armeekorps, nämlich die Cavallerie-Regimenter aus Insterburg und Stallupöhnen, Tilsit, Königsberg, Allenstein und die reitende Abtheilung aus letztem Ort (nach unserer Schätzung am Nachmittag des 1. Operationstages). An Infanterie sind es die Bataillone aus den Garnisonen Memel, Tilsit, Gumbinnen, Insterburg, Königsberg, in Summa 11 Bataillone. An Artillerie: das Feld-Artillerie-Regiment aus Königsberg (8 Batterien), ferner die erforderlichen Traintruppen aus Königsberg.

Nun kann die russische Cavallerie-Division von Suwalki mit dem Moment ihrer Marschbereitschaft den Vormarsch auf Gumbinnen antreten und noch am ersten Tage desselben mit den auf Gydtkuhnen vorgegangenen russischen Truppen die Verbindung aufnehmen. Das deutsche Corps wird daher gut thun, an dem Tage, an welchem die Vereinigung seiner Truppen etwa bei Stallupöhnen stattfindet, sich dieser Ueberlegenheit der russischen gegenüber (an Infanterie und Cavallerie um mehr als ein Drittel, an Artillerie um das Doppelte) an einem geeigneten Terrainabschnitt defensiv zu verhalten.

Noch am Abend des 1ten Operationstages können jedoch das Cavallerie-Regiment aus Dt.-Eylau und Umgegend, und im Laufe der Nacht Verstärkungen aus Danzig, Graudenz, Thorn und Bromberg auf 2 Bahnlinien bei Insterburg zur Verstärkung des an der Ostgrenze versammelten Corps eintreffen, während russischerseits nur 1 Bahnlinie zur Herbeiführung von Verstärkungen der Truppen bei Gydtkuhnen durch die Garnisonen von Dünaburg

und Grodno zur Verfügung steht. Am 2. Operationstage würde sich das numerische Verhältniß für die deutschen Truppen noch günstiger gestalten, und trotzdem die Besetzung der Südgrenze von Westpreußen nicht darunter leiden.

Nur wenn es der russischen Cavallerie gelingen sollte, vor der Versammlung der erwähnten beiden Gruppen deutscher Streitkräfte in Ost- und Westpreußen sehr empfindliche und von ihr mit äußerster Kühnheit auszuführende Unterbrechungen des ost- oder westpreussischen Bahnnetzes zu bewerkstelligen — ein Fall, der nicht völlig ausgeschlossen ist — dürfte es den in Ost- und Westpreußen garnisonirenden Truppen, zu denen noch deren Reserveformationen und voraussichtlich eine Anzahl sofort zusammenberufener Landwehr-Regimenter kommen dürften, vielleicht nicht gelingen, sich dem Vordringen des Gegners derart entgegenzustellen, daß die auf den Bahnlinien über Thorn, Graudenz und Marienburg herbeieilenden Verstärkungen noch zur rechtzeitigen Abweisung der feindlichen Invasion gelangen.

Allein wenn es derselben in Folge jener Bahnunterbrechungen auch gelänge, die zum Schutz von Ostpreußen etwa in der Gegend von Gumbinnen und Insterburg bei Beginn der Feindseligkeiten versammelten deutschen Streitkräfte auf Königsberg zurückzudrängen und, in Folge genügender Unterbrechung der Bahnlinie Thorn — Insterburg und der Küstenbahn, die Verbindung Königsbergs mit Danzig und dem Hinterlande auf das frische Gaff zu beschränken, da die russische Flotte inzwischen bereits vor Pillau erschienen sein kann, so würde die Occupation eines Theils der Provinzen Ost- und Westpreußen russischerseits doch nur eine vorübergehende sein können, da von Königsberg und Thorn aus sehr bald deutscherseits mit Ueberlegenheit die Offensive ergriffen werden würde; und zwar aus Thorn selbst in dem Falle, daß es wider Erwarten dem Vorgehen der russischen Streitkräfte gegen die Südgrenze von Westpreußen gelingen sollte, die ihnen dort gegenüber tretenden deutschen Heeresabtheilungen zu schlagen, Thorn auf dem rechten Weichselufer zu cerniren und durch etwa sofort mitgeführte Belagerungsgechütze die Brückenkopfbefestigungen von Marienburg und Graudenz und die dortigen Weichselübergänge zu zerstören.

Nur sehr beträchtliche russische Streitkräfte würden den Versuch unternehmen können, unter angemessener Sicherung gegen Thorn und Posen per Bahn und auf Weichsel dampfern zc. über Wloclawek soweit als möglich gegen Thorn vorzugehen, oberhalb Thorn das rechte Weichselufer zu gewinnen, die dort inzwischen rasch versammelten deutschen Truppen zu schlagen, diese Festung auf dem rechten Weichselufer einzuschließen und alsdann gegen die untere Weichsel vorzudringen. Allein diese russischen Streitkräfte würden es nicht verhindern können, daß durch die drei bei Thorn resp. Bromberg mündenden Bahnlinien den vor der Uebermacht auf Thorn zurückgegangenen deutschen Truppen rasch erhebliche Verstärkungen zugeführt würden, und daß diese die Offensive, in einer dem russischen Corps wahrscheinlich verhängnißvollen Weise, in dessen linker Flanke und Rücken ergreifen

würden. Ein russischer Anfall wird hier also, mit Ausnahme des Falles daß die ihn event. begleitenden Bahnzerstörungen gelingen, mit Sicherheit leicht paralyfirt, und ihm von Thorn aus bald in überlegener Stärke entgegengetreten werden können. Die zu demselben verwendeten russischen Streitkräfte aber würden inzwischen an der Weichsel zwischen Warschau und Zwangorod — und das ist das Wichtigste! — fehlen. Der Anfall der Provinzen Ost- und Westpreußen mit starken russischen Streitkräften, d. h. einer Armee, erscheint daher unter den hier angenommenen Voraussetzungen so gut wie ausgeschlossen.

Die russischen Operationen in Polen werden sich der deutschen Invasion gegenüber, wie erwähnt, auf die Defensiv an der mittleren Weichsel, am Bug und Narew, auf die Verzögerung des feindlichen Vormarsches an der Warthe und dem Goplojeenabschnitt, ferner auf den Versuch eines Einfalls in das nordöstliche Ostpreußen, unterstützt von der russischen Flotte, die immerhin deutsche Truppen an die Küste fesseln wird, und auf den in Folge der Beschaffenheit des ihr nördlich vorliegenden Terrains leicht zu bewerkstelligenden Schutz der Warschau-Petersburger Bahnverbindung im Wesentlichen beschränken müssen.

Welche der verschiedenen angedeuteten Arten des Vorgehens gegen die mittlere Weichsel die deutsche Heeresleitung nun auch wählen mag, immer wird es sich schließlich um die Ueberschreitung dieses Stromes auf der Strecke Warschau—Zwangorod, oder oberhalb der letztgenannten Stadt etwa bei Alexandrija handeln; alsdann darum, die dahinter befindlichen russischen Streitkräfte zu schlagen, die Festungen Warschau, Nowo-Giorgiewsk und Zwangorod völlig einzuschließen, zu belagern und einzunehmen, um derart gesicherte Uebergänge über die Weichsel, gesicherte Eisenbahnverbindungen und eine gute Basis mit festen Stützpunkten für die weiteren Operationen zu erlangen und von da aus zur weiteren Einnahme und Occupation Polens schreiten zu können.

Die Besitznahme des russischen Polens ist, wir wiederholen es, für die deutsche Kriegführung gegen Rußland unerläßlich, da ohne dieselbe ein Vorgehen gegen Rußland, etwa durch eine Offensive von Ostpreußen aus auf Petersburg, stets in seinen außerordentlich langen Verbindungen in der rechten Flanke und selbst von der Küste aus bedroht, und daher unausführbar sein würde.

Die Streitkräfte des südlichen und mittleren Rußlands würden sich völlig ungehindert in Polen versammeln und, gegen die deutschen Verbindungen vorgehend, dieselben unterbrechen können, und dabei nicht einmal genöthigt sein, dem deutschen Hauptheere eine Schlacht zu liefern.

Ist nun die Weichsellinie mit ihren festen Plätzen deutscherseits gewonnen, so wird sich die deutsche Heeresleitung und Politik darüber zu entscheiden haben, ob sie sich mit der alsdann verhältnißmäßig leicht zu vollziehenden Eroberung und Occupation Polens begnügt (es würde nur

noch das wichtige Brest = Litewski, das gesicherte Debouchée der Streitkräfte Südrusslands, und etwa auch Kowno, der Eisenbahn- und Niemenübergangsperrpunkt, einzunehmen sein), und ob sie mit der Besetzung Polens ein genügendes Object in ihren Händen zu halten glaubt, um Rußland zum Frieden oder zu einem Vorgehen zur Wiedergewinnung Polens und zu entscheidenden Schlachten zu veranlassen; oder wenn dieses Beides nicht eintritt, zu erwägen, ob die Situation es erheischt, auf Petersburg, die wichtigste Hauptstadt des russischen Reiches, den Sitz der Regierung und der Heeresverwaltung, vorzugehen.

Die Hauptstadt Petersburg ist nicht nur deshalb das gegebene Operationsobject dieser weiteren deutschen Offensive, weil sie der Sitz der Regierung und wichtiger als Moskau ist, sondern auch, weil die in den letzten Jahrzehnten so beträchtlich verstärkte deutsche Flotte vielleicht doch nach erlangter Ueberlegenheit über die russische bei der Operation gegen diesen Platz (zunächst gegen Kronstadt) mitzuwirken vermag. Eine etwaige gleichzeitige Operation auf Moskau erscheint jedoch in Anbetracht der Anforderungen, welche die Occupation Polens und die Operation auf Petersburg — vor Allem die Sicherung der ca. 140 Meilen langen Verbindungslinie von Warschau bis Petersburg — stellt, ausgeschlossen.

Im Falle die Offensive auf Petersburg beschlossen wird, wird sich die deutsche Hauptoperation, im Allgemeinen der Bahnlinie Warschau — Petersburg folgend, auf Petersburg vorbewegen. Die ihre Verbindungen bedrohende und die Bahnlinien Cydtkuhnen — Dünaburg und Wilna sperrende Festung Kowno würde, inzwischen voraussichtlich bereits durch das zum Schutz Ostpreußens bestimmte deutsche Corps eingeschlossen und in der Belagerung begriffen, von demselben einzunehmen sein.

Kowno am Niemen, an der Wilija-Mündung gelegen, ist durch sechs detachirte Forts auf dem linken, durch drei auf dem rechten Ufer des Niemen geschützt. Die ca. 45 000 Einwohner zählende Stadt hat keine Enceinte. Ihre vor kurzem vollendeten Befestigungen sperren unmittelbar die Bahn von Cydtkuhnen nach Wilna und die Hauptstraße, welche von Ostpreußen über Dünaburg auf Petersburg führt. Die Forts sind derart weit um den Platz angelegt, daß derselbe bei entsprechender Besetzung als verschanztes Lager mit beträchtlichem Offensivvermögen in Betracht kommen kann.

Die deutsche Operation auf Petersburg wird sich in ihrer rechten Flanke durch etwa über Minsk und Witebsk vorgeschobene Armeen sichern müssen; denn es ist anzunehmen, daß die aus Polen zurückgehenden russischen Heere, ähnlich wie 1812 den ungeheuren Raum Rußlands zum Verbündeten nehmend, nicht auf Petersburg, wo sie vom übrigen Rußland leicht isolirt werden könnten, sondern nach dem Innern Rußlands ausweichen werden, um dort Verstärkungen an sich zu ziehen und alsdann gegen die deutschen Verbindungslinien vorzugehen.

Bis zum Dnjepr erhält die deutsche Offensive nach der Besignahme

Polens in ihrer rechten Flanke durch die obere Weichsel, die Festungen Zwangorod, Warschau Brest-Litewski und die fast von der Weichsel bis zum Dnjepr reichenden Rokitno-Sümpfe einen Schutz, der durch die Möglichkeit, in oder bei Zwangorod und am Wieprz im gebotenen Fall ausreichende Streitkräfte vereinigen zu können, um einem Vordringen starker russischer Streitkräfte aus dem Süden entgegentreten zu können, zu vervollständigen sein dürfte. Der Hauptzugang aus dem Süden über Brest-Litewski wird durch diese Festung leicht und vollständig gesperrt. Ein Gleiches kann hinsichtlich der Bahn durch die Rokitno-Sümpfe bei Luninez geschehen. In ihrer linken Flanke würde diese deutsche Offensive sich gegen etwaige auf die russische Flotte — falls diese die Oberherrschaft auf der Ostsee behauptet — basirte Unternehmungen von den Ostseehäfen Libau, Riga und Reval her zu sichern haben.

Im weiteren Vorschreiten würde diese Operation die Festung Dünaburg nehmen müssen, um einen gesicherten Bahnübergang und Stützpunkt an der Düna zu gewinnen.

Die Einnahme Dünaburgs würde voraussichtlich keine besonderen Schwierigkeiten bieten, da dieser Platz, wenn auch im Süden von sumpfigen, übrigens nicht überall unpassirbaren Niederungen umgeben, nur von mittlerer Größe ist (52 000 Einwohner), und zwar auf dem linken Düna-Ufer einen starken Brückenkopf, aus mehreren selbstständigen Werken bestehend, jedoch keine detachirten Forts besitzt, und da seine Werke von veralteter, den neuen Anforderungen des Festungskrieges nicht mehr angemessener, nicht einmal auf die Wirkung gezogener Geschütze berechneter Construction sind.

Dünaburg ist wichtig als Sperrpunkt der Wilna-Petersburger Bahn, ferner der Bahn von Riga nach Smolensk, und als Depotplatz, da hier ein großer Theil des russischen Belagerungsparks (Artillerie- und Ingenieur-Park) lagert. Eine Eisenbahnbrücke und eine Schiffbrücke führen hier über die ca. 200 m breite Düna.

Ist die Düna überschritten, so stellen sich der deutschen Operation auf Petersburg keine Terrainhindernisse von Bedeutung mehr entgegen. In ihrer rechten Flanke würde hier ihre Verbindungslinie unter Benutzung der Abschnitte des Lowat und des Wolchow verhältnißmäßig leicht gegen den russischen Süden zu sichern sein; ein Gleiches gilt für die Einschließung von Petersburg hinsichtlich des größtentheils sumpfigen Wolchow-Abschnitts.

Ist Petersburg, die Residenz des Czaren, der Sitz der russischen Regierung, eine Metropole des russischen Handels, und voraussichtlich alsdann durch Befestigungen geschützt, von den deutschen Heeren eingeschlossen, Polen occupirt, die Verbindung mit diesem Lande sicher gestellt, und sind die Versuche neugebildeter russischer Armeen, die Hauptstadt zu entsetzen, in offener Feldschlacht deutscherseits vereitelt, oder ist Petersburg eingenommen, so wird man deutscherseits annehmen können, daß alsdann die russische Regierung zum Friedensschluß mit Deutschland geneigt sein wird. Sollte

sich diese Annahme nicht bestätigen, so dürfte man sich deutscherseits in Petersburg und den eroberten Gebieten militärisch und administrativ regelrecht einrichten, die Verbindung zur See auch durch die Flotte herstellen, auf Kosten des Feindes leben, ferner die Verbindungslinien an den empfindlichsten Punkten durch Besatzungen und eventuell Befestigungen sichern, alsdann die Winterquartiere unter steter Kampfbereitschaft beziehen, und voraussichtlich erst in einem neuen Campaignejahr die Operationen auf Moskau eröffnen.

* * *

Wenn wir im Vorstehenden den Versuch einer Erörterung der strategischen Verhältnisse Deutschlands Rußland gegenüber unternahmen, so sind wir uns der großen Schwierigkeiten eines solchen Beginns wohl bewußt. Ebenso fühlen wir die wesentlichen Mängel, welche einer derartigen Arbeit — die sich selbstredend auch nicht auf die mindeste officiële Quelle und nur auf Jedermann zugängliches Material zu stützen vermag — anhaften müssen; wir bitten daher um Nachsicht für dieselben, sowie dafür, wenn wir der Phantasie vielleicht hie und da zu weit die Zügel schießen ließen. Der thatsächliche Verlauf der Operationen wird bekanntlich im Kriege durch die jedesmal eintretenden Verhältnisse, unter denen das jedesmalige Verhalten des Feindes den Hauptfactor bilden dürfte, bestimmt, und gestattet keine weitreichenden Entwürfe. Die moralischen und intellectuellen Factoren fallen ferner bei einem Heere ganz außerordentlich ins Gewicht und gestatten unter Umständen auch einem numerisch weit schwächeren Gegner zum Angriff überzugehen. So siegte Friedrich der Große bei Leuthen mit 30 000 Mann über 85 000 Oesterreicher.

Allein wir hoffen, durch unsere Studie wenigstens das Eine dargelegt zu haben, daß Deutschland den Kampf mit Rußland — und selbst den eventuell gleichzeitig entbrennenden mit Frankreich — im Bewußtsein seiner Kraft in Bezug auf dessen schließlichen Ausgang in keiner Weise zu fürchten hat. Ist uns dies aber gelungen, so legen wir die Feder mit Befriedigung aus der Hand und empfinden Genugthuung in dem Gedanken, etwas zur Beruhigung etwa besorgter Gemüther beigetragen zu haben.

Schließlich bitten wir den Leser, einige Versehen unseres ersten Artikels im Januarheft zu berichtigen. Es muß S. 2 Zeile 14 heißen: Ost- und Westpreußen; S. 71 statt Dirschau: „Graudenz“, ebenda letzte Zeile statt Detachment „Corps“; S. 75 statt Liſſa „Proszna“ und S. 77 Zeile 32 anstatt „die russische Armee“ „die 3te russische Armee“, sowie S. 78 Zeile 30 „von der 2ten russischen Armee“.



Die Wotjaken und ihre Sitten.

Von

E. von Stein-Nordheim.

— Neapel. —

I.

Eingang mit geschichtlichem Rückblick. — Bekehrungsversuche Peters des Großen. — Niederlassungen. Bauart der Hütten. — Häusliche Einrichtung. — Nahrung. Viehstand. — Dienenzucht. — Kumiß.

Das kleine Völkchen der Wotjaken, welches 275 000 Seelen stark im Innern Rußlands lebt, hat sich noch merkwürdig ungemischt erhalten. Es ist uns Deutschen mit seinen Sitten und Gebräuchen so gut wie unbekannt; denn es ist wohl nicht zu gewagt, wenn wir die Behauptung aufstellen, daß die meisten unserer Leser kaum einmal den Namen dieses wunderlichen, sich noch vollständiger Uncultur erfreuenden Volksstammes gehört haben. Ja, ihr Erstaunen wird vielleicht noch wachsen, wenn sie erfahren, daß unter den 275 000 Wotjaken, die im Herzen, das sich mit Vorliebe rechtgläubig nennenden Rußlands leben, noch 10 000 Heiden sind, die der schamanischen Religion angehören.

Die russische Regierung behauptet freilich, seit mehr als 300 Jahren alle Mittel zur Bekehrung und Civilisation der Wotjaken angewendet zu haben. Chi lo sa?

Der russische Reichskoloß birgt in seinem Innern sehr vieles, was dem schlichten Deutschen unverständlich ist, ja nach deutschen Begriffen in das Reich der Unmöglichkeit gehört.

Ein schlagender Beweis für diese Anschauung ist die Existenz der Wotjaken, die sich mit ihren absonderlichen Sitten und Gebräuchen mitten im russischen Reiche in unvermischter Reinheit erhalten haben.

Es haben bis jetzt nur wenig Forschungen über die Wotjaken statt-

gefunden, was sich aus den großen Schwierigkeiten erklärt, welche auch ein nur zeitweiliger Aufenthalt unter ihnen hat. Wir müssen uns daher mit einer Zusammenstellung ihrer interessantesten Eigenthümlichkeiten, wie sie von Miller, Rittich, Ostrowski, Herzen, Eichwald, Bachtoren (im Europäischen Voten, August 1880) geschildert werden, begnügen.

Werfen wir zuerst einen Blick auf die Geschichte der Wotjaken. Sie werden zu den finnischen Stämmen gezählt, die ein Bindeglied zwischen den Slaven und Mongolen bilden. Die finnischen Stämme werden von einigen russischen Ethnographen, namentlich von Eichwald, identificirt mit den Skythen, von denen man am Ural, Altai bis in das Innere von Sibirien hinein in Gestalt von Gräbern zahlreiche Ueberreste findet. Diese Gräber bergen Stein- und Metallarbeiten, welche meistens einen hohen Culturstand verrathen. Die Steinbilder, welche menschliche Züge tragen, liegen alle mit dem Antlitz nach Osten gewandt. Gold- und Silberschmuck, Amulette, Vasen mit Basreliefs weisen durch ihre Formen auf Tauschverkehr zwischen diesem Stamm und den Griechen hin. Wir finden bei Strabo und Herodot verschiedene Angaben über den Handel zwischen den Griechen und den Bewohnern der Länder, die am Schwarzen Meer gelegen sind. Merkwürdig ist, daß die Steinbilder nur Frauen darstellen. Der Volksmund nennt sie daher „die steinernen Weiber.“ Diese Ueberreste deuten darauf hin, daß die Skythen daselbst feste Wohnsitze gehabt haben und nur dem gewaltjamen Andrängen der von Osten kommenden Stämme nachgaben, um die reichen, fruchtbaren Landstriche mit unwirthlichen Gegenden zu vertauschen. In ungefähr 20 Gouvernements finden sich in Mauerüberresten, Sitten und Namen noch Spuren früherer skythischer, finnischer Niederlassungen. Zu den Nachkommen dieser finnischen Stämme, welche sich in den Gouvernements Kasan, Perm, Wjatka erhalten haben und bis auf den heutigen Tag ein nur wenig russificirtes Leben führen, gehören auch die Wotjaken, die sich in ihrer Sprache Ubi-Murdi, d. h. „Menschen“ nennen. Wie schon oben erwähnt, beläuft sich ihre Seelenzahl auf circa 275,000, von denen 10,000 noch Polytheisten sind. Bis zu der Zeit, da Rußland das Tartarenjoch abschüttelte, waren auch die Wotjaken den Tartaren unterworfen. Erst unter Jwan IV. kamen sie unter die russische Herrschaft. Peter der Große versuchte auf alle mögliche Weise, die Wotjaken mit seinem Russenvolk zu vermischen; aber es gelang ihm nur wenig. Die ersten Befehrungsversuche lassen sich bis in die Mitte des XV. Jahrhunderts zurück verfolgen. Sie gingen von den Geistlichen aus Nowgorod und Kiew aus, hatten aber nur geringen Erfolg. Peter der Große suchte die Wotjaken durch Goldlockungen und Freibriefe, welche sie auf einige Jahre von Abgaben und Soldatendienst befreiten, für das Christenthum zu gewinnen. Dieses war von Erfolg; allein der größere Theil der Wotjaken ließ sich taufen, ohne darum von den heidnischen Sitten und Gebräuchen abzustehen. Wir finden daher bei den christlichen Wotjaken noch bis auf den heutigen Tag, daß

sie neben ihrem christlichen Cultus in Nothfällen auch dem altheidnischen nachgehen. Die getauften wie die ungetauften Wotjaken glauben in gleicher Weise an Wald-, Fluß-, Luft-, Hausgeister, Hexenmeister, Wahrsager, die sie, je nachdem, wenn sie befürchten, eine dieser irdischen, über- oder unterirdischen Mächte beleidigt zu haben, durch Opfer zu versöhnen suchen. Man kann die Wotjaken mehr oder weniger noch als ein Nomadenvolk bezeichnen. Sie besitzen zwar feste Wohnstätten, lassen sich aber durch irgend welche Eindringlinge, die sich in ihren Niederlassungen heimisch machen, leicht daraus vertreiben. Sie lassen dann ihre Hütten stehen und ziehen widerstandslos weiter. Man stößt zuweilen an den Flüssen Rama, Wjatka auf solche verödete Wohnsitze. Der Volksmund nennt sie Teufelsstätten.

Die Wotjakendörfer haben meistens eine geschützte Lage. Entweder sie lehnen an einem Berg an, oder sie liegen in einem Thal, zu dem eine enge Schlucht führt. Dämme, rohe Erdwälle verstecken die Niederlassung dem Auge des nahenden Fremdlings. Die Hütten sind aus Baumzweigen kunstlos zusammengefügt, inwendig sind sie voll Schmutz. Die russischen Ethnographen beschreiben sie folgendermaßen. Jeder Wotjake hat an seiner Hütte einen Hof mit daranstoßenden Feldern. Die Folge davon ist, daß die Dörfer aus regellos dahingeworfenen Anwesen bestehen und keine eigentlichen Straßen besitzen. Jeder baut seine Hütte auf den Fleck, wo es ihm beliebt, ohne im Geringsten die Stellung der Nachbarhütte zu berücksichtigen. Will sich ein Wotjake anbauen, so fragt er zuvor einen Wahrsager um Rath und handelt genau nach dessen Orakelspruch. Ein Nichtbeachten dieser Weisheitsworte würde unfehlbar Verderben auf das Haupt des Schuldigen ziehen. Die Hütten sind meistens einstöckig; sie haben eine Thüre und drei Schiebenster, die auf den Hof gehen und zugleich bei dem üblichen Mangel an Schornsteinen als solche dienen. Bei den reichen Wotjaken ist die Hütte durch eine dünne Wand in zwei Räume getheilt. Der eine Raum dient zum Winter-, der andere zum Sommeraufenthalt. In diesen Hütten giebt es auch irdene Ofen, in denen das Brot gebacken wird.

Der ärmere Wotjake dagegen besitzt nur ein offenes Herdfeuer, an dem er sich wärmt und alle Speisen kocht. Seine batterie de cuisino besteht in einem einzigen Kessel, in dem er alle seine Speisen und Getränke zubereitet. Irdenes Geschirr kennt der Wotjake nicht. Er besitzt höchstens einige größere und kleinere Holzgefäße, die er abwechselnd mit seinem Vieh benutzt. Der Wotjake wird dieselbe Schüssel, aus der sein Hund, sein Pferd, sein Schwein frißt, nehmen und dieselbe, ohne sie zu reinigen, zu gleichem Zweck für sich oder seine Gäste verwenden. An der Wand steht ein Kasten, der die besseren Frauenkleider enthält und zugleich als Pritsche für die Inwohner dient. Einige schmutzige Kissen und Decken genügen, um das einfache Lager herzustellen. Daneben befindet sich ein Weidenkorb, der alle Opfergeräthschaften, Holzlöffel, Gabel, Messer, hölzerne Tassen enthält. Ein Tisch, auf dem Brot und Salz sowie ein Schlauch

mit Kumiß liegt, und ein Stuhl für den Hausherrn vervollständigen diese primitive Einrichtung. Während des Winters theilt sich der sämtliche Viehstand des Wotjaken mit der Familie für Tag und Nachtzeit in diesen einen Raum. Gereinigt wird die Hütte nie; der Gestank und der Schmutz, die in ihr herrschen, spotten aller Beschreibung. Der Wotjake nährt sich von Mehlbrei und Fladen; hie und da vielleicht ein Eichhörnchen oder ein Hase. Die Hausthiere werden nur bei Gelegenheit von Opfern den Göttern zu Ehren geschlachtet und dann natürlich auch verzehrt. Das Brot wird meistens aus Hafermehl bereitet. Es hat einen unangenehmen säuerlichen Geschmack, ist bei der mangelhaften Backerei halb verbrannt und schimmelt bald. Eine besondere Schwammart dient ihnen als Leckerbissen.

Der Wotjake hält sich 4—5 elende Pferde, einige Kühe, 5—6 Hunde, Gänse, Enten, nur in seltenen Fällen Hühner. Die Pferde sind in Folge der erbärmlichen Nahrung arbeitsuntüchtig, die Kühe schlecht in Milch und Fleisch. Ein Haupterwerbszweig der Wotjaken ist ihre Bienenzucht, die sie in origineller Weise betreiben. Sie geben ihren Bienen keine Stöcke, sondern diese bauen sich bald in Erdlöchern, bald in hohlen Bäumen, bald in dem Loch in der Wand einer Hütte an. Der Wotjake beobachtet, wo sich ein Bienenschwarm niederläßt, bewacht diese Bienencolonien sorgfältig und jucht ihre Schlupfwinkel gegen äußere Feinde zu schützen. Eine wunderliche Sitte ist, daß die Wotjaken mit Vorliebe alte Pferdeschädel in der Nähe dieser wilden Bienenstöcke anbringen. Wahrscheinlich liegt eine Beschwörung diesem Brauch zu Grunde.

Aus dem gewonnenen Honig bereiten sie eine Art Meth, oder sie verkaufen ihn an ihre russischen Nachbarn.

Das Lieblingsgetränk der Wotjaken ist der berauschende Kumiß. Sie bereiten ihn wie die Tartaren, indem sie Stutenmilch in eine ungegerbte Haut füllen, diese hermetisch verschließen und entweder der Sonnenwärme oder der Hüttenwärme aussetzen. Nach wenigen Tagen schon tritt die Milch in Gährung über. Der Geschmack ist säuerlich. Je älter der Kumiß wird, desto berauschender wirkt er. Alter Kumiß gilt für einen Schatz, den der Hausherr nur bei besonders festlichen Gelegenheiten, oder wenn er einen Gast sehr ehren will, zum Besten giebt.

II.

Socialismus. — Außere Erscheinung. — Männertracht. — Frauentracht. — Stellung der Frau. — Sommeraufenthalt. — Jagd. — Handel, Gewerbe. — Geld. — Gastfreiheit. — Friedfertigkeit.

In einigen Wotjaken-Dörfern herrscht allgemeiner Socialismus, der sich nicht nur auf die Felder, sondern sogar bis auf die Frauen erstrecken soll. Wir dürfen an die moralischen Begriffe der Wotjaken keinen hohen Maßstab legen; so manches, was in unseren Augen für unsittlich gilt, erscheint dem Wotjaken als naturgemäß und richtig. Der Verkehr zwischen

den beiden Geschlechtern ist ein sehr freier und wird von Seiten der Eltern für Jünglinge und Mädchen in jeder Weise, auch durch sonderbare Spiele, erleichtert. Ein Mädchen steigt im Werth, wenn es sich verschiedener Verehrer rühmen kann. Außerer Schönheit erfreuen sich weder die Frauen noch die Männer. Diese sind meistens von kleiner, niedriger Statur, haben einen runden Kopf, zurückgebogene niedrige Stirn, fleischige, wenig gebogene Nase, großen Mund, kleine, fast immer entzündete Augen, schwache Augenbrauen, geringen Bart, spitzes Kinn, eingefallenen Hals, schlichtes, stets verwirrtes Haar. Die Frauen sind womöglich noch häßlicher. Die Schmutzkruste, welche den Wotjaken stets überzieht, macht, daß man für gewöhnlich den Grundton ihrer Hautfarbe nicht unterscheiden kann. Ihre Kleidung gleicht der des russischen Bauern. Sie besteht aus einem einst weiß gewesenen sackähnlichen Hemd, einem rothen, breiten Gürtel, weißen Beinkleidern, einem Kastaun und einer schmierigen Pelzmütze. Es ist dieses eine weniger schöne, als den dortigen Witterungsverhältnissen angemessene Tracht.

Die Frauen tragen sich ähnlich, nur haben sie eine originelle Kopfbedeckung, die sie den „Niton“ nennen. Dieser Niton besteht aus einer cylinderförmigen, leichten Holzschachtel, die mit Tuch überzogen und mit Silbermünzen geziert ist, welche bis auf die Stirne herab hängen; an den Seiten des Nitons befinden sich zwei Henkel, die die eigentliche Kopfbedeckung weit überragen und dazu dienen, ein Tuch zu halten, welches schleierähnlich bis auf den Rücken fällt. Bei festlichen Gelegenheiten flechten die Frauen und Mädchen in ihre langen Zöpfe Münzen ein. Ein bis auf die Brust reichendes Münzhalsband, Armbänder aus Münzen und Glasperlen, sowie schwere, eiserne Ohrringe, an denen ebenfalls Münzen hängen und die sehr oft die Ohrläppchen durchreißen, vervollständigen diesen originellen und für die dortigen Verhältnisse sehr werthvollen Festtagschmuck. Man findet bei den Wotjaken die seltensten alten Münzen, und ein Münzsammler könnte dort eine reiche Auslese halten. Der Anzug der Mädchen unterscheidet sich von dem der Frauen durch weniger reichen Schmuck, und statt des hohen Nitons tragen sie eine niedrige, ebenfalls mit Münzen gezierte Mütze. Die junge Frau trägt im ersten Jahr ihrer Ehe einen weißen mit Schwarz verbräunten, den zweiten Jahr einen rothen und erst in den folgenden Jahren einen beliebig farbigen Niton. Doch ist zu bemerken, daß diese Sitten in den verschiedenen Wotjakendörfern variiren.

Alle Kleider werden im Hause verfertigt. Die Frauen sind geschickte Spinnerinnen und Weberinnen. Die von ihnen verfertigten Stoffe sind derb, aber sehr haltbar und werden von den russischen Bauern gerne gekauft.

Die Wotjaken geben viel auf die Rathschläge der Frauen. Ein kinderloses Weib gilt als von den Göttern verstoßen. Wie weit dieser Glaube geht, zeigt das Sprichwort: „Das Mädchen, das die Männer nicht lieben, lieben auch die Götter nicht.“ Die Hausarbeiten liegen allein den Frauen ob, die Feldarbeiten dagegen theilen sie mit den Männern.

Während der Sommerzeit verläßt der Wotjake seine Hütte und bezieht eine Art Umfriedigung, wo er unter freiem Himmel und auf blankem Boden die wärmeren Monate verbringt. Die Landwirthschaft betreibt er in sehr primitiver Weise. Seine schwachen Ernten bezeugen die niedrige Stufe, auf welcher der dortige Ackerbau steht. Als Jäger ist der Wotjake ausdauernd und geschickt. Zur Winterszeit verläßt er oft auf ganze Wochen seine Hütte und geht mit geringem Proviant versehen auf die Jagd. Er benutzt mit großem Geschick Schneeschuhe, besitzt ein großes Orientirungstalent und viel Schlaubeit. Auf Federwild, Hasen und Eichhörnchen jagt er mit der Büchse. Füchse und Marder fängt er mit Gift, Wölfe mit Fallen. Die Felle verkauft er in den benachbarten Städten. Da der Feldbau kaum den nöthigen Hausbedarf abwirft, auch seine Producte durch die schlechte Behandlung sehr leiden und deshalb nur einen geringen Marktpreis erzielen, die Gewerbe, welche die Wotjaken betreiben, höchstens in Mattenflechten und Holzschneiden bestehen, so ist es natürlich, daß der Handel im Argen liegt. Seinen Haupterlös erzielt er noch durch den Verkauf von Fellen und von Honig. Der Wotjake vermeidet möglichst den Verkehr mit Russen und Tartaren, denen er mißtraut, und beschränkt sich daher auf den allernöthigsten geschäftlichen Austausch. Hat ein Wotjake doch einmal durch den Verkauf von Fellen etwas Geld erlangt, so vergräbt er diesen Schatz sorgfältig an einem nur ihm bekannten Orte, um für die Zeit, wenn die „Schwarzen Tage“ kommen (schlechte Zeiten, Krankheit, Noth), dann einen Nothpfennig zu haben. Doch kommt es oft vor, daß ein Wotjake stirbt, ohne seinen Erben den Ort, da er seinen Schatz vergraben hat, zu nennen, und die Armen kommen so auch um das Wenige.

Ein schöner Zug am Wotjaken ist die große Gastfreiheit, die er gegenüber seinen Stammesgenossen bethätigt. Er theilt freudig Alles mit seinem Gaste; ist aber Alles aufgezehrt, nun dann ziehen Gastgeber und Gast zum nächsten Nachbar und theilen dessen Armuth, bis die Noth sie weiter zu einer anderen Hütte treibt. So lange der Wotjake auch nur die geringste Nahrung hat, wird er sie treulich mit jedem ihn um Gastfreundschaft Bittenden theilen.

Streit und Zank gehören zu den Seltenheiten. Der Wotjake ist von Natur friedliebend, und diese Friedensliebe wird noch durch seine körperliche Unbehülfslichkeit erhöht.

Die elende Nahrung, sowie das ganze Leben kann keinen kräftigen Menschen Schlag erzeugen. Der Wotjake fühlt diese seine Schwäche und Hülflosigkeit gegenüber seinen ihm an Kraft und Muth überlegenen Nachbarn und zieht es daher vor, möglichst allen Zwiespalt zu vermeiden. Charakteristisch ist ein Wotjakisches Sprüchwort, welches den Tartaren als Wolf, den Russen als Bär und den Wotjaken als Haselhuhn bezeichnet. Dieses Sprüchwort genügt, um das scheue Benehmen des Wotjaken gegen seine Nachbarn zu erklären.

III.

Hochzeitsgebräuche. — Brautlösegeld. — Freiwerberei. — Kleine Verlobung, große Verlobung. — Hochzeit. — Einholung der Braut. — Trauung. — Rückkehr der Braut zu den Eltern. — Gewaltfame Entführung. — Gefang und Instrumente.

Wir kommen nun zu den religiösen Gebräuchen und Ceremonien und wollen zuerst die Hochzeitsgebräuche betrachten. Wie schon früher erwähnt, kennt der Wotjake Neigungsheirathen nicht. Für ihn ist die Ehe ein Geschäft, welches von Seiten der Familie des Bräutigams gern gesehen wird, weil durch die junge Frau ein arbeitsfähiges Glied mehr in die Familie kommt, während von Seiten der Familie der Braut aus dem entgegengesetzten Grunde ein derartiges Geschäft nur ungern gemacht wird. Jeder Vater will, daß sich seine Söhne bald, seine Töchter dagegen spät verheirathen. Daher sind auch in den meisten Ehen die Frauen viel älter als ihre Männer. Ein Vater verlangt für seine Tochter ein Lösegeld, welches je nach der körperlichen Beschaffenheit der gewünschten Braut 40—60—80 Rubel beträgt.

Will ein Wotjake heirathen, so geht er nach der Heuernte in das nächste Dorf und hält Umschau; es verstößt nämlich gegen die Sitte, ein Weib aus dem heimatlichen Dorf zu nehmen. Er erkundigt sich, was der Vater seiner Auserwählten für die Tochter verlangt, und feilscht mit diesem um das geforderte Brautgeld.

Ist endlich der Geldpunkt zur gegenseitigen Befriedigung erledigt, so wird das Uebereinkommen mit einem Trunk Rumiß besiegelt. Zu diesem Zweck nimmt der Bräutigam wie der Brautvater jeder eine Hand voll Rumiß, leeren sie selbst bis zur Hälfte, schütten dann die zwei Reste zusammen und geben sie der Braut. Erst wenn diese den angebotenen Trank getrunken hat, wird von Seiten des Bräutigams zur Ueberreichung der Geschenke in Gestalt eines Handtuches, eines Kleides und einiger Pfefferkuchen geschritten, und damit ist die kleine Verlobung geschlossen. Einige Wochen darauf folgt die große Verlobung; sie besteht in einem Saufgelage der beiderseitigen Verwandten, bei welchem der Bräutigam und der Brautvater nochmals um das Brautgeld und die Aussteuer feilschen.

Die Hochzeit findet nach der großen Ernte statt. Am Hochzeitstage versammeln sich die Verwandten des Bräutigams in dessen Hause, trinken Rumiß und Schnaps und setzen sich auf ihre elenden Klepper, um die Braut heimzuholen. Alle Pferde, besonders aber die am Wagen des jungen Paares, sind reich geschmückt. So kommt der halb trunkene Zug am Hause der Braut an und verlangt dieselbe. Die Brauteltern erklären, die Tochter sei nicht zu Hause. Nach langen Unterhandlungen wird endlich gestattet, daß der Bräutigam und seine Genossen das Haus nach der Braut durch-

suchen. Man findet sie wohl verborgen in einem Winkel. Mit Geschenken und freundlichen Worten sucht sie der Bräutigam zu bewegen, ihm zu folgen. Unter Schreien, Klagen, Thränen nimmt sie von den Ihrigen Abschied und geht rückwärts, von leichten Peitschenhieben von Seiten des Bräutigams getrieben, aus dem väterlichen Hof. Während dieser Zeit wird reichlich Rumiß und Schnaps getrunken und von Seiten der Gäste der Braut Geldgeschenke gemacht. Endlich gelangt der Zug zum Hause des Bräutigams. Die Braut weigert sich, vom Wagen zu steigen, und der Bräutigam treibt sie mit Peitschenhieben in sein väterliches Haus, wo seine Eltern das junge Weib mit einem Stück Brot und Butter empfangen. Ein Priester tritt nun vor, nimmt einen Becher mit Bier oder Rumiß, hält ihn über das junge Paar und spricht dazu ein segnendes Gebet. Die Braut verhüllt ihr Antlitz und weint bitterlich; dann trinkt das junge Paar diesen gesegneten Trank, und die Ehe ist geschlossen. Das junge Paar setzt sich nun an einen Tisch, die Schwiegermutter schmückt die junge Frau mit einem neuen weißen Niton, und die Gäste beschenken sie mit Silbermünzen. Hierauf hat die junge Frau die Bedienung der Gäste zu übernehmen. Das Gelage dauert, so lange es Rumiß und Schnaps giebt. Die Braut kehrt derweilen in ihr elterliches Haus zurück, bis das Brautlösegeld entrichtet ist, was oft ein halbes Jahr währt. Ja, es kommt vor, daß der Brautvater sich auch nach erhaltenem Lösegelde der Auslieferung der Tochter weigert. Dann muß der Bräutigam zur gewaltthätigen Entführung seiner Braut respective Frau schreiten, die von Seiten derselben nur unter großem Geschrei stattfindet, worauf Vater, Brüder und Anhang sich bemühen, sie zu befreien, bis das ganze Scheingefecht abermals in einem Rumißgelage endigt.

Wir sehen, alle Ceremonien der Wotjaken entbehren der Schönheit und der Poesie. Schreien und Weinen, sich ungeberdig stellen gilt von Seiten der Braut als sittsam; Feilschen um das Brautlösegeld und die Aussteuer als Zeichen von Klugheit, und Berauschtigkeit der Gäste, in Folge reichlichen Genußes von Rumiß, als Zeichen der Gastfreiheit. Nirgends finden wir volksthümliche Sänge, Tänze oder sinnige Gebräuche. Sind die versammelten Gäste berauscht, so fangen sie einen Gesang an, der sich in dem sich immer wiederholenden Ruf: *Hu! Hu! Hu!* bewegt. Irgend welche Dichtung oder alte Weisen besitzen die Wotjaken nicht, ebensowenig wie Nationaltänze. Ihre musikalischen Instrumente bestehen aus der *Balalajka*, einer Art Flöte und einem Hackbrett, mit welchen sie einen entsetzlichen Lärm hervorbringen. Die eigentliche Hochzeitsfeier gipfelt in allgemeiner Betrunknenheit, welche mehrere Tage anhalten muß. Nach diesen beschriebenen Ceremonien ist es auffallend, daß der Wotjake die Frau in seinem Hause dennoch unumschränkte Gebieterin sein läßt und in Allem, was geschieht, das Urtheil der Frauen hochstellt und sich danach richtet.

IV.

Religion. — Inmar-Ismar. — Keremet-Schaidan. — Gute und böse Geister. — Die Erschaffung des ersten Menschenpaares. — Der Sündenfall. — Die Vertreibung aus dem Paradies. — Achtung vor den Hunden. — Scheu vor den Todten. — Keremets Opfer. — Ismars Opfer. — Bäder. — Die Feste. — Keremets Austreibung. — Das Frühjahrsfest.

Wir haben den Wotjaken in seinem häuslichen Leben beobachtet und wollen zum Schluß noch einen Blick auf seine Religion und deren Ausübung werfen. Die noch nicht getauften Wotjaken bekennen sich zu der schamanischen Religion.

Sie glauben an verschiedene Götter. Die beiden obersten sind die zwei Brüder Inmar und Keremet. Inmar oder Ismar ist der Erhalter und Beschützer der Menschen, der Vertreter des Guten. Er bewohnt die Sonne und ist der oberste höchste Gott. Seine Mutter ist die Göttin der Fruchtbarkeit. Den Gegenjag zu Inmar bildet Keremet oder Schaidan, der Gott des Verderbens. Er bewohnt die Erde und freut sich an dem Elend der Menschen. Er schadet ihnen, quält sie und verhängt Krankheiten über sie. Neben diesen beiden Göttern giebt es noch eine große Zahl guter und böser Gottheiten und Geister. Die guten bewohnen den Himmelsraum, die bösen dagegen die Flüsse, Seen, Wälder, kurz, die Erde. Der Wotjake glaubt so fest an die maßlose Güte Inmars, daß er ihn bei seinen Opfern stets vernachlässigt und es seine Haupt Sorge sein läßt, den bösen Keremet durch reichliche Opfer zu befriedigen und zu versöhnen. Inmar thut das Gute auch ohne Opfer; Keremet dagegen wird nur durch Opfer von seinem Geleüste abgehalten, erklärt der Wotjake, wenn er darnach gefragt wird.

Was die Schöpfung anbelangt, so erzählen die Wotjaken, daß Inmar den ersten Menschen aus rothem Thon geformt und ihn in einen herrlichen, fruchtbaren Garten gesetzt habe. Als die Erde schön grünte, rief Inmar seinen Bruder. Keremet kam und sah, daß der neue Mensch sich furchtbar langweilte. Da lehrte er ihn Kumiß bereiten, und der Mensch war eine Zeit lang damit zufrieden; aber es währte nicht lange, da fing der Mensch wieder an über lange Weile zu klagen. Keremet aber hörte das und verhöhnte darüber seinen Bruder Inmar. Ein furchtbarer Streit entbrannte, bei dem Keremet dem Inmar in das Antlitz spuckte. Inmar ging zürnend zum Menschen, um zu sehen, ob dieser sich wirklich langweile.

Der Mensch beklagte sich bitterlich und verlangte ein Weib. Inmar versprach ihm ein solches, wenn der Mensch nie wieder Kumiß trinken wolle.

Keremet aber zürnte noch immer seinem Bruder, und als das Weib erschaffen wurde, verlieh er ihm zwei verderbliche Gaben, Neugierde und Scharfsinn. Eines Tages nun fand das Weib ein Gefäß mit Kumiß; da vergaß es des Verbot, es trank und gab auch davon dem Manne. Inmar

ward zornig und vertrieb das sündige Paar aus dem herrlichen Garten. Von da an waren die Menschen sündig und sterblich; denn Keremet der Böse hatte mit dem Kumiß den Todeskeim in sie gelegt.

Eine große Rolle spielen bei den Wotjaken die Hunde. Diese gelten ihnen als die einzigen Geschöpfe, welche Jumar nahe stehen und stets die Gedanken der Götter kennen. Bellt ein Hund ohne sichtbare Ursache, so glauben sie, daß er den Menschen vor Keremet warnen will, und suchen den bösen Geist sofort durch Opfer zu bannen oder zu versöhnen. Die Wotjaken halten den Sterbefall für einen Racheact von Keremet und fürchten die Todten als solche, die den Zorn des Keremet erregt haben. Daher sind auch die Wotjaken unbarmherzig gegen ihre Kranken und Sterbenden, weinen nie an einem Grabe und beerdigen die Todten so rasch wie möglich. Da sie glauben, daß die Todten noch die gleichen Bedürfnisse wie die Lebenden haben, so geben sie ihnen Kleider, eine Speise, ja sogar etwas Geld mit und setzen neben das Grab die Lieblings Speisen des Verstorbenen, um ihn abzuhalten, daß er wieder in seine frühere Wohnung komme und sich selbst Speise und Trank hole. Das zukünftige Leben malen sich die Wotjaken als ein Leben des materiellen Genusses aus.

Wie schon erwähnt, werden die meisten Opfer dem Keremet gebracht, und zwar im Freien, in der Nähe eines Waldes. Erstens, weil die Bäume als Lieblingsaufenthalt des Gastes gelten, und zweitens, um den Gott aus den Hütten wegzulocken. Die Opfer bestehen theils in Thieren, theils in anderen Speisen. Sie werden bei Gelegenheit von Krankheitsfällen der Menschen oder Thiere dargebracht.

Um zu erkennen, daß Keremet das Opfer wohlgefällig annimmt, wirft man den Hunden ein Stück Opferfleisch vor; fressen sie es sofort, so kann das Opfer gehalten werden, im andern Fall muß es unterbleiben. Weitere günstige Zeichen sind das Aufwärtzsteigen des Rauches und das Blasenwerfen des Wassers. Während das Opferfleisch im Kessel kocht, verrichten die Wotjaken im Kreis um den Kessel herum ihre Gebete. Ist das Fleisch gar, so wird es vertheilt und gegessen. Der Wotjake glaubt, daß das geopfert Thier nicht todt sei, sondern nur für sie unsichtbar in ihrer Mitte weiter lebe.

Läßt nach einem Opfer die Krankheit oder der Mißstand noch nicht nach, so ist es ein Zeichen, daß Keremet noch zürnt. Nun fängt der Wotjake an mit dem Gott zu handeln und bietet ihm Geld, Mehl oder ein weiteres Thieropfer, wenn er von seinem Zorn ablassen wolle. Dabei versucht der Wotjake zuweilen, den Gott zu betrügen, indem er ihm statt dem Opfer, das er versprochen, ein kleineres giebt.

Die Opfer für Jumar finden dagegen meistens in den Hütten statt; sie bestehen größtentheils aus Brot und Mehl und nur in seltenen Fällen aus einem Thieropfer.

Bäder nimmt der Wotjake, um die Wassergeister zu versöhnen, und legt dabei kleine Silbermünzen in den Fluß oder die Quelle, welche er da-

durch zu einer Heilquelle zu stempeln glaubt. Der Aberglaube des Wotjaken übersteigt alle Beschreibung, und das Komische ist dabei, daß der feige Wotjake stets die Gottheiten, die Geister, die er fürchtet, zu überlisten versucht.

Er feiert vier Hauptfeste: 1. Neujahr, 2. ein Fest, nachdem die Kornfaat stattgefunden hat, 3. ehe die Heuernte beginnt, 4. nachdem die Ernte und die Feldarbeit beendigt sind. Jedes einzelne Dorf feiert noch außerdem verschiedene Feste. Jede dieser Feiern dauert wenigstens 5 Tage und besteht in Opfern und übermäßigem Genuß von Kumiß.

Sehr originell ist ein Fest, mit welchem sie den Keremet aus ihren Dörfern hinauszutreiben glauben. Sie errichten zu diesem Zweck im nächsten Walde einen großen Opferaltar, laufen mit Peitschengeknall durch ihre Hütten und Höfe, spucken an ihre Hofthore und in die Ecken und ziehen dann zu Pferde mit Geschrei und Gefnalle in den Wald, wo der Priester einstweilen das Opfer bereitet hat. Allgemeine Trunkenheit beschließt dieses Fest.

Anderß wird das Frühjahrsfest gefeiert. Sobald der Schnee geschmolzen ist und die Feldbestellung beginnen kann, regt sich in den sonst so stillen Wotjakendörfern reges Leben. In jeder Hütte wird Kumiß, Meth und Gebäck bereitet. Jeder Wotjake nimmt ein Bad und legt seine Feiertagskleider an. Dann werden Lebensmittel auf das Feld geschafft. Der Hausherr streut einige Handvoll Samen aus und eggt das Stückchen Land unter Gebetsformeln zu. Hierauf wird ein Ei zerschlagen, Kuchen, Brei, Fladen, Kumiß, Meth auf die Erde geworfen und gegossen unter den Worten: „Mutter Erde, wir speisen Dich; speise Du uns nun auch dieses Jahr!“ Ist diese Ceremonie vorüber, so ergiebt sich der ganze Hause dem Vergnügen. Die Männer trinken, die Frauen gehen nach Hause und kochen, die Jugend verstreut sich paarweise, und die Kinder spielen, indem sie Eier auf der Erde hin und herrollen.

Die anderen Feste ähneln dem geschilderten mit kleinen Abweichungen.





Das Kind.

Novelle

von

A. Ch. Edgren-Lessler.

— Stockholm. —

Aus dem Schwedischen übersetzt.

Wie abgesspannt Du heute aussiehst," sagte die junge Doctorsfrau zu ihrem Mann, als er nach einer ungewöhnlich langen Consultation zum Mittagessen kam.

Er strich ihr das Haar aus der Stirn, bog ihren Kopf zurück und küßte sie.

„Wie geht es dem Kinde heute? Du scheinst mir etwas blaß zu sein?“

„Sei nicht böse, Mols; weil Du so lange ausbliebst, horchte ich an der Thüre, wer bei Dir wäre. Da hörte ich eine weibliche Stimme abwechselnd weinen und lachen — das klang so unheimlich.“

Der Doctor wurde ernst.

„Ich habe Dir verboten, während meiner Sprechstunden in das Vorzimmer zu gehen," sagte er. „Da ich aber sehe, daß ich mich nicht auf Dich verlassen kann, werde ich von nun an die Thür zwischen diesem und dem Schlafzimmer verschließen.“

„Aber warum soll ich niemals irgend etwas erfahren! Theile mir doch mit, was der Frau fehlte.“

„Ein Arzt spricht nicht über seine Patienten, mein Kind — das habe ich Dir schon so oft gesagt.“ Dann fügte er scherzend hinzu: „Das ist nichts für Kinder," sagte die Eulenmutter! Was hast Du mit all dem Trüben in der Welt zu schaffen? Ich sehe schon genug davon. Wenn ich nach Hause komme, will ich etwas Sonnenschein haben. Ach, verziehe den Mund nicht so, das steht Dir nicht.“

Er zog sie auf das Knie und küßte und neckte sie, bis sie schließlich nicht widerstehen konnte und lächelte.

„Gott sei Dank, nun scheint die Sonne wieder,“ sagte er erleichtert und erhob sich. „Laß uns nun zu Mittag essen, und dann will ich sehen, ob ich nicht mit Dir heute Abend in das Concert gehen kann, wohin Du doch so gern möchtest.“

Ein Schatten flog über ihr Gesicht.

„Danke,“ sagte sie, „ich habe keine Lust mehr zum Concert.“

Das verstimmte den Doctor. Es war das Unbegreifliche an ihr, daß sie stets fast mißvergnügt wurde, wenn man ihr ein Vergnügen oder eine Gabe anbot, die sie sich vorher erst gewünscht hatte.

Indessen gingen sie zu Tisch und fanden, wie gewöhnlich, denselben mit Blumen und Früchten geschmückt. Das war Minas Werk und der einzige Antheil, den sie an der Besorgung des Mittags nahm. Sie wußte nichts vom Essen — das war Sache der Haushälterin; sie war so gleichgültig dagegen, daß sie nicht einmal bemerkte, ob es gut oder schlecht zubereitet war, weshalb sich der Doctor mit seinen Bemerkungen stets an die Haushälterin wandte.

So war es nicht von Anfang an gewesen. In der ersten Zeit nach ihrer Verheirathung hatte sich Nina mit großem Eifer dem Hausstand gewidmet, aber völlig unerfahren wie sie war, auch unzählige kleine Mißgriffe begangen. Der Doctor hatte sie einmal in der Küche weinend über dem Kochbuch gefunden, und von Stund' an beschloß er, daß das Kind von derlei Bekümmernissen befreit werden müsse, und besorgte trotz Minas bringenden Einwendungen eine Haushälterin. Nina fühlte sich gekränkt, auf diese Weise in ihrem eigenen Hause abgesetzt zu sein, gekränkter, als wenn ihr Mann seine Unzufriedenheit über ihre Untüchtigkeit ausgesprochen und gefordert hätte, sie solle lernen, ihren Haushalt selbst zu führen. Da würde sie es gelernt haben, denn sie hatte den besten Willen. Aber von der Stunde an, wo die Haushälterin kam, setzte sie den Fuß nicht wieder in die Küche.

Sie waren schon fünf Jahre verheirathet, aber doch noch mitten in den Flitterwochen. Der viel beschäftigte Arzt hatte niemals auch nur einen ganzen Tag seiner Frau widmen können; aber in jeder freien Stunde war es seine größte Freude, ihr munteres Geplauder zu hören, und nichts konnte ihn so erquicken nach einem arbeits-, und oft sorgenvollen Tage, als in ihre offenen, blauen Bergißmeinnicht-Augen zu sehen, deren reinen, ruhigen Blick auch durch den flüchtigsten Schatten verdunkelt zu sehen er nicht ertragen konnte.

Sie hatten nur einen einzigen Kummer, und das war der, keine Kinder zu haben. Im ersten Jahr hatten sie die Hoffnung gehabt, die aber in Folge von Minas kindlicher Unvorsichtigkeit nicht in Erfüllung gegangen war. Seitdem schwand sie mehr und mehr, und endlich hatten

sie sich an den Gedanken gewöhnt, daß sie niemals Jemand besitzen würden als sich selbst. Allein das Entbehren schmerzte doch und nagte an Beiden in der Stille, und bei der geringsten Veranlassung brach es hervor.

Der Doctor war von Natur ein großer Kinderfreund; sein Wesen, das im Allgemeinen eine gewisse zurückhaltende Kühle im Verkehr mit Fremden hatte, bekam einen Zug von Kindlichkeit, sobald er mit Kindern spielte. Keiner hatte so die Gabe, sie zu unterhalten, wie er, und Keiner konnte so beruhigen und trösten und zugleich ein krankes Kind so beherrschen, wie er.

Ihm selbst war es nicht zu Theil geworden, jemals ganz Kind gewesen zu sein. Aufgewachsen in einem sehr strengen Heim der alten Zeit, wo die Kinder in die Höhe fuhren und wie angezündete Kerzen an den Wänden standen, sobald der Vater in das Zimmer trat; wo das spanische Rohr in der Ecke hinter des Vaters Schreibtisch stand und bei dem geringsten Stoßen in der Lection oder dem kleinsten Knabenstreich in Bewegung gesetzt wurde — hatte er nie kennen lernen, was die Sorglosigkeit der Kindheit heißt. Später hatte er in Upsala studirt und gehungert; als Arzt bekam er bald eine größere Praxis und sah mehr von den trüben als von den Lichtseiten des Lebens.

Aber das Kind in ihm war doch niemals ganz unterdrückt worden; und als seine Hoffnung, Vater zu werden, verloren ging und die Kinderstube, die für das Erwartete schon eingerichtet worden war, in ein kleines Boudoir für seine Frau verwandelt wurde — da machte er zum Ersatz dafür sein ganzes Haus zu einer Kinderstube. Das Kind, welches hier herrschte, sollte nicht wachsen, nicht ernst werden und nichts von den Schatten des Lebens bemerken; das Kindliche in ihr sollte vor Allem behütet und bewahrt werden, denn es war die Quelle, aus welcher er Erquickung schöpfte, wenn er müde war, und Stärke zu neuen Anstrengungen. So lange sie glücklich war und nichts ahnte von allem Elend, so lange gab es ja noch Glück und Reinheit in dieser Welt! Und er war kein Pessimist, er hatte das Bedürfnis, an das Gute im Leben zu glauben; und sie war für ihn die Verkörperung dieses seines Glaubens.

Konnte er wirklich einmal unzufrieden mit seiner kleinen Frau werden, so war es, wenn er entdeckte, daß sie zuweilen versuchte, die Mauern zu durchbrechen, womit seine Liebe sie gegen die Außenwelt abschloß. Aber diese Versuche fingen an, immer öfter zu kommen mit jedem neuen Jahr.

So wurde sie auch jetzt noch beschützt und verzogen wie als Kind. Sie hatte nie Geschwister gehabt und ihre Eltern früh verloren, weshalb sie von Großeltern, Tanten und Onkels erzogen worden war. Sie, das einzige Kind in einem ganzen Geschlecht von Alten, war durch das Kindliche ihres Wesens immer die Freude ihrer Umgebung gewesen.

Man nannte sie nicht anders als das Kind, und ihr Mann, der

älter war als sie, nahm sogleich diesen Zärtlichkeitsnamen an, der vorzüglich zu dem Kindlichen ihrer kleinen Gestalt und dem unregelmäßigen, weichen Antlitz mit seinem Stumpfnäschen und geschwellten Lippen paßte.

Aber Niemand hatte bemerkt, daß Mina, wenn sie still daßaß und sich unbeobachtet wußte, zuweilen einen grübelnden Ausdruck in den blauen Kinderaugen und eine Falte auf der Stirn wie von Unzufriedenheit und Trauer haben konnte. Es war so Vieles um sie herum, daß sie nicht verstand. Warum verbarg man alles Mögliche vor ihr? Warum wurde oft das Gespräch im Familienkreise plötzlich abgebrochen, wenn sie in das Zimmer trat?

Das hatte sie immer bekümmert, selbst als sie noch klein war. Als sie aber verheirathet war und bemerkte, daß ihr Mann auch an solchen Unterhaltungen Theil nahm, die in ihrer Gegenwart nicht fortgesetzt wurden, da betrückte sie das noch viel mehr.

Aber eine eigenthümliche Art von Schüchternheit in Allem, was ihr inneres Gefühlsleben anging, bei aller Offenherzigkeit, die ihr eigen war, wenn es äußere Eindrücke betraf, hielt sie in diesem Fall ab, ihre Empfindlichkeit gegen irgend Jemand zu äußern. Und der Doctor durchschaute sie durchaus nicht. Er selbst war viel zu klar und offen, als daß ihm der Gedanke gekommen wäre, seine Frau könnte etwas vor ihm verbergen. War das Kind verstimmt, so mußte man es zu erheitern suchen — das war seine einzige Tactik.

Wer ihn in solchen Augenblicken mit ihr hätte scherzen und spielen sehen, der würde schwerlich den ernstesten Arzt erkannt haben, mit dem immer ruhigen und freundlichen, aber etwas zurückhaltenden Wesen und den durchdringenden, grauen Augen, die einen freundlichen und offenen, aber doch fühlen Blick hatten. Er war ein außerordentlich gesuchter Arzt und besaß das hingebendste Vertrauen seiner Patienten. Sobald er sich nur zeigte, kehrte fast immer schon Ruhe und Hoffnung im Krankenzimmer ein; seine tiefe, aber wohlthuende Stimme, sein leichter Gang und sein hoch getragener Kopf erweckten ihm überall zugleich mit Sympathie und Vertrauen einen hohen Grad von Respect. Es wäre Niemand eingefallen, seinen Verordnungen nicht Folge zu leisten. Er war für seine Patienten, vor Allem natürlich für die weiblichen, eine Art Halbgott, der hoch über andern Sterblichen stand.

Als er sich verheirathet hatte, war die Kritik über seine Frau nicht die mildeste gewesen. Man fand es zu traurig, daß bedeutende Männer fast immer solche kleine, niedliche Puppen heirathen! Viele bittre Thränen flossen in der Stille in den Tagen, als seine Verlobung veröffentlicht wurde; und ihm blieb diese Thatsache nicht unbekannt, denn es war mehr als einmal vorgekommen, daß ihm weibliche Patienten das weitgehendste Vertrauen entgegen gebracht hatten und in ihrem schwachen, nervösen Zustand nicht einmal mehr wünschten, ein Geheimniß daraus zu machen, daß er Herr

über ihr Schicksal sei. Anonyme und unterschriebene Billets, Ohnmachts-scenen und dergleichen waren oft vorgekommen; aber er nahm Alles mit der ruhigen Ueberlegenheit hin, in der vielleicht vornehmlich seine Anziehungskraft bestand.

* * *

Bisher hatte der Doctor das Weihnachtsfest mit seiner Frau immer auf dem Lande bei deren Onkel zugebracht; dies Jahr aber hatte er so viele Kranke, daß er nicht einen Tag fort konnte. Eine unverheirathete Tante Minas wurde eingeladen, das Fest mit ihnen zu feiern; aber trotz aller kostbaren Geschenke, die gegenseitig ausgetauscht wurden, war die Stimmung etwas gedrückt.

Der Doctor konnte nicht umhin, an sein Kindheitsheim zu denken, welches, ungeachtet aller Strenge, die da geherrscht hatte, doch immer als liebe und theure Erinnerung vor ihm stand. Sie waren viele Geschwister gewesen, und wenn die Wochentage getheilt wurden zwischen Arbeit und Züchtigungen, die Kost mager und knapp war, so ruhte man sich an Feiertagen um so gründlicher aus und aß um so mehr, und diese Festtagsstunden lebten noch in all ihrem Glanz und Jubel in seiner Seele. Ja, so gefeiert war Weihnachtsabend echt wirklich Weihnachtsabend. Aber hier in dem düstern Zimmer ohne Kinderstimmen und Kindergetrippel erschienen ihm Tannenbaum und Gaben wie eine Theaterdecoration oder eine bedeutungslose Ceremonie, die innere Leere zu verbergen.

„Wenn wir nun morgen eine Kindergesellschaft einladen,“ sagte er plötzlich und schlug Nina, die sich noch mit den Paketen auf dem Weihnachtstisch beschäftigte, leicht auf die Hände. „Was sagst Du dazu, wäre das nicht allerliebste? Wir bitten alle Kinder der Familien, in denen ich Arzt bin; und dann lassen wir sie um den Christbaum tanzen und alles Weihnachtsconfect plündern — denn was sollen wir damit anfangen!“

Nina stimmte etwas zweifelhaft bei. Alle Zimmer voll von fremden Kindern — und selbst nicht ein einziges darunter zu haben! Das machte ihr eine ziemlich mäßige Freude.

Der Doctor hingegen beschäftigte sich lebhaft mit den Vorbereitungen zu dem kleinen Fest. Er band selbst eine Menge kleiner Pakete — für jedes Kind eins — zwischen das Confect an den Baum. Die kleinen Gaben hatte er selbst am Vormittag eingekauft. Nun kam er heraus in die Küche, wo seine Frau und Tante Ava, beide gleich unpraktisch, beschäftigt waren, Pfefferkuchenherzen zu backen, welche die fatale Eigenschaft hatten, zu viel Hitze anzuziehen und zu verbrennen. Er verlangte etwas Teig und formte mit leichter Hand ein stattliches Weihnachtschwein mit Augen von Mandeln, so wie sie in seiner Kindheit daheim gemacht wurden. Er war lustig wie ein Schulknabe, faßte Nina um die Taille und schwenkte sie vor den Augen der Haushälterin so, daß sein Rock ganz mehlig wurde.

Die Kinder versammelten sich im Vorzimmer, wo nur ein einziges Licht am Kronleuchter brannte. Nina sollte sie so lange beschäftigen, während der Doctor den Baum anzündete. Tante Ava trippelte bei ihm mit einem Wachslicht herum, in dem Wahn, ihm zu helfen.

Ihm gewährte es Genuß, sich auszumalen, mit welcher Spannung die Kinder jetzt wartend nebenan standen, und er zögerte absichtlich mit dem Oeffnen der Thüre, um nicht, wie er zu Tante Ava sagte, unnöthig die glücklichsten Augenblicke des Lebens abzukürzen.

„Ich erinnere mich nur noch eines Augenblicks in meinem Leben, den ich mit dem vergleichen könnte, wenn ich an der Thür des Weihnachtszimmers stand und wartete, hineingerufen zu werden und den Weihnachtsbaum zu sehen,“ sagte er.

„Soll ich versuchen, zu errathen, welcher das war?“ fragte Tante Ava lächelnd.

„Ah.“ sagte er, „das ist nicht nöthig. Ich spreche nur zu gern davon, so oft als möglich. Ich stand im Salon, wo die Hochzeitskerzen brannten und die Gäste versammelt waren, aber ich sah und hörte nichts. Die Großmutter war gerade hineingegangen in ihr Zimmer, um sie zu holen; ich sah nach der geschlossenen Thüre und wußte, da drinnen stand sie so schneeweiß und rein, vielleicht etwas schüchtern und bleich, aber doch viel mehr noch glücklich. Ach, ich vertrage mich nicht mit all unserem Pessimismus und Weltschmerz,“ rief er aus. „Zu behaupten, das Leben wäre nur Kummer und Streit, wo es solche Augenblicke hat!“ Er schlug mit einem gewissen Glat beide Thürflügel zum Vorzimmer zurück, in der Erwartung, die Kinder nach der Thür drängen zu sehen, um Hals über Kopf in den Lichterglanz hinein zu stürzen. Aber nichts von alledem; verlegen, feierlich und steif standen sie an den Wänden umher wie Erwachsene in einer Abendgesellschaft. Erst als sie einen Kreis um den Christbaum bildeten und zu tanzen anfangen, wurden sie etwas lebhafter, aber wirklich munter wurde die Stimmung auch da nicht.

„Am besten ist es, wenn wir gleich mit der Lotterie anfangen,“ sagte der Doctor. „Sie warten doch mit solcher Spannung auf ihre Weihnachtsgeschenke, daß sie kein Vergnügen am Tanzen finden.“

Aber weit entfernt, verbessert zu werden, wurde die Gemüthsstimmung nach der Lotterie nur noch schlechter. Denn auch nicht ein kleines Kinderherz war darunter, das nicht die wildesten Träume aufgeregt hätten von sagenhaftesten Dingen, welche die geheimnißvollen kleinen Päckete mit ihren Nummern ihm bringen würden. Ein kleines Mädchen war innerlich fest überzeugt, daß sie eine große, große Puppe bekommen würde, so groß wie sie selbst, mit wirklichem Haar und Augen, die schlafen könnten, und die außerdem — das war längst ihr Traum gewesen — gehen könnte! Eine Puppe zu besitzen, die gehen könnte — das erschien ihr als der Gipfel alles Erdenglückes; und warum sollte ihr dieser Herzenswunsch nicht

gerade jetzt erfüllt werden, wo sie in einem fremden Hause war und ein solches Papierpaket bekam, wie sie noch nie bekommen hatte, und da der Doctor es gekauft hatte, der Doctor, der doch Alles konnte! Während des langen Wartens war ihre Hoffnung zur vollen Gewißheit geworden; und als sie endlich ein kleines Paket in die Hand bekam, war sie wohl anfangs etwas erschrocken, tröstete sich aber doch mit der unbestimmten Vorstellung, daß es doch eine große Puppe sein könnte, wenn das Paket auch nur klein wäre. Sie öffnete es mit klopfendem Herzen und fand — ein Bilderbuch, ein Bilderbuch, deren sie längst so viele hatte, die sie kaum ansah, und die so langweilig waren, so langweilig! Sie war viel zu gut erzogen, um nicht zu versuchen, ihre große Enttäuschung zu unterdrücken; aber es glückte nicht, sie kämpfte mit den Thränen. Da kam ihr Bruder und neckte sie etwas, wie er oft that; da brach es los, sie gab ihm eine Ohrfeige und bekam natürlich wieder eine, so daß nun Beide anfangen zu weinen.

Es war fast kein einziges Kind, das sich nicht enttäuscht fühlte. Alle hatten auf etwas Außerordentliches gehofft, und die Geschenke bestanden nur in ganz gewöhnlichen kleinen Spielsachen, die sie alle längst kannten. Und dann waren sie noch auf einander neidisch; und als ein kleines Mädchen ein Steckenpferd und ein Knabe eine Puppe bekam und sie sich deshalb unter einander verspotteten, und Nina ihnen vorzuschlag, zu tauschen, fürchtete die Kleine, die praktische Anlagen haben mochte, sie könnte etwas dabei einbüßen und schlug vor, der Knabe sollte ihr noch zwei Stücke Confect als Zugabe geben. Dieser aber, sehr schwach gegen Süßigkeiten, beeilte sich, sein sämmtliches Confect auf einmal in den Mund zu stopfen. Kurz und gut, Niemand war zufrieden und froh, und Nina am allerwenigsten. Welch trauriger Ersatz war das für ein gewöhnliches Weihnachtsfest mit eigenen Kindern, auf deren Launen man sich verstand und deren Willen man in seiner Hand hatte!

„Ich habe ein besonderes Weihnachtsgeschenk für das Kind,“ flüsterte der Doctor ihr zu und deutete auf ein kleines Paket, das allein noch am Baum hing.

„Aber ich habe ja schon so viele Weihnachtsgeschenke am Weihnachtsabend bekommen,“ erwiderte sie ihm ernst.

„Ja, aber heute solltest Du nicht ohne eines sein. Solltest Du nur zusehen, wie alle Anderen ihre kleinen Pakete öffneten?“

Es lag etwas in diesem Wort, was sie kränkte. War sie wirklich so selbstüchtig, daß sie sich nicht selbst vergessen und glücklich nur in Andern Freude sein konnte?

Den Abend, als der Doctor in das Schlafzimmer kam, schien sie zu schlafen, aber er merkte, daß sie weinte, den Kopf in die Kissen gedrückt.

Das zu hören, schnitt ihm in das Herz. Wie mißglückt war nicht die ganze Idee mit der Kindergesellschaft. Es mußte ja das Gefühl der Entbehrung und den Mutterinstinct, der in ihr schlummerte, wach rufen.

Er fand kein Wort des Trostes für sie. War ihr Kummer nicht auch der seine?

Aber Etwas mußte geschehen, sie zu zerstreuen, ihr mehr Beschäftigung zu geben. Sie war zu viel allein, er war zu sehr in Anspruch genommen, und sie hatten sehr wenig Umgang. Er ging nicht gern Abends aus, seine Praxis nahm immer mehr zu, und er war schon überanstrengt, obgleich in seinem besten Alter. Ein ganzes Leben ununterbrochener, alle Kräfte fordernder Arbeit, schon von einem Alter an, wo andere Kinder die Kinderstube noch nicht verlassen, und Entbehrungen während der wichtigsten Entwicklungsjahre hatten seine, von Natur starke Constitution untergraben; es überfiel ihn oft eine große Müdigkeit, und von Zeit zu Zeit zeigten sich gewisse Erscheinungen, die vom Herzen ausgingen und ihn beunruhigten. Er fühlte, daß er vorsichtig sein müsse; und doch — könnte er deshalb wohl das Kind dazu verurtheilen, beständig zu Hause zu sitzen und sich alle jene Freuden zu versagen, die ihrer Jugend angemessen waren?

Seit jenem Tage fing er an, mit ihr Besuche bei verschiedenen Familien zu machen, die große Bälle gaben. Nina bekam verschiedene Balltoiletten, war vergnügt und munter beim Tanzen und wie ein junges Mädchen gesucht und gefeiert, zur großen Befriedigung ihres Mannes und zu ihrem eigenen Vergnügen.

Aber des Doctors Herzleiden nahm zu; eines Abends, als Nina sich zu einem Ball ankleidete, lag er kummervoll auf seinem Sopha und grübelte darüber, was er ihr als Ersatz verschaffen könnte, da er nicht mehr im Stande wäre, sie zu begleiten.

Da kam sie in sein Zimmer gestürzt im Spitzengarnirten Unterkleide mit langer Schleppe, den Kopf schon mit Blumen geschmückt.

„Kannst Du Dir vorstellen, daß mich mein neuer Anzug förmlich entstellt?“ sagte sie. „Ich ziehe ihn nicht wieder an — lieber bleibe ich heute Abend zu Hause.“

„Was ist denn für ein Fehler daran?“ frug er. Das Zeug war doch so hübsch.“

„Ja, das eben ist das Verdrießliche. Die Toilette ist außerordentlich hübsch, aber mich entstellt sie.“

„Und Hellblau, gerade Deine Farbe.“

„Ja, nicht wahr? Ich habe doch immer gut in Hellblau ausgesehen? Und neulich, als ich es an hatte, sah ich, daß ich so häßlich — ja, weißt Du, geradezu häßlich war. Tante Ava war hier, um mich in Toilette zu sehen, und sie fand dasselbe. Komm herein, Tante Ava, und sage, wie häßlich ich Dir in dem blauen Kleid erschien!“

„Meine arme Kleine,“ sagte Tante Ava, während sie in der Thür erschien. „Es ist wahr, Du hast Dich in letzter Zeit etwas verändert — daß heißt, nicht gerade verändert, aber Du bist etwas blässer geworden,

die Augen, die immer so glänzend waren, sind matter geworden; findest Du nicht auch, Nolf?"

„Ja, ich habe es selbst eine Zeit lang bemerkt,“ sagte der Doctor und richtete sich hastig aus seiner liegenden Stellung auf, als wenn ihm ein plötzlicher Gedanke käme.

„Komm, laß mich Dich betrachten,“ sagte er und zog sie auf sein Knie, während er seinen durchdringenden Doctorblick forschend auf sie heftete.

Sie erröthete und schlug die Augen nieder.

„Wenn Du findest, daß ich häßlich bin, mußt Du mich nicht ansehen,“ sagte sie und wollte sich losmachen.

„Sag' mir, hast Du Dich in letzter Zeit ganz gut befunden?“

„Nicht ganz, vielleicht — aber —“

„Weshalb hast Du mir das nicht gesagt?“

„Das wagte ich nicht, denn ich wußte schon, daß Du mir gleich das Tanzen verbieten würdest.“

Er sagte ihr leise etwas in's Ohr, was ihr ganzes Gesicht mit einem Ausdruck von schüchternem Glück verklärte.

„Glaubst Du?“ flüsterte sie.

„Ich wage es noch kaum zu glauben,“ sagte er und erhob sich, indem er sie ein wenig weg schob. Er sah aufgereggt aus und hatte Thränen in den Augen.

„Für's Erste aber giebt es keine Bälle mehr.“

Er wandte sich plötzlich wieder zu ihr und umarmte sie heftig und innig.

Den übrigen Theil des Winters verlebten sie still. Der Doctor hatte ein paar Anfälle von seinem Uebel, aber er beachtete es jetzt wenig; er war zu erfüllt von der neuen Hoffnung, die ihm aufgegangen war, und in demselben Maaß, wie Nina mehr und mehr ihr blühendes Aussehen verlor, blaß und eingefallen ausah, mit matten Augen und etwas müder Stimme, verdoppelte er seine hingebende Sorgfalt für sie.

Nina lernte nicht, sich zu schonen; wurde sie sich selbst überlassen, so konnte es leicht wie das erste Mal gehen. Bald fand er sie hoch oben auf der obersten Stufe der Treppenleiter, um das beste Porzellan herunter zu nehmen, weil sie Gäste erwarteten. Bald begegnete er ihr auf der Straße, wo sie im Schnee mit dünnen Stiefeln, ohne Uebersthuhe ging. Bald riß sie die Fenster in der Winterkälte auf, wenn sie warm von einem Spaziergang nach Hause gekommen war. Nolf hatte keine Ruhe mehr, wenn er nicht bei ihr war. Ab und zu mußte er während der Sprechstunden bei ihr eingucken, um zu sehen, ob sie keine Unvorsichtigkeit beging. Zuweilen aber geschah es doch, wenn er gezwungen war, sie den ganzen Abend allein zu lassen, daß er sie im Dunkeln sitzen und weinen fand. Sie wollte niemals den Grund sagen, sie war den ganzen Tag in dieser Zeit reizbar und nervös, und ihre Phantasie war sehr aufgereggt. Neue Gedanken und Träume bekamen

Macht über sie, und sie fühlte plötzlich eine förmliche Lesewuth, zu der sie früher wenig Neigung gehabt hatte.

Das Lesen war ihr verleidet worden, weil während ihrer Mädchenzeit Tante Ava ihr die Bücher ausgewählt und nur moralisirende Tendenzromane gegeben hatte, bei welchen sie gähnte; und weil sie selbst nach ihrer Verheirathung, ihr Lesen von ihrem Mann controlirt sah, der den Gedanken nicht ertragen konnte, daß ihre Phantasie durch die moderne Literatur unreinigt werden könnte, die er zwar wenig kannte, da er nie Zeit hatte, Belletristisches zu lesen, die er aber nichts destoweniger sehr streng verdamnte. Er liebte das klassische Schönheitsideal und fertigte den modernen Realismus gern mit dem Schlagwort ab, daß er keine Freude am Wühlen im Schmutz habe. Vor Allem aber eiferte er gegen die Angriffe auf die alte, überlieferte Religion und Sitte, welche in dieser Literatur zuweilen vorkämen. Er hatte stets mit großer Pietät an dem einfachen und kindlichen religiösen Glauben der alten Zeit, in dem er aufgewachsen war, festgehalten. Er war nie durch eine stärkere religiöse Krisis hindurchgegangen, hatte sich nie durch Zweifel einen eignen, individuellen Glauben errungen, war aber auch ebenso wenig von der materialistischen Richtung berührt worden, zu welcher die Meisten seiner Collegen gehörten. Diese Weltanschauung stieß ihn ab, bei seiner natürlichen Idealität und seinem angeborenen Conservativismus. So bestand denn auch die Literatur, welche er seiner Frau gab, vorzugsweise in klassischen Schriftstellern wie Goethe, den sie nicht verstand, oder Walter Scott, den sie langweilig fand. Ebers' „Ägyptische Königstochter“ hatte auch lange unaufgeschnitten auf ihrem Tisch gelegen. Sie hatte ein gewisses Mißtrauen, daß diese Art Lesen bildend und lehrreich für sie sein sollte; und deshalb war sie überzeugt, daß es langweilig sein würde. Sie wollte nicht lesen, um gebildet zu werden, sie wollte lesen, um in den Büchern zu leben. Was kümmerte es sie, wie es eine ägyptische Königstochter vor zweitausend Jahren gehabt hatte! Sie wollte wissen, wie Hausfrauen und Mütter ihrer eignen Umgebung lebten, dachten und empfanden; sie wollte sich selbst zur Klarheit über sich selbst und ihre Träume hindurchlesen. Die Abneigung des Doctors, ihren Wunsch zu befriedigen, steigerte nur ihr Verlangen, das kennen zu lernen, wovon alle ihre Bekannten sprachen. Und eines Abends, als ihr Mann auf Krankenbesuch fort war, saß sie zusammengekauert in einer Sophaede und las bei der Lampe Madame Bovary.

Sie war so vertieft in ihr Buch, daß sie nicht bemerkte, als Rolf nach Hause kam; erst als er in der Thüre ihres Zimmers stand, fiel ihr ein, daß er gewiß unzufrieden sein würde, sie das Buch lesen zu sehen. Instinctiv warf sie eine Handarbeit darüber und that, als ob sie damit beschäftigt wäre

Er bemerkte es, und es schmerzte und kränkte ihn, daß sie im Stande war, etwas so Unwahres und Schulmädchenhaftes zu thun. Er trat hinzu

und nahm ihr das aufgeschlagene Buch aus der Hand, und seine Blicke fielen gerade auf eine der cynischsten Stellen.

Kummer und Unwillen siegten über sein sonst so ruhiges, humanes Wesen; er wollte in diesem Augenblick nicht mit ihr sprechen um sich nicht fortreißen zu lassen. Schweigend steckte er das Buch in die Tasche und verließ das Zimmer.

In seinem eigenen Zimmer setzte er sich nieder, um über das Geschehene nachzudenken. Zum ersten Mal war er ernstlich erzürnt über seine kleine Frau und ging in Gedanken Alles durch, was ihm Veranlassung zur Unzufriedenheit mit ihr geben konnte.

Hatte er verdient, so behandelt zu werden? War das der Lohn für all seine hingebende Liebe? Daß sie hinter seinem Rücken das that, wovon sie wußte, er mißbilligte es, und schließlich ihn noch zu betrügen suchte! Es lag etwas Unwürdiges und Niedriges in dieser Handlungsweise; etwas, das sein strenges Rechtlichkeitsgefühl empörte. Er dachte an seine Kindheit und erinnerte sich, wie er sich stets lieber den härtesten Strafen ausgesetzt, als auch nur den geringsten Versuch gemacht hatte, seinen Fehltritt zu verbergen. Und seine Frau, die niemals Andres als Liebe empfangen hatte, sie konnte sich selbst und ihn jetzt so erniedrigen!

Nina ihrerseits fragte sich, was sie auf diesen dummen Einfall hatte bringen können, das Buch vor ihrem Mann verbergen zu wollen. Es war vollkommen unüberlegt geschehen, aber doch hervorgerufen durch eine gewisse Abneigung, sich seiner Kritik zu unterziehen und beständig am Gängelband geführt zu werden in Bezug auf ihr Lesen. War sie nicht alt genug, um lesen zu können, wozu sie Neigung hatte? Wollte man sie immer als Kind behandeln? Und wenn sie nun selbst Mutter würde, wie sollte sie sich die Achtung ihres Kindes erwerben, wenn es sähe, wie unmündig sie in ihrem eignen Hause war! Sie würde wie Tante Awa werden, über die Alle etwas lachten! Sie weinte bei dem Gedanken über ihre eigne Schwachheit, sich immer zu beugen — weinte, daß sie nie so viel Muth finden konnte, das, was sie verschlossen in sich barg, auszusprechen.

Mehrere Tage vergingen unter gegenseitiger Verstimmung. Der Doctor bemerkte endlich, daß Nina in der Stille weinte. Das stimmte ihn milder; er dachte daran, welche besondere Rücksicht ihr Zustand erforderte, und fing an sich danach zu sehnen, sie um jeden Preis wieder heiter zu sehen.

Da kam er eines Tages zufällig an einem Modegeschäft vorbei, in dem ein sehr eleganter Hut ausgestellt war — ein Pariser Modell. Er war sehr theuer, aber er kaufte ihn doch und freute sich schon im Voraus zu sehen, wie das Kind ihn vor dem Spiegel ausprobiren würde.

Als aber der Carton nach Hause kam und sie den Hut herausnahm, machte sie ein unzufriedenes Gesicht. Sie hatte ja ein grünes Costüm —

was sollte ihr da ein blauer Hut nützen? Gewiß war es sehr freundlich von ihm; aber er hätte doch daran denken können, daß sie ein grünes Promenadenkleid hatte!

Am Nachmittag ging er aus, und als sie beim Abendbrot wieder zusammen saßen, klingelte es, und das Mädchen brachte wieder einen Carton. Nina sah neugierig aber zugleich etwas unruhig aus, als sie ihn öffnete. Der Doctor beobachtete sie mit zufriedeuem Lächeln.

Blauer Sammt zu einem Promenadenanzug! Sie erröthete, legte das Packet wieder in den Carton, schob ihn von sich auf den Tisch und stand auf.

„Es ist wohl noch nicht bezahlt?“ fragte sie mit hochgeröthetem Antlitz.

„Ja, natürlich.“

„Da kann ich wohl versuchen, ihn gegen etwas Damengarderobe umzutauschen,“ sagte sie in resignirtem, ernstem Ton.

„Was soll das heißen?“ erwiderte er scharf.

Sie erschrak etwas und, um sich zu entschuldigen, suchte sie auseinander zu setzen, wie unangenehm und mißglückt seine Gabe war.

„Ich habe ja sowohl ein Promenadenkleid wie einen Hut, und es ist mir wirklich nicht angenehm, daß Du so viel Geld unnöthig ausgiebst, wo ich andere Sachen viel nöthiger brauchte.“

„Du brauchst andere Sachen,“ rief er aus. „Begreißt Du denn nicht, wie schmerzlich es für mich sein muß, das von Dir zu hören? Du schafftest Dir nicht Alles an, was Du brauchtest! Habe ich Dir jemals irgend etwas abgeschlagen, was Du zu haben wünschtest?“

„Nein, abgeschlagen hast Du mir niemals etwas. Aber wenn ich Dich für Jedes erst um Geld bitten muß, so —“

„Aber Du mußt doch wissen, daß es meine Freude ist, Dir Alles zu geben, was Du nur wünschen kannst.“

„Ja, das versteht sich. Aber es ist auch viel erfreuender, Alles zu geben, als Alles zu empfangen.“

„Ich habe nie geahnt, daß Du so empfändest. Aber wenn Du lieber eine bestimmte Summe hast, so werde ich Dir künftig — laß mal sehen z. B. 200 Kronen im Monat geben, nur für Deine eigene Person anzuwenden. Ist das Kind damit zufrieden?“

„200 Kronen im Monat? So viel? Nein, das will ich gewiß nicht haben, gewiß nicht!“

„Aber warum nicht? Jetzt soll das Kind nicht wieder unvernünftig werden.“

„Nein, ich will gewiß nicht, daß Du mir so viel Geld schenken sollst. Es würde mich nur bedrücken, zu wissen, daß ich Dir so theuer werde.“

„Was ist das für eine kindische Rede? Du weißt ja, daß ich 5000 Kronen Renten von Deinem Erbe erhebe.“

„Ja, wenn ich das Recht hätte, das Geld als mein eigenes zu betrachten, das wäre ganz etwas anderes! Nicht, um so viel Geld ausgeben

zu können, weit entfernt — wenn es mein eigen wäre, würde ich so sparsam sein und Buch darüber führen und jede Ausgabe berechnen! Aber monatlich 200 Kronen wie ein Geschenk zu bekommen, für das man dankbar sein muß und das einem jeden Augenblick wieder entzogen werden kann, nein, das will ich nicht.“

Es war nicht möglich, mit ihr heute fertig zu werden. Der Doctor fand es traurig und vollkommen unbegreiflich, daß sie überhaupt auf den Gedanken kommen konnte, von Mein und Dein zu reden, in einer Vereinigung so innerlicher Art, wie die ihre war.

Er war grundsätzlich gegen alle Bestrebungen der Neuzeit, der Frau eine selbständige Stellung gegenüber dem Mann einzuräumen, und hatte die Ansicht, daß es nur das eheliche Vertrauen erhöhte, wenn sie sich gewöhnte, Alles aus seiner Hand entgegen zu nehmen. Er beschloß nun, jetzt Rücksicht mit den launenhaften Wünschen des Kindes zu haben, nach dem großen Ereigniß aber ihre Erziehung ernster als bisher in die Hand zu nehmen. Da sie nun selbst ein Kind zu erziehen bekommen sollte, so mußte sie größere Ordnung lernen und durfte sich nicht länger jedem Einfall hingeben. Er wollte sie lehren, ordentlich Buch über ihre Ausgaben zu führen, die er jeden Monat durchsehen wollte. Hatte sie das einmal ordentlich gelernt, dann konnte er ihr vielleicht auch eine größere Summe auf einmal anvertrauen.

Während er auf solche Weise Pläne für ihre Zukunft schmiedete und fortfuhr, in Gedanken die Vorsehung für seine junge Frau zu spielen, bekam er doch eine ernste Mahnung an das Ungewisse aller menschlichen Berechnungen.

Eines Tages, als er auf Praxis aus war und hastig zwei Treppen hinaufgeeilt war, sank er im Vorzimmer auf den Holzkasten nieder, von solcher Athemnoth befallen, daß er das Gefühl hatte, das Herz stünde ihm still. Der Anfall dauerte nur ein paar Secunden, hinterließ aber eine so große Mattigkeit, daß er die Treppen wieder hinab und in den Wagen geführt werden mußte. In der frischen Luft wurde ihm zwar besser; aber er war nicht im Stande, an diesem Tage noch irgend einen Krankenbesuch zu machen. Nachmittags schickte er nach einem der berühmtesten Aerzte der Stadt, der ihn untersuchte und nur bestätigte, was er schon ahnte — einen organischen Herzfehler, der während der letzten Jahre sich weiter entwickelt und einen gefährlichen Charakter angenommen hatte.

Aber er hatte sich gestraubt, an die Bedeutung der, in letzter Zeit sich öfter wiederholenden Symptome zu glauben, und war besonders seit der neuen großen Aussicht seiner Frau von dem Wunderbaren, was in ihr vorging, so vollständig in Anspruch genommen, daß er unterlassen hatte, auf sich selbst zu achten.

Und nun traf ihn der vernichtende Schlag fast unvorbereitet. Er sollte von ihr gehen, sie ohne Stütze und Hülfe zurück lassen, vielleicht ehe

der schwere Tag für sie gekommen war! Er sollte nicht sein kleines Kind in Empfang nehmen — das heiß ersehnte; sollte nicht dessen junges, zartes, kleines Lebensflämmchen bewachen, nicht seinen ersten Schritten folgen und nicht sein erstes Lachen hören!

Es war ihm nicht möglich, sich mit Ergebung unter das zu beugen, was ihm bevorstand. Nicht einmal sein religiöser Glaube war ihm in diesem Falle eine Stütze. Vergebens rief er die Erinnerung an seine Mutter wach, die er unter schweren Leiden hatte sterben sehen, aber in vollkommener Ergebung und mit Dank gegen Gott auf den Lippen bis zuletzt. Er konnte sich nicht beugen wie sie; sein ganzes Wesen empörte sich gegen das Grausame, Unnatürliche, Planlose, daß er fort sollte von allen Denen, die ihn so nöthig hatten, hingerafft im besten Mannesalter, mitten aus einer großen, segensreichen Wirksamkeit heraus, vor sich ein Leben voll reichster Freuden!

Ja, planlos war es in Wahrheit. Er war blind gewesen, als er an dem alten, naiven Glauben seiner Eltern festgehalten und an einen liebevollen Gott geglaubt hatte, der das Schicksal der Menschen lenkte, während er in seiner Praxis doch so oft gesehen hatte, wie die Tüchtigen und Thätigen herausgerissen wurden, und die Lebensmüden, die für Alle nur eine Bürde waren, zurückblieben. Aber es war leicht, sich in das Alles zu finden, so lange es Andere betraf; nun, da er es selbst war, der diesem blinden Zufall zum Opfer fallen sollte, lehnte er sich dagegen auf.

Es war ja albern, kopflos, wahnwitzig, daß, weil ein Organ in seinem Körper nicht seine Arbeit regelmäßig ausführen konnte, er allen Denen entrißen werden sollte, die seiner bedurften; sein glückliches Haus zerstört, seine weiche, kindliche Frau von einem Schläge zerbrochen werden sollte, den zu tragen sie nicht die Kraft haben würde; sein Kind vaterlos — eine wohlgeordnete, vernünftig in einander gefügte Reihe menschlicher Entwicklungen durch einen blinden Zufall verdorben, verpfuscht werden sollte!

Seine süße Frau — sie fürchtete sich so vor ihrem Prüfungstag — sollte sie ihm entgegen gehen, ohne ihn an ihrer Seite zu haben? Sollte ein fremder Arzt ihr alle die zarte Fürsorge erweisen, die sie in ihrer weiblichen Ehen ihm kaum gestatten würde?

Dieser Gedanke wurde ihm unerträglich. Nein, er wollte nicht, er konnte sie nicht gerade jetzt verlassen, da sie ihn am nöthigsten brauchte! Es wäre die grausamste, unnatürlichste und liebloseste Handlungsweise von ihm, wenn er es freiwillig thun wollte; und zu einer solchen That sollte er nun gezwungen werden — von wem? Von dem urtheilslosen Zufall, den er bisher einen liebenden Gott genannt hatte! Wer sollte ihre Hand halten, wenn der Kampf beginnen würde? Diese kleine, schwache Hand, welche sich krampfhaft im Schmerz zusammen ziehen und nach einer Stütze greifen würde!

Er sprang vom Sopha auf und eilte zu ihr — er sehnte sich danach, sie zu umarmen.

Er fand sie im Schlafzimmer damit beschäftigt, die Decke des Kinderwagens mit grüner Seide zu füttern. Tante Ava saß auf dem Sopha und stückte an einer kleinen Schlafdecke.

Nina hatte keine Ahnung von seinem Uebelbefinden und plauderte lebhaft weiter.

„Weißt Du, wovon wir gerade sprachen?“ sagte sie fröhlich, als er in das Zimmer trat. „Ich möchte, daß das Kleine Nolf heißen sollte, wenn es ein Knabe wird. Tante Ava aber sagt, es wäre so unpractisch, Zwei mit demselben Namen in der Familie zu haben!“

Tante Ava, die sehr besorgt war, unzart zu erscheinen, und außerdem großen Respekt vor Nolf hatte, entschuldigte sich verlegen.

„Kindchen, was Du da sagst! Wie würde ich mich hinein mischen? Ich sage nur, ich glaubte, daß Nolf finden würde — aber andererseits ist Nolf auch ein so hübscher Name, einer der hübschesten, die ich kenne.“

Nolf lächelte schmerzlich. „Ob der Name hübsch ist oder nicht, bleibt sich gleich,“ sagte er. „Ich denke, wir nennen ihn auf jeden Fall Nolf — wenn ich fortgehen müßte, würde es Dir doch am liebsten sein, wenn er so hieße.“

Nina wandte sich hastig nach ihm um.

„Bist Du krank?“ fragte sie. „Ja, Du bist ganz blaß — was ist Dir — sag', was ist Dir?“

Der Herzkrampf überfiel ihn in dem Augenblick, er wurde aschgrau im Gesicht und sank nieder auf einen Stuhl, nach Athem ringend.

Nina stieß einen Angstschrei aus und fiel neben ihm auf die Kniee. Er wollte etwas sagen; sie neigte sich zu ihm hin, um besser zu hören und vernahm nur ein kurzes „Geh! geh!“

Sie glaubte, nicht recht gehört zu haben, aber die Bewegung seiner Hände sagten deutlicher als seine Worte: „Geh weg. Du darfst das nicht sehen.“

Er murmelte wieder Etwas. „Cognac“, glaubte Nina zu hören, sprang hinaus und holte ein Glas Cognac, das er auch sogleich leerte. Das Blut fing an, wieder in sein Gesicht zurück zu kehren, und er athmete mehrere Male hinter einander tief auf. Darauf schloß er die Augen, lächelte schwach und sagte: „Es ist vorüber nun.“

Gleich darauf schlummerte er ein, den Kopf zurückgelehnt an die Stuhllehne. Nach fünf Minuten öffnete er wieder die Augen, sah die ihn Umstehenden an, schlug Nina sanft auf die Hand und sagte: „Nun will ich zu Bett gehen. Morgen wird mir wieder ziemlich wohl sein.“

Aber Ninas Gesicht sah noch so starr vom Schreck aus, daß er für sie unruhig wurde.

„Es ist vorüber, Kind,“ sagte er und streichelte ihre Wange. „Wenn es sich aber wiederholen sollte, so darfst Du nicht wieder dabei sein und mich sehen, denn es dauert — ich ertrage den Gedanken nicht, Dich zu erschrecken. Ich werde in meinem eigenen Zimmer schlafen und eins der Mädchen im Zimmer davor schlafen lassen; dann brauchst Du nicht unruhig zu sein, mich allein zu lassen.“

„Eines der Mädchen!“ rief Nina. „Jemand anders sollte Dich pflegen als ich! Ich sollte schlafen und vielleicht nicht ahnen, wenn Du krank wärest!“

„Es ist mein ausdrücklicher Wunsch!“ sagte er mild, aber fest. „Und Du wirst Dich nicht widersetzen wollen, wenn ich Dir sage, daß es mir geradezu eine Qual ist, Dich in meiner Nähe zu sehen, wenn ein Anfall kommt.“

Nina wagte nicht mehr, zu widersprechen. Immer, immer sollte sie das Kind bleiben! Was nützte es, daß man sie vor allem Traurigen zu bewahren suchte, da man sie doch nicht von der furchtbaren Sorge befreien konnte, die ahnungsvoll ihr ganzes Wesen durchzitterte!

Am folgenden Tage war er wieder auf und empfing auch Patienten, konnte aber keine Krankenbesuche machen, weil er alle Treppen vermeiden mußte.

So vergingen einige Wochen. Die Krampfanfälle wiederholten sich öfters, besonders des Nachts, zwangen ihn aber nicht, seine Sprechstunden aufzugeben, welche nun den größten Theil des Vormittags in Anspruch nahmen; denn alle seine Kranken, die im Stande waren, sich bis zu einem Wagen herunter zu schleppen, ließen sich zu ihm fahren, um so lange als möglich seinen Rath und seine Hülfe zu bekommen. Gegen Ende dieser anstrengenden Vormittage fühlte er sich oft so angegriffen, daß es ihm schwarz vor den Augen wurde, so daß er irgend einen Gegenstand fest in das Auge fassen mußte, um nicht umzufallen. Aber der Schwindel ging nach ein paar Augenblicken vorüber, und er war sogleich wieder bereit, mit seiner gewöhnlichen Geduld und Theilnahme die langen Klagen eines Patienten über irgend ein Uebelbefinden anzuhören, das eine Kleinigkeit war im Vergleich zu seinem eignen. Die Liebe zu seinem Beruf im Verein mit der strengen Pflichttreue, zu der er erzogen worden war und die den eigentlichen Kern seines Charakters ausmachten, hielten ihn aufrecht und halfen ihm, bis zum Aeußersten gegen die Krankheit anzukämpfen. Er war ein Soldat, der auf dem Schlachtfeld fallen wollte.

Diese Consultationen hatten etwas Rührendes, wo jeder Patient fürchtete, vielleicht zum letzten Mal mit ihm zu sprechen und seinen Besuch deshalb so lange als möglich ausdehnte; wo jeder Abschied das Ergreifende eines Abschieds für das Leben hatte. Alle die Beweise der Anhänglichkeit, die ihm während dieser Wochen dargebracht wurden, ergriffen ihn tief und regten ihn auf, was für seine Gesundheit höchst nachtheilig war. Immer

von Neuem erweckten sie den qualvollen Gedanken in ihm: warum er gezwungen würde fortzugehen von allen Denen, die seiner bedurften?

Seine Frau allein ahnte nicht, wie ernst sein Zustand war. Er hoffte beständig, daß sie von dieser Mittheilung verschont bleiben könnte, bis ihr Kind geboren und sie wieder frisch wäre. Er fürchtete sowohl für ihr wie für des Kindes Leben, wenn sie es jetzt erführe; und da er nun des Nachts eine zuverlässige und verschwiegene Krankenpflegerin bei sich hatte und Nina nichts mehr davon erfuhr, wenn er wieder einen Anfall gehabt hatte, ihn dagegen wieder ruhig und thätig sah — denn es gelang ihm, seine tiefe Niedergeschlagenheit vor ihr völlig zu verbergen —, so fing sie an, den Schrecken über den ersten schweren Anfall zu überwinden und sich in den Glauben einzuwiegen, daß keine Gefahr vorhanden sei. Sie bekam wieder etwas von dem verwöhnten Wesen eines verzogenen Kindes und konnte ihm sogar bisweilen vorwerfen, daß er nicht mehr so aufmerksam und zuvorkommend wie früher gegen sie sei.

Die Gewißheit, daß er sie bald werde verlassen müssen, hatte sein Wesen ihr gegenüber wirklich verändert. Sie sollte ja bald einsam dastehen und mit dem Leben ringen — dieser Gedanke schnitt ihm mit jedem Male tiefer in das Herz, wenn er in hingebender Fürsorge, wie sie dieselbe brauchte und von ihm forderte, sich ihr widmete. Er wollte versuchen, sie daran zu gewöhnen, sich auf sich selbst zu verlassen und sich selbst zu stützen; was ja um so nöthiger war, als sie bald ein anderes Wesen zu stützen haben würde.

Eines Nachts hatte er einen schwereren Anfall als gewöhnlich gehabt. Den Tag darauf konnte er Niemanden annehmen und lag den größten Theil des Tages auf dem Sopha mit geschlossenen Augen, aber ohne zu schlafen. Eine Art dumpfer Resignation war mit der starken Ermattung über ihn gekommen — keine ergebene, vertrauensvolle Resignation, sondern hoffnungslose Unterwerfung unter das Unabwendbare.

Zwischendurch kehrten seine Gedanken jedoch zurück zu seinem Vater und seiner Mutter. Er hatte an den Sterbebetten Beider gestanden, und sein religiöser Glaube war lange noch von dem Licht erwärmt worden, das von ihnen ausgegangen war. Sein Vater war früh dahingerafft worden, wie er selbst. Er hatte eine Wittwe und sechs Waisen zurückgelassen, ohne Mittel zu deren Erziehung — er hätte wohl Grund gehabt, sich gegen das Schicksal aufzulehnen, das ihn so bald herausriß. Doch im Gegentheil — kein Zweifel, keine Klage — nein, Lob und Preis auf den Lippen und im Herzen.

Wie war das möglich? Es war ja unnatürlich, unvernünftig.

Und doch war es ein Factum. Und viele Andere hatte er noch auf dieselbe Weise sterben sehen. Während die Umgebung nur Dunkel und Hoffnungslosigkeit sah, war der Sterbende vertrauensvoll — ja glücklich. Wie war das möglich — wie war das möglich?

Und dennoch war es ein Factum.

Er kam nicht weiter, als bis zu dieser Frage und dieser Antwort, die er innerlich unaufhörlich wiederholte.

Den nächsten Tag ging es ihm so viel besser, daß er beschloß, auszufahren und eine Patientin zu besuchen, die im Sterben lag und sehr nach ihm verlangte.

Es war ein altes Fräulein, die seit lange an einem unheilbaren inneren Uebel litt. Sie hatte oft qualvolle Anfälle und hielt sich nur durch Morphium-Einspritzungen aufrecht. Alle ihre Angehörigen hatte sie überlebt und war nun sich selbst und ihrer Umgebung eine Bürde und Last. Und doch sprach sie nur laut aus, was der Doctor so lange in seinem Herzen gerufen hatte: „Ich will nicht sterben — ich will nicht sterben!“

Es ergriff ihn wunderbar. Seine eigne innere Empörung hatte er für gerechtfertigt gehalten — er, der so viel besaß, für das er lebte. Nun erkannte er, daß es nicht das allein war, was ihn so fest an das Leben fettete — er würde es vielleicht ebenso gemacht haben wie das alte Fräulein. Denn im Grunde hatte es bei Beiden dieselbe Ursache — den Mangel an Glauben. Man hält fest an dem, was man hat, weil die sichtbare Welt alt ist — das Leben des Geistes nicht. Und dessen ungeachtet bekennet man eine Religion, die das Erdenleben nur als eine kurze Episode der Ewigkeit ansieht.

„Ich habe nie an Gottes Wort gezweifelt,“ sagte das alte Fräulein furchterfüllt. „Ich bin wahrhaftig nie ein Freigeist gewesen — Gott bewahre mich davor.“

„Freigeist!“ unterbrach er sie streng — er würde milder gewesen sein, wenn er es nicht vor Allem selbst gewesen wäre, den er in Zucht nahm. „Wie viel besser ist es nicht, ein Freidenker zu sein, der sich selbst zur Freiheit hindurch zu arbeiten sucht, als in einer ererbten Religion zu leben und zu schlafen, die nicht einmal dazu taugt, auf sie gestützt, ruhig zu sterben! Wären wir wirklich Christen, wofür wir uns ausgeben, so wäre es wohl nicht schwer, sich zu beugen. Wenn wir wirklich glaubten, daß es einen liebenden Gott gebe, der unser Schicksal leite — wenn es eine höhere Gewißheit gäbe, die unser unvollkommenes Auge nicht erkennen kann —“

„Ich versichere Ihnen, Herr Doctor, daß ich das glaube,“ betheuerte angsterfüllt die Kranke.

„Dann lassen Sie uns versuchen, in diesem Glauben zu sterben,“ sagte er und erhob sich.

Als er nach Hause kam, war er sehr matt und legte sich auf das Sopha. Nina setzte sich zu ihm, und er bemerkte, daß sie verweint aussah.

„Versprich mir, nicht böse zu sein,“ sagte sie; „aber ich habe Etwas auf dem Herzen, worüber ich mit Dir sprechen muß — ich kann es nicht länger allein mit mir herum tragen.“

„Was ist es denn, Kind? Sag es rasch, erschreck' mich nicht so.“

Er bekam gleich Herzklopfen und erhob sich halb; aber er verrieth nicht die geringste Unruhe.

„Nein, nein, werde nicht unruhig, es ist nichts Gefährliches. Ich wollte Dir nur sagen, daß Du nicht recht gegen mich handelst, wenn Du mir verbietest, bei Dir zu sein, wenn Du krank bist. Ich wollte mich nicht widersetzen; aber ich habe unsäglich darunter gelitten, so ausgeschlossen zu sein gerade da, wo mein Platz bei Dir wäre! Es ist nicht recht, und wenn es geschieht, um mich zu schonen, so ist es verfehlt, denn es quält mich tausendmal mehr, und ich kann nicht — ich kann es nicht länger ertragen.“

Sie schluchzte, obgleich sie sich anstrebte, sich zu beherrschen, um ihn nicht zu verstimmen.

Er streichelte ihre Wange und wischte die Thränen weg, indem er mit etwas feuchender Stimme, wie er sie in letzter Zeit zuweilen hatte, sagte: „Siehst Du — siehst Du! So groß ist unsere menschliche Beschränktheit! Während ich glaubte, es so am besten zu machen und Dich vor allem Leid zu bewahren, habe ich Dich gerade am meisten bekümmert und betrübt.“

„O nein, nein, sag' das nicht!“ rief sie aus und strich mit der Außenseite seiner Hand über ihre feuchten Augen, während sie ihn küßte.

„Ja, ja,“ flüsterte er, „das ist unsere Kurzsichtigkeit.“

Er schloß die Augen und lag so still, daß sie dachte, er schlief; aber nach einiger Zeit zog er seine Hand aus der ihren und fühlte sich selbst an den Puls.

„Wie fühlst Du Dich jetzt?“ fragte sie.

„Gut,“ sagte er und ließ die Hand sinken. „Der Kampf ist nun beendet. Ich bin müde.“

Ihr Herz krampfte sich zusammen bei dieser Antwort. Er war schon fort — hoffnungslos fort von ihr.

Es fing an dunkel im Zimmer zu werden, und er schlief noch. Sie wollte kein Licht anzünden aus Furcht, ihn zu wecken. Sie konnte sein Gesicht nicht mehr sehen, aber sie hörte sein schweres und unregelmäßiges Athmen. Ein paar Mal keuchzte er tief. Dann wurde es still; sie war in Gedanken versunken und hatte aufgehört, hinzuhorchen. Sie hatte nur den Eindruck, daß er nun erst wirklich fest schlief, da sie nicht mehr dieses stoßweise Keuchen hörte.

So saß sie Stunde auf Stunde, bis sie endlich durch Tante Awa aus ihren Träumen geweckt wurde, die sie flüsternd bat, heraus zu kommen, weil die beiden Aerzte, welche Nolf behandelten, draußen wären und sie sprechen möchten. Sie schlich sich leise hinaus in den Salon und beantwortete alle ihre Fragen über seinen Zustand im Laufe des Tages.

Als sie hörten, daß er so lange schlief, wechselten sie einen hastigen Blick mit einander und verlangten ihn zu sehen.

Mina nahm ein Licht und ging mit ihnen hinein. Sie blieb in einiger Entfernung stehen und hielt die Hand vor das Licht, während sie an das Sopha traten. Aber gleich darauf kam der eine der Aerzte zurück und bat um das Licht, das er nun mitten vor Nolls Augen hielt, während er sich nieder beugte und die Hand an seine Schläfe legte. Mina stieß einen Schrei aus und sprang an das Lager. Die kalte Unbeweglichkeit seiner Züge und die theilnehmende stützende Art und Weise, wie der Arzt ihre Hände erfaßte, sagten ihr auf einmal die ganze Wahrheit.

Durch die gewaltsame Erschütterung wurde ihre Stunde früher herbei geführt, und noch in derselben Nacht wurde sie Mutter eines Mädchens.

Der Vormittag war schon weit vorgeschritten, und Mina schlief noch immer, offenbar ohne Bewußtsein ihres Verlustes. Endlich öffnete sie die Augen und sah suchend im Zimmer umher.

„Wo ist Noll?“ fragte sie.

Tante Ava und die Wartefrau geriethen in peinvollste Verlegenheit.

Sie sah sie an und erinnerte sich plötzlich an Alles.

„Er ist nicht todt, es ist nicht wahr,“ schrie sie. „Ich saß die ganze Zeit bei ihm und hörte nichts. Er kann nicht todt sein; hilf mir aufstehen, ich will zu ihm.“

Sie sah an ihnen, daß es doch nur zu wahr war und brach in lautes Weinen und abgebrochene Jammerrufe aus. Die Wärterin brachte ihr das Kind und wollte es zu ihr legen, aber sie stieß es von sich.

„Ich will es nicht sehen, ich will es nicht sehen!“ rief sie. „Um feinetwillen war ich so glücklich darüber; nun wünschte ich, es wäre nie geboren!“

„Sieh es nur einmal an. Es ist ein kleines Mädchen, ein süßes, prächtiges Mädchen,“ sagte Tante Ava, in der Hoffnung, ihre Interesse zu wecken. „Es wiegt zehn Pfund. Ist das nicht viel? Du wogst nur sieben Pfund, als Du geboren wurdest.“

Die Wartefrau versuchte noch einmal, das Kind in ihr Bett zu legen, aber es wurde zurückgestoßen.

„Ich will es nicht sehen! Ich will es nicht sehen!“ rief Mina auf's Neue.

Sie fuhr mit kurzen Unterbrechung fort, Verzweiflungsrufe auszustößen; aber endlich wurde sie müde und schloß die Augen, von Zeit zu Zeit noch leise schluchzend, wie ein Kind, das sich in den Schlaf geweint hat. Das bemerkte die Wartefrau und legte leise das Kind zu ihr. Als sie den warmen, kleinen Körper an dem ihrigen fühlte, öffnete sie die Augen und sah mit einer gewissen Verwunderung, fast lächelnd auf das neue, wunderliche, kleine Ding.

Der Doctor hatte schon im Voraus eine Amme für das Kleine bestellt; daß das Kind selbst so viel Stärke und Geduld haben könnte, ihre

Mutterpflicht zu erfüllen, war Niemand eingefallen. Als aber jetzt die Amme an das Bett trat, um das Neugeborene der Mutter wegzunehmen, da heftete Nina ein paar große, ernste und entschiedene Augen auf sie, schloß ihr Kind in ihre Arme und sagte: „Niemand anders als ich selbst wird es nähren.“

Tante Awa wendete sich zur Amme und meinte, daß man dann ein Kinder mädchen nehmen müsse.

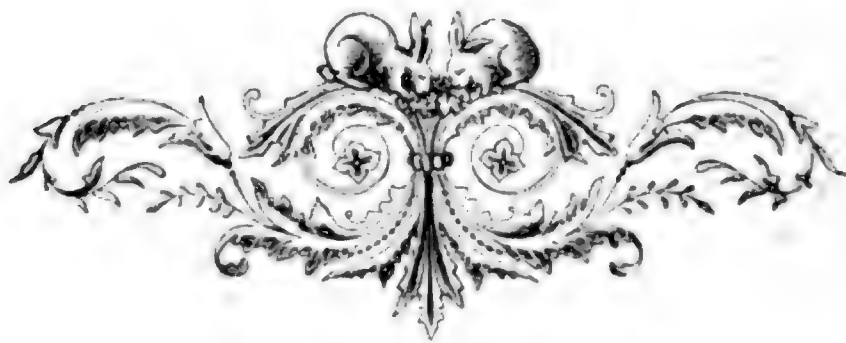
„Ich will ebenso wenig ein Kinder mädchen haben,“ fiel Nina mit demselben ruhigen, eintönigen, bestimmten Ton ein. „Niemand anders als ich selbst soll es pflegen; ich werde es waschen und anziehen und werde es nähren — Niemand anders soll es anrühren als ich.“

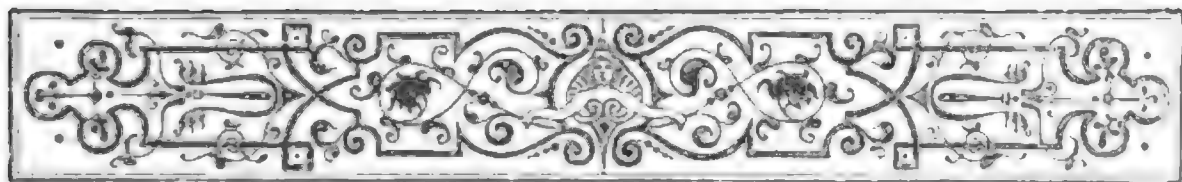
„Aber, liebes, gutes Kind, das kannst Du nicht,“ wandte Tante Awa ein. Kolf selbst glaubte ja nicht, daß Du das Nähren würdest aushalten können.“

„Kolf war so besorgt um mich,“ fiel sie ein; „nun aber ist Niemand mehr da, der besorgt um mich wäre. Wie sollte ich es selbst sein?“

Bei diesen Worten brach sie wieder in Thränen aus, nicht fassungslos, wie vorher, sondern kämpfend, ihr Schluchzen zu unterdrücken; sie wollte das Neugeborene nicht mit ihrem Schmerz und ihren Klagen von sich stoßen. Sie versuchte sogar, unter Thränen zu lächeln, als sie ihre Brust entblößte und die kleinen Lippen daran drückte.

Nebenan im Zimmer lag Kolf mit geschlossenen Augen und einem Lächeln auf den Lippen. Die verzweifeltsten Jammerrufe waren bis zu seinem Lager gedrungen, ohne die friedvolle Ruhe zu stören, die auf seinem Antlitz ausgegossen lag. Er fühlte nichts mehr von den Schmerzen des geliebten Wesens.





Sophie Germains Ideal der modernen Dichtung und seine Erfüllung durch Wilhelm Jordan.

Von

Ernst Wasserzieher.

— Frankfurt a. M. —

Die Klage, welche Schiller in den „Göttern Griechenlands“ erhebt, daß die moderne wissenschaftliche Auffassung der Welt und der Natur die antike poetische Anschauung zerstört habe, hört allmählich auf, als absolut berechtigte zu gelten; nur eine relative Geltung mißt man ihr noch bei. Hätte die moderne Naturwissenschaft nur zerstörend gewirkt, hätte sie die alten Vorstellungen von dem lebendigen Zusammenhange der Welt bei Seite geschoben, ohne etwas Anderes an die Stelle zu setzen, so wäre damit für die Kunst und Poesie, welche mit einem Chaos nicht arbeiten kann, welche überall Zusammenhang und Einklang sieht und „die fließend immer gleiche Reihe belebend abtheilt, daß sie sich rhytmisch regt, das Einzelne zur allgemeinen Weihe ruft, wo es in herrlichen Accorden schlägt“ (Faust) — allerdings ein unersehlicher Schaden zu constatiren. Dem ist jedoch nicht so. Nicht nur negativ und zerstörend, sondern auch positiv, aufbauend, befruchtend hat sich die Naturwissenschaft gezeigt; für das Alte und Veraltete in der Poesie hat sie Neues gegeben. Diese Thatsache hat schon Herbert Spencer in seinen Versuchen über Erziehung hervorgehoben. Aus der neuesten Publikation des Dr. Göring*) geht hervor, daß dieser Gedanke bereits vor einem halben Jahrhundert ausgesprochen ist, und, was das Merkwürdigste dabei ist, von einer Frau, von einer Französin. Die Errungenschaften der neueren Wissenschaft für die Poesie zu verwerthen, ohne daß die Poesie darüber zu einer wissenschaftlichen Abhandlung oder zu einem Rechenexempel wird, ist nun eben die Kunst des Dichters, und wenige besitzen diese Kunst. Folgen wir den Ausführungen der Sophie Germain, die sie in den 1832 (ein Jahr nach ihrem Tode) veröffentlichten „*Considérations générales sur l'état des sciences et des lettres aux différentes époques de leur culture*“ giebt (Göring, S. 53–136).

Sophie Germain und Clotilde de Baug. Ihr Leben und Denken. Von Dr. Hugo Göring in Verfa a. b. Werra, Herausgeber der Zeitschrift „Die neue Deutsche Schule“ u. a. Zürich, Schröder u. Meyer. 1889.

Die Kunstgebungen des ästhetischen Gefühls und die Urtheile des Verstandes gleichen einander; Ordnung, Ebenmaß und Einfachheit bleiben intellectuelle Nothwendigkeiten. Die Gegenstände sind verschieden, aber das Urtheil stützt sich auf die universelle Grundform, die in gleicher Weise dem Schönen und dem Wahren angehört. Ein gemeinsames Band besteht zwischen äußerlich so verschiedenartig erscheinenden Geisteswerken, wie einem Drama des Sophokles und einer Schrift Kants. Wissenschaft und Kunst entspringen aus derselben Quelle, aus demselben Bedürfnis; es sind zwei verschiedene Aeußerungen desselben Geistes. Ein Märchen ist ebenso von den Gesetzen des Verstandes abhängig, wie die Entdeckung eines Naturgesetzes nicht ohne Hülfe der Phantasie geschehen könnte. Ohne Zweifel wird uns der Dichter keinen Einblick in die subtilen Erwägungen gestatten, die der Wahl der allegorischen Gestalten vorausging, für die er sich entschieden hat; und der geniale Denker, der ein Geheimniß der Natur entdeckt, wird uns ebenso wenig sagen, wie oft seine Phantasie sich vom richtigen Wege entfernt hat. Beide haben mit Fleiß die Spuren ihrer tastenden Versuche verwischt, um nur die dem Gegenstande eigenthümliche Form hervortreten zu lassen. Dem Leser tritt dadurch eine schärfere Scheidung zwischen Werken der Phantasie und des Verstandes vor Augen, als sie eigentlich vorhanden ist. Bei den Alten waren diejenigen Werke, welche die Naturwissenschaften vertraten, nicht weniger poetisch als die poetische Litteratur selbst (Hesiod, Kosmogonien der Philosophen u. s. w.); im Faust (II. Theil) ist, nach Alexander von Humboldts Bemerkung, jene Verschmelzung von Physik, Metaphysik und Poesie wieder einmal gelungen. Die Alchimie und die Astrologie, an deren Stelle erst später die Chemie und die Astronomie traten, zeigen jene Verquickung nach einer anderen Seite hin. Seit der Verbindung der Mathematik mit den Naturwissenschaften, seit Newton, begann man, die Natur zu erkennen, vorher hatte sie sich der Mensch nur phantasiemäßig construirt; jetzt lernte er zum ersten Mal sie mit den Sinnen wahrnehmen. Seit dieser Zeit datirt der divergirende Weg der Wissenschaft und der Poesie; es ist an der Zeit, sie einander wieder anzunähern, um einen für beide Theile, besonders aber für die Poesie unheilbaren Bruch abzuwenden. Die Gesetze des Seins beherrschen nicht nur die Thatfachen, die in das Reich der Wissenschaften gehören, sondern sie gehören in gleicher Weise dem Gebiete des Geistes an. Dadurch, daß wir uns immer mehr dem Typus des Seins oder der Wahrheit, dieser Quelle alles wirklichen Wissens, nähern, vervollkommen sich die Theorien, läutert sich die Moral, klärt sich die Politik, schwinden die Irrthümer der Metaphysik, wird sich die schöne Litteratur und die Kunst der Regeln bewußt, welche sie anwendet, sowie der großen Erfolge, welche sie erzielt. Die Dichter, welche die Errungenschaften der Naturwissenschaften ignoriren und einfach in den althergebrachten Gleise der antiken Mythologie sich bewegen, statt neue Wege zu gehen, die von dem Lichte der Wissenschaft erhellt sind, haben es verschuldet, daß die schöne Litteratur ihren Glanz verloren hat; sie erregt nicht mehr die Bewunderung des Volkes, sie erfüllt nicht mehr die Jugend mit Begeisterung.

Aber es wird ein neuer Morgen erglänzen. Die Analogie erfordert, daß alle Zweige des menschlichen Wissens so zu sagen parallele Entwicklungen erfahren. Die Aufmerksamkeit, die früher mehr der poetischen Litteratur, jetzt mehr der wissenschaftlichen zugewendet ist, wird, wenn die Fortschritte beider einen Vergleich aushalten, sich gleichmäßig wieder beiden zuwenden. Verbindung und Ähnlichkeit werden alsdann wahrgenommen werden, wo man anfangs nur Trennung und Verschiedenheit gesehen hatte. Dann wird das Gesamtbild der Wissenschaften, der schönen Litteratur und der Kunst dem Beobachter eine methodische Symmetrie darbieten, bei der er auf einen Blick das ganze Werk des menschlichen Geistes umfassen wird. Wenn es in dem Wesen unserer heutigen Geistesbildung liegt, mehr Werth auf die Zuverlässigkeit als auf den bestechenden Glanz der Lehren zu legen; wenn wir verlangen, daß der Verstand alle Geisteserschöpfungen beherrschen soll; wenn wir selbst unsere Phantasie durch

den Forschungstrieb ermüdet fühlen: so dürfen wir nicht daran zweifeln, daß wir einer glücklichen Epoche entgegengehen, in der sich alle unsere Fähigkeiten in Schöpfungen einer neuen Gattung vereinigen werden. Die Völker empfinden heutzutage denselben Eindruck, den ein Jüngling empfangen würde, der sich lange Zeit mit schöner Litteratur beschäftigt hat und danach bei seinen Studien zu den ersten Wissenschaften gelangt. Der Reiz seiner früheren Beschäftigungen würde schwinden, und eine lebhaftere Wißbegierde an ihre Stelle treten; aber nach Abschluß seiner Bildung wird ihm Alles in seiner wahren Bedeutung erscheinen.

Zu einer diesem individuellen Wilde entsprechenden Epoche werden wir einst gelangen. Die Gesetze des Seins, die Bedingungen der Wahrheit, welche auf diese Weise auf einmal in zahllosen verschiedenen Gestalten auftreten, werden die Phantasie anregen. Eine neue Begeisterung, welche sich auf eine solidere Basis gründet als auf die idealisirende Nachbildung anmüthiger Träume, wird unsere Dichter beleben. Statt das Universum nach unserer willkürlichen Laune zu gestalten, werden sie es darstellen, wie es wirklich ist; und wenn der Genius je diesen neuen Pfad betritt, so wird er mit Bewunderung wahrnehmen, daß künstlerisches Schaffen nur ein Nachbilden ist und in der Ergänzung mangelhafter Theile eines Gemäldes besteht, welches er einst als ein Ganzes wird darstellen können.

* * *

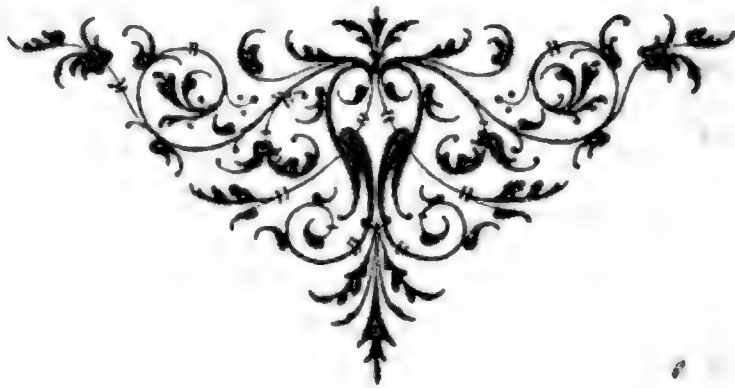
So weit die Ausführungen der Sophie Germain. Sub specie aeterni betrachtet sie die Welt — das ist das höchste Lob, welches ihr gezollt werden kann.

Zum Theil ist ihr Programm von den Naturalisten angenommen worden, aber, wohl-gemerkt, nur zum Theil. Der Mann, der es wirklich voll und ganz in die Praxis übertragen hat, ist — hier lassen wir dem Verfasser das Wort (Schlußkapitel, Seite 227 bis 270) — Wilhelm Jordan, dessen Epos „Nibelunge“ „das Muster einer Dichtung ist, in der Poesie und Wissenschaft in großartiger Harmonie vereinigt sind“ (S. 239). Theoretisch ergänzend treten dazu die „Epischen Briefe“. Was speciell unser Zeitalter, d. h. die Zeit der wissenschaftlichen Forschung, von einem Dichter verlangt, das ist die „Poesie der wissenschaftlichen Erkenntniß“. Der Dichter soll nach Jordans Forderung mit der Methode oder wenigstens mit den Ergebnissen jeder Wissenschaft seiner Epoche vertraut sein; nicht um selbst in den einzelnen Fächern etwas zu leisten, sondern um die hellsten Strahlen des wahren Zeitbewußtseins in einem Brennpunkte zu vereinigen und mit ihnen seine poetischen Bilder zu entzünden; um Vergleiche, Anschauungen, enthüllte Geheimnisse und Gesetze des Lebens und der Natur aus allen Gebieten herbeizuziehen; um im Ueberblick mehr von Allem zu wissen als jeder Andere und so mit Sicherheit den Zukunftspunkt des Horizontes anzuzeigen, nach welchem die Nation steuern soll, das Ideal zu offenbaren, welches sie im Laufe der kommenden Geschlechter zu erfüllen hat. Im Gegensatz zu dieser großen Aufgabe der Dichtung hebt Jordan die Ausartung hervor, in welcher sie zu einem tändelnden Spiel mit liebenswürdigen Kleinigkeiten herabgesunken war. Das Epos, nach Jordan die vornehmste Dichtungsform, hat die alten Götter und Helden der Nation zu Trägern neuer Glaubenslehren, neuer Bestrebungen zu machen. Sie sind die heiligen Gefäße der Tradition, zugleich aber auch die Vorkämpfer der die Herzen des Volkes bewegenden Zukunftshoffnungen seiner religiösen, gesellschaftlichen und politischen Ideale. So wenig berechtigt im Epos moderner Stoff ist, so sehr ist dagegen zu betonen, daß die prägende Idee modern sein soll. Der Dichter vermag auf seine Zeitgenossen und ihre Nachkommen nur als Sohn seiner Zeit zu wirken, welcher dem Wissen und Glauben seiner Epoche treffenden Ausdruck zu geben weiß. Der Dichter hat das echt menschliche und daher Ewige der neuen Lebens- und Weltanschauung in der Vermählung mit dem echt Menschlichen und Ewigen im Glauben und in den Thaten der Vorfahren zur Darstellung zu bringen. Wie in den Wissenschaften der Entdecker

und Erfinder nur geringen Anspruch hat, seine That das zu nennen, was längst in der Luft lag und was ohne Zweifel auch ohne ihn hätte geschehen müssen, so kann auch in der Poesie von Erfindung im strengen Sinne keine Rede sein. Sie ist recht eigentlich die Kunst der Tradition, ihr höchster Gegenstand ist Altererbes. Nur solche Dichter sind groß geworden, welche die lebendige Poesie ihres Volkes künstlerisch gestalteten; man denke an Faust, Tell, Shakespeare's Dramen! Mit Unrecht klagt man die Nation an, den idealen Sinn verloren zu haben. Wenn der Poet nur die vorhandenen Schätze zu heben weiß, dann zeigt ihm auch die Nation, daß ihre Empfänglichkeit sich nicht im Geringsten vermindert hat.

Diese Empfänglichkeit würde sich noch steigern — so ungefähr schließt Göring seine Betrachtungen über Jordan's „Nibelunge“ als Erfüllung des Ideals der Sophie Germain — wenn der Dichter selbst sich entschloße, eine verkürzte Ausgabe seines großen Epos für Schule und Familie zu veranstalten. Es wären da die „Steppen“ auszuscheiden, von denen kein großes Dichterwerk frei ist, und auch Jordan's Nibelunge nicht; es wäre ähnlich zu verfahren wie in Ausgaben der Odyssee für Schule und Haus, z. B. in der von Dr. Kuttner in Frankfurt a. M. welche auf $\frac{3}{4}$ des ursprünglichen Umfanges zusammenschmolzen ist, an dichterischem Werth jedoch nichts verloren hat.

Der siebenzigste Geburtstag des Dichters Wilhelm Jordan wird am 8. Februar 1889 begangen. Das gebildete Frankfurt rüstet sich, seinen großen Mitbürger — dessen Bild diese Monatschrift im August 1882 brachte — in angemessener Weise zu feiern. Das Freie Deutsche Hochstift, der Schriftsteller- und Journalistenverein und der Verein akademisch-gebildeter Lehrer haben die erste Anregung zur Feier gegeben. Hoffentlich aber wird die Bedeutung des Tages auch weiteren Kreisen des ganzen deutschen Vaterlandes lebendig; hoffentlich wird er nicht nur eine vorübergehende Festesstimmung erzeugen, sondern zu erneuerter und dauernder Verfenkung in die Werke des Dichters den Anstoß geben!



liche Umgebung und Staffage führt, sind für Henschel auch hier die Personen die Hauptsache, und auch auf eng begrenztem Felde deutet er gern eine bewegte, manchmal selbst leidenschaftlich bewegte Handlung an, aus deren Fortschreiten ein besonders fruchtbarer Moment geschickt herausgegriffen ist. Man vergleiche den „Ueberfall“ (Nr. 13: Mädchen auf dem Milchwagen, vom heimkehrenden Wanderburschen überrascht); oder die „Natale Situation“ (Nr. 27: Mauerbursche auf dem Gerüst); „In Schwulitäten“ (Nr. 12: Giltiger Reisender im Hotel, mit Anziehen eines vertauschten Stiefels sich quälend); „Spröde Leckerbissen“ (Nr. 23) u. v. a. An das Jahr 1886 erinnert Nr. 3: „Sonnenfinsterniß“, wo sechs Paar alte und junge Augen durch geschwärzte Gläser aus einer



Brüderliche Lieb'.

Aus: H. Henschel's Skizzenbuch III. Verlag von W. Henschel, Frankfurt a. Main.

Dachlücke heraus sich bemühen, möglichst viel von dem wunderbaren Naturereigniß zu erfassen.

Eine reizvolle Folge bilden die vier Bilder zu Hofegger's Gedicht „Därf ich's Dirndl liaba“; und vielleicht die Perle der Sammlung (Nr. 30) ist die Illustration zu dem lieblichen Ständchen von Robert Reinick: „In dem Himmel ruht die Erde, Mond und Sterne halten Wacht,“ welche den Schluß des schönen Bandes bildet. R.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft.

Im Auftrage der historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von J. Jastrow, VII. u. VIII. Jahrgang 1884 u. 1885. Berlin, W. Gaertner (Hermann Geyfelder).

Ein so nütliches Unternehmen, wie es diese Jahresberichte sind, werden wir nach wie vor regelmäßig zur Kenntniß unserer Leser bringen, unbekümmert um die Auslegung, welche unsere Besprechung des sechsten Bandes von Seiten eines Recensenten in den Göttinger Gelehrten Anzeigen gefunden hat.

Die Leitung der Jahresberichte ist von dem Triumvirat der ersten Redaction allmählich in die Hand eines Einzigen übergegangen. Auch äußerlich tritt somit die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Gebiete der Geschichtswissenschaft hervor, ein Vortheil, der gegenüber der herrschenden Neigung zur Parzellirung nicht zu unterschätzen ist. Mit vollem Recht bemerkt der Herausgeber, daß die Studien über das Alterthum gegenwärtig vollständig auseinandergefallen seien nach den beiden großen Gebietsgruppen der orientalischen und der klassischen Sprachen; und daß es der großen Mehrzahl der deutschen Historiker, die sich der Geschichte des Vaterlandes in Mittelalter und Neuzeit widmen, schon fast zur Gewohnheit geworden ist, die Geschichte des Alterthums ganz bei Seite zu lassen; „dem gegenüber könne es nicht ohne Bedeutung bleiben, daß es in Deutschland wenigstens noch ein wissenschaftliches Unternehmen gebe, welches die Literatur über das gesammte Alterthum von den ersten Anfängen der ägyptischen bis zur vollen Ausbildung der griechisch-römischen Cultur in ihrem vollen Umfange verfolge und sie so auch denjenigen Historikern vor Augen rücke, denen sie sonst nur allzufern bleibe.“

Die Vorzüge, die wir dem sechsten Bande nachgerühmt haben, kehren auch bei den beiden vorliegenden Bänden wieder. Die Berichte folgen jetzt den Erscheinungen rascher, als es früher der Fall war; ein ausführliches Inhaltsverzeichnis und ein Register erleichtern die Uebersicht. Die Mitarbeiter sind angehalten, Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden und das schon durch die typographische Anordnung kenntlich zu machen. So ist trotz der enormen Zahl der besprochenen Publicationen der Umfang der Bände in vernünftigen Grenzen gehalten. Allerdings hat man dabei auf das Referat über die Geschichte der Wissenschaften verzichten müssen; dafür sind die Berichte über Böhmen, Schweden, Spanien neu hinzugetreten, die über Frankreich, Ungarn, Belgien bedeutend erweitert. Zu bedauern ist, daß weder die Mark Brandenburg noch England im Mittelalter, Holland und Rußland Jemand gefunden haben, der sich ihrer historischen Literatur liebevoll angenommen hätte. Hoffentlich gelingt es der Redaction, auch diese Lücken in den nächstfolgenden Bänden auszufüllen.

Berlin.

S. Löwenfeld. 

Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert

von Friedrich Becht. Mit 40 Silberbeilagen und zahlreichen Abbildungen im Text. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormalig Friedrich Bruckmann.

Friedrich Becht hat den größten und interessantesten Theil der Kunstentwicklung, welche er in diesem Buche schildert, selbst durchlebt, und zwar in genauer Verbindung mit den Hauptträgern derselben, erst als ihr Mitstrebender, dann als literarischer Vertreter ihrer Richtung. Fast alle die Künstler, die in seinem Buche auftreten — es sind über 500! — hat er persönlich gekannt; er sah ihre Werke entstehen, war vertraut mit den Stimmungen, aus denen sie hervorgingen, erfuhr den Eindruck, den sie auf die Zeitgenossen machten. Er wie kein Anderer war berufen, eine Geschichte der Münchener Kunst in unserem Jahrhundert zu schreiben — in diesem Jahrhundert wunderbaren Aufschwunges der Nation auf allen Gebieten.

Die Gliederung des überreichen Stoffes ist klar und übersichtlich. Nachdem der Verfasser in einer kurzen Einleitung seine allgemeinen Anschauungen von der Entwicklung der Kunst dargelegt hat, die in dem Gedanken gipfeln, daß die gesammte Culturgeschichte ein allmählicher Fortschritt zu immer größerer Ausbildung des Individuellen sei, nimmt er als Anhaltspunkte der Periodisirung die Regierungszeiten der bairischen

Fürsten von Karl Theodor bis auf König Ludwig II., jede Periode mit persönlicher Charakteristik des Monarchen und mit geistvollem Ueberblick der Verhältnisse Baierns und Deutschlands eröffnend. Den Abschluß bildet eine systematisch geordnete Schilderung der Malerei, der vervielfältigenden Künste und des Kunstgewerbes der Gegenwart.

Es ist unmöglich, auf dem engen uns zugemessenen Raume die Fülle von Stoff auch nur andeutend zu analysiren, welche in den bei aller Knappheit des Ausdrucks ungemein inhaltreichen, oft durch geistreiche Wendungen und gelegentlich durch schlagenden Witz belebten Charakteristiken der Künstler und der Kunstwerke enthalten ist. Die Darstellung von Saulbach's Wirken — die freilich nach der Anlage des Werkes auf drei verschiedene Stellen vertheilt werden mußte — heben wir als eine unter vielen meisterhaften hervor. Einige Proben der oft subjectiven, aber stets consequent durchgeführten und geistvoll begründeten allgemeinen Urtheile des Verfassers hat diese Monatschrift schon bei Besprechung der ersten Lieferung (im Septemberheft 1887) mitgetheilt. Von dem vollendeten Werke läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß es an zuverlässigen Daten, wie an belehrenden und anregenden Urtheilen reicher ist, als irgend eine andere Kunstgeschichte der Gegenwart.

Erläutert und veranschaulicht ist der Text durch eine große Zahl von Vollbildern und kleineren Illustrationen. Die Auswahl derselben ist fein überlegt und unterstützt vortrefflich den belehrenden Zweck des Werkes. Die Ausführung der Nachbildungen ist leider nicht überall derartig, daß sie selbst einen Kunstgenuß gewähren könnte. Dem Referenten wenigstens wären vom ästhetischen Standpunkte einige gute Stiche und eine geringere Anzahl von Holzschnitten lieber gewesen als diese zahlreichen Zinkägungen, in deren eintönigem Grau die scharfen Umrisse und die Gegensätze der Farbentöne — namentlich bei Landschaftsbildern — allzuleicht verloren gehn. Der Druck ist gut, der Einband würdig und geschmackvoll. R.

Geographische Literatur.

Ländertunde von Europa. Herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von A. Kirchhoff. Zwei Theile. Prag, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag.

Das großartig angelegte Lieferungs-
werk hat schon im XLII. Bande (125. Heft) dieser Zeitschrift eingehende Besprechung erfahren; es waren damals auch einige Illustrationsproben beigegeben worden. Heute liegen dem Referenten weitere Lieferungen, 26—61, vor, und er kann seine früheren Auslassungen über die Vortrefflichkeit des Buches aus vollster Ueberzeugung bestätigen. Die Lieferungen 26 bis 48 enthalten mit Ausschluß von 35 und 36, welche den Schluß des deutschen Reiches sammt einem Register bringen, die Darstellung Oesterreich-Ungarns von Alexander Supan, dem Nachfolger Petermanns in der Redaction von „Petermanns Mittheilungen“ und Verfasser eines der besten Lehrbücher über „physische Geographie“; man konnte also mit Sicherheit auf eine gediegene Arbeit rechnen, wird aber von der ganzen Art der Auffassung, der übersichtlichen Gliederung des reichen Stoffes und der einfachen und schönen Darstellung doch noch freudig über-

rascht. Besonders gut hat dem Referenten die Betrachtung über den Einfluß der geographischen Verhältnisse auf die politischen Grenzen und der Abschnitt über die Ostalpen gefallen, in welchem keine irgend nennenswerthe Monographie unbenutzt ist. Wie Bend hat auch Supan überall die natürliche Abgrenzung, nicht die politische seiner Darstellung zu Grunde gelegt. — Mit der 48. Lieferung beginnt die Beschreibung der Schweiz, welche in der 54. endet und von Prof. Egli, einem Sohne der Schweiz, verfaßt ist. Derselbe hat sich mit Prof. Heine und Dir. Willwiler in Verbindung gesetzt, von denen jener den geologischen, dieser den klimatologischen Theil bearbeitet hat. Was der Verfasser in den einleitenden Worten verspricht, hat er durchaus gehalten: zum Licht ist der Schatten gefellt und in Lob und Tadel Maß gehalten, ein Grundsatz, welcher sonst gerade der Schweiz gegenüber selten zur Anwendung gekommen ist. Nachdem dann das kleine Fürstenthum Liechtenstein (S. 419) mit wenigen Worten abgemacht ist, folgen in Lief. 54 bis 57 die Niederlande und 57—59 Belgien, beides von Albrecht Bend,

dessen gründliche Kenntnisse in der geographischen, namentlich geologischen Wissenschaft auch in diesem kurzen Abriss auf's Hellste zu Tage treten. Ueber die Darstellung Frankreichs von Prof. Hahn wollen wir unser Urtheil verschieben, weil uns heute noch zu wenig Material vorliegt.

Die Illustrationen, welche dem Werke theils auf besonderen Blättern, theils im Texte beigegeben sind, zeichnen sich nach wie vor durch geschickte Auswahl und vortreffliche Ausführung aus. hj.

Der Nachbar im Osten. Cultur- und Sittenbilder aus Rußland. Von Dr. A. Fränkel. II. Band. Hannover, Selwing'sche Verlagsbuchhandlung.

Das Buch enthält fünf Capitel: 1. Die Umgestaltung des russischen Lebens unter Alexander II. 2. Bilder aus der Landschaft seit der Aufhebung der Leibeigenschaft bis auf die unmittelbare Gegenwart. 3. Lebensdauer und Bevölkerungszunahme. Zustand der Landwirthschaft. Wandererwerb und häusliche Kleingewerbe. 4. Panславismus und Deutschenhaß. 5. Nihilismus. Die beiden letzten Capitel sind in gar zu großen Zügen gehalten, als daß sie dem Bedürfniß desjenigen, der sich gründlich orientiren wollte, genügen könnten; auf diesem Gebiete haben wir bereits umfangreichere und gediegenere Werke älteren Datums. Dagegen werden das 1. und 3. Capitel sehr gern gelesen werden, weil sie vieles Neue in anschaulicher Weise vorführen; auch die zahlreichen, unmittelbar aus dem Leben gegriffenen Erzählungen des 2. Capitel's geben in ihrer Gesamtheit einen vortrefflichen Ueberblick über die Lage des russischen Landvolkes. Die Darstellung ist lebendig und interessant, eben weil der Verfasser mit den russischen Verhältnissen wohl vertraut ist. hj.

England. Von E. F. Krause. Dresden und Leipzig, G. Pierson.

Das Buch sollte einfach „London“ betitelt sein, denn vom Leben Englands außerhalb der Hauptstadt erfährt man so gut wie nichts. Der Verfasser versteht gut zu beobachten und die fremden Verhältnisse ihrem eigentlichen Werthe nach richtig zu schätzen, denn er sucht die Eigen thümlichkeiten des Landes und Volkes aus der natürlichen historischen Entwicklung zu erfassen und zu erklären; seine Vergleiche englischer Eigenarten mit analogen deutschen oder französischen Erscheinungen fallen daher durchaus zutreffend aus. Die Sehenswürdigkeiten Londons sind recht

ausführlich geschildert, nur über das British-Museum schweigt sich der Verfasser fast völlig aus, und das ist ein harter Vorwurf, den Referent ihm machen muß. Ebenso unangenehm fällt die Schreibweise auf: die unglaubliche Nachlässigkeit im Satzbau, der sich überdies häßliche Druckfehler zugesellen; die zuweilen ganz unpassend gebrauchten Epitheta, z. B. Napoleon's I., der mit dem Adjectivum „berüchtigt“ abgefertigt wird; endlich zahlreiche historische Bemerkungen primitivster Art, z. B. über die Magna Charta (S. 131) oder über Maria Stuart (S. 151). Referent hält es durchaus nicht für unmöglich, daß das immerhin interessante Buch eine zweite Auflage erlebt; dann sollte aber Verfasser eine gründliche Durchsicht vornehmen oder noch besser vornehmen lassen. hj.

Aegypten, Palästina und Syrien.

Zweite Aufl. Mit 11 Karten, 17 Plänen, 45 Textbildern. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Dieser soeben in neuer Auflage erschienene Band der Sammlung von „Meyers Reisebüchern“ schließt sich genau an Meyers „Türkei und Griechenland“ an und ist von den besten Kennern des Orients bearbeitet (Aegypten von H. Brugsch-Bascha). Der Führer geleitet uns über Alexandria nach Kairo und zu den Pyramiden, weiter auf der Nilfahrt zu den Wunderbauten des hundertthorigen Theben (Karnak), zu den Nilkatarakten, nach der Insel Philä und Abu Simbel. Dann machen wir dem Suezcanal einen Besuch. Nördlich folgt nun die Reise nach Jerusalem und zu den geheiligten Stätten des gelobten Landes; nach Damaskus, zu den Ruinen von Baalbek, den Cedern des Libanon und hinab nach Beirut. Wer die ersten Monate des neuen Jahres noch zu einer Orientreise verwenden will und kann, der wird an dem handlichen Büchlein einen trefflichen Rathgeber haben; wer es vorzieht, die Reise in Gedanken zu Hause zu machen, findet reiche Belehrung über Geschichte, Geographie, Verkehrsverhältnisse und Sitten jener Länder in knappe Form zusammengefaßt. g.

Paschisch. Erzählungen aus dem modernen Aegypten von Otto Fuchs (Talab). Dresden und Leipzig, G. Pierson.

Der geistvolle Erzähler, welcher sich schon durch seine „Görbersdorfer Novellen“ vorthellhaft bekannt gemacht hat, bietet in diesem Werke sechs höchst spannende und frisch geschriebene Erzählungen aus dem

modernen Aegypten (diese Schreibweise ist der des Verfassers unbedingt vorzuziehen). Das Leben und Treiben in Kairo, das Durcheinander der Menschengattungen, die erbärmliche Lage der niederen Stände, der Hochmuth und die Despotie der besser Situirten, die Sitten und Gewohnheiten sämtlicher Bevölkerungsstufen — alles dies kommt zum einfachen und klaren Ausdruck, ohne daß der Erzähler irgendwo in einen lehrhaften Ton verfiele. Die Sprache ist fließend und poetisch; wir glauben daher, daß „Hafschich“ von Niemand ohne Interesse gelesen werden wird. hj.

Aus dem Creolenlande. Erzählungen von Gustav Meinecke. Berlin, Zenker.

Die vier Erzählungen, welche hier geboten werden, sind recht originell, sowohl im Inhalt, als in der Sprache. Diese freilich klingt weniger deutsch, als fremdländisch; aber sie entbehrt darum nicht

eines eigenthümlichen Reizes. Was der Verfasser unter „Creolen“ verstanden wissen will, erfährt man eigentlich erst aus der vierten Novelle. Die neuere geographische Wissenschaft gebraucht den Ausdruck nur von den in Amerika geborenen Nachkommen romanischer Völker (Spanier, Portugiesen, Franzosen), so daß die Bedeutung des Wortes seiner Ableitung von *crescere* = nachwachsen entspricht. Der Verfasser dagegen versteht unter Creolen Weiße, die mehr oder weniger mit Negern vermischt sind, also einen Menschenschlag, den man im Allgemeinen als Mulatten, im Besonderen, je nach dem Grade ihrer Mischung, als Terzeronen, Quarteronen, Quinteronen u. s. w. bezeichnet. — Ihrem Inhalte nach sind die Erzählungen wohl geeignet, über die socialen Verhältnisse von Louisiana und Mexico Aufschluß zu gewähren. hj.

Bibliographische Notizen.

Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Es giebt wenige Männer der Gegenwart, die von Geburt und Umständen so begünstigt waren, wie der Verfasser dieser Erinnerungen. Von Natur mit namhaftem Talente ausgestattet und durch die Wohlhabenheit seiner Familie von der Sorge um eine Berufsstellung befreit, hat Graf Adolf Friedrich von Schack wie wenige seiner Zeitgenossen immer nur seiner eignen Vervollkommnung und der Verwirklichung seiner Ideale leben können. Er hat auf dem Gebiete der Dichtung und auf dem Gebiete literarhistorischer Forschung große und verdiente Erfolge errungen. In seinen Erinnerungen und Aufzeichnungen schildert er Menschen und Dinge, die er kennen gelernt hat, vielleicht nicht eingehend und tief genug, aber mit großer Annuth und Feinfühligkeit. Er steht mit vollem Bewußtsein vielfach im Widerspruch zu allgemein verbreiteten Ansichten, besonders in der Schätzung von wissenschaftlichen und dichterischen Erzeugnissen, und spricht mit großem Freimuth seine der hergebrachten Meinung widersprechenden Ansichten aus. Man macht durch diese Aufzeichnungen mit einer großen Anzahl hervor-

ragender Männer aller Lebensstellungen in der angenehmsten Weise Bekanntschaft. Und wie mit den Menschen, so ist es auch mit Ländern und Städten, denn Graf Schack ist außerordentlich viel gereist und hat Alles mit dem Blicke eines geschmackvollen, hochgebildeten Mannes betrachtet. Es giebt wohl wenige Männer, die Gelegenheit hatten, so Vieles kennen zu lernen, wie Graf Schack. „Ein halbes Jahrhundert“ tritt als eine gewisse Ergänzung neben desselben Verfassers „Meine Gemäldesammlung“, nur daß in letztgenanntem Buche weniger Einzelheiten, und diese mit größerer Ausführlichkeit behandelt werden. rl.

Die Benivieni-Büste des Giovanni Bastianini. Von N. Becker, Directorialassistent und Bibliothekar am Schlesienschen Museum der bildenden Künste. (Schriften des wissenschaftlichen Vereins zu Breslau I.) Breslau, S. Schottlaender.

Wir begrüßen es mit aufrichtiger Freude, daß der wissenschaftliche Verein zu Breslau, über dessen Geschichte ein kurzes Vorwort orientirt, begonnen hat, ausgewählte Vorträge und Schriften seiner Mitglieder in zwanglosen Hefen herauszugeben. Die erste Publication erzählt von

einem nach diesen Seiten hin interessanten kunstgeschichtlichen Streite. Ein Bildwerk war von deutschen und französischen Kunst Kennern für eine Portraitbüste des fünfzehnten Jahrhunderts, den Hieronymus Benivieni († 1542), Zeitgenossen und Freund des Pico von Mirandola darstellend, gehalten und also solche um hohen Preis für die Pariser Museen erworben worden, während es nach Veders — durch zwei Nachbildungen in Lichtdruck unterstühter — Darlegung nicht bezweifelt werden kann, daß die Büste das nach lebendem Modell gearbeitete Werk eines höchst talentvollen modernen Bildhauers (Giovanni Bastianini aus Fiesole, † 1868) ist, der sich eine so vollendete Meisterschaft im Stile der großen Florentiner des 15. Jahrhunderts angeeignet hatte, daß die gewiegtesten Kenner getäuscht wurden.

Wir wünschen dem sehr ansprechend ausgestatteten und für billigen Preis käuflichen Hefte ebenso wie seinen Nachfolgern — die hoffentlich nicht lange ausbleiben werden — den besten Erfolg. R.

Rom und die Römer. Von Aristide Gabelli. Aus dem Italienischen übersetzt von Dr. Rudolf Lange. Neuhaldensleben, N. Bessers Nachfl. (Ernst Pflanz).

Bei Gelegenheit der letzten Pariser Weltausstellung gab die italienische Regierung eine Sammlung wissenschaftlicher Monographien über Rom und die Campagna heraus, zu welcher Gabelli die Einleitung verfaßte. Im Jahre 1881 erschien dieselbe zuerst als selbständiges Buch und wird nunmehr nach der 4. Auflage durch Dr. R. Lange in guter Uebersetzung den deutschen Lesern zugänglich gemacht.

In anregender, fesselnder Weise, schildert der Verfasser die römischen Verhältnisse zur Zeit der päpstlichen Herrschaft, die verderblichen Einflüsse derselben auf die Stadt und ihre Bewohner und im Gegensatz hierzu die glückliche, hoffnungsvolle Entwicklung, die seit 1870, seitdem Rom die Hauptstadt des geeinten Italiens geworden, sich überall bemerkbar macht. Das Bild, welches Gabelli von der römischen Bevölkerung und ihrem Charakter entwirft, dürfte an einigen Stellen als in zu günstigem Licht gehalten erscheinen; doch verschweigt er keineswegs die Schattenseiten: er ist sichtlich bemüht, Lob und Tadel nach Gebühr zu vertheilen. Den Zweck, so manche unberechtigten Vorurtheile, welche über Rom und die Römer verbreitet sind, zu zerstreuen,

und richtigeren Anschauungen Eingang zu verschaffen, wird der Verfasser mit seiner von edler Begeisterung und Vaterlandsliebe getragenen Darstellung in vollem Maße erreichen. sb.

Geschichte der griechischen Künstler.

Von Heinrich Brunn. Zweite Auflage, Lief. 1. Ebner und Seubert (Paul Neff).

So weit wir nach dem vorliegenden Anfange des auf ca. 15 Lieferungen berechneten Werkes urtheilen können, ist nicht eine durchgreifende Neubearbeitung, sondern nur ein Neudruck der ersten Auflage beabsichtigt, die in den Jahren 1853 und 1859 erschien. Die Aenderungen beschränken sich fast ausschließlich auf die Ziffern der Citate. Bei den bedeutenden Erfolgen, welche in den letzten drei Jahrzehnten die Wissenschaft gerade auf dem Gebiete der griechischen Kunstgeschichte zu verzeichnen hat, können wir unser Bedauern nicht unterdrücken, daß dieselben unberücksichtigt geblieben sind. Gleichwohl wird auch in der jetzigen Gestalt das gediegene Werk durch die klare und übersichtliche Darstellung eine treffliche Einführung in die Geschichte der griechischen Künstler und der griechischen Kunst gewähren; auch die in jeder Beziehung elegante Ausstattung des Werkes verdient Anerkennung. Die erste Lieferung enthält die Einleitung und von dem ersten Buche („Die Bildhauer“) den ersten und den Beginn des zweiten Abschnittes, bis zur achtzigsten Olympiade herabreichend. sb.

Die Kunst und das Schöne von Wilhelm Koopmann. Cassel, N. Frenschmidt.

Das Heftchen liest sich wie der mit „gut“ censirte Aufsatz eines braven Primaners. Der Herr Verfasser hat es wohl nur drucken lassen „seinem Liebchen zu Gefallen“? Dieses sowie alle jungen Damen, die die Selecta einer höheren Töchterschule zieren, werden ihre Freude daran haben, namentlich auch an dem schönen Papier, den rothen Randabstrichen und dem wunderhübschen Druck. mk.

Geschichtsschreiber der deutschen

Vorzeit. Zweite Gesamtausgabe (unter Leitung von W. Wattenbach). Leipzig, Dyk.

Bei der wenig wissenschaftlichen Art, in welcher unzählige populäre Geschichtswerke abgefaßt sind, ist es unsere Pflicht, immer wieder auf jene Schriften hinzuweisen, aus denen die Zeitgenossen der Er-

eignisse unmittelbar zu uns reden, auf jene Sammlung von Quellen, welche unter dem Titel der Monumenta Germaniae jedem gebildeten Deutschen wenigstens dem Namen nach bekannt sind. Schon früh hatten die beiden Männer, denen wir die Gründung derselben verdanken, der Freiherr vom Stein und G. H. Berg, den Gedanken gefaßt, die hervorragendsten mittelalterlichen Geschichtsschreiber in deutscher Uebersetzung zu veröffentlichen. Es hat allerdings längere Zeit gedauert, bis man zur Verwirklichung des Planes kam; allein nachdem 1843 durch eine königliche Subvention die dazu erforderlichen Mittel beschafft waren, erschienen Jahr für Jahr eine Anzahl Lieferungen. Diese wortgetreuen und dabei doch lesbaren Uebersetzungen, denen orientirende Einleitungen über die Zeit und die Bedeutung jedes Autors vorangeschickt waren, haben sich schnell den Beifall der Gelehrten und Gebildeten erworben. Um so größer war das Bedauern, als Berg durch sein hohes Alter gehindert wurde, der Arbeit in der früheren Weise vorzustehen. Die Theilnahme des Publikums blieb den bisher erschienenen Bändchen dennoch erhalten. Das veranlaßte die Verlagsbuchhandlung, eine zweite Gesamtausgabe der Geschichtsschreiber zu veranstalten, indem zugleich der ursprüngliche, eng begrenzte Plan durch Aufnahme neuer Werke, erweitert wurde. Ferner soll die Ausgabe der Lieferungen nach der Reihe der Jahrhunderte erfolgen, während früher das chronologische Princip nicht maßgebend war. Die Leitung befindet sich in den Händen Wilhelm Wattenbachs, des bekannten Verfassers von „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter“.

Die sechszehn Bändchen, welche vor uns liegen, enthalten unter Anderm die auf Deutschland bezüglichen Auszüge aus Plutarch, Cäsar, Sueton, Tacitus; die Votengeschichte des Jordanes, die französische Geschichte Gregors von Tours, das Leben des h. Bonifaz, Paul Warnefrieds und Einharbs Leben des großen Karl. Die bloße Nennung dieser Werke spricht laut genug für die hohe Bedeutung der Sammlung, die jedem Gebildeten auf's Wärmste empfohlen sei.

Bergamos. Untersuchungen über die Frühgeschichte Kleinasiens und Griechenlands. Von Ed. Thrämer. Leipzig, B. G. Teubner.

Nicht eine Verwerthung der neuesten deutschen Ausgrabungen in Bergamon und

ihrer Ergebnisse, wie der Titel vermuthen lassen könnte, liegt uns vor, sondern ein abermaliger Versuch, in das bis jetzt nur wenig gelichtete Dunkel der ältesten Geschichte, speciell der ethnographischen Verhältnisse Kleinasiens und Griechenlands einzudringen, anknüpfend an die Landschaft Teuthrania (Ebene des Skaios) mit der späteren Hauptstadt Bergamos. Bei den häufig recht wunderlichen Resultaten, welche die Forschung bisher auf diesem Gebiete zu Tage gefördert hat, ist man leicht geneigt, derartigen Arbeiten mit Mißtrauen entgegenzutreten; um so mehr ist anzuerkennen, daß Thrämer eine Reihe von Ergebnissen gewonnen hat, welche vielfach Zustimmung finden werden. Der Einsicht, daß trotzdem noch Vieles hypothetisch bleibt, hat sich der Verfasser selbst nicht verschlossen; manche seiner Vermuthungen müssen wir als zu gewagt oder mindestens als unbegründet bezeichnen.

In der Bevölkerung Kleinasiens unterscheidet Thrämer neben der ältesten, einheimisch kleinasiatischen Grundbevölkerung, von der in späterer Zeit nur geringe Reste (wie die Tremiler in Lykien, die Beleger in Karien) sich erhalten hatten, zunächst den indogermanischen Stamm, vertreten durch die Phryger. Diese bildeten einst ein mächtiges, bis an die Küste ausgedehntes Reich, bis sie durch europäische Einwanderungen zurückgedrängt wurden. In Europa, im nördlichen Thracien ist die gemeinsame Heimat der weder semitischen, noch indogermanischen Karer und Myser zu suchen; die ersten kamen über die Inseln des ägäischen Meeres nach Kleinasien, besetzten Karien und drangen auch nach Indien vor, wo als viertes Bevölkerungselement noch ein semitischer Bestandtheil hinzukommt, der aus Assyrien herzuweisen ist. Die Myser gingen über den Bosporus und verbreiteten sich allmählich weiter südlich. Die Bewohner der Landschaft Teuthrania selbst sind dem phrygischen Stamme zuzuwenden, also indogermanisch.

Bezüglich Griechenlands hält Thrämer die Anwesenheit von Achäern in Argolis und Lakonien vor den Doriern für Thatsache; und zwar wären diese Achäer von Thesalien her eingewandert und hätten im Peloponnes bereits eine griechische Bevölkerung vorgefunden. In den Sagen vom troischen, wie vom teuthrautischen Kriege sieht er Nachklänge wirklicher Kämpfe zwischen den äolischen Colonisten und den alten Einwohnern des Landes.

Um diesen Kern des Werkes gruppieren sich Vor- und Nebenfragen, welche den Verfasser in die verschiedensten Gebiete und Zeiten führen. Besonders gelungen scheint uns der am Anfang gegebene Nachweis von der ursprünglich europäischen Heimat der Niobe- und Pelopssagen; nicht minder reich an treffenden Urtheilen sind die Ausführungen über die homerischen Gedichte. An die Darstellung der späteren Geschichte Leuthraniens (das pergamenische Reich) knüpfen sich Excurse über die Galaterkriege der Attaliden.

Geschichte der Pädagogik. Von Dr. Karl Schmidt. Vierte Auflage von Dr. J. Dittes und Dr. E. Hannak. Erster Halbband. Götten, Schettler.

Das rühmlichst bekannte Werk des früh verstorbenen Verfassers erscheint in einer theilweise neuen Gestalt. Hannak, welchem die Bearbeitung des ersten Halbbandes zugefallen war, hat sich nicht darauf beschränkt, Einzelnes zu ändern, sondern er mußte in Rücksicht auf die Fortschritte der Wissenschaften in den letzten 24 Jahren Vieles fortklassen und Vieles zusetzen. Indessen lassen die, auch äußerlich bemerklich gemachten Aenderungen nie die Achtung vor dem verstorbenen Verfasser vermissen.

Der erste Halbband umfaßt außer der Einleitung die Geschichte der Erziehung bei den Naturvölkern, den Orientalen und den Griechen, und zwar berührt er neben der Erziehung des Kindes das gesammte Familienleben, die Stellung jener Völker zu Religion, Kunst und manches Andere. Jedem Abschnitt geht ein Verzeichniß der Quellen und Hilfsmittel voraus, welches bis in die neueste Zeit reicht. Obwohl die Darstellung überall auf gelehrter Forschung beruht, hielt sie sich frei vom trockenen Tone. Das treffliche Werk kann Jedem empfohlen werden.

Schillers Weltanschauung und die Bibel. Von Goldschmidt. Berlin, Rosenbaum und Hart.

Daß Schiller — namentlich in seinen Jugendwerken — der Lutherschen Bibelübersetzung viel verdankt, ist bekannt; daß er aber bei seiner Cassandra an den Propheten Jeremias oder gar an den Baum der Erkenntniß und den Baum des Lebens gedacht habe, das wird außer dem Verfasser kaum Jemand glauben. Ebenso unglücklich ist der Versuch, Schillers „Ideal und Leben“ als einen Commentar der Lehre Moßis hinzustellen.

Schillers lyrische Gedankendichtung in ihrem ideellen Zusammenhange beleuchtet. Von Philippi. Augsburg, Botsch.

Man darf wohl behaupten, daß die Gedankenlyrik Schillers, selbst in Kreisen, die sich zu den Gebildeten zählen, nicht mehr so bekannt ist, wie es diese Erzeugnisse einer wunderbaren Vereinigung von Philosophie und Poesie verdienen. Man schrickt in unserm unphilosophischen Zeitalter oft vor den Schwierigkeiten zurück, die sich dem Verständniß derselben entgegenstellen. Da ist ein Buch willkommen, welches wie das vorliegende in edler und verständlicher Sprache, ohne den Blüthenstaub der Poesie abzustreifen, die Gedanken entwickelt, die den Inhalt der philosophischen Gedichte Schillers von der „Resignation“ bis zur „Kloke“ bilden. Sie alle bewegen sich als um ihren Mittelpunkt um das nämliche Urbild harmonischen Menschenthumes. Bei aller Bewunderung für den großen Dichter ist Philippi doch unbefangen genug, da, wo ihm Schiller zu irren scheint, seine abweichende Meinung bestimmt, wenn auch in bescheidener Form auszusprechen. Besonders gelungen ist die Zusammenstellung am Schlusse.

Friedrich Theodor Vischer. Ein Charakterbild. Allen Freunden gewidmet von J. E. v. Günther. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.

Der Verfasser, welcher mit dem verstorbenen Aesthetiker befreundet war, bietet in seinem Büchlein nicht viel Neues und Bedeutendes, immerhin aber des Interessanten genug, und wir stehen nicht an, die Arbeit bei ihrem Erscheinen freundlich willkommen zu heißen. Wie finden in ihr eine große Anzahl Briefe von Vischer an den Verfasser, in denen freilich, wie es der Charakter derselben als Freundesbriefe mit sich bringt, die Persönlichkeit des großen Aesthetikers mehr von der rein menschlichen und gesellschaftlichen Seite anschaulich wird. Aber der schlichte, treue, kernhafte Mensch, der aus ihnen spricht, ist doch immer auch der Aesthetiker, von dessen Arbeit wir Alle noch zehren, und der entschiedene, weitblickende Politiker, dem die Ereignisse Recht gegeben haben; wer die „Aesthetik“ und die „kritischen Gänge“ kennt, erkennt ihn auch hier leicht wieder. Neben der Persönlichkeit Vischers treten uns auch andere bedeutende Männer seines Kreises menschlich nahe, so Blanck und besonders Ed. Mörike. Die Darstellung

Herrn von Günther's zeichnet sich aus durch wohlthuende Wärme, Ehrlichkeit und pietätvolle Gesinnung. Leider bricht sie mit dem Jahre 1875 ab, in welchem der Briefwechsel aufhörte, an dessen Stelle der durch Günther's Wohnungswechsel ermöglichte Gedankenaustrausch von Person zu Person trat. mk.

Ein Blick in unsere Zeit. Von Dr. Heinrich Spitta. 2. Abdruck. Freiberg i. V., J. G. V. Mohr (Paul Siebeck).

Eine Rede voll patriotischer Begeisterung, in der dem deutschen Volke der Spiegel vorgehalten werden soll, damit es erkenne, wie es ist und zugleich, was ihm noch Noth thut, damit es sei, wie es soll. Der Standpunkt freilich des Verfassers ist derart, daß ihn die wenigsten unserer Leser theilen dürften. Spitta ist Antisemit vom reinsten Wasser; er adoptirt den bekannten Satz des Herrn Treitschke; „Die Juden sind unser Unglück;“ er mahnt: „Deutsches Volk, werde hart! Wahre dein Hausrecht!“ Darum, wen es angeht, möge aufmerken: Diese Rede aus dem Munde eines hochangesehenen Mannes, gehalten nicht etwa in der tabaksdunstigen Atmosphäre eines Biertempels, sondern bei feierlicher Gelegenheit und an einer Stätte festlicher Weihe, ist für den Nachdenklichen — ein Zeichen der Zeit. mk.

Die Frage des internationalen Arbeiterschutzes. Von Dr. Georg Adler, Docent an der Universität Freiburg i. V. — München und Leipzig, G. Hirth.

Während die bisherigen nationalökonomischen Arbeiten Adlers sich auf historischem und dogmatischem Felde bewegten, ist er hier zum ersten Male an eine praktische Frage der Socialpolitik herangetreten, nicht vom einseitigen Standpunkt einer politischen Partei oder eines wirtschaftlichen Interessentenkreises, sondern mit dem unbefangenen Auge des wissenschaftlichen Forschers, der sich nur von sachlichen Erwägungen leiten läßt. Das Ergebnis derselben geht, kurz zusammengefaßt, dahin, daß der nationale Arbeiterschutz, wie er durch die moderne Gesetzgebung in den civilisirten Staaten Europas in größerem oder geringerem Umfang eingeführt worden ist, einerseits nicht im Stande ist, den der heutigen capitalistischen Produktionsweise immanenten arbeiterfeindlichen Tendenzen vollwirksam zu begegnen, andererseits unter

Umständen die nationale Industrie schädigen und in ihrer Concurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte beeinträchtigen kann. Er bedarf daher einer Ergänzung durch internationalen Arbeiterschutz, der die Schäden des nationalen paralyßirt, seine Segnungen erhält und verstärkt und seinen vollständigeren Ausbau ermöglicht. Die allmähliche Entwicklung dieser Idee einer internationalen Arbeitergesetzgebung wird mit großer Belesenheit dargestellt und die Möglichkeit ihrer Verwirklichung gegenüber den theoretischen Bedenken einiger Socialpolitiker vertheidigt und auf ihre praktischen Aussichten hin geprüft, und zwar dies Alles nicht mit utopischem Optimismus, sondern in nüchterner und verständiger Abwägung der realen Mächte auf dem socialen und politischen Gebiete. Ein mühsam zusammengetragenes Material ist mit großem Fleiße verarbeitet und in wohlüberlegter logischer Anordnung zu einer Folge von Argumenten aufgebaut, deren zwingender Beweisskraft sich der objective Leser nicht entziehen kann. Möchte die lezenswerthe Schrift dazu beitragen, die bereits im Fluße befindliche Bewegung zu Gunsten der Einführung eines internationalen Arbeiterschutzes in weitere Kreise zu leiten und zu fördern. H.

Geschichte des Aberglaubens. Von Dr. S. Rubin. Aus dem Hebräischen übersezt von G. Stern. Leipzig, G. Thiele.

Der Verfasser beleuchtet in der Einleitung die subjectiven und objectiven Vorbedingungen des Aberglaubens und giebt sodann in sieben Abschnitten (Weissagung, Geisterwelt, Wissen verborgener Dinge, Alchymie, Geheimmittel, Zauberei, Allerlei) eine reichhaltige Sammlung von Belegen abergläubischer Vorstellungen und Gebräuche bei verschiedenen Völkern. Die belehrende Schrift hält sich auf dem Standpunkte besonnener Aufklärung. p.

Haushygiene für Mädchen und Frauen. Herausgegeben von E. Angerstein und G. Eckler. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin.

Bei dem Eifer, mit welchem unsere Zeit auf die gesunde Erziehung auch des weiblichen Geschlechtes bedacht ist, wird diese von zwei theoretisch und praktisch bewährten Kennern des Turnwesens herausgegebene, durch leicht verständliche Abbildungen veranschaulichte Anleitung auf vielen Seiten freudig begrüßt werden. t.

Minni's Leiden und Freuden. Erzählung für die heranwachsende weibliche Jugend von H. Waldemar. Erlangen, Palm und Enke (Carl Enke).

Diese für das „Bachschalter“ berechnete und wohl geeignete Erzählung schildert die kleineren und größeren Leiden und Freuden eines jungen Mädchens im elterlichen Hause, in der Pension, in ihrer Stellung als Erzieherin bis zu dem die jugendlichen Leserinnen gewiß befriedigenden Abschluß, mitunter freilich in etwas schablonenmäßiger Weise. Die von einer Pensionsgenossin an der „Heldin“ wegen verächtlicher Freundschaft genommene Rache ist ebenso böshaft, wie psychologisch unwahrscheinlich. Da jedoch der Verfasser es sonst gut versteht, sich die Anschauungsweise junger Mädchen zu eigen zu machen, und zugleich alles aufdringliche Moralisiren und Belehren, in das manche bekanntere Jugendschriftsteller verfallen, zu vermeiden weiß, so darf dem Büchlein eine nicht ungünstige Aufnahme in seinem Leserkreise verheißen werden. ow.

Ueber dem Abgrund. Roman von Georg Hartwig. 2 Bde. Breslau-Leipzig, S. Schottlaender.

Der höchst anziehend geschriebene Roman versetzt den Leser in die Zeit des polnischen Aufstandes von 1830. Ueber dem Abgrunde der politischen Kämpfe schwebt das Loos zweier liebenden Paare, welche — den Führern entgegengesetzter Parteien angehörig -- nach mannigfachen Wechselfällen einem mit poetischer Gerechtigkeit erwogenen und in dieser Hinsicht befriedigenden Abschluß zugeführt werden. Die Charakteristik ist scharf, die Schilderung der Zustände unparteiisch und anschaulich. Der Roman bietet eine fesselnde und bis zuletzt spannende Lectüre. me.

Unter den Linden. Bilder aus dem Berliner Leben von Julius Rodenberg. Dritte Folge (1887—88). Berlin, Gebr. Baetel.

Die neun in diesem Bande vereinigten Essays — Darstellungen und Blandereien aus der Vorzeit und Gegenwart des Berliner Lebens, angeknüpft an die Betrachtung der Berliner Hauptstraße und hervorragender Bauwerke in ihr, abschließend mit ergreifender Schilderung des Begräbnistages Wilhelms I. — erregten schon bei ihrem Erscheinen in der „Deutschen Rundschau“ durch Inhalt und Form berechtigtes Aufsehen und werden auch in Buchform gern gelesen werden. O.

Kapitän Marrayats Romane. Neue Lieferungs Ausgabe. Carl Ziegler, Berlin W.

Längere Zeit haben die Marrayat'schen Schriften auf dem deutschen Büchermarkt gefehlt; die Verlagshandlung füllt diese Lücke aus, indem sie in der vorliegenden neuen Ausgabe die ewig jungen Werke Marrayats auch in einem äußeren Gewande, das dem classischen, inneren Werthe derselben entspricht, zu billigen Preise bietet.

P. A. Hofeggers Ausgewählte Werke. Pracht-Ausgabe. Mit 600 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. In 75 Lieferungen. A. Hartleben, Wien.

Die uns heute vorliegenden Lieferungen 22 bis 37 der im Augustheft 1888 genauer charakterisirten Prachtausgabe von P. A. Hofeggers Werken bilden den zweiten Band der Sammlung. Derselbe beginnt mit dem ersten, historischen Roman „Der Gottsucher“, an welchen sich „Die Schriften des Waldschulmeisters“ und „Drei Dorfgeschichten“ schließen.

Von Lenz zu Herbst. Dichtungen von Günther Walling (Carl Ulrich.) Zweite vielfach veränderte Auflage. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Schon die erste Auflage dieser Gedichtsammlung hatte sich bei ihrem Erscheinen ihres poetischen Vollgehaltes wegen allgemeiner Anerkennung zu erfreuen — Beweis: Die zweite Auflage! Günther Walling weiß zu singen und zu sagen, zu erfinden und zu gestalten; wir meinen, in seinen Gedichten wird ein Jeder Etwas für das eigene Herz finden. Besonders muthen uns in ihrer Innigkeit und poetischen Schöne die Gedichte „An meine Mutter“ wohlthuend an. Dagegen möchten wir des Dichters geringschätzende Strophen gegen Mückert in der Sammlung recht gern entbehren. W.

In Luft und Sonne. Künstler- und Selbstschriftenalbum. Herausgegeben zum Besten der deutschen Feriencolonien und Sommerpflügen. Berlin, J. H. Schorer.

Nicht nur im Interesse des guten Zweckes, welchem der Meinertrag dienen soll, sondern auch um seiner selbst willen kann dieses Werk, welches in schöner Ausstattung Autographe der beiden Kaiser Friedrich III. und Wilhelm II. sowie vieler anderen Fürstlichkeiten, ferner Originalbeiträge (theils handschriftlich,

theils gedruckt) von über 120 deutschen Schriftstellern und endlich Skizzen von fast 100 deutschen Künstlern bringt, bestens empfohlen werden. R.

Die Habe eines Habenicht's. Hinterlassene Papiere des Herrn Hans Pfaffenberger. Herausgegeben von Professor G. Vohle. Oranienburg, Ed. Freyhoff.

Anspruchlose kleine Novellen, welche lebhaftes Phantasie und reiche Menschenkenntniß verrathen. Der Ton ist einfach und natürlich; ein hervorsprudelnder Humor berührt uns oft angenehm, und die frische, flotte Sprache, der man die Uebertragung aus dem Englischen nicht anmerkt, wird oft durch feine Satire gewürzt. ss.

Licht. Ein Märchengedicht von Frida Schanz. Gießen, Emil Roth.

Eine sinnige schöne Dichtung in fließender und poetischer Sprache. Nur ist die dem „Märchengedicht“ zu Grunde gelegte Handlung nicht in die nöthige scharfe Beleuchtung gerückt, wodurch der Genuß wesentlich beeinträchtigt wird. Indes ist diese liebliche Gabe der Dichterin reich an Empfindung und enthält eine Fülle poetischer Schöne. Die geschmackvolle und elegante Ausstattung ist dem Gegenstande angemessen. ss.

English Pronunciation and English Vocabulary. Methodische Anleitung zum Erlernen der Englischen Aussprache und Deutsch-Englisches Vokabular. Von Albert Benede, Director der Sophien-Schule. 6. Aufl. Potsdam A. Stein.

In der neuen Auflage dieses vortrefflichen Buches hat der bewährte Herr Verfasser die Resultate der neueren Forschung mit Fleiß und Geschick verwerthet. Jeder, der Englisch lernen will, wird das durchaus praktisch angelegte Buch mit Freuden begrüßen. ss.

Gestalten und Leidenschaften. Dichtungen von Hermann Friedrichs. Hamburg, Verlags-Anstalt J. F. Richter.

„Wenn dieses Buch Dir in die Hände fällt
Dann weiß ich, daß es Dir den Tag vergällt.“
Obwohl also der Verfasser dies weiß, hat er es sich doch nicht nehmen lassen, die Kindlein seiner Muse in die Welt zu setzen! Mit großer Präension tritt uns der Autor entgegen; doch spricht aus seinen

Dichtungen nur ein mittelmäßiges Talent, das sich noch dazu auf falscher Bahn befindet. Zahllose Geschmacklosigkeiten, Plattheiten, Manierirtheit und Mangel von dichterischem und ästhetischem Tacte machen das Buch ungenießbar. Der versuchte Humor wird zur Albernheit, und wo der Verfasser die freie Liebe dichterisch erklären will, hat er auch damit wenig Erfolg. Das Beste an dem Buche ist die geschmackvolle Ausstattung, die eines besseren Inhaltes würdig wäre. ss.

Drei rechtswissenschaftliche Vorträge in gemeinverständlicher Darstellung von Dr. Georg Cohn, Professor an der Universität Heidelberg. Carl Winter, Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.

Der Verfasser hat hier drei öffentliche Vorträge vereinigt, welche, obwohl auf gelehrten Fachstudien fußend, durch schlichte und faßliche Darstellung und Vermeidung rein juristischer Ausdrücke dem Verständniß auch des Laien keine Schwierigkeiten bereiten, vielmehr geeignet sind, das Interesse desselben für Recht und Rechtswissenschaft zu erwecken und zu befriedigen. Der erste Vortrag „Deutsches Recht im Munde des Volkes“ giebt eine geschickt zusammengereichte Auslese aus dem reichen Schatz der sinnigen und humorvollen deutschen Rechtsproverbien, insbesondere aus dem interessanten Gebiete des Eherechtes. Der zweite Vortrag beschäftigt sich mit der Frage: „Warum hat und braucht der Handel ein besonderes Recht?“ Er befürwortet die Beibehaltung der bisherigen Trennung des Handelsrechtes vom Civilrecht, ein Princip, das bekanntlich auch in dem Entwurf des neuen bürgerlichen Gesetzbuchs in Geltung geblieben ist. Der letzte Vortrag endlich schildert in einer orientirenden Uebersicht „die Anfänge eines Weltverkehrsrechts“, wie es sich in neuester Zeit, insbesondere auf den Gebieten des Wechselrechts, des Urheberrechts, des Eisenbahnfrachtrechts und des Seerechts auszubilden beginnt. Zahlreiche, hinter den Text der einzelnen Vorträge gesetzte Noten verweisen auf das denselben zu Grunde liegende reiche Quellenmaterial und die einschlägige Literatur. Der Ertrag des Buches ist zur Linderung der Ueberschwemmungsnoth in Norddeutschland Geschädigten bestimmt und theilweise bereits verwendet worden. H.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Alsborg, M.**, Anthropologie. Mit zahlreichen Tafeln, Karten und Holzschnitten. Lfrg. 4—11. Stuttgart, Otto Weisert.
- Altena, C. E.**, Der junge Goldschmidt. Dichtung, illustriert. 3. Aufl. Hamburg, Verlagsanstalt (J. F. Richter).
- Angersteln, E.**, und **G. Eckler**, Haus-Gymnastik für Mädchen und Frauen. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin.
- Baumgarten, Dr. F.**, Ein Rundgang durch die Ruinen Athens. Leipzig, S. Hirzel.
- Becker, R.**, Die Benivieni-Büste des Giovanni Bastianini. (Schriften des wissenschaftlichen Vereins zu Breslau. I.) Breslau, S. Schottlaender.
- Björnson, B.**, Das Fischermädchen. Norweg. Erzählung. Deutsch von A. Peters. 3. Aufl. Norden, H. Fischer Nachfolger.
- Boll, H.**, 430 deutsche Vornamen als Mahnruf für das deutsche Volk. Leipzig, G. Fock.
- Brink, B. ten**, Geschichte der Englischen Literatur. II, 1. Berlin, Rob. Oppenheim.
- Burckhard, M. E.**, Das Lied vom Taunhäuser. Ein romantisches Gedicht. Leipzig, J. Klunkhardt.
- Clippers, A. J.**, Der Götterfürst. Histor. Roman. Düsseldorf, F. Bagel.
- Dahm, O.**, Major. Die Hermannschlacht. Vortrag. Hanau, G. M. Alberti.
- Deutsche Encyclopädie**. Lief. 24—26. Berlin, Wiegandt & Griepen.
- Drei Kaiser von Gottes Gnaden**. Vermächtniss an das deutsche Volk von einem deutschen Theologen. Berlin, C. O. Knorr.
- Ehner-Eschenbach, M. v.**, Die Unverständigen auf dem Dorfe. 2. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.
- Ferens-Grison**, Frauenspiegel. Wien, A. Hartleben.
- Glümer, C. v.**, Novellen. (Engelhorn's allg. Roman-Bibl. V, 8.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Fiedler, F.**, Der russische Parnass. Anthologie russischer Lyriker. Dresden und Leipzig, Heinr. Minde.
- Friedlaender, L.**, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. 6. Aufl. I. Theil. Leipzig, S. Hirzel.
- Gensichen, Jungbrunnen**. Gedichte. Berlin, Gebr. Paetel.
- Golm, R.**, Lord Byron. Ein Drama. Wien, M. Breitenstein.
- Gosseck, Herin.**, Aus guter Gesellschaft. Bukarestor Roman. Hamburg, Verlagsanstalt. (J. F. Richter).
- Hansteln, A. v.**, Kaiser Wilhelms II. Nord- und Südbandfahrten. Reich illustriert von ersten deutschen Künstlern. Berlin, Deutsch-Nationaler Verlag Ferd. Lange. Lief. 1.
- Heyl, H.**, Das ABC der Küche. 2. Aufl. Berlin, Carl Habel.
- Horaz**, Auswahl seiner Lyrik. Uebers. von J. Karsten. 3. Aufl. Norden, H. Fischer Nachf.
- Katalog zu Theodor Graf's Gallerie antiker Portraits aus hellenistischer Zeit**. Mit einer Abhandlung über die encaustische Malerei der Alten von O. D. v. Richter. Selbstverlag des Eigenthümers, Wien I. Spiegelgasse 3.
- Lassar, Dr. O.**, Die Culturufgabe der Volksbilder. Berlin, Hirschwald.
- Laven, H.**, Jörg von Falkenstein. Histor. Gedicht. Trier, Paulinusdruckerei.
- Leschivo, A.**, Liebe und Leidenschaft. Eine phantastische Dichtung. — Hochsommer. Gedichte. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchh.
- Lieder und Bilder vom deutschen Meer**. Herausg. von Rudolf Eckart. Norden, H. Fischer Nachfolger.
- Lienhard, F.**, Naphtali. Drama. Norden, H. Fischer Nachf.
- Lindau, R.**, Der lange Holländer. Berlin, J. & P. Lohmann.
- Marchesi, M.**, Aus meinem Leben. Düsseldorf, Felix Bagel.
- Marvel, J. K.**, Trümmereien eines Junggesellen oder ein Buch des Herzens. Illustr. Berlin, A. Hofmann & Comp.
- Mauthner, F.**, Schmock, oder die literarische Carrière der Gegenwart. Satire. Berlin, F. & P. Lohmann.
- Mayer, Dr. F. v.**, Ueber eine historische Ethnographie Wiens. S. A. aus dem Wiener städtischen Jahrbuch für 1889.
- Meyer**, Aegypten, Palästina und Syrien. 2. Aufl. Leipzig, Bibliogr. Institut.
- Meyer's Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens**. 4. Aufl. Mit über 100 Illustrationstafeln, Karten, statist. Tabellen und Textbeilagen. Zweiter Band. I.—Zymotische Krankheiten. Leipzig, Bibliographisches Institut.
- Polybiblion**, Revue bibliographique universelle. Mémoires de décembre. Paris, 2 et 5 rue St. Simon.
- Rahmer, S.**, Physiologie. Lief. 5—10. Stuttgart, Otto Weisert.
- Raven, M.**, Schwanwitt. Ein Märchen. 6. Aufl. Norden, H. Fischer Nachf.
- Rosegger, P. K.**, Ausgewählte Werke. Mit 600 Illustr. von Greil & Schmidhammer. Lief. 31—37. Wien, A. Hartleben.
- Rossmässler, E. N.**, Die vier Jahreszeiten. 6. Aufl. mit zahlr. Tafeln und Holzschnitt-Illustrationen. — Die Geschichte der Erde. 4. Aufl., bearbeitet von Th. Engel. Lief. 12. Stuttgart, Otto Weisert.
- Sterne, C.**, Die alte und die neue Weltanschauung. Mit Abbildungen. Lief. 3—8. Stuttgart, Otto Weisert.
- Sturmhüfel, N.**, Vergessene Lieder. Leipzig, G. Fock.
- Thomas, G.**, Du Danube à la Baltique. Paris u. Nancy, Berger-Levrault & Co.
- Verhandlungen der Gesellsch. f. Erkundo zu Berlin**. Band XV. Nr. 9. Berlin, D. Reimer.
- Verne, J.**, Zwei Jahre Ferien. Autoris. Ausgabe. 2 Bände. Wien, A. Hartleben.
- Walther von der Vogelweide**, Gedichte. Uebers. von B. Wenzel. Plauen i./V., Neufert.
- Was der heilige Joseph vermag**, Autoris. Uebers. a. d. Französ. von E. Becher. (Engelhorn's allgem. Roman-Bibl. V, 7.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Wien 1848—1888**. Denkschrift zum 2. December 1888. Herausgegeben vom Gemeinderath der Stadt Wien. 2 Bände. Wien, im Commissionsverlag von Karl Konegen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1889^{er}. Frische Füllung. 1889^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade

Sprudel . .	58 ²⁰ R
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41 ⁸ "
Theresienbrunn	47 ¹ "
Neubrunn . .	47 ³ "
Marktbrunn .	34 ⁵ "
Felsenquelle .	47 "
Kaiser Karls-Qu.	33 ⁴ "
Kaiserbrunn .	39 ¹ "

— † —

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
—
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— † —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER,

*Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen
im Jahre 1887*

11,894,000

und im Jahre 1888

12,720,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,
UND REMAGEN A. RHEIN.



An unsere Abonnenten!



ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte
der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten
oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis
pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem
Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung
aus englischer Einwand und stehen solche zu Band XLVIII (Januar
bis März 1889), wie auch zu den früheren Bänden I—XLVII
stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke.
Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern
bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur)
das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

1000

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

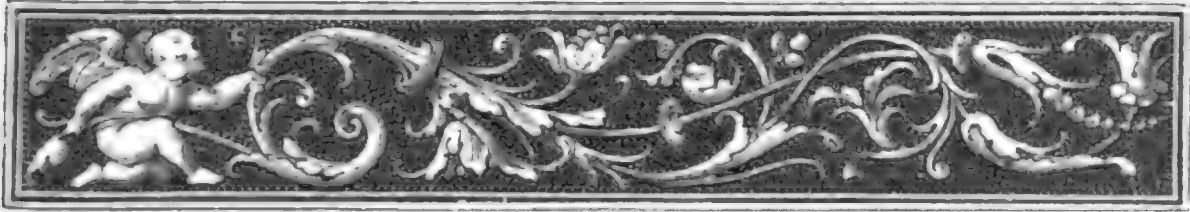
XLVIII. Band. — März 1889. — Heft 144.

(Mit einem Portrait in Radtong: Hans Hoffmann.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Erfüllter Beruf.

Skizze

von

Hans Hoffmann.

— Berlin. —

Der alte Röper vom Stolpenburger Gymnasium war nun endlich am Ziel seiner Sehnsucht, in den Ruhestand treten zu können; er war des Lehrens müde, unsäglich müde. Fünfundvierzig Jahre lang hatte er sein Amt mit dauernder Treue und endloser Qual verwaltet. Denn, um es sogleich und gerade heraus zu sagen, er war kein Pädagoge von Gottes Gnaden; er hatte es niemals verstanden, die wilden Gemüther der Jugend zu zügeln, zu leiten, seinem Geist und Willen zu unterwerfen.

Er war ein Mann, der Vieles wußte und Vieles konnte; ein Mann, der schon manchen Kreis von klugen Kennern entzückt hatte durch die schlichte Kraft seiner Beredsamkeit oder ein ander Mal durch die mühelose Annuth seines Witzes; ein Mann, den auch schon mancher beträchtliche Gelehrte beneidet hatte um die Feinheit und Fülle seiner kleinen historischen Schriften, der Früchte seiner Mußestunden; dazu war er ein guter und liebevoller Mann, dem nicht leicht ein Redlicher sein Herz versagen mochte — und doch ein Mann, der das Eine ganz und gar nicht verstand, was nun zum Unglück gerade sein Beruf war. Niemals war es ihm gelungen, eine Klasse auch nur in der nothdürftigsten Zucht zu halten, weder die sittenstolze Prima, noch die Gründlinge der Sexta, noch gar die rauhe Tertia, die Maienblüthe aller Flegelhaftigkeit: Alle spielten ihm mit gleicher Lust und Sicherheit tagtäglich auf der Nase herum. Nicht allein, daß während seines Unterrichtes alle Mal die eine Hälfte der Schüler sich unter dem Tische mit mannigfachen schönwissenschaftlichen Studien, von Grimms Märchen bis

in den Schatten zu stellen. Ueber ein ihm gespendetes Lob erröthete er noch in hohen Jahren und bemühte sich alle Mal eifrig, dasselbe auf ein tiefes Maß zurückzuschrauben und den Glauben an sein Verdienst mit den feinsten Kunstmitteln zu zerstören, ein Bestreben, das in den seltensten Fällen erfolglos blieb. Eine Pein war es ihm, sich selbst als Gegenstand der Verehrung für irgend Jemand, selbst für Knaben, hingestellt zu sehen; unter Leuten, die er an Geist oder Sitte überragte, hatte er keine Ruhe, bis er sich selbst so vielfach zerzupft und geduckt hatte, daß sie ihn nothwendig für ihres Gleichen ansehen mußten. Er konnte es nicht ertragen, daß sich Jemand neben ihm klein fühlte; vor einem Bettler schämte er sich keines anständigen Kleides, vor Ungebildeten verstellte er seine Sprache gewaltsam zu ihrer Redeweise und Aussprache.

Diese Art Thorheit nun vermochte er auch vor seinen Schülern nicht abzulegen; er empfand es wie eine Annahmung, daß er klüger und stärker war als sie, und strebte heimlich, den Unterschied nach Kräften zu verwischen und sie ja nicht merken zu lassen, wie unergründlich dumm sie waren, wie unumschränkte Gewalt ihm über sie gegeben war. Auf solche Weise erreichte er stets mit vollkommener Sicherheit das Ziel, daß sie ihn nicht als ihren Herrn und Meister, sondern wirklich als ihresgleichen oder etwas Geringeres ansahen und darnach behandelten. Und wenn nun dieser Geringe dennoch den unvermeidlichen Anspruch erhob, ihnen Befehle und Lehren ertheilen zu wollen, so nahmen sie das natürlich übel und setzten der Herausforderung ihren gerechten Troß oder Hohn entgegen.

So ward dem trefflichen Mann seine Thätigkeit eine Kette von Bitternissen, sein Amt ein Duell nimmer versiegender Leiden. Nicht daß ihm der kleine Tagesärger, die wiederholte Kränkung seiner Person über Gebühr an's Herz gegriffen hätte: allein weit darüber hinaus empfand er mit Gram und selbsteigener Pein tiefinnerlich die Seelennoth, seiner Arbeit nicht gewachsen zu sein, auf dem eigenen Felde nichts Volles zu leisten, Tag für Tag den größeren Theil seiner Mühen in's Wasser zu schütten, ja vielleicht auch manchem haltlosen Gemüthe durch Entwöhnung von straffer Zucht handgreiflichen Schaden zu bringen.

Wenn es nur angegangen wäre, hätte er längst schon am liebsten Bücher und Bakel an die Wand geschmissen und allenfals noch ein ehrliches Handwerk ergriffen, oder ein Ehrenämtdchen als städtischer Nachtwächter oder Rathsbote übernommen — zum Schuldiener oder Küster eignete er sich offenbar erst recht nicht, eben wegen jenes Mangels an Selbstdarstellung — allein es ging eben nicht an: in dem ersten Hoffnungsransch der festen Anstellung hatte er sich mit Weib und Kind belastet; wie durfte er diese in ein Loos der Armuth und Niedrigkeit hinunterziehen? Ja wenn ihm Magistrat und Schulcollegium oder welche Behörde sonst bei guter Zeit ein Ruhegehältdchen, wie man es invaliden Offizieren thut, ausgesetzt und gesprochen hätte: Pflege Du fortan in ungestörter Arbeit Deine Wissenschaft,

die Du verstehst, in majorom magistratus gloriam! Aber! leider, das that man nicht, sondern man conservirte ihn sorgfältig bis in sein hohes Alter.

So half ihm kein Gott, er mußte bei der Stange bleiben und weiter dulden, Jahr für Jahr. Jeden Morgen, wenn er zur Klasse ging, sah man ihn vor der leyten Ecke noch einmal stillstehen und zögernd umblicken, ob nicht vielleicht doch irgend ein Wunder käme, das ihm endlich einmal den Gang zur Folterkammer ersparte. Doch es kam nichts, weder Feuer, noch Wasser, noch ein ausgebrochener Löwe; er mußte hineingehen und sich zwicken lassen, Tag für Tag und Jahr für Jahr.

Die grimme Nothwendigkeit aber ließ in seiner gequälten Brust auch immer wieder neue Hoffnung erwachsen und neues Streben. Mit unverwüßlichem Ernste legte er sich immer wieder die Frage nach der wahren Ursache seiner ewigen Mißgriffe und Niederlagen vor, ohne etwas Rechtes herauszubringen. Er ging aufmerksam und nachahmend bei seinen Collegen, auch als Greis noch bei den allerjüngsten, in die Lehre und prüfte sorgsam alle Meinungen, Mittel und Methoden, nach denen sie unterrichteten. Danach versuchte er selbst es in jedem Semester mit einer neuen der hundert möglichen Methoden: das Ergebniß war immer das nämliche, daß die nichtsnutzigen Nangen nach jeder Methode gleich wenig lernten und sich gleich vortrefflich unterhielten.

Doch seltsamerweise wuchs im Laufe der Jahre mit der Zahl der Enttäuschungen nur die Zähigkeit seiner Hoffnung. Er rechnete ungefähr wie ein verrannter Lotteriespieler: auf hundert Nieten kommt ein Gewinn, folglich rüde ich mit mathematischer Sicherheit durch jeden Fehlschlag um einen Schritt tiefer in die Wahrscheinlichkeit hinein, nun endlich die richtige Methode zu erwischen. Und diese Hoffnung erzeugte und nährte immer kräftiger seinen heimlich glühenden Ehrgeiz, nicht eher vom Amt oder vom Leben zu scheiden, als bis er sich selbst bewiesen habe, daß klares Wollen und Beharren Alles in der Welt vermöge, wie so mancher Ausspruch alter und neuer Volksweisheit vorgiebt. Immer qualvoller ward ihm der Gedanke, vielleicht mit dem Bewußtsein verfehlten Berufes, verfehlten Lebens sterben zu müssen. Nein, er wollte doch noch eine Leistung erzwingen, noch sich selbst bewähren in der großen Kräfteprüfung des Lebens; dann konnte er getrost in die Grube fahren, nicht eher!

So wälzte er von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr den schrecklichen Stein den Berg hinauf und sah ihn jenseits immer wieder hinunterpoltern. Es gab keine Ruhe und keine Erlösung für ihn, aber auch kein Ermatten.

Zulezt aber thaten die Jahre doch ihr Werk. Die Müdigkeit überwältigte ihn; er klappt plötzlich zusammen wie ein Taschenmesser, und kein Ehrgeiz vermochte die starre Entsagung zu überwinden. Er ward nun vollkommen unbrauchbar, ein offenkundiger Schaden für die Schule. Da endlich hatte auch der Magistrat ein Einsehen, wenn nicht gar ein mensch-

liches Nühren, griff mit schmerzlich zuckender Hand in den Gemeindefädel und gewährte ihm das gesegnete Ruhegehalt, welches ihn köstlich ernähren konnte, da inzwischen auch seine Kinder alle zu eigener Versorgung gekommen waren. Er hatte das fünfundvierzigste Amtsjahr und das neunundsechzigste Lebensjahr vollendet und gerade die neunzigste Methode durchgeprobt.

Und so ergab er sich denn jetzt in die Abdankung von seiner Lebensarbeit nicht allein in Frieden, sondern in Wahrheit mit Freuden und mit Sehnsucht. Er machte seinen Plan, auf's Land zu ziehen, um dort im Stillen der Wissenschaft zu pflegen und sein Muße mit Würde zu genießen. Sein ganzes Sehnen ging nun beglückt auf die Freuden der Freiheit und nie gekannter Ruhe.

Die letzten Monate durchduldete er stumpf und matt und begrüßte die Sonne des letzten Arbeitstages mit herzlicher Erquickung. Jegliche Art von Abschiedsfeier, auch die bescheidenste, hatte er sich strenge, ja mit Festigkeit verboten; er hätte eine solche vielleicht als herbe Ironie empfunden.

Das Eine freilich konnten sich die Collegen denn doch unmöglich versagen, vor seiner letzten Unterrichtsstunde sich mit einer gewissen Feierlichkeit im Lehrerzimmer um ihn zu versammeln, ihm ein kleines Erinnerungsgeßchenk zu überreichen (es war Kaumer's „Geschichte der Pädagogik“ im Prachteinband) und ihm durch den Mund des Directors eine schöne Ansprache zu halten mit jenen in jahrhundertelanger Ausnutzung nie veralteten Kernworten von der Erhabenheit des Lehrberufes, der Schwere seiner Pflichten und der stärkenden Kraft des inneren Lohnes.

Alein selbst dieser einfache Act war nicht ohne Schwierigkeit in's Werk zu setzen. Der Held desselben mußte erst mit List gestellt und eingefangen werden. Man lockte ihn künstlich in das noch leere Zimmer, rottete sich draußen in aller Stille, im Sturmhauf hereilend, zusammen und drang in fest geschlossener Masse durch die Thür, ihm jeden Ausweg versperrend.

Jedoch auch dann schien das arme Opfer sich noch nicht ohne Fluchtversuch ergeben zu wollen; wenigstens deutete ein angstvolles Umherspähen seiner Augen und gewisse sehr sonderbare zuckende und duckende Bewegungen seiner hageren Glieder sehr entschieden auf eine Absicht, vielleicht unter dem Arm oder gar den Beinen irgend eines unaufmerksamen Amtsgenossen hindurchzuschlüpfen; und diese Bewegungen waren so überwältigend komisch, daß sich ein mäßiges Richern zumal in den Reihen der jüngeren Herren nicht ganz unterdrücken ließ.

Als Röper das vernahm, änderte sich seine Haltung mit überraschender Schnelligkeit. Er hob den Kopf frei empor, faltete die Hände und saßte seine Bedränger einen nach dem andern fest in's Auge.

Und dann begann er, ohne die Anrede abzuwarten, selbst einige ernste

Abschiedsworte zu ihnen zu sprechen. Er redete schlicht und klar von all den Nöthen und Qualen und ewig trügenden Hoffnungen seiner langen Laufbahn; ohne Beschönigung, ohne Klage, ohne Bitterkeit ließ er sie einen ruhigen Rückblick thun auf einen öden sonnenlosen Lebensweg.

„Und nun am Ende,“ so schloß er, „darf ich mir sagen: Ich habe Gutes gewollt, ich habe gesäet mit Fleiß und frommem Sinn; ist die Ernte nicht gediehen, so fehlte der Segen des Himmels, es war nicht meine Schuld. Die Ruhe habe ich mir auch so verdient. Die Ruhe! O, meine glücklicheren Freunde, Sie können nicht ahnen, was Sehnsucht nach Ruhe ist!“

Er schwieg, und im ganzen Zimmer regte sich kein Laut; durch die Reihe der Collegen ging sichtbarlich eine warme und starke Bewegung. Keiner von ihnen hat je diesen Anblick des greisen Mannes vergessen, wie er vor ihnen stand in seiner Schlichtheit, die Stirn nun wieder weit vornüber gebeugt, daß die dünnen weißen Haare lang und müde herabsielen, während er die mageren Hände noch gefaltet hielt, dabei aber die Daumen hastig um einander drehte, um nur ja die furchtjame Würde, die er sich eben wider Willen gegeben, so schnell als möglich wieder zu verscheuchen.

Auch der Director vergaß seine Ansprache, er drückte dem alten Mitarbeiter nur leidenschaftlich die Hand und stürmte schweigend aus dem Zimmer. Dieser Director hatte die Eigenthümlichkeit, daß jede zartere Seelenanregung, der auch er zuweilen unterworfen war, ihren Ausdruck fand in einem Wuthanfall, wie bei manchem Andern wohl in einem Hustenreiz oder einem maßlosen Gebrauche des Schnupftuches. Solche Wuthanfälle waren selten, pflegten dann aber durch Vermittelung der Schüler gleich einer elektrischen Entladung in der ganzen Stadt und Umgegend nachzuzittern.

So stürzte er jetzt mit der frischen Ergriffenheit im Herzen unverzüglich in die ahnungslose Tertia und hielt den berüchtigten Kaufgejellen dort eine Buzrede, in der er sie unter grauenvollen Drohungen aufmunterte, den alten treuen Lehrer wenigstens dieses eine Mal mit ihren Gemeinheiten zu verschonen und ihm so den schmerzlichen Abschied von dem schönen, wenn auch schweren Pflichten seines erhabenen Berufes ein wenig zu erleichtern.

Die guten Jungen merkten wohl, daß mit dem Gefürchteten heute übel zu spassen sei, und sie beschloßen, rückhaltlos zu gehorchen; die wirkliche Ausführung dieses Entschlusses freilich wurde ihnen vielleicht nur dadurch ermöglicht, daß sie heute ohnehin durch den sie unwitternden Glückshauch des Schuljahres zur Milde gestimmt waren. Als daher der alte Körper das trübgewohnte Klassenzimmer betrat, er selbst noch ein Leuchten der Nüchternheit im Antlitz tragend und freudiger einherschreitend, da stieß er auf eine Stille, Ordnung und schöne Sammlung, deren Möglichkeit er sich niemals hätte träumen lassen und die ihn daher nur fremdartig, ja naturwidrig und unheimlich annuthete.

„Da ist etwas nicht in Ordnung,“ dachte er erschrocken; „die haben etwas vor, sie wollen einen Hauptschlag gegen Dich führen; das kann nichts Anderes sein, als die Stille vor dem Sturm.“

So wartete er in großer Angst auf den Ausbruch des Sturmes, immer gefaßt auf eine noch nie gesehene Nichtsnutzigkeit, jeden Augenblick bereit zu verzweifelter Gegenwehr. Je länger die Spannung dauerte, desto erregter wurden seine Nerven, desto düsterer seine Stimmung; es flimmerte ihm vor den Augen, schon wünschte er nichts Besseres, als daß es nur endlich zum Kampfe kommen möchte. Allein die seltsamen Schlingel hielten heute aus in ihrer Tugend; noch stand das Schreckbild des zornigen Directors ihrem Gedächtniß allzunah. So fuhren sie fort, den rastlos Lauernden wider Willen noch mehr zu peinigen als je zuvor. Er glich einem Verurtheilten, der stundenlang mit verbundenen Augen des tödtlichen Streiches harren muß. Kaum wagte er noch zu reden in diesem schauerlichen Schweigen; sein eigenes lautes Athmen ward ihm beängstigend.

Endlich ertrug er die gräßliche Ruhe nicht länger. Er selbst gab den Befehl zum Aufruhr. Er brach den Unterricht ab und ertheilte der Klasse die Erlaubniß, sich für den Rest der Stunde selbst zu beschäftigen, Jeglicher nach seinem Belieben.

Das thaten sie gehorjam; und das Belieben der Meisten ging dahin, sich mit gymnastischen Uebungen zu vergnügen, und zwar ausnahmslos mit solchen, welche auf dem Turnplatz nicht üblich waren, nämlich Faustkampf und Bücherwurf. In ihrer Gesamtheit erzielten sie sowohl für das Auge als auch für das Ohr den sehr bestimmten Eindruck einer Völkerschlacht.

Der alte Körper aber saß nun ruhevoll und blickte unerschüttert hinein in das wallende Chaos wie ein greiser Schiffer, der von der letzten Fahrt heimkehrend seine Brigg durch die gewohnte Brandung gelassen in den Hafen steuert.

Mit dieser denkwürdigen Stunde endete er seine Laufbahn. Er verließ nun die Stadt und siedelte sich in dem nahen Dorfe Plassow an, woselbst er sich eines ungetrübten Lebensabends zu erfreuen gedachte.

Allein sobald die erste unruhige Neuheit des Landlebens wieder einem nachdenklichen Wesen Zeit gab, begann etwas Seltsames in ihm vorzugehen. Die noch unerklärte Erfahrung seiner letzten Unterrichtsstunde ließ ihn nicht mehr los. Eine Neue ergriff ihn, daß er damals freiwillig den Zügel hatte fahren lassen, den ihm eine unbekannte Gottheit freundlich in die Hände gelegt. Denn es war ihm längst die Erkenntniß aufgegangen, daß die wackeren Knaben damals wirklich nichts im Sinne gehabt hatten als die ehrliche Absicht Ruhe zu halten aus irgend welchem Grunde — ja, aus welchem Grunde? Eine sonderbare Ahnung dämmerte in ihm auf: Wie, wenn ich durch einen wunderlichen Zufall gerade in jener letzten Stunde mit einer Art unbewußten Hellblicks die richtige Methode entdeckt hätte?!

Dieser Gedanke nahm ihn gänzlich gefangen, und er suchte zurückschauend sich die Besonderheit seines damaligen Auftretens und Gebahrens vor der Klasse zu vergegenwärtigen. Und da kam er denn wirklich zu dem Ergebnis, daß die feierlich erhobene Stimmung jenes Augenblicks seiner Erscheinung etwas Würdevolles und Bedeutendes müsse gegeben haben, das ihm mit geheimnißvoller Macht die trotigen Herzen unterjocht habe. Das war's! Er hatte ja von jeher ein dunkles Gefühl mit sich herumgetragen, daß gerade nur so etwas ihm mangle, eine eindrucksvolle Haltung, ein selbstbewußtes Hinschreiten oder wie es zu benennen war. Doch er hatte kaum noch gehofft, daß es ihm gelingen werde sich dieses ungewisse Etwas selbstthätig zu geben — jetzt aber, da der Zufall es ihm offenbart hatte, sollte es unmöglich sein die gleiche Haltung mit Bewußtsein wieder einzunehmen und mit ihr stetig die gleiche Wirkung zu erzielen? Je weiter er dieser Vorstellung nachging, desto fester ward seine Ueberzeugung, daß ihm nach neunzig Nieten endlich der Gewinn zugefallen, daß die lebenslang gesuchte Methode gefunden sei. Und dann war ihm also das tragische Loos gefallen, in eben dem Augenblicke das Schwert zu verlieren, wo er es erst schwingen lernte; das gelobte Land von ferne zu schauen und niemals betreten zu dürfen! Und selbst die einzige Stunde, die voll herrschend zu genießen ihm vergönnt gewesen, hatte er versäumt in seiner Blindheit, ein Odysseus, der endlich heimkehrend sein ersehntes Vaterland nicht erkannte!

Schmerzliche Reue beherrschte ihn, und indem er das einmal erlebte Bild einer ruhigen Klasse sich nachkostend immer wieder ausmalte, schmückte seine Erinnerung dasselbe täglich mit glänzenderen Farben, bis es das ganze ungeheure Grau seiner früheren Leiden mit siegreicher Leuchtkraft verdrängt und überblendet hatte. Die alte Hoffnung erwachte, die Müdigkeit wich aus seiner Brust und die Ruhe zugleich; eine trüb suchende Unrast trieb ihn grüblerisch umher.

Zimmer häufiger führten ihn seine Wege an dem schlichten Dorfschulhause vorüber, in immer engeren Kreisen umstrich er dasselbe und stand während der Unterrichtsstunden schen lauschend unter den Fenstern still wie ein zagender Jüngling vor der Kammer der Geliebten.

Eine räthselhafte Sehnsucht zog ihn dorthin und hielt ihn fest, als töne die heiser krächzende Stimme des alten Schulmeisters wundersamen Sirenenfang.

Binnen Kurzem knüpfte er mit diesem abgelebten und recht sehr stumpfsinnigen Menschenkinde eine Freundschaft an, die freilich von seiner Seite nicht frei von stiller Tücke war, denn er strebte, unter der Maske wissenschaftlicher Harmlosigkeit, ihm lauend seine pädagogischen Geheimnisse abzulisten.

Bald begleitete er ihn fast täglich in die Klasse und lernte hier immer von Neuem das große Räthsel der Disciplin bestaunen, welche täglich wie spielend das Ungeheure vollbrachte, den wirr herwimmelnden Schwarm

ungeledter germanischer Värenfinder unverzüglich in eine mild lagernde Lämmerherde zu verwandeln; und das unter dem Zauberstabe eines Mannes, der von der Weisheit alter und neuer Zeit nur winzige Brotsamen erhascht und von diesen die allerwenigsten wirklich verdaut hatte!

Seine Lehrweise und seine Manieren aber bestärkten den alten Röper nun ganz in der Sicherheit, daß er selbst an seinem letzten Tage wirklich die richtige Methode entdeckt habe: denn wahrhaftig, die Haltung, welche dies kümmerliche Huhn von einem Dorfschulmeister sich vor den Schülern zu geben verstand, war in ihrer Art ein mimisches und plastisches Meisterstück. Hoch aufgerichtet pflegte er dazustehen, freudigen Trostes, von Würde gesättigt; das Standbein starr, lothrecht, mächtig wider den Boden gestemmt, das Spielbein steif vorgestreckt, die rechte Hand breit in den Busen geschoben, die linke ruhig, sieghaft sich hebend, als zaudere sie sorglos nur noch einen letzten Augenblick, den Dreizack zu zucken oder die Megis zu schütteln. Es ist wahr, überkluge Leute hätten leichtlich witzeln und lachen können über die eigenartige Erhabenheit dieser Schaustellung; allein sie wirkte wie jedes Pathos mit unfehlbarer Sicherheit: große und kleine Kinder glauben, schweigen und bewundern.

Und was so ein plumpe Magisterlein vom Lande so glänzend zu Stande brachte, das sollte dem Manne reicher Wissenschaft unmöglich sein? Röpers ganzer Ehrgeiz flammte wieder auf; eine neue Angst ergriff ihn vor dem Tode mitten in einem noch verfehlten Leben. Erfülle einmal Deinen Beruf und dann stirb' in Frieden! so rief es wieder und wieder in seiner Seele. Die Ruhe war ihm unerträglich geworden; er richtete alle seine Gedanken darauf, noch einmal irgendwie seine alte pädagogische Thätigkeit wieder aufzunehmen.

Allein vergeblich klopfte er an bei Magistraten, Curatorien und Schollegien; man bedauerte unendlich, verwies auf die wachsende Ueberfüllung auch in dieser Berufsklasse, ja, man lächelte ihm mit schlecht verhülltem Spotte gerade in's Gesicht. Ein abgenutzter Karrengaul, der seine lahmen Glieder freiwillig wieder einspannen will!

Aber mit dem Widerstande wuchs seine Sehnsucht; er dürstete nach Arbeit, nach Erfolgen.

Da geschah es, daß der alte Schulmeister in Plassow selbst erkrankte und für längere Zeit vertreten werden mußte. Ohne Zaudern meldete sich Röper und erbot sich, die Vertretung für deren ganze Dauer ohne Entgelt zu übernehmen. Solchem Anerbieten vermag im Staate der Sparjamkeit keine Behörde, keine Gemeinde zu widerstehen; man erfüllte staunend sein Begehren.

So ward der gelehrte Historiker und Philologe, Oberlehrer Dr. Röper ein Dorfmagister.

Mit jugendlich hoffendem Eifer betrat er die Stätte seiner neuen Wirksamkeit. Angethan mit Würde wie noch niemals schritt er einher,

groß, stattlich, getragen, jeder Zoll ein Herrscher über die Seelen, ein wenig lächerlich sich selber zwar, doch sicher seines Eindrucks.

Und der Eindruck schien unverkennbar; eine ganze Viertelstunde lang ging Alles leidlich. Die schläfrigen Mägen waren noch nicht zum vollen Leben erwacht.

Doch freilich war's schon nicht mehr jene eiserne Ruhe, jene willenlose Hingabe an die herrschende Gewalt, nicht der geheimnißvolle Instinct des Gehorchens, den er so oft unter dem vorigen Scepter bewundert hatte. Hier und dort schon suchte etwas empor wie ein unterirdisches Flämmchen, ein leiser Versuch eines lockern Sichgehenlassens, eines willkürlichen Handelns. Der Eine begann vorsichtig die Ellbogen auf den Tisch zu lümmeln; der Zweite schnäuzte sich lauter als sonst Gebrauch gewesen; der Dritte verwechselte den Deckel seines Rechenbuches mit einer Trommel; der Vierte suchte den Tisch durch eingeschnittene Verzierungen runenähnlicher Gestalt zu verschönern; — und jetzt unternahm es ein Fünfter bereits, seinem Nachbar ein scherzendes Kläpschen zu versetzen, welches ein kleineres Thier bis etwa zur Größe eines Kaninchens unfehlbar getödtet haben würde, Jenen aber zu einem schmetternden Nachgeschrei begeisterte.

Köper goß ohne Furcht die Schale seines Hornes hierhin und dorthin aus; er scheute sich nicht, das schwanke Birkenreis weithin mit Freuden zu schwingen, denn er wußte, daß er eine solche Herzenserleichterung sich in der Dorfschule mit heiterer Sorglosigkeit vergönnen durfte. Allein die Wirkung seiner Thaten war doch verwunderlich gering: für jeden gerichteten Rebellen standen sogleich zwei kühne Rächer auf. Immer größer ward die Unruhe, immer häufiger die Störungen; raslos mußte er hin und wieder eilen und ohne Nutzen seine Kraft zersplittern. Ließ er links seine Wetter einschlagen, so erhob der Aufruhr rechts desto freudiger das Haupt. Als die Stunde sich ihrem Ende nahte, war die Klasse ganz Leben und Bewegung, vergleichbar einem Raubthierhause zur Fütterungszeit.

Köper mußte sich sagen, daß es noch langwieriger Anstrengungen und Versuche bedürfen würde, bis er seine erkannte Methode zur vollen praktischen Wirksamkeit durchgebildet haben würde. Doch er ließ sich nicht abschrecken; er wußte ja, was er wollte, er kannte sein Ziel und kannte seinen Weg.

So begann für den Siebzigjährigen nach kurzer Rast die Zeit der alten schweren Noth auf's Neue. Alle Tage die ewig gleiche Qual, Aerger, Demüthigung und hülfloser Kampf; nie eine Besserung, nie ein Ausruhen. Nur noch viel härter war der Kampf bei seinem Alter und der größeren Rohheit dieser Jugend.

Und doch glaubte er noch mehrere Wochen lang starr und zäh an den endlichen Sieg seiner Methode. Eines Tages aber machte er während einer Unterredung mit dem kranken Collegen eine ergänzende Entdeckung: mochte es Zufall oder Stimmung sein, es fiel ihm diesmal ganz besonders

merkbar auf, wie unendlich tief dieser Dorfprophet von seiner eigenen Würde überzeugt war, wie ganz durchdrungen von gläubig zufriedenen Stolze auf seine Person, seinen Stand, sein Wissen, sein Wirken, auf Alles, was sein war. Da ging ihm plötzlich eine neue Wahrheit auf: man muß selbst von Herzen glauben an seine Würde und Höhe — dann erst glauben daran auch die Anderen; nur der vermag die Menschen zu täuschen, der zuvor sich selber täuscht! Halte Du Dich für einen Propheten, und Du bist einer; zweifle an Dir, und kein Zeichen noch Wunder wird Dir helfen; nicht einmal gläubige Kinder wird Deine Predigt finden.

Diese Erkenntniß warf ihn darnieder: dies Eine war ihm in der Welt das Unmöglichste, sich selbst für etwas Sonderliches zu halten. Die Kunst verstand er nicht, sein eigenes Bild mit einem Strahlenschein sich zu verklären. Er stand vor sich selber allezeit arm und klein, ein Stümper an Wissen und ein sündhafter Mensch vom Wirbel bis zur Zehe. —

Jetzt gab er die Hoffnung auf, vor dem Tode noch seinen Beruf zu erfüllen, jemals die Herrschaft über das störrische Gemüth der Jugend zu gewinnen. Er ward nun wieder müde, bitterlich müde; all seine Sehnsucht ging entjagend nach Ruhe.

Allein der franke Colleague beeilte sich durchaus nicht, zu gesunden. Es gefiel ihm ausgezeichnet, sich vertreten zu lassen; auch er hatte Lust an der Ruhe, und wer mochte es ihm verdenken? Alt genug war auch er und klapperig und abgetrieben erst recht. Dergleichen kommt bei Dorfschulmeistern vor.

Der alte Körper aber war nicht der Mann, eine einmal übernommene Arbeit bei Seite zu werfen; er vertrat ihn fort und fort mit gleicher Treue; er schleppte sein Glend weiter von Tag zu Tage, ein schwerverwundeter Krieger, der aus der Schlacht nicht weichen will, auch wenn er schon den Tod im Herzen fühlt.

Und er fühlte den Tod im Herzen; seine Kraft war gebrochen, sein Leben verzehrte sich. Eine Zeit lang merkte es Niemand im gewohnten Gleichmaß der Tage, wie seine Gestalt immer gebeugter, sein Gang immer mühsamer, seine Stimme immer zitteriger wurde. Eines Tages fand man ihn nach dem Unterricht ohnmächtig an der Schwelle seines Hauses.

Jetzt ward der Arzt geholt. Derselbe vermochte keine andere Krankheit zu entdecken, als marasmus senilis; er empfahl Stärkungsmittel und vor Allem unbedingte Ruhe. Uebrigens verhehlte er der Gattin nicht, daß es auch bei guter Pflege schnell genug mit ihm zu Ende gehe — nach menschlicher Berechnung. „Sicher ist, daß er nicht den kleinsten Stoß mehr verträgt,“ fügte er hinzu. Als er von der Lebensweise und Thätigkeit des Greises hörte, meinte er kopfschüttelnd:

„Dann haben ihn die Racker todt geärgert.“

Mit dieser klaren Diagnose entfernte er sich.

Am anderen Morgen war Köper durch keine Macht vom Schulwege zurückzuhalten, auch nicht durch die verzweifelten Thränen seiner Frau.

„Wenn ich nichts Anderes in meinem Berufe vermochte,“ sagte er, „so will ich doch bis zum letzten Ende meine Pflicht thun. Ich will mir beweisen, daß es nicht meine Schuld war, wenn ich nichts leistete. Ich will mir Absolution holen für ein verfehltes Leben.“

Es war nichts gegen ihn auszurichten, er hatte heut ein so entschiedenes und stolzes Wesen, wie sie es gar nicht an ihm kannte. Mit Mühe setzte sie es durch, daß ein Knecht, den sie herbeirief, ihn begleitete und stützte.

Unterwegs erst merkte er selbst, wie schwach er war; die letzte Strecke mußte der Knecht ihn beinahe tragen.

Nun hatte er in diesen Tagen ein Enkelchen zu Besuch im Hause, ein bildhübsches kleines Mädchen; das hatte die Aussagen des Arztes unbemerkt mit angehört und sich im Stillen seine Gedanken darüber gemacht. Als es nun in der Frühe die wohlbekanntesten schlimmen Schaaren der Dorfjugend nach der Schule tölpeln sah, ward das Kind von einer zornigen Besorgniß ergriffen und faßte einen Entschluß. Mit einem kleinen Umwege den Großvater überholend lief es vor das Schulhaus, steckte den Kopf durch das offene Fenster des Klassenzimmers und rief mit einem gellenden Stimmchen, das selbst das Morgengebrüll der rauhen Horde übertönte:

„Großpapa muß heute sterben. Und Ihr Racker habt ihn todt geärgert!“

Dieser seltsame Ruf und die unerwartete Erscheinung des goldigen Engelpöpschens am Fenster wirkte fast wie ein himmlisches Wunder. Der Lärm verstummte urplötzlich; durch alle Herzen zitterte ein schwerer Schauer, halb eine Ahnung von etwas Schrecklichem, halb ein noch dunkleres Empfinden; nicht Neue, aber ein dämmerndes Bewußtsein einer großen Sünde.

Das Schweigen dauerte fort, auch als der zornige Engel längst verschwunden war. Erst ganz allmählich begann ein Flüstern und Tuscheln sich wieder zu regen und langsam anzuschwellen. Vor dem Schall ihrer Stimmen aber wich der zarte Schauer mehr und mehr, und bald hatte der Lärm wieder eine leidliche Mittelhöhe erreicht; nur einige stillere Gemüther starrten noch andächtig dem lieblichen Kinderkopfe nach in die Lüfte.

Unter diesem Wechsel hatte der alte Köper mit seinem Begleiter sich langsam genähert. Als der Knecht die Stille bemerkte, sagte er verwundert:

„Wat is dat hüt mit uns' Tafeltüg? De schwigen jo rein still. Dor is wat nich in Richtigkeit. Wenn dat man wat Gods bedüb't!“

„Sie werden schon bald wieder lärmern, wenn ich nur erst drinnen bin,“ versetzte Köper wehmüthig.

„Ja, dat 's of woahr,“ meinte der Knecht beruhigt, „un sie fangen nu of jo sacht all wedder an.“

Als die Beiden das Klassenzimmer betraten, ließ das Geschrei in der That nicht mehr viel zu wünschen übrig; der Knecht schleppte seine Last bis zum Katheder und machte sich dann schnell von dannen; er fühlte sich unbehaglich in dieser Umgebung.

Der alte Röper saß schwer athmend und wendete das müde Gesicht der Klasse zu; er versuchte zu reden, doch die Stimme versagte ihm noch.

Die Knaben aber blickten nach ihm hin und entsetzten sich, denn sie hatten ihn so noch nie gesehen. Ein Ausdruck feierlicher Stille erhöhte geheimnißvoll diese milden Züge; und die täppischen Seelen begriffen alle mit einem einzigen Blicke, daß er den Tod im Antlitz trug.

Da verstummten sie Alle noch tiefer als zuvor und schauten mit banger Ehrfurcht leise fragend zu ihm auf. Und es ward eine Stille wie beim Vaterunser in der Kirche und blieb so lagern und ward nicht unterbrochen von dem leisesten Hauch.

Das blasse Gesicht aber verklärte sich mehr und mehr von Freude und schien doch zugleich noch zu wachsen an Ernst und ruhiger Hoheit. Der Mann mußte wohl begreifen, daß er heute in sicheren Händen die Herrschaft über die heilig bangenden Kinderseelen hielt.

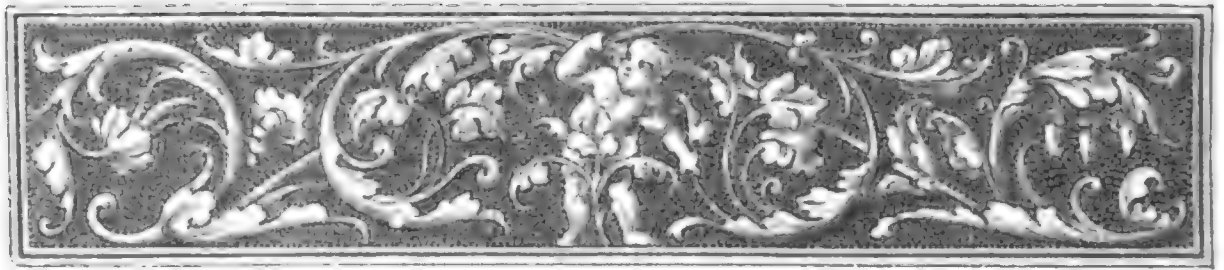
Er gewann seine Sprache nicht wieder; stumm faltete er die Hände und blickte die Kinder eines nach dem andern liebevoll an. Ein wunderbares Lächeln strahlte um seine Lippen, und manchmal rollte eine helle Thräne über seine Wange. Und die Kinder falteten auch die Hände, Alle, ohne Ausnahme, wie auf einen Befehl, und er konnte in ihren derben Zügen einen vollen Widerschein seines Lächelns und seiner Wehmuth sehen.

Lange, lange Zeit hindurch unterredete sich so der Lehrer stumm mit seinen Schülern, und es ist gewiß, daß sie einander verstanden haben. Der müde Mann hatte seine Methode gefunden.

Einmal versuchte er noch sich höher aufzurichten und zu sprechen; doch da fiel sein Kopf schnell vornüber auf die Brust, und seine Schulter sank gegen die Ecke des Katheders. So blieb er sitzen, ohne sich zu regen; sein Antlitz lächelte nicht mehr und weinte nicht mehr.

Die Knaben wußten Alle, daß er gestorben war. Und sie blieben bis zum Ende der Stunde unbeweglich mit gefalteten Händen sitzen, und nicht ein Flüstern ward laut in dieser wunderbaren Stille.





Hans Hoffmann.

Von

Paul Lindenberg.

— Berlin. —

Die Novelle, oft das Stiefkind des Romans genannt, hat sich in neuerer Zeit wieder eine dem Roman fast ebenbürtige Stellung errungen; begünstigt von äußeren Umständen — zu denen nicht zuletzt das Emporschießen der zahlreichen Wochen- und Monatschriften mit ihrem Drang nach abgeschlossenen belletristischen Beiträgen, sowie die überwältigende Wucht der Tagesinteressen, welche die Zeit jedes Einzelnen in Beschlag nehmen und nur einen kleinen Bruchtheil derselben zur Lectüre frei lassen, zu rechnen sind — hat sie seit einigen Jahrzehnten eine Reihe so meisterhafter Vertreter gefunden, wie es in dieser Fülle und Auswahl beim Roman kaum der Fall ist. Theodor Storm, Gottfried Keller, Paul Heyse, C. F. Meyer und Andere haben, theils mit Vorliebe, theils ausschließlich, ihre dichterische Kraft der Novelle gewidmet. Sie haben diesen Literaturzweig auf solche Höhe gebracht, wie sie gegenwärtig kein anderes Volk zu verzeichnen hat.

Angeregt durch die Erfolge der genannten Autoren, gesellten sich zu ihnen, die berufen waren, viele, welche sich berufen fühlten. Ihre Versuche aber erst mochten so manchem Leser, der achtlos die Novelle als ein flüchtiges Erzeugniß der poetischen Schaffenslust betrachtet, klar machen, welch ein hohes dichterisches Können zu jeder abgerundeten Novellendichtung erforderlich ist. Und in der That: in enge gezogenem Rahmen kann sich die Novelle mit den tiefsten Problemen beschäftigen; nicht, wie der Roman, auf breiter Grundlage basirend, soll sie in scharf umrissenen Zügen mit Vermeidung alles Ueberflüssigen uns Menschen und Schicksale schildern, soll uns

ein anschauliches Bild irgend einer Episode aus der Vergangenheit oder unserer Zeit geben, wohlverstanden stets in künstlerisch-vornehmer Form und knapper aber erschöpfender Charakteristik.

Das sind freilich Bedingungen, die nicht leicht zu erfüllen sind, um so weniger, als die Novelle keinerlei Täuschung durch blendendes Glitterwerk zuläßt, wie es nicht selten im Romane verwendet wird; als die Novelle am schärfsten das geistige Bild ihres Schöpfers wieder spiegelt. Auf der anderen Seite darf dies als Vorzug betrachtet werden, denn leicht kann man bei der Novelle die Spreu vom Weizen sondern, und ein kurzer Abschnitt genügt meist dem Kundigen zu der Erkenntniß, ob hier ein „Ausgewählter“ die Feder geführt oder nicht.

Als ein derartiger „Ausgewählter“ wurde sofort nach der Veröffentlichung seiner ersten Novellen von allen Seiten Hans Hoffmann erkannt. Und daß man ihn richtig beurtheilt, beweist die Stellung, die er sich seitdem — es mögen acht Jahre her sein — in der zeitgenössischen Literatur erobert hat. Hoffmann gilt heute als einer unserer ersten und eigenartigsten Novellisten; mit dem Wohlklang der Heyse'schen Sprache verbinden sich in seinen Dichtungen doch wieder die Herbheit der Keller'schen Ausdrucksweise und das tiefste Verständniß der Storm'schen Naturempfindung. Damit soll nicht gesagt sein, daß Hoffmann sich an diese drei Meister angelehnt habe; dazu besitzt er viel zu viel eigene Originalität und poetische Gestaltungskraft und liebt es vor Allem, seine besonderen Wege zu gehen. Dadurch wird es auch den modernen Literaturhistorikern schwer gemacht, ihn in eine bestimmte Kategorie „einzuschachteln“, ihn in diese oder jene „Schule“ einzureihen. Er paßt weder in die doch immerhin etwas lyrische Richtung Paul Heyse's, noch hat er sich der neuesten realistischen Strömung angeschlossen; er ist eben selbständig durch und durch, ob er uns unter den heiteren griechischen Himmel versetzt, ob er seine nordische Heimat mit ihren grauen Regenwolken und dem fernher klingenden Donner des brandenden Meeres schildert, ob er historische Bilder aus früheren Zeiten zu neuem Leben erweckt.

Wern entnimmt Hans Hoffmann die Motive zu seinen Schöpfungen dem lachenden Zauber oder auch der dämonischen Gewalt der Natur und sucht mit ihr seine Personen wie die Stimmungen derselben in Einklang zu bringen, schon dadurch in seltener Weise fesselnd und berückend. Erhalten hierdurch manche seiner Gaben bisweilen etwas Traumhaftes und Phantastisches, so löst der Dichter trotzdem seine Gestalten doch nie ganz vom wirklichen Leben los: es sind stets Menschen von Fleisch und Blut. Noth und widerwärtige Elemente treffen wir allerdings fast nie unter ihnen an — dagegen sträubt sich der abgeklärte Schönheitsinn des Poeten, der Adel seiner Denkweise; viel lieber malt er schalkhafte Gesellen von fröhlicher Lebenslust, von einer gewissen natürlichen Sinnlichkeit und dem Drang, das Dasein nicht als das

„Thal aller Leiden“, sondern als den Quell möglichst vieler Freuden zu betrachten. Hier leuchtet dann sein sonniger Humor, seine abgeklärte, von keinem trüben Gewässer beeinflusste Weltanschauung hell und herzerfreuend auf, und der leichte Strahl der Satire, der hier und da auf die Charaktereigenschaften der Helden und Heldinnen fällt — er dient nur zur Vertiefung des Eindruckes, der immer ein starker und nachhaltiger ist. *)

Wie so viele andere Poeten entstammt Hans Hoffmann einem evangelischen Pfarrhause. Als Sohn eines Predigers wurde er am 27. Juli 1848 in Stettin geboren und besuchte das dortige Marienstiftsgymnasium, an welchem gerade zu seiner Zeit hervorragende, vielseitige Anregung gewährende Schulmänner wirkten. Aber auch an anderen Eindrücken fehlte es dem empfänglichen Gemüth des Knaben in der alten Handels- und ehemaligen Festungsstadt nicht. Das rege Leben und Treiben im Hafen erweckte früh in ihm die Sehnsucht nach fernen Ländern, ebenso wie das nahe, oft besuchte Meer mit seinen wechselvollen Stimmungen den Gang zu phantastischen Träumereien nährte. 1866 begann Hoffmann in Bonn seine Universitätsstudien, die er später in Berlin und Halle fortsetzte; vornehmlich widmete er sich der germanistischen Sprachwissenschaft, vernachlässigte darüber aber nicht die Geschichte der bildenden Künste und die allgemeine Aesthetik. Auch literarische Interessen traten dabei allmählich zu Tage, ohne damals praktische Erfolge zu zeitigen. Von einer an schönheitsvollen Eindrücken überreichen Fahrt aus Italien zurückgekehrt, promovirte er im Januar 1871 mit einer Dissertation über die Entstehung der Nibelungen und eröffnete nach abgelegter Staatsprüfung im Frühling 1872 seine pädagogische Laufbahn am Stettiner Stadtgymnasium. Nur wenige Monate sollte dieselbe vorläufig währen, denn im Herbst desselben Jahres folgte er einem lockenden Rufe nach Rom als Erzieher im Hause des dortigen deutschen Arztes Dr. Erhart. Längere Fahrten nach Sicilien, Athen und Constantinopel schlossen sich an und übten auf den ferneren Entwicklungsgang Hoffmann's einen tiefen Einfluß aus. Es läßt sich leicht denken, daß er, nachdem er wieder seine Lehrthätigkeit an den Gymnasien zu Stolp und Danzig aufgenommen, oft genug in Gedanken am Golf von Neapel weilte und „das Land der Griechen mit der Seele suchte.“

Damals entstand eine kürzere Novelle, die in befreundeten Kreisen großen Beifall fand und wohl zunächst in ihrem Verfasser den Gedanken anregte, ob er nicht früher oder später dem Lehrerstande Lebewohl sagen sollte. Pädagoge und Künstler in einer Person, — sie passen nicht immer

*) Auch die neueste, von uns in diesem Hefte veröffentlichte Novelle Hoffmanns beweist das Treffende der oben von unserem geehrten Mitarbeiter gegebenen Charakteristik; sie kann aber dazu dienen, dem Wilsde noch einen kleinen Zug hinzuzufügen, da sie zeigt, wie meisterhaft unser Novellist auch ein wahrhaft rührendes Menschenloos darzustellen weiß, ohne dabei das Gleichgewicht seiner im höchsten Sinne humoristischen Weltbetrachtung zu verlieren.

gut zusammen, und die Empfindungen, die Hoffmann damals beseelen mochten, hat er später dem Helden eines kleinen Romans, dem Gymnasiallehrer Dr. Gotthold Belling — zunächst von seinen Schülern, alsbald von allen Einwohnern des kleinen Städtchens „Iwan der Schreckliche“ genannt — in den Mund gelegt: „Ein tüchtiger Pädagoge muß etwas vom Despoten in sich tragen, er muß vor Allem ein überzeugtes Selbstbewußtsein besitzen, ja, er muß ein Stück Zelot sein, den es gewaltsam drängt, sein eigenes Wollen und Wissen auf die Welt um ihn her zu überpflanzen, es ihr auch wider ihren Willen aufzuzwängen. Eroberer, Befehrer und Erzieher werden im Grunde aus demselben Holze geschnitten: in ihnen Allen herrscht der treibende Wille, die Außenwelt nach sich selbst zu gestalten, und damit sich unterzuordnen. ‚Seid wie ich!‘ rufen sie den Menschen zu, ‚denn ich bin stärker und klüger als ihr!‘ Und wenn die Menschen und Schüler sich sträuben, so beweisen sie es ihnen mit dem Schwert, dem Scheiterhaufen und dem Rohrstock. Solche Naturen stehen aber im geradesten Gegensatz zum Gelehrten und auch zum Künstler. Diese sagen zu den Erscheinungen der Welt: „Ich will mich euch hingeben; ihr sollt auf mich wirken und mich leise umgestalten, ich will mich in euch verwandeln und mein bescheidenes Selbst zu eurem Selbst erweitern; ich bin nichts durch mich, sondern alles durch euch, durch die Bereicherung, die ihr mir gebt, indem ich euch mit großen Augen ansehe, euch verstehe, mich an euch entzücke, Eins werde mit euch und zu allerlezt das unendliche Empfangen in stillen Bildern zu einem geringen Theil ruhig wieder von mir ausstrahle. Ich liebe euch, wie ihr seid und weil ihr seid, nicht weil ihr so oder so seid und ich euch vielleicht noch besser machen kann; ich kenne nichts Gutes und nichts Böses, sondern ich sehe die fertige Welt mit Freuden und sage in meinem Herzen: ‚Siehe, es ist Alles sehr gut!‘ — So stellt sich der Gelehrte und der Künstler vor die Dinge. Beide mögen gute Lehrer sein, aber nicht gute Erzieher.“*)

Im Herbst 1876 ergriff Hoffmann von Neuem den Wanderstab und brachte wiederum ein Jahr in Italien zu. Nochmals versuchte er es darauf zwei Jahre hindurch in Berlin am „Gymnasium zum Grauen Kloster“, ob nicht doch noch ein passionirter Lehrer aus ihm würde; aber der mehr und mehr zum Durchbruch kommende dichterische Drang, der keinen äußeren Zwang dulden wollte, ließ ihn von diesen Plänen endgültig abstecken. „Ich verzichtete auf die Lehrthätigkeit, denn ein Beharren in derselben glich einer Verurtheilung zu lebenslänglichem Martyrium; es giebt in der Welt für einen Mann keine so entblätternde, so entsittlichende Noth, als das Bewußtsein, seinem Berufe nicht zu genügen,“ sagt an einer anderen Stelle der eben citirte Dr. Belling. Das sah auch Hoffmann

*) Diese Worte enthalten die Lösung des psychologischen Räthsels in der neuen Novelle „Erfüllter Beruf.“

ein. Er beschloß, seinen literarischen Neigungen ganz zu leben, gab die Lehrthätigkeit auf und weilte längere Zeit im elterlichen Hause zu Stettin. Mehrere Novellen, die er in jener Zeit schrieb, wurden sofort von den besten Zeitschriften acceptirt, und auch „Nord und Süd“ führte als eine der ersten den jungen Dichter in die Literatur ein. *) Nach einem nochmaligen Besuche Griechenlands siedelte Hoffmann 1882 nach Berlin über, wo er im glücklichsten, von echt deutschem Familiensinn durchwehten Hausstande, an der Seite einer liebreizenden, ihn innig verstehenden Gemahlin und von einem großen Freundeskreise aufrichtig geliebt und geschätzt, noch gegenwärtig lebt; vorläufig allerdings nur noch auf kurze Zeit, da er alsbald wiederum dem starken unwiderstehlichen Zuge „nach dem Süden“ zu folgen und sich mit seiner Familie auf ein bis zwei Jahre in Süddeutschland und Italien niederzulassen gedenkt.

Die erste Novellensammlung Hans Hoffmann's erschien 1881 unter dem Titel „Unter blauem Himmel“ und vereinigte vier Erzählungen, von denen drei auf dem glücklichen Eilande Capri, eine auf dem römisch-neapolitanischen Grenzgebirge spielt. Dem frisch pulsirenden, ungezwungenen südlichen Volksleben entsprossen, athmen sämtliche Geschichten eine heitere Poesie und Romantik und zeigen uns in farbenfrischen, lebenswahren Bildern die heißen Herzensempfindungen und kindlich-naiven Ansichten jener Menschen, die unter einem glücklichen, fast immer ungetrübten Himmel wohnen. Schon in diesen Erstlingsarbeiten fällt uns die künstlerisch durchdachte Composition und die psychologische Vertiefung der Charaktere auf, daneben ferner die sorgfältig gehandhabte Sprache und ein erquickender beschaulicher Humor, der besonders hell und erwärmend im „Faulen Beppo“ durchdringt. Ein köstlicher Geselle, dieser urwüchsige Faulenzer, der niemals aus seinem süßen Nichtsthun gerissen werden kann, und der jede darauf hinzielende Beleidigung mit olympischer Ruhe aufnimmt! „E una bestia“ ruft man ihm immer wieder und wieder zu; er aber findet darin nichts Herabwürdigendes und Verletzendes, denn „da auf Capri fast gar keine werktätigen Thiere: wie Pferde, Esel und Zugochsen gehalten wurden, so fand er lauter vergnügliche Thiere: Ragen, Hunde, Schweine, Ziegen, Hühner, welche sämmtlich in behaglichem Nichtsthun ein sündloses Leben hinbrachten, und doch von ihren Herren freundlich und sorgfältig ohne Vorwürfe ob solchen Wandels, ernährt wurden.“ Endlich aber wird der faule Beppo doch aus seiner Ruhe aufgerüttelt. Er erweist sich als thatkräftiger Helfer, indem er, um seine Schwester mit ihrem Geliebten, dem Sohne eines alten reichen Geizhalses, zu vereinigen, diesem seine Schätze stiehlt. Die Strafe bleibt nicht aus, Beppo muß auf die Galeere.

*) Mit der Novelle, „Der schöne Checco“, Augustheft 1880. Sodann erschienen noch in unserer Monatschrift die Novellen: „Der Mönch von Paläolastizza“, wäter „der blinde Mönch“ betitelt (März 1886) und „Strandgut“ (Mai 1888). Red.

Als er von seinen weinenden Angehörigen Abschied nimmt, sagt er gelassen: „Ich mußte doch endlich einmal arbeiten lernen“; dann streckt er sich lang im Boot aus, schaut träumend in den blauen Himmel hinauf und genießt von ganzem Herzen sein letztes freies dolce far niente! — Einen ernsteren seelischen Conflict behandelt „der schöne Checco,“ der, im Gegensatz zum Beppo, pessimistischer Natur ist, denn er ist blind, arm, häßlich. Das schönste Mädchen Anacapriß wendet ihm jedoch ihre Liebe zu und erhält in ihm, auch nachdem sie sich mit ihm verheirathet, den Wahn, er sei der schönste Jüngling des Ortes. So leben sie in idyllischem Frieden, bis eines Tages ein deutscher Arzt Checcos Blindheit heilbar findet und ihm trotz der Abmahnungen des Pfarrers, der um das stille, beschauliche Leben der Beiden fürchtet, das Augenlicht wiedergiebt. Schwere Herzenskämpfe bleiben nicht aus — aber schließlich siegen doch Zufriedenheit und Glück.

In zwei weiteren Bänden Novellen: „Im Lande der Phäaken“ (1884) und „Neue Korfu-Geschichten“ (1887) hat Hoffmann zum Hintergrunde seiner Erzählungen das alte Eiland der Homerischen Phäaken, die von der Natur verschwenderisch bedachte Insel Korfu gewählt, und zwar hat er die Handlungen theils in die Gegenwart, theils in die Zeit der venetianischen Herrschaft gelegt. Aber die Scenerie und die Menschen sind dieselben geblieben. Auch auf die heutigen Bewohner dürfte noch immer die Zeichnung des Dichters passen, die er von ihren Vorfahren gegeben: „Sie lebten fröhlich und sorglos in den Tag hinein, ließen sich von ihrem über die Maßen freigebigen Lande dankbar ernähren, mit so wenig Arbeit es irgend möglich zu machen war, sammelten unter ihren prachtvollen Delbäumen die allmählich herabfallenden Früchte — nicht daß sie solche erst mühselig schüttelten oder abschlugen — weideten ihre Lämmer auf dem fetten Rasen darunter im Frieden, und nur sehr maßvoll trieben sie hie und da auch ein wenig Weinbau oder Gemüse-zucht, als welche beide eine unverhältnißmäßig große Anstrengung des Leibes erfordern. Dafür verstanden sie, alle Fest- und Ruhetage, deren Zahl doch nicht verächtlich ist, mit ehrlicher Hingebung und tadelloser Kunst des Genießens zu feiern.“

Man sollte meinen, daß neun Novellen, ziemlich demselben Boden entsprossen und in denselben Farben ausgeführt, leicht eine gewisse Einseitigkeit erzielen. Nichts von alledem! Jede der Erzählungen hat ihre eigene Stimmung, ihren besonderen Umriß, der den Leser bannt und festhält. Kommt der reinste und ungetrübteste Humor in einzelnen — „Die Weinprobe“, „Perikles, der Sohn des Xanthippos“, „Die vier Büsserinnen“ — vollauf zur Geltung, so bricht bei anderen mächtig und erschütternd eine tiefe Leidenschaft, ein fortreißender Cultus sinnlicher Schönheit durch. Meisterstücke sind in dieser Art „Die Gekreuzigten“ und „Der blinde Mönch,“ letzteres vornehmlich eine grandiose Dichtung in Prosa.

Etwas vom homerischen Geist durchweht diese Geschichten von Korfu, über denen ein märchenhafter Zauber liegt, der uns im Fluge aus dem

brausenden Alltagsleben entführt und uns reinsten dichterischen Genuß verschafft. Nicht mit Unrecht ist Hoffmann von kritischer Seite als ein „spätgeborener Hellene“ bezeichnet worden: sein liebevolles Vertiefen in das Leben der Natur, sein häufiges Hinweisen auf einen möglichst ungetrübten Genuß des Daseins, seine vollendete künstlerische Durchbildung wie die Grazie der Sprache erinnern lebhaft an hellenische Vorbilder. Niemals tritt Hoffmann in einer gesuchten Pose vor uns hin; die Mehrzahl seiner Novellen entspringt aus kleinen Episoden anmuthig und formenschön, und die Fabel selbst entzückt uns ebenso wie der Rahmen, der sie umgiebt. Beide aber gehören bei unserem Dichter untrennbar zusammen. Man kann nie eins vom anderen lösen, ohne das ganze Gebilde zu zerstören; man kann ihnen kein anderes Relief verleihen, kann sie in keine andere Gegend, in keine andere Zeit versetzen, als es ihr Poet gethan.

Noch vor den beiden Bänden der Korfu-Geschichten erschien eine Sammlung: „Der Hexenprediger und andere Novellen“, ein Band mit vier Erzählungen, unter denen diejenige, nach welcher das Buch seinen Haupttitel empfing, unbestritten den ersten Rang einnimmt, wie sie überhaupt zu den besten Schöpfungen Hoffmann's gehört. In vorzüglich getroffener, alterthümlicher Schreibweise, in Form von Briefen und Tagebuchaufzeichnungen, berichtet in den fünfziger Jahren des 16. Jahrhunderts der gestrenge Stettiner Prediger Bartholomäus Wachholtius von den „gottgefälligen“ Aufgaben seines Amtes, die besonders in der Aufspürung, Verfolgung und Verbrennung von Hexen bestanden. An sich ein religiöser und menschenfreundlicher Mann, von tiefem Sittlichkeitsgefühl durchdrungen, war er doch oder gerade deshalb dem Hexen- und Teufelsglauben vollständig ergeben und spürte den in Menschengestalt Satanswerk Ausübenden nach. „Durch Gottes Gnade,“ schreibt er seinem Freunde, dem ehrbaren, gelehrten Rector Franzius zu Wittenberg, „ist es mir bisher insgemein gar wohl ergangen; der Herr hilft mir, meine Pflichten in Treue zu walten und den Anfechtungen des Teufels fleißig zu widerstehen. Zwar wisset Ihr, und ich habe es Euch oft bekannt, wie solcher Sieg über den Bösen mir selten sonder Kampf, Zorn und Pein gelinget; aber Ihr selbst waret es, der mich oftmals tröstete, wenn ich verzagen wollte vor seiner großen Macht, mit dem Beispiel unseres geliebten, frommen und tapfern, im Herrn ruhenden Martinus, als welchem gleichfalls greuliche Versuchungen des Teufels nimmer sind erspart worden.“ Derartige Versuchungen treten nun aber auch an ihn heran: die jugendlichschöne Wittib Apollonia Lüdicke stiehlt sich in sein Herz und ist nimmermehr daraus zu verbannen; das heiße Liebesgefühl, welches ihn ergriffen, sieht aber der Pastor Wachholtius als eine Versuchung des Teufels an, der die liebliche Gestalt und die lockende Rede jener Apollonia als sein Werkzeug benutzt. Furchtbare Seelenkämpfe martern ihn, und des inneren Ringens mit dem Bösen ist kein Ende. Er verzweifelt an sich, er glaubt sich nun selbst

verhert; vor versammelter Gemeinde klagt er sich der Sündhaftigkeit an und hält sich für unwürdig, fernerhin das Wort Gottes zu predigen. In den Augen der Gemeinde aber wächst dadurch nur sein Ansehen, und für diese Gemeinde steht es ebenso unumstößlich fest, daß Apollonia eine gefährliche Hexe sei. Man ergreift sie, stellt sie vor den Richter, und sie gesteht auf der Folter Alles, was ihr der Hexenprediger vorhält: daß sie die Männer und insbesondere ihn, den Prediger Wachholtius, mit teuflischem Gaukelwerk umnebelt habe, „einzig und allein ihrem lieben Buhlen, dem Junker Satanas zu Gefallen, damit er seine Freude habe an den Gott abspenstig gewordenen Seelen und zum Dank ihr desto freundlicher herlächle und in höllennmäßiger Lust mit ihr tanze und nächstens jubilire“. Apollonia wird verbrannt, Wachholtius aber spürt nun, seitdem ihm selbst der Satan nahe getreten, mit verzehnfachtem Eifer den Hexen nach. „Mögen sie hinfahren, die Hexen und bösen Zauberer, die Giftmischer und Beschwörer, die Teufelsbuhler und Gottesfeinde; mögen sie hinfahren in Flammen, mögen sie fallen durch's Schwert, auf daß doch die Seelen der Seinen vor ihnen bewahrt werden und vor der bösen Saat der Verführung, die sie aussäen im Namen und Dienst des höllischen Feindes!“ so ruft er aus; und die Zahl Derer, die er zum Scheiterhaufen geleitet, steigt bald auf hundert und mehr. Nicht nur in Stettin, sondern in ganz Pommern erringt er sich einen weiten Ruf als „Hexenprediger“, dem selbst die verstocktesten Sünderinnen beichten müssen. Da lernt er ein Mädchen kennen, lauter und rein wie ein Frühlingsmorgen; er sieht sie häufiger und empfindet für sie eine väterliche Zuneigung. Gertrud gesteht ihm, daß sie heimlich mit Max, dem Sohne des reichen Kaufherrn Stojentin, verlobt sei, und der Hexenprediger sucht diesen letztgenannten auf, um ihn zur Billigung des Bündnisses zu bestimmen. Der stolze Patrizier aber ist empört: ein armes Mädchen von geringer Abkunft als seine Schwiegertochter — niemals! Er verdächtigt Gertrud als Hexe, und diese wird in das Gefängniß geworfen. Schwer, sehr schwer kommt es dem Hexenprediger an, diesmal seinen Beruf zu erfüllen. „Sie ist unschuldig!“ ruft ihm der Verlobte Gertruds zu. „Andere sind wegen derselben und geringerer Vergehen gerichtet!“ lautet die Antwort. „So waren auch alle diese unschuldig!“ Mit flammender Gluth bemächtigt sich die Erkenntniß seiner Seele, daß jene Worte wahr seien, daß er Hunderte Unschuldiger gemordet habe! Er selbst theilt es in fortreisenden Worten der Menge mit, in wildem Aufruhr erbricht diese das Gefängniß, Gertrud wird befreit und kann mit ihrem Bräutigam entfliehen. Der Hexenprediger aber, der durch das offene Geständniß seinen inneren Frieden wiedergefunden, erleidet gern und willig den Tod als Empörer. — —

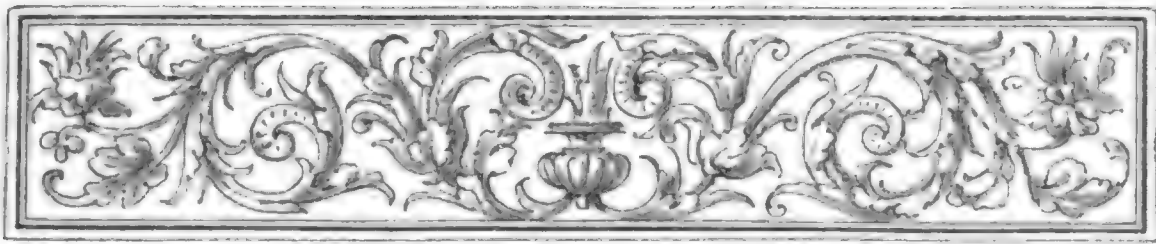
Weitab von den lieblichen Gestaden Capris und Korfus liegt der Schauplatz dieser Novelle, die mit einem düsteren historischen Gemälde zu vergleichen ist, mit einem Gemälde von greifbarer Anschaulichkeit, voll

packender Kraft, voll tiefer Leidenschaft. Der historische Ton ist vorzüglich getroffen; nirgends, auch nicht in der Art der abgebrochenen Erzählungsweise, finden wir ein Schwanken und Tasten, folgerichtig vollzieht sich die psychologische Entwicklung, und der Schluß wirkt versöhnend und mildernd. Der Gesamteindruck ist ein stark sittlicher, schwer zu vergessender. — Von den übrigen Gaben des zuletzt angeführten Novellenbandes möchten wir noch wegen der feinsinnigen Durchführung und leuchtenden norwegischen Naturschilderungen die Erzählung „Lyshätta“ anführen, deren bis zum Schluß währende Steigerung einen eminent dramatischen Aufbau zeigt.

Neben den behandelten vier Hauptwerken veröffentlichte Hans Hoffmann noch ein einer altdeutschen Sage angepaßtes kleineres erzählendes Gedicht voll liebenswürdigen Humors: „Der feige Wandelmar,“ und eine historische Erzählung: „Brigitta von Wisby,“ welche die Eroberung der alten Hansestadt durch König Waldemar IV. von Dänemark zum Gegenstand hat. Auch hier paßt sich die Sprache markig dem Stoffe an, und inesselnden Bildern skizzirt Hoffmann die Zeit des vierzehnten Jahrhunderts. Eine behaglich ausgespinnene größere Novelle ist die vorläufig noch nicht in Buchform erschienene: „Zwan der Schreckliche und sein Hund,“ von sprudelnder Schalkhaftigkeit erfüllt, indem ein ernst angelegter, trotz seiner Schüchternheit und Aengstlichkeit stets härbeißig aussehender Gymnasiallehrer in eine Reihe komischer Mißverständnisse verwickelt wird. Eine große Freude wird Hans Hoffmann seinem weiten Anhängerkreise durch einen demnächst erscheinenden neuen Novellenband: „Von Frühling zu Frühling“ bereiten. Hoffmann sucht in den diese Sammlung füllenden zwölf Erzählungen, von denen jede sich an einen bestimmten Monat anschließt, wiederum die norddeutsche Heimat auf, deren ganzen Zauber, deren eigenartige Schönheiten er mit voller Dichterseele erfaßt und zu bewegendstem Ausdruck gebracht hat. Mehr verrathen wollen wir nicht, man greife selbst zu der neuen Gabe.

Wie oft und wie viel wird nicht geklagt über den Verfall unserer zeitgenössischen Literatur, über das Bedürfniß, daß eine andere, eine bessere literarische Welt erstehen müsse! Aber diese Klagen müssen verstummen vor einem derartig gesunden, kernigen, dabei stets vornehmen und seine eigenen Pfade wandelnden Talent, wie wir es in Hans Hoffmann besitzen. Freuen wir uns dessen und seien wir ihm dankbar für die genussreichen Stunden, die er uns geschenkt hat. Wir wünschen und hoffen von ganzem Herzen, daß ihnen noch viele, viele folgen mögen!





Preußen und die Antike. *)

Von

Gustav Hirschfeld.

— Königsberg i. Pr. —

Das Verhältniß Preußens zu den Denkmälern des klassischen Alterthums, insonderheit der klassischen Kunst soll der Gegenstand meiner Betrachtung sein. Man meint wohl, daß den Alterthumsforscher vor Allen sein Beruf ganz hinausführe aus dem Leben seines Staates und seiner Zeit. Das mag in andern Ländern möglich sein; wir in Preußen genießen den Segen, daß der Pfad eines Jeden von uns hineinführt in die Geschichte und in das Wesen unseres Vaterlandes. Und so will ich hier bezeugen, welch ein gesundes, welch ein begeisterndes Stück Entwicklung dieses Staates auch das besondere wissenschaftliche Gesichtsfeld ausfüllt, welches ich meinem Berufe nach zu überschauen habe. Das ist mir Recht und Pflicht zugleich: als mein Recht erachte ich es, das, was uns auf diesem Gebiete Besonderes angehört, einmal offen und froh zu bekennen! Als meine Pflicht erachte ich es, aufzuklären über Thatfachen und Erscheinungen, deren bisher nur einige wenige recht eigentlich sich bewußt geworden sind. Ich sage damit nicht zuviel; ist doch immer noch demjenigen, der unserm Staatswesen nicht angehört, das Wort „Preußisch“ wie der Inbegriff des Geordneten, Zusammengefaßten, Gründlichen zwar, aber zugleich des Freudlosen, der auf das Nothdürftige beschränkten Ver-

*) Die Arbeit ist aus einer Festrede zum preussischen Krönungstage hervorgegangen.

hältnisse, in denen das Leben derjenigen Reize ganz entbehre, die es Vielen erst begehrenswerth machen. Wer nur etwas in der Welt herumgekommen ist, wird mich verstehen. Ja, selbst unter uns fehlt es nicht an solchen, welche das wie etwas Gegebenes, zu Recht Bestehendes einfach hinnehmen; und es mag ja — wie anderwärts — so auch bei uns Kreise geben, welche in einer ablehnenden Haltung gegen Kunst und Alterthum eine ganz besondere innere Befriedigung finden. Aber diese mögen versichert sein, in der Vergangenheit und Gegenwart Preußens und seiner Herrscher haben sie den Rückhalt nicht, den ihre Unkenntniß vielleicht gerade dort sie suchen läßt. Es ist nicht die Gewohnheit unserer Fürsten gewesen, irgend etwas gering zu achten, was dem Gemeinwohl, wenn auch nur in begrenzter Weise diene. Ihre Pflege geistiger Interessen ist freilich mit der Größe ihres Staates gewachsen: das aber ist an diesem eben das Gesunde und Große, daß — von welcher Seite man auch kommen mag — der Weg zwar zuerst eng, rauh und unbequem sich ankündigt; aber überall steigt er aufwärts, wird weiter und gangbarer und führt zuletzt empor auf reine, weit überschauende, endlich auch weit sichtbare Höhen. Fern sei uns eitle Ruhmredigkeit, die ja immer nur dem Wahren Abbruch thut. Aber so sicher ist unser Bewußtsein von der naturwahren Entwicklung unseres Staates, daß wir die frohe Zuversicht haben, es sei jeder Zweig, der in ihm zur Blüthe gelangt ist, lebensberechtigt und lebenskräftig zugleich.

Nun bedeutet aber Preußen für die Erschließung der alten Kunst, mehr, viel mehr, als selbst unsere engsten Landesgenossen ahnen; zu tief hat es sich mit der Antike eingelassen, als daß es zurück könnte von diesem Wege, ohne ein Stück seiner Entwicklung zu verleugnen. Das mögen auch diejenigen sich gesagt sein lassen, welche jetzt meinen, daß man die Beschäftigung mit der Antike einfach abschneiden könne, wie einen überschüssigen Trieb. Ueberall beneidet man es uns, wie wurzeltief dieser Trieb gegründet ist in unserer Erziehung, in unserem gesammten wissenschaftlichen Leben. In Frankreich und England¹⁾ haben sich neuerdings große Vereinigungen gebildet zur Hebung der griechischen Studien unter ihren Landsleuten; sie würden es nicht verstehen, wenn wir ein Gleiches thäten, waren sie doch nur von dem Wunsche bejeelt und geleitet, uns auf dem Wege zu folgen, auf welchem sie uns ohne Einrede und beinahe neidlos einen weiten Vorsprung zuerkennen. Dieser Vorsprung aber auf dem Gebiete der alten Kunstforschung in unserer Zeit ist unzweifelhaft beinahe ausschließlich ein Verdienst preussischer und nordischer Männer überhaupt. Es ist schon eine eigene Erscheinung, daß Winkelmann ein Sohn der Mark war, Thorvaldsen und der große Archäeolog Zoega aus Dänemark; Andere stammen aus Schleswig-Holstein, aus Hannover, aus den Sächsischen Ländern. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm sprach es aus bei Eröffnung der Jubiläums-Kunstausstellung zu Berlin (23. Mai 1886): „Es bleibt ewig denkwürdig, daß gerade Männer aus dem Norden es gewesen sind,

welche in Wort und Schrift, in Baukunst, Plastik, Malerei die Botschaft von Hellas verkünden.“ Es muß also wohl etwas im Blute liegen, wenn Preußen auch auf diesem Gebiete die Führung übernommen hat. Man sagt uns zwar immer — so lange und so dringlich, daß wir es fast ohne Prüfung hinnehmen —, wie andere Staaten doch so viel früher und so viel mehr an alten Denkmälern zusammengebracht hätten, als unser so lange armes und dürftiges Preußen. Nun, den Besitz gestehen wir Anderen gern und neidlos zu, den allgemeinen Anspruch, der daraus entwickelt zu werden pflegt, aber nicht; denn unser ist die Ueberzeugung, daß nicht der Besitz adelt, sondern die Benützung, den Einzelnen wie den Staat. Dessen ist Preußen zuerst unter allen nordischen Staaten sich bewußt geworden, und nicht bloß unter diesen; und nach seiner Gewohnheit hat es seiner theoretischen Erkenntniß auch die praktische Folge gegeben, früher und in größerem Stile als alle Andern. Dies zu entwickeln, habe ich mir vorgeeßt. Es gewährt aber darum eine so wahrhafte und reine Freude auch von dieser Seite unseres Staates zu reden, weil seine Maßnahmen und Leistungen auch hier keines rhetorischen Aufpuges, keiner panegyrischen Laute bedürfen. Thatsachen will ich aneinander reihen und sie für sich selber sprechen lassen; nur daß ihre Anordnung das Werden und Wachsen richtig zum Ausdruck bringe, sei mein Bemühen. Abgesehen hiervon werde ich Kundigen vielleicht nicht viel Neues bieten²⁾, aber eben der Kundigen sind Wenige.

Ich weiß wohl, daß archivalische Forschungen und litterarische Studien noch manches ergeben würden; außer in Nebendingen bin ich zu solchen nicht in der Lage gewesen. Aber sie würden auch nur Einzelheiten hinzufügen, das Gesamtbild steht fest und unverrückbar; und um das zu erkennen, ist des Einzelnen gerade genug, auch genug, wie ich meine, zu einem sicheren Grunde für eine Begeisterung, von welcher ich wünsche, daß meine Leser einen Hauch davon in meiner Darstellung spüren möchten.

Jede Betrachtung einer besonderen Seite staatlicher Entwicklung hat freilich nur dann einen wahren Charakter und ist erst dann in höherem Sinne wirklich berechtigt, wenn sie überall im Boden der allgemeinen Zustände wurzelt. Ich darf aber wohl annehmen, daß die Gestalten der Preussischen Könige unter uns bekannt sind, wenngleich ich mir nicht so gewiß bin, ob sie es wirklich in dem Maße sind, wie es sein sollte. Daß Charaktere von solcher Geschlossenheit im Einzelnen wie in ihrer Aufeinanderfolge noch nicht in einem ausführlichen Volksbuche vor Augen gestellt sind, darf füglich Wunder nehmen; inzwischen scheint mir, daß die ersten von Ranke's Büchern Preussischer Geschichte — und zwar in der alten Auflage von 1847 — das Eindrucksvollste seien, was über unsere Herrscher empfunden und ausgesprochen ist; ein Buch, das wohl nur deswegen nicht so günstig beurtheilt wurde, wie andere des Verfassers, weil

sein erstes Erscheinen in eine Zeit fiel, wo eine fast im ganzen Reiche der Druckerwärze herrschende Presse gar nicht fassen zu können schien, daß man etwas Preussisches loben und doch bei der Wahrheit bleiben könne. Dieses Buch sollte dem Geschichtsunterricht schon in unsern höheren Bürgerschulen als Grundlage dienen; von einem kenntnißreichen Lehrer erläutert, würde es die Gestalten unserer Herrscher sicher und unverlöschlich einprägen. In solchem Sinne bekannt setze ich sie hier voraus. Kunstliebhaber im Stile gewisser anderer ausländischer und deutscher Fürsten hat es auf dem Preussischen Throne nie gegeben: denn es ist bei uns niemals Sitte gewesen, daß eine bloße Liebhaberei des Monarchen mit Anforderungen des Staates concurrirt, geschweige denn über sie gesiegt hätte. Und doch dürfen wir mit Wahrheit sagen, daß kein Staat als Staat soviel gethan hat für die Antike, wie Preußen. Ja wohl sind wir sparsam gewesen und haben die paar Heller zusammenhalten müssen, die auch dafür erübrigt werden konnten; aber wie der Unbemittelte das, was er sich einmal gewähren kann, ganz anders schätzt, viel lebendiger würdigt, viel nachhaltiger ausnützt, als wer im Ueberfluß lebt oder sich nichts zu versagen braucht, so ist es Preußen ergangen mit Kunst und Alterthum. Hiermit deute ich schon auf ein Hauptergebnis unserer Betrachtungen; aber wir werden sogar davon zu sprechen haben, wie gerade die Beschränktheit der Mittel ein Anlaß besonders trefflicher Verwendung gewesen ist. Nicht immer werden wir es vermeiden können, das Verhältniß Preußens zur Kunst überhaupt wenigstens zu streifen; daß wir es für Anfang und Ende der Darstellung nicht ausführlicher dürfen, können wir sogar bedauern. Aber auch so wird schon eine gewisse politische Seite unserer Betrachtung zu ihrem Rechte kommen. Ich meine dies: auf manchen andern Gebieten bei uns mögen ja die Urtheile von einander abweichen können unter dem gegenseitigen Vorwurfe bloßer Subjectivität; auf dem Boden, den wir betreten wollen, hört das Meinen auf, eine Verschiedenheit der Auffassung erscheint unmöglich, denn es handelt sich um Thatfachen, die klar von allen Seiten vor Augen liegen, um Absichten, an denen auch der Widerwillige nicht deuten kann, um Erreichtes, das unzweifelhaft ist. Nehmen wir nun wahr, wie unser Staat auf diesem Gebiete der gesündesten, großartigsten Entwicklung sich erfreut, so liegt es nach aller geschichtlichen Analogie wohl nahe, hierin zugleich ein Symptom seines allgemeinen Zustandes zu erkennen. Und dieser gleichsam indirecte Weg der Erkenntniß muß uns um so willkommener sein, je schwieriger die Aussonderung des Bleibenden und Echten in den sich begebenden Dingen der menschlichen Klugheit zu fallen pflegt.

Am Häuser schrieb und schreibt man wohl Sprüche, die den Sinn seiner Bewohner ausdrücken; so will ich gleichsam über dem Eingang meiner Darstellung die zwei Grenzpunkte bezeichnen, zwischen welchen der Sammeleifer unserer Fürsten sich abspielt. Im Jahre 1631 gab der Kurfürst Georg

Wilhelm Befehl, silberne Werke aus dem Dom zu Berlin einzuschmelzen, um mit dem Ertrage Kriegsvölker anzuwerben³⁾, gerade so wie etwa zwei Jahrhunderte früher Friedrich I. Kirchenglocken zu Kanonen umgießen ließ, um den Frieden zu erkämpfen und zu erhalten; das heißt, es giebt etwas, was höher ist, als Alles Andere, — das Vaterland. Und auf der anderen Seite höre man die Antwort des großen Friedrich, als man ihm ein Gemälde antrug, für welches der König von Polen, August, Kurfürst von Sachsen 30 000 Ducaten geboten habe:

„ . . . dem König in Pohlen stehet frey, vor ein Tableau 30 m Ducaten zu bezahlen, und in Sachsen vor 100 m Nthr. Kopfsteuer auszu schreiben, aber das ist meine Methode nicht. Was ich bezahlen kann, nach einem resonablen Preis, das kaufe ich, aber was zu theuer ist, laß ich dem König in Pohlen über, denn Geld kann ich nicht machen und Imposition aufzulegen ist meine Sache nicht⁴⁾.“ —

Wer vom Verhältniß Preußens zu den Denkmälern der alten Kunst sprechen will, auch der kann nur anheben beim Kurfürsten Friedrich Wilhelm, denn alle früheren Ansätze vernichtete der große Krieg. Wenn am Sarge Georg Wilhelms das Schlußgebet für seinen Nachfolger lautete: „Möge der Herr mit ihm sein, daß durch ihn wieder gebaut werde, was so lange wüst gelegen, daß er einen Grund lege, der für und für bleibe!“⁵⁾ so hat sich dies erfüllt, wie nur je ein Gebet. Auch für unser begrenztes Gebiet hat der große Kurfürst den dauernden Grund gelegt. Es ist gesagt worden, daß ihm für Künste ein natürliches Talent innewohnte, so daß er das Gute und Brauchbare auf den ersten Blick unterschied⁶⁾. Jedenfalls kaufte er schon im Jahre 1641 aus dem Rheinlande antike Bronzefiguren und Geräthe, Gemmen und Münzen, den Anfang dessen, was man damals und auch später noch eine Kunstkammer nannte. Ein Katalog vom Jahre 1649 verzeichnet schon 4900 Münzen, (darunter 129 goldene, 3000 silberne), und diese blieben auch ein Hauptbestandtheil; ein späterer Katalog von 70 Folioseiten aus dem Jahre 1672 zählt allerdings auch schon einige Marmore auf. Bei dem in die Weite gerichteten Blicke des Kurfürsten kann es nicht überraschen, daß er zugleich in überseeischen Ländern ethnologische Gegenstände sammeln ließ. Im Jahre 1680 wurden diese mit der Kunstkammer vereinigt, welche nunmehr in vier Abtheilungen — Antiken, Münzen, Kunstsachen und Raritäten, sowie Naturalien — zerfiel und die im Schlosse in der Bibliothek, im Obergeschoß der Schloßapotheke untergebracht war. Der Kurfürst bewegte sich allerdings hier in einer damals überhaupt modischen Richtung, und wenn wir weiter nichts zu sagen wüßten, dürften wir auf seinen Sammeleifer nur dasselbe geringe Gewicht legen, das ich der gleichzeitigen Thätigkeit anderer Fürsten nur zuzuerkennen vermag. Allein schon im Jahre 1664 nennt ihn der größte Münzkenner seiner Zeit und ein überaus bedeutender Gelehrter und Mensch,

Ezechiel Spanheim, „an erster Stelle unter den Deutschen Fürsten, welche durch Bereicherung ihrer numismatischen Schätze mit den Königen von Frankreich, den italienischen und dem Kaiserhause wetteiferten“⁷⁾. Und in den Dienst des Kurfürsten ist Spanheim erst viele Jahre später getreten. Mehr noch will eine einzelne Notiz aus dem Jahre 1668 besagen. Es wurden wiederum als falsch erkannte Münzen entfernt, „denn seine Churfürstliche Durchlaucht wollten nicht gestatten, daß sie zu den genuinen ge-
 leget würden“⁸⁾. Endlich zeugt für den Sinn des großen Kurfürsten der gelehrte Charles Patin, dessen Reiseberichte bei aller Kürze für jene Zeit ganz einzig lehrreich sind. Man muß den Bericht über die Aufnahme vergleichen, welche dem Reisenden in Dresden, in Wien, in London zu Theil wurde; dann erkennt man unter all den blumigen Redewendungen im Stile jener Epoche das so viel höhere Verständniß, die wahre Theilnahme des Kurfürsten auch auf dem Gebiete, das uns hier angeht. Trotz der bewegten Zeit — anscheinend 1672⁹⁾, gönnt der Kurfürst dem fremden Gelehrten nicht nur sein Gespräch, er scheint selbst versucht zu haben, ihn zu gewinnen¹⁰⁾, wie er später Spanheim gewann. Und wir sind es dem Herrscher schuldig, es nicht für Phrase zu halten, wenn er bei jener Gelegenheit ausspricht, daß er sich mit den Münzen sehr angenehm unterhalte und diesen mehr Zeit widmen würde, sobald die Staatsgeschäfte ihm mehr Nuße ließen. Wir sind um so mehr berechtigt, darauf Nachdruck zu legen, als Spanheim in der Vorrede zur dritten Auflage seines großartigen Werkes über das alte Münzwesen, welches 1706 in London erschien, den jugendlichen Kronprinzen Friedrich Wilhelm auf das Beispiel seines ruhmwürdigen Großvaters hinweist, der so wissenschaftlich, so sachverständig und mit solcher Vorliebe die antiken Münzen betrachtet habe.

Es ist also mehr als eine allgemeine Huldigung, wenn Joachim von Sandrart seine Augen auf den herrlich emporgestiegenen Herrscher richtet, ihm den zweiten Band seines weitbekannten Lehrbuches „Deutsche Akademie“ widmet (1678) und ihm in der Vorrede in der Sprechweise jener Zeit den Ehrennamen „eines deutschen Phoebus oder Apollo“ beilegt, da „derselbe nicht allein Pfeile und Bogen, sondern auch die Leyer der Kunst im Arme halte und . . . der Vorbeerkrantz auf seinem Haupte ihn nicht allein zu einem Kriegshelden, sondern auch zu einem Helden der Kunst gekrönet“¹¹⁾. Was dürfen wir aber auch Anderes von einem Fürsten erwarten, der in seinem „Politischen Testament“ an hervorragender Stelle seinem Nachfolger die Universitäten „zum höchsten“ empfohlen und ihm aus deren rechter Pflanze „Ehre und Ruhm“ verheißen hat¹²⁾! Von einer bloßen Spielerei, einer cavaliermäßigen Behandlung ist bei dem Kurfürsten nichts zu spüren, vielmehr tritt überall das ernste Bewußtsein entgegen, daß Alles an seiner rechten Stelle seinen Werth und seine Bedeutung habe, und dies ist wie ein Familienzug seinen Nachkommen zu eigen geblieben.

Wenige Jahre vor seinem Ende (1686) erhielt der Kurfürst als Erb-

schaftsantheil aus dem Nachlaß der ausgestorbenen evangelischen Pfalz-Simmernschen Linie eine Sammlung von mehr als 12 000 antiken und neueren Münzen, welche der gelehrte Lorenz Beger, ein Schüler Spanheims von Heidelberg nach Berlin brachte. Vielleicht ist es bei diesem Anlaß gewesen, daß der Kurfürst seinen gesammten Antikenbesitz seinem Nachfolger Friedrich, dem nachmaligen ersten König übergab, welchem damals auch die Münzsammlung des eben ausgestorbenen Pommerischen Herzogshauses zugefallen war. Unter dem Kurfürsten Friedrich, dessen Erziehung zur Kunstliebhaberei auch Patin kurz, aber sehr anschaulich beschrieben hat, nahmen die Ankäufe einen regen Fortgang; Beger, der in Berlin geblieben war, und dessen Obhut besonders die Antiken und Münzen anvertraut wurden, wies seinen Herrn richtig gerade auf die Bedeutung der griechischen Münzen hin, die damals natürlich ungleich seltener auftauchten als jetzt, und von denen die erste Sammlung des Großen Kurfürsten nur 6 goldene 111 silberne und 13 kupferne enthalten hatte. Im Jahre 1690 wird der Besitz an Münzen einmal auf 22 000 beziffert. Der Kurfürst wollte diese wie die anderen Alterthümer um sich haben und stellte sie in seinen Wohnzimmern auf; aber er, dessen Neigung zu Pracht und sinnfälliger Machtentfaltung bekannt genug ist, wollte auch Anderen zeigen, was er besaß, und so ward Beger beauftragt, die Sammlung herauszugeben, wie er schon früher in Heidelberg auch die Pfälzische Sammlung bearbeitet hatte. Bereits im Jahre 1696 trat der erste Band des thesaurus Brandenburgicus selectus an's Licht, dem 1698 der zweite, 1701 der dritte folgte, dieser schon dem Könige Preußens gewidmet, drei wirklich prächtige Folianten, vom Herrscher auf's Freigebigste ausgestattet, und das schönste derartige Werk, das bis tief in unser Jahrhundert hinein in Berlin herausgekommen; und es ist nicht bloß relativ stattlich: auch auf einen Mann wie Ludwig XIV. machte es Eindruck. Wir aber dürfen dem Kurfürsten dankbar sein, daß er auf diese, unter damaligen Verhältnissen fast allein mögliche Weise seine Schätze auch wissenschaftlicher Benutzung erschloß. In den Anreden, mit denen Beger die einzelnen Bände seines Thesaurus eröffnet hat, bleibt, wenn wir den Schwulst des Jahrhunderts abziehen, doch ein tüchtiger und schöner Kern: der Sammeleifer des Fürsten, seine Besorgniß, daß nichts Unehliches sich einschliche, sein Wunsch der Veröffentlichung ne inter parietes latitaret. Und auch das ist ganz wahr, was im zweiten Bande gesagt ist: *Tibi non sufficit reliquias in Germania investigasse, Romam ex Roma arcessis*, denn es bedeutete schon etwas, wenn der Kurfürst die Sammlung des berühmten Antiquars Pietro Bellori in Rom (gest. 1696) ankaufte, welche 40 Marmorwerke, 80 Bronzegegenstände, 29 Gefäße und 40 Lampen enthielt, Sachen, die, soweit sie in Berlin geblieben, die Grundlage des heutigen Antiquariums bilden. Nach dem Umbau des Berliner Schlosses kamen die Sammlungen in fünf Zimmer des vierten Stockes nach dem Lustgarten zu; die Ueberführung geschah

im Jahre 1703, an einem 3. August, ein Datum, das in der Folge noch eine ganz andere Bedeutung erhalten sollte.

Gerade des ersten Königs Verhältniß zur Kunst würde erst in einem viel größeren Zusammenhange recht zur Geltung kommen. Wir wollen hier nur noch daran erinnern, daß er ja auch die Akademie der Wissenschaften und diejenige der Künste zu Berlin, sowie die Universität Halle gegründet hat; wahr geworden ist es wenigstens, wie es in einem Panegyricus jener Zeit heißt: *ubi iam literae quam maxime coluntur, in Brandenburgicis putate regionibus, ibi quam plurima victoriarum monumenta sunt*¹³⁾. In den letzten Regierungsjahren des Fürsten haben die geschwächten Finanzen eine Vermehrung der Kunstsammlung nur noch wenig zugelassen, und manche haben gewiß damals die Frage aufgeworfen, ob nicht auf diesem Gebiete schon zu viel aufgewendet sei. Der Nachfolger des Königs, Friedrich Wilhelm I., hat diese Frage jedenfalls bejaht; und als ein Mann, der seiner Einsicht Folge zu geben unter keinen Umständen sich scheute, erschien er schon ein paar Monate nach dem Gingange seines Vaters in der Kunstammer und ließ mehr als 300 goldene Medaillen einschmelzen. Aber „einsichtig auch hier,“ wie der competenteste Beurtheiler, Julius Friedländer sich ausdrückt, „ließ er die Antiken unberührt.“ Uebrigens ist schon in Spanheims oben erwähneter Vorrede vom Jahre 1706, die an den fast achtzehnjährigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm gerichtet ist, unter der leichten Verhüllung hoffnungsvoller Worte wohl erkennbar, daß auch er des Kronprinzen Neigung ganz auf soldatischem Gebiete suchte. Schlimmer als der eben erwähnte Verlust war schon, daß zwischen 1723 und 1726 eine Anzahl von Antiken, zumal 36 Marmorwerke, nach Dresden an August II. abgetreten ward, und zwar in Tausch gegen zwei Dragonerregimenter. Das Eintauschen lebendigen Materials war dem Sinne jener Zeit nicht ganz so anstößig, wie es uns heut erscheint. Aber auch wir dürfen dem gestrengen Könige nicht gram sein: wie der Preussische Staat nun einmal sich entwickelt hat, ist er ohne diesen Herrscher, der mit Wahrheit von sich sagen durfte: „Ich habe das Land und die Armee in Stand gesetzt“, gar nicht denkbar. Es ist aber ein den Dingen imwohnendes Gesetz, daß alle Uebrigen leiden, wenn Eines von ihnen mit Recht oder mit Unrecht bis in seine äußersten Consequenzen entwickelt wird. Wir wissen jetzt, daß jenes Eine damals am Ende hinauslief auf die Größe und den Ruhm des Staates. Ja, vielleicht darf man bei dem notorischen Interesse des Königs für die Malerei — er malte sogar selber — vorauszusetzen, daß lediglich sein Pflichtgefühl ihn vom Kunstbesitz seines Vaters so viel hingeben ließ.

Wie dem auch sei, jedenfalls prägt erst der große König im XVIII. Jahrhundert, wie der große Kurfürst im XVII., dem Verhältniß Preussens zur Antike seinen Charakter auf. An dem Rauch'schen Denkmal zu Berlin hat daher mit vollem Recht auch das Abbild des betenden Knaben eine Stelle gefunden, jenes herrlichen Bronzewerkes bester griechischer

Kunst, das auch heute noch als eines der werthvollsten und schönsten Denkmäler des Berliner Museums gelten muß. Man kann beinahe sagen, daß sein Werth noch gewachsen ist, denn noch heute nimmt es unter den so sehr vermehrten Werken griechischer Kunst eine ganz einzige Stellung ein. Aus des Königs persönlicher Initiative ist der Ankauf hervorgegangen: vom Beiß des Prinzen Eugen war das Werk in denjenigen des Fürsten Liechtenstein gekommen; im Jahre 1747 gab Friedrich seinem Gesandten Grafen Podewils in Wien den Auftrag zur Unterhandlung und schloß den Handel mit 5000 Thalern (17 500 Mk.), für die damaligen Verhältnisse keine geringe Summe. Der König empfiehlt gute Verpackung, schickt einen Diener eigens bis Wien und schreibt: „Je l'attends avec impatience et je me fais d'avance un plaisir de voir un des plus beaux morceaux, que nous ayons de l'antique.“ Er stellte die Statue dann in Sansjoui auf, dem Fenster seiner Bibliothek gegenüber. Hier in Sansjoui vertheilte der König in Zimmer und Gärten auch die andern Antiken, die er früher und später erwarb, und diese waren sehr zahlreich, viel zahlreicher, als in weiten Kreisen bekannt ist. Ich hebe nur Einiges hervor. Im Jahre 1742 schon wurden 300 Marmorwerke des Cardinals Polignac um 36 000 Thaler angekauft; so viel anzulegen, muß also der König — nach seinem oben angeführten Grundsatz doch für „raisonabel“ gehalten haben. Es waren meist Büsten, aber auch ganze Statuen, wie z. B. die so bekannte Polyhymnia; und ein schöner Homerkopf hat seine Stelle im Studirzimmer des großen Königs bis heute behalten. Später fielen ihm mehr als 100 Marmorwerke aus der Hinterlassenschaft seiner Schwester, der Markgräfin von Bayreuth, zu. Ja, ich finde die Nachricht, daß in den Schlössern Friedrichs 5000 antike und moderne Sculpturen gezählt wurden¹⁴). Dem großen Friedrich wird es verdankt, wenn die Sammlung vertieft geschnittener Steine im Berliner Museum reicher ist als jede andere: nicht weniger als 30 000 Ducaten wurden im Jahre 1764 aufgewendet für die berühmte Sammlung von fast 3500 Gemmen des Philipp von Stojch, welche Winkelmann verzeichnet hatte. Viertausend griechische und römische Münzen wurden 1770 in Dessau gekauft. In demselben Jahre vereinigte der König einen Theil seines neuen Antikenbesizes sammt allerlei Alterthümern aus der Berliner Kunstammer in Potsdam beim Neuen Palais in einem eigenen als Rundbau aufgeführten „Antikentempel“, in dessen Anbau Münzen und Gemmen Raum fanden. Die Anlage einer antiquarischen Bibliothek ward befohlen; es ist unverkennbar, hier sollte die Antike ungestört genossen, studirt werden. Freilich nicht vom Publicum; das wäre schon an der Entlegenheit gescheitert. „Wenn die Erlaubniß des Königs erlangt worden,“ so heißt es in einem damaligen Buche, „so begiebt sich Herr Stojch — der Aufseher — aus Berlin nach Potsdam, um diese kostbaren Kunstwerke vorzuweisen“¹⁵). Man begreift, das war keine einfache Sache. Aber an allgemeine Zugänglichkeit und Benützung von Kunstsammlungen ist damals

diesseits der Alpen überhaupt kaum gedacht worden; vielleicht bildet nur Mannheim eine Ausnahme mit seiner im Jahre 1767 eröffneten Gypsammlung, die vier Jahre später Goethe von Straßburg aus besuchte, der bis dahin nichts anderes als Laokoon den Vater und den Faun mit den Krotalen gesehen hatte, und doch war er schon in Leipzig gewesen und hatte Dresden besucht¹⁶⁾. Gerade Dresden pflegt im Lichte des vorigen Jahrhunderts als ganz besondere Stätte des Kunstgenusses zu erscheinen: in Beziehung auf Gemälde gewiß mit Recht, allein was die Antiken angeht, sehr mit Unrecht. An den Gebilden von Dresdens Kunstschätzen, so pries Herder, sei Winkelmann erwacht. In der Abhandlung von der Empfindung des Schönen in der Kunst u. s. f. (1763) sagt dieser allerdings (§ 30): „Der größte Schatz von Alterthümern befindet sich zu Dresden; aber,“ fährt er fort, „ich kann das Vorzüglichste von Schönheit nicht angeben, weil die besten Statuen in einem Schuppen von Bretern wie die Häringe gepackert standen und zu sehen aber nicht zu betrachten waren“¹⁷⁾. Einige waren bequemer gestellt, aber erst im Jahre 1785 wurde unter Friedrich August die Ueberführung der Marmore in das sogenannte Japanische Palais angeordnet und ausgeführt.

Nein, nicht die Antiken Dresdens haben auf Winkelmann eine nachhaltige Wirkung ausgeübt; mit Stolz dürfen wir aussprechen, was heut zu Tage kaum gewußt, jedenfalls nicht richtig gewürdigt ist: es sind doch die Antiken des großen Königs in Potsdam gewesen, die Winkelmann seine entscheidende Richtung auf Rom gegeben. Wem sollen wir denn glauben, wenn nicht ihm selber, der im März nach dreiwöchentlichem Aufenthalt bei Freunden in Potsdam einem andern Freunde schreibt: „Ich habe Wollüste genossen, die ich nicht wieder genießen werde; ich habe Athen und Sparta in Potsdam gesehen und bin mit einer anbetungsvollen Verehrung gegen den göttlichen Monarchen erfüllet. Von den erstaunlichen Werken, die ich dort gesehen habe, und von denen du nichts weißt, will ich mündlich mehr berichten. Ich habe aus dieser Reise, die mir ziemlich kostbar gewesen, dennoch einigen Nutzen gezogen, und der ist dieser: ich bin entschlossen, mich auf einen gewissen Fuß in Rom zu setzen“¹⁸⁾. Und sofort nimmt er die Unterhandlungen wieder auf. Also aus Potsdam brachte Winkelmann den Entschluß mit, der für sein Leben und dann für die kunstgeschichtliche Auffassung und Betrachtung aller folgenden Zeit entscheidend geworden ist.

Allein das bleibt bestehen, auch König Friedrichs Sammlung war nicht für den öffentlichen Genuß bestimmt; als vornehmer unerläßlicher Schmuck des Fürstenhauses galten die Werke der alten Kunst, wie schon in den Tagen der Renaissance, und so sind auch Friedrich Wilhelms II. Ankäufe in Rom gemeint, die dem neu erbauten Marmorpalais bei Potsdam und gewissen Zimmern des Berliner Schlosses zu Gute kamen.

Der Gedanke, der die Sammlungen unserer Zeit überall in der Welt

so beherrscht, daß wir uns selber ohne diesen gar nicht mehr vorstellen können, der Gedanke, daß die Kunstwerke in gewissem Sinne Gemeingut sind, daß sie einem Jeden zur Betrachtung und Benützung offen stehen, daß die Kunstsammlungen ein Erziehungselement für die Gesamtheit bilden müssen, dieser hohe, edle und wahrhaft volksthümliche Gedanke ist meines Wissens zuerst in Preußen gefaßt, ausgesprochen und durchgeführt worden, und zwar von einem Monarchen, der ein engeres Verhältniß zur Kunst nie vorgegeben, den nichts leitete, als ein untrügliches Gefühl der Pflicht, von Friedrich Wilhelm III. Aber es giebt auch ein Genie der Pflichterfüllung, und wir können es der Vorsehung nie genug danken, daß sie diesem auf dem preussischen Throne eine dauernde Stätte bereitet hat. Denn auch die höchste Begabung bleibt unvollkommen ohne das Gefühl der Pflicht; und wie es des einfachen Mannes bestes Rüstzeug ist gegenüber den mannigfachen Forderungen seines engen Lebenskreises, so wird es zur gewaltigsten und ordnenden Kraft zugleich in der Hand des Fürsten, der für Alle zu sorgen hat. Vom Geiste der Pflicht durchweht sind die väterlichen Ermahnungen, die seit dem großen Kurfürsten jeder Herrscher seinem Nachfolger hinterlassen; aus dem Geiste ward das *sum cuique* geboren, und dieser Geist lenkte die Gedanken Friedrich Wilhelms III. Die ganze preussische Geschichte bezeugt uns, daß wir unsern Gegenstand damit nicht zu hoch fassen, des Königs eigene Aeußerungen bezeugen es. Bald nach seiner Thronbesteigung wollte der König die Sammlungen der wissenschaftlichen Benützung eröffnen. Die Akademie erhielt die Oberaufsicht, doch fehlt es an Spuren ihrer Thätigkeit. Dagegen ließ der König auf den Antrag Jean Henrys, der zum Vorsteher der Antiken und der verwandten Sammlungen ernannt war, alle kleineren Alterthümer, auch die nach Potsdam gekommenen wieder nach Berlin bringen, wo sie wiederum nebst einigen andern mit der Kunstammer vereinigt wurden (1798). Es war im Sinne des Königs, daß der Vorschlag gemacht ward, die Sammlungen nunmehr zwei Mal im Monat Gelehrten und Künstlern unentgeltlich zu öffnen; aber mit Erfolg widersetzte sich Henry, der übrigens auch hauptsächlich auf den Ducaten angewiesen war, den jeder Besucher zu zahlen hatte, und welchem man für das Jahr 1800 etwa 240 Besucher nachrechnen kann. Ebender- selbe Henry faßte jedoch schon 1805 den Plan zu einem zusammenfassenden Museum — dahin drängte hier die Entwicklung. Da brach der Krieg aus. Nach der Weise römischer Eroberer ließ Napoleon einen großen Theil der antiken Kunstwerke auch aus Berlin nach Paris schleppen. Nach dem zweiten Pariser Frieden ist von diesen Dingen keineswegs Alles zurückgegeben worden. Was nach Memel gerettet und schon vorher nach Berlin zurückgekommen, war der Unterrichtssection des Ministeriums des Innern unterstellt worden; ein bezeichnender und folgenreicher Schritt.

Die Dornenkrone, welche unser Herrscher in jenen Zeiten trug, hat er selber mit einem lebendigen unverwelklichen Kranze durchflochten: wie in den

Tagen der tiefsten Erniedrigung Preußens die Berliner Universität gegründet ward, so geht der Gedanke eines allgemeinen Kunstmuseums beim Könige selber in eben jene Zeiten zurück. „Getreu der edeln, großartigen Weise unserer Könige, eignen Reichthum nur in dem des Staats zu finden“ (Friedländer, Münzcabinet S. 16) hat Friedrich Wilhelm III. schon im März 1810 ausgesprochen, daß für ein zu gründendes Museum die würdigen Kunstwerke, Bilder und Antiken aus allen seinen Schlössern ausgewählt werden sollten. Von vorn herein betonte der König die wissenschaftlich und künstlerisch wirksame Seite solcher Unternehmung (Gesch. d. Mus. S. 34. Cabinetsordre an den Staatsminister Grafen zu Dohna u. d. 29. März 1810). Das zunächst angeordnete Inventar ergab für die Antiken 80 Statuen, 133 Büsten, 29 Vasen. Gleich nach der Wiederherstellung des Friedens hören wir von Erwerbungen in Rom — so die anmuthige Artemis, die nach ihrem früheren Besitzer Colonna genannt wird — selbst in Griechenland. Die Gewohnheit, Männer von vorzüglicher Capacität und besonderer Geistesrichtung als Vertreter nach Rom zu schicken, trug auch hier gute Früchte, wie in einer noch viel wichtigeren Beziehung, über die wir im weiteren Verlaufe zu sprechen haben. Vom Anfang dieses Jahrhunderts an sind dort Uhden, Wilhelm von Humboldt, Niebuhr, Bunsen aufeinander gefolgt. Kaum ein Zweig antiker Kunstgebilde ging leer aus; der Ankauf von 1348 bemalten griechischen Vasen und vielen anderen kleinen Kunstgegenständen, welche der österreichische Generallieutenant Freiherr von Koller in Unteritalien gesammelt hatte, fällt besonders in's Auge; die Sammlung des Generals von Minutoli, die reichere des Triestiners Passalacqua bilden den Grundstock des Aegyptischen Museums.

Wenige Wochen nach der enthusiastisch begrüßten Ausstellung der Kunstschätze (4. October 1815), die nach Paris entführt gewesen waren, am 18. November 1815 hören wir, daß der König zur Anlegung eines Museums den Ausbau der Cavallerieställe im Akademiegebäude, Unter den Linden, befohlen habe, der auch alsbald in Angriff genommen wurde. Es ist bezeichnend für den Sinn des Unternehmens, daß man ursprünglich die Unterbringung der Kunstschätze im Universitätsgebäude geplant hatte und nur wegen Raumangel davon abgegangen war; in nächster Nähe, wo noch heute die Akademie der Künste steht, im Mittelpunkte der Stadt wollte man dennoch bleiben. Als sich nun im Laufe der Zeit der museumsfähige Kunstbesitz besser übersehen ließ und sich dabei ergab, daß auch der angeordnete Ausbau unzulänglich bleiben würde, ward 1822 die Herrichtung des ganzen Grundstückes zwischen den Linden und der Dorotheenstraße in's Auge gefaßt. Da legte Schinkel im Anfang des Jahres 1823 einen Plan vor, der ihm aufgestiegen war, als er einige Monate vorher die Regulirung des Lustgartens im Allerhöchsten Auftrage zu bearbeiten hatte: an der nämlichen Stelle, wo das Museum jetzt steht, für die Kunstsammlungen einen ganz neuen Bau aufzurichten. Die Vorzüge dieses Planes waren so augen-

fällig, daß sie sofort die Billigung der Museumscommission fanden, vor Allem der Minister von Altenstein und von Bülow; und schon am 24. April desselben Jahres gab der König seine Zustimmung, mit der haushälterischen Rücksicht auf die Mittel des Staates, die ihn stets auszeichnete: die Kosten des Baues sollten die 700 000 Thaler des alten Projectes nicht überschreiten. Der König hat sich in der Folge doch noch zu weiteren Bewilligungen von über 93 000 Thalern herbeigelassen, die theilweise zu practischen Herrichtungen, theilweise aber auch zu schönerer Ausstattung erbeten waren. Der Voranschlag, welchen Schinkel dem Könige vorlegte, ist ein laut redendes Zeugniß jener Zeit: es ist beweglich, zu verfolgen, wie ideale Anforderungen und umsichtige Sparsamkeit im Kampfe sich zu vereinigen suchen und wirklich vereinigen. Sogar der voraussichtliche Miethertrag aus den Kellereien des Museums wird vom Künstler stark in Anschlag gebracht, dessen wundervoller Genius sich nie glänzender bewährt hat, als in der Enge der Verhältnisse.

Am 3. August 1830, am Geburtstage des Königs, ward das Museum eröffnet, genau 127 Jahre, nachdem einstmals die Kunstammer in das vierte Stockwerk des Schlosses einlogirt worden war. Welch ein Umschwung! Ich für mein Theil gestehe, durch keinen noch so antikisirenden Bau im Norden Europas so sehr in die ideale Welt, die wir uns aus dem Alterthum aufzubauen, versetzt zu werden, wie wenn ich vom Schloßportal her jenseits des grünenden Lustgartens die gewaltigen Säulen vor den farbigen Wänden der Halle in ihrer ernsten und einfachen Pracht aufsteigen sehe. Den Meisten, denke ich, die Berlin besucht haben, rufe ich damit ein Bild vor die Seele, ein Bild zugleich dessen, was in Preußen die Antike vermocht hat!

Der Sinn des Königs, seine persönliche Stellung ist nirgends deutlicher ausgesprochen, als in einem Erlaß vom 27. März 1822, wemgleich er nur die Bilder anging: „Ich habe seit längerer Zeit die Absicht, die in der hiesigen und Meinen übrigen Residenzen befindlichen Gemälde . . . an einem Orte hier zu vereinigen und sicher und zweckmäßig zum Nutzen und Vergnügen des Publikums aufzustellen.“ Gesagt war dies etwa auch in der Parlamentsacte vom Jahre 1753, die sich auf das Britische Museum bezieht (s. Anm. 19); aber die Besuchsordnung hat dieser Tendenz sehr lange Zeit hindurch nicht entsprochen. Auch will ich beiläufig bemerken, daß bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts der Besitz des Britischen Museums außer Büchern und Naturalien wesentlich in kleineren Alterthümern bestand. Bei fürstlichen Sammlungen in Europa war aber jener Grundsatz bis dahin nicht einmal ausgesprochen worden, und so konnte der Minister von Altenstein nach Eröffnung des Berliner Baues mit voller Wahrheit sagen: „Die Einrichtung des Museums und die neue Gestaltung sämmtlicher Kunstsammlungen gehört zu den wichtigsten, aber auch seltensten Ereignissen der Geschichte; der Gesichtspunkt ist gegenüber

der Kunstliebhaberei eines Regenten ein ganz neuer, sein Volk in größtem Umfange der Segnungen der Kunst theilhaft zu machen.“ Die Besuchsordnung, welche die Preussische Staatszeitung vom 26. Juli 1830 enthält, entspricht der Absicht des Königs: nur um den Platz nicht allzusehr zu beengen, findet der Eintritt zunächst gegen Karten statt — so bis zum 3. Januar 1832 —, diese sollen jedoch „ohne Unterschied an die zuerst Kommenden“ vertheilt werden.

Es ist eine Freude, zu sehen, wie ernst und gründlich bei diesem Museum Alles genommen ward. Die Restaurationsarbeiten an den Antiken, die fünf Jahre hindurch unter Rauch's Aufsicht, dann unter Dieck mit größtem Bedacht und beträchtlichem Aufwande vorgenommen wurden; die Principien der Aufstellung, die Rahmung der Bilder — Alles ward bis in's Einzelne erwogen. Hier war es, wo einmal der Segen schmaler Mittel zur Wirkung kam. Und was will es nicht bedeuten, daß ein Mann von dem Werthe Wilhelm von Humboldts an die Spitze der Commission berufen ward, welche die Einrichtung des Museums zu berathen hatte! Die Denkschrift, welche er am 21. August 1830 als eine Art von Rechenschaft an den König richtete ²⁰⁾, ist für beide Theile gleich rühmlich und beweiskräftig. „Nichts schien mir so wichtig,“ schreibt er, „als das Museum, dessen so ausgezeichnet großartige Stiftung ein beständiges Denkmal des Schutzes und der erhabenen Begünstigung bleiben wird, welche Ew. Königliche Majestät der Kunst und denen, welche sich ihr widmen, angeheißen zu lassen geruhen, der öffentlichen Benutzung, für die Allerhöchst dieselben es bestimmt haben, sobald als immer möglich zu übergeben.“ Alle nur denkbaren Gesichtspunkte der Aufstellung und Verwaltung, der Benutzung und der Vermehrung der einzelnen Gruppen von Kunstgegenständen kommen dann zur Sprache; schon weist Humboldt auch hin auf die einzige Bedeutung, welche eine große systematisch und chronologisch geordnete Sammlung von Gypsabgüssen nach der Antike haben würde (S. 313), und es fehlt nicht an Zeichen, daß er auch damit des Königs Meinung traf (Gesch. d. Mus. S. 19). Bei der Eröffnung enthielt das Museum, „große und kleine Gegenstände zusammengezählt,“ über vierhundert antike Bildwerke, von welchen drei und siebenzig „den freigebigen neuesten Erwerbungen“ des Königs verdankt wurden. Das erste Statut für das Königliche Museum vom 15. Januar 1835 enthält die Grundsätze, deren wesentliche auch im letzten Statut von 1878 (s. Staatsanzeiger vom 19. Novbr. 1878 Nr. 273) unverändert geblieben sind. Das Museum ist von Anbeginn — wie schon die geretteten Kunstsammlungen — dem Unterrichtsministerium überwiesen, also eine Staatsanstalt, mit staatlicher Dotation, unter Verwaltung von Staatsbeamten. „Eine möglichst freie Benutzung der Sammlungen soll gestattet und bewirkt werden.“ Gemäß den Intentionen Wilhelm von Humboldts werden drei Tage der Woche für die Künstler und Kunstfreunde reservirt, drei dem Publicum geboten, unentgeltlich; „theils durch die Kataloge der Sammlungen,

theils durch die von den Beamten bereitwillig zu gebende Auskunft soll die gewünschte Belehrung ertheilt und der bildende Einfluß der Kunst gefördert werden.“ Gelehrte haben „jede zulässige Unterstützung bei ihren Arbeiten zu gewärtigen.“ Ganz eigen ist die Anstellung eines „Archäologen des Museums“, der die wissenschaftliche Benützbarkeit der Antiken-Sammlung nach allen Seiten hin steigern sollte. Bei ganz veränderten Verhältnissen ließ man diese Stelle erst im Staatshaushaltsetat für das Jahr 1878/9 ausdrücklich fallen.

Ja, es ist eine neue Aera angebrochen mit der Einrichtung des Berliner Museums! Man vergleiche nur, was damals gleichzeitig an andern Orten Europas geschah. Sehr nah liegt es ja, an die Glyptothek in München zu denken, die in demselben Jahre eröffnet ward, an Antikeninhalt wie an Aufwand ungleich reicher, aber als Privateigenthum des Herrschers angesehen und verwaltet, noch vor wenigen Jahren nur an drei Tagen unentgeltlich geöffnet und bis auf den heutigen Tag im Winter ungeheizt, also unbenützbar. London führte meines Wissens eine liberalere Besuchsordnung erst im Jahre 1832 ein; an drei Tagen war das Museum geöffnet, immer noch gegen Karten, und zwei Monate — August und September — ganz geschlossen. Ueber die Vaticanischen Sammlungen vollends wird gerade in jenen Jahren geklagt, daß sie nur zwei Mal, im Sommer gar nur ein Mal wöchentlich 3 Stunden hindurch wirklich geöffnet seien²¹). Die Pariser Kunstschätze, freilich erst gewaltjam durch die Revolution dem Königsbesitz entrißen, sind seitdem stets liberal zugänglich gewesen, aber noch heute werden sie nicht nach den Grundsätzen geleitet, welche bei uns seit Friedrich Wilhelm III. ununterbrochen herrschen. Gewiß hatte dieser König das Glück, Männer wie Schinkel, wie Humboldt an seiner Hand zu haben, und die Welt, besonders eine gewisse Welt ist, so lange sie kann, nur allzu geneigt, wenigstens hinter den schönen und großen Handlungen eines Fürsten sich nach seinen Räthen umzusehn. Hier aber machen wir uns ein Wort Bunsens zu eigen, welches er auch in einer Denkschrift über das Museum an den König richtet: „Nun bestätigt es sich auch in diesem Falle, wie die Beschützung, welche die Gunst eines hochherzigen Monarchen der Kunst und Wissenschaft angebeihen läßt, vielfach die Thätigkeit, den Eifer und die Liebe hervorruft, deren die Verwirklichung solcher schönen Absichten bedarf.“

Nach der Einrichtung des Berliner Museums nimmt nun das Verhältniß Preußens zur antiken Kunst allmählich eine so zusammenhängende und großartige Entwicklung, daß man zweifeln kann, ob man nicht die chronologische Darstellung zu Gunsten einer systematischen aufgeben solle. Schon um der gerechten Vertheilung willen bleibe ich jedoch bei der ersten, soweit ich sie irgend durchzuführen vermag.

Kunstwerke, so etwa drückt Wilh. von Humboldt sich aus, sind ihrem weitestlichen Zwecke nach für die bloße Betrachtung bestimmt; aber auch

die wissenschaftliche Benützung der Antike kam nicht bloß in einem Statutenparagraphen des Museums zur Sprache. Auch hierin geschahen unter Friedrich Wilhelms III. Regierung die ersten folgenreichen Schritte, die auf immer größere Ziele zugeführt haben und noch heute zuführen.

Die Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften zu Berlin, im Jahre 1812 neu geordnet, begann ihre Aufmerksamkeit auf diejenigen Zeugnisse zu richten, welche recht eigentlich das Grenzgebiet bilden zwischen den monumentalen und den schriftlichen Resten des Alterthums, die Inschriften. Es ist unter unsern jetzigen Verhältnissen nicht leicht, Uneingeweihten die Bedeutung dieser Zeugnisse in ihrem ganzen Umfange klar zu machen, aber es ist schwer, diese Bedeutung zu überschätzen: so viel Licht werfen sie auf jede Seite des antiken Lebens. Von Zeit zu Zeit waren vollständige Zusammenstellungen versucht worden, und in der That können erst solche den ganzen und vollen Gewinn hergeben. Es liegt aber ebenso auf der Hand, daß sie sich nach einiger Zeit überlebt haben; zu viel neues Material kommt beständig an den Tag, zumal in unserer Zeit. Die Berliner Akademie übernahm zunächst die griechischen Inschriften, und im Jahre 1828 trat der erste starke Folioband, von August Boeckh bearbeitet, an's Licht. Wir kommen auf dieses mit Beharrlichkeit fortgeführte und immer mehr erweiterte Unternehmen noch einmal zurück; in diesem Augenblick wird unsere Aufmerksamkeit von Berlin, ja von Deutschland abgelenkt und findet sich erst in Rom festgehalten. Wie hier zur Vertretung des Preussischen Staates ein bedeutender Mann den anderen ablöste, haben wir gesehen; der gute und verständige Sinn, der auch dies eingegeben, und dem so reichlicher allgemeiner Segen auch daraus erwachsen sollte, begann jetzt gleichsam die ersten Blüthen zu treiben, die sich, wenn man so sagen darf, allerdings zunächst als Forderungen darstellten: denn es ist nicht nur der bösen, es ist auch der guten That gegeben, daß sie ihren Urheber nicht wieder losläßt. Schon zu Humboldts Zeit war das Haus der Preussischen Gesandtschaft ein Mittelpunkt geistig angeregten Verkehrs gewesen; später 1816 kam Niebuhr nach Rom, fast zu gleicher Zeit Bunsen, der einst in seine Stelle einrücken sollte. Viele Gelehrte, vor Allen deutsche, sammelten sich um jene. Der Plan einer umfassenden Beschreibung Roms ist in dieser Reise gefaßt und auch nach Niebuhrs Weggang (1823) rüstig fortgeführt worden. Aber je mehr man den Boden Roms und Italiens überhaupt kennen lernte, desto tiefer und begründeter empfand man, wie wenig eigentlich seine Kunstschätze im übrigen Europa wirklich bekant waren; wie viel an wichtigen, entscheidenden Nachrichten unwiderbringlich verloren ging, weil es an fortlaufenden wissenschaftlichen Veröffentlichungen und Berichten durchaus gebrach. Eine hyperboreisch-römische Gesellschaft bildete sich, unter deren Mitgliedern fast nur Deutsche waren, doch ist es Pflicht, auch des französischen Duc de Luynes mit Dankbarkeit zu gedenken. Die Seele der Vereinigung indeß war Eduard Gerhard aus Schlesien, der schon im Jahre 1828 auf Bunsens Verwendung

von der Preussischen Regierung Mittel erhalten hatte, um Zeichnungen antiker Kunstwerke in großer Anzahl für das in Berlin geplante Museum zusammenzubringen. Die Lage der Dinge drängte von selber darauf hin, jene engere Gesellschaft zu einem Europäischen Verein zu erweitern; schon war Paris als Mittelpunkt in's Auge gefaßt; doch gerieth dieser Plan durch äußerliche Ereignisse in's Schwanken. Nun wies Gerhard auf Rom hin, — da trat Bunsen ein, noch zögernd — aber um diese Zeit, im Herbst 1828 geschah es, daß Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz in Rom weilte, dessen Zauber seinen lebhaften und empfänglichen Geist ganz gefangen nahm. Ihn bewog Gerhard, das Protectorat über die neue Vereinigung zu übernehmen, — damit waren auch Bunsens diplomatische Bedenken überwunden und am 21. April 1829, am Palilienfest, dem Geburtstage Roms, wurde „das Institut für Archäologische Correspondenz“ zu Rom eröffnet²²). Dies ist der Beginn einer Anstalt, welche seit Jahrzehnten in ihrer Sphäre eine unbestrittene Herrschaft ausgeübt hat. Ursprünglich eine internationale Gründung, bei welcher auch gerade der hervorragende Antheil von Franzosen unvergessen bleiben soll, fand sie doch von vornherein in Preußen ihre kräftigste Stütze. Das Protectorat des Kronprinzen war keine bloße Form: von 1830 bis 1857 genoß das Institut in Preußen Portofreiheit; die Geldzuwendungen sind im Anfang sehr bescheiden gewesen, aber von den ersten 100 römischen Thalern wuchsen sie doch allmählich auf 800, dann auf 1340 Thaler und betrug zu einer Zeit, in welcher bei uns keineswegs glänzende Mittel für derartige Zwecke verfügbar waren, von 1859—1870, nicht weniger als 5840 Thaler jährlich, d. h. mehr als ein Viertel der Summe, welche in der gleichen Periode der Akademie der Wissenschaften in Berlin zufließt. Dabei war das Institut immer noch international; und doch hatte einzig auch Preußen schon seit 1860 zwei Stipendien ausgeworfen, jungen Gelehrten den Aufenthalt am römischen Institut zu ermöglichen, „um die archäologischen Studien zu beleben und die anschauliche Kenntniß des klassischen Alterthums möglichst zu verbreiten.“ So war es denn nur das Aussprechen eines wirklichen Verhältnisses, wenn im Jahre 1871 das Institut zu einer Preussischen, im Jahre 1874 zu einer Reichsanstalt erhoben wurde.

Deutsch, nicht particularistisch ist Preußen in den Institutsangelegenheiten von jeher gewesen; seit dem Jahre 1842 besoldete es die dirigirenden Secretäre, — bis in die allerletzten Jahre war keiner derselben ein Preuße.

So ist der erste große wissenschaftliche Mittelpunkt zur Verwerthung der Denkmäler alter Kunst im Wesentlichen ein Werk Preußens. Man rede nicht von Zufall, seine Absicht entspricht zu sehr den ernstesten und wohlthätigen Grundsätzen, welche auch bei der Einrichtung des Berliner Museums an den Tag getreten waren. Der Einfluß des Instituts ist unberechenbar: von der Fülle neuen Stoffes, den es der gelehrten Welt geboten, sehe ich ab. Auch das sei nur beiläufig bemerkt, daß dem fremden Lande der Dank für die schön gewährte Gastfreundschaft dadurch abzutragen versucht

ist, daß die Denkmale seiner alten Größe und Geschichte durch die Deutschen ihre erste wissenschaftliche Verzeichnung erhalten haben und jetzt auch ihre umfassende Veröffentlichung finden ²³⁾. Aber Niemand lehrt heute in ganz Deutschland über alte Kunst, Wenige über das classische Alterthum überhaupt, die nicht ihrem römischen Aufenthalt, ihrer Beziehung zum Institut einen guten, oft den besten Theil ihrer Bildung verdanken; und indem sie von dieser gern und freigebig mittheilen, ist der Segen jener Einrichtung hinausgetragen worden in alle Welt, wo er hingenommen wird, wie etwas, was sich von selbst versteht, ohne Dank und ohne Erinnerung; wir dürfen auch darauf stolz sein, daß er dies Schickjal mit so vielen hohen Gütern der Menschheit theilt.

Man hat wohl gesagt, daß Friedrich Wilhelm IV. so recht eigentlich geschaffen war für die Pflege von Kunst und Wissenschaft. Das ist unbestreitbar, und doch — wir können nicht anders, wir müssen es aussprechen: was der König auch für die Antike gethan, es war im Ganzen doch nur die Erfüllung von Absichten seines Vaters. Für die Sammlungen, die in dem Schinkelschen Bau nicht unterkamen, ward ein neues Museum schon 1841 beschlossen, 1843—47 ausgeführt, wenn auch erst 12 Jahre später in allen seinen Theilen eröffnet. Hier endlich konnte auch jene längst geplante monumentale Geschichte der alten Kunst in Gypsabgüssen dargestellt werden, eine wissenschaftliche und künstlerische That, die einzig geworden ist in ihrer Ausführung und Wirkung. Vor Allem aber verdankt man es dem Könige, daß gleich von vorn herein eine Abtheilung den größten und besten ihrer Art beigezählt werden konnte, die Aegyptische. Dies war einer der Erfolge jener Expedition von 1842—45, welche der König, besonders auf Alexander von Humboldts Betreiben, Richard Lepsius übertrug und „mit wahrhaft königlicher Munificenz“ ausstattete; ein weiteres Ergebniß sind jene zwölf Folioebände mit 800 Tafeln ägyptischer und äthiopischer Denkmäler; wissenschaftlich das wichtigste, daß nunmehr endlich eine historische Betrachtung auch der Aegyptischen Kunst möglich wurde, die man bis zu Lepsius Untersuchungen doch mehr zu den „Curiosa“ zu rechnen pflegte. Neben so glänzenden Erscheinungen soll aber auch das rührende Bild eines Preussischen Gymnasiallehrers, August Schönborn nicht vergessen werden, der zwei Mal vom Könige unterstützt seinen unwiderstehlichen Forschungsdrang im Süden Kleinasiens befriedigen konnte, der ihn freilich wohl in ein frühzeitiges Grab gesenkt hat. Um so weniger darf das vergessen werden, als es der erste Schritt ist auf einer Bahn, die seitdem Preußen und Deutschland mit staunenswerthem Erfolge betreten hat, und als es noch ganz neuerdings unserm befreundeten Nachbarstaat Oesterreich der unmittelbare Anlaß zu einer glänzenden Expedition geworden ist. Endlich sei das Verhältniß des Königs zum Römischen Institut noch einmal dankbar in Erinnerung gebracht.

Was aber soll ich von Kaiser Wilhelm sagen, der den Vorständen

der Kunstinstitute bei seinem Regierungsantritte aussprach, von ihm dürfe man nicht erwarten, was sein kunstsinziger Bruder gethan habe²⁴⁾ — und doch, wenn wir nichts als seine Friedensthaten auch auf diesem Gebiete hätten, das Herz müßte uns weit werden in Erinnerung an ihn! — Freilich sind diese Friedensthaten nur gleichsam die Rehrseiten seiner kriegerischen Erfolge; aber daß er gerade sie als solche gewünscht und herbeigeführt hat, ist auch ein unvergängliches Blatt seines Ruhmeskranzes. Kann aber überhaupt ein Staat ein schöneres Zeugniß sich ausstellen, als wenn er sich gedrungen fühlt, seinem politischen Aufsteigen in gleichem Schritte Arbeit für Kunst und Wissenschaft folgen zu lassen?

Ich berühre hier Dinge, die noch in Jedermanns Erinnerung sind! Haben wir doch Alle das Glück, noch unter dem Scepter dieses einzigen Mannes gelebt zu haben. „Er nahm für sich keine Kennerchaft, kein maßgebendes Urtheil in Anspruch. Aber alles würdig Gedachte empfand er tief, und was immer dem Vaterlande zur Ehre gereichte, war seiner lebendigen Theilnahme gewiß.“ Schon in den ersten Jahren seiner Regierung ist er für archäologische Unternehmungen thatkräftig eingetreten: die Aufdeckung des Dionysostheaters in Athen (1862), die Grabung im Haine der Priesterschaft der Arvalbrüder bei Rom (1867) sind auf die Kosten König Wilhelms und der Königin Augusta bewirkt worden. Groß wurde der Maßstab auch auf diesem Felde allerdings erst nach 1871, aber wie hat es unseres theuren Kaisers Herz erfreut, daß die erste Friedensthat des Reiches die großartige Aufdeckung des alten Festplatzes Olympia sein konnte! Dies Unternehmen bot der Welt zum ersten Mal das Beispiel völliger Uneigennützigkeit und eines lediglich künstlerischen und wissenschaftlichen Interesses, denn aller Gewinn sollte den Griechen zufallen. Gerade dieser Umstand hat damals bei uns mancherlei Bedenken, hie und da abfällige Urtheile veranlaßt; aber hätte doch der, welcher so dachte, den Enthusiasmus gesehen und miterlebt, welcher das geistig tonangebende Element des Orients, die Griechen aller Orten erfaßte: er hätte auch die politische Wirkung unseres Unternehmens schätzen gelernt, für dessen Vollendung Kaiser Wilhelm zuletzt noch persönlich eintrat, „denn es sei nicht seine Art, etwas halbfertig liegen zu lassen.“

Was dem Kaiser auch auf unserm Gebiete Pflicht schien, hat er unter allen Umständen erledigt. Wie einst sein großer Ahnherr, Kurfürst Friedrich Wilhelm von seinem Feldlager in Jütland her die Anstellung des ersten Bibliothekars in Berlin verfügt hat, so erklärte Kaiser Wilhelm aus seinem Hauptquartier zu Versailles am 2. März 1871 das Institut in Rom zu einer preussischen Staatsanstalt. Aber bald konnte ein solcher Mittelpunkt in Rom nicht mehr genügen: immer näher trat uns der weitere Osten, und als immer nothwendiger erwies sich ein ähnliches Institut in Athen, wo schon seit dem Jahre 1846 ein französisches bestand, ohne bis dahin freilich eine recht zusammenhängende Thätigkeit entfaltet zu haben. Im Jahre 1874 stiftete

das Reich die sogenannte archäologische Schule zu Athen, die jetzt im Wettstreit mit den Franzosen über ganz Griechenland und den griechischen Osten Umschau hält, wie aus einem unerschöpflichen Vorne immer neuen Stoff, neue Thatsachen an's Licht fördert und die Studien dort wie im übrigen Europa befruchtet und anregt. Doch auch hier erkennen wir, wie ein gewaltiger Impuls sich gleichsam nur fortgepflanzt hat von dem „Preussischen“ Institut zu Rom, mit welchem das Athenische als eine Schwesteranstalt von vornherein in engste Beziehung gebracht war. Der letzte Reichshaushalt bietet für beide eine Summe von über 117 000 Mark. Wiederum preussische Generalstabsoffiziere sind es, welche Attica zu vermessen beauftragt sind, wie ein so geweihter Boden es verdient; dem glücklichen Finder Heinrich Schliemann ist der preussische Ingenieur in Mykenai gefolgt, der preussische Architekt in Ikon und Tiryns der wesentlichste Mitarbeiter gewesen, der die wunderbaren Anlagen erst verstehen gelehrt hat.

Wir sind schon hie und da über Preußen hinausgegangen; und wir sind uns wohl bewußt, daß wir von nun an für Vieles auch auf unserem Gebiete dem Reiche zu danken haben, welches gern und freudig Pflichten mit übernommen hat, die man bisher bei uns allein getragen. Aber wie sind auch in Preußen die früheren Züge gewachsen in's Große und Großartige! Der Haushalt der Königl. Akademie der Wissenschaften, bei der übrigens die auf die Antike gerichtete Arbeit doch nur eine Seite der Thätigkeit darstellt, beträgt heut dreimal so viel als vor vierzig Jahren und ist zwischen 1873 und 1874 auf einmal um mehr als das Doppelte erhöht worden²⁵⁾. Die ältere oben erwähnte Sammlung griechischer Inschriften liegt in vier Foliobänden abgeschlossen vor; eine neue Sammlung zunächst der attischen Inschriften ist begonnen und zum großen Theile vollendet; das ungeheure Unternehmen der Lateinischen Inschriftensammlung hat unter Mommsen's energischer und durchgreifender Leitung einen staunenswerthen Fortgang genommen: was Preußen auf diesem Gebiete thut, geschieht noch in engerem Sinne für die ganze Welt als das bei Förderung der Antike überhaupt der Fall sein kann; und es kommt nicht bloß den Gelehrten zu Gute. Die Sendboten der lateinischen Inschriftensammlung sind ausgezogen in beinahe alle Länder alter Cultur; vorhandene Kräfte haben sie angefeuert, schlummernde erweckt, ja, man kann sagen, daß z. B. die ganze Erschließung der antiquarischen Schätze der Pyrenäenhalbinsel und die erneute Theilnahme auch der eigenen Bewohner eine Folge der Arbeiten für das Berliner Corpus inscriptionum latinarum ist.

Und nun das Berliner Museum, diese recht eigentlich preussische Schöpfung, wie ist allen seinen Theilen die Größe des Vaterlandes zu Gute gekommen, und nicht zum wenigsten der Antike! Schon im Juli des Jahres 1871 bewies der Kaiser seine Theilnahme am Gedeihen der Königl. Museen deutlich dadurch, daß er dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm das Protectorat übertrug. Dies war keinesweges nur eine Form:

auf das lebhafteste Interesse und das Verständniß des kunstbegeisterten Kronprinzen konnte im Großen wie im Kleinen gezählt werden, und mit seinem Verhältniß zu den Museen ist ihr nun folgender außerordentlicher Aufschwung untrennbar verknüpft. Weiß ich doch aus eigener Erfahrung — und dankbar muß ich dessen hier gedenken — wie warm der hohe Protector persönlich eintrat, als ich im Jahre 1874 eine Erkundungsreise im südlichen Kleinasien unternahm, für welche das Museum sich interessirte.

In früheren Jahren sind die Mittel, die auf die einzelnen Abtheilungen kamen, oft recht schmal bemessen gewesen; die Geschichte der Museen verzeichnet das getreu und lehrreich. Aber im Jahre 1873 stieg die Zuwendung auf einmal um viel mehr als das Doppelte; während vorher für Ankäufe 12000, dann 16—20 000 Thaler verfügbar waren, wurden im Jahre 1873 dafür 108 000 Thaler ausgezahlt, der letzte Voranschlag bestimmt insgesammt fast 900 000 Mark. Dazu traten außerordentliche Bewilligungen, wie beträchtliche Summen für das Münzcabinet, für welches wiederum Kaiser Wilhelm sein Interesse bezeugte. Jetzt giebt es kaum eine Antikenabtheilung im Berliner Museum, die nicht mit den ältesten und schönsten Sammlungen der Hauptstädte Europas wetteifern könnte, soweit diese nicht, wie etwa Rom, Neapel, Athen, ihren eigenen Kunstbezirk haben und dadurch in gewissen Gruppen unerreichbar werden. Gewiß veranschaulichen die Parthenonskulpturen in London die schönste und größte Zeit der griechischen Kunst in ganz einziger Art; aber für eine andere Epoche wunderbarer Schöpfungskraft und Lust, für diejenige der Diadochen, steht nunmehr Berlin ebenso unerreicht da. In einer Beziehung jedoch überragt das Berliner Museum alle andern: in der lebhaften und energischen Arbeit, seinen Besitz zu erschließen und für weite Kreise nutzbar zu machen²⁶⁾; auch dies nach den Grundzügen, die schon Friedrich Wilhelm III. sich zu eigen gemacht hatte. Ein begeisterter Darsteller der Deutschen Geschichte unseres Jahrhunderts hat neuerdings die Bedeutung jenes Königs überhaupt stark betont, und sich damit in Widerspruch zu einer hergebrachten Anschauung gesetzt. Soweit unsere Beobachtungssphäre hier reicht, müssen wir ihm rückhaltslos beipflichten; und ist es zum ersten Male, daß ein solider und wohlgeordneter Sinn an dauernder Wirkung glänzende Gaben weit überflügelt?

Es ist nun einmal unsere Bestimmung in Preußen, daß uns nichts zufällt, als was wir uns erarbeiten. Gerecht ist es freilich, daß einem Jeden nur zufalle nach dem Maß seiner Sorge. Sehen wir daher so viel treues und unablässiges Ringen auch für die Erschließung der Antike, so will es uns beinahe nur wie ein gerechter Ausgleich erscheinen, daß dem Berliner Museum die Schätze von Pergamon zu Theil geworden sind, durch deren glanzvolle Bearbeitung es sich auch unmittelbar wieder des Besitzes würdig erweist.

Endlich will ich noch einer Seite gedenken, deren weite Wirkung

auch Solchen klar sein muß, die nur mit dem rechnen, was sie mit Händen greifen können. Von der ganz einzigen antiken Kunstgeschichte in Gypsabgüssen, wie sie das Berliner Museum bietet, haben wir gesprochen²⁷). Aber man fand kein Genügen daran, selber zu besitzen und zu verwerthen; auch Andere sollten an dem Reichthume Theil haben. In weiser Umsicht war von Anfang an mit dem alten Museum eine Gypsgießerei verbunden worden, die gleich allen anderen Abtheilungen stetig gewachsen ist und jetzt einen eigenen Neubau verlangt. Früh, schon vor der Errichtung des Berliner Museums hatte man bei uns für nothwendig gehalten, die höchsten Lehranstalten mit einer Auswahl von Abgüssen antiker Kunstwerke auszustatten: in Bonn datirt das von 1819, in Königsberg von 1824, in Breslau von 1825. Auch daran war früher kaum gedacht worden; nur in Göttingen, dem ältesten Sitz archäologischer Universitätsstudien, hatte man schon im vorigen Jahrhundert einige Abgüsse gesammelt. Jetzt ward das empfundene Bedürfnis durch die Gießerei des Berliner Museums befriedigt, aber zugleich gesteigert; denn man konnte eine große Anzahl wichtiger Bildwerke zu angemessenen Preisen ohne weitere Schwierigkeit beziehen. Der Katalog der verkäuflichen Abgüsse nach Antiken zählt jetzt 700—800 Werke auf. Schon aus diesen können sich die Universitäten und Akademien Preußens zum großen Theil eine wohlgeordnete Gypsammlung bilden, wozu unser Staat wiederum bereitwillig die Mittel zur Verfügung stellt. Auf der anderen Seite ist gerade erst durch die Berliner Sammlung — wir sagen damit nicht zu viel — die ungemeine Wichtigkeit solchen Materials einleuchtend geworden und hat schließlich nah und fern zur Nachfolge veranlaßt. London und München haben sich zum Theil erst in neuester Zeit zu solchen Sammlungen entschlossen, welche für den schönsten Besitz an Originalen doch erst das rechte historische Verständniß ermöglichen. Auf solche Weise hat Niemand zur Verbreitung antiker Kunstwerke direct und indirect mehr beigetragen als Preußen. Wir ahnen gar nicht, was wir vor unseren Großeltern voraus haben, wenn wir jetzt beinahe in allen großen Städten, die etwas auf sich halten, unser Auge erfrischen, unsern Sinn erbauen können an den schönsten Stücken der classischen Kunst, die ihrerseits durch ihre fortwährende Anwesenheit unsere künstlerische Bildung gleichsam unter einer strengen, aber wohlthätigen Aufsicht halten. Man hört nun wohl sagen, daß Pflege von Kunst und Wissenschaft noch niemals einen Genius hervorgebracht hätten. Das ist schwer zu entscheiden — wie man so zu sagen pflegt, wenn etwas auf keine Weise ausgemacht werden kann — aber der Genius mag viel von dem nicht nöthig haben, was für uns gewöhnliche Menschenkinder ganz unerläßlich ist, wenn wir nicht geistig und sittlich sinken sollen. Daß die wissenschaftlich geordneten und systematisch gegliederten Schausstellungen alter Kunstidentmaler, wie sie durch Preußen inaugurirt worden sind, noch keine Wirkung gehabt, darf Niemand zu behaupten sich vermessen; oder wird nicht jede Unternehmung, die sich

auf die Erforschung alter Kunststätten richtet, bei uns vom allgemeinsten Interesse getragen? legen nicht unsere Tagesblätter Zeugniß dafür ab durch einen oft ansehnlichen Bruchtheil ihres Inhalts? Wird es nicht in viel höherem Sinne noch dadurch bezeugt, daß kaum über irgend etwas alle Parteien unserer Volksvertretung so einig sind, als wenn es gilt, Mittel für solche Zwecke zu bewilligen? In unser Aller Bewußtsein ist es übergegangen, als ob es gar nicht anders sein könne. Das ist freilich nur eine Fortsetzung früherer Ueberlieferung, wenn von Seiten der Regierung jeder Eifer auch auf unserm Gebiete seine Anerkennung findet; oder wo ist der Gelehrte, welcher sagen darf, daß er in der Beziehung nicht stets das bereiteste Entgegenkommen, und, wenn irgend möglich, materielle Hülfe gefunden habe? Man halte dies doch nicht für etwas Selbstverständliches; es ist wirklich eine Folge der Entwicklung, die wir zu zeichnen versucht haben, daß die Theilnahme an alter Kunst einen Boden im Volke gefunden hat. Man vergleiche nur England, wo fast jede größere Unternehmung lange Zeit hindurch fast ausschließlich durch Privatmittel bewirkt worden ist; gewiß freut man sich dort des Besizes, aber mehr infolge des schönen allgemeinen Patriotismus, der die Engländer auszeichnet. Eine so lebendige Antheilnahme aller Schichten an den alten Denkmälern, wie das Berliner Museum sie beinahe täglich erweist, ist mir dort niemals entgegengetreten, dort so wenig wie anderwärts. Auch das werden wir für eine wohlthätige Wirkung halten, daß jetzt bei uns private Kräfte in großem Stile an der Ausbeutung des antiken Bodens sich zu betheiligen gesonnen sind. Bald werden wir von wichtigen Bereicherungen unserer Museen aus dem Osten hören, welche wir dem „Orient-Comit“ verdanken.

So dürfen wir sagen, daß Preußen das Lebenswerk seines großen Sohnes Winkelmann in steter beharrlicher Arbeit weiter geführt, ja gleichsam erst erfüllt hat. Das ist nun aber der Segen alles Großen, das mit reinem Sinne begonnen wird, daß seine Folgen unendlich sind, daß es gleich einer himmlischen Leuchte einfach da ist, um zu erhellen, was nur in seinen Kreis fällt; daß seine Wirkungen auch da noch gefunden werden, wo sie Niemand mehr suchen würde.

Unter allen Staaten ist Preußen zuerst der hohen Aufgabe sich bewußt geworden, daß auf das Volk zu wirken, daß es zu erziehen sei auch durch die Kunst! Wir aber dürfen uns glücklich schätzen, in einer Zeit zu leben, in welcher solch ein Gedanke ausgesprochen und verwirklicht werden konnte; und auch an unserm Theile dürfen wir froh einstimmen in den Ruf Aller, welche heute unbefangenen Auges auf unser Vaterland blicken: „D Jahrhundert, es ist eine Freude zu leben!“

Anmerkungen.

1) In Frankreich L'association pour l'encouragement des Etudes grecques en France seit 1867, in England The Society for promoting Hellenic Studies in England seit 1880; beide mit rüstig fortschreitenden, inhaltreichen Jahrbüchern, die englischen der klassischen Kunst vorzugsweise gewidmet.

2) Als eine Hauptquelle nenne ich die Festschrift zur Geschichte der Königlichen Museen in Berlin, zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens am 3ten August 1880, vorzüglich den I. und II. Abschnitt: die Königlichen Kunst- und Alterthumsammlungen bis zum Jahre 1830 von Jul. Friedländer, eine fast völlige Wiederholung der Einleitung, welche derselbe Verfasser dem Catalog des Berliner Münzcabinet's vorangeschickt hat; der zweite Abschnitt, die Gründung und Organisation der Königlichen Museen ist eine actenmäßige Darstellung des Generaldirectors Herrn Geheimrath H. Schöne. Die bez. Thatsachen habe ich zum allergrößten Theile aus diesen Abhandlungen entlehnt, Einzelnes wörtlich, da es sich eben um den vollkommen zutreffenden Ausdruck von Thatsachen handelt.

3) Gesch. d. Mus., S. 4. Für Friedrich I. s. Ranke, Neun Bücher I, S. 19, aber auch „zwölf Bücher“ I, S. 105.

4) Gesch. d. Mus., S. 13.

5) Droysen, Gesch. d. preuß. Politik, III 1², S. 157.

6) Ranke, a. D. 1², S. 378.

7) Cz. Spanheim, De usu et praestantia numismatum antiquorum, Vorrede zum I. Bde. der ersten Auflage, s. Friedländer das Kgl. Münzcabinet, S. 2.

8) Friedl. a. D., S. 2.

9) Patin, Relations historiques et curieuses de voyages en Allemagne, Angleterre, Hollande, Bohême, Suisse etc. Ich benütze eine Ausgabe von Amsterdam 1695. Der Bericht, in dem Berlin vorkommt, ist der vierte, zugleich der letzte und ist datirt von Basel, 20. Juni 1673. Das oben im Text genannte Jahr scheint mir hervorzugehen aus S. 208: On sçavait, que les Hollandois n'esperoient ny de plus fort ny de plus prompt protecteur, et que le secours qu'il leur donnoit était seul capable d'empêcher ou au moins de différer leur perte. Der Vertrag mit Holland datirt vom 6. Mai 1672 (Ranke, Zwölf Bücher, I, 302).

10) Ich schließe das aus Patin's: j'y suis obligé par l'accueil qu'il me fit, à Berlin, par les offres, dont il m'honora et par la bonté qu'il eut de me dire, qu'il voulait entretenir correspondance avec moi (ob das geschehen ist?). Quo ce mot ne vous fasse point de peine, Monseigneur, fühlt Patin sich veranlaßt hinzuzusetzen für seinen Gönner Friedrich August Herzog von Württemberg, an den die Relations gerichtet sind.

11) Auch abgedruckt bei G. Guhl, Künstlerbriefe II, S. 344 f. Für die Sammlungen des Kurfürsten s. auch ebenda S. 347.

12) S. das bei Ranke, Zwölf Bücher, II, S. 502.

13) Ranke a. D., S. 456.

14) Ernst Curtius, Alterthum und Gegenwart, II, S. 205.

15) Gesch. d. Mus., S. 14.

16) Goethe, Wahrheit und Dichtung, XI. Buch am Ende; er sagt allerdings im VIII. Buche, daß er abgelehnt habe, die Antiken in Dresden zu sehen. Vgl. im Uebrigen H. V. Stark, Handbuch der Archäologie, S. 189.

17) Vgl. Justi, Winkelmann, I, S. 274.

18) Der Biograph Winkelmann's, der meines Lobes nicht bedarf, hat diese Neußerung zu entkräften gesucht, „Athen und Sparta“ belächelt, das Erstaunen lediglich auf moderne Werke bezogen. Ich vermag ihm um so weniger beizupflichten, als die Darstellung, Gesch. d. Mus., S. 10, erweist, daß man zu jener Zeit in Sansjoui eine recht beträchtliche Anzahl der ehemals Polignacschen Antiken finden

konnte. Und der Biograph selber hat nachgewiesen, wie wenig jene damals dort aufgestellten modernen Werke Winkelmanns Beifall fanden (I, S. 277); und er sollte eben diese „erstaunlich“ genannt haben? Daß Jemand, der von Dresden kam, die geistige Atmosphäre der Umgebung Friedrichs II. imponiren konnte, dies zu glauben, braucht man wohl nicht gerade Preuße zu sein.

¹⁹⁾ Kundige werden mir das Britische Museum entgegenhalten wollen. Ich weiß wohl, daß die Parlamentsacte von 1753 es bestimmen not only for the inspection and the entertainment of the learned and the curious, but for the general use and benefit of the public; aber ich kenne auch die Besuchordnung von 1768, die, wenn ich recht berichtet bin, mit einiger Abschwächung bis zum Jahre 1832 in Kraft blieb, und welche dem Besuch des Publicums wenigstens überaus enge Grenzen zog. Alle diese Dinge sind so wenig bekannt, daß ich ein paar Bestimmungen aus jenen Statutes and Rules hierher setze: wer das Museum besuchen wollte, mußte das wenigstens einen Tag vorher beantragen, and if approved of, received tickets. The tickets were issued for a particular day and hour and were only available at that time. Not more than fifteen persons were admitted at once and were conducted through by the officers of the department. Ohne diese Begleitung durfte kein Zimmer betreten werden, und jede Gesellschaft hatte nur zwei Stunden „for gratifying their curiosity in viewing the Museum.“

²⁰⁾ Das schöne Document ist abgedruckt in „Aus Schinkels Nachlaß“ III. S. 298—327.

²¹⁾ Beschreibung Roms II 2, Vorrede S. IX.

²²⁾ S. Ab. Michaelis, Geschichte des Deutschen Archaeologischen Instituts. Festschrift 1879 S. 5 ff.

²³⁾ S. jetzt: Die Aufgaben und Ziele des Kaiserlich Deutschen Archaeologischen Instituts von Ab. Michaelis. Preuß. Jahrb. 1889 S. 21 ff.

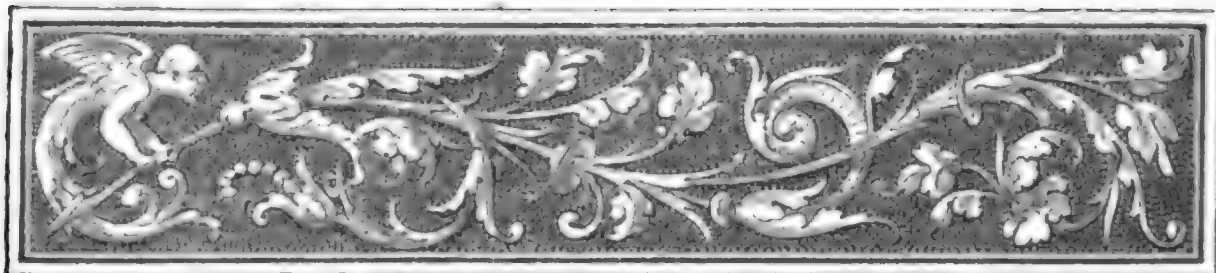
²⁴⁾ Ernst Curtius, Rede bei der Trauerfeier 22. März 1888, S. 10.

²⁵⁾ Stat der Akademie 1849: 20,743 Thlr. 1873: 28,715 Thlr. 1874: 194,145 Mk. 1888: 213,682 Mark. — Stat der Königl. Museen 1849: 44,290 Thlr.; 1872: 81,750 Thlr. 1873: 588,735 Mark. 1888: 896,195 Mark.

²⁶⁾ Ich weise hier hin auf das Jahrbuch der Preussischen Kunstsammlungen, das seit 1880 erscheint, auf die neuen Kataloge die z. Th. ausgegeben, z. Th. in Vorbereitung sind, auf die Anstellung eines technischen Beiraths für artistische Publicationen (s. Staatshaushalt für 1882), auf die zahlreichen Veröffentlichungen, in bez. Fachzeitschriften und einzeln; hierzu treten als „außerordentliche“ Aufgaben die Vetheilung an der Localforschung, die Untersuchungen in Syrien, vor Allem aber in Pergamon.

Vielleicht sind Manchem die Inventarummern der Antiken des Berliner Museums im Jahre 1887 von Interesse: Marmorwerke 1386; Abgüsse 2093. Terracotten 8155. Vasen 3139. Kleinkunst 8064.

²⁷⁾ Man wird mir glauben, daß ich von der Existenz der großen durch Raphael Mengs zusammengebrachten Abgüßsammlungen in Madrid und Dresden unterrichtet bin; die erste ist, so viel ich weiß, ganz ohne Folge geblieben. Die Dresdener Sammlung ist schon seit 1794 zugänglich, aber von einer Wirkung in die Weite ist mir nichts bekannt geworden; vielmehr scheint auch sie erst wieder nach dem Vorgange der Berliner Sammlung neues Leben erhalten zu haben. Die Zahl ihrer antiken Abgüsse betrug 1881 nach Hettners Katalog etwa 670; fast genau so viel umfaßte im Jahre 1872 die Universitätsammlung zu Bonn. Neuerdings ist die Dresdener Sammlung in starkem Aufschwung begriffen.



Aus altfranzösischen Dichterinnen.

Von

H. Zschalig.

— Dresden. —

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung der französischen Literaturgeschichte, daß in derselben bereits von den Zeiten unserer Minnesänger an von Jahrhundert zu Jahrhundert hervorragende Frauen auftreten, während Deutschland, von der im 10. Jahrhundert lateinische Comödien und Poesien schreibenden Nonne Groszwitha abgesehen, bis in's 18. Jahrhundert keine Frau aufzuweisen hat, die sich dauernden literarischen Ruhm erworben hätte.

Von den ältesten französischen Dichterinnen sind es besonders Marie de France, Christine de Pisan, Louïze Labé und die Damen Desroches, deren annuthige Schöpfungen noch heute Beachtung, ja zum Theil Bewunderung verdienen. Die beifolgenden, möglichst sinn- und formgetreuen Uebertragungen sollen den geneigten Leser, so gut es möglich ist, davon überzeugen.

Das „Lai (d. i. der Sang) vom Geißblatt“ (lai du chievrefoil) hat zur Verfasserin Marie de France, die nach neueren Untersuchungen über die Beschaffenheit ihrer Sprache und Reime schon um die Mitte und in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts, zur Zeit Heinrichs II. von England, mithin gerade zur Blüthezeit der französischen Literatur in England lebte, also nicht erst, wie man früher allgemein annahm, um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Der Stoff der Erzählung ist, wie auch bei den übrigen 13 Lais der Dichterin, dem britischen Sagenkreise entlehnt, dessen Mittelpunkt König Arthur und seine Tafelrunde war. Die Form des Gedichtes ist die bei der epischen Kunstdichtung jener Zeit übliche: paar-

weis gereimte, meist männliche Achtsilbner; von 118 Versen haben nur 4 weiblichen Schluß. — Die Gedanken sind, trotz ihrer meist unvermittelten Aneinanderreihung, fast durchweg klar; nur einige Stellen erfordern wiederholtes Lesen. Der naive Ton der Erzählung ist trefflich, der Fortschritt rasch, manchmal fast zu rasch.

Das Geißblatt.

Ich will Euch, da es mich ergötzt,
Das Lai vom Geißblatt melden jetzt;
Auch sei euch wahrhaft kund gemacht,
Warum es einst ward ausgedacht.
Mehrfach vernahm es schon mein Ohr,
Und auch in Schriften fand ich's vor,
Von Tristan und der Königinne
Und ihrer holden treuen Minne,
Wodurch sie traf manch bitteres Leid;
An einem Tage starben Leid'. —

Der König Mark war unmuthevoll,
Dem Neffen Tristan galt sein Groll.
Sein Land zu fliehn er ihm befahl;
Denn Tristan liebte sein Gemahl!
Da zog er in sein Heimatland
Süd-Wales, wo sein Geburtshaus stand.
Hier harret' er aus ein ganzes Jahr,
Da Rückkehr ihm verboten war.
Drauf bricht er auf, ob ihm auch droht
Fortan Verderben oder Tod. —
Drob braucht ihr nicht erstaunt zu sein;
Denn wer da liebet treu und rein,
Der ist betrübt und gramerfüllt,
Wird seine Sehnsucht nicht gestillt.
Tristan ist trüb und ernst gestimmt,
Weshalb vom Land er Abschied nimmt
Und stracks hin nach Cornwallis eilt,
Wo die geliebte Kön'gin weilt.
Im Walde hielt er sich versteckt,
Wollt' nicht, daß Jemand ihn entdeckt.
Beim Dunkeln nur verließ er ihn,
Wann's Zeit zur Nachtherberg' ihm schien.
Bei Bauern oder Armen bracht'
Er dann gewöhnlich hin die Nacht.
Dabei erkundet er mit Fleiß,
Was von des Königs Thun man weiß.
Sie künden ihm, was allbekannt,
Es sei die Ritterschaft gebannt,
So lautet König Marks Befehl,
Zu einem Fest nach Tintagel,
Und zwar zur schönen Pfingstenzeit:

Das werde reich an Lustbarkeit,
Die Königin erscheine dort.
Das hört Tristan, schnell eilt er fort,
Sie soll und darf ihm nicht entfliehn,
Er muß sie sehn vorüberziehn. —
Am Tage, wo der König fährt,
Tristan zurück zum Walde kehrt.
Zum Wege hin, von dem er wußt',
Daß ihn die Königin kommen mußt'.
Drauf schnitt er einen Haselstab,
Dem er vier glatte Seiten gab.
Und als er ihn bereitet fei,
Schmitt er drauf seinen Namen ein.
Wenn ihn die Königin erblickt,
Ihn näher anzusehn sich schickt,
Erkennt sie vom Geliebten traut
Den Stab, sobald sie recht ihn schaut.
Schon früher war es wohl'gesehn,
Daß sie es also hat gesehn.
Der Inhalt jener Inschrift war,
Daß er ihr kündet schlicht und klar:
Daß lange er daselbst schon wart',
Schon lang' gelauert und geharrt,
Um zu erfahren, zu erspähn,
Wie er vielleicht sie könnte sehn;
Nicht leben könnt' er ohne sie!
Mit ihnen war es anders nie,
Wie es dem Geißblatt just erging,
Das an dem Haselzweige hing:
Wenn's ihn umgiebt und ihn umschlingt
Und rund am Stamm herum sich ringt,
Zusammen können sie gedeih'n;
Doch wollte man sie drauf entzwei'n, —
Bald stürbe wohl der Haselstrauch,
Und alsobald das Geißblatt auch.
„Und, Freundin, geht's wie dem Gesträuch,
Euch ohne mich, mir ohne Euch!“

Geritten kam die Königin.
Sie sah ein wenig vor sich hin,
Erblickt den Stab, und wohl verstand
Sie jedes Zeichen, das da stand.

Den Rittern all an ihrer Seit',
 Die bei ihr waren als Geleit,
 Zu halten hier befohl sie nun;
 Absteigen wollte sie und ruhn.
 Auf den Befehl hielt Mann und Roß.
 Weit ging sie nun hinweg vom Troß;
 Sie rief zu sich die Dienerin
 Prenguein; die hegt' viel treuen Sinn.
 Ein Stück vom Weg sah man sie gehn.
 Im Grün der Zweige fand sie den,
 Den mehr sie liebt, als was da lebt.
 Groß ist das Glück, das sie durchlebt.
 Froh kündigt, alles Zwanges frei,
 Sie ihm, was ihr Begehren sei;
 Zeigt ihm, wie bald auf fernem Erd'
 Des Königs Huld ihn suchen werd',
 Und daß er's schwer empfunden hab',
 Daß er ihm solchen Abschied gab.
 Verleumdung nur sei Schuld daran.

Zu scheiden wendet sie sich dann.
 Doch als nun naht der Trennung Leid,
 Begannen sie zu weinen Weid'. —
 Nach Wales ist Tristan heimgekehrt,
 Bis ihn sein Oheim hat begehrt. —

* * *

Derweil die Freude ihm geschehen,
 Daß die Geliebte er gesehen
 Durch jenen Stab, den er beschrieb,
 Wozu der Kön'gin Wort ihn trieb;
 Damit der Spruch ihm nicht entfiel.
 Der Meister war vom Harfenspiel,
 Schuf er daraus ein neues Lai,
 Deß Name kurz und bündig sei:
 Als „Gotelef“ man's in England kennt,
 „Chievrefoil“ es der Franzose nennt.
 Die Wahrheit hab' ich nicht verhehlt
 Vom Lai, daß ich euch hier erzählt. —

Eine nicht minder beliebte und ausgezeichnete Dichterin war Christine de Pisan, die Tochter des Thomas de Bezano. Sie wurde 1363 zu Venedig geboren, verbrachte aber den größten Theil ihres Lebens in Frankreich. Die Noth machte sie zur Schriftstellerin; als solche erwarb sie sich bald großen Ruhm, setzte sich aber auch vielen Verleumdungen aus. Wie weit verbreitet ihr Ruhm war, geht daraus hervor, daß sie einmal zugleich einen Ruf vom Herzog von Burgund, vom Herzog von Mailand und vom König von England erhielt. Sie starb 1420 (1431?).

Von ihren zahlreichen Werken seien hier nur erwähnt 100 Balladen, von denen sich 20 auf den Tod ihres Gatten, Estienne du Castel, beziehen, dem sie eine treu ergebene Lebensgefährtin war. Wie ernst und verständig sie ihren Beruf als Mutter auffaßte, das geht aus den trefflichen Grundsätzen hervor, die sie in den hier mitgetheilten „notables moraulz à son fils“ ausspricht. Dieses Gedicht enthält in der anmuthigen Form leichtfaßlicher und gefälliger Verse eine ganze Erziehungslehre mit nützlichen allgemeinen Lebensregeln und ist ein charakteristisches Zeugniß dafür, daß die Beobachtung strenger Zucht und Sitte zu ihrer Zeit schon Manches zu wünschen übrig ließ. Vieles hier Gesagte verdiente wohl auch heute noch beherzigt zu werden.

So konnte nur eine wahrhaft liebende Mutter und zugleich eine selbst schwergeprüfte, aber hochherzige, fast männlich gesinnte Frau schreiben. Einige Stellen erinnern uns unwillkürlich an die Rathschläge des alten Polonius an seinen Laertes im Hamlet.

Was die Form anlangt, so ist bemerkenswerth, daß Christine, dem Geschmack ihrer Zeit folgend, ein auffallendes Bestreben zeigt, reiche Reime zu bilden. Dabei bindet sie gern gleichlautende oder sinn- und stamm-

verwandte Wörter. Diese Eigenthümlichkeit ist im Deutschen nicht immer leicht nachzuahmen; in einigen Fällen ist die Dichterin selbst davon abgewichen.

An ihren Sohn.

Mein Sohn, mir ward kein Schatz von
Gold,
Dich reich zu machen; drum sei hold
Jezo und künftig guten Lehren,
Merk auf, laß Dich dadurch belehren.

Gott liebe stets von ganzer Seelen,
Fürcht' ihn, sein Dienst muß dich beseelen;
Das sind, hast du sie recht erfaßt,
Die zehn Gebote kurz gefaßt.

Dann sei dein eifrigstes Verlangen,
Die wahre Weisheit zu erlangen;
Sie kann dir jede Tugend lehren
Und ab von dir das Unglück wehren.

In deiner Jugend reinem Streben
Erkenne richtig schon das Leben;
Das Lernen möge vor Gefahren,
Vor jedem Irrthum dich bewahren.

Wohin auch immer du gestellt
Vom Schicksal, dem du unterstellst,
Beherrsche dich in solcher Weise,
Daß du verständig lebst und weise.

Willst in der Wissenschaft erlesen
Dir deinen Stand und Bücher lesen,
Studire so, daß du nicht einst
Unwissend vor Gelehrten scheinst.

Willst hochgesinnt Soldat du werden,
Müht du für manches Land der Erden
Die Waffen führen; unversehrt,
Verläßt das Glück des Krieges dich oft.

Um keinen Preis dien' schlechtem Herrn,
Die Frucht fällt nie vom Baume fern.
Es ziemt sich treu ihm nachzufolgen,
Du müßtest seinen Sitten folgen.

Dem angestammten Herrn sei treu,
Vor Niemand hege größ're Scheu,
Nach Pflicht und Recht. Vor Allem, Sohn,
Sei niemals falsch, um keinen Lohn!

Hast einen Herrn du, dien ihm gut;
Sprich wohl von ihm, bewahr' sein Gut
Und sein Geheimniß; was er treibe,
Demüthig ihm ergeben bleibe!

Begehrlichkeit sei fern von dir,
Leicht herrscht als Feindin sonst Begier
Der Keuschheit und der Weisheit vor;
Doch sei auch kein freigeber Thor!

Ist Ruhm der Waffen dein Begehrt:
Wohlauf, verfolge manch ein Heer.
Nie in der Schlacht, noch in den Schranken*)
Seh' man dich fliehen oder wanken.

Mußt man als Hauptmann dich in's Feld,
Nicht heiß' es dann, du liebst das Geld;
Zu finden gute Kriegsleute' ist
Kaum möglich, wenn du geizig bist.

Wenn du als Fürst ein Land regierst
Und lange dort das Scepter führst —
Gerecht, nie grausam sein, das lerne,
Das Volk zu drücken sei dir ferne! —

Bist du in Amt und Wirksamkeit
Und waltest der Gerechtigkeit,
So richte recht, vergiß es nicht,
Einst fordert Gott dich vor Gericht.

Hast Schüler du, so table nie
Sie allzustreng, und siehst du sie
Sich irren, dann bedenke nur:
Schwach ist die menschliche Natur.

Wenn du ein Priester bist geworden,
Mönch oder Glied von einem Orden,
So halte dich von Habgier frei,
Scheinheiligkeit und Heuchelei.

Was dir nicht zukommt, noch bringt Leid,
Nicht kümmer' es dich, noch hege Reid;
Treib' über Fürsten, über Gott
Niemand im Wirthshaus deinen Spott!

*) des Turniers.

Stets ehre, die zu Ehren kamen
Durch Alter oder guten Namen.
Mit Braven sollst du gern verkehren,
Der Arglist deinen Rücken kehren.

Sorg', daß man dich nicht schüchtern heißt,
Noch zänkisch, böshaft, allzudreist;
Begegne Jedem sanft und hold:
Tritt auf, je wie du reich an Gold.

Wenn du vom Handel leben mußt —
Kauf und verkaufe ganz nach Lust,
Nur daß Verlust nicht mög' entstehen;
Noch üb' Betrug; s'ist ein Vergehn!

Wenn du's bedarfst, und es thut noth,
Daß dir ein Handwerk bringe Brot —
Sei treu und trag's still mit Verstand:
Im Himmel ist der hohe Stand.

Wenn du gelangst zu Glückserwerb,
Zu großem Wohl und reichem Erb —
Hab Acht, nicht stolz dich zu erheben:
Du mußt Gott Rechenschaft einst geben.

Bei Tafel halte dich bescheiden,
Auch sollst du dich vernünftig kleiden,
Daß man nicht spotte dein beim Mahle;
Das Ei erkennt man an der Schale.

Louïze Labé ist streng genommen schon keine altfranzösische Dichterin mehr, da sie bereits dem Jahrhundert der französischen Renaissance angehört. Sie lebte von etwa 1525—1565 in Lyon. Ihr Beiname „la belle Cordière“ — von Wieland wohl aus Versehen in „belle cordelière“ (schöne Franziskanerin!) verwandelt — ist früher von Literaturhistorikern meist mit ihrem Vater in Verbindung gebracht worden. Richtiger ist es wohl anzunehmen, daß sie denselben ihrem Gatten, einem reichen Seilermeister in Lyon, verdankt. Louïze Labé stand in hohem Ansehen bei ihren Landsleuten; in ihrem Hause verkehrten die namhaftesten Dichter und Gelehrten der Stadt. Man hat sie oft verleumdet; doch alle Angriffe auf die Reinheit ihres Charakters sind, wie Laur in seiner Schrift über die Dichterin dargethan, hinfällig.

Die mitgetheilten Sonette und Elegien waren an den Heißgeliebten gerichtet, der ihr Herz bei der Belagerung von Perpignan erobert hatte, an welcher sie (von den Soldaten „capitaine Loys“ genannt) als 16jähriges übermüthiges Mädchen theilnahm. Die Gedichte selbst noch zu empfehlen,

Wenn jung du bist und wohlgewandt,
Sei hübsch, auch ohne teuren Tand;
Um Kleider sollst du dich nicht sorgen,
Nett sein, doch nicht durch Raub und Borgen.

Beständig sei, fest sei gefaßt
Des Wohlthuns Vorsatz, den du hast;
Wer stetem Wechsel zugelehrt,
Kann weder brav sein, noch gelehrt.

Sei wahrhaft, Sohn, in jedem Wort,
Und sprich und schweig am rechten Ort;
Wer aus Gewohnheit zu viel spricht,
Gilt oft für allzuweise nicht.

Der Hilfsbedürft'gen dich erbarm',
Die dir begegnen nackt und arm;
Und hilf, so lange es noch Zeit,
Bedenk: der Tod ist oft nicht weit.

Halt dein Versprechen, schwör' nicht leidig,
Wahr' dich und werde nie meineidig;
Dem Lügner, heißt es, glaubt man nicht,
Und wenn er auch die Wahrheit spricht.

Lieb', die als Freunde zeigen sich,
Vor deinem Feinde hüte dich!
Zu groß wird nie der Freunde Kranz:
Kein Feind ist zu verachten ganz! —

wäre überflüssig! Solche Frische und Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks, so überraschende Wendungen, solch eine, man möchte sagen, moderne Sprache, fesseln schon von selbst.

I.

Ich leb', ich sterb'; ertrink', und bin verjaget.
Mir ist so heiß — ich bin vom Frost erstarrt,
Das Leben ist zu sanft mir und zu hart,
Ich trage großes Leid mit Freud vermengt.

Mein Lachen wird vom Weinen schnell verdrängt,
Verdruß bleibt im Genuß mir nicht erspart,
Mein Gut entweicht und bleibt mir doch bewahrt,
Rasch welf' ich, drauf mich junges Grün umfängt.

So launenhaft hält Amor mich gefangen;
Und wenn mir dünkt zu groß mein Mißgeschick,
Ist unversehrt der Kummer mir vergangen.

Glaubt' ich dann sichere Freude zu erlangen,
Im reichsten Maß das heiß ersehnte Glück,
Da lehrt mein altes Ungemach zurück.

II.

So lang' des Auges Thränen nicht versagen,
Zu trauern um das Glück, das weit entrückt,
So lange noch, von Seufzern nicht erdrückt,
Die Stimme leis es mag den Lüften klagen;

So lang die Hand die Laute noch mag schlagen,
Damit Dein Lob ich sing', von Dir entzückt;
So lange noch die Seele still beglückt
Nach Dir nur mag, Dich zu begreifen, fragen:

So lang' bin ich zu sterben nicht gewillt.
Doch wenn der Thränenquell einst nicht mehr quillt,
Die Stimme bricht, die Hand mir kraftlos bleibe,

Und meine Seel' in diesem Sterbehaus
Nicht fähig mehr zu zeigen ihre Liebe:
Dann lösch' der Tod des Lebens Fackel aus!

Aus den „Slegien“.

Mit solcher Sehnsucht treibt es nie den Sklaven
Nach Freiheit, nie das Schiff nach seinem Hafen,
Wie Tag zu Tag, Geliebter, mein Begehrt
Nach deiner freundlich holden Wiederkehr.
Sie dächte mir das Ziel von meinem Wehe,
Das enden müßt', wenn ich dich wiedersehe.

O, süßes Glück! Doch ob des Wartens Bangen
 Klagt, ach, umsonst mein sehnendes Verlangen.
 Grausamer, sprich, warum so kurzes Bleiben
 Verhießest du in deinem ersten Schreiben?
 So kurz Gedanken schenktest du mir nur,
 Daß du so bald mir brachst der Treue Schwur?
 Wie wagst du so zu trügen ihre Lieb',
 Die dir zu jeder Zeit so treu verblieb? —
 — — Du liegst vielleicht an unbekannter Stätte
 Hilfslos darnieder auf dem Schmerzensbette. —
 Ich kann's nicht glauben; denn mein stetes Flehen
 Drang zu den Göttern für dein Wohlergehen,
 Daß grausamer als Tiger sie wohl grollten,
 Wenn sie mit Krankheit dich verfolgen wollten. —

Der seinen Thron im Himmel aufgeschlagen,
 Wie könnt' er meine Bitte mir versagen?
 Wenn, für dich betend, er mein Weinen sieht
 Und meine Zähren, all sein Jörn entflieht.
 Stets war's mein Müh'n, mich seinem Dienst zu weihen,
 Nicht anderen Vergehn's kann ich mich zeihen,
 Als daß an seinem heiligen Altar
 Anbetung dir, wie Gott, ich brachte dar!

Berühmte Zeitgenossinnen von L. Labé waren Madame und Mademoiselle Desroches in Poitiers. Etienne Pasquier (1529—1615), dessen Urtheil über seine Zeitgenossen noch heute Gewicht für uns hat, sagt, nachdem er über einige hervorragende Dichter gesprochen: „Ich trage kein Bedenken, an die Genannten hier die Damen Desroches, Mutter und Tochter, anzureihen, besonders die Tochter, welche unter den gut schreibenden Damen leuchtete, wie der Mond unter den Sternen.“

Beide starben im Jahre 1587 an der Pest und zwar, wie es stets ihr Wunsch gewesen, an demselben Tage. Ihre Werke wurden im folgenden Jahre vereinigt herausgegeben; neue Auflagen erschienen 1583 und 1604.

Ein in Alexandrinern (einem dem Wesen dieser künstlichen Gedichtform wenig entsprechenden Versmaße) verfaßtes Sonett von Catharina Desroches ist an ihren Spinnrocken („A ma quenouille“ überschreibt sie es selbst) gerichtet. Den flotten und leidenschaftlichen Liebessonetten der Louise Labé gegenüber mögen freilich diese Verse etwas matt erscheinen. Dennoch ist der Gedanke, der Theokrit entlehnt sein, oder wenigstens schon bei ihm sich finden soll, nicht unpoetisch. Man wird an Goethes „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust“ erinnert; nur daß hier der Zwiespalt der Neigungen nicht so tragisch ist und sich bereits friedlich ausgeglichen hat. Der echt weibliche Sinn für häusliche Thätigkeit ist die Grundlage alles Glückes; die edlere geistige Beschäftigung dient der Dichterin nur dazu, das Leben zu verschönen und geistig zu vertiefen.

An meinen Spinnrocken.

O Freund, um den ich sorg', laß, Rocken, es dir schwören,
Stets treu zu lieben dich, zu tauschen nimmermehr
Um äußerliches Gut des Hauses Glück und Ehr';
Was unbeständig schwankt, wird bald die Zeit zerstören.

Bist du zur Seite mir, mehr Schutz wirst du gewähren,
Als Tinte und Papier, ob sie auch rings umher
Mich eingeschlossen hätten; du bist die beste Wehr,
Um aller Unbill Weh mir schadlos abzukehren.

Doch, Rocken, du mein Freund, erwarte darum nicht,
So sehr zu ehren dich und lieben mir ist Pflicht,
Daß ich nun ganz und gar entsag' dem edlen Spiele,

Zu schreiben hie und da, denn schreibend denk' ich dein
Und singe deinen Werth, besorgt um dich allein:
Die Spindel hält die Hand, zugleich doch mit dem Riele!

Auf das Verhalten der Menschen zum Glück im Allgemeinen, jedoch mit besonderer Anwendung auf die Frauen, bezieht sich das folgende Sonett ihrer Mutter: „Je croy que le bonheur ne despand que de nous.“

Ich glaube, daß das Glück von uns abhängt allein,
Und daß drum Jedermann sein eignes Glück mag schmieden;
Der Thor zu unbedacht verscherzt es sich hienieden,
Der Weise geht mit ihm behutsam um und fein.

Vom Schauplatz dieser Welt der Menschen Thun und Sein
Vermag von diesem Satz klar den Beweis zu bieten,
Es ist der Menschheit so hier unterm Mond beschieden:
Sie trägt ihr Wohl und Weh', trägt ihre Lust und Pein.

Drum wer sich glücklich fühlt zur Zeit als Unvermählte,
Nicht weniger wird sie's sein, wenn später sie erwählte
Sich Hymens heilig Band. Und wenn die Liebe glüht

Im keuschen Ehebund mit holder Fackel Brande,
So ist sie glücklich noch dereinst im Witwenstande;
Weil alles Glück entspringt dem eigenen Gemüth.

Unter den Gedichten der Catharina Desroches verdienen noch genannt zu werden: „Quelques vers dorez“ und „Enigmes de Pithagore“, die in sprachlich gewandte und ansprechende Form eingekleidet sind.

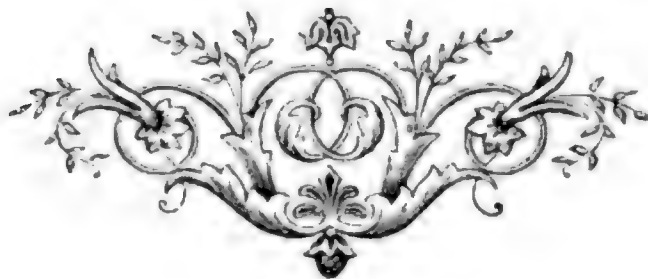
Zum Schluß sei an einen kurzen poetischen Erguß der Königin Maria Stuart erinnert, die unter den fürstlichen Dichterinnen Frankreichs nicht die kleinste ist. Es sind die durch Vérangers Bearbeitung berühmt gewordenen Abschiedsworte an Frankreich, „sa patrie la plus chérie“. Den Leser wird es vielleicht interessieren, beide Gedichte einmal zu vergleichen, weshalb wir hier auch den französischen Originaltext mittheilen.

Adieux à la France.

Adieu, plaisant pays de France,
 O ma patrie!
 La plus chérie,
 Qui as nourri ma jeune enfance!
 Adieu, France, adieu, mes beaux jours,
 La nef qui disjoint nos amours
 N'a c'y de moi que la moitié;
 Une part te reste; elle est tienne;
 Je la fie à ton amitié;
 Pour quo de l'autre il te souviene.

Abschied von Frankreich.

Leb' wohl, Du fröhlich Land der Franken,
 O Heimerde!
 Vor allem werthe,
 Der ich der Kindheit Glück zu danken!
 Leb' wohl, du Land, du schöne Zeit;
 Das Schiff, das unsre Lieb' entzweit,
 Trägt nur die eine Hälfte fort;
 Mein ander Theil will ich dir scheuken,
 Will dir's vertraun, der Freundschaft Hort,
 So wirst du auch des andern denken!





Zur Charakteristik des Kaisers Paul.

Urtheile von Zeitgenossen, in den Acten des Woronzow'schen Archivs.

Von

A. Brückner.

-- Dorpat. --

Das „Archiv des Fürsten Woronzow“, eine Publication, welche jetzt einige dreißig Bände umfaßt, enthält eine Fülle von Material für die Geschichte der Regierungen Elisabeths, Katharinas, Pauls und Alexanders. Der Hauptreichtum dieser Sammlung besteht in den Privatcorrespondenzen hervorragender Beamten und Höflinge. Unmittelbarer als memoirenartige Aufzeichnungen veranschaulichen solche Quellen die Begebenheiten. Vertrauliche Mittheilungen von Freunden an Freunde gewähren einen tiefen Einblick in die Situationen, enthalten Urtheile über Thatfachen und Personen. In der großen Menge solcher von verschiedenen Seiten gefällter Urtheile besitzen wir ein sicheres Mittel der Controle derselben. Mögen persönliche Interessen, Subjectivität, augenblickliche Stimmung oder Verstimmung einen noch so großen Antheil an derartigen Urtheilen haben, so bietet die Zahl derselben einen sichern quellenkritischen Regulator dar. Wollen wir uns eine Vorstellung bilden von dem Eindruck, welchen der Habitus, der Charakter einer Katharina, eines Paul auf die Zeitgenossen überhaupt, auf die sie umgebenden Personen insbesondere übten, so erweist sich die Lectüre von Privatbriefen in sehr großer Anzahl als ein sicheres Mittel zur Erreichung dieses Zweckes.

Die folgende Skizze ist ein Versuch, durch Zusammenstellung zahlreicher Urtheile von Zeitgenossen ein Charakterbild des Kaisers Paul zu gewinnen. Wir beantworten die Frage, in welchem Lichte die Persönlichkeit dieses Herrschers denjenigen Männern erschienen sei, welche Ge-

legenheit hatten, ihn aus der nächsten Nähe zu beobachten, seine Handlungsweise zu beurtheilen, seine Regierungsart nach Verdienst zu würdigen.

Eine allseitige Charakteristik Pauls und seiner Regierung liegt nicht in unserer Absicht. Wir sehen von einer Benutzung oder Verwerthung anderer Quellen als der Papiere des Boronzow'schen Archivs ab. Wir lassen uns vorläufig daran genügen, an diesem Gegenstande den Werth dieses reichen Quellenwerks zu veranschaulichen, durch Zusammenstellung von Proben aus der Fülle von Rohmaterial eine Art Halbfabrikat herzustellen. Es handelt sich um einen Beitrag zur Geschichte Pauls, welche noch keinen Bearbeiter gefunden hat.

I.

Die Geschichte Pauls bis zu dessen Thronbesteigung ist neuerdings von Kobeko behandelt worden*). Der Versuch, Paul zu rechtfertigen und Katharina anzuklagen, ist nicht gelungen. Es fehlt der Beweis, daß die unselige Charakterentwicklung des Großfürsten in erster Linie der Ungunst der Verhältnisse zugeschrieben werden müsse. Die Verdüsterung des Temperaments Pauls, welche seine Regierung kennzeichnet und zu seinem Sturze beitrug, ist in der Darstellung Kobekos durch den Hinweis auf den Gegensatz zwischen Mutter und Sohn nicht ausreichend erklärt; die psychologische Interpretation ist ungenügend; der Cäsarenwahnsinn, dessen Opfer Paul wurde, blieb ein ungelöstes Problem.

Beide, Katharina und Paul, gelangten relativ spät auf den Thron: die Verhältnisse Beider vor der Besitzergreifung der Macht waren ungünstig; aber die Verschiedenheit der Charakterentwicklung Beider springt in die Augen. Es zeugt von einem gutgearteten Temperament, daß die unumschränkte Macht, deren Besitz Katharina nach den Demüthigungen und bitteren Erfahrungen der vorhergegangenen Zeit mit um so größerem Entzücken genoß, keine despotischen Instincte in ihr wachrief, während ihr Sohn, nach jahrelanger Zurücksetzung zur Herrschaft gelangend, alles Maß und Ziel verkannte und durch Sultanslaunen und Willkürherrschaft seine baldige Katastrophe herbeiführte**). Der Erfolg, die Gunst der äußeren Verhältnisse haben auf Katharinas Temperament läuternd, veredelnd gewirkt; Pauls schlechte Eigenschaften erfuhren durch den Machtbesitz eine Steigerung; die schrankenlose Gewalt hat ihn endgültig corrumpt.

Eine gewisse Verschrobenheit in der Haltung und Stimmung und in den Anschauungen Pauls sind schon früh wahrgenommen worden. Einer

*) Von dem in russischer Sprache verfaßten Buche sind bereits drei Auflagen erschienen. Eine sehr schlecht redigirte deutsche Uebersetzung von J. Laurenty erschien bei Deubner in Berlin 1886. Meine Besprechung des Kobeko'schen Buches s. in d. Allgem. Zeitung 1883. Nr. 264 u. 265.

***) S. Genaueres in meiner „Katharina“ S. 562 ff.

seiner Lehrer sagte einst zu dem Knaben, er werde, von den besten Absichten erfüllt, doch verhaßt sein. Jahrzehnte hindurch spielte er eine Art Prätendentenrolle. Man hat ihn mit Hamlet verglichen. Er haßte die Personen, welche das Vertrauen der Kaiserin genossen. Im Gespräch mit Leopold in Florenz sagte er von Potemkin, Besborodko, Woronzow u. A., er werde sie, wenn er zur Regierung gelange, „ausruthen.“ Es gab fortwährend Momente der Verstimmung zwischen der Kaiserin und dem „jungen Hofe.“ Katharina hatte keine hohe Meinung von den Fähigkeiten ihres Sohnes. Sie hielt ihn fern von den Geschäften; sie wußte es zu hindern, daß er irgend welchen politischen Einfluß übte. Es war eine seltene Ausnahme, wenn Paul sich mit seiner Mutter über politische Fragen unterhielt. Er pflegte anderer Ansicht zu sein als die Kaiserin.

In der Zurückgezogenheit seines Lebens auf dem Schlosse zu Gatichina beschäftigte sich Paul mit militärischen Uebungen. Ihn interessirten vorwiegend die Einzelheiten des Gamaschendienstes. In den letzten Jahren der Regierung Katharinas verdüsterte sich seine Stimmung. Man meinte eine Verschlimmerung des Charakters an ihm wahrnehmen zu können. Mißtrauen und Reizbarkeit wurden seine Haupteigenschaften; der geringste Widerspruch reizte seinen Zorn; so bereitete sich die Reihe von Mißgriffen und Gewaltthaten vor, welche die Regierung Pauls charakterisiren sollten. Nach einem Gespräche, welches Ssuworow mit dem Großfürsten hatte, witzelte der berühmte Feldherr: „Prince adorable, despote implacable.“

In diesen Jahren stand der Graf Kostoptschin dem Großfürsten nahe. In Kostoptschins zahlreichen Schreiben an den russischen Gesandten in England, S. N. Woronzow, begegnen wir vielen Aeußerungen über Paul. Im Jahre 1792 klagt Kostoptschin darüber, daß er ohne sein Zuthun, unversehens, der „Favorit des Großfürsten“ geworden sei, was bei dem Gegensatze zwischen der Kaiserin und ihrem Sohne unangenehme Folgen haben könne (VIII. 53)*). Auch war die Persönlichkeit Pauls dem Grafen keineswegs sympathisch. So z. B. schrieb Kostoptschin im April 1793: „Der Aufenthalt des Herrn Esterhazy**) hat schlecht gewirkt. Er hat soviel Propaganda gemacht für den Despotismus und die Nothwendigkeit des Regierens mit eiserner Ruthe, daß der Großfürst sich gänzlich für ein solches System entschieden hat und entsprechend handelt. Täglich hört man von Gewaltacten, von Zügen der Kleinlichkeit, deren ein Privatmann sich schämen müßte. Der Großfürst argwöhnt jeden Augenblick, daß man seinem Willen entgentreten, seine Handlungen durchkreuzen wolle.“ Kostoptschin klagt darüber, daß weder Marnischkin, welcher damals das besondere Vertrauen Pauls genoß, noch die Großfürstin, Maria Feodorowna, dem Großfürsten über die „Zämmerlichkeit seiner Handlungsweise“ die Augen zu

*) So citiren wir die Edition des Archivs des Fürsten Woronzow.

**) Ein Emigrant.

öffnen vermöchten (67). Marnischkins Günstlingsstellung währte nicht lange, er wurde entfernt. Statt dessen gewann Kutaiſſow — er war türkischen Ursprungs und versah die Stellung eines Kammerdieners — die besondere Gunst des launischen Großfürsten.

Im Sommer 1793 schrieb Kostoptſchin: „Nicht ohne ein Gefühl des Jammers und des Ekels folgt man hier der Handlungsweise des Großfürsten; es ist, als sei er auf Mittel bedacht, sich verhaßt zu machen: Er hat sich in den Kopf gesetzt, man verachte ihn, man trete ihm in allen Stücken entgegen; dies veranlaßt ihn bei jeder Gelegenheit Strafen zu verhängen. Er hat 1600 Soldaten und 3 Reiterſchwadronen, und da bildet er sich denn ein, er sei der verstorbene König von Preußen. Alle Mittwoch ist Manöver. Der Großfürst ist täglich bei der Parade und bei den Executionen zugegen. Bei der geringsten Verspätung, bei dem leisesten Widerspruch geräth er außer sich. Er denkt nie daran, seine Fehler gut zu machen und verfolgt auch fernerhin diejenigen, welche er durch unmotivirte Zornesausbrüche kränkte. Alle übersättet er mit Vorwürfen; Herrn Sinowjew ließ er in diesen Tagen sagen, er solle den Personen, welche er, der Großfürst, auszeichne, mit mehr Achtung begegnen; Gurjew mußte die Bemerkung hören, er solle nicht vergessen, daß er, der Großfürst, die Hofmarschälle lehren werde, ihre Pflicht zu thun“ (76).

Etwas später, gegen Ende 1793, berichtet Kostoptſchin, wie Paul Alles übertreibe; so habe ihm ein Arzt recht viel körperliche Bewegung angerathen, und da sei denn der Großfürst täglich stundenlang zu Pferde und veranlasse alle Personen seiner Umgebung, sich auch bei dem schlechtesten Wetter denselben Strapazen zu unterziehen. Die Kaiserin seufze über alle die „Thorheiten“ (folies) ihres Sohnes u. s. w. (83—84). Ferner schreibt Kostoptſchin: „Der Großfürst steht sehr schlecht mit Subow. Der Erste will dem Andern beweisen, daß er nur ein Unterthan, der Andere dem Ersten, daß er nichts weiter als ein Großfürst sei. Aber der Günstling der Kaiserin hat Macht und Einfluß; sein Gegner ist eine Null“ (84).*)

In einem andern Schreiben Kostoptſchins aus dieser Zeit (1793) heißt es u. A.: „Der Großfürst richtet das Unglaubliche an; er geht seinem Verderben entgegen und macht sich immer verhaßter. Dem Hofmarschall Barjatinsky hat er sagen lassen, er solle doch nicht vergessen, wer er, der Großfürst, sei. Aehnliches mußten die Kammerfrauen der Kaiserin hören; den Hofgärtner in Zarskoje Sselo hat er mit Stockschlägen bedroht, bloß weil dieser der Großfürstin Früchte zugestellt hatte“ u. s. w. (XXIV. 257). Indem Kostoptſchin im August 1795 seinem Freunde Woronzow berichtet, in wie hohem Grade er augenblicklich die Gunst Pauls genieße, fügt er

*) Man erzählte, daß, als Paul einst an der Hofstafel einer von Subow gethauen Aeußerung zustimmte, der Günstling boshaft fragte: „Habe ich denn etwas Dummes gesagt?“ S. d. Zeitschrift Russkaja Starina XVII. 453.

hinzu: „Da ich besser als sonst Jemand seine Launen kenne, so lege ich auf seine jetzige Zuneigung kein Gewicht und thue mein Möglichstes, nicht allzu intim mit ihm zu werden. Das Beste ist, sich in nichts einzumischen. Auch sind seine vertraulichen Mittheilungen so abstoßender Natur, daß ich es vorziehe, mir seine Ungnade zuzuziehen und mich seinem Hasse auszusetzen, als daß ich mich durch niederträchtige Gefälligkeiten verächtlich machte.“ Sehr beachtenswerth sind übrigens die folgenden, das Benehmen der Kaiserin betreffenden Aeußerungen Kostoptschins: „Man (d. h. Katharina) behandelt ihn schlechter als sonst; im vergangenen Sommer, als der Großfürst eine kleine Reise unternehmen wollte, ließ man ihm sagen, dergleichen koste zu viel Geld, und er solle bleiben, wo er sei. Ist man Großfürst von Rußland und 41 Jahre alt und wird man von seinen künftigen Unterthanen als dummer Junge behandelt (*que l'on est traité en polisson par ses sujets futurs*), so muß es natürlich erscheinen, wenn man verpfuscht wird; und das ist hier der Fall“ (104—105)*).

Wiederholt kommt Kostoptschin darauf zurück, wie wenig Werth er auf die Zuneigung Pauls zu ihm lege, wie er nur ungern in der Umgebung des Großfürsten weile, wie thöricht Paul sei, indem er ihn, Kostoptschin, für einen talentvollen Militär halte, während er sich nie für diese Specialität begeistert habe (120). Indessen schrieb Kostoptschin im Februar 1796: „Meine Dankbarkeit für die Anhänglichkeit des Großfürsten hat mich schließlich veranlaßt, ihm zu zeigen, daß ich für dieselbe empfänglich bin. Der Prinz ist vergessen, gedemüthigt, verachtet; das läßt mich seine vielleicht durch Verbitterung des Charakters entstandenen Fehler übersehen. Er überschüttet mich mit Wohlthaten, und da höre ich denn die Stimme meines Herzens . . . Ich liebe ihn, ich beklage ihn; ich hoffe, daß es anders werden wird, sobald er aus diesem Zustande herauskommt“ (134—135).

Es fragte sich, ob Paul anders werden würde. Kurz vor seinem Regierungsantritt lieferte er noch eine Probe seiner durch Zorn und Haß zu erklärenden Rücksichts- und Tactlosigkeit. Im September 1796 weilte der junge König von Schweden in Petersburg. Es handelte sich um die Verlobung Gustavs IV. mit Pauls Tochter, und auch bei dieser Gelegenheit spielten Paul und dessen Gemahlin insofern eine ganz untergeordnete Rolle, als Katharina die ganze Angelegenheit, welche übrigens bekanntlich nicht zum Abschluß gelangte, ganz allein betrieb. Ueber Pauls Haltung bei dieser Gelegenheit erfahren wir aus einem Schreiben des Leibarztes Rogerson an den Grafen Woronzow Folgendes:

„Am Geburtstage der Großfürstin Anna gab es einen Hofball. Ihre Majestät erschien, wie dieses jetzt zu geschehen pflegt, erst später. Der Großfürst-Vater machte den Wirth. Der König tritt herein und verbeugt sich; der Großfürst thut, als bemerke er nichts und setzt seine Unterhaltung

*) „Il est permis de sécher sur pied et c'est ce que lui arrive.“

mit dem Grafen Sjoltykow fort. Der König nähert sich der Großfürstin-Mutter und den jungen verheiratheten Großfürstinnen; sie reden mit ihm, aber wenig. Er stellt sich sodann dem Vater vor und steht etwa eine Minute vor ihm: dieser aber thut, als sehe er nichts, wendet sich ab und spricht weiter mit Sjoltykow. Alle Anwesenden wollten in die Erde sinken“ (XXX. 68).

Wenige Wochen vor dem Regierungswechsel schrieb Kostoptschin seinem Freunde nach London: „Die Kaiserin und der Großfürst stehen gut mit einander, wenigstens so gut wie eine Mutter von 70 Jahren mit einem Thronfolger von 42, welcher vor Ungeduld plagt und an nichts Anderes denkt, als an den Augenblick seiner Thronbesteigung“ (VIII 145).

Es hätte leicht geschehen können, daß dieser Augenblick überhaupt nicht eintrat. Es ist nicht actenmäßig bewiesen, aber auf Grund einer mündlichen Tradition in hohem Maße wahrscheinlich, daß Katharina in der letzten Zeit ihres Lebens den Entschluß gefaßt hatte, nicht Paul, sondern Alexander zu ihrem Nachfolger zu ernennen. Mögen auch in den zahlreichen Aufzeichnungen und Bemerkungen von Zeitgenossen in Bezug auf diesen Umstand und die Vorgänge bei dem Regierungswechsel im Einzelnen manche Widersprüche und Unrichtigkeiten sich aufdecken lassen, so bleibt die Annahme bestehen, daß eine Verfügung der Kaiserin, welche ihren Sohn ausschloß und ihren Enkel erhob — von Besborodko escamotirt wurde. Die Kaiserin hatte keinen Grund, ihren Tod so schnell zu erwarten. Sie mochte den peinlichen Schritt der Veröffentlichung der neuen Thronfolgeordnung hinauschieben wollen. So konnte es kommen, daß eine solche Verfügung Katharinas zunächst unausgeführt blieb, um erst einige Jahre später durch die Katastrophe Pauls verwirklicht zu werden.*)

Wie dem aber auch sein mochte: als Katharina im November 1796 plötzlich starb, erfolgte Pauls Thronbesteigung ohne Widerspruch.

II.

Vor Kurzem erschienen in der Zeitschrift „Rußkaja Starina“ die Memoiren Turgenjew's, welcher als Augenzeuge von den ersten Stunden und Tagen der Regierung Pauls berichtet. Wir lesen da sehr Unerquickliches von der unwürdigen Haltung des Kaisers, welcher gegen den Großfürsten Alexander Mißtrauen zeigte, Generale und Offiziere brutalisirte, auf das französische Costüm der Petersburger Jagd machen ließ und seinem Haß gegen die soeben verstorbene Mutter durch manche gegen ihre Institutionen gerichtete Maßregeln Ausdruck gab. Den Erzählungen Turgenjew's zufolge tragen die despotischen Mäuren Pauls schon in der ersten Zeit seiner Regierung den Stempel des Cäsarenwahnsinns, welcher sich alsbald maßlos steigern sollte.

*) S. d. genaue Zusammenstellung der zeitgenössischen Aufzeichnungen über diesen Punkt in meiner Katharina II. 621—627.

Nostoptschins Aeußerungen über Pauls Haltung in diesen Tagen lauten viel günstiger. Nostoptschin begleitete den Großfürsten auf der Fahrt von Gatschina nach der Hauptstadt, als man soeben die Nachricht von der tödtlichen Erkrankung der Kaiserin erhalten hatte. Paul erschien, als er sich der Hauptstadt näherte, tief bewegt, bis zu Thränen gerührt; Nostoptschin ergriff seine Hand und sagte: „Welch ein Augenblick für Sie, Monseigneur!“ Paul erwiderte, die Hand Nostoptschins heftig drückend: „Warten Sie, mein lieber Freund, warten Sie. Ich bin 42 Jahre alt geworden. Gott hat mich beschützt; vielleicht wird er mir die Kraft und den Geist geben, der Stelle, für welche er mich bestimmt hat, gewachsen zu sein. Hoffen wir Alles von seiner Güte.“ Nostoptschin berichtet ferner, wie Paul freundlich und wohlwollend gegen manche Personen im Palais, u. A. gegen Besborodko gewesen sei, wie er an der Leiche Katharinas Thränen vergossen habe u. dgl. m. (VIII. 164, 166, 170).

Würdenträger, welche damals nicht in Petersburg anwesend waren, hatten — vermuthlich auf Grund solcher Berichte, wie derjenige Nostoptschins — den Eindruck eines Gutes versprechenden Regierungsanfanges. So äußerte sich Rotshubei in einem Schreiben aus Konstantinopel (XVIII. 126), so der russische Gesandte S. Woronzow in London (XXII. 490). Die Gegner des revolutionären Frankreich erwarteten von Seiten Rußlands eine energische Action gegen die Republik und sangen das Lob des neuen Herrschers (s. z. B. Grimm XX. 351). Leute, wie Nostoptschin, Ismailow u. A., welche augenblicklich das Vertrauen Pauls genossen, konnten auf Begünstigung, Lohn und Ehren rechnen und betrachteten die Situation optimistisch.

Aber schon nach Verlauf weniger Wochen ließen sich tadelnde Stimmen vernehmen. Rogerjon klagte darüber, daß der Kaiser nur für die Details des Militärdienstes Sinn und gar kein Verständniß für politische Fragen oder andere Interessen habe (XXX. 97). Morkow empfand es bitter, daß man ihm, welcher Katharinas Vertrauen besessen und an den Geschäften der auswärtigen Politik hervorragenden Antheil genommen hatte, alle Papiere fortnahm und ihn mißtrauisch von den Geschäften entfernte (XX. 78). Rotshubei äußerte sein Bedenken über die heftig zufahrende, manches überhastende Art, mit welcher Paul wichtige politische Angelegenheiten erledigte, bestehende Einrichtungen umwarf, nicht ausgereifte Ideen zur Ausführung brachte (XVIII. 132) und durch seine Geheimschreiber wichtige Erlasse ausfertigen ließ, ohne daß die obersten Reichsbehörden vorgängig davon wußten (142). Woronzow schüttelte den Kopf, als er vom Kaiser den Befehl erhielt keinem Ausländer, welcher nach Rußland zu reisen gedächte, einen Paß auszufertigen (X. 56). Buturlin schrieb ganz starr vor Entsetzen, es sei alle Einfuhr ausländischer Bücher verboten worden (XXXII. 273). Nicolai, der Geheimschreiber der Kaiserin Maria Feodorowna, Schriftsteller und Vorsitzender der Akademie der Wissen-

schaften, meinte, er hätte „seine Bude schließen“ können, wenn es nicht zum Glück Ausnahmen bei jener Censurmaßregel gegeben hätte (XXII. 105). Buturlin, welcher von Moskau aus seine Cheime, die Woronzows, in Bezug auf neue Bücher auf dem Laufenden zu erhalten pflegte, schrieb in Verzweiflung: „Rien en littérature. La censure retient presque tout,“ oder ein andermal: „Il n’y a rien du tout en librairie. La censure étouffe toute espérance à cet égard“ (XXXII. 244, 251, 254, 269) u. dgl. m. Die Verhältnisse verschlimmerten sich zusehends. Die Berichte von Gewaltacten, brutalen Verurtheilungen, grausamen Strafen häuften sich insbesondere während der Jahre 1799 und 1800. Buturlin meldete sehr häufig von Befehlen, diese oder jene Person solle binnen 24 Stunden die Hauptstadt verlassen. Auch Frauen traf ein solches Schicksal (XXXII. 255). Edelleute wurden wegen kleiner Disciplinarvergehen ihrer Güter beraubt, in Ketten zur Zwangsarbeit fortgeschafft (272); es geschah, daß sämtliche Droschkenkutscher aus Petersburg fortgejagt wurden, weil man bei einem derselben, während der Parade, ein paar Pistolen und einen Dolch entdeckt hatte. Er hatte allerdings ein Attentat geplant und wurde einige Stunden später todtgeknutet (275). Der Willkür der Polizei- und Zollbeamten waren bei dem herrschenden Terrorismus und der allgemeinen Rechtsunsicherheit Thor und Thür geöffnet (276—278).

Kostoptschin, welcher von der Regierung Gutes erwartet hatte, schrieb am März 1800 an Woronzow: „Sie sollen ein für alle Mal wissen, daß der Kaiser mit Niemand spricht, weder von sich noch von den Geschäften; er leidet nicht, daß man mit ihm redet; er befiehlt und läßt seine Befehle ausführen, ohne Widerspruch. Er kann sich wohl schwerlich verhehlen, daß er weit davon entfernt ist, geliebt zu sein; in seiner Familie wird er gefürchtet . . . er fürchtet sich selbst . . . Sie nennen mich einen Minister, ich bin nichts als ein Secretär“ (VIII. 276). Wenige Tage später mußte Kostoptschin den kaiserlichen Befehl unterzeichnen, demzufolge Woronzow Knall und Fall von seinem Botschafterposten entfernt und seiner Güter in Rußland beraubt wurde. Ein chiffirter Zettel Kostoptschins lautet: „Sie sehen, was ich habe contrasigniren müssen und ob ich länger bleiben kann. Wenn Sie so behandelt werden, welches Loos kann da meiner warten? Mein Herz blutet; ich beklage Sie. Ich habe Ihre Hände in meinen Thränen. Weinen wir miteinander! Es ist nichts zu thun“ (VIII, 278).

Schon zu Anfang der Regierung Pauls konnte man sehen, wie gewaltjam und rücksichtslos der Kaiser mit einzelnen Personen umsprang. Es war eine kleinliche Rache, welche er an dem Grafen Alexei Orlow für dessen Antheil an dem Staatsstreiche im Jahre 1762 nahm, daß Paul in der Nacht nach seiner Thronbesteigung Kostoptschin zu Orlow schickte, ihn wecken ließ, damit er sogleich den Eid leistete. „Ich will, daß er des 28. Juni (1762) gedenke,“ jagte Paul, indem er den Befehl erteilte (VIII. 172). Selbst Personen, welche das Vertrauen des Herrschers ge-

nossen, wie etwa Gudowitsch, wurden plötzlich mit Argwohn und Kälte behandelt (XXIV 254). Höhere Offiziere wurden namentlich bei Paraden brutalisirt (XIV. 485). Diplomaten und andere Würdenträger verloren ohne sichtbare Veranlassung ihre Stellen; so mußte Lysakewitsch im Februar 1801 plötzlich aus Kopenhagen abreisen (XX. 427); so wurde Sprengt-
poorten aus dem Dienste ausgeschlossen, bloß weil er wegen Krankheit um seine Verabschiedung gebeten hatte (XXXII. 262); so wurde der Baron Wassiljew abgesetzt und an seine Stelle Dershawin ernannt (XVIII. 234). Wer irgend eine selbständige Meinung zu äußern wagte, zog sich die Ungnade des Kaisers zu; so mochte er den Grafen Kotschubei nicht (XVIII. 177); so konnte er den Grafen Alexander Woronzow nicht leiden (XII, 182 und XXX. 93); so hatte sich die Fürstin Datschkow darüber zu beklagen, daß sie auf kaiserlichen Befehl auf eines ihrer entlegensten Güter reisen und dort ein kümmerliches Leben als Verbannte führen mußte: es war eine reine Sultanslaune Pauls (V. 243—251). Selbst dem Hofe so nahestehende Männer, wie Nicolai (XXII. 82) oder Kostoptschin (XIV. 135) waren jeden Augenblick der Gefahr einer Ungnade ausgesetzt und mußten darauf bedacht sein, möglichst wohlfeilen Kaufs von ihren Stellungen zurücktreten zu können.

Es konnte nicht fehlen, daß die Gesellschaft für die Gemäßregelten Partei nahm. Als der General Archarow im Frühling 1800 ganz plötzlich den Befehl erhielt, binnen 24 Stunden Moskau zu verlassen und in die Verbannung zu gehen, verbreitete sich die Nachricht von einem solchen Gewaltact wie ein Lauffeuer in der Stadt; es gab eine Demonstration: die vornehme Welt erschien im Hause Archarows; es wurde ihm die Summe von 40 000 Rubeln überreicht u. s. w. (XIV. 507—508 und XXXII. 273—274). In den Schreiben Strachows und Buturlins begegnet uns der Ausdruck des allgemeinen Unwillens über diese Episode. Die Art, wie Paul den hochverdienten Woronzow behandelte, erregte in den vornehmsten Kreisen der russischen Gesellschaft die äußerste Entrüstung (XVIII. 342). Man staunte über die Gelassenheit, mit welcher der Vicekanzler Panin sich mancherlei Demüthigungen von Paul gefallen ließ. Panin hatte, ohne zuvor den Kaiser zu benachrichtigen, für den Courier des österreichischen Gesandten einen Paß ausfertigen lassen; darauf hin sandte Paul seinen Adjutanten zum Grafen, um ihm zu sagen, er sei ein „Dummkopf“ (durak); „ni plus ni moins“ schreibt der Doctor Rogerson, indem er von dieser Episode berichtet und sodann hinzufügt: „c'est le pain quotidien à la mode à présent“ (XXX. 116). Als sodann im Februar 1801 Panin endgültig stürzte und auf sein Gut verbannt wurde, schrieb Murawjew-Apostol ausführlich über dieses Ereigniß an den Grafen Woronzow. Panin, heißt es da, habe es versucht, in die Politik des Cabinets, welche launisch, inconsequent und zufällig gewesen war, System hineinzubringen; er habe oft vom Kaiser die härtesten Worte hören müssen

er habe die Verantwortlichkeit für verkehrte Maßregeln von sich abzulehnen gesucht, indem er diplomatische Noten entweder gar nicht oder mit dem Bemerken contrasigniren wollte, daß er nur auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers handle; darauf hin sei dann Panin als eine Art Staatsverbrecher behandelt und auf seine Güter verbannt worden; man habe an ihn gerichtete Briefe eröffnet, ein Verzeichniß der Personen zusammengestellt, mit denen er correspondirte u. s. w. (XI. 164—167). Waren Einige geneigt manche Verschrobenheit Pauls etwa dem schädlichen Einflusse Nostoptschins zuzuschreiben, wie z. B. der englische Gesandte Whitworth (XXIX, 390), so war Nostoptschin selbst außer sich über die Lage: „Gott weiß,“ schrieb er im Juni 1800 an S. N. Woronzow in Chiffreschrift, „wohin das führen wird; man kann nichts sicher voraussagen. Leben Sie glücklich da, wo Sie sind, und, wenn Sie weinen, so seien Sie versichert, daß Sie nicht vereinzelt dastehen. Zerreißen Sie diesen Brief“ (XXIX. 279). Es war begreiflich, daß Männer wie Wjasemskij den Wunsch aussprachen, sich baldmöglichst von aller Antheilnahme an den Geschäften zurückzuziehen (XVI. 384—386); daß Andere, wie z. B. Morkow und A. N. Woronzow, sich glücklich priesen, fern von der Residenz in der Stille des Privatlebens vor der Willkür der Centralgewalt geschützt zu sein (XIV. 266). Wer in der Hauptstadt und im Amte aushielt, wußte nicht genug von den Absonderlichkeiten in dem Habitus, den Handlungen und Verfügungen des reizbaren Herrschers zu berichten. Kotshubei, welcher im Jahre 1799 die auswärtige Politik leitete, klagte darüber, daß Paul acht Monate hindurch kein einziges Mal mit ihm gesprochen, dagegen in schroffer Weise in seiner Gegenwart seine politischen Ansichten lächerlich gemacht habe (XVIII. 212); jeden Augenblick war er, obgleich er den Vicekanzlerposten inne hatte, allerlei Demüthigungen ausgesetzt (213—214). In einem Schreiben Kotshubeis an S. N. Woronzow heißt es: „Die Furcht, in welcher wir Alle leben, ist nicht zu beschreiben. Man fürchtet den eigenen Schatten. Man zittert. An der Tagesordnung sind Denunciationen; ob sie falsch sind oder wahr: man schenkt Allem Glauben. Alle Festungen sind überfüllt mit Gefangenen. Eine tiefe Schwermuth hat sich Aller bemächtigt. Was Vergnügen ist, weiß man nicht mehr . . . Wer ein Amt erhält, ist darauf gefaßt, nach drei oder vier Tagen fortgeschickt zu werden und sagt sich daher: ich muß zusehen, daß ich morgen Bauern zum Geschenk erhalte . . . Jetzt giebt es eine neue Verordnung, derzufolge kein Brief durch einen Courier, oder einen Reisenden, oder einen Diener bestellt werden kann; Alles muß durch die Post gehen. Der Kaiser denkt, daß jeder Postmeister alle Correspondenzen erbrechen und lesen könne . . . Man will ein Complot entdecken, aber es existirt keines. Um Gottes Willen haben Sie Acht auf Alles, was Sie schreiben. Ich bewahre keinen Brief, sondern verbrenne Alles . . . Ich weiß nicht, wohin das führen soll. Wir Alle werden in unglaublicher Weise gequält. Man muß befürchten, daß die Vertrauten,

die am Nergsten gemißhandelt werden, irgend einen verzweifeltsten Streich ausführen. Niemand wagt es, irgend welche Vorstellungen zu machen. Für mich steht, wie für alle Andern, Rostoptschin nicht ausgenommen, jederzeit ein Wagen bereit, um beim ersten Zeichen flüchten zu können . . . Glauben Sie nicht, daß ich übertreibe, im Gegentheil; ich habe noch Vieles verschwiegen, was Ihnen unglaublich erscheinen würde . . . Haben Sie mir geheime Dinge zu schreiben, so bedienen Sie sich der englischen Couriere und schreiben Sie mit Citronensaft“ u. s. w. (XVIII. 202—205).

Es war eine Schreckensherrschaft. Der briefliche Verkehr zwischen Freunden war mit solchen Gefahren verbunden, daß z. B. der Graf A. N. Woronzow aus Besorgniß, seine Schreiben würden geöffnet werden, seine Correspondenz mit Nicolai einstellte (XXII. 107). Unzählige Briefe aus dieser Zeit schließen mit der Bitte, diese Briefe sogleich nach Empfang zu verbrennen. Es ist in Anbetracht der Gefahr, welcher die Briefschreiber wie die Empfänger ausgesetzt waren, zu verwundern, daß noch so viele Schreiben sich erhalten haben. Selbst der allervorsichtigste und furchtsamste der russischen Würdenträger in dieser Zeit, Besborodko, klagte in einem Schreiben an S. N. Woronzow vom November 1798 über die moralischen Mißhandlungen, welche er vom Kaiser erdulden müsse, und welche zu ertragen ihm um so schwerer falle, als er zwanzig Jahre hindurch während der Regierung Katharinas daran gewöhnt gewesen sei, nur glückliche und zufriedene Menschen zu sehen (XIII. 365 ff.). Immer wieder wünschen die Freunde S. N. Woronzows diesem Glück zu der Möglichkeit in England zu leben und nicht unmittelbarer Zeuge der unerfreulichen Vorgänge in Rußland sein zu müssen (XXIV. 276). Rogerson klagte in seinen Briefen über diese „temps de détresse“; er zitterte, schreibt er, bei dem Gedanken an die Gefahr, welcher er sich durch seine Briefe an Woronzow aussetze; dann wieder sucht er Paul zu entschuldigen: er sei nicht so schlecht als verschroben, nicht im Stande Gutes vom Schlechten zu unterscheiden, seine Combinationen seien falsch, er lasse sich bald von Schwäche, bald von Gewaltthätigkeit leiten. Rogerson führt eine Menge Beispiele an, in denen die ersten Beamten des Reiches von Paul die brutalsten Ausdrücke hören mußten; Besborodkos Tod, bemerkt er, sei mit durch solche Kränkungen veranlaßt worden, Rostoptschin werde oft in derselben Weise gemißhandelt, Esuworow habe, als er schon todtkrank war, noch einen amtlichen Verweis vom Kaiser erhalten, und dazu hören müssen, er dürfe nicht im Palais absteigen, falls er nach Petersburg komme; das Publikum sei der Gunst oder Ungnade des Kaisers gegenüber völlig gleichgültig geworden (XXX. 114—121). Aehnlich äußerten sich Alexei Orlow (XXVII. 27), Tschitschagow (XIX. 27) u. A.

Sehr bezeichnend ist Rogersons Aeußerung in einem Schreiben im April 1800, also nahezu ein Jahr vor Pauls Katastrophe: „Tout l'en-

tourage se trouve au bout de leur latin . . . je vois (entre nous) que tous veulent se repatrier vers le grand-duc (XXX. 122).

Die Angehörigen Pauls hatten gar keinen Einfluß. Die Ehe Pauls mit Maria Feodorowna war schon während der letzten Jahre der Regierung Katharinens keine glückliche. Schon 1793 schrieb Rostoptschin: „Die Großfürstin vermag nichts; sie hat sich in ihr Schicksal ergeben, leidet still und lebt ihren Kindern“ (VIII, 67). Wie Paul einen Gärtner zu schlagen drohte, weil dieser der Großfürstin Früchte gesandt hatte, so entfernte er den Bibliothekar und Vorleser Lasermière vom Hofe, weil Maria Feodorowna ihn gern sah (XV. 83). Paul war seiner Gattin nicht treu. Jahrelang spielte eine Liebesgeschichte zwischen ihm und einer Hofdame, Fräulein Melidow, deren in den Correspondenzen des Woronzow'schen Archivs oft erwähnt wird (VIII 53—54, 80, 84, 165, XV. 124, 127, 133, XVI. 483, XVIII, 326, XXX. 115, XII. 200); während Pauls Regierung gab die Stellung der Lapuchin, sodann der Gagarin bei Hofe öffentlichen Anstoß. Kein Wunder, daß das Verhältniß Pauls zu seiner Gemahlin völlig erkaltete. Maria Feodorowna galt nichts und lebte in steter Furcht (XXII. 108). Eine kurze Zeit (1798) scheint sie einigen Einfluß geübt zu haben, aber man meinte, daß sie es an Geschick und Tact bei diesem Einflusse habe fehlen lassen (XVIII. 149, 150, 188). Alle Familienglieder fürchteten Paul und hatten von seinen Launen zu leiden (XV. 72). Rostoptschin schrieb im Jahre 1798: „Man verabscheut den Kaiser; auch seine eigenen Kinder thun es; der Großfürst Alexander haßt seinen Vater; der Großfürst Konstantin fürchtet ihn. Die Töchter, von der Mutter geleitet, betrachten den Vater mit Widerwillen. Außerlich lächeln Alle ihm zu; innerlich möchten sie ihn in Staub verwandelt sehen. Die Kaiserin verzehrt sich vor Lust selbst zu regieren“ u. s. w. (XXIV. 274)). Und etwas später: „le grand duc Alexandre a de grands torts vis-à-vis de son père“ (277) u. s. w.

III.

So erschien denn die Lage Allen als eine unleidliche. Der Gedanke eine Aenderung herbeizuführen lag nahe. Rogerson gab diesem Gedanken Ausdruck, indem er schrieb: „Tous veulent se repatrier vers le grand-duc.“

Daß Männer von conservativer Gesinnung, Personen, welche mit dem damals herrschenden Liberalismus der französischen Revolution nichts gemein hatten, weitblickende, umsichtige Politiker, wie die Grafen Woronzow und Panin und andere Zeitgenossen, von der Ueberzeugung durchdrungen waren, daß zu Rußlands Rettung etwas geschehen müsse, kennzeichnet die Lage.

Im Februar 1801, also wenige Tage vor der Katastrophe Pauls

schrieb der Graf S. N. Woronzow aus Southampton mit sympathischer Tinte an Nowossilzow, welcher sich damals ebenfalls in England befand, u. A. Folgendes: „Sie sagen, man solle eine gewisse uns in hohem Grade interessirende Person nicht zu streng beurtheilen, weil der Zwang, unter welchem sie lebte, ihren Charakter verdorben habe; Sie meinen, man müsse die Hoffnung nicht verlieren, weil dieselbe unsere Energie im Unglück stähle. Dieses mag bis zu einem gewissen Punkt wahr sein, wenn es gewisse Anhaltspunkte dafür gäbe, daß eine Aenderung zu erwarten sei; eine solche Aenderung sei unumgänglich und natürlich, sagen Sie. Wenn aber, trotz einer solchen Nothwendigkeit und Thunlichkeit, diese Aenderung nicht eintritt, so muß es irgend ein Radicalübel geben, welches hinderlich ist. — Was den Zwang anbetrifft, welcher einen gewissen Charakter verdorben hat, so will ich Ihnen, mein lieber Freund, sagen, daß die Stärke oder Schwäche der Seelen mit physischen Körpern verglichen werden kann. Es giebt weiche Körper, ohne Elasticität, welche, zusammengedrückt, sich nicht erheben, wie Papier, Wachs, Blei, Zinn u. dgl. m.; Elfenbein und Stahl brechen entweder oder schnellen in die frühere Lage zurück, wenn sie gebogen, gedrückt werden. Was nun gar die Spannkraft der Luft und des Dampfes betrifft, so wissen Sie besser als ich, daß dieselbe Alles zerstört, was einen allzustrarken Druck ausübt. Dieses ist zu unserem Unglück hier der Fall. Wir haben Gelegenheit gehabt, Wachs und Zinn zu sehen. So ist denn Alles verloren. Mag ich auch mich noch so sehr bemühen Trost in dem Blick in die Zukunft zu suchen; ich weiß keinen zu finden. Es ist, als seien wir, Sie und ich, auf einem Schiffe, dessen Führer und Mannschaft eine uns unverständliche Sprache reden. Ich bin seekrank und kann mich nicht von meinem Lager erheben. Sie theilen mir mit, es habe sich ein Sturm erhoben und das Schiff müsse zu Grunde gehen, weil der Capitän, toll geworden, die Mannschaft mit Schlägen tractire. Die Mannschaft, aus über dreißig Personen bestehend, wagt es nicht, sich den Mißhandlungen zu widersetzen, weil der Führer einen Matrosen schon über Bord geworfen und einen anderen getödtet hat. So muß ich denn erwarten, daß das Schiff untergehen werde; Sie sagen indessen, daß es noch eine Hoffnung auf Rettung gebe, weil der zweite Führer ein vernünftiger und milder junger Mann sei und das Vertrauen der Mannschaft genieße. So beschwöre ich Sie denn, auf das Verdeck zurückzukehren und dem jungen Manne und der Mannschaft vorzustellen, sie sollten doch das Schiff, welches, so wie auch die Ladung, zum Theil Eigenthum des jungen Mannes ist, retten; sie seien dreißig gegen Einen, und es sei lächerlich, sich zu fürchten, von dem tollen Capitän getödtet zu werden, weil sonst binnen kurzer Zeit alle Matrosen und auch der junge Mann von dem Geisteskranken ertränkt werden würden. Sie sagen mir, daß Sie, der Sie die Sprache nicht verstehen, nicht zu den Leuten reden können, daß Sie indessen auf Deck gehen würden, um zu

beobachten, was da oben vorgeht. Sie kehren zu mir zurück, um mir zu melden, daß die Gefahr sich steigere, weil der Berrückte noch immer am Steuer stehe; indessen geben Sie die Hoffnung immer noch nicht auf. Leben Sie wohl! Mein Freund, Sie sind glücklicher als ich; ich hoffe nichts mehr“ (XI. 380—381).

So handelte es sich denn darum, Schiff und Ladung zu retten, indem man den „tollen Capitän“ vom Steuer entfernte und dem „jüngeren Manne“ die Führung des Schiffes überließ. Wie dieses geschehen sollte, war schwer zu sagen. Gewiß ist, daß das, was gleich darauf geschah, das Ergebnis der Verschwörung Pahlens und einiger Offiziere, nicht den Erwartungen S. N. Woronzows entsprach. Ueber die eigentliche Genesis der Katastrophe, welche nun hereinbrach, erfahren wir aus den im Woronzow'schen Archiv aufgefundenen Briefreihen so gut wie nichts. So gewaltsam, wie das Drama sich abspielte, hatten sich die Männer, deren Correspondenzen vorliegen, die Beseitigung des geisteskranken Schiffers nicht gedacht. Es war diesen Männern erspart, an dem Kampfe, welcher sich „auf dem Berdeck“ abspielte, Theil zu nehmen. Namentlich N. P. Panin, welcher, wie man auch aus andern Quellen weiß, auf Mittel der Rettung sann, befand sich im Moment der Katastrophe gar nicht in Petersburg, sondern in der Verbannung auf seinem Gute. Es war die Einsetzung einer Regentschaft, welche Panin geplant hatte. Darüber erfahren wir zufällig Einiges aus ein paar Briefen, welche in der vorliegenden Sammlung abgedruckt worden sind. Wir führen diese Stellen, weil sie ein Streiflicht auf diese Verhältnisse werfen, an. Als Panin, welcher zu Anfang der Regierung Alexanders I. das Vertrauen dieses Monarchen genossen hatte, im Herbst 1801 von den Geschäften entfernt wurde, wiesen Zeitgenossen auf die Ursache der Abneigung des Kaisers gegen Panin hin. Nicolai schrieb, es sei Folgendes bei Panins Entfernung maßgebend gewesen: „Le souvenir du premier projet de la révolution du 12. mars, fabriqué chez lui avec feu Ribas, avait terni entièrement la bonne opinion qu'on avait eue cy-devant du comte Panine. Il est vrai, que son plan ne tendait pas à l'atrocité qui s'est commise, mais les suites incalculables de son projet de régence effrayaient plus que le fait n'a révolté“ (XXII. 119). Ebenso schrieb Kotschubei, Panin's Wiedereintritt in die Geschäfte sei nicht denkbar: „L'Empereur est, à ce que j'ai pu m'en apercevoir, indisposé encore contre lui, relativement à la révolution qui l'a mis sur le trône. C'est Panine, comme vous savez, qui lui a porté la première parole au sujet de la régence; or, l'Empereur pousse ses scrupules jusqu'au point de trouver qu'il était criminel de sa part, à lui Empereur, de songer à cette régence. C'est en vérité cependant une chose que tout homme sensé lui aurait conseillé“ (XVIII. 245—246).

IV.

Erfahren wir aus den Papieren des Woronzow'schen Archivs nichts über die Einzelheiten der Katastrophe selbst, so begegnen uns doch in diesem Quellenmaterial zahlreiche Aeußerungen über dieses Ereigniß. Man war wie in einem Freudenrausche. Die Wirkung der Nachricht von dem Regierungswechsel war eine zauberhafte. Man fühlte sich wie von einem Ranne erlöst; der Druck, welcher unleidlich geworden war, wich wie mit einem Schlage dem Gefühl der Freiheit. Alle hatten in der größten Gefahr geschwebt; jetzt empfanden Alle mit Wonne, daß Rechtsicherheit, persönliche Würde und materielle Existenz wieder gewährleistet waren. Wie ein Alp hatte die Regierung Pauls auf dem Reiche gelastet; jetzt war eine neue Welt angebrochen. Unmittelbar nach der Katastrophe konnte man sich der Freude über den Regierungswechsel um so rückhaltloser hingeben, als man zunächst nicht erfuhr, daß eine verabscheuungswürdige Gewaltthat, ein Verbrechen, man darf sagen, ein Collectivverbrechen dem Leben des Despoten ein Ende gemacht hatte. Erst etwas später hörte man von der Schreckensscene, deren Schauplatz der Palast des Kaisers gewesen war. Keiner der Staatsmänner, deren Correspondenzen uns vorliegen, hatte einen unmittelbaren Antheil an dem Frevel. Ja, es haben Einige derselben ihrer Enttäuschung über das Geschehene Ausdruck gegeben. Allen aber gereichte das Ergebniß der gewaltsamen Beseitigung Pauls zur Genugthuung. Man stand vor einem *fait accompli* und acceptirte dasselbe als eine Wohlthat, welche dem Reiche zu Gute kam. Katharinas Intentionen waren zur Verwirklichung gelangt; es herrschte statt Paul's Alexander. Hören wir, wie einige Zeitgenossen sich über die Thatsache des Thronwechsels äußerten.

Tatitschew schrieb aus Petersburg unmittelbar nach der Ermordung Pauls an seinen Oheim, den Grafen S. N. Woronzow: „Ich theile Ihr Erstaunen und Ihre Freude bei Empfang der Depeschen, welche Sie erhalten. Unser Vaterland, endlich befreit von dem unerträglichen Joch, unter welchem es vier Jahre geseufzt, ist plötzlich genesen und hat einen gütigen, milden Herrscher; es hat einen Würdenträger wiedererworben, welcher dem Reiche so lange mit Auszeichnung und Nutzen gedient hat (Andeutung des unfehlbar zu erwartenden Wiedereintritt's S. N. Woronzows in den Staatsdienst). Die Eile der Abfertigung des Couriers gestattet mir nicht auf die Details des Ereignisses einzugehen; der Träger dieser Zeilen mag Ihre Neugier befriedigen. Es genügt zu sagen, daß uns Allen so zu Muth ist, als seien wir neugeboren. Die Vorstellungen von Gefängnissen, Folterqualen und Proscriptionen sind wie furchtbare Gespenster verschwunden, verflogen, wie ein schwerer Traum. Statt dessen hoffen wir die allgemeine Wohlfahrt und die Sicherheit des Privatlebens wiederhergestellt zu sehen, ein Glück, an welches wir während der furchtbaren Epoche, welche unser Land mit Trauer bedeckte und dessen Reichthumsquellen untergraben hat,

kaum zu denken wagten. Hoffen wir, daß die Wohlthaten der neuen Regierung in kurzer Zeit uns für die zahllosen Schicksalschläge, welche uns in den letzten Jahren betroffen, entschädigen mögen“ (XVIII. 351). Tatitschew fügt hinzu, wie nun von einer Sequestrirung der Güter des Oheims, welche Paul verfügt hatte, nicht mehr die Rede sein und wie er unzweifelhaft sogleich auf seinen Diplomatenposten nach London zurückkehren werde. (352).

Aehnlich schrieb Doctor Rogerson in freudiger Erregung an S. N. Woronzow: „Ich gratulire Ihnen, mein lieber Graf, dazu, daß wir jetzt unseren freundschaftlichen Verkehr wieder aufnehmen können, ohne vor der Spionage und den Denunciationen zittern zu müssen. Das Ereigniß vom 12. März (abgesehen von den Umständen, welche vielleicht nicht zu vermeiden waren, aber doch peinlich wirken) hat eine vollständige Wandlung in den Stimmungen der Menschen und dem Habitus der Dinge bewirkt. Freiheit und Vertrauen sind wieder erstanden“ (XXX. 132). Ebenso schrieb Nicolai: „Daß große Ereigniß vom 12. März, so glücklich einerseits, würde allzuviel Stoff zu Reflexionen geben, als daß ich es unternehmen könnte mich ausführlich darüber auszulassen. Ich erwähne nur der persönlichen Interessen. Ihr Amt und Ihr Vermögen, welche so grausam bedroht erschienen, sind plötzlich gerettet; ich bin entzückt darüber, nicht bloß um Ihretwillen, sondern auch wegen des Gemeinwohls“ (XXII. 107).

Den mit Woronzow innig befreundeten Grafen Sawadowskij hatte die Nachricht von dem Regierungswechsel in der Verbannung auf seinem Gute erreicht. Er, wie manche andere Würdenträger, wurde sogleich an den Hof Alexanders berufen und schrieb von dort aus an Woronzow: „Ich hatte nicht erwartet Rußlands Errettung aus dem furchtbaren Unwetter zu erleben, welches alle Gesellschaftsklassen betroffen hatte; ich rechnete nicht darauf ein Ende der Verfolgung zu sehen, welche sich auch auf meine Person bezog; einem gütigen Geschick danken wir es, den Tagen des Unglücks entronnen zu sein. Es heilen die Wunden früherer Qualen; die Knute und das Beil werden nicht wieder erstehen; es herrscht ein milder und barmherziger Engel über uns. Wir haben erfahren, wie es in der Zeit Zwans des Schrecklichen herging. Du kannst Dir nun die allgemeine Freude vorstellen; wir können Geist und Herz erheben; Niemand fürchtet sich Nüchliches zu denken und zu sagen; das Selbstgefühl ist wieder vorhanden. O lieber Freund, preisen wir die glückliche Zeit und daß unser Lebensabend in diese fällt.“ Weiter bemerkte Sawadowskij, wie die Verbannung seine Gesundheit gefährdet, wie er nie die Newa wiederzusehen gemeint habe, sondern stets gewärtig gewesen sei in's Gefängniß geworfen zu werden u. s. w. (XII. 264.) Der Admiral Tschitshagow schrieb: „Die Stimme der Nation ist kaum fähig der Freude Ausdruck zu geben, welche wir empfinden. Aus den Abgründen wahrer Traurigkeit, in dem wir steckten, sind wir zur höchsten Freude erhoben. Wir kehren

wieder zu den Rechtsordnungen zurück, an welche wir uns unter Katharina gewöhnt haben. Ihr „Geist der Gesetze“ wird unter uns herrschen“ (XIX. 38).

Ueber die Freude, welche bei der Nachricht von der Thronbesteigung Alexanders in Moskau herrschte, schreibt Fürst Wjasemskij u. A.: „Ich fand den Jubelrausch unbegreiflich, aber das ist noch nichts im Vergleich mit dem, was von Petersburg erzählt wird . . . Die Details der Nacht vom 11. auf den 12. sind noch nicht genau bekannt; es wird mancherlei darüber erzählt“ (XIV. 388—389). Ebenso schreibt der Neffe Woronzow, Graf Buturlin, bei Empfang der Nachricht von Pauls Ende: „Breifen wir die Rathschlüsse der Vorsehung!“ und einige Tage später: „Die Freude über die neue Regierung ist allgemein: in der Kathedrale, wo ich den Eid leistete, waren alle entzückt; Alle beglückwünschten und umarmten einander; es war ein unerhörter Freudentaumel“ (XXXII. 296). Aus Kijew schrieb Graf Morkow freudig erregt: „Das große Ereigniß wird in unseren Tagen das Licht des Glücks wieder erstrahlen lassen, welches wir während 35 Jahren genossen“ (XIV. 270; Hinweis auf Katharinas Regierung).

Auch außerhalb Rußlands war die Wirkung der Nachricht von der großen Veränderung, welche sich vollzogen hatte, außerordentlich stark. Alexei Orlow, welcher sich um diese Zeit in Dresden aufhielt, schrieb von dort aus an S. N. Woronzow u. A.: „Ich wünsche Ihnen nach so argen Stürmen und Unwettern, welche unzähligen Menschen Verderben brachten, Gesundheit und Wohlergehen. Durch Gottes Gnade ist ein hohes Gestirn aufgegangen und leuchtet und verkündet den Frühling; viele unglückliche Verkrüppelte, kaum noch Athmende, sind neu aufgelebt und senden ihre Gebete für die glückliche Regierung des neuen Herrschers zu Gott empor. Und wir alle Russen können sagen: nicht ganz hat Gott uns in's Verderben stürzen wollen; noch früher als zu Ostern ist für Rußland und uns die Zeit der Auferstehung angebrochen, und ich wünsche auch Ihnen Glück dazu. Amen.“ Und weiter: „Loben wir den Herrn, daß wir nicht ganz gefressen wurden. Halleluja, Halleluja und abermals Halleluja! Jetzt brauchen Ew. Durchlaucht England nicht zu verlassen . . . Mir ist ein Stein vom Herzen gefallen. Ich fürchtete stets, daß der selige Kaiser meine Tochter wider ihren Willen verheirathen werde. Nun bin ich von dieser nagenden Besorgniß befreit.*) Und ganz Rußland athmet freier. Merkwürdig, es so weit zu treiben, daß selbst die hiesigen Einwohner, Hoch und Niedrig, alle sich unbändig freuten“ (XVII. 29—31).

Auch Kotschubei lebte in Dresden. Sogleich bei der Nachricht von Pauls Ende reiste er nach Petersburg. Ehe er aufbrach, schrieb er an S. N. Woronzow: „Jetzt müssen alle ehrlichen Männer sich zusammenthun,

*) Tschitschagow erwähnt in einem Schreiben an S. N. Woronzow eines derartigen Falles. Die Weigerung einer jungen Dame sich dem Wunsche des Kaisers entsprechend zu verheirathen zog die Verbannung der ganzen Familie nach sich; s. Archiv Woronzows XIX. 27, 28, 30.

sich um den Kaiser Alexander schaaren und Alles aufbieten, um die zahllosen Wunden zu heilen, welche Paul unserem Vaterlande geschlagen hatte.“ Als Kotichubei diese Zeilen schrieb, meinte er, Paul sei am Schlagflusse gestorben. Auf dem Wege nach Petersburg erfuhr er den wahren Sachverhalt und gab in einem Schreiben an S. N. Woronzow aus Königsberg seiner Entrüstung Ausdruck (XIV. 149).

Als die Nachricht von dem Regierungswechsel in Rußland nach London kam, war der ehemalige russische Gesandte, Graf Woronzow dort nicht anwesend: er lebte nach seiner Absetzung in Southampton. Der Gesandtschaftsgeistliche, Smirnow, schrieb ihm am 13. April 1801 um 1 Uhr Nachts: „Ew. Durchlaucht! Ihre Seele kann von aller Sorge ausruhen. Paul I. ist zur ewigen Ruhe eingegangen. Soeben ist der Courier aus Petersburg angelangt . . . Wie bin ich glücklich, daß ich wieder das Glück haben werde mit Ihnen zu sein.“ Morgens 6 Uhr folgt dann ein zweiter Brief: „Wie herrlich, daß Sie wieder in Ihr Amt eingesetzt werden, daß Sie Ihr Recht erlangen . . . Jetzt brauchen wir nicht mehr vor unserm Schatten zu erschrecken.“ Und am folgenden Tage: „Der gute Fürst Castalcicala*) weinte vor Freude, als er von der plötzlichen Veränderung Ihrer Umstände erfuhr“ u. s. w. (XX. 466—468). Castalcicala selbst schrieb an Woronzow, „Mein Freund! welche überraschende Nachricht! Welch ein Trost für mich und die Meinigen, Ihre Verhältnisse so günstig geändert, Sie in ihr Amt wieder eingesetzt zu sehen . . . Welche Freude für uns! Es giebt eine Vorsehung, welche Alles lenkt und früher oder später die Tugend belohnt, die Tugendhaften für ihre Leiden entschädigt. Es ist eine große Veränderung in den europäischen Angelegenheiten. Preisen wir Gott, welcher der Weisheit der Menschen, an welcher es neuerdings fehlte, spottet, und welcher zeigt, daß Alles von ihm allein abhängt“ (XXVII. 295). Ebenso schrieb der ehemalige englische Gesandte in St. Petersburg, Whitworth, welcher vor Kurzem Rußland verlassen hatte und nun in England lebte, an Woronzow: „Empfangen Sie meine aufrichtigsten Glückwünsche. Wie soll ich Ihnen sagen, was ich bei diesem von der Vorsehung geführten Streiche empfinde? Je mehr ich nachsinne, desto mehr danke ich dem Himmel. Jetzt können wir hoffen die gute alte Zeit wieder aufleben zu sehen, wo Rußland und England einig waren. Wir werden Sie wieder auf Ihrem Posten sehen“ u. s. w. (XXIX. 394).

S. N. Woronzow hielt, wie aus einem seiner Schreiben an seinen Bruder hervorgeht, die Beseitigung Pauls für eine Rettung aus der allergrößten Gefahr (X. 97); aber die Gewaltthat als solche erfüllte ihn mit Abscheu, und in einem andern mit Citronensaft geschriebenen Briefe sprach er seine Verwunderung darüber aus, daß Pahlen, der geistige Urheber des Verbrechens, nicht entfernt werde, so wie seine Besorgniß, daß ein solches

*) Neapolitanischer Gesandter in London, mit Woronzow befreundet.

Beispiel schlimme Folgen haben und Rußland verderblich werden könnte: „la Russie est devenue une seconde Perse,“ klagte Woronzow (XI. 395).

V.

Oft und oft gedachten die Staatsmänner, deren Privatcorrespondenzen uns vorliegen, nach der Katastrophe Pauls der Schrecken dieser vierjährigen Regierung. Die Mittheilung einiger Urtheile über diese Epoche und den gewaltjam beseitigten Despoten mag den Beschluß unserer kurzen Skizze bilden. Aus dem Maße der Entrüstung, welche bei derartigen Reminiscenzen zum Ausdruck gelangt, können wir auf das politische Elend Rußlands während dieser Schreckensherrschaft schließen.

Tschitichagow schrieb an Woronzow, Rußland sei während der vier Jahre gleichsam in vier Jahrhunderte der Barbarei zurückgeworfen gewesen (XIX. 63). Kostoptschin klagt darüber, daß Paul nicht den mindesten Widerspruch zu leiden vermocht habe, so daß es mit den allergrößten Schwierigkeiten verbunden war, seine Ansichten auch nur einigermaßen zu beeinflussen (VIII. 287). Kotichubei schrieb: „Wer die letzten Jahre der Regierung Pauls nicht erlebt und nicht gesehen hat, welche Quelle der Unordnung, der Desorganisation, des Chaos diese Zeit gewesen ist, wird nie beurtheilen können, welche Anstrengungen es kostet Alles zu entwirren. Denke ich daran, so muß ich sagen, daß ein anderes Land unfehlbar darüber hätte zu Grunde gehen müssen“ (VIII. 135). In anderen Schreiben kommt Kotichubei auf die „Dummheiten“ zu reden, welche Paul in Betreff der Beziehungen Rußlands zu England gemacht habe und welche nun gutgemacht werden müßten. „Wir bedürfen der Ruhe, um die furchtbaren dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen,“ bemerkt der Graf, und an einer andern Stelle: „Es giebt hier keine Tollhäusler mehr, welche mit England sich überwerfen wollen“ (XVIII. 238, 241). Grimm schrieb an Woronzow, man müsse die schrecklichen Jahre der Regierung Pauls zu vergessen suchen; sie schienen in der Erinnerung wie ein schwerer Traum, wie ein beängstigendes Alpdrücken; kein Tag sei vergangen, ohne daß altem schon vorhandenen Elend noch neues hinzugefügt worden wäre; abgesehen von den unberechenbar schlimmen Folgen verkehrter politischer Maßregeln, welche die Weiterexistenz des Staates in Frage stellten, hätte der Anblick der Verfolgung von Privatleuten niederdrückend gewirkt; es sei um verrückt zu werden gewesen u. s. w. (XX. 386—387). Ebenso bemerkte Nicolai, man habe die ganze Zeit hindurch in der fürchterlichsten Angst geschwebt u. dgl. m. (XXII. 108). Buturlin schrieb an seinen Oheim: „Die ununterbrochene Reihe von Fehlern und Dummheiten, welche in der Geschichte den Namen der jetzt abgeschlossenen Regierung führen wird, hat so tiefe Wurzeln gefaßt, daß ich nicht weiß, wie lange wir noch Rückfälle zu besorgen haben . . . Der öffentliche Geist ist noch inficirt (gangréné). Das Publikum, welches während der Regierung Pauls fort-

während zwischen der Festung und dem Annenorden, zwischen Sibirien und einem Geschenk von Tausenden Leibeigener schwebte, muß sich erst allmählich an Ruhe und Ordnung gewöhnen.“ Und im Jahre 1803: „Die letzte Regierung hat so sehr alle Grundlagen des Staats erschüttert, daß kaum zehn Personen zu finden sind, welche sich etwa für die Besetzung hoher Posten eignen. Alle sind entweder Militärs geworden oder haben sich ganz in das Privatleben zurückgezogen oder sind verstorben an Kopf und Herz.“ Immer wieder klagte Buturlin über die Folgen der Regierung des „feu Paul de turbulente mémoire“ und die „folies du règne de Paul“, welche der Welt eine Probe davon gegeben hätten, wessen die Russen fähig seien u. dgl. m. (XXXII. 325, 360, 364, 368).

Am schärfsten und ausführlichsten hat sich S. N. Woronzow zusammenfassend über die Regierung Pauls ausgelassen. So lange Paul lebte, konnte er, Woronzow, nicht daran denken, seinen Sohn, welcher sich der militärischen Laufbahn widmen wollte, nach Rußland zu senden; es geschah dieses sogleich nach der Thronbesteigung Alexanders (X. 115). Unter „der abscheulichen Regierung Pauls“, schrieb Woronzow an seinen Sohn, seien alle Männer von Ehre und Selbstgefühl genöthigt gewesen, sich vom Militärdienst zurückzuziehen; jetzt könne man dienen, ohne sich der Gefahr muthwilliger Beleidigungen, der Demüthigung, dem Exil und allerlei anderen Placereien auszusetzen (XVII. 69, 106); Woronzow klagt über die Alles verwüstende Sichel Pauls (*la faux dévastatrice de Paul*), über die beispiellose Tyrannei, deren Andenken in der russischen Nation, so lange dieselbe existire, nie ausgelöscht werden würde (X. 152, 157), über die blinde Wuth und Ungerechtigkeit Pauls, welche ihn, Woronzow, leicht um sein ganzes Vermögen hätte bringen können (XVII. 297), über den schädlichen Einfluß der Zeit des „despotischen Paul“ (XIX. 283), über „le règne atroce, qui vient de finir“ (XVII. 29). Wenn Woronzow auch geneigt war, manche Mißgriffe Pauls auf dem Gebiete der auswärtigen Politik dem Einfluß Besborodkos, Rutaisows und Kostoptschins zuzuschreiben (VIII. 288 u. X. 132), so konnte er doch keine Worte finden, um den Abergwitz dieser Regierung gebührend zu geißeln. In einem Manifest Alexanders, welches Panin redigirt hatte, war der Regierung Pauls „glorreichen Andenkens“ erwähnt. In größter Entrüstung schrieb Woronzow in einer scharfen Kritik dieses Manifestes, welche er für den Kaiser Alexander verfaßte, u. A.: „Wie kann Alexander I., welcher kein Kind mehr ist, Urtheil hat und die Tugend hoch hält, nicht einsehen, daß sein Vater das Recht in sein Gegentheil verkehrt, die Finanzen ruinirt, den Handel vernichtet und in seinem unglücklichen Lande einen beispiellosen Despotismus eingeführt habe. Ist denn überhaupt etwas Ruhmreiches in einer solchen Regierungsweise? Bekennt sich nicht ein Souverän, welcher seinen Unterthanen gegenüber dieselbe als eine glorreiche bezeichnet, zu den Grundsätzen derselben? Sagt er damit nicht, daß er auf denselben Wegen zu wandeln gedenke? Ist aber eine

solche Regierungsweise das Gegentheil von ‚glorreichen Andenkens‘, so ist es eine Heuchelei, ein solches Epitheton zu brauchen! Es wäre freilich unziemlich gewesen, wenn der Sohn Schlechtes von seinem Vater geredet hätte; daher genügt es zu sagen: der selige Kaiser, mein Vater“ u. s. w. (X. 280). Ebenso streng urtheilte der Bruder S. N. Woronzow, Graf Alexander Romanowitsch Woronzow, welcher die Würde eines Kanzlers erhielt, in einem für den Kaiser Alexander verfaßten Memoire über die Regierung Pauls: „Viele Institutionen Katharinas wurden vernichtet, die Steuern wurden vermehrt, der Handel wurde durch Exportverbote bedrückt, alle innern Umsätze wurden durch unnöthige Zollplackereien erschwert, kurz es war ein vollständiges Chaos, aus welchem wir durch die Thronbesteigung Alexanders I. befreit wurden“ (XXIX. 460—461).

Indem aber die Woronzows auf das Unheil der Regierung Pauls hinwiesen und darüber klagten, daß Rußland „unter der rohesten und gewaltthätigsten Barbarei geseufzt habe“ (s. d. Schreiben S. N. Woronzows an Nicolai XXII. 531), fanden sie auch eine Erklärung der Ursache dieses Unheils. Nicolai hatte an S. N. Woronzow geschrieben, Pauls Charakter sei eine eigenthümliche Mischung der besten Eigenschaften mit der größten Gewaltthätigkeit gewesen, und diese Neigung zur Brutalität habe je länger je mehr die Ueberhand genommen (XX. 108). Der Graf Woronzow antwortet: „Das ist wahr, aber Sie hätten hinzufügen müssen, daß diese brutalen Instincte sich bis zu völliger Geisteskrankheit gesteigert haben. Pauls Berrücktheit während der letzten acht oder zehn Monate seines Lebens fällt in die Augen. Sein Benehmen anderen Staaten und Souveränen gegenüber beweist, daß sein Geist unnachtet war. So bin ich denn geneigt seine tyrannischen und grausamen Handlungen, welche die letzte Zeit seiner Regierung verdüstern, nicht seinem schlechten Herzen zuzuschreiben. Ich beklage ihn mehr, als daß ich ihn tadele“ u. s. w. (XXII. 532). Ebenso heißt es in einem Schreiben S. N. Woronzows an dessen Bruder: „Ich bin überzeugt, daß der verstorbene Kaiser das Unglück hatte geisteskrank zu sein; ich halte ihn für so wenig zurechnungsfähig wie ein kleines Kind, welches sich und andere mit einem Rasirmesser verwundet, weil es nie zuvor ein solches gesehen oder dessen Gebrauch gekannt hat. Ich besitze Schreiben Panins aus der Zeit, da Paul noch lebte, und hier ist von der Tyrannei, den Abscheulichkeiten und der Berrücktheit Pauls die Rede“ (X. 110). „Panin“ heißt es in einem andern Schreiben, „hielt den Tyrannen für einen Wahnsinnigen“ (X. 280).

Ein zusammenfassendes Urtheil über Paul fällt Rostoptschin in einem Schreiben an S. N. Woronzow, worin es heißt: „Die Geschichte wird ihn nur allzustreng richten; aber ich kann bezeugen, daß dieser Souverän, welcher alle Mittel besaß glorreich zu regieren und angebetet zu werden, selbst keinen Augenblick des Glücks gekostet hat und ebenso unglücklich starb, als er gelebt hatte!“ (VIII. 292).



Eine Erhumirung in Bosnien.

Von

Moriz Hoernes.

— Wien. —

Nur für den Archäologen, dem die Gewohnheit das Gefühl vertheuert, ist es kein düsteres Geschäft, inmitten einer lachenden Landschaft in Schutt und Gräbern zu wühlen und aus „Thiergeripp und Todtenbein“ sich die Welt der Vergangenheit wieder zu erbauen. „Hier duftet Blütenregen, dort qualmt Verwesungsgeruch“ — wem mag da die Wahl schwerfallen? Im Südosten unseres Continents steht es damit ganz anders. Dort fühlt sich der Reisende von den Bildern, die ihm die Oberfläche darbietet, magisch hinabgezogen zu den Gräbern verschollener Generationen. Dort, in der dunklen Tiefe, sucht er den Glanz und das Glück, deren auch diese Erde fähig scheint, und die ihr seit Jahrhunderten abhanden gekommen sind.

In diesen zertretenen Ländern lockt es mehr, unter salbem Laub zu stören, als den kümmerlichen Pflanzenwuchs, den die Sonne unserer Tage bescheint, zu betrachten und aufzurichten. Ein solches Land ist auch Bosnien, wo die Gräberschau mehr Raum beansprucht, als ihr eine glückliche Neuzeit gönnen würde. Von den alten Gräbern Bosniens erzählt jeder Besucher des occupirten Landes, ein Zeugniß, mit wie ernster Mahnung dort das Mittelalter, dem diese Denkmäler angehören, neben den Erscheinungen der Gegenwart dasteht. Nächst ist unter einem jener Monumente eine Entdeckung gemacht worden, die das Nachtstück der Eroberung Bosniens durch die Türken mit einem fahlen Schimmer beleuchtet. Man glaubt, die Leiche des hingerichteten letzten christlichen Königs aufgefunden zu haben, und der Custos des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums, Dr. Ciro Truhelka

ist es, der davon in einem Büchlein „Geschichte und Denkwürdigkeiten von Jaice“ (Sarajevo 1888) nähere Nachricht giebt.

Wie eine reife Frucht ist dieses Land den Türken in den Schooß gefallen, nachdem es alle Stadien der Auflösung durchgemacht hatte. Sein letzter König, Stephan Tomašević (1461—1463), leerte die Reige des bitteren Trunkes, den das Schicksal allen bosniischen Herrschern nacheinander kredenzte. Allein er war keines jener schuldlosen Opfer, die nach kurzem, durch äußeren Glanz verhülltem Beben mit ihrem Haupt die Sünden und Schwächen ihrer Väter gebüßt haben. Das bezeugt noch heute der Guslar, wenn er am Herdfeuer der russigen Bauernhütte vom Königschlosse Bobovac und von dem Vaternörder erzählt, der dort die Krone trug, bis der Racheschrei seiner eigenen Mutter die Türken in's Land zog und ihm den Untergang bereitete. Die Geschichte erzählt seine Strafe etwas anders. Tomašević fiel nicht wegen seiner Blutschuld. Aber alle großen und kleinen Mächte, welche damals um Bosnien geschaart waren, erhoben die Geißel, mit der sie das Land schon lange quälten; und wenn sie auch bisher wenig Schonung geübt hatten, so schienen sie den Vaternörder jetzt mit Skorpionen züchtigen zu wollen. Es half ihm wenig, daß er, der erste und einzige unter den bosniischen Königen, 1461 mit Zustimmung des Papstes und in Gegenwart eines Legaten desselben gekrönt ward. Ja, der Glanz, welcher dadurch auf sein blutbeflecktes Diadem fiel, zog fast unmittelbar den Blitzstrahl des Verderbens auf sein Haupt. Der ungarische Heldenkönig Matthias Corvinus regulirte das Verhältniß des bosniischen Fürsten, den er nach wie vor als einen Vasallen der Stephanskronen betrachtete, in einem Vertrage, der dem Tomašević eine Reihe drückender, zum Theile ganz unerfüllbarer Bedingungen auferlegte. Er sollte Tribut an Ungarn zahlen, feste Plätze abtreten, Heerfolge zusagen und dem türkischen Großherrn den Lehenseid aufkündigen. Der Unselige entschloß sich zu Allem, und das Ende nahte mit Schrecken. Sultan Muhammed rüstete in Adrianopel. Das eilige Gnadebefehl des bedrohten Königs wurde nur scheinbar erhört, um seine Gesandten zu entfernen. Ueber Altserbien fiel das ungeheure Türkenheer im Frühjahr 1463 in Bosnien ein. Das feste Bobovac, welches wohl widerstehn konnte und die Eroberer aufhalten sollte, bis es dem König gelänge, in Jaice eine genügende Streitkraft auf die Beine zu bringen, fiel durch Verrath eines Bogomilen. Die Anhänger dieser Secte hatten sich innerlich von dem Königthume losgesagt, seit dasselbe sich offen in die Arme der römischen Kirche geworfen hatte, und traten nun massenhaft — fast der ganze Adel befand sich unter ihnen — zum Islam über. Fast ohne Schwertstreich wurde das Land erobert. Es war eine Flucht und eine Jagd, kein Krieg. Tomašević, nahe der Landesgrenze, über die er an's Meer enteilten wollte, in Ključ von den verfolgenden Reitern eingeholt, ergab sich gegen Zusicherung des Lebens, wohl nicht ohne eine Ahnung, wie wenig dies bei solchen Gegnern zu bedeuten habe. Auch

mochte sein Gewissen den Vatermörder fragen, ob man ihm einen Schwur zu halten brauche. Leicht fand sich denn auch im Gefolge des Großherrn ein gelehrter Scheich, welcher überzeugend nachwies, daß der dem Gefangenen gewährte Freibrief als null und nichtig zu betrachten sei, womit das Schicksal des Königs besiegelt war.

So ging Bosnien für das Christenthum und den Occident verloren; einige der edelsten Familien, die Pavlovići, Dinjići u. A., hatten im Kampfe, mit dem Königthum zugleich, ihr Ende erreicht. Doch im Ganzen floß bei dieser weltgeschichtlichen Wendung wenig Blut; viel weniger, als früher fast unaufhörlich in kleinen Fehden nutzlos vergossen worden war. Aber an hunderttausend der kräftigsten Einwohner wanderten auf die Sklavemärkte des Ostens, bei 30 000 Jünglinge verstärkten die „neuen Truppen“ (Janitscharen) des Sultans. Die alten Schlösser, in welchen die Könige Bosniens mit ihrem oft so trügerischen Prunk umhergezogen waren und fremde Gesandte empfangen hatten, verfielen dem Untergang, und Bosna Seraj oder Sarajevo (der bosnische Palast, die Palaststadt) galt fortan als bleibendes Centrum dieser osmanischen Provinz. Ein neues Leben war eingezogen, um fortan über 400 Jahre hier zu herrschen.

Der Wechsel, den wir von unserem Standpunkte aus leicht grausam und unglücklich finden mögen, war nicht ohne tiefe innere Berechtigung. Das bosnische Königthum, dessen Leidensgeschichte die Annalen eines Jahrhunderts füllt, war eine Pflanze ohne Licht und Luft, die zudem von den ärgsten Parasiten bedeckt war. Bosnien war zu schwach und zu klein, um als selbständige Vormauer der Christenheit den Türken zu trogen. Seiner ganzen Art nach war und ist es dazu bestimmt, Provinz oder Kronland eines größeren Reichkörpers zu bilden, was es mit einziger (und nicht einmal unbestrittener) Ausnahme dieses Jahrhunderts von 1376—1463 auch immerdar gewesen ist und fürder bleiben wird.

In seinem citirten Büchlein über die Schicksale und Merkwürdigkeiten der Königstadt Jaice untersucht der Entdecker der Königsleiche, Dr. Truhelka die Nachrichten, welche über das düstere Drama der letzten Stunden Stephan Tomasević in den Geschichtsquellen zu finden sind. Sultan Mohammed legte großen Werth auf die Gefangennahme des Königs und entsendete zur Verfolgung desselben 20 000 leichte Reiter unter Mahmud-Pascha. Tomasević schickte seine Gattin Mara mit dem Königsschatze nach Ungarn. Unterwegs wurde sie von dem slavonischen Banus Paul angehalten und beraubt. Den König selbst, der nach dem Verlust von Jaice nur noch Gut und Leben retten wollte, erwartete man in Ragusa. In Ključ an der Sana dachte er einige Tage zu rasten. Einer der Reiterführer Mahmud-Paschas, Omer-Beg Turchanoglu, erschien vor dieser starken Bergveste, wurde jedoch von der Besatzung zurückgetrieben. Der Bosnier Michael Konstantinović aus Ostrovica, der seinen Glauben

abgeschworen und als Janitschar den Zug mitgemacht hatte, berichtet in seiner Chronik, daß ein Bauer den Zufluchtsort des Königs für einen Kuchen ver-
rathen habe. Nun brach das ganze Reiterheer gegen Ključ auf. Aber was ver-
mochte ein noch so starkes Streifcorps ohne schweres Geschütz gegen das unzu-
gängliche Felsenest, das von seinen senkrecht abfallenden Bergwänden trozig
in's grüne Sanathal heruntersah? Eine Einschließung und Aushungerung
derselben paßte nicht in den Plan des Sultans, der den ganzen bos-
nischen Feldzug rasch beendet sehen wollte. So griff man denn zur Hinter-
list — oder wie man das Spiel nennen mag, das mit dem Könige getrieben
wurde. Mahmud-Pascha versprach ihm eidlich im Namen des Sultans
nicht nur die Erhaltung seines Landes, sondern auch den Besitz einer
türkischen Provinz, die ihn den Verlust Bosniens verschmerzen lassen sollte.
Der bethörte Fürst ergab sich und wurde nach Jaice gebracht. Mit den
Versprechungen Mahmud-Paschas fand sich der Sultan dadurch ab, daß
er diesen Würdenträger vorübergehend in Ungnade fallen ließ und von
den Ulema eine Fetwa einholte, welche ihn von der Zusage Mahmud-
Paschas entband, weil er angeblich schon früher selbst einen Schwur ge-
leistet habe, den König, wenn er in seine Gewalt käme, hinrichten zu
lassen.

Ehe Tomašević das Haupt verlor, mußte er noch an alle seine Städte
den Befehl ergehen lassen, sich ohne Widerstand den Türken zu ergeben.
Dann bestellte ihn der Sultan in sein Zelt. Tomašević steckte die schrift-
liche Eideserklärung Mahmud-Paschas zu sich und begab sich vor den
Großherrn. Und nun fangen die Quellen, als ob es an einer Greuelthat
nicht genug wäre, an zu schwanken und berichten Widersprechendes über
die Todesart des letzten bosnischen Königs. In einem türkischen Berichte
(dem Tarichi-diari Bosna des Salih Efendi Hadzi-Huseinović) heißt es,
der Sultan habe mit dem Säbel einige Male versucht, den König zu
köpfen, und als ihm dies nicht gelang, habe er ihn den Henkern über-
geben, welche das Werk vollbrachten. Aehnlich sagt auch in einer kurz
nachher erlassenen Bulle Papst Paul II.: in Bosnien habe „der unersättlich
nach Menschenblut dürstende Mahometes den König, der sich gegen Zu-
sicherung des Lebens ihm ergeben, eigenhändig erwürgt.“ Nach Hammer-
Burgstalls verläßlichen Quellen aber erscheint der oben erwähnte persische
Scheich Ali-Bestami, der an dem Zustandekommen jener Fetwa hervorragenden
Antheil gehabt, als der eigentliche Scharfrichter des Königs; ja, er habe nicht
einmal den Befehl des Sultans abgewartet, um nach dessen Wunsch zu
handeln. Diese Version wird denn auch gegenwärtig allgemein angenommen.
Sie genügt jedoch den im Abendlande herrschenden Vorstellungen von
türkischer Grausamkeit nicht ganz. Darum erzählen italienische Historiker,
der König sei lebend geschunden, hierauf an einen Pfahl gebunden
und den Armbrustschützen als Ziel hingestellt worden. Solche teuflische
Marter war der türkischen Phantasie nicht fremd; hier aber ist sie schlecht

bezeugt, und man ersieht auch keinen rechten Grund zu einer solchen Verschärfung der Todesstrafe.

Ueber den Ort, wo die Hinrichtung stattgefunden, gehen die Nachrichten ebenfalls weit auseinander. Dr. Truhelka nimmt nach guten Zeugnissen Jaice als die Todesstätte des Tomašević in Anspruch. Hier sind auch noch ganz glaubwürdige Sagen über die Bestattung der Königsleiche im Volksmunde erhalten. Der Sultan soll eine Janitscharen-Abtheilung mit dem Leichnam ausgesendet und ihr den Auftrag gegeben haben, eine Stelle zu suchen, die man von der Stadt aus sehen könne, ohne jedoch das Grab selbst zu erblicken. Der Begräbnißzug nahm die Richtung gegen den Berg Hum, und der Sultan blickte demselben nach. Einer der Janitscharen trug eine hohe Fahne, und als nur noch die äußerste Spitze derselben sichtbar war, gab der Sultan ein Zeichen, daß man hier anhalten und den König begraben solle. Diese Erzählung stimmt genau mit der Lage eines Denkmals überein, welches die Anwohner seit Alters her Kraljevski-grob (Königsgrab) zu nennen pflegen. Es ist eine schmucklose ca. 1 m breite und 1,8 m lange Steinplatte, wie deren auf den mittelalterlichen Friedhöfen des Landes tausende und tausende zu finden sind. Sie liegt am rechten Ufer des Brbas, gegenüber dem großartigen Wassersturz, mit welchem die Pliva sich hier in den „Weidenfluß“ ergießt. Nach Norden hin öffnet sich ein fesselnder Ausblick auf das reizvolle „Kaiserfeld“ (Carevo-Polje), während im Südosten die Kalkwände des Berges Hum ansteigen und eine leise Bodenschwellung im Westen das Stadtbild von Jaice dem an der Königsgruft Weilenden entzieht.

Dr. Truhelka ließ die Platte wegwälzen und fand zunächst, beiläufig 80 cm unter der Oberfläche, eine Anzahl Steinblöcke, welche die ganze Länge des Grabes einnahmen. Darunter lag, von den Steinen theilweise zerdrückt, das Skelet mit dem Kopfende nach Westen, mit den Füßen nach Osten gewendet. Doch war der Kopf vom Rumpfe getrennt und auf den Brustkorb gelegt. Die Hände lagen gekreuzt über der Brust. Demnach erscheint es unzweifelhaft, daß hier die Ueberreste eines Hingerichteten beigeseht waren, welcher zudem — da nicht eine Spur von einem Gewande erhalten war — unbekleidet verscharrt worden ist. Nur am unteren Ende des Körpers fand sich ein Rest der Fußfessel und da, wo sich die Hände kreuzten, zwei kleine Silbermünzen Ludwigs des Großen von Ungarn, wie sie während des fünfzehnten Jahrhunderts in Bosnien umliefen. Der Entdecker findet nicht nur diese Umstände, sondern auch das jugendliche Mannesalter und den untersehten Körperbau, welche das Skelet verräth, übereinstimmend mit der Tradition, wonach hier König Stephan Tomašević seiner Urständ entgegenchlummerte. Ja noch mehr. Die Schädelformation zeigt nach dem genannten Historiker eine auffallende Aehnlichkeit mit derjenigen, welche man auf den beiden Bildnissen, die uns von dem letzten Könige Bosniens erhalten sind, beobachten kann. Beide stellen den

unglücklichen Herrscher dar, wie ihm Christus im Traume erscheint. Das eine derselben, welches unstreitig zu seinen Lebzeiten entstand, stammt aus dem bosnischen Kloster Sutiska und befindet sich jetzt in der Stroßmayer-Galerie zu Ugram. Wir finden hier von Malerhand verewigt dasjenige ovale, nach unten spitz zulaufende Gesicht mit vorstehendem Kinn und hoher, schöner, gewölbter Stirn, welches auch der Schädel des Enthaupteten bewahrt hat.

* * *

Für die christlichen Bosnier bedeutet die Auffindung der Leiche ihres letzten Königs kein Unterpfand der Erneuerung ihres autonomen Reiches. Die ganze Wiedererweckung des bosnischen Mittelalters, wie sie seit der Occupation des Landes hauptsächlich durch Urkundenforschung und durch das Studium der massenhaft erhaltenen Grabdenkmäler geschieht, ist eine Art Exhumirung, eine Angelegenheit der Wissenschaft, die mit dem Leben der heutigen Generation nichts mehr zu thun hat. Etwas Anderes war es, als, wie das Volkslied (bei Karadžić „Narodne srpske pjesme“, II. 53) berichtet, die Leiche des letzten Serbenkaisers aufgefunden wurde. Das geschah, der Sage zufolge, vierzig Sommer nach der Amselfelder Schlacht auf eben diesem Felde. Griechische und bulgarische Kaufleute lagerten zur Nacht auf der blutgetränkten Ebene. Ihre Saumthierführer gingen nach Wasser und fanden in einer Quelle das Haupt Lazars, das wohl erhalten, ja strahlend wie ein Mond, im Wasser glänzte. Als sie es herauszogen, schwebte es leuchtend übers Feld dahin und zeigte jenen die Stelle, wo der Leichnam lag, dem er sich auch gleich fest anfügte. Nun begab sich eine große Wallfahrt nach dem Wunderplatze. Dreihundert Kalugeren (Mönche), zwölf Erzbischöfe und vier Patriarchen der morgenländischen Kirche erweisen dem frommen Herrscher die letzte Ehre. In priesterlichen Prunkgewändern, Tiaren auf den Häuptern und „altverfaßte Bücher“ in der Händen lesen sie drei Tage und Nächte die Vigilien. Dann ereignet sich noch ein Wunder, und der Todte äußert seinen Wunsch im Kloster Ravanica, das er sich selbst im Waldgebirge Rudaja erbaut, begraben zu werden. Das geschieht denn auch. Das Kloster besteht noch heute und bildet ein großes Viereck, an dessen Nordostseite sich eine Mauer vom Schlosse Lazars erhebt. Gegenüber liegen die Trümmer des Thurmes, welchen gleichzeitig Lazars Schwiegerjohn, der Mörder Sultan Murads II., Miloš Obilić bewohnte. Das Schloß ist im Jahre 1435 von den Türken zerstört worden, aber die Erinnerung an die nationale Selbständigkeit, an den Glanz und die Größe des serbischen Volkes haben sie nicht austilgen können. Anders stand es in Bosnien, und warum hier die stets anziehende Tradition aus fernen Jahrhunderten in der Brust des Volkes kein Echo weckt, wollen wir zum Schlusse in Kürze darlegen.

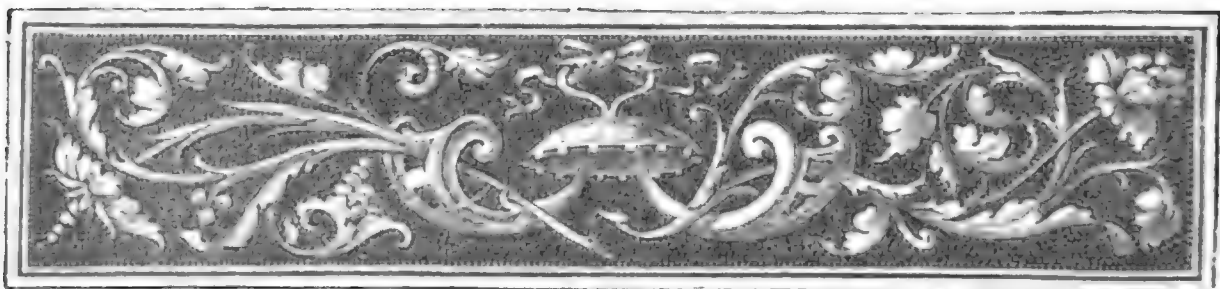
In Ungarn und vor Wien ist, Jahrhunderte nach dem Falle des

bosnischen Königreiches, die Entscheidung ausgefochten worden, welche die Türkenfluth in Europa zurückstaute, und erst in unseren Tagen erhob sich der kleine bosnische Damm wieder aus den Gewässern und lenkt unseren Blick auf die Betrachtung seiner Schicksale. Sie waren fast durchaus traurige, aber man muß diesen Gesamttinhalt als eine Nothwendigkeit ins Auge fassen, um seinen Blick leidlich getröstet zu erheben von diesem Bilde menschlicher Schwäche und Haltlosigkeit. Bosnien ist aufgerieben worden durch die natürlichen Frictionen zwischen den Weltmächten des Orients und des Occidents. Mitten zwischen der griechischen und lateinischen Welt gelegen und den Hauptsitzen beider Mächte, Byzanz und Rom, sehr nahe, war es von jeher ein Tummelplatz eifersüchtiger streitender Glaubensbekenntnisse. Theils in einzelnen Landestheilen dichter geschlossen, theils unter einander vermengt, wie noch heute, saßen die Anhänger der östlichen und der westlichen Kirche, welche beide auf die ausschließliche Herrschaft in diesem Gebiete Anspruch erhoben. Und zwischen Beide drängte sich frühzeitig (schon um die Mitte des XII. Jahrhunderts) eine dritte Lehre, hinter der zwar keine Weltmacht mit ihrem moralischen und physischen Gewichte stand, die aber dafür ihren Gläubigen die meiste persönliche Freiheit gewährte und das Land nach keiner Richtung hin von einer auswärtigen Gewalt abhängig machen wollte. Diese verführerische und verhängnißvolle Glaubensform war das Bogomilenthum, so genannt nach dem Beinamen (Bogomil = Gottlieb) ihres Stifters, des bulgarischen Priesters Jeremias, der im X. Jahrhundert aus seiner Heimat nach Bosnien gekommen sein soll. Seine Botschaft, die er als „wahres Christenthum“ bezeichnete, entband die Gläubigen von vielen drückenden Erdenfesseln, machte sie aber unter dem Gewande einer allgemeinen Niedrigkeit, Milde und Friedfertigkeit untauglich, der Sendung zu genügen, für welche der Mensch auf Erden ringt und strebt. Der Bund der Ehe, der Eidschwur, die öffentliche Gewalt, der Kriegsdienst, das Sammeln von Reichthum — kurz eine Reihe der wichtigsten Pflichten, durch welche die Nationen bestehen, wachsen und blühen, galt unter den Bogomilen als verpönt. Und diese unselige auflösende Form des höchsten, unvertilgbaren geistigen Bedürfnisses der Menschheit sollte den jungen südslavischen Staaten-Bildungen in ihrer Bedrängniß durch Rom und Byzanz zur Seite stehen! Sie sollte die Nationalkirche Bosniens werden. Allein statt, wie man wohl hoffnungsvoll annahm, dem Unheil zu steuern, mußte sie dasselbe nur noch vergrößern und verschlimmern. Das Einzige, was so dem Lande im Mittelalter eigenthümlich ist, sind Formen des Rückschritts und Verfalls, die überall da eintreten, wo der Schwächere neben dem Stärkeren sich zur Geltung bringen und sich seiner Meisterschaft entziehen will. So steht das Bogomilenthum neben den beiden christlichen Kirchen, so der Ungeschmack und die Plumpheit der altbosnischen Steindenkmäler, zu welchen auch dasjenige des Tomašević gehört, neben den stilvollen romanischen und byzantinischen Sculpturen.

Diese innere Zerrissenheit des Landes, diese ohnmächtigen Versuche, sich auswärtigen Einflüssen zu entziehen, arbeiteten jenen Weltmächten verhängnißvoll in die Arme, von welchen die eine ihren Hirtenstab über den Osten des Continents auszustrecken trachtete, während die andere von außen her immer erschütternder an die Pforten Europas pochte. Die orthodoxe Kirche, diese breite Scheidewand zwischen der Kaaba und dem Vatican, neigte sich in ihrer damaligen politischen Verkörperung zum Einsturz; wie hätte das kleine schwankende Bosnien dem Vollzug so großer welthistorischer Entscheidungen sich entgegenstemmen können?

Vergleicht man die Todesarten der drei namhaftesten Herrscher, welche auf der griechisch-slavischen Halbinsel dem Ansturme der Türken erlegen sind, so zeigt sich eine gewisse Stufenfolge, die von tragischer Größe zu kleinlichem Elend abwärts führt. Constantin Paläologus Drakosjes starb eines ritterlichen Todes in der Vertheidigung seiner Hauptstadt. Mit dem Schwerte grub er, wie das neugriechische Volkslied jagt, sich selbst sein Grab, und als ihn die osmanischen Sieger unter Leichenhaufen fanden, wurde er mit fallen Ehren bestattet. Noch flackert am Bosporus das Lämpchen über der Stelle, die man für seine letzte Ruhstatt hält. Das Haupt des gefangenen Serbenkaisers Lazar fiel nach der Schlacht, in der ein Theil seiner Streiter unrühmlich zum Feinde übergegangen war. Auch ihm bewahrt Sage und Lied ein ehrendes Andenken. Der Auszug auf das Amselfeld erscheint in dieser Ueberlieferung als eine Art Todesweihe der christlichen Helden, und ihre Sehnsucht, für den Väterglauben zu sterben, nicht geringer als auf der gegnerischen Seite. Der König Bosniens dagegen, beladen mit dem Fluch des Vaternörders und von seinen Magnaten preisgegeben, suchte sein Heil in feiger Flucht, wurde eingeholt und wie ein Verbrecher hingerichtet. — Hellas, Serbien und Bosnien wurden in unserem Jahrhundert dem Türkenjoch entzogen. Aber während Hellas und Serbien sich mannhaft emporrichteten, erscheinen die bosnischen Wirren der jüngst vergangenen Jahrzehnte wie ein Zerrbild jener Befreiungskämpfe, und eine gerechte Erfüllung hat dem Volke des Tomašević bisher keinen höheren Platz angewiesen, als jene Zwitterstellung, die es heute unter türkischer Souveränität, aber unter österreichisch-ungarischer Verwaltung einnimmt.





Steeple-Chase.

Von

Hans Hermann.

— Breslau. —

Die Hörner hatten zum Rendezvous gerufen, und auf ebener Schneefläche, am Rande einer sogenannten Remise, wie sie das Wild als Zufluchtsort so sehr liebt, war das Jagdfrühstück eingenommen worden. Nun rüstete man sich wieder zum Aufbruch — ein neues Kesseltreiben sollte beginnen.

Es herrschte die heiterste Stimmung. Inmitten der Jagdgesellschaft hielt ein kleiner Schlitten — zwei Damen saßen darin. Ein junger Herr reichte soeben einer derselben die Zügel des aufgeregten schnaubenden Braunen, während ein anderer eifrig bemüht war, die Bärendecke des Schlittens sorgfältig festzuknöpfen.

„Danke, danke, Baron! Wir werden weder herausfallen, noch erfrieren,“ rief eine frische, fröhliche Mädchenstimme. „So lange haben wir nicht Geduld, nicht wahr, Hippos? — Viel Unglück! Auf Wiedersehen heut Abend!“

Mehrere Stimmen versicherten noch, daß das letzte Treiben unstreitig das gelungenste gewesen, und daß so hold kredenzter Punsch zu niegeahnten Thaten begeistern werde. Munteres Lachen, Schellengeläut antworteten — dahin sauste der Schlitten über das winterliche Feld.

Die niedliche Blondine wendete das rosige Gesichtchen zu ihrer die Zügel führenden Begleiterin. „Es ist doch reizend bei Euch auf dem Lande, Lori!“

„Besonders, wenn man eine Freundin besitzt, die den reizenden Einfall hatte, uns mit ihrem lieben Besuch zu erfreuen.“

„Ich mußte Dich doch noch einmal genießen, ehe“ — —

„Aus meiner kleinen Eva eine würdige Frau Assesserin geworden und die goldene Freiheit für immer dahin ist! O, wie kann man ein so kostbares Gut so leichten Herzens hingeben!“

„Weil man eben Denjenigen lieben muß, in dessen Hände man es legt, Lori.“

„Lieben muß? Der Mensch muß nie müssen!“

„Dieses Muß ist aber ein süßes — ich wünschte, Du lerntest es kennen.“

„Dann müßte ich den erst kennen lernen, der mich dazu zwänge.“

„Du wirst ihn kennen lernen! — Lori, Du bist so gefeiert — thue mir den Gefallen und werde glücklich!“

„Das heißt: Heirathe! — Und wen denkst Du Dir, wann ich fragen darf, bei diesem Unternehmen an meine Seite? — Etwa unseren Nachbar, Baron Wackermann, der den ebenso herzlichen als practischen Wunsch hegt, ich möchte ihm seine Gänse stopfen und Abends Sechszundsechzig mit ihm spielen? Eine Maschine im Dienste der Alltäglichkeit . . . Gräßlicher Gedanke! — Oder den jungen Grafen Fliwow, dessen Verliebtheit so zweifellos ist, als seine Natur es zuläßt, d. h. der es „auf Ehre famos“ finden würde, hätte er das Privilegium, mir seinen forschenden „Johann dreh' weiter“ jederzeit — auch ungewichst und unparfümirt — in's Gesicht zu drücken? — Ein Spielzeug, eine Puppe — welch' leeres Dasein! — Oder aber den Massendorfer Millionär, der seiner stereotypen Redensart: Nämlich — ich diente bei den Bonner Husaren, gern noch hinzufügen möchte, Nämlich — meine Frau ist eine geborene Freiin von Soundso? — Ein Paradiesstück, weiter Nichts — erbärmliche Rolle! Oder —“

„Erlaube, daß ich dies Oder ergänze, Lori! Oder vielleicht einen lebenswürdigen, geistig bedeutenden, schneidigen Mann, dem Du mit den reichen Gaben, die Dir die Natur verliehen, als guter Kamerad zur Seite stehen könntest? Einen Mann wie z. B. ein Vetter meines Heinrich, der Name thut nichts zur Sache, einer ist?“

„Gnade, Robert! Ich glaube, Du willst mich am Ende gar unter die Haube bringen, Eva! Glückliche Liebende sollen zwar ein ganz besonderes Vergnügen darin finden, Andere in einen gleichen Hafen zu steuern; aber ich bitte Dich, verzichte mir gegenüber auf Ausübung dieser Passion, ich kündige Dir sonst die Freundschaft! Bei projectirten Heirathen, wo Alles so schön paßt, ist ja kein Funken Romantik, und wenn ich mich überhaupt jemals verlieben sollte, dann müßte Romantik dabei sein, viel Romantik.“

„Ich möchte wissen, wie Du Dir diese Romantik denkst, Lori?“

Lori antwortete nicht — die Peitsche jauchte auf den Rücken des Braunen —

„Sig' fest, Eva!“

Und Hippos flog über einen ziemlich breiten Graben, der leichte Schlitten hinterdrein.

„Mein Gott, Lori, einen so zu erschrecken! Und dort, ein paar Schritte hin, ist eine Brücke!“

„Gnä' Fräul'n machen es immer so,“ brummte hinter der jungen Dame der weißbärtige Kutscher, der sich wunderbarerweise auf seiner Britsche behauptet hatte.

Lori lachte. „Ich nehme jedes Hinderniß an — das gerade liebe ich!“

„Ebenso wie die Romantik?“

„Ebenso! Denn Romantik und Hindernisse sind in meinen Augen identisch.“

„Aha — wo nicht Alles so schön paßt; dort liegt Deine Romantik! Wenn Dein Herz eine wahre Steeple-Chase von Hindernissen vor sich sähe, dann würde es vielleicht in Liebe schlagen lernen.“

Lori blickte in's Weite. „Vielleicht!“ jagte sie träumerisch. „Uebrigens,“ fügte sie hinzu, „hätte ich garnicht gedacht, daß meine Eva in ihrem echt weiblichen Köpfschen weiß, was eine Steeple-Chase ist.“

„O, dergleichen lernt man im Umgang mit Heinrichs Vetter!“

„Ja so, der Vetter! Nun, der ist ja abgethan, ebenso wie die projectirten Heirathen.“ — Damit warf Lori dem Kutscher die Zügel zu, denn der Schlitten war in ein geöffnetes Parkthor eingebogen und hielt vor der Freitreppe von Schloß Roden.

Auf den Stufen stand der Herr desselben in höchsteigener Person. Wer ihn sah, der wurde unwillkürlich an die Reden vergangener Zeiten erinnert, so bedeutend übertraf an Höhe und gewaltigem Gliederbau seine Gestalt die gewöhnlicher Sterblicher. Wie er so dastand, in einen mächtigen Pelz gehüllt, zwischen dessen Kragen und der das Gesicht weit überschattenden Pelzmütze ein langer, grauer Bart hervorquoll, war er eine Erscheinung, mit der man Kinder hätte gruselig machen können.

„Donnerwetter, dampft der Hippos!“ klang jetzt ein tiefer Haß aus Bart und Pelzwerk hervor. „Wohl wieder klogig gepreßt, was?“

„Zu Befehl, Herr Major, klogig! Gnä' Fräul'n machen es immer so,“ erwiderte Franz, der Kutscher, mit großer Promptheit über die junge Herrin hinweg.

„Alter Esel, wozu sitzt Du denn hinten drauf?“ donnerte der Major los, schien aber durchaus keinen Effect damit zu machen, denn das Factotum begann harmlos zu berichten:

„Klogig viel Hasen bis jetzt geschossen, Herr Major — werden so Stück 950 zusammenkommen; — wir haben wieder die beste Jagd im ganzen Kreise.“

„Wird sich auch gehören, Franz — wird sich auch gehören,“ knurrte der Major befriedigt, erboste sich aber sofort wieder: „Die verd Gicht, daß man so Etwas nicht mehr mitmachen kann! Alter Krüppel, der man ist!“

„Halten zu Gnaden, Herr Major — aber wenn wir auch keine Hasen mehr schießen können, ein Krüppel sind wir deswegen noch lange nicht!“ widersprach Franz mit einer Miene, als sei ihm die größte Beleidigung geschehen; und da sich die jungen Mädchen inzwischen aus den Decken herausgewickelt hatten, fuhr er indignirt den Ställen zu. Lori stellte sich auf die äußersten Fußspitzen, um dem Major die Hände auf die Schultern legen zu können, und lächelte zu ihm auf.

„Guten Morgen, Onkelchen.“

„Blitzmädel,“ sagte er, während ihr Köpfchen einen Augenblick zwischen zwei riesigen Pelzhandschuhen verschwand. Dann traten alle Drei in das Portal des Schlosses.

Hier in diesem grauen, ehrwürdigen, recht stillen Gemäuer, dem feudalen Sitze derer von Borst, unter den alten Eichen, die es umstauden, war Lori groß geworden. Als kleines Kind hatte sie der unverheirathete Onkel zu sich genommen, nachdem ihre Mutter, seine einzige Schwester, ihrem früh verstorbenen Gatten gefolgt war. Was die Erziehung der Kleinen anbetraf, so hatten sich bei derselben zwei Parteien gegenüber gestanden: auf der einen Seite der Onkel und sein Factotum Franz, der früher einmal bei ihm Bursche gewesen und später in seine Dienste getreten war; auf der anderen eine Reihe von Gouvernanten, die in Gestalt „geprüfter“ Töchter der deutschen, französischen und englischen Nation in wohlthuernder Abwechslung einander gefolgt waren.

Der Major hatte diese „Berzieherinnen“, wie er sie nannte, immer nur als ein der Gelehrsamkeit wegen nothwendiges Uebel betrachtet. „Verderben Sie mir nur das Mädel nicht,“ das war stets die vornehmste Pflicht gewesen, die er jeder der Damen mit einem argwöhnischen Seitenblick anempfahl, und seine Bestrebungen, ihrem Einfluß auf Lori entgegenzuwirken, hatten auch immer den besten Erfolg gehabt. Nie war die Kleine glücklicher, als wenn sie nach beendeter Lektion der Gouvernante ent schlüpfen und mit Onkel und Franz fahren und reiten konnte, und unerschüttert blieb der Platz, den diese Beiden in ihrem Herzen einnahmen. Als dann die böse Gicht und zunehmendes Gewicht den Major verhinderten, Lori auf ihren Ausflügen zu Pferde zu begleiten, fiel dieses Amt Franz allein zu.

„Das sage ich Dir aber, Kerl — wenn Eins von Euch Beiden den Hals bricht, so brichst Du ihn allemal zuerst!“ So hatte ihm der Major die Verantwortung für seine Nichte übertragen, und Franz war sich derselben vollbewußt, auch jetzt noch, wo Lori, zur jungen Dame herangewachsen, von keinen Gouvernanten-Uhren mehr controllirt wurde und leider noch genau so verwegen war, wie der kleine Wildfang von ehedem. —

Einige Tage nach der Rodener Jagd kutschirte Lori ihre Freundin nach der nahen Bahnstation.

„Also, wenn Heinrich im Frühjahr commissarisch in Bunzelstädt be-

schäftigt ist, schicke ich ihn zu Euch heraus," sagt Eva, als die beiden Mädchen auf dem Perron standen und der heranbrausenden Locomotive entgegenfahen.

„Ja, thue das, Herz! Onkel wird sich sehr freuen, und ich bin ja schon unbeschreiblich neugierig auf den „Herrlichsten von Allen“, der meiner Eva Herr sein wird. — Schicke ihn nur überhaupt, wohin Du irgend kannst, solange es noch geht; denn nach der Hochzeit wird er natürlich das Commando haben wollen, und Du sanfte Taube wirst Dich tyrannisiren lassen.“

Eva erröthete. „Ich habe einen unüberlegten Ausdruck gebraucht, Lori — denke nicht, daß ich im Ernst von „Schicken“ gesprochen hätte. Uebrigens: mein Heinrich ist kein Tyrann — er ist ein so guter Mensch.“

Lori kräufelte spöttisch die Oberlippe; sie dachte an Onkel Boris, dem einmal Jemand mit den Worten charakterisirt worden war: „Er ist ein guter Mensch," und der darauf gebrummt hatte: „Also eine Suse!"

„Um mich zu überraschen hast, Du mir wohl kein Bild von ihm gezeigt?" fragte sie.

„Ja, sein gutes Gesicht verliert durch die photographische Aufnahme; deshalb sollst Du ihn lieber persönlich kennen lernen.“

„Also ein gutes Gesicht hat er auch — es freut mich, daß Du soviel des Guten bekommst, Liebling! — Sei nicht böse! Grüße Deinen Bräutigam einstweilen von mir.“

„Adieu, Lori, — tausend Dank! — Böse bin ich nicht, wünsche Dir aber gute Besserung. Auf Wiedersehen zu meiner Hochzeit!

Eva reichte der Freundin noch einmal die Hand aus dem Coupéfenster, und fort führte sie der Zug der fernen Heimatstadt zu.

* * *

„Freu' Dich, Lady-love, der Frühling kommt, nun beginnen wieder unsere fröhlichen Ritte.“

Lori streichelte lieblosend den schlanken Hals der Fuchsstute; und verständnißinnig sah das schöne Thier mit großen, klugen Augen auf seine Herrin, spitzte die zierlichen Ohren und bechnobberte mit weitgeöffneten Nüstern ein winziges Veilchensträußchen, das Lori in der Hand hielt.

„Halt, das ist Nichts für Dich, Schatz," wehrte das Mädchen, „aber hier hast Du Besseres — das wird schmecken.“ Die Stute nahm geschickt das große Stück Zucker von Loris flacher Hand und nickte dankend; mit dem kleinen Kopfe.

„Adieu, Lady-love“. Lori schloß die Thüre der Vor hinter sich und trat aus dem Stall hinaus in's Freie.

An den Begrändern und Gehölzen des Parks lagen noch Schnee und Eis, aber man merkte es der lieben Sonne an, daß sie die energische Absicht hatte, mit diesen Resten des Winters endgiltig zu räumen.

Lori schlenderte durch die Anlagen, die die Pferdeställe vom Schlosse trennten, eilte die Freitreppe hinauf, durch einen weiten, waidgerecht decorirten Vorjaal und einige mit alterthümlicher Einfachheit ausgestattete Zimmer hindurch und betrat ihr eigenes kleines Heiligthum. Dasselbe bot in der Einrichtung das Bild eines capriciösen Potpourri von Rococo und modernster Eleganz, von feinem mädchenhaften Geschmack und Sportliebhaberei — überall aber blühte und duftete das, was jeden Stil und jede Geschmacksrichtung lieblich kleidet: Blumen.

„Die Fenster auf, die Herzen auf!“ jubelte Lori, die hohen Fensterflügel auseinander stoßend.

„Nun fahr' wohl, Du Winter-Krimskrams!“ und übermüthig warf sie Pinsel, Palette und Farbtuben, die auf einem Schemel lagen, durcheinander, nahm ein halbvollendetes Stilleben von der Staffelei und stellte es mit dem Gesicht gegen die Wand. Dann hob sie eine schwere Portüre und schlüpfte in das anstoßende Gemach. An seinem Tische saß Herr von Borst, einen widerwilligen Gänsekiel — Stahlfedern hielt er für einen Luxus der Neuzeit — in kühnen Schwingungen über das Papier führend.

„Die Ersten, Onkel,“ sagte Lori und legte die Beilchen vor ihn hin.

„Die Ersten, mein Mädels? Nun, hübsch von Dir, daß Du sie mir bringst — aber gehört sich auch, gehört sich auch.“ Der alte Herr erhob sich und strich ihr zärtlich die braunen Löckchen aus der Stirn.

„Weißt Du, Kleine, als ich Dich zu mir nahm, war ich eigentlich fuchswild, daß Du kein Junge warst. Habe mich nun aber so ziemlich damit ausgeföhnt. Manchmal so eine kleine Aufmerksamkeit, das thut Unjereinem doch wohl, und junge Burschen verstehen sich auf so Etwas nicht — hättest auch nicht daran gedacht, mir die kleinen Dinger zu bringen, wenn Du einer wärst. So weit wäre also die Geschichte schon ganz gut, aber“ — und des Majors Stimme, die er bisher gegen alle Gewohnheit gedämpft hatte, schwoll wieder zu ihrem erschreckenden Grollen an — „aber wenn Du nur bei mir bliebest, Du Racker! Ihr Frauenzimmer seid ja Eine wie die Andere: schließlich lauft Ihr doch einem Manne nach.“

„Onkel!“ Lori hatte ihre zierliche Gestalt zur ganzen Höhe aufgerichtet, das Blut war ihr in die Wangen geschossen, und die Augen blitzten vor Entrüstung.

„Onkel, wie kannst Du das von mir erwarten?“ rief sie im Tone innerster Empörung.

„Na, na, fahre nur nicht gleich aus der Haut,“ beruhigte der Major und fügte etwas unsicher hinzu: „Aber würdest Du's wirklich nicht thun?“

„Nein, ganz gewiß nicht!“

„Nun, dann ist's gut, mein Mädels! Du hast mich nie belogen, ich glaube Dir! — Glaube Dir, wie ich nur noch zwei Creaturen in meinem Leben geglaubt habe: die eine war der ‚Comet‘, der beste Gaul, den ich je besaß — der ließ mich bei keiner Tollheit, in keiner Gefahr im Stich,

trug mich freudig durch Dick und Dünn, durch Feuer und Wasser — wenn ich denke —“

„Und die andere Creatur?“ unterbrach ihn Lori lächelnd, „vom Comet weiß ich schon alle Stückchen auswendig — aber die andere Creatur?“

„Das — das war ein Frauenzimmer.“

„Ach, Onkel, erzähle!“

„Unsinn, Kind, laß mich — kann Dir kein sentimentales Geleier vorwimmern, bin zu alt dazu — 's waren auch nur die Weilchen, die mich an sie erinnerten — sie mochte sie gern, bin einmal tagelang umhergepirscht und habe ein Pferd zu Schanden geritten, um ihr die ersten zu bringen, — weiß noch, ging einmal um die jetzige Zeit mit Dir durch den Park, als Du eben erst hergekommen warst — da fandest Du auch das Zeug und kamst jubelnd damit angesprungen — mußte an alte Zeiten denken und Dir einen Kuß geben — glaubt', es war der erste, mit dem ich mich an das Püppchen wagte. Hast mir seitdem jedes Jahr die ersten Weilchen gebracht, Du guter Kerl!

„Nun, was steht Du denn, Mädels, und siehst mich an wie die Kuh das neue Thor?“ fuhr der Major plötzlich auf. „Geh', hol' das Schachbrett — weißt doch, daß wir jetzt unsere Partie spielen!“

Lori kannte ihren Onkel gut genug, um vorläufig ihre Neugier wegen des „Frauenzimmers“ niederzukämpfen.

„Ich gehe schon, Onkelchen!“ Das Diminutiv klang ungemein drollig auf den redenhaften Alten angewendet. „Aber noch einmal“ — sie blickte mit ihren braunen Nehguckern treuherzig zu ihm auf — „Ich bleibe bei Dir — ganz bestimmt — immer!“

„Na, wird sich auch gehören, altes Mädels, wird sich auch gehören,“ brummte der Major und ließ sich, ebenso felsenfest an die Unumstößlichkeit von Loris Versicherung glaubend, wie sie selbst es that, nunmehr ganz beruhigt am Schachisch nieder.

„Uebrigens, Onkel,“ unterbrach Lori, indem sie die Figuren aufstellte, den Gedankenstrich gegenseitiger Befriedigung, „der gute Heinrich wird auch nächstens antreten.“

„Der gute Heinrich?“

„Nun, Du weißt doch — Ewas Bräutigam. Ach, Onkel, ich zweifle nicht an seiner Vorzüglichkeit; aber ich fürchte, dieser gute Mensch mit dem guten Gesicht wird meine Spottlust herausfordern.“

In diesem Augenblick trat der Diener herein und präsentirte zwei Visitenkarten.

„Heinrich von Blauen, Regierungs-Assessor“

las der Major.

„Es ist doch wirklich so! Wenn man vom Wolfe spricht, so kommt er,“ lachte Lori. „Nun aber ernsthaft!“

Das ganze liebliche Mädchenantlitz suchend vor neckischem Uebermuth,

stand Lori dem Eintretenden, den der Onkel mit seinem Gemisch von derber Freundlichkeit und feudaler Würde begrüßte, gegenüber und musterte mit schnellem Blick seine Gestalt. Dieselbe war etwas höher, als sie erwartet hatte, aber schön war der „gute Heinrich“ im Uebrigen wirklich nicht — o nein, da stellte Baronesse Lori Sarneck ganz andere Anforderungen an männliche Schönheit! — Nun, er war einmal Evas Verlobter —

Mit liebenswürdigem Freimuth streckte Lori dem Professor die Hand entgegen: „Ich freue mich, den Bräutigam meiner lieben Freundin kennen zu lernen.“

„Und ich freue mich, die Ehre zu haben, der Freundin meiner lieben Braut gegenüberzustehen,“ er führte die kleine Hand leicht an seine Lippen und lächelte dabei auf Lori herab — sie meinte: geradezu gönnerhaft! Dies Lächeln mißfiel ihr noch mehr, als seine unregelmäßigen Gesichtszüge, die nur ein schwarzer Schnurrbart einigermaßen erträglich machte; aber es war wohl das Natürliche bei einem Bräutigam — er konnte doch andere junge Damen unmöglich anschnachen.

Dann saßen die Drei plaudernd zusammen. Lori wollte viel von Eva wissen. Der Gast gab ihr bereitwilligst Auskunft und sprach dabei mit soviel Verehrung von seiner Braut, wie es ein junger Cavalier nur thun kann. Aber Lori vermistete doch Etwas: ein warmes Aufleuchten in diesen scharfblickenden grauen Augen!

„Haben Sie denn die entzückende Arbeit gesehen, mit der mich Eva erfreut hat?“ fragte sie, um das Thema noch weiter zu spinnen; und als er verneinte, führte sie ihn in ihren kleinen Salon nebenan und wies auf einen kunstvoll gestickten Ofenschirm.

„Sehen Sie, solcher Mühe, solcher Geduldsprobe kann doch nur ein so liebes Geschöpf wie Eva sich unterziehen.“

„Sehr schön,“ erwiderte er; „und Evas reiches Gemüth würde im Stande sein, noch weit größere Opfer zu bringen, als zerstoehene Finger und müde Augen.“ — Die Worte klangen schön, aber kühl, und auf einen warmen Blick wartete Lori noch immer vergebens; viel Herz konnte dieser Mensch nicht haben.

„Warum halten Sie sich keine Vögel wie andere junge Damen, Baronesse?“ unterbrach er, sich im Zimmer umschauend, ihre kurze Reflexion.

„Der Anblick der armen, der Freiheit beraubten Geschöpfe thut mir weh.“

„Ah, Sie haben einen ausgesprochenen Freiheitsdrang.“

„Ja, den habe ich!“

„Es wird einstmals Jemand kommen, der Ihr Herz mit seinem ganzen Freiheitsdrange gefangen nehmen wird.“

Er sagte das mit einer solchen Bestimmtheit, daß es Lori unwillkürlich entchlüpfte: „Wer?“

„Nun, ich natürlich nicht, Baronesse. Sie brauchen nicht so entsetzt vor mir zurückzuweichen.“

Er sah wieder auf sie herab mit jenem freundschaftlich überlegenen Lächeln von vorhin. Sie ärgerte sich darüber und empfand es als thöricht, daß sie es that.

„O, ich fürchte auch durchaus Nichts so Schlimmes von dem Bräutigam meiner Eva,“ sagte sie rasch in scherzendem Ton; „und da ich mir im Voraus gelobt hatte, mich nicht mit ihm zu zanken, so lassen Sie uns schleunigst zu Onkel zurückkehren, denn sonst könnte ich wirklich noch versucht werden, es doch zu thun.“

Draußen summte die Kaffee-Maschine, und Lori begann, mit der ihr eigenen Anmuth die Herren zu bedienen. Das Gespräch wandte sich alsbald dem Sport zu. Lori war erstaunt, wie sachgemäß der Assessor sich auf diesen Gebiet ausdrücken wußte und wie viel „Pferdeverstand“ er verrieth; doch sie erinnerte sich des „Bettlers,“ den Eva erwähnt. — „Dem wird er das wohl nachsprechen,“ dachte sie.

Als passionirte Reiterin, die sie war, betheiligte sie sich lebhaft an der Unterhaltung.

„Vielleicht habe ich einmal den Vorzug, mit Ihnen zu reiten, Baronesse,“ wendete sich der Assessor an sie.

„Kommen Sie mal auf länger, dann können Sie meine Richte begleiten,“ meinte der Major.

„Das würde mir eine ganz besondere Ehre sein, und ich engagire Sie im Voraus zu einem schneidigen Galopp, Baronesse; ich bin nicht pedantisch in Bezug auf den Sitz einer Dame, aber fliegen muß sie, und wer solches Mitgefühl mit gefangenen Vögeln hat, der fliegt gewiß selbst gern.“

„Ja, das thue ich und nehme ihr Engagement an!“ rief Lori übermüthig. Sie wollte diesem Bureau-Menschen schon zeigen, was „Fliegen“ heiße; und sie wußte recht gut, daß sie seine Rücksicht, was Sitz anbetraf, nicht in Anspruch zu nehmen brauchte.

Der Abend war schnell herangekommen. Als das Rollen des Wagens, der den Gast entführte, in der Ferne verklang, saß Lori in Gedanken versunken auf einem kleinen Divan in ihrem Zimmer. Ihre Spottlust hatte der Assessor von Blauen nicht herausgefordert — fest stand: sie hatte sich lange nicht so gut unterhalten, wie heute Nachmittag, aber auch lange nicht soviel im Stillen geärgert. Wie nur Eva behaupten konnte: „Mein Heinrich ist kein Tyrann!“ Lächerlich, der Tyrann sah ihm ja aus den Augen! Es mußte kein Glück sein, ihn zu lieben.

Der Onkel trat herein. „Ein netter, junger Mann,“ sagte er, „schneidig, wie ich's wirklich nicht erwartet hatte; erinnert mich übrigens an Jemand. War wohl aber nur, weil ich just von ihr gesprochen hatte,“ fuhr er rasch fort und begann, unter Vorausschickung einiger Kraftausdrücke, irgend eine „kloßige“ Dummheit des Inspectors zu erörtern.

„Es ritten drei Reiter zum Thore herein,“ declamirte Lori mit komischem Pathos. Sie stand fertig zum Ausreiten am Fenster und deutete mit der Gerte hinaus, wo soeben die Reitknechte drei Herren die Pferde abnahmen.

„In der That,“ meinte der Onkel, „Baron Wackeremann, Goldau und Graf Flihow! Ist wirklich nett von den jungen Leuten, daß sie jede Woche ein paar Mal herkommen, um Whist mit mir alten Kerl zu spielen — na, wird sich aber auch gehören.“

Lori lächelte ein wenig ironisch. Sie hätte kein Weib sein müssen, um nicht zu wissen, daß das Kommen der jungen Herren viel mehr der Nichte als dem Onkel galt, und amüßte sich über die kindliche Unschuld des Letzten. Sie ließ ihm aber seinen holden Wahn.

„Es freut mich, daß Du Gesellschaft haben wirst, während ich fort bin, Onkelchen“, sagte sie, „da kann ich mit gutem Gewissen etwas länger bleiben. Lady-love muß einmal tüchtig galoppirt werden; und nicht wahr, Du verlangst doch nicht, daß ich der Herren wegen meinen Kitt aufgebe?“

„Nein, nein, meinetwegen reite! Können Dich so wie so nicht brauchen beim Whist — bist immer mit Deinen Gedanken anderswo — weißt nicht einmal, was für Trümpfe, geschweige denn, was sonst für Karten heraus sind; machst kalt lächelnd die größten Fehler und verleitest Andere zur Unaufmerksamkeit. Ist immer so bei Euch Frauenzimmern: kein Ernst bei der Sache, kein Ernst! Alles nur Spielerei.“

„Adieu, Onkelchen, adieu!“ rief Lori lachend und war aus dem Zimmer. Der Major brummte ihr mit dem unfreundlichsten Gesicht etwas Freundliches nach und ging seinen Gästen entgegen.

„Freue mich, freue mich! Glücklich angelangt auf Ihrer stroppirten Kreuzspinne, Graf? Fertig mit der Rübensaat, Wackeremann? Wohl wieder eine neue Acquisition, die Sie heute reiten, lieber Goldau?“ begrüßte er sie schallend.

Die Herren warfen suchende Blicke umher, während sie die Zimmer durchschritten und die Fragen beantworteten.

An dem jungen Grafen Flihow war Alles lang und dünn: die Beine, die Arme, der Hals, der Schnurrbart — nur das Haar kurz à la brebis; man konnte sich keine vollendetere Illustration für die Bezeichnung „Windhund“ denken als diesen jungen Mann. Er hatte das Unglück, einen älteren Bruder und zukünftigen Majoratserben zu besitzen, und das Glück, aus dem Rennstall desselben manchmal etwas Abgedanktes geschenkt zu bekommen; ein Umstand, dem er Pferde von seiner eigenen Windhundartigkeit verdankte.

Das ganze Gegentheil des Grafen war Baron Wackeremann, der älteste der drei Herren. Von stämmiger untersehter Figur, Gesicht und Hände gebräunt von der Frühlingssonne, das dunkle Haupt- und Barthaar nicht gerade mustergiltig gepflegt, bot er das Bild eines echten „Krautjunktors“.

Herr Goldau, der „Massendorfer Millionär“ war viel eleganter als der

Baron und nicht ganz so lang wie Graf Flihow. Er war stets à quatre épingles und besaß stets das Neueste in Ehlpisen, Kopfbedeckungen, Reitstöcken und Candaren; besonders diese waren seine Liebhaberei, er brachte darin — wie er meinte, mit cavalleristischem Verständniß — Alles in Anwendung, was aufkam, auch das fürchterlichste Marterwerkzeug. Sein Hauptvergnügen aber war, die Welt alle Augenblicke mit neuen Gängen zu überraschen, ein Amusement, das ihm die Million gestattete.

„Fräulein Nichts befinden sich doch wohl?“ wandte er sich jetzt in vornehmem Lisselton an den Major.

„Danke, ist eben im Begriff, auszureiten.“

Alle Drei sahen enttäuscht aus, der Graf ergriff die Initiative.

„O, dann gestatten mir Herr Major vielleicht den Vorzug, Baronesse Sarnack begleiten zu dürfen,“ bat er feurig, seine lange Gestalt vor lauter Inbrunst schlangenartig windend.

„Jh, ih, mein Lieber, was fällt Ihnen ein?“ Der Major zog die Augenbrauen in die Höhe. „Wollen mir sans façon durch die Lappen gehen! Bleiben Sie nur ruhig hier; spiele nicht gern mit dem Strohmann, und das Mädchel kommt ganz allein wieder.“

Der Graf gab seinen Gliedmaßen einen versammelnden Ruf und warf nicht gerade freundliche Blicke auf den alten Herrn, der dem Diener befahl, den Whisttisch zurecht zu machen, während der Baron vor Schadenfreude lachte und der Millionär lächelte.

Draußen hörte man Pferdegetrappel. Lady-love wurde vorgeführt, und Lori erschien auf der Terrasse. Aufsitzen und mit einigen Galopp- sprüngen zum Parkthor hinaus sein war das Werk von Secunden; der alte Franz trabte hinterdrein.

„Sehr distinguirtes Vergnügen, das Reiten der Damen,“ nieselte Herr Goldau. „Als ich bei den braunen Husaren mein Jahr abdiente“ —

„Vor Allem ist es ein sehr gesundes Vergnügen,“ unterbrach ihn der praktische Baron derb. „Gesundheit ist die Hauptsache im Leben — bei Mensch und Vieh — und besonders —“ „bei meiner zukünftigen Frau,“ wollte er im Gedanken an Lori hinzufügen, brach aber mit einem kräftigen Räuspern ab und begab sich mit den Anderen an den Spieltisch.

Die Herren begannen ihren Whist: der Major voller Behagen, der Baron ungewöhnlich zerstreut, Herr Goldau über einige Complimente für Lori nachdenkend, der Graf innerlich grollend; und nach und nach hüllte sich die Scene in Cigarrenrauch.

Draußen aber war Frühling, die ganze Natur eine sonnige Ahnung.

O, die Wonne, an einem solchen Tage auf edlem Rosse hinauszureiten in's Freie! Lori empfand sie mit jedem Huf-, mit jedem Herzschlage.

Jetzt galoppirte sie über eine Wiese dem Walde zu, und nun war sie mitten in der knospen-schwellenden Pracht des Lenzes, die so frisch und zart grünte und den würzigen Odem erwachenden Lebens ausströmte. In ge-

strecktem Trabe, sich federgleich im Sattel hebend, das Auge sprühend vor Lust, ritt Lori auf dem weichen Waldwege weiter — immer weiter — hinein in den lockenden Frühling.

Da plötzlich hörte sie schnell näher kommende Hufschläge. Franz war das nicht, der war froh, wenn er die vorschriftsmäßige Entfernung innehalten konnte und kam nicht über dieselbe hinaus; auch schien es Lori, als ob der Reiter — denn ein solcher und zwar einer auf einem guten Pferde war es, das hörte sie mit sachkundigem Ohr sofort — auf harter Straße ihr entgegentäme: er konnte also nur auf der Chaussee dahertraben, die in geringer Entfernung den Waldweg überschneidet. Nach wenigen Minuten hatte Lori dieselbe erreicht, und in dem Moment, wo sie aus den Bäumen herauskam, befand sie sich auch dem Reiter gegenüber. Beide parirten unwillkürlich ihre Pferde.

„Ah, Baronessë Lori!“ sagte der Herr, den Hut lüftend.

„Herr Assessor!“ rief die junge Dame erstaunt. „Woher haben Sie den famosen Gaul?“ fügte sie in demselben Athem hinzu, den prächtigen Rapen, der, correct gebaut, den Typus des echten, ausdauernden Jagdpferdes repräsentirte, mit Bewunderung betrachtend.

„Von mir, meine Gnädigste.“

„Pardon, ich wußte nicht, daß Sie sich Pferde hielten.“

„Bitte sehr, es wäre ja kein Charakterfehler, wenn ich es auch nicht wüßte.“ Er sah sie amüsirt an — sie biß sich auf die Lippen.

„Sie reiten spazieren, Herr von Blauen?“

„Jawohl, Baronessë, und da Sie ein Gleiches zu thun scheinen, glaube ich im Sinne meiner Braut zu handeln, wenn ich mir erlaube, Sie zu begleiten und ein wenig Ihren Beschützer zu spielen.“

Das klang wieder unerhört gönnerhaft! „Seit meiner Kindheit ist mir der alte Franz stets genügender Schutz auf meinen Spazierritten gewesen,“ sagte sie, ihre innere Empörung mühsam hinunterkämpfend; „da Sie mir aber Ihre Begleitung im Namen meiner Freundin zu Theil werden lassen wollen, muß ich sie allerdings annehmen und werde mich bei Eva dafür bedanken.“

Er lachte leise. „Wir sind auf neutralem Gebiet, Baronessë, vom Zufall unter Gottes freiem Himmel zusammengeführt; thun Sie Ihren Gefühlen keinen Zwang an und behandeln Sie mich, so schlecht Sie wollen.“

„Sie scheinen schlechte Behandlung sehr zu lieben, daß Sie dieselbe so herausfordern!“

„Ich liebe sie nicht gerade nicht, aber Sie werden begreifen, Baronessë, daß ich durch den Talisman von Evas Liebe gefeit bin gegen die schlechte Behandlung aller anderen Damen — sie kann mich nicht verletzen.“

Lori neigte das Haupt, damit ein überhängender Buchenast nicht ihr Hütchen streife; sie neigte es tiefer als nöthig — so tief, daß eine dunkle Blutwelle in ihr Gesicht stieg.

„Sehr gut! Sie stehen auf dem richtigen Standpunkt,“ entgegnete sie dann heiter, „und zum Lohn dafür will ich Sie daran erinnern, daß Sie mich zu einem schneidigen Galopp engagirten. Die Gelegenheit ist günstig — en avant!“

Sie hatte wohl bemerkt, daß der Rappe ein noch ziemlich rohes, schwieriges Pferd war; wie würde sein Reiter, dessen Haltung sie nachlässig fand und dem sie noch immer nicht viel zutraute, jetzt mit ihm fertig werden? Sie waren an einer weiten, waldumsäumten Wiesenfläche angelangt.

„Sehen Sie jene Waldecke dort drüben?“ fragte Lori, „auf die wollen wir losreiten!“

„Sie belohnen nach meinem Geschmack, Baronesse; aber ich würde es mir auch nicht haben gefallen lassen, wenn Sie mein Engagement vergessen hätten —“

Und schon flogen sie im langen Galopp Seite an Seite über die grüne Fläche. Lori sah, wie heftig das junge, starke Thier dem Reiter in die Zügel pulte; aber er hatte es vollkommen in der Gewalt. Der Galopp wurde zur windenden Pace. Wie eine Schwalbe strich Lady-love über den Erdboden dahin, und Lori saß wie angenagelt. Jetzt hatten sie Kopf an Kopf die Waldecke erreicht — noch einige Sprünge, und es gelang den Reitern, die aufgeregten Renner zu pariren.

„Wirklich ein Prachtferl,“ sagte Lori, auf den Rappen deutend. „Wie heißt er?“

„Greif.“

„Er trägt seinen Namen mit Recht und wird ihm immer mehr Ehre machen lernen unter einem solchen Reiter.“

Lori bereute diese anerkennenden Worte, die ihr unwillkürlich entchlüpf waren, sofort; denn er lächelte dafür herablassender denn je.

„Greif braucht noch tüchtige Arbeit,“ bemerkte er in eben solchem Tone; „aber es ist ein Vergnügen, eine so schöne, stolze Creatur zu zwingen.“

„Sie sind ein Tyrann!“ Es war ihr eine förmliche Erleichterung, ihm dies sagen zu können.

„Darin haben Sie vielleicht Recht, meine Gnädigste,“ versuchte er nicht einmal zu leugnen. „Macht über Andere auszuüben, ist mir ein wonniges Gefühl, und demnach steckt allerdings ein Tyrann in mir. — Auch meine kleine Braut muß ihn mit in den Kauf nehmen, denn er ist entschieden unverbesserlich.“

Leichtthin, wie etwas ganz Selbstverständliches, hatte er diesen Nachsatz ausgesprochen. Lori war starr vor Mitleid für ihre arme Freundin.

„Lady-love ist übrigens auch ein ausgezeichnetes Pferd,“ fuhr er fort; „und Sie, Baronesse, haben einen so idealen Sitz, wie ich ihn kaum einmal bei einer Dame gesehen habe.“

Loris Augen leuchteten auf — warum sollte sie auch das Lob aus dem Munde eines, wie sie jetzt gesehen hatte, brillanten Reiters nicht erfreuen?

„Sie können sich dieses Compliment ruhig von mir gefallen lassen,“ sprach er weiter, „ich als Bräutigam kann ja keinen Hintergedanken dabei haben; und außerdem möchte ich auch noch hinzufügen, daß Sie trotzdem nie ein Rennen gewinnen würden: Sie versammeln den Gaul nicht genug — auch —“

„Bitte, stallmeistern Sie mich nicht, Sie verderben mir den ganzen Mitt!“ unterbrach ihn Lori gereizt. Wollte er sie vielleicht auch in aller Ruhe tyrannisiren? — Lady-love bekam einen Gertenhieb, daß sie wieder in voller Carrière dahinsflog — aber Greif blieb an ihrer Seite.

„Stop — ein Graben!“ rief der Assessor im Commandoton.

Aber jede Ader Loris war Auflehnung — sie fühlte nur Eins: das prickelnde Verlangen, zu probiren, ob dieser Mensch wirklich ein so unverbesserlicher Tyrann und so gefeit gegen alle Kränkung sei, wie er behauptet hatte —

„Nein, vorwärts!“ rief sie trotzig und jagte dem Hinderniß entgegen.

Es war ein breiter, für gewöhnlich trockener, aber im Frühjahr bis zum Rande mit Wasser gefüllter Graben — ein weniger sicheres Pferd und eine weniger verwegene Reiterin würden ihn allerdings kaum hinter sich gebracht haben; Lady-love mit Lori aber flog wie ein Pfeil hinüber.

Greif refüsirte — aber nur Secunden — und vom Reiter bezwungen, jauste er in gewaltigem Sprunge nach.

Drüben hielt Lori. Beider Blicke trafen sich; kühle Mißbilligung lag in den seinen, hochmüthige Verachtung in dem ihren; aber innerlich zitterte sie — sie sah, er war ungebeßert und unverletzt.

Schweigend ritten sie nebeneinander weiter. Die Thürme von Schloß Roden tauchten vor ihnen auf.

„Kommen Sie mit hinein, Herr Assessor? Mein Onkel würde sich über Ihren Besuch freuen,“ sagte Lori kurz.

„Bedaure sehr, Baronesse, nach Hause zurückkehren zu müssen,“ erwiderte er mit vollendeter Höflichkeit und vollendeter Kälte; „und ich bin sicher, Sie werden dies gnädigst entschuldigen, da ich noch den obligaten Brief an meine liebe Braut zu schreiben habe.“

„Allerdings! Bitte, grüßen Sie Eva. Hier trennen sich denn wohl unsere Wege — Adieu!“ — Sie trabte die Allee nach Roden hinein.

Der Assessor sah ihr nach — er hielt noch auf derselben Stelle, als Franz vorüberkam. Der Alte grüßte respectvoll.

„Na, das war wieder eine Zuzerei, Herr Assessor,“ konnte er sich nicht enthalten, vertraulich zu bemerken; „gnä' Fräul'n machen es immer so. Unterthänigst gute Nacht, Herr Assessor!“ Und er beeilte sich, seiner Herrin nachzukommen.

Lori ritt Schritt durch den Park. Die letzten Worte ihres Begleiters

klangen ihr noch in den Ohren . . . Ja richtig, es gab ein unglückseliges Geschöpf, dem dieser Mann mit all' seinen Untugenden gehörte; und sie, Lori, ging es, Gott sei Dank, gar nichts an, wie gräßlich er war! — Aber dennoch, ja gerade deshalb, fühlte sie wieder jenes Verlangen von vornhin, sich ihm zu widersetzen, bis der Tyrann bitten, und der über jede Kränkung Erhabene vor Schmerz traurig blicken gelernt haben würde!

„Klogig gewonnen, Mädels, ganz klogig!“ kam der Major seiner Nichte triumphirend entgegen. „Na, komm' nur zu uns herein.“

Aber die Gäste hatten heute nicht viel von der jungen, reizenden Wirthin — sie war gegen ihre Gewohnheit zerstreut und einsilbig.

* * *

Es war früh am Morgen des anderen Tages, als Lori auf die Terrasse hinaustrat. Sie hatte noch Zeit bis zum Frühstück; der Dunkel pflegte einen langen Schlaf zu thun nach Abenden wie der gestrige.

Auf die Brüstung gelehnt stand sie da, und mit Behagen schweiften ihre Blicke durch das frische Grün des Parks. Da war es, als husche ein dunkler Schatten zwischen den Baumstämmen jenseits des großen Rasenplatzes vorüber. Es war merkwürdig, Lori wußte sofort: Das ist Greif! Und wirklich, jetzt sah sie Roß und Reiter hinter den Gebüsch hervor kommen und in den nach den Ställen führenden Weg einbiegen.

„Wenn es dem Assessor Spaß macht, Roden mit dem grauenden Tage zu überfallen, so muß er sehen, wie er sich einstweilen die Zeit vertreibt,“ dachte sie und schlenderte nach der entgegengesetzten Richtung in den Park.

Sie hatte ihren Lieblingsplatz, eine Bank an einer kleinen Cascade, erreicht, ließ sich nieder und schloß die Augen, wie sie es beim Murmeln des Wassers so gern that.

Da knirschte der Sand und — „Guten Morgen, gnädigste Baronesse,“ sagte eine wohlbekannte Stimme. Aergerlich fuhr Lori empor. „Ah, Herr Assessor,“ erwiderte sie nicht eben freundlich.

„Verzeihen Sie, wenn ich störte.“

„Bitte. — Uebrigens,“ entschlüpfte es ihr spöttlich, „Ihre Berufsgeschäfte müssen höchst angenehmer Natur sein, daß sie Ihnen so ungebundenes Umherstreifen gestatten.“

„Sehr liebenswürdig von Ihnen, Baronesse, über meine Berufsgeschäfte nachzudenken! Dieselben sind allerdings angenehmer Natur, denn sie gestatteten mir vollkommen das Vergnügen, heute Morgen nach Roden herauszureiten, um mich zu erkundigen, wie Ihnen der gestrige Mitt bekommen.“

„Danke — Sport bekommt mir stets gut.“

„Sie sollten aber vorsichtiger dabei sein.“

„So — Sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Assessor, über meinen Sport nachzudenken,“ rächte sie sich; er schien es nicht zu bemerken.

„Es ist einfach meine Pflicht, Ihnen etwas weniger Berwegenheit anzuempfehlen, Baronesse,“ meinte er unbeirrt. „Folgen Sie mir, seien Sie künftighin vorsichtiger!“

„Nein!“

„Ja, versprechen Sie mir's!“

Sie sah ihn an mit gerunzelter Stirn und unmuthig blickenden Augen.

„Selbst mein Onkel würde ein solches Versprechen nicht von mir erhalten — wie kam' ich dazu, es Ihnen zu geben?“

Er lächelte — nicht so wie sonst.

„Sie sind ein kleiner Widerspruchsgeist; aber ich liebe das, finde es sogar reizend.“

Das war wohl auch wieder eins von den zweifelhaften Complimenten, die sie sich von ihm, dem „Bräutigam“ gefallen zu lassen hatte?

„Dann werde ich von jetzt ab zu Allem ‚Ja‘ sagen,“ rief sie aufgebracht.

„Immer noch Widerspruchsgeist und immer noch reizender!“

In Loris innere Entrüstung hinein suchte blickartig ein Gedanke: Wenn er sich am Ende einbildete, sie wolle mit ihm kokettiren? Das sollte ihm vergehen!

Sie wurde kalt wie Eis.

„Es ist mir ungeheuer schätzenswerth, Ihren Beifall gefunden zu haben,“ meinte sie verächtlich; und in leichten Conversationston übergehend, fügte sie hinzu: „Voraussichtlich wird es noch eine Weile dauern, ehe Onkel erscheint: wenn es Ihnen recht ist, zeige ich Ihnen inzwischen den Park, er ist mein Stolz.“

Und nun schritten sie neben einander auf den wohlgepflasterten Wegen, unter prächtigen alten Bäumen, an sammetartigen Rasenflächen dahin, und um sie lachte der Frühlingsmorgen.

Plötzlich unterbrach Lori das sich um gleichgiltige Dinge drehende Gespräch.

„O, die Maiglöckchen!“ rief sie in kindlicher Freude, auf ein Gebüsch deutend, an dessen Rande die kleinen Frühlingskinder in langer Reihe erblüht waren. „Es sind meine Lieblingsblumen, und ich habe schon so oft welche im Park angepflanzt — aber es muß ihnen hier nicht zusagen, denn noch nie gingen sie an — das sind die ersten, die endlich einmal gekommen sind,“ erklärte sie und begann, die duftigen Blüthen zu einem Sträußchen zu sammeln.

Der Onkel bückte sich und half ihr.

„Ich weiß einen Platz im Walde, Baronesse, wo es massenhaft Maiglöckchen giebt — wir wollen einmal zusammen hinreiten.“

„Nein, Herr v. Blauen,“ entgegnete Lori hochmüthig, „ich möchte nicht wieder durch Ermahnungen zur Vorsicht gelangweilt werden.“

„Und doch ist ein vorsichtiger Begleiter ungemein heilsam für Sie, meine Gnädigste.“

„Er würde nicht im Stande sein, mich zu beeinflussen, denn ich nehme nur an, was mir gefällt; Vorsicht aber ist mir ebenso unsympathisch wie vorsichtige Menschen.“

„Gehorsamsten Dank, Baronesse, für die Versicherung, daß ich Ihnen unsympathisch bin!“

Er sagte das wieder so gleichgiltig, daß Lori ein Maiglöckchen mit der Wurzel ausriß; er bückte sich aber nicht mehr und ließ sie allein weiterpflücken — ärgerte er sich doch ein wenig?“

Lori war fertig, sie schritten dem Schlosse zu.

„Am liebsten ritte ich jetzt nach Hause,“ sagte er plötzlich.

Lori lächelte. „Ach, wohl aus demselben Grunde wie gestern: weil Sie obligate Briefe zu schreiben haben?“

„Zu Befehl, Baronesse, aus demselben Grunde wie gestern; d. h. weil ich mir sage: es kann nicht mehr schöner werden.“

Was war das? Lori konnte nicht darüber nachdenken — der Onkel kam ihr entgegen.

„Morgen, Mädel! — Morgen lieber Blauen! Das haben Sie recht gemacht, uns zu überraschen — freut mich klobig, ganz klobig!“ rief der Major gutgelaunt, dem jungen Manne kräftig die Hand schüttelnd.

Lori schritt den Herren voran, um das Frühstück anzuordnen. Dasselbe verlief in fröhlich animirter Stimmung, die von dem Gaste förmlich ausstrahlen schien. Wie amüßant konnte er sein! Was mußte er Alles aus dem geselligen, dem sportlichen und militärischen Leben zu berichten, und mit welchem Humor that er es! — Der Major war entzückt, und Lori, der seit gestern ungewöhnlich ernst zu Muth gewesen war, gewann ihre unbefangene Heiterkeit wieder. Dann begaben sich die Herren in's Rauchzimmer, und Lori nahm einige Stücke Zucker aus der silbernen Dose, um ihren Lieblingen den gewohnten Morgenimbiß zu bringen. Aus der Box streckte ihr Lady-love das feine Köpfchen entgegen und nahm ihn mit Wohlbehagen von der weißen Hand ihrer Herrin.

Dann kamen die übrigen Pferde an die Reihe — jeder bekam einen Vederbiß, eine Liebkoßung. — Da stand auch Greif. „Der geht mich nichts an,“ dachte Lori, „den übrigen Zucker soll Lady-love noch haben.“ Sie schritt den Gang wieder herauf — da erschien in der geöffneten Thür der Assessor.

„Sie hier, Baronesse? Ich wollte nach Greif sehen.“

„Wir haben zuverlässige Leute — er ist gut versorgt.“

„Ich sehe es.“ Er trat hinter Lori in Lady-love's Box.

„Wollen Sie wirklich nicht mit mir in den Wald zu den Maiglöckchen reiten, Baronesse?“

„Ich glaube, Ihnen schon vorhin bemerkt zu haben, daß ich es vorziehe, darauf zu verzichten.“

„Jetzt aber bitte ich Sie!“ — seine Stimme bebte —

„Einerlei — ich thue es nicht.“

„Auch nicht, wenn ich Ihnen sage, daß Ihre abschlägige Antwort wir wehthun würde?“ stieß er hervor.

Lori spielte mit Lade-love's geflochtener Mähne und sah ihn nicht an, als sie nachlässig hinwarf: „Sie müssen sich soeben versprochen oder gescherzt haben, Herr Assessor! Sie, der Tyrann, können doch nicht bitten — und Sie, der gegen die schlechte Behandlung aller Damen Geseite, können sich doch nicht durch mich verletzt fühlen!“ Sie lachte leise.

Schritte näherten sich von draußen — ein Reitknecht kam in dem Stall. Lori wendete sich nach dem Assessor um —

Da stand er, und sein Blick senkte sich in ihre Augen wie gestern, — nachdem sie den Graben genommen; aber wie so anders — so ganz anders!

Dann trat er zurück, gab dem Reitknecht die Weisung zu satteln und verließ den Stall.

Lori sah ihm nach Wie weich, wie leidenschaftlich war so eben seine Bitte zu ihr gedrungen — wie enttäuscht, wie schmerzlich hatte sein Blick sie getroffen, als er ging! — Der Tyrann hatte gebeten, und sie es fertig gebracht, ihn zu kränken — nun hatte sie ihren Willen. Aber es war nicht übermüthiger Triumph, der ihr Herz so freudig schlagen machte, sondern ein imposantes, wunderbar seliges Glücksgefühl — ein Gefühl, das sie zwang, die Arme um Lady-love's schlanken Hals zu schlingen und einen Kuß auf ihr seidiges Fell zu drücken. Da klapperten Pferdehufe auf dem Steinpflaster; es war der gesattelte Greif — er bekam das übrige Stück Zucker nun doch noch.

Einige Minuten später trug er seinen Herrn zum Parkthor hinaus, und Lori kehrte in's Schloß zurück.

Es war am Abend desselben Tages, als ihr der kleine Sohn des Försters gemeldet wurde, der ihr Etwas abzugeben habe.

„Nun, Fritzchen, was bringst Du denn?“ sagte sie freundlich zu dem hübschen Burschen, der mit einem Körbchen am Arme im Vorsaale stand.

„Ein Herr auf einem großen, schwarzen Rappen hat mir das gegeben mit einem schönen Gruß für das gnädige Fräulein,“ entgegnete der Kleine und zog einen prächtigen Strauß von Maiglöckchen aus seinem Korbe.

Lori nahm die Blumen.

„Geh zur Mamsell und laß Dir ein Stück Kuchen geben, Fritzchen,“ nickte sie und stieg in ihr Zimmer hinauf.

Dort drückte sie das heiße Gesicht immer wieder und wieder in die frischen kühlen Blüthen — bis sie endlich daran dachte, sich nach einem Behälter für dieselben umzusehen. Da fiel ihr Blick auf Evas Bild, das auf dem Schreibtische stand — wie gebannt blieb er darauf haften und wurde immer starrer und starrer.

Hatte sie Eva nicht einst durch ihr Benehmen die Worte in den

Mund gelegt: „Wenn Dein Herz eine wahre Steeple-Chase von Hindernissen vor sich sähe, dann würde es vielleicht in Liebe schlagen lernen,“ — und waren sie ihr nicht aus der Seele gesprochen gewesen? Und jetzt — war es ihr nicht plötzlich, als flöge ihr Herz unaufhaltfam einem Verderben bringenden Hinderniß entgegen? — Sollten die Worte, die ihre übermüthigen Empfindungen, ausgedrückt hatten, Wahrheit werden, fürchterliche Wahrheit?

Die Blumen fielen zu Boden — krampfhaft faltete Lori die Hände, und wie in tiefster Seelenangst entrang es sich ihren Lippen: „Gott, bewahre mich davor!“

* * *

Es war eine alte Sitte auf Roden, daß Sonntag Nachmittag „auf's Feld“ gefahren wurde. Pünktlich um fünf Uhr hielt der sogenannte kleine offene Wagen vor der Freitreppe, in dem der Major mit Lori Platz zu nehmen pflegte.

Heute hatte sich die Situation etwas geändert; der Assessor von Blauen war zum Besuch da; er und Lori ritten, und der Major saß allein im Wagen, mit scharfem Blick den Stand der Saaten musternd und sich mit Franz unterhaltend.

„Klogiger Weizen, Franz.“

„Zu Befehl, Herr Major, klogig, ganz klogig, steht wieder am besten bei uns im ganzen Kreise.“

„Wird sich auch gehören, Franz, wird sich auch gehören.“

Seitwärts erhob sich eine Anhöhe.

„Da oben hat man einen hübschen Blick,“ wandte sich der Major an seinen Gast, „sollten sich unser Ländchen noch einmal von dort ansehen, ehe Sie es verlassen. Lori, Du könntest mit dem Herrn Assessor hinaufreiten, auf dem Borwerk treffen wir uns wieder.“

In den Augen des jungen Mannes bligte es auf. „Der kleine Abstecher würde dazu beitragen, mir die Erinnerung an meinen Aufenthalt hier noch lieber zu machen,“ sagte er und blickte fragend auf Lori.

„Wie Du wünschst, Onkel,“ meinte diese gleichgültig. „Bitte, Herr Assessor, wir müssen diesen Feldweg einschlagen.“ Schweigend trabten sie nebeneinander hin. Lori fühlte, daß ihr Begleiter kein Auge von ihr wandte, ihre sonst so ruhige Hand zitterte nervös.

„Sie müssen nun doch noch einmal mit mir reiten, Baronesse,“ begann der junge Mann endlich; „sind Sie böse darüber?“

„Nein,“ entgegnete sie, „ich habe kein Recht dazu; denn abgesehen davon, daß ich Onkels Wunsch ohne Murren zu befolgen habe, sind Sie unser Gast und Ewas Bräutigam.“

„Also nur deshalb, weil ich Ihr Gast und Ewas Bräutigam bin, sind Sie nicht böse?“

„Nur deshalb, was sonst sollte mich daran hindern?“

„Was sonst?“ Er sah sie an — so heiß, so flehend — Lori erbebt vor Wonne und Schmerz — seine Augen hatten ihr verrathen, „was sonst“ sie hindern könnte, ihm zu zürnen: Liebe!

Es schwindelte Lori; sie wußte nicht, wie lange sie wiederum stumm nebeneinander hergeritten waren, als es ihr gelang, die Unterhaltung fortzusetzen.

„Morgen um diese Zeit sind Sie also schon bei Eva — wie wird sie sich über Ihre Rückkehr freuen!“ brachte sie mühsam hervor.

Er zuckte die Achseln und wandte sich ab.

„Werden Sie noch manchmal an mich denken, Baronesse?“ fragte er unvermittelt.

Ein unbeschreibliches Gefühl bittersten Wehs und quälendsten Schuld- bewußtseins, die niedererschmetternde Erkenntniß, daß sie ebenso verdammens- wie beklagenswerth sei, preßten Lori das Herz zusammen; um ihre Fassung war es geschehen und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Baronesse Lori, liebe Baronesse Lori, seien Sie nicht traurig!“ Innige Zärtlichkeit und unterdrückter Jubel klangen wieder in dem Ton seiner Stimme und brachten Lori zur Besinnung.

Groß und fest sah sie ihn an. „Versprechen Sie mir, Eva recht, recht glücklich zu machen,“ sagte sie.

„Das kann ich Ihnen nicht versprechen!“

„Sie können nicht? Warum nicht?“ Sie hatte es ihm zornig, empört in's Gesicht schleudern wollen, aber wie ein Angstruf kamen die Worte über ihre Lippen.

„Warum ich nicht kann, Baronesse? Ich darf es Ihnen nicht sagen — heute nicht.“

„Und ich will es nie wissen — nie, nie,“ — rief sie heftig und brach ab mit einem tiefen Seufzer. — War es nicht, als wäre ein Blitzstrahl zwischen ihnen eingeschlagen, das Innerste ihrer Herzen grell beleuchtend? Sie fühlte, wie er ihre Hand in die seine nahm und einen Kuß darauf drückte; sie fühlte, daß dieser Kuß wie ein Feuerstrom von demselben ausging und durch ihre Adern rann; daß er himmelweit verschieden war von jenem ersten Handkuß, mit dem sie derselbe Mann vor wenig Wochen förmlich wie mit einem Gutentag begrüßt hatte — hastig befreite sie ihre Hand.

„Da sind wir, nun müssen Sie sich die Aussicht ansehen,“ sagte sie tonlos. Sie hielten auf der Anhöhe; um sie her grünte das frühlings- frische Land, über ihnen strahlte die Nachmittagssonne; Greif und Lady- love hatten Freundschaft geschlossen, zärtlich neigten sich ihre Köpfe zusammen. Reiter und Reiterin schwiegen und sahen aneinander vorbei hinaus in's Weite — dann ritten sie langsam den Hügel hinab, Schritt vor Schritt bis zum Vorwerk, als wollten sie in stummem Einverständnis die Zeit ihres Zusammenseins verlängern.

„Das nenne ich einmal vernünftig geritten,“ empfing sie der Major, „kein nasses Haar haben die Pferde!“

„Zu Befehl, Herr Major,“ pflichtete Franz bei, „kein nasses Haar — gnä' Fräuln' machten es noch niemals so“ — und erstaunt schüttelte er den Kopf, während sein Herr lachend meinte: „Sie müßten öfter mit meiner Nichte reiten, lieber Assessor, ich glaube, Sie würden ihr noch Tempo beibringen.“

Wie im Traume hörte Lori, daß der Gast bat, sich schon hier verabschieden zu dürfen, da er in Bunzelstädt vor seiner Abreise noch Verschiedenes zu erledigen habe, hörte, wie ihm der Dufel in warmen Worten Adieu sagte, wie sie selbst ihm Grüße für Eva auftrug und sah ihn davon galoppiren; wie im Traum ritt sie neben dem Wagen her nach Hause, ging auf ihr Zimmer und sank erschöpft in einen Divan. Lange saß sie so, unbeweglich. Dann preßte Lori, die stolze, übermüthige Lori den Kopf in die Kissen und meinte bitterlich.

* * *

Am nächsten Nachmittag hielt eine niedliche Pony-Equipage vor Schloß Roden. Die Kinder einer benachbarten Familie waren gekommen, Tante Lori zu besuchen.

„Tante Lori, Tante Lori!“ jubelten ihre hellen Stimmen durch's Haus.

Lori kam ihnen entgegen; sie sah blaß und abgesspannt aus und war froh, als sie die Kinder am Kaffeetisch untergebracht hatte. Dann ging sie mit ihnen durch den Park.

„Räuber und Prinzessin, Tante Lori!“ drängten die kleinen Quälgeister. „Du willst nicht? — Ach, Du bist heute ganz anders als sonst.“

„Ich habe Kopfwel, Kinder, wollt Ihr nicht allein spielen?“

„Ach nein, das mögen wir nicht, Du mußt mitspielen,“ beharrten sie in kindlicher Rücksichtslosigkeit.

„Oder erzähle uns eine Geschichte,“ rief das älteste kleine Mädchen.

„Ach ja, eine Geschichte, eine Geschichte!“ stimmte der Chor bei.

„Und nachher Räuber und Prinzessin,“ fügte der kleine Walter unbarmherzig hinzu. Lori wurde von ihren Gästen umringt und auf eine Bank niedergezogen. „Nun erzähle!“ erklang das Commando. „Aber eine recht schöne Geschichte, die Geschichte von dem jungen König, weißt Du? Die mögen wir am liebsten von allen, die Du kannst!“

Lori mußte gehorchen. „Es war einmal ein schöner, junger König,“ begann sie. Und sie erzählte weiter von dem prächtigen Schlosse, in dem er gewohnt, von den feurigen Kennern, die er geritten, von den kühnen Thaten, die er vollbracht, und von der bösen Fee, die seine Feindin geworden, weil er ihren Drachen erschlagen. Durch schlimmen Zauberspruch hatte sie all' der Herrlichkeit ein Ende gemacht und den armen, jungen König mit glühenden Ketten festgeschmiedet an seinen Thron. Da hatte er nun ge-

fessen, elend und von all' seinem Hofgesinde verlassen, viele, viele Jahre, bis sich einst eine Maid in den wilden Wald und zu dem verzauberten Schlosse verirrte. Die jammerte der arme König gar sehr — so sehr, daß sie nimmermehr von ihm fortgehen, mit ihren Thränen seine Wunde fühlen und ihm seine Ketten tragen helfen wollte; und als der König zweifelte an soviel Marmherzigkeit, da kniete sie nieder und gelobte mit heiligem Eide, dies Alles für ihn zu thun mit Freuden.

„Und siehe,“ schloß Lori, „da war der böse Zauber gebrochen: klirrend fielen die Ketten — das Schloß erstand in alter Herrlichkeit, und es gab ein glänzendes Hochzeitsfest; denn der befreite, junge König machte die Maid zu seiner Königin.“

Die kleinen Zuhörer waren entzückt von der schönen Geschichte. Lori sah vor sich hin — ihre Lippen bewegten sich leise — „da war der böse Zauber gebrochen, klirrend fielen die Ketten, und der befreite junge König machte die Maid zu seiner Königin,“ wiederholte sie flüsternd. „Wenn es doch noch Märchen gäbe!“

Sie erwachte aus ihren Gedanken —

„Jetzt noch wildern, Tante!“ forderte Walter ungestüm. Aber zu Loris Erleichterung war es für die ihr sonst so lieben kleinen Gäste Zeit geworden, heimzukehren.

„Satteln, Franz!“ befahl sie, als die Ponnequipage davonrollte, und ritt eine Viertelstunde später von dannen. Unwillkürlich schlug sie den Weg von gestern ein — von jenem Gestern, an dem noch alle ihre Gedanken hingen; und zur selben Nachmittagsstunde hielt sie nun wieder auf der grünen Anhöhe — allein.

Nach heute schweiften ihre Blicke in's Land hinaus, aber geistesabwesend, wie aus einer anderen Welt. Geistesabwesend wie aus einer anderen Welt nahm sie auch wahr, daß ein blitzender Punkt sich mit großer Schnelligkeit dem Hügel näherte, daß derselbe immer deutlicher wurde und man schließlich ein schwarzes Roß und einen Reiter in blauer Uniform unterscheiden konnte. Jetzt erbehte der Boden, in langen Sprüngen kam es den Hügel heraufgeflogen und nun tauchte es neben Lori auf: ein Dragoneroffizier auf einem Rappe. Der Rappe aber war Greif, und der Offizier trug die Züge des Assessors von Blauen!

Wie kam er hierher — so — heute, wo er längst fern sein wollte? Lori starrte ihn an wie eine Erscheinung. „Der befreite junge König,“ fuhr es ihr durch den Sinn, so sieghaft, so selig schaute er sie an. Umstrickte sie ein süßer Zauber? Nein, jetzt begann er zu sprechen — weich, innig — das war Wirklichkeit.

„Ich wußte, daß ich Sie hier treffen würde,“ sprach er; „eine innere Stimme sagte mir, die Erinnerung an gestern würde Sie zwingen, heute wieder an diesen Ort zu kommen; daß Sie es gethan, es bestärkt mich in einer süßen Gewißheit — in der süßen Gewißheit, daß —“

Entsetzt öffneten sich ihre Augen weit und groß. — „Doch davon darf ich erst reden, wenn ich Ihnen Alles erklärt, Sie um Verzeihung gebeten habe. Darf ich weitersprechen, Baronesse? Hören Sie?“

Lori nickte mechanisch. Ein Ahnen — sie wußte nicht, bedeutete es Glück oder Unglück — überkam ihre Seele, so mächtig, daß sie keinen Ton hervorbringen konnte.

„Ich bin nicht, der ich schien, Baronesse,“ klangen da seine Worte in ihre auf und nieder wogenden Gefühle. „Nicht der Assessor Heinrich von Blauen, sondern der Lieutenant Runo von Reizenstein.“

„Fräulein Eva's Bräutigam ist mein Vetter, und ich verkehre im Hause seiner Braut. Dort hörte ich viel von Ihnen, Baronesse Lori, und was ich hörte, interessirte mich, denn es ließ auf eine Eigenart schließen, die man im Allgemeinen nicht bei jungen Damen findet. — Es war an einem fröhlichen Abend, bald nachdem Fräulein Eva von einem Besuch bei Ihnen zurückgekehrt war, als diese die Bemerkung machte: „Sie, Herr v. Reizenstein, und meine Freundin Lori wären ein geradezu ideales Paar — ich wünschte, es wäre ihnen möglich, ihre Liebe zu gewinnen.“ Meine thörichte Eitelkeit regte sich sofort —: Warum sollte ich das nicht fertig bringen? fragte ich. „O, bilden Sie sich Nichts ein,“ belehrte mich Fräulein Eva; „Lori in sich verliebt zu machen, das wird sobald Keinem gelingen — und Ihnen jedenfalls nie.“ Nun wollte ich wissen, warum nicht; — denn, Baronesse Lori, es hatten mir schon oft schöne Augen verrathen, daß sie Gefallen an mir fanden — Warum sollte ich in diesem Falle kein Glück haben? meinte ich. „Ganz einfach deshalb,“ erklärte Fräulein Eva, „weil meine romantische Lori durchaus nicht das Alltägliche liebt. So wie ich Lori kenne, würde sie ihr Herz nur dort im Stande sein zu verlieren, wo sich ihrer Neigung Hindernisse entgegenstellten — eine Steeple-Chase wäre grade ihr Fall.“ Das reizte mich noch mehr. „Nun, eine Steeple-Chase könnten wir ja künstlich herstellen,“ rief ich übermüthig; „wie wäre es z. B., gnädiges Fräulein, wenn ich mich als Ihr Bräutigam bei Ihrer Freundin einführte? Würde der Verlobungsring an meinem Finger Hinderniß genug sein, um die Liebe aus dem spröden Herzen hervorzulocken?“

„Baronesse, als ich das sagte, hatte ich noch keine Ahnung von der Heiligkeit, von der Gewalt der Liebe — sonst hätte ich nicht so leichtfertig gesprochen! Fräulein Eva entsetzte sich zunächst, aber ich wußte ihr die ganze Sache als harmlosen Scherz darzustellen, der sich bei Gelegenheit von Blauens Aufenthalt in Bunzelstädt leicht ausführen ließe — schließlich begeisterte sie sich selbst für meine Idee. Ich besuchte meinen Vetter, sobald seine Thätigkeit in Bunzelstädt begonnen hatte und machte an seiner Stelle Visite auf Roden. Das Uebrige wissen Sie, Baronesse. Sie wissen, daß ich anfangs Ihnen gegenüber die kühle, freundschaftliche Rolle des verlobten Bräutigams spielte; Sie müssen bemerkt haben, daß

ich derselben untreu wurde, weil ich nicht anders konnte, Lori! Das Spiel, an dessen ernstem Ausgang wohl Ihre kleine Freundin in liebevoller Absicht, nicht aber ich geglaubt hatte, hörte für mich auf, Spiel zu sein . . . Das Experiment, das ich in frevelhaftem Uebermuth mit einem Mädchenherzen zu machen wähnte, strafte sich an meinem eigenen —“

Er brach ab — unbeweglich hielt Lori neben ihm.

„Baronesse,“ jagte er weich und flehend. „Sie haben ein Recht, mir zu zürnen; aber seien Sie barmherzig: ich habe ja gelitten um Ihetwillen, wie ich nie geglaubt, daß ich um ein Weib leiden würde! Warum warfen Sie nicht früher die Maske von sich? werden Sie fragen, Lori. Es war, weil ich den Vortheil, den ich von ihr hatte, nicht missen mochte, — weil ich nun aus eigener Anschauung wußte, daß grade ein Hinderniß Sie hinriß — und ich wollte Ihre Liebe gewinnen um jeden Preis! Habe ich sie gewonnen, Lori?“

Lori regte sich nicht. Er rang nach Athem.

„Sie haben mich schlecht, ja verächtlich behandelt, Baronesse,“ fuhr er leise fort „aber dennoch wage ich, diese Frage zu thun; ich wage, sie zu thun, Lori, weil es mir trotzdem — o, Sie machen mir's furchtbar schwer, aber ich habe kein Entgegenkommen zu beanspruchen — weil es mir trotzdem schien — gestern auf unserm Ritt hierher“ — sein ganzes Antlitz leuchtete freudig auf — „als ob Ihnen Ihr Herz, Ihr liebes, stolzes, unvernünftiges Herz, wirklich trotz aller Willensstärke aus der Hand gegangen sei — in grader Linie dem Hinderniß entgegen . . . Habe ich recht gehabt, Lori, geliebte Lori?“ sprach er leidenschaftlich weiter. „O, wenn ich Ihnen trübe, traurige Tage bereitet habe, vergeben Sie mir — mein ganzes Leben soll Ihnen dafür geweiht sein! Sagen Sie mir nur das Eine: habe ich Recht gehabt, hat Sie das Hinderniß verleitet zur — Liebe?“ Er beugte sich herab auf die kleine Hand im gelben Wildleder — tief, tief — und küßte sie so ehrfurchtsvoll, so demüthig, wie ein Bittender die Hand seiner Königin.

Da aber wich Lori zurück, als habe ein giftiges Reptil sie berührt. Sterzengrade richtete sie sich im Sattel auf — ihre Augen sprühten —

„O, bravo, mein Herr!“ rief sie mit schneidendem Hohn — „Bravo für die amüante Comödie, die Sie mir vorgespielt haben! Natürlich, Sie waren vollständig überzeugt, daß die alberne, kindische Lori nach Ihrem Gefallen darin mitwirken, daß sie wie Ihre Marionette tanzen würde . . . O, es geht Nichts über dieses Siegesbewußtsein!“ Sie lachte auf. „Es thut mir nur leid, daßselbe etwas dämpfen zu müssen durch die Eröffnung, daß mein Herz auch Steeple-Chases gegenüber wählerisch ist und nicht jede beliebige annimmt! Es ist mir durchaus nicht ‚aus der Hand gegangen‘ — und ich muß sagen, daß mich dies um so mehr freut, da ich jetzt sehe, welch' unwürdiges Ziel es gehabt hätte! Ein Mann, der sich zu Pagenstreichen erniedrigt — hahaha“ —

„Lori,“ unterbrach er sie heftig und vorwurfsvoll, „ich habe gefehlt, aber Abbitte geleistet — Sie sind nicht mehr berechtigt, mich zu beleidigen! Beruhigen Sie sich, ehe Sie weiter reden!“

„O, ich bin ganz ruhig,“ entgegnete sie kalt — „solche Kindereien regen mich nicht auf. Aber merken Sie sich: man spielt nicht ungestraft mit Lori Earned — ich nehme Ihre Abbitte nicht an, und was Sie außer meiner Verzeihung noch von mir zu fordern wagten“ — sie verzog spöttisch den kleinen Mund — „das bleibt Ihnen unerreichbar. Damit ist unsere Unterredung wohl beendet.“

Lady-love machte ein paar Galoppsprünge vorwärts; aber im Nu war Greif neben ihr, die Hand seines Reiters legte sich auf ihren Zügel und zwang sie zum Stillstehen.

„So lasse ich Sie nicht fort, Baronesse! Das darf Ihr letztes Wort nicht sein, Sie werden sich erst besinnen!“ — streng und befehlend wie zu einem unartigen Kinde sprach er zu ihr.

„Ich habe mich nicht mehr zu besinnen!“ rief Lori von Neuem außer sich. „Lassen Sie meinen Zügel los!“

„Nein.“

„Ah“ — hoch auf bäumten sich beide Pferde, ein Hieb sauste durch die Luft — herab auf die fremde Hand, die mit festem Griff Lady-love's Zügel hielt . . . Dann flog Lori den Hügel hinunter auf schmalem Pfade zwischen einem tiefen Steinbruch und dichtem Gestrüpp dahin. Halsbrecherisch sah es aus, in Fegen riß das Kleid der Reiterin, aber weiter ging es, hinab, querfeldein.

Lori wußte nicht, wie lange sie so dahingejagt, als sie sich endlich an der nach Roden hineinführenden Allee wiederfand. Aber was war das? — Hielt da nicht abermals der Dragoner?

Wahrhaftig! — Und nun galoppierte er noch einmal neben ihr — Sekundenlang.

„Das war zuviel, Baronesse! Für jenen Schlag habe ich Genugthuung zu fordern,“ drang seine Stimme grollend in verhaltenem Zorn an ihr Ohr; „ich will sie mir nicht erzwingen — aber Sie sollen und werden mir dieselbe geben früher oder später: freiwillig. Auch ich liebe die Steeple-Chase, und ich sage Ihnen, der Moment wird kommen, da ich auf Ihren Troß wie auf ein genommenes Hinderniß zurückblicken werde! Bis dahin bleiben Sie in meiner Schuld . . . Leben Sie wohl!“ — Er war von ihrer Seite verschwunden.

Lori sprengte durch den Park, sprang vom Pferde und stürmte in das Zimmer des Onkels. Alle Heftigkeit ihres Temperaments, die in den letzten Wochen von nie gekannten, widerstrebenden Gefühlen niedergezwungen worden war, kam jetzt um so entfesselter zum Durchbruch.

„Onkel,“ rief sie nervös lachend, „es ist doch zu drollig! Eben habe ich den Messor getroffen — und denke Dir, er ist gar nicht der Messor

von Blauen, sondern dessen Vetter, der Dragonerlieutenant von Reizenstein, folglich auch nicht Evas Bräutigam, sondern — o, es ist zum Todtlachen!”

Der Onkel sah sie verdutzt an — er brauchte eine ganze Weile, um sich aus dieser Rede einen Vers zu machen.

„Aber das ist ja ein ganz famosor Spaß,“ meinte er harmlos, als ihm dies endlich gelungen. „Der Herr Assessor liebt es jedenfalls nicht, sich in fremde Häuser einzuführen, und da hat der flotte Vetter seine Rolle übernommen — echte frische Jugendeserei das — hätte ich auch gethan, einstmals. Und von Reizenstein, sagst Du? Weißt Du vielleicht, ob seine Mutter eine geborene von Gilje war?“

„Nein, soweit bin ich in seine Familien-Verhältnisse nicht eingedrungen.“

„Wird aber schon so sein, wird schon so sein“ — der Major rieb sich nachdenklich die Hände — „daher die Aehnlichkeit, die mich frappirte! Mädel, daß mir das Schicksal den in den Weg geführt hat, freut mich sehr — sehr. Warum hast Du ihn eigentlich nicht mit hereingebracht?“

„Mit hereingebracht?“ rief Lori bebend. „Und Du findest diesen Scherz wirklich so famos, Onkel?“

„Ja, warum denn nicht? Begreife gar nicht, wie Du Dich so darüber empören kannst! Mir ist von den jungen Männern der Lieutenant von Reizenstein viel lieber, als der Assessor von Blauen — hoffe, daß er noch öfter in unser Haus kommt, werde ihn das gelegentlich wissen lassen.“

„Ich bitte Dich, Onkel, dies nicht zu thun. Ich fasse diesen sogenannten ‚famosen Spaß‘ durchaus nicht so harmlos auf wie Du; ich halte ihn für eine höchst unziemliche Neckheit und würde das Haus verlassen, welches der Lieutenant von Reizenstein betritt!“ erklärte Lori heftig.

„Was fällt Dir ein, Mädel? Was ist das wieder für ein frauenzimmerliche Verdrehtheit?“

Der Major begann mit großen Schritten das Zimmer zu durchmessen, was immer ein Zeichen seiner Unzufriedenheit war. Lori näherte sich ihm und legte den Arm um seinen Hals.

„Es ist keine frauenzimmerliche Verdrehtheit, Onkel, sondern mein heiliger Ernst,“ sagte sie etwas sanfter. „Erlaß mir die nähere Erklärung und erfülle meine Bitte, den Lieutenant von Reizenstein nie wieder zu einer Annäherung zu ermuthigen.“

Der Major brummte etwas Unverständliches, aber Lori wußte, daß er ihren Wunsch berücksichtigen werde. Sie nahm ihr zerrissenes Kleid zusammen und verließ ihn.

„Gnä' Fräul'n haben es zwar immer toll gemacht, aber so doch noch nie,“ versicherte der alte Franz, als er eine halbe Stunde nach Lori zu Hause ankam.

Diese aber weinte heute nicht in die Kissen, als sie allein war.

Energisch klingelte sie der Jungfer, ließ sich beim Umkleiden helfen und ging hinab in's Eßzimmer, um den Thee zu bereiten. Der Onkel fand, daß seine Nichte lange nicht so lustig gewesen sei, wie an diesem Abend.

* * *

Eva war lange verheirathet.

„Es thut mir leid,“ hatte Lori auf ihre wiederholten, dringenden Einladungen zur Hochzeit erwidert, „daß Du mich so wenig gekannt hast, um Dir einen günstigen Erfolg von diesem tactlosen Scherz zu versprechen; ich will ihn Dir verzeihen, aber entschuldige dafür, wenn ich nicht zu Deiner Hochzeit komme.“ Und Eva, welche die begangene Unbesonnenheit schon oft bereut hatte, mußte sich damit zufrieden geben; das freundschaftliche Band zwischen den beiden jungen Damen war indessen merklich gelockert.

Die Eichen im Park zu Roden begannen sich bunt zu färben. Gesenkten Hauptes schritt Lori unter ihnen hin. Jetzt blieb sie stehen und wandte sich um; am entgegengesetzten Ende der Allee verschwand soeben eine Gestalt in blauer Uniform — Lori lächelte mitleidig und schritt weiter.

Ein gelbes Blatt sank vor ihr zur Erde nieder.

„Ja, es wird Herbst,“ dachte sie, „zum zweiten Male Herbst seit — jenem Frühling.“

„Der gnädige Herr lassen das gnädige Fräulein auf die Terrasse bitten,“ kam ihr nach einer Weile der Diener entgegen. Lori folgte ihm.

„Du hast ihm einen Korb gegeben?“ redete sie der Major an, als sie neben ihm stand.

„Ja, Onkel, ich habe ihm einen Korb gegeben, obgleich er seine schöne Uniform angezogen, neue Pferde angespannt und das beste Geschirr aufgelegt hatte, damit ich nur ja nicht vergessen solle, daß er „nämlich Reserve-Offizier von den Bonner Husaren“ und der Massendorfer Millionär sei.“

„Wußte, daß Du ihn nicht leiden möchtest,“ meinte der Onkel befreidigt.

„Ich habe Dir ja auch versprochen, bei Dir zu bleiben.“

„Bist ein gutes Mädel.“

Lori vergrub die Hand in die bunten Blätter des wilden Weins, der das Geländer umrahmte, — ihre Gedanken schienen weiter zu schweifen.

Das frische Gesichtchen war bleicher und schmaler geworden, die dunklen Augen größer. „Sie hat eingelegt,“ fanden die Damen — „Wie interessant sie geworden ist!“ bewunderten die Herren.

Der Major beobachtete sie scharf — dann räusperte er sich umständlich.

„Was ich eben sagte,“ begann er, „bist ein gutes Mädel, daß Du bei mir bleiben willst! Aber“ — er räusperte sich wieder vernehmlich — „verdreht seid Ihr Weibsleute doch — sollst meinetswegen kein Opfer

bringen! Siehst mir gar nicht mehr so frisch und munter aus wie sonst — weiß, daß der Millionär nicht nach Deinem Geschmack war, ist Dir aber vielleicht schwer geworden, damals dem Grafen den Laufpaß zu geben — oder hast eine stille Neigung zu unserem Nachbar Wackermann? — Nun, der Graf ist leicht wieder zu beschaffen, und Wackermann toggenburgert ja noch immerfort um Dich herum — wenn's das ist, das kann ja Alles gut werden! Sieh mich nur nicht so entsetzt an, Kind — meine nur, will Deiner Liebe kein Hinderniß in den Weg legen — sollst meinetwegen nicht unglücklich sein, Dich in Sehnsucht nach irgend Jemand verzehren —“

„Um Gottes willen, Onkel“ — Lori war purpurroth geworden — „was denkst Du von mir? Ich habe gar keine Liebe, bin nicht unglücklich und verzehre mich nach Niemand in Sehnsucht!“

Sie war fieberhaft erregt, wie jetzt öfters, und der Onkel wußte in solchen Fällen nie recht, was er sagen und thun sollte.

„Wird sich auch gehören — wird sich auch gehören,“ flüsterte er sich zu, seine Lieblings-Redensart — und es entstand eine Pause.

„Werden jetzt Abwechslung bekommen durch die Einquartierung,“ fing der Major endlich wieder an.

„Die wievielten Dragoner sind es?“ fragte Lori.

„Die xten. Denke, der Fourier wird heute noch kommen.“

Lori zerquetschte nervös eine Weinranke zwischen den Fingern.

Abermals Stillschweigen.

Da hörte man Hufschläge — zwischen den Bäumen blitzte es auf — ein Dragoneroffizier hielt vor der Rampe.

Lori sah wie durch einen Nebel, daß er vom Pferde sprang und dasselbe dem herbeieilenden Reitknecht übergab; es war ein prächtiger Rappe — sie kannte ihn sehr wohl. Auch die Gestalt des Reiters — sein Gesicht konnte sie nicht sehen — kam ihr bekannt vor. Krampfhaft stützte sie sich auf die Brüstung und sah starr vor sich hin. Sie hörte nicht, was der Onkel sprach, sie hörte nur das Näherkommen sporenklingender Schritte. Jetzt kamen sie die Stufen herauf . . . Aber so begrüßte der Onkel keinen Bekannten; war es nicht ein fremder Name, eine fremde Stimme, die sie vernahm? Sie blickte auf und — eine Centnerlast fiel von ihrem Herzen, und dennoch zuckte es schmerzlich zusammen! — sah in ein fremdes Gesicht.

Augenblicklich hatte sie ihre Fassung wiedergewonnen und begrüßte mit lebenswürdiger Gewandtheit den Gast.

Ein lebhaftes Gespräch über die Einquartierung, das Manöver und allerlei Cavalleristisches entspann sich sofort zwischen dem Major und dem Fourier-Offizier.

„Uebrigens, mein lieber Herr Lieutenant,“ bemerkte der Erste im Laufe desselben, „Ihren Gaul muß ich schon gesehen haben, woher haben Sie ihn?“

„Ich kaufte ihn von meinem Kameraden Reizenstein, als er auf Reitschule ging,“ antwortete der Gefragte.

„Ah,“ machte der Major, sehr interessiert — „Reizenstein! richtig, nun weiß ich wo ich den Klappen hinthun soll.“ Er lachte, und Lori sah ihm die Lust an, Reizensteins Regimentskameraden den „famosen Spaß“ von dem Pseudo-Assessor zum Besten zu geben. Ein bittender Blick aus ihren Augen traf ihn, den der Major höchst harmlos mit einem: „Na, aber warum denn nicht, Mädel?“ beantwortete. Indessen ließ er sich doch von seiner Erzählung abhalten und sagte nur: „Habe das Vergnügen, Ihren Kameraden zu kennen — wie geht es ihm? Muß sagen, ist mir sehr sympathisch.“

„Und Herr Major haben ganz Recht darin,“ entgegnete der junge Offizier warm. „Reizenstein ist ein hervorragend begabter und vornehmer Mensch; er ist jetzt, wie gesagt, auf Reitschule commandirt, und ich freue mich, Ihnen mittheilen zu können, daß es ihm dort in jeder Beziehung gut geht: im Dienst sowohl wie“ — er lächelte — „in seinen Privat-Angelegenheiten. Jedenfalls wird er sich nächstens mit der schönen Tochter einer der reichsten Familien N.'s verloben.“

„Ach was,“ rief der Major vergnügt — „freut mich, freut mich außerordentlich für den jungen Mann.“

Lori, die bis jetzt ziemlich theilnahmlos dageessen, fing nun an, sich in die Unterhaltung zu mischen. Sie that dies mit soviel heiterer Laune, war so reich an drolligen Einfällen und sah so reizend dabei aus, daß die Blicke des Lieutenants immer bewundernd an ihr hingen und mit sichtlicher Freude die Aufforderung des Majors, bis morgen zu bleiben, annahm.

Es wurde kühl, man mußte in's Schloß zurückkehren.

Lori gab vor, noch eine Promenade durch den Park machen zu wollen und ließ die Herren vorangehen.

Sie ging aber nicht in den Park, sondern nach dem Stall. Niemand von den Leuten war darin. Hastig, als beginge sie etwas Unrechtes, huschte Lori an Lady-love's Boy vorbei zu dem Stande, in welchen man den fremden Klappen untergebracht hatte.

„Greif,“ flüsterte sie und trat zu dem schönen Thier.

Er wandte den Kopf nach ihr — „Weißt Du noch?“ fragten seine Augen. Zärtlich streichelte Lori das glänzend schwarze Fell — „Er hat Dich verkauft,“ schluchzte sie leise, „er will nichts mehr wissen von uns. Natürlich,“ fügte sie bitter hinzu.

Ein leichtes Geräusch wurde vernehmbar; Lori bemerkte es nicht — die Gestalt, die eine halbe Minute lang im Rahmen der Thür erschienen war, verschwand wieder: es war Greifs jetziger Herr gewesen.

Ein fröhliches Lächeln erhellte das hübsche Gesicht des jungen Offiziers, als er dem Schlosse zuschritt . . . Dieses reizende Mädchen hatte sein

Pferd geliebt — bewies das nicht, daß sie Gefallen fand am Reiter? Er wollte es ihr jetzt noch nicht sagen, daß er sie belauscht, sie jetzt noch nicht in Verlegenheit bringen — jetzt noch nicht, aber — später . . . Das Herz unter dem blauen Waffenrock wallte heiß und ungestüm auf. Strahlend kehrte der Lieutenant zu dem Hausherrn zurück und versicherte, daß Greif ausgezeichnet aufgehoben sei.

Spät am Abend, als sich der Gast empfahlen, zündete sich der Major in bester Laune noch eine Cigarre an.

„Dunkel,“ jagte Lori plötzlich, „ich hätte eine Bitte.“

„Nun?“ er sah sie fragend an.

„Ja, siehst Du, Dunkel,“ begann Lori stockend und dann schnell weiter-sprechend — „ich habe nachgedacht und gefunden, daß es in vieler Beziehung doch ganz gut wäre, wenn ich den Baron heiratete. Ich liebe ihn nicht schwärmerisch, aber ich würde ihm eine gute Frau sein können und bleibe in Deiner Nähe. Wenn Du also willst, kannst Du ihm sagen, daß ich — mir's überlegen würde.“

Der Major trat zu ihr und richtete mit seiner mächtigen Hand ihr zartes Kinn auf —

„Da habe ich doch Recht gehabt — Ihr Weibzleute“ —

„Dunkel,“ unterbrach ihn Lori — sie zitterte und befreite sich fast ungeduldig von seiner Liebkozung — „Dunkel, ich muß mir's, wie gesagt, noch überlegen — einige Zeit — ein paar Monate vielleicht — und währenddessen mag ich ihn nicht sehen. Du wolltest schon längst eine Reise mit mir unternehmen, ich bitte Dich, thue es jetzt. Die Jahreszeit ist noch schön und günstig dazu, und ich habe das Gefühl, als müsse ich einmal heraus — andere Eindrücke in mich aufnehmen. Wenn wir dann zurückkommen, werde ich ganz genau wissen, ob ich den Baron heirathen kann oder nicht.“

Lori saß da, erschöpft wie nach einer großen Anstrengung.

„Bist ein närrisches Ding — man wird nicht klug aus Dir,“ sagte der Major, vor ihr stehen bleibend.

Sie erhob sich und sah ihn bittend an — „Dunkel, willst Du mir den Gefallen thun?“ fragte sie gepreßt.

„Ja, ja, Kind — ich will. Baron Wackeremann werde ich auf sein Glück vorbereiten, und sobald die Einquartierung fort ist, können wir reisen.“

Lori küßte seine Hand. „Ich danke Dir, Dunkel.“

„Na, wird sich auch gehören — wird sich auch gehören,“ brachte der Major unbewußt hervor. Er konnte sich Lori als die Gattin des Barons und Roden ohne seine Lori noch nicht vorstellen; die Cigarre war ihm ausgegangen.

Der Lieutenant von Reichenstein war eben aus der Heitbahn zurückgekehrt. Auf seinem Schreibtisch lagen zwei Briefe. Er erbrach sie.

„Schon wieder eine Einladung zu Steinborns,“ murmelte er ungeduldig, eine zierliche Karte bei Seite schiebend. „Diese Leute fangen an, unbequem zu werden, ich gehe nicht hin.“

Er ergriff das zweite Schreiben.

„Von meinem guten Hilmar! Nun werden wir hören, wie's beim Regiment geht,“ er warf sich in einen Sessel und begann zu lesen.

Nach und nach aber verfinsterten sich seine anfangs freudig belebten Züge, und plötzlich flog der Briefbogen mit der großen Schrift des Kameraden zu einem Ball zerknittert zu Boden.

Es gab einen Ton, als ob Jemand mit den Zähnen knirschte. Runo sprang auf und schritt klirrend durch's Zimmer.

„Also wahrscheinlich bekommt man sie noch als Regiments-Schwester!“ kam es zwischen seinen zusammengepreßten Lippen hervor. „Was schreibt doch der Kleine?“

Fourier — Roden — entzückendes Mädchen — ihrer Neigung sicher — wenn sie zurück sind, sofort zur Attacke . . . Nun, ich kann's ihm nicht verdenken, dem guten Jungen!“ — Er lächelte bitter.

Sein Blick fiel wieder auf die Einladungskarten — „Sie und Else Steinborn — Feuer und Wasser — Tag und Nacht! O, wenn Du wüßtest, wie ich Dich liebe, Lori!“ — Er setzte sich nieder und stützte das Haupt in die Hand, jene weiße, wohlgepflegte Hand, auf der es ihn doch in diesem Moment brannte wie höllisches Feuer: Loris Gertenhieb.

Es war thöricht von ihm gewesen, sie, das schöne, stolze Geschöpf zwingen zu wollen wie ein junges Ross, jagte er sich — bald würde sie ihm nun für immer verloren sein, und er würde den brennenden Schmerz auf der Hand und den brennenderen im Herzen mit sich herumtragen müssen sein Lebenlang. Wie hatte er auch jemals Genugthuung erwarten können von diesem trotzigem Mädchen, von dem er nun doch glauben mußte, daß es ihn nie geliebt!

Zornig wallte es in ihm auf. „Glück zu, mein kleiner Hilmar; eher soll die Welt untergehen, ehe ich Dir in den Weg trete bei Deiner Angebeteten!“

Der Bursche kam herein, eine Uniform seines Herrn über dem Arm. Morgen fand das große Herbst-Kennen statt, und ein opulentes Diner vereinigte heut die Mehrzahl der Cavallerie-Offiziere mit den Sportsmen von auswärts — Runo hatte ganz vergessen, daß er auch hingehen wollte. Nun athmete er auf in Gedanken daran — lustige Gesellschaft, Champagner würden ihm gutthun.

Er machte Toilette und begab sich auf den Weg — elegant und vornehm, als gehörte ihm die Welt. Das Diner war schon fast vorüber, als er den festlich schimmernden Saal betrat. Man befand sich dort in heißer Debatte. „Graf H. zahlt Neugeld für ‚Hexe‘ rief man dem Ankömmling entgegen.

„Warum?“ fragte Runo gespannt.

„Mein Nefte von den Husaren, der Here reiten sollte,“ nahm der bekannte Sportsmann das Wort, hat mir wegen Krankheit abdepeschirt. Aber auch wenn dies nicht der Fall wäre, würde ich die Stute keinen starten lassen, denn ich habe mich überzeugt, daß sie durchaus nicht fit ist. Von Hause aus widerwillig, hat sie in letzter Zeit einer leichten Lähme wegen wenig Arbeit thun können. Trainer G. rieth mir selbst, sie für morgen nicht satteln zu lassen.“

Lebhafte Bedauern wurde laut. Fast Alle waren der Meinung, daß Here ihrer Form nach ganz das Zeug zu einem Pferde erster Klasse und zu der Erwartung berechtigt habe, sie werde ihren Gegner niedergaloppiren — man war enttäuscht, sie morgen nicht beim Rennen zu sehen.

Ihr Besitzer zuckte die Achseln.

„Ich möchte keinen Reiter veranlassen, die Stute zu besteigen“, erklärte er mit Bestimmtheit.

Runo trat zu ihm, seine Augen blitzten.

„Lassen Sie mich die Here reiten, Graf?“

Der junge Dragoneroffizier war bekannt als vorzüglicher Reiter; mancher Sieg auf eigenen und fremden Pferden war schon von ihm verzeichnet —

„Wie, Sie wollten?“ fragte der Graf überrascht. „Allerdings, wenn Jemand die Here steuern kann, so sind Sie es — aber ich warne Sie dennoch, junger Freund! Selbst für die besten Reiter wird das Thier große Schwierigkeiten haben.“

Ein älterer Kamerad berührte Runos Arm. „Sei nicht leichtsinnig, Reizenstein; Du riskirst Dein Leben auf dem störrischen Beest!“

Ein düsterer Schatten glitt über das Gesicht des jungen Mannes — „Eben deshalb reite ich,“ war seine leise Antwort; und zum Grafen gewandt sagte er: „Ich glaube, diesen Schwierigkeiten gewachsen zu sein; vertrauen Sie mir Ihr Pferd an!“

„Nur wenn Sie es fordern,“ meinte der alte Sportsmann zögernd. „Die Herren sind meine Zeugen, daß ich keine Verantwortung übernehme.“

„Das sollen Sie auch nicht, verehrter Graf! Meine Knochen sind Unkraut, das nicht vergeht, sie werden heil aus dem Rennen kommen. Schlagen Sie ein!“

Alles drängte sich um die Weiden. Die Einen mißbilligten so viel Leichtsin, die Anderen begeisterten sich für so viel Schneid; diese — natürlich die Jugend — waren in der Mehrzahl, der Graf wurde überstimmt; ein Handschlag und die Sache war arrangirt.

Nun floß der Champagner, und Niemand war lustiger als der Lieutenant von Reizenstein.

Hell strahlte die Herbstsonne über dem grünen Rasen. Die Stunde des Rennens war gekommen. Tribüne und Sattelplatz boten ein buntes belebtes Bild. Die Reiter für die erste Nummer des Programms ließen sich abwiegen. Ohne Unfall, mit mehr oder weniger interessanten Endgefechten wurde dasselbe der Reihe nach erledigt. Nun kam die Steeple-Chase, bei der Heye engagirt war.

Mit prüfenden Blicken musterten die Sportsmen die braune Stute, die sich heut zum ersten Mal versuchen sollte.

Sie schien allerdings etwas angegriffen, hielt den Kopf gesenkt, ihr Haar war nicht so glatt, als das ihrer Concurrenten; die Muskeln aber, die man darunter erkennen konnte, bekundeten die Leistungsfähigkeit des Pferdes, und beunruhigender als die Anzeichen leichter Indisposition waren den Musternden der böse, tückische Blick aus den feurigen Augen des Thieres und die Art, wie es die Ohren zurücklegte und hinten auskeilte, sobald sich ihm Jemand auch nur näherte.

Ohne den Bügel zu berühren, hatte sich Runo trotz der Unliebenswürdigkeit der Stute in den Sattel geschwungen. Er war noch nie vor einem Rennen so erregt gewesen, wie heute . . . Seltsam — fortwährend hatte er das Gefühl, als müßte ihm Vori plötzlich entgegentreten; aber in dem Augenblick, wo die Flagge sank, war er nur Reiter, und die Schläge seines Herzens beruhigten sich. Bei der ersten Hürde refüsirte Heye . . . Ein kurzer Kampf zwischen Roß und Reiter, und sie wurde aus dem Stehen hinübergeworfen. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich nun bei jedem Hinderniß; und trotz des Terrains, das die Stute dadurch einbüßte, schob sie sich immer weiter vor.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgten sie die Zuschauer, begeisterte Zurufe wurden laut: man bewunderte den unvergleichlichen jockeyship des Reiters, mit dem er das widerwillige Thier meisterte und es zwang, seine das Durchschnittsmaß weit übersteigenden Kräfte herzugeben.

Nun hatte das interessante Paar nach hartem Kampfe auch den letzten und bedeutendsten Gegner abgeschüttelt; den Anderen weit voraus, flog es unter der Tribüne dahin — noch zwanzig Schritt und es würde siegreich durch's Ziel gehen . . .

Aber das Schicksal ist eine wunderbare, geheimnißvolle Macht — es zwang in diesem Moment den Reiter unwiderstehlich zu dem groben Fehler, nach der Tribüne aufzublicken; zwang ihn, in ein paar Augen zu sehen, die groß und sprechend aus blassem, weit vorgebeugtem Gesicht auf ihn gerichtet waren und — da war es geschehen, das Schreckliche, das Werk einer Secunde! — Heye hatte einen scharfen Ruck im Maule und das Gewicht des Reiters plötzlich höchst unbequem auf ihrem Rücken gefühlt, hatte einen mächtigen Sprung zur Seite bis dicht an die die Rennbahn abtheilende Barrière gethan, zu einem zweiten über dieselbe angefaßt und

dabei derart mit den Vorderbeinen gegen die Stange gestoßen, daß Kopf und Mann jenseits desselben auf dem Kopfe standen. Die Stute kam mühsam wieder auf die Beine; der Reiter, welcher unter sie zu liegen gekommen war, rührte sich nicht.

Eine heftige Bewegung entstand unter den Zuschauern. Aber ehe Jemand die Unglücksstelle erreichen konnte, kniete, als wäre sie hingeflogen, eine weibliche Gestalt neben dem Gestürzten. Mit zitternden Händen stützte sie sein Haupt, beugte sich tief herab auf das todtenbleiche Antlitz — küßte die zusammengepreßten Lippen, die herabhängende Hand.

Da ging ein Zucken über die starren Züge, langsam öffneten sich die festgeschlossenen Augen. — „Lori, meine süße, wilde Lori — Du bist doch gekommen — doch — Dank, tausend Dank!“ flüsterte Kuno mit brechender Stimme . . . Dann sank er zurück in neuer Bewußtlosigkeit — — oder im Tode?

Ein dicker Kreis begann sich um die Beiden zu bilden. Staunend erblickten die Offiziere das schlanke Mädchen im einfachen grauen Reisekleide; aber sie hatten keine Zeit, sich zu wundern, und außerdem sagte ihnen die distinguirte Erscheinung der Unbekannten, neben der nun auch ein imposanter alter Herr erschien, genug, um ihnen keinen Zweifel darüber zu lassen, daß sie eine vornehme Dame vor sich hatten. Am überraschtesten stand wohl der gute Major der Scene gegenüber — endlich ergriff er Loris' Arm und versuchte, sie mit sich fortzuziehen.

„Laß mich, Onkel,“ wehrte sie mit unheimlicher Ruhe, „siehst Du nicht, daß er zum Tode verlezt ist?“

Ein Arzt trat herzu — angstvoll hing Loris' Blick an seinem Munde.

„Noch lebt er,“ lautete sein zögernder Ausspruch — „aber —“ er suchte bedenklich die Achseln.

Der Verunglückte sollte in's Lazaret transportirt werden. Eine Bahre wurde gebracht, seine Kameraden betteten ihn darauf, er wurde fortgetragen. Lori klagerte sich an den Major.

„Onkel,“ flehte sie, „ich weiß, Du hast ihn gern — wenn Du mich lieb hast — so gehe mit — ich kann's ja nicht — und bringe mir Beiseid!“

Der Major nickte, führte seine Nichte zu ihrem Wagen und ging.

O, die qualvollen Stunden, die Lori wartend im Hotel verbrachte!

Endlich hörte sie den bekannten Schritt, der Onkel trat ein.

„Sage mir Alles,“ verlangte sie fest, „muß er sterben?“

Thränen standen in den Augen des alten Herrn. „Kind,“ sagte er stockend, es geht mir selber nahe, gerade bei dem — die Aerzte sprechen von einer Zungenquetschung und einem Schädelbruch — es ist wenig Hoffnung vorhanden — und wenn er wirklich durchkommt, dann —“

„Dann?“ fragte Lori athemlos —

„Dann,“ fuhr der Onkel stockend fort, „mein Herzensmädchel, der liebe

Gott kann ja immer noch helfen! aber sie sagen — dann würde der Schädelbruch nach innen heilen und er müsse — irrsinnig werden.“

Lori sank ohnmächtig zu Boden.

* * *

Wieder war die Zeit gekommen, wo die Sonnenstrahlen mächtiger zu werden, Schnee und Eis zu zerschmelzen beginnen.

Am Fenster ihres Zimmers saß Lori. Aber dieses durchsichtige bleiche Mädchen, deren abgezehrte Hände kaum von den weißen Falten des weichen, warmen Nöglig's abstachen, war nur der Schatten der frischen, elastischen, übermüthigen Lori von einst.

Diese Augen, die sonst so feurig ausblitzen konnten in Lust und Trost, sie schauten weltvergessen, träumerisch vor sich hin — das zarte Gesichtchen trug einen rührenden Ausdruck stiller Ergebung, welcher mehr darin befreudete, als es der herben Schmerzes gethan haben würde.

Auf Loris Schooß lagen einzelne Briefblätter. Der Major hatte sie ihr gegeben, als sie endlich erstanden war von langer Krankheit, und sie waren seitdem schon so oft von ihr gelesen worden, daß sie jedes Wort auswendig wußte; dennoch blieb sie dieser Lectüre treu.

Todtkrank hatte der Major seine Richte heimgebracht im vorigen Herbst. Ueberreizt durch langes, vergebliches Ringen gegen eine Neigung, die sie nicht dulden wollte in ihrem Herzen, war sie nach der furchtbaren Aufregung bei dem Sturz des Geliebten, unter der namenlosen Angst um sein Leben zusammengebrochen und von einem nervösen Fieber ergriffen worden, das sie monatelang an's Krankenlager bannte. Sie hatte diesmal keinen Weihnachtsbaum schmücken, den guten Onkel nicht durch ihre kleinen Gaben überraschen können; es war ein trauriger Winter gewesen auf Schloß Roden.

Lori begann wieder, in den Briefen zu lesen. Es waren die Berichte jenes Arztes, der den Lieutenant von Reitzenstein behandelt, und den der Major gebeten hatte, ihm zuweilen über das Befinden seines Patienten Nachricht zu geben. Anfangs lauteten dieselben kurz, hoffnungslos, dann etwas besser — die stählerne Natur des Kranken arbeitete sich wider Erwarten empor. Darauf folgte ein längerer Brief, der besagte, daß eine Krisis eingetreten sei, welche die Genesung des Patienten, wenigstens die physische, mit Sicherheit erwarten lasse — und wieder nach wochenlanger Pause ein anderer, in welchem der Schreiber mit Freuden die glückliche Heilung des Schädelbruchs nach außen verkündete; somit sei, wie er auseinandersetzte, ein Druck auf das Gehirn und jede geistige Störung ausgeschlossen. Endlich theilte er mit, daß der Reconvalescent so weit hergestellt, um in den nächsten Tagen die Reise nach einem südlichen Curort, wo ihm ein längerer Aufenthalt zur Kräftigung der Lungen angerathen sei, unternehmen zu können, und gab nochmals seiner herzlichen Freude

über die vollständige Genesung des schwer verunglückten Offiziers Ausdruck. Er habe ihm, dem Wunsche des Majors gemäß, nichts von der lebenswürdigen Theilnahme desselben verrathen, fügte er noch hinzu.

Das war der letzte Bericht gewesen, und Lori wollte auch nichts weiter wissen — er war ja gerettet! Es war wunderbar — wie ein dichter Schleier lag ihre schwere Krankheit zwischen dem Einst und Jetzt! Deutlich standen ihr noch die letzten Ereignisse des ersteren vor Augen: sie sah sich gegen ihren Willen durch den Dunkel zum Bleiben in N. und zum Besuch des Rennens veranlaßt — sie sah sich tiefverschleiert in der Tribünen-Loge sitzen, ein Programm mit fremden Namen vor sich — sie sah dann plötzlich anstatt des angesagten Husaren Kuno im Sattel der Hexe erscheinen — sie wußte, daß sie den Schleier zurückgeworfen, ihn zagend und bewundernd mit den Blicken verfolgt hatte bis zu dem Moment, wo er zu ihr aufsaß und — den schrecklichen Sturz that. Was dann gefolgt war, es war ihr Alles klar bis dahin, wo ihr der Dunkel jene herzbrechende Mittheilung über den Zustand des Verunglückten machte — da sank der Schleier, wie vor einem Lebensabschnitt!

Kein Schatten, aber auch kein Lichtstrahl fiel aus der Vergangenheit in die Gegenwart herüber. Wohl ahnte Lori, daß ihr Anblick Kuno außer Fassung gebracht habe — wohl klangen ihr seine Worte noch immer in den Ohren: „Lori, meine süße, wilde Lori — so bist Du doch gekommen — doch!“ — aber wie hätten das Verheißungen für die Zukunft sein sollen? Es war ja natürlich, daß der Zorn heiß in ihm aufwallte, als er sie gesehen, denn welcher Mann vergäße eine solche Beleidigung? Und es war ja natürlich, daß es ihn mit Wonne erfüllt hatte, sie vor sich zu sehen in ihrer Demüthigung — die Worte, die er dabei fast bewußtlos hervorgebracht, sie hatten keine Bedeutung.

Lori nahm das Alles hin, als könnte es nicht anders sein; sie hatte ihre Schuld abgetragen, nun war es gut. Es war ihr zu Muth, wie Jemand, der sein Tagewerk vollbracht hat.

Warum es der liebe Gott nicht für immer Abend werden ließ danach und sie noch einmal gesund machte? hatte sie anfangs gefragt — nun war sie auch damit zufrieden. Sie dachte an Eva und grollte ihr nicht mehr — es hatte Alles so kommen müssen zur Strafe für ihren trotzigem Uebermuth.

Der Dunkel trat herein.

„Nun, wie geht's, mein Liebling?“

„Danke, Dunkel, gut.“

Der Major erblickte die Briefe und blinzelte Lori von der Seite an.

„Wir sind Baron Wackermann noch immer eine bestimmte Antwort schuldig. Ich glaube, wir wissen nun wohl ganz genau, daß wir ihn nicht heirathen können.“

Lori lächelte. „Ja, Dunkel, das wissen wir ganz genau, denn der gute

Mann, bei dem ‚Gesundheit die Hauptsache‘ ist, fühlt sich gewiß jetzt schon unglücklich in dem Gedanken, möglicherweise ein Mädchen heirathen zu müssen, das ‚Nerven‘ gehabt hat; außerdem darf ich überhaupt Niemand zumuthen, eine Frau zu nehmen, die sich einmal so compromittirt hat, wie ich es gethan habe?“

„Nun, mein Kind, Deine Nerven sind ja Gott sei Dank wieder zur Raison gebracht — und dann: Menschen wie Du compromittiren sich nicht, wenn sie dem Drange ihres Herzens folgen.“

„Doch — in den Augen der Welt,“ flüsterte Lori; „der Welt, die hinter mir liegt — weit, weit —“

Der Major hatte ihre leise Einrede nicht vernommen, sondern sich geräuschvoll und behaglich in einen Sessel niedergelassen.

„Was ich übrigens sagen wollte,“ fuhr er fort, „ich dünkte, wegen etwas ganz Anderem könnten wir den Wackermann nicht heirathen. Muß Dir auch sagen, Mädels, daß mir der Lieutenant von Reizenstein viel lieber ist als er . . . Habe in meiner Jugend einmal leichtsinniger Weise einem lieben schönen Mädchen bitteres Leid zugefügt — hat dann einen Anderen geheirathet, dem sie nicht gut war, und ich habe einsehen lernen, daß ich doch keine mehr so lieb haben konnte, wie sie. Ist nun lange todt mit ihrem Gatten — aber der Reizenstein ist ihr Sohn; begreift Du nun, daß er der Einzige wäre, dem ich Dich mit Freuden geben würde.“

Lori hatte ihm ruhig zugehört. „Gewiß begreife ich Dich, Onkel,“ entgegnete sie sanft; „aber ich bitte Dich, laß diese Idee fahren! Das, worauf Du sie baust, ist abgeschlossen, abgethan für immer.“

„Unsinn,“ brummte der Major ungeduldig, „so eine“ — ‚Zimperlichkeit‘, wollte er sagen, aber ein Blick auf Loris leidendes Gesicht ließ ihn verstummen.

„Fühlst Du, wie warm die Sonne scheint, mein Liebling?“ begann er nach einer Pause. „Die Erde muß sich nun auch wieder aufrappeln — wie Du nach Deiner langen Krankheit.“ Er war ganz stolz auf seinen zarten Vergleich. Lori blickte träumerisch vor sich hin.

„Ja, wir werden Beide weiterleben — doch wie verschieden! Gluthen und Stürme werden die Erde erschüttern, ihr Innerstes zum neuen Dasein wecken — bei mir aber“ — sie faltete die Hände über der Brust — „bei mir ist es so still hier drin — so still, daß mir ist, als sei mein Herz gestorben; oder als schliefe es einen Winterschlaf, aus dem Nichts es erwecken könne — Nichts.“

Der Major betrachtete sie besorgt. Sie war ihm jetzt manchmal so unverständlich, so unheimlich in ihren Reden — es überkam ihn dann immer die Angst, das Fieber sei doch noch nicht gehoben.

„Ich will Dir ein paar schöne Camilien aus dem Glashause holen,“ sagte er zärtlich und ging — in Wahrheit, um unbemerkt nach dem Doctor zu schicken.

Aber die Sorge des guten Onkels war unbegründet. Lori erholte sich, wenn auch nur langsam; und als die ersten Veilchen blühten, konnte sie dieselben im Garten pflücken wie sonst.

Dann begann sie auch wieder spazieren zu reiten — freilich ganz anders als früher. Sie jagte nicht mehr wie die Windsbraut über die Wiesen und suchte sich nicht mehr mit Absicht Hindernisse auf — ja, Franz hatte sogar schon bemerkt, daß sie ruhig an solchen vorüber geritten war. „Gnä' Fräul'n machten es sonst nie so,“ dachte der Alte; „es mag wohl noch von der Krankheit herkommen.“

* * *

Es war am zeitigen Nachmittag eines wunderschönen Frühlingstages, als Lori im Reitkleide zu dem Onkel in's Zimmer trat, um ihm Adieu zu sagen. Er saß nicht wie gewöhnlich um diese Stunde zeitunglesend in seinem Schaukelstuhl, sondern ging unruhig auf und nieder.

„Wo willst Du hin?“ redete er Lori erstaunt an.

„Ausreiten, Onkel.“

„Jetzt? — Wie kommst Du darauf?“

„Es ist ja meine gewöhnliche Zeit, Onkel.“

„Ach so — ja richtig!“ Aber das ganze große martialische Antlitz des Majors drückte eine Verlegenheit aus, die geradezu komisch auf demselben wirkte — Lori aber hatte keinen Sinn dafür.

„Hast Du Etwas vor, Onkel?“ fragte sie.

„O, nein, durchaus nicht,“ beeilte sich der Major zu versichern „aber“ — er sah plötzlich aus wie erlöst durch einen brillanten Einfall — „es ist nämlich nur, weil ich einen nothwendigen Boten nach dem Vorwerk brauche — denke, Du könntest die Bestellung übernehmen, wenn Du einmal reitest.“

„Gewiß, sehr gern.“

„Reitest dann aber den Waldweg, der die Bunzelstädter Chaussee überschneidet — hörst Du? — Er ist sehr hübsch.“

„Ich kenne ihn, Onkel.“

„Na, dann mach' aber, daß Du fortkommst — es ist gar keine Zeit mehr zu verlieren.“

Der Major sah nach der Uhr, drängte seine Nichte heftig zur Thüre hinaus und geleitete sie mit Sturmschritten, denen Lori kaum nachkommen konnte, bis vor's Schloß. „Daß Du mir aber ja den Waldweg reitest,“ ermahnte er noch einmal. „Es ist wegen der Schonung der Hufe.“

„Ja, was soll ich denn eigentlich bestellen?“ fragte Lori, schon im Sattel.

„Ach so — hm — sie möchten Heu herüberschicken!“

Lori ritt zum Parkthor hinaus. Es mußte den Onkel etwas Sonderbares beschäftigt haben — er war so aufgereggt gewesen, meinte sie bei sich,

dachte aber nicht weiter darüber nach — es ging eben Alles an ihr vorüber, traumhaft wie eine Fatamorgana.

Nun ritt sie im Walde dahin auf demselben Wege, auf dem sie zum ersten Mal zu Pferde mit Kuno zusammengetroffen — eigenthümlich berührte es sie.

Jetzt kam die Chaussee in Sicht. Lady-love hob den Kopf, blähte die Nüstern, fing an zu drängen und wieherte leise — Lori beachtete es nicht, sie wollte über die Chaussee hinüberreiten. Da aber widersetzte sich Lady-love und flog mit energischen Säßen auf der Straße hin einem Reiter entgegen, der im scharfen Trabe daherkam.

„Lori!“ „Kuno!“

Die beiden Namen verhallten im Frühlingswinde — kein Hufschlag erklang mehr — nur an den Baumzeugen klirrte es leise: die Köpfe neigten sich zu einander — es schien, als wollten die Reiter dasselbe thun.

„Lori, Du liebst mich? Liebst mich doch?“ kam es stammelnd vor Leidenschaft von Kunos Lippen.

Da bog sich Lori zurück, ernst hoheitsvoll.

„Ich bitte Sie,“ sprach sie feierlich, „ich mußte Sie lieben — wahrhaftig, ich wollte es nicht — aber das gehört der Vergangenheit an, der Vergangenheit, die ihren Abschluß fand in jenem Moment, da ich Ihnen in der Angst, einen Sterbenden vor mir zu haben, für die angethane Beleidigung Genugthuung gab — denken Sie nicht, daß aus derselben Verpflichtungen für Sie erwachsen sind: ich habe eben nur meine Schuld abgetragen — wir sind quitt.“

„Nein, das sind wir nicht, Lori!“ rief er, und der verhaltene Zorn in seinen Worten, den sie kannte, that ihr wunderbar wohl. „Soll ich noch einmal verunglücken, den Hals brechen, um von Ihnen auch jetzt noch geliebt zu werden? — Verpflichtungen!“ ein schmerzliches Zucken ging über sein Gesicht. — „O Lori, Lori, martern Sie mich nicht durch solche kalte Worte! Sie wissen ja, wie unsäglich ich Sie liebe!“

„Ich denke, Sie zürnen mir . . .“

O, wie entzückte ihn dieser zaghafte Ton.

„Zürnen, Lori? — Meinen Sie, ich habe den Engel vergessen, der sich über mich neigte, als mich der Tod schon gepackt hatte? Diese böse kleine Hand“ — er streifte die Stulpe der Handschuhe zurück und preßte die Lippen auf das zarte Gelenk — „ich kann sie jetzt küssen, ohne meinem Stolz das Geringste zu vergeben.“

Dunkle Gluth hatte Loris bleiches Gesicht übergossen. Sie senkte das Köpfchen, aber er beugte sich zu ihr und sah ihr tief in die Augen.

„Und nun sage mir: nicht, daß Du mich geliebt hast, sondern daß Du mich liebst.“

„Ich liebe Dich!“ gehorchte Lori zitternd.

Da legte sich der Arm in der blauen Uniform fest um das schlanke Mädchen im dunklen Reitkleide — Lori fühlte auf Mund und Augen die Küsse des Geliebten.

„Endlich, endlich mein!“ flüsterte er. „Die Steeple-Chase damals habe ich verloren, aber eine andere dafür gewonnen! — Hat mein Wildfang nun genug Hindernisse gehabt?“

Sie nickte. „Wir wären ja Beide fast darüber zu Grunde gegangen.“

„Auch Du, mein Lieb,“ sagte er weich und zärtlich; „ich weiß es und sehe es Dir noch an.“

„Jetzt ist Alles, Alles gut!“ — Jeder Herzschlag Loris jubelte es mit — ja, nun fühlte sie, daß es wieder lebte da d'rin in der Brust — „Er ist vorbei, der lange dumpfe Winterschlaf — es wird wieder Frühling!“

Er glaubte nicht, wie der gute Major, daß sie im Fieber rede; er verstand sie. Langsam hatten sie die Pferde auf der Chaussee weitergehen lassen. „Greif,“ sagte Lori und strich mit der Gerte über die Mähne des Rappen, den ihr Begleiter ritt.

„Ja, Greif,“ bestätigte dieser. „Es gab eine Zeit, wo es mich zornig machte, ihn anzusehen, und daher verkaufte ich ihn; nun aber hab' ich ihn mir wiedergeholt und mitgebracht.“

Einen Augenblick dachte Kuno an seinen Kameraden, den „kleinen Hilmar,“ der sich einst dem süßen Wahne hingegeben, Lori liebe ihn, weil sie Greif gestreichelt, und der nun längst über seinen Irrthum belehrt war — einen Augenblick nur, und er empfand wieder nichts als die Wonne dieser Stunde.

„Und nun noch einen frischen, fröhlichen Kitz, Liebchen!“

„Einverstanden,“ lächelte sie ihm zu.

Sie bogen wieder in einen Waldweg ein.

„Dunkel ist wohl mit im Complot gegen mich?“ fragte Lori schelmisch.

„Ja, Schatz, ich bat ihn um Erlaubniß, heut Nachmittag kommen zu dürfen, und Meinetwegen mögen Sie um vier Uhr antreten,“ antwortete er mir.“

„Daher war, er so aufgereggt und wollte durchaus, daß ich gerade diesen Weg reiten solle — der Gute! Oh, und ich sollte eine Bestellung ausrichten, von der ich keine Ahnung mehr habe!“ Lori lachte fröhlich und silberhell, wie sie es lange, lange nicht gethan.

Es war als erschrecke sie selbst davor — „Ach,“ seufzte sie tief bewegt, „wie ist es möglich, daß man soviel Glück ertragen kann?“

„Weil wir zwei sind, meine Lori, mit unseren Gäulen vier; Du glaubst nicht, was zwei Menschen auf ein paar guten Pferden Alles ertragen können!“ Er sah sie an — wie bligten Lebenslust und glühende Liebe aus seinen Augen! Sie schlug die ihren nieder.

Aber der Weg war so schmal, und leiden mußte sie's doch, daß er sie noch einmal umschlang, sie zwang, seinen Kuß zu erwidern.

Frigga's Ja.

Erzählung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Im Dezemberhefte besprachen wir den „Attila“, den neuesten der historischen Romane, in denen uns Felix Dahn Ergebnisse seiner Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte und Alterthumskunde vermittelt. In einer anderen Gruppe von Erzählungen (Odhins Trost; Sind Götter?) und in dramatischen Werken (Der Fremdling) hat sich der Dichter die Aufgabe gestellt, die in dem Sagenschatze unseres Volkes schlummernden Erinnerungen an die heidnische Vorzeit zu wecken und sie zur Grundlage eines neuen dichterischen Schaffens zu wählen. Diese Reihe wird durch „Frigga's Ja“ würdig vermehrt, ein Buch, das wie die früheren geeignet ist, dem deutschen Volke ein richtiges Bild von dem Glauben seiner Voreltern zu entrollen, der so viele Jahrhunderte hindurch theils vergessen, theils durch die Bestrebungen der Kirche verdunkelt war. In seinen Grundsätzen berührt sich Dahn insofern mit Richard Wagner, als er den germanischen Gott uns zeigt, wie ihn die Menschen nach ihrem Wilde geschaffen haben: rein menschlich im Fühlen und Denken. Wer mit diesem Princip der dichterischen Verwerthung mythologischer Stoffe einverstanden ist, muß der vorliegenden Erzählung reiches Lob zollen. Sie ist auf rein menschlichem, hohen, edlen Empfinden erbaut, und die Charaktere sind klar und wahr in ihrer psychologischen Entwicklung.

Nur wenige Züge finden sich, zwischen denen man Widersprüche empfinden könnte. So in der Zeichnung des Gottes. Derselbe Odhin, in dem „leczende Bier nach dem Glücke lobert“, der noch wonneschauend den Brautkuß Frigga's nachfühlt im tiefsten Mark, will „wandern, wandern . . . Schlaue überlisten, Schöne gewinnen!“ Und derselbe Odhin, noch bevor Frigg ihm sich ganz gegeben hat, bricht in die Worte aus: „Ihr könnt ich die Treue nicht brechen, auch wenn ich es wollte!“ Der Fehler, möchten wir meinen, liegt vor Allem darin, daß der Zwang ehelicher Treue, man möchte sagen, das Sacrament der Ehe zu stark betont ist, besonders in Anbetracht der abweichenden altgermanischen Anschauung. Daß in der Zeichnung der Frigg die „strenge Kälte“ gegenüber der „unwiderstehlichen Anmuth“, des „unendlichen Liebreizes“ mehrfach hervorgehoben wird: dieser Gegensatz dürfte sich dadurch erklären, daß der Dichter in Odhins Sinne redet. Auch ist es wohl dem Verfasser als Ablicht zu deuten, daß Widhja's Gefühl für Odhin nicht scharf zum Ausdruck kommt; aber man empfindet kaum die Nothwendigkeit der Bitte des jungen Weibes, daß sie Odhins nur in Freundschaft gedenken dürfe. Auch ist die Wirkung von Widhja's Widersetzen mit Aswin nur eine geringe.

Damit aber genug der Erwähnung von Unebenheiten, denen man sich wohl hüten muß, größeres Gewicht beizumessen. Wie von einheitlicher, reiner, edler Empfindung die Erzählung getragen ist, so ist auch einheitlich der Aufbau des Ganzen.

Frigg ist dem Odhin durch den Rath der Götter zugesprochen, doch sie versagt sich ihm. Des Gottes Wunsch und Trachten ist, die Braut zu gewinnen. Wir lernen ihn als Wanderer kennen, als den Gaucleri der Grimnismal. In eine ärmliche Hütte kehrt er ein; Widhja, die liebliche Gattin Aswins, nimmt ihn gastlich auf. Ihn ergreift die Begier, das junge Weib sein eigen zu nennen, aber die Bitte der Hilfslosen drängt jede Regung zurück. Odhin eilt nach Fensalir, der Halle der Frigg. Er spricht ihr von Widhja, um durch Eifersucht ihren Sinn zu ergründen (doch wohl ein zu kleinlicher Zug im Charakter des Gottes, zumal in Rücksicht auf die Zeichnung der harmlosen Widhja?). Frigg verschmäht seine Liebe, sofern er sein Recht der Untreue üben wolle; doch als ihr Odhin ewige Treue gelobt, als er begeistert nur die Göttin, in der sich das Schönste mit dem Starken eint, als seiner würdig preist, und fragt, ob Frigg Odhin liebe, da stürzt sie ihm zu Füßen. Ihre heiße Liebe hat sie ihm so lange verborgen, da nach der Weissagung der Nornen durch ihre Vermählung den Göttern und Welten das Ende bereitet wird. Aber wie Wagners Brünnhilde in Siegfrieds Arme stürzt mit dem jauchzenden Rufe: „Fahr hin, Walhalls leuchtende Welt!“ — so ruft jetzt Odhin aus: „Nein, Geliebte, ich schwanke nicht! Glück auf zum Untergang und Heil uns zum Verderben!“ Denn ob auch die Liebe dem Untergange weihet, so erblüht doch erst durch sie der Welt die höchste Wonne, erst durch sie das volle Leben. Das ist der Grund- und Zielgedanke der Dahn'schen Mythendichtung; ihn birgt auch

das Drama „König Roderich“ in dem bedeutungsvollen Worte des Helden am Wendepunkte der Handlung: „Und mag's Verderben sein — es ist doch schön!“

Die Entwicklung ist — abgesehen vielleicht von dem etwas breiten erzählenden Selbstgespräche Odhins — von klarer, schöner Einfachheit. Ein feiner Humor zieht sich durch das Werk. In stilistischer Hinsicht ist die Erzählung meisterhaft zu nennen; die eingeflochtenen metrischen Stücke sind voll hohen Schwunges. Zu reichem Danke sind wir dem Dichter verpflichtet und freuen uns der gegründeten Hoffnung, daß er uns in nicht zu fernher Zeit eine neue Gabe schenken wird. ths.

Philosophische Literatur.

Hegel und Schopenhauer, ihr Leben und Wirken dargestellt von Graf Alex. Foucher de Careil. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von J. Singer. Mit einer Vorrede von Robert Zimmermann. Wien, Carl Konegen.

Der Verfasser trägt einen in Deutschland bekannten und werthgeschätzten Namen. Graf Foucher de Careil war von 1883 bis 1886 Botschafter der französischen Republik am Wiener Hofe und schied aus diesem Wirkungskreise in Folge des Verbannungsgesetzes, das Freycinet gegen die Mitglieder der ehemals regierenden Familien erließ. In sein Vaterland heimgekehrt, wo er gegenwärtig die Würden eines Senators, eines Präsidenten des Conseil général de Seine et Marne und des Vorsitzenden der Société nationale de l'encouragement à l'agriculture auf sich vereinigt, hat er das Interesse für deutsche Zustände und deutsche Wissenschaft nicht verloren, das er, seit er schriftstellerisch thätig ist, in einer Reihe von Arbeiten zur Philosophie, besonders derjenigen von Leibniz, bekundet hat, und dem wir auch die große, auf 20 Bände berechnete Ausgabe dieses Philosophen, von welcher bis jetzt 7 Bände vorliegen, zu verdanken haben.

Das uns vorliegende Werk über Hegel und Schopenhauer — schon 1862 veröffentlicht und erst jetzt, 100 Jahre nach Schopenhauers Geburt, durch J. Singer in's Deutsche übertragen — giebt auf 417 Seiten eine Würdigung zuerst Hegels, sodann seines unerbittlichen Feindes Schopenhauer. Wir haben in Deutschland bereits viele eingehendere Untersuchungen über beide, und namentlich Schopenhauer wird ja noch heute mit Vorliebe in seinen Werken selbst studiert; wie allgemein man auch zugestehet, daß der Grundgedanke seiner Philosophie, die Meta-

physik des Willens, eine großartige *petitio principii*, und die von Schopenhauer daraus gezogene praktische Konsequenz, der Pessimismus, gar nicht mit Nothwendigkeit daraus zu folgern sei. Und doch verdient das Buch des emigen französischen Schriftstellers eine freundliche Begrüßung.

Wer — von Fachgelehrten abgesehen — wagt sich heutzutage noch an Hegel! Hegel ist uns Modernen schier ungenießbar, wegen seiner ungeheuerlichen Sprache, wegen seiner ungeheuerlichen Metaphysik. Hier aber lesen wir uns bequem in seine Gedanken hinein, und wir lernen das Genie des Mannes, das mehrere Decennien lang das deutsche Geistesleben mächtig beeinflusst hat, wie im Vorübergehen kennen, soweit es eben im Vorübergehen möglich ist. Wir lassen uns gern erzählen von Hegel als Menschen und als Philosophen, und das Capitel „Hegel als Schriftsteller“ hat für uns einen eigenen Reiz durch die Beleuchtung, die der Gegenstand in der Auffassung des Franzosen erhält. Was der Verfasser über das Eindringen der Hegel'schen Ideen in Frankreich ausführte, ist eine interessante und dankenswerthe Studie.

Der Schwerpunkt des Buches freilich liegt im zweiten Theile, der sich mit Schopenhauer beschäftigt. Ihn hatte Graf Foucher auf einem „Spaziergange“ nach Frankfurt aufgesucht; er kannte ihn persönlich, und das ist viel werth. Er ist ein begeisterter Interpret des Frankfurter Gelehrten. Freilich auch ihn faßt er nicht so, wie es ein Deutscher thun würde, mit dem Secirmesser unerbittlicher Kritik; namentlich hat er das alte Urding, das als „Ding an sich“ in den Köpfen der Philosophen umgeht und, wie es scheint, nicht todt zu machen ist, und das bei Schopenhauer „Wille“ heißt, doch wohl allzu respectvoll behandelt. Dafür haben wir aber auch in diesem Theile vielerlei,

was uns lebhaft anzieht; vor allem auch hier wieder die eigenartige Färbung, in der sich die Objecte der Untersuchung, vor allem Schopenhauers Persönlichkeit und der „Zustand der philosophischen Sitten“ in Deutschland in den Augen des feinsinnigen, hochgebildeten und im Ganzen auch vorurtheillosen französischen Schriftstellers und Gelehrten malen. Die Ausstattung des Buches ist geradezu musterhaft. mk.

Ueber die menschliche Freiheit.

Prorektoratsrede von Runo Fischer.
Zweite Aufl. Heidelberg, Carl Winters
Universitätsbuchhandlung.

Nur eine Festrede — aber eine von Runo Fischer! Nur ein Heftchen von 47 Seiten — aber mehr werth als ein dicker Band. Denn eine der allerschwierigsten philosophischen Fragen, nämlich die, ob der Mensch ein freies Wesen sei, oder unter dem Zwange der Nothwendigkeit stehe, findet hier ihre Beantwortung. Es ergeht dem Leser des Schriftchens eigen. Man sagt sich zuerst: ach, wieder einmal etwas über die Freiheit — dabei kommt doch nichts heraus! Was sich sagen läßt, ist schon so oft gesagt worden, und der Streit geht dennoch weiter! Aber schon die Einleitung fesselt durch ihr geschicktes Anknüpfen an historische Thatfachen, und je weiter man liest, je mehr pflichtet man dem Verfasser bei. Lieft man die Rede zum zweiten Male, so findet man wohl auf den letzten Blättern ein paar Stellen, wo man innehält und sich prüft, ob man noch beistimme; so S. 45, wo Kants „intelligibler Charakter“ herbeigezogen ist, und, ebendort, wo auf die christliche Lehre von der Wiedergeburt Bezug genommen wird. An der letzten Stelle fallen uns gewisse „Grundwahrheiten“ aus der Dogmatik ein, das bekannte „nicht aus eigener Vernunft noch Kraft“ u. a. m. Aber die Dogmatik ist nicht das Christenthum, und wo von Philosophie die Rede ist, wird man die Dogmatiker übergehen können, die von jener nur das verstehen, was sie fassen können. — Daß die Fischer'sche Rede so überzeugend wirkt, liegt daran, daß das Problem schrittweise mit einer Sauberkeit geklärt wird, die geradezu prächtig genannt werden muß. Der Verfasser weist nach, daß die Fragestellung: frei oder unfrei? von vornherein falsch sei, und kommt zu dem Schlusse, daß unsere Handlungen nothwendig sind und frei: nothwendig, denn sie sind determinirt; frei, denn sie sind verschuldet. mk.

Das Wesen der Seele und die Natur der geistigen Vorgänge im Lichte der Philosophie seit Kant. Von Dr. J. S. Witte, Professor an der Universität in Bonn. Halle, C. G. W. Pfeffer. (H. Stricker).

Ah! — das Wesen der Seele! Ich denke, die Frage nach dem Wesen der Seele ist seit den Untersuchungen des Herrn Jäger in Stuttgart erledigt, und dieses ihr Wesen ist nichts als Dunst! Ich weiß wohl, in der Küche hat man seine Separatmeinung darüber, allerdings nur, soweit gewisse Thierseelen in Betracht kommen; denn da behauptet man mit Kennermiene, im Heringe wenigstens das Ding greifen zu können — es sei ein langer, silberweißer Darm, die Schwimmblase. Aber man müßte sich in seine schwarze Seele hinein schämen, wenn man von Menschen nichts Besseres zu sagen wüßte, als vom Fische! Die Buddhisten und Herr Albert Lange leugnen zwar die Existenz einer Seele überhaupt; jene machen das, was man Metempsychose zu nennen pflegt, mit dem bloßen „Karma“, und dieser fordert eine „Psychologie ohne Seele“. Aber schon jener alte römische Kaiser wußte mehr: er nannte sein Seelchen *blandula*, *vagula*. Der Deuteronomiker des *codex sacer* verbot (Deut. 12, 23), Blut zu essen: denn *haddam hû' hannâphesch*, d. h.: die Seele ist das Blut. Andernseits wieder nennt Goethe das blutleere Fränlein von Klettenberg eine „schöne Seele!“ Wie er die Seelen genannt haben würde, die auf einem alten Stiche, dessen Nachbildung in einem der letzten Goethejahrbücher zu finden ist, sich bei einem großen Sterben als nackte Gestalten aus dem Munde der Leiche herauswinden, das werden vielleicht die Goethephilologen noch erforschen. Sehr schwer aber ist es, zu sagen, was sich die Leute dabei denken, wenn sie von einem „seelenvollen Augenaufschlage“ reden oder das Auge den „Spiegel der Seele“ nennen. Wenn aber gar die Lyriker von der Seele reden, so denkt man sich überhaupt nicht viel dabei, fühlt allerdings dabei um so mehr. Welch ein süßwehmüthiges Gefühl, wenn man Geibel fragen hört: „ob ich je Dich wiederfinde — Liebling meiner Seele Du!“ Und wie gut eignet sich das leise gelispelte S, das getragene, lange o, das weiche, flüssige l, das mit gedämpftem Tone dem ersten nachklingende kurze o der Endung, um unser Gefühl elegisch zu stimmen! Manche Etymologen freilich meinen, die wesenhafte Bedeutung des

Wortes sei das Beweglich-Bewegende, und schließen das schon aus dem Gotischen. Und so kommen die Leute wieder auf die *animula vagula* des Hadrian zurück.

Ueber das, was die Leute sagen, lächelt man, wenn man es ernst nimmt, und das ist komisch. Goethe theilte die Menschen ein in die Weisen und in die Leute. Hören wir also, was die Weisen sagen. Doch da wollen wir lieber die Schrift Wittes zur Lectüre empfehlen. Nur Einiges zur Kennzeichnung des Standpunktes, von dem aus unser Urtheil man sich über die im Buche behandelte Frage zu orientiren haben wird.

Die Menschen haben von jeher irgend eine Vorstellung gehabt von etwas Mystisch-Metaphysischen im Menschen; aber eine verschwommene, nicht recht faßbare Vorstellung. Der Begriff fehlte; da stellte das Wort Seele zur rechten Zeit sich ein. So bezeichnet es, und das ist als in erster Linie für den Leser des Buchs richtig festzuhalten, nicht ein Ding, sondern ein Problem. Darüber aber muß man sich zuerst klar werden, was dabei in Frage steht; und das geschieht, wenn man sich besonnen hat, wie das Problem entstanden ist. Seine Entstehung ist einfach, oder eigentlich dreifach. Wir sehen ein Individuum leben, d. h. sich nähren, bewegen, wachsen u. s. f.; wir empfinden Lust und Unlust und erfahren, daß auch andere unferesgleichen Lust und Unlust empfinden; wir denken in den bekannten Formen und wissen, oder vermuthen wenigstens, daß auch von andern gedacht wird. Nun merken wir aber auch: nicht Hand noch Fuß, nicht das Blut oder was immer macht das Leben; nicht die Organe empfinden, sondern es wird durch sie empfunden; nicht die Gehirnmasse ist es, welche denkt, sondern den Molecularbewegungen derselben entspricht nur immer ein Denkvorgang. Was geschieht nun weiter? Die Selbstverleugnung Lichtenbergs hat selten einer — der naive Mensch nie — zu sagen: es denkt in mir, wie man jagt: es blüht u. s. w. Vielmehr wird schlankweg ein Etwas postulirt, das dies Alles macht. Dieses postulirte Ding nennt man Seele. Was folgt daraus? Die „Seele“ ist das Resultat eines Schlusses von gegebenen Wirkungen — genauer von Thatbeständen, die naiver Weise ohne Weiteres vermöge einer nothwendigen Menscheneigenart als Wirkungen angesehen werden — auf eine reale Ursache, eben die sogenannte Seele. Das Problem ist demzufolge das: ist jener

Schluß richtig? liegt den angedeuteten Vorgängen in der That ein dinglicher Träger unter? Und wenn dies der Fall ist, dann erst läßt sich fragen: was ist das Wesen dieses Trägers?

Eine Antwort auf solche Fragen ist auf dem Boden der Psychologie zu finden, schwerlich allein durch historisch-kritische Destillation der vorhandenen modernen Systeme, wie sie Witte vornimmt. Und doch ist auch diese lehrreich, ja unerläßlich. In diesem Sinne ist das Buch Witte's höchst beachtenswerth. Gewissenhaft referirend, von der Specialfrage Ausblicke auf die Entwicklung der modernen Psychologie überhaupt gewährend, bietet es eine klare Uebersicht der philosophischen Auffassungen des Seelenwesens, soweit dieselben für die Gegenwart als tragfähige Stützen möglicher Standpunkte in Betracht kommen. Mit seiner eigenen Meinung hält der Verfasser nicht zurück; sie steht der von Harms am nächsten. Wenn wir etwas tadeln wollten, so wäre es, daß er diese seine Meinung von vornherein mit einer Sicherheit hinstellt, als wäre sie keine Meinung, sondern ein unbestreitbarer wissenschaftlicher Besitz. Schon beim Lesen der Vorrede, wo er Herrn von Bizyadi so unjanft anfaßt, kam uns das Wort Herbarths in den Sinn: „Mit falschem Gewicht und falscher Waagschale wägen alle diejenigen, welche vor der Untersuchung voraus schon wünschen, daß etwas wahr sein möge“ (Psych. als Wiss. II, § 149, Num. III). Und doch ist ein entschiedener Standpunkt immer besser, als eine faule Elletik. „Jedermann nach seinem Wahne, ihn verfechten nenn' ich Tugend; Jedermann zu seiner Fahne!“ mk.

Immanuel Kants Vorlesungen über Psychologie. Mit einer Einleitung: „Kants mystische Weltanschauung“, herausgegeben von Dr. Carl du Prel. Leipzig, Ernst Günther.

Das Buch ist der Neudruck des psychologischen Abschnitts aus Kants Vorlesungen über Metaphysik, aus der die Abschnitte über Ontologie, Kosmologie und rationale Theologie weggelassen sind. Die Gesamtausgabe der Metaphysik durch Boelitz, Erfurt 1821, ist schwer zugänglich; daher glaubte du Prel ein gutes Werk zu thun, wenn er wenigstens diesen Abschnitt, den für seine, des mystischen „Philosophen“, eigenen Interessen wichtigsten, von Neuem an's Licht zöge. Für die Erkenntniß der Entwicklungsgeschichte Kants sind die Vor-

lesungen allerdings nicht ohne Werth (freilich müßte aber ihre Auffassungszeit erst genau festgestellt sein!), und in dieser Beziehung sind sie bereits von Benno Erdmann in den philosophischen Monatsheften (Jahrgang 1882 und 1884) gewürdigt worden. Eine Bereicherung aber unseres psychologischen Wissens als solches können wir in dieser Neuauflage schlechterdings nicht finden: wir haben ja in diesen Vorlesungen wenig mehr, als eine systematische Aufzählung der bekannten, der Hauptsache nach aus der Wolff'schen Philosophie übernommenen Seelenvermögen und ihrer Functionen, wie sie leider auch in seinen kritischen Hauptwerken verwendet sind. Der problematische Charakter unserer transcendenten Erkenntnisse ist in diesen Vorlesungen festgehalten, oder, falls Benno Erdmann Recht hat, daß sie schon 1774 verfaßt seien, schon sicher vorausbehauptet. Wenn Kant dabei dennoch in der „rationalen Psychologie“ mehr zu sagen scheint, als ihm im Rahmen seiner auch hier (oder schon hier) in den Umrissen deutlichen Erkenntnistheorie erlaubt sein sollte, so ist dies offenbar eine Folge der Accommodation an sein Publikum und den wahrscheinlich benützten Zeitsaden, oder ein Spiel seines verschiedenen Möglichkeiten aufschließenden Verstandes. Das Mögliche verkauft er nirgends als wirklich. Im Ganzen wird der Standpunkt der Vorlesungen durch die Worte (S. 96) bezeichnet: „... daß es ganz und gar nicht hier unserer Bestimmung gemäß ist, uns um die künftige Welt viel zu bekümmern; sondern wir müssen den Kreis, zu dem wir hier bestimmt sind, vollenden und abwarten, wie es in Ansehung der künftigen Welt sein wird.“ — Die vom Herausgeber vorangeschickte Einleitung enthält den Versuch, das, was Kant als problematisch hinstellt, als thatsächlich zu verfechten durch Verusung auf „Erfahrungen“ aus dem Bereiche der Traumzustände, des Hypnotismus, Somnambulismus und Spiritismus. mk.

Die Menschenrechte. Ein Wegweiser für diese Welt der Komödie. Von Otto Spielberg. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelis).

O. Spielberg, der vor einiger Zeit ein größeres halb belletristisches, halb populärphilosophisches Werk veröffentlicht hat, welches die Welt als eine Welt der Komödie darstellt, giebt im vorliegenden Hefchen, wie der Titel besagt, einen Wegweiser für dieselbe. Jenes erste Werk ist

eine, wie man zu sagen pflegt, „geistreiche“ Schrift mit allen Vorzügen und Fehlern einer solchen. Welche Weltanschauung Spielberg vertritt, läßt schon die Aufschrift errathen. Der Verfasser steht auf dem Standpunkte der Wilden von der Küste Malabar, die, wie wir irgendwo einmal gelesen haben, behaupten, die Gottheit habe vierundsechzig Komödien erschaffen, um sich zu amüsiren; eine derselben, leider nicht die beste, sei diese Welt. In dieser Komödie haben wir wohl oder übel mitzuspielen. Wir wollen über seine Weltanschauung mit Spielberg nicht rechten, soweit sie eine auf dem Grunde metaphysischer Ueberzeugung ruhende ist; bekämpfen aber wird man ihn müssen wegen der Frivolität, des Cynismus, und der Abgeschmacktheit, die all das Gute und Schöne, was er sagt, durchsetzen und vergiften; wegen der Vergötterung der persönlichen Willkür, und auch wegen der Lächerlichkeit des Stils und der Nachlässigkeit der schriftstellerischen Machs. — Die „Menschenrechte“ verhalten sich zu jenem größeren Werke wie das Corollar zum Texte. Es ist das reine Irrlichteliren von Gesetz- und Geschmacklosigkeit, gesundem Menschenverstande, sittlicher Enttäuschung und Frechheit bunt durcheinander. Natürlich: in einem Sumpfe — der trotz aller Romantik und wunder schöner Blumen immer ein Sumpf bleibt — kann eben nur ein Irrlicht Wegweiser sein. mk.

Die Erziehung des Menschengeschlechts. Philosophische Betrachtung von August Niemann. Dresden und Leipzig, G. Pier son.

Wer es wagt, nach Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“ und Schillers „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“ ein Buch unter ähnlichem Titel in die Welt zu senden, der erregt natürlich die Spannung der Leser; um so leichter aber fällt er auch, wenn er nicht wirklich Bedeutendes leistet, ihrem Achselzucken anheim. August Niemann hat zudem noch eine doppelt schwierige Stellung, da er als der Verfasser gediegener Erzählungen vortheilhaft bekannt ist, und man nun auch von ihm als Philosophen Gediegenes erwartet. Was er hier bietet, hat nur beschränkten Werth. Es ist der Versuch eines zwar vielseitig gebildeten Mannes, aber eines solchen, der gerade auf dem Specialgebiete, auf dem er sich hier bewegt, Dilettant ist, sich in Welt und Leben denkend zurecht zu finden. Sein Führer ist meist Plato; das Platonisiren

geht bis zur Nachahmung gewisser Neußerlichkeiten des platonischen Stils. Dazu kommt noch eine Unmasse von Marotten, phrenologische Ideen, buddhistische Anschauungen und, was ganz unerträglich ist, eine schon in der Terminologie schier wahnwitzige Seelenvermögenstheorie. Kurz, so gut gemeint dieser Versuch des Verfassers ist — er ist als gescheitert zu betrachten, weil er, ohne philosophisch-wissenschaftliche Schulung unternommen, Liebhabereien nachgeht, mit denen er der Wissenschaft als solcher nicht gedient ist, und durch deren Erörterung, wenigstens wie sie hier vorgenommen wird, man die Menschheit nicht erzieht, sondern verwirrt. Sie werden ziemlich genau charakterisirt durch das Motto, welches dem Werkchen vorangestellt

ist, durch den Ausspruch Heraklits: „Durch seine Unglaubhaftigkeit entschlüpft das Wahre dem Erkanntwerden.“ mk.

Im Kampf um die Weltanschauung.
Bekanntnisse eines Theologen. 3. und 4. Auflage. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Ein gläubiger Theologe von mildem Sinne, gebildeter Auffassung und weitem Blicke trägt hier in kurzen Capiteln seine christliche Weltanschauung vor. Das kleine Büchlein zeichnet sich vortheilhaft aus durch die Wärme des Gefühls, die klare, aller Salbaderei abholde Sprechweise und ist von wohlthuend verjöhnlichem Geiste getragen. mk.

Bibliographische Notizen.

Das Denken im Lichte der Sprache.

Von F. Max Müller. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Engelbert Schneider. Leipzig, Engelmann.

Der bekannte Oxford-Gelehrte, dessen wissenschaftliche Richtung in dieser Zeitschrift schon Bd. VII, Heft 19, S. 24–67 eingehend geschildert wurde, entwickelt in seinem neuesten Werke ein System seiner Anschauung über Entstehung, Entwicklung und Charakter der Sprache. Die Ausdrucksweise des Autors ist weiträumig; aber wer sich daran nicht stößt, der wird in dieser umfangreichen Schrift Vieles finden, was nähere Erwägung verdient. Von besonderem Werth ist sein bestimmtes Eintreten dafür, daß bei der Frage nach dem Ursprunge der Sprache nicht nur die Physiologie, sondern auch die Sprachwissenschaft, und zwar als die zu allererst competente, gehört werde. In Capitel I zeigt er, daß die Gesamtheit dessen, was wir Menschengestalt nennen, in der Sprache und nur in ihr allein enthalten sei und die Philosophie dementsprechend lernen müsse, die Sprache als ihr eigentliches Object zu betrachten. In Capitel II und IV geht er auf Darwin ein und setzt auseinander, daß auch aus Darwinschen Anschauungen die Abstammung eines Menschen von einem bestimmten andern Geschöpfe sich nicht erweisen lasse. Diese Auseinandersetzung Müllers mit Darwin hält Ref. für das Beste, was in dieser Richtung geschrieben ist. Kein lebendes Wesen außer dem Menschen hat jemals Sprache entwickelt, und wenn Darwin, vorsichtiger als seine Nachfolger, mehrere Urzellen anzunehmen für gut befand,

so ist nicht abzusehen, warum bei dem fundamentalen Unterschied zwischen Mensch und Thier nicht noch eine mehr angelegt werden solle, aus der die Species Mensch sich entwickelt hat. Von weiterem Interesse in Müllers Buch sind seine Untersuchungen über die Sprachwurzeln und die daraus gewonnene Zurückführung des gesammten Materials der indogermanischen Sprachen auf 800 Wurzeln und etwa 121 in denselben ausgedrückte Grundbegriffe, wodurch der berühmte Sprachforscher die Einfachheit unsrer Sprache ebenso wie unseres Denkens zu erweisen sucht. — r —

Geschichte des Barockstils und des Rococo in Deutschland von Cornelius Gurlitt. Stuttgart, Ebner & Seubert (Paul Neff). Stuttgart.

Dieses eben im Erscheinen begriffene, auf 8 Lieferungen berechnete Werk reicht sich als Abschluß den früheren Werken des Verfassers über die Kunst des Barockstils in Italien, Frankreich, Belgien, Holland und England an und dürfte, da nunmehr Deutschland an die Reihe kommt, ein erhöhtes Interesse in Anspruch nehmen. Die vorliegende Lieferung behandelt den Jesuitenstil und den protestantischen Barockstil. Die erste dieser Benennungen, die der Verfasser nicht etwa erst neu geschaffen, wohl aber schärfer präcisirt und richtiger gefaßt hat, ist für die Wandlung im Leben und in der Kunst, welche durch die Bestrebungen der Gegenreformation namentlich im südöstlichen Deutschland hervorgernfen wurde, höchst bezeichnend, indem durch die Nieder-

haltung des Mittelstandes, des eigentlichen Trägers der nationalen Kunstthätigkeit, fremde Elemente zur Ausführung größerer Monumentalbauten berufen wurden und zumal die Jesuiten im Gegensatz zu der deutsch-nationalen Baukunst ihre Bauten in einem fremdartigen antikisirenden Baustil aufzuführen pflegten. Einen wesentlich anderen Anlauf nahm die Baukunst nach dem großen Kriege in den protestantischen Theilen Deutschlands, wo ihr namentlich aus den großen Handelsstädten Straßburg, Augsburg, Nürnberg und in fürstlichen Residenzen ganz andere Aufgaben als Jesuiten-Kirchen und Collegien zufielen. Aber auch der Kirchenbau zeigt in den protestantischen Theilen Deutschlands eine wesentlich andere Richtung. Der Verfasser hat es trefflich verstanden, diese Unterschiede und die durch sie begründete verschiedene Kunstentwicklung in 17. Jahrhundert anziehend zu schildern, so daß man den weiteren Lieferungen mit Spannung entgegensehen und dieses neue Werk allen Freunden deutscher Kunstgeschichte warm empfehlen kann.

Ws.

Handbuch der altchristlichen Architektur. Form, Einrichtung und Aus schmückung der altchristlichen Kirchen, Baptisterien und Sepulcralbauten. Von Dr. Heinrich Holtzinger. Mit ca. 180 Illustrationen. Stuttgart, Ebner und Seubert (Paul Neff).

Der Verfasser will nicht eine Geschichte der altchristlichen Architektur geben, sondern seinen Stoff vom archäologischen Standpunkt behandeln, d. h. zunächst die verschiedenen Erzeugnisse altchristlicher Baukunst Kirchen, Taufkapellen und Erinnerungsbauten systematisch darstellen. So werden in der uns vorliegenden ersten Lieferung, die einen Theil des ersten Buches „die altchristlichen Kirchen“ bringt, zuerst Lage und Orientirung der Kirchen, ihre Umfassung- und Vorhöfe, (Peribolos und Atrium), die Vorhalle (Narthex), jedes mit einer Anzahl von Beispielen belegt, abgehandelt. Es folgt eine eingehende Darstellung des Hauptbaues zunächst bei Longitudinalbauten oder Basiliken (im Gegensatz zu den Central- oder Rundbauten) nach Grundriß und Querschnitt, sowie eine systematische Darstellung der Einzelglieder, Pfeiler, Säulen, Kämpfer u. s. w. Die Arbeit beruht auf sorgfältigen Studien der besten Originalquellen. Die wissenschaftlichen Nachweise sind theilweise im Originaltext gegeben, was für solche, die

sich gründlicher mit dem interessanten Gegenstande beschäftigen wollen, sehr werthvoll ist. Der Verfasser beherrscht seinen Gegenstand, soweit es sich aus der ersten Lieferung erkennen läßt, mit vollkommener Sicherheit. Während der erste Theil die verschiedenen in der altchristlichen Periode gültigen Typen zunächst für sich betrachtet, soll der zweite Theil die historische Entwicklung zur Darstellung bringen, die Entstehung jener Typen theils aus antiken Elementen, theils aus eigener Schöpferkraft, sowie ihre allmähliche Ausbildung. Man darf nach der vorliegenden Probe der Vollendung des Werkes — das auf 8 Lieferungen à 1 Mark berechnet ist — mit großen Erwartungen entgegensehen, da gerade dieses Gebiet in den Handbüchern der allgemeinen Kunstgeschichte ziemlich kurz behandelt zu werden pflegt.

Ws.

Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. Von Ludwig Friedländer. Sechste, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. 1. Theil. Leipzig, S. Hirzel.

Der hohe Werth und die Trefflichkeit des Werkes, dessen erster Band uns in erneuter Ausgabe vorliegt, sind so allgemein anerkannt, daß es überflüssig wäre, hier noch einmal darauf hinzuweisen. Wir wollen uns daher auf die Abweichungen und Verbesserungen der 6. Auflage gegenüber der vorhergehenden beschränken.

Die seit 1881 erschienenen litterarischen Erzeugnisse, sowie die neuen Inschriftenfunde und -publicationen sind mit größter Sorgfalt nachgetragen und berücksichtigt. An anderen Stellen haben die Resultate der jüngsten einschlägigen Forschungen den Vf. veranlaßt, seine früheren Ansichten zu modificiren. Größere Aenderungen und Zusätze weist der erste Abschnitt („die Stadt Rom“) auf, besonders hinsichtlich der Höhe der Häuser und der Schilderung des Trajansforums. Das Gleiche gilt von dem über die Bevölkerung Roms handelnden Anhang; hier wendet sich Friedländer jetzt auch gegen Beloch (1886), der die Einwohnerzahl des alten Roms viel zu niedrig veranschlagte. Völlig umgearbeitet und bedeutend erweitert ist das Capitel über die Ritter (S. 278—295); ebenso die Bemerkungen über den Soldatenstand (S. 372—379). Neu beigefügt ist am Schluß ein Anhang über die Pflanze Mandragora, welchem Untersuchungen von Prof. Ferdinand Cohn in Breslau zu Grunde liegen.

sh.

Ein Rundgang durch die Ruinen Athens. Von Dr. Fritz Baumgarten. Mit 10 Abbildungen. Leipzig, S. Hirzel.

Eine kurzgefaßte, in populärer Form gehaltene Topographie des alten Athen, speciell für den Gebrauch in Schulen bestimmt. Diesem Zweck entspricht es, wenn nur aus den in Schulen gelesenen griechischen und lateinischen Autoren die Stellen citirt werden, an welchen der bezüglichen Verticlichkeiten und Bauwerke Erwähnung geschieht. Durch ein am Schlusse gegebenes Verzeichniß dieser Stellen wird die kleine, preiswerthe Schrift in der That zu einem recht brauchbaren „Nachschlagebuch bei der Klassikerlectüre.“ — Der Verfasser schildert zuerst den Peiraeus mit seinen Höfen, Schiffshäusern und Befestigungen und führt uns dann durch das Dipylon-Thor in die Stadt Athen selbst. Hier nehmen Agora und Akropolis unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir gehen weiter hin über den Areopag nach der Bnyx und von dort die Südseite des Burghügels und den Ilissos entlang, bis am Nynosarges die Wanderung endet. — Die Darstellung ist durchaus klar, anschaulich und anregend; andererseits wiederum erkennen wir auf Schritt und Tritt, daß Alles auf tüchtiger wissenschaftlicher Grundlage beruht. Selbst die Forschungen der neuesten Zeit sind in vollem Umfange verwerthet; namentlich in dem Abschnitte über die Akropolis hat Baumgarten die neuesten Anschauungen über Geschichte und Anlage der Bauten auf der Burg, welche ein Resultat erst der jüngsten Ausgrabungen sind, bereits in allen ihren Einzelheiten aufgenommen. Nur hin und wieder findet sich eine Ansicht, die als noch nicht ganz gesichert gelten muß. Die beigegebenen Planstizzen und Abbildungen veranschaulichen die Schilderung in genügender Weise. sb.

Geschichte der Kaiserlich Deutschen Kriegsmarine in Denkwürdigkeiten von allgemeinem Interesse. Von A. Tesdorpf, Korvetten-Kapitän z. D. und Bibliothekar der Marineakademie. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer.

Nach kurzem Rückblick auf die Anfänge einer brandenburg-preussischen Marine unter dem großen Kurfürsten und unter Friedrich dem Großen, sowie die Versuche zur Gründung einer Deutschen Reichsmarine 1848—52 und einer Schleswig-Holsteinischen Marine 1848—51 giebt der Verfasser, dem bestes Material in Fülle zu Gebote stand, eine

anschauliche und durchweg mit Urkunden belegte Darstellung aller bedeutenden Ereignisse aus der Geschichte unserer Flotte bis auf die jüngste Zeit. Das stattliche Werk, das mit den Bildnissen der Prinzen Adalbert und Heinrich geschmückt und mit einer Karte der deutschen Colonien versehen ist, wird bei Jung und Alt lebhafteste Theilnahme erregen. P.

Horaz. Auswahl aus seiner Lyrik, übertragen von Joh. Starsten. Dritte Ausgabe. Norden, S. Fischer Nachfolger.

Dichterklänge aus dem Alterthum. Uebersetzungen und Nachdichtungen zu griechischen und römischen Dichtern von Jakob Herzer. Leipziger Verlagshaus (Breuell und Franke).

Das erste Büchlein, das zum ersten Male 1865 erschien, bietet eine Auswahl Horazischer Gedanken in völlig moderne Verse eingekleidet. Die Mannigfaltigkeit der poetischen Formen ist nicht weniger reich als im Original, und die verschiedensten Strophen und Reimverse (auch Terzine, Sonett, gereimte Asklepiadeen S. 92) hat der Verfasser sehr gewandt und mit völligem Verständniß der Originale verwendet. Er giebt auf diese Weise natürlich keine Uebersetzung im gewöhnlichen Sinne, sondern eine Umdichtung, die aber demjenigen, der das Original kennt, einen eigenthümlichen Genuß bereiten wird.

In ähnlicher Weise versucht auch der Verfasser des zweiten Büchleins griechische und römische Lyriker (Alcäus, Sappho, Alkman, Anakreon, Simonides, einzelne Stellen aus Chören der Tragiker; Horaz, Catull, Tibull, Propert, Ovid) zu modernisieren. Die Gedanken der einzelnen Poesien trachtet er treuer und vollständiger wiederzugeben als Starsten in der zuerst erwähnten Sammlung, auch manche Erläuterungen für den nicht klassisch gebildeten Leser hat er hinzugefügt; Sprache und Versbau beherrscht er aber nicht in demselben Maße wie jener und an gezwungenen Wendungen und Flickversen fehlt es nicht. Wer die alten Sprachen versteht, der wird lieber nach den Originalen greifen; und wer sie nicht versteht, dem möchte ich rathen, lieber gute deutsche Gedichte zu lesen — an denen wir ja keinen Mangel haben! — als die auf solche Weise modernisirten antike Poesien. O.

Sonnige Tage. Lieder aus einem alten Skizzenbuche von Bruno Gelbo. Leipzig, S. Haackel.

Nicht nur die äußere Ausstattung des Bändchens ist geschmackvoll, sondern auch

Gedankeninhalt und Form der lyrischen Gedichte erheben sich über das Gewöhnliche. Klingt auch hier etwas an Geibel, dort etwas an Uhland oder sogar an Heinrich Heine an — in den meisten Liedern tritt uns ein selbstständig, rein und anmuthig empfindender Dichter entgegen, der verschiedene Formen sicher beherrscht und ohne Ueberladung seine Verse zu schmücken versteht. Außer dem Eingangsgedicht (in gereimten sapphischen Strophen) hat dem Referenten das Lied „auf der Wanderschaft“ und „Frühlings Sturmlied“ besonders gefallen. O.

Der seltsame Fall des Doctor Jekyll und des Herrn Hyde von H. L. Stevenson. Aus dem Englischen übersetzt. Breslau, Sawottländer.

Wir möchten unsere Leser in nachdrücklichster Weise auf das eigenartige und ungewöhnlich starke Talent des jungen englischen Autors hinweisen, dessen Bekanntschaft mit dem deutschen Publikum zu vermitteln die jetzt vorliegende neue Uebersetzung vorzüglich geeignet ist. Vorzüge der seltensten Art sind in der Erzählung vereinigt. Nach der Art, wie das Grundproblem der Erzählung erfunden ist, kann Stevenson mit dem phantastischen, aber geistvollen deutschen Romantiker G. Th. A. Hoffmann, nach der realistischen Ausführung aller einzelnen Consequenzen der angenommenen Grundlage mit dem Franzosen Jules Verne veralichen werden. Da die Vorgänge und Zustände durchaus den modernsten Lebensverhältnissen der Weltstadt London angepaßt sind, so merkt der Leser erst allmählich, daß er sich auf märchenhaftem Boden befindet; und selbst dieses Märchenhafte muthet ihm nicht ganz fremdartig an, da der Dichter ja an eine uns in der Theorie ganz geläufige Vorstellung anknüpft, wenn er die Trennung der „zwei Naturen“ oder „zwei Seelen“ in des Menschen Brust zur greifbaren Wirklichkeit werden läßt, und zwar durch Mittel, deren Wirkung unleugbare Ähnlichkeit hat mit manchem, was man von narkotischen und erregenden Medicamenten thatsächlich gehört hat.

Zu der originellen Erfindung gesellt sich bei Stevenson eine wunderbare Schärfe der Charakteristik, so wie eine außerordentliche Kraft und Anschaulichkeit der Schilderung. Wie diese Eigenschaften dem noch in jugendlichem Alter stehenden Schriftsteller Robert Louis Stevenson in seinem Vater-

lande schnell zu einer ausgezeichneten Stellung verholfen haben, so werden sie — das bezweifeln wir nicht — seinen Ruf auch über die heimatischen Grenzen tragen. R.

Theodor Storm, Geschichten aus der Lönne. Dritte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.

In der Einleitung, welche die ganze Eigenart seiner Muse trägt, erklärt Storm den absonderlich klingenden Titel aus einer poetisch verklärten Jugendreminiscenz. Zugleich giebt er den Grund an, weshalb er denselben statt des einfachen Titels „Märchen“, den die 1. Auflage trug, gewählt habe. Das Märchen sei zur Domäne dilettantischer Stümper geworden und deshalb in Mißcredit gerathen; unter der daraus resultirenden Gleichgültigkeit des Publikums müßten auch die reifen Werke des Künstlers leiden. So hat sich denn Storm die harmlose Täuschung erlaubt, das Publikum durch Annahme eines andern Titels über den Charakter des Büchleins zunächst im Unklaren zu lassen, eine Täuschung, die ihm jeder Leser mit Freuden verzeihen, ja, für die er ihm Dank wissen wird. Daß wir es in den vorliegenden „Geschichten“ nicht mit willkürlichen Phantasiestücken, sondern mit wohl erwogenen und sorgfältig ausgeführten kleinen Kunstwerken zu thun haben, versteht sich von selbst. Betrachten wir sie, gemäß den Intentionen des Verfassers, als Märchen, so müssen wir — mit allem Respect vor des verstorbenen Dichters Namen — bekennen, daß nur die erste Geschichte „Die Regentruhe“, die voll sinniger, poetischer Natursymbolik ist, uns voll befriedigt hat. Die beiden letzten („In Dulemanns Haus“ und „Der Spiegel des Gyprianus“) bieten für unsern Geschmack etwas zu viel von G. Th. A. Hoffmann'scher Schauerromantik. O. W.

Berzaubert. Eine Herzensfabel in Versen von Maria Janitschek. Stuttgart, W. Spemann.

Diese Sammlung von Gedichten legt Zeugniß ab von stark in Gährung begriffenen poetischen Empfindungen. Sie leiden an Unklarheit, und es fehlt ihnen auch die für ein dichterisches Kunstwerk unumgänglich nothwendige Formvollendung. Der Gegenstand — Verherrlichung weiblicher Untreue — dürfte Vielen bedenklich erscheinen. ss.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Blennerhassett**, Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. III. Band. Berlin, Gebr. Paetel.
- Breltner**, A., Vindobona's Rose. Ausgabe I. in Buchform; Ausgabe II. in Form einer römischen capsä (Bücherschachtel). München, J. Schweitzer.
- Das Buchgewerbe**, Berliner Blätter für den graphischen Verkehr. Nr. 1. Berlin W., Paul Honnig.
- Čop Marjet**, M. Südslavische Frauen. Auf Höhen und Tiefen der Balkanländer. Mit 6 Illustrationen von Prof. G. Vastagh. Budapest, C. Grill.
- Demmin**, A., Spanisches Blut. Roman aus der Gegenwart. Dresden & Leipzig, E. Pierson.
- Deutsche Encyclopädie**, Lieferung 27. Berlin, Wiegandt & Grieben.
- Goethe's Gespräche**, herausgegeben von Biedermann. Lieferung 1. Leipzig, F. W. von Biedermann.
- Grüning**, H., Die Stellung des Reiches zur sozialdemokratischen Partei. Zweite Auflage. Hamburg, Herm. Grüning.
- Hanstein**, A. v., Kaiser Wilhelms II. Nord- und Südländfahrten. Reich illustr. Lieferung 3. Berlin, Deutsch-Nationaler Verlag, Ferd. Lange.
- Held**, Fr., Der abenteuerliche Pfaffe Don Juan oder: die Ehebrecher. Leipzig, W. Friedrich.
- Hessenland**, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur. III. Jahrgang, Nr. 1. Redacteur und Vorleger F. Zwenger, Kassol.
- Hirt's** geographische Bildertafeln, herausgegeben von A. Oppel und A. Ludwig. III, 3: Völkerkunde von Afrika und Amerika. (Schluss des Werkes, mit Generalregister über alle drei Theile). F. Hirt, Breslau.
- Holmsen**. B. P., Papa Huanet. Uebers. u. m. Einleit. versehen von B. Frauzius. Leipzig, Carl Reissner.
- Jastrow**, Erwiderung betreffend die „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft.“ S. A. aus den Mittheilungen aus der hist. Literatur XVII, 1. Berlin, R. Gaertner.
- Internationale Revue** über die gesammten Armeen und Flotten. Herausgeber F. v. Witzleben-Wendelstein. VII. Jahrg. Heft 1. Rathenow, Max Babenzien.
- Kastner**, E., Neues und vollständiges Tonkünstler- und Opern-Lexicon. Erstes Bändchen (Angesen-Azzoni). Berlin, Brachvogel & Rauff.
- Kern**, Fr., Goethes Lyrik ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen. Berlin, Nicolai (R. Stricker).
- Kjelland**, A. L., Schnee. Roman. Autoris. Uebers. a. d. Norweg. von M. Ottesen. (Engelhorn's Rom. Bibl. V, 11). Stuttgart, J. Engelhorn.
- Mehring**, Sigmar. Der Reim in seiner Entwicklung und Fortbildung. Berlin, S. Mehring.
- Meyer's** Conversations-Lexicon. Eine Encyclopädie des allgemeinen Wissens. 4. umgearb. Aufl. XII. Band: Nathusius — Polyzmone. Mit 53 Illustrationsbeilagen und 103 Abbildungen im Text. Leipzig, Bibliographisches Institut.
- Michaëls**, H., Arbeiten f. d. Revisions-Commission d. Berufsgenossensch. b. ihrer Control-Thatigkeit. Anhang: Normalbuch für Gewerbetreibende. Berlin, Hugo Spamer.
- Müller**, A. & K., Thiere der Heimat. Mit Chromolithogr. nach Origin.-Aquarellon von Decker u. nach Zeichnungen von A. Müller. Cassel, Th. Fischer.
- Müller**, W., Generalfeldmarschall Graf Moltke. 1800—1889. Volks-Ausg. 3. Aufl. Stuttgart, C. Krabbe.
- Neubürger**, E., Aus der alten Reichsstadt Frankfurt. Frankfurt a./M., Mahlau & Waldschmidt.
- Phillips**, F. C., Wie in einem Spiegel. Autoris. Uebers. a. d. Englischen von A. C. Wandeler. 2 Bde. Stuttgart, T. Engelhorn.
- Polybiblion**, Revue bibliographique universelle. Livraisons de janvier. Paris, 2 & 5 rue St-Simon.
- Revue de l'enseignement des langues vivantes**. Nr. 13. Havre, E. Hustin imprimeur.
- Russ**, Dr. K., Das heimische Naturleben im Kreislauf des Jahres. Lief. 1. Berlin, R. Oppenheim.
- Schmidt**, C. W. O., Das isometrische Zeichnen. Mit 130 Figuren und 12 Tafeln. Berlin, Hugo Spamer.
- Schubert**, H., Aschenbrödel. Berlin, I. H. Schorer.
- Schwebel**, Oskar, Geschichte der Stadt Berlin. Lief. 11—14 (Schluss). Berlin, Brachvogel & Rauff.
- Sollogub**, Graf W. A., Grosse Welt. Eine Novelle in zwei Tätzen. A. d. Römischen. Dresden & Leipzig, E. Pierson.
- Springer**, A., Grundzüge d. Kunstgeschichte. IV. Die Renaissance im Norden und die Kunst des 17. u. 18. Jahrhunderts. Leipzig, E. A. Seemann.
- Stoll**, H. W., Wanderungen durch Alt-Griechenland. 2 Bde. Mit Abbildungen, Karten u. Plänen. Leipzig, B. G. Teubner.
- Strindberg**, A., Der Vater. Trauerspiel. Aus dem Schwedischen übertragen von E. Brausewetter. Autoris. Ausgabe. Leipzig, Reclam jun.
- Suttner**, A. G. v., Aderl. Roman 2. Bde. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Trebitsch**, S., Gedichte. Wien, C. Gerolds Sohn.
- Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins**. I. Die Spielkarte. Leipzig, F. Hirt & Sohn.
- Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin**. XV, 10. Berlin, D. Reimer.
- Walling**, G., (Carl Ulrici). Aus den Tagen Carl's des Fünften. Skizzen in Vers und Prosa. Leipzig, W. Friedrich.
- Welss**, B., Der Friede Gottes. Gedichte. Bremen, J. Kuhnmann.
- Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin**. XXIII, 6. Berlin, D. Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1889^{er.} Frische Füllung. 1889^{er.}

Täglicher Versand

Quellen und deren Wärmegrade

Sprudel . .	58 ⁹⁰ R
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41 ⁸ "
Theresienbrunn	47 ¹ "
Neubrunn . .	47 ³ "
Marktbrunn .	34 ⁵ "
Pelsenquelle .	47 "
Kaiser Karls-Qu.	33 ⁴ "
Kaiserbrunn .	39 ¹ "

— † —

**Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause**

Quellen- Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
—
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— † —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

*Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen
im Jahre 1887*

11,894,000

und im Jahre 1888

12,720,000

Flaschen und Krüge.

**THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,**

UND REMAGEN A. RHEIN.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Neunundvierzigster Band.

Mit den Portraits von: Alfred Krupp, Kronprinz Rudolf v. Oesterreich und Fritz Schaper.



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Facit 129-132
2.68-279

Band 49. — Heft 145.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

April 1889.

Greslau.
S. Schottlaender.



Inhalt des 49. Bandes.

April. — Mai. — Juni.

1889.

	Seite
Walter Bormann in München.	
Adamantios Korais als Zeuge der französischen Revolution. Ein Blatt der Vorerinnerung zur hundertjährigen Wiederkehr der Re- volutionstage	56
Hedwig Bender in Eisenach.	
Giordano Bruno	210
Hedwig Dohm in Berlin.	
Ob Schein, ob Wesen? Novelle.....	1
Martin Herz in Breslau.	
Die Reisen des Kaisers Hadrian.....	387
M. Joest in Berlin.	
Besuch einiger Schulen der Allgemeinen Israelitischen Allianz (Alliance Israélite Universelle) in Marokko und Kleinasien	330
Alfr. Chr. Kalischer in Berlin.	
Beethoven und der preussische Königshof unter Friedrich Wilhelm III. I. II.	197. 362
Paul Lindau in Berlin.	
Im Fieber. Novelle. I. II.	139. 277
Paul Marsop in München.	
Bayreuthiana. Betrachtungen eines Unabhängigen	73
Adolf Moller in Breslau.	
Der Sturm auf die Gymnasien	232
Matilda Serao in Neapel.	
Griechische Novelle	396











Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLIX Band. — April 1889. — Heft 145.

(Mit einem Portrait in Radirung: Alfred Krupp.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Ob Schein, ob Wesen?

Novelle

von

Hedwig Dohm.

— Berlin. —

Durch den Buchenwald, der von der Landstraße abseits nach Horswald — einem Dörfchen in der Mark — führte, kam eine junge Frau geschritten, elastischen Ganges. Nicht wie ein Bürgermädchen sah sie aus, aber auch nicht wie eine elegante Dame. Fremd und eigenartig war ihre Erscheinung. Wie eine Verkörperung der Sage kam sie durch den Wald daher.

Das dunkle glattgeschittelte Haar war in einer schweren Flechte breit im Nacken aufgesteckt und umrahmte ein Gesicht, das an die strengen, klassischen Köpfe Feuerbachs erinnerte; nur durch die langen schwarzen Wimpern brach zuweilen aus den grauen, krystallklaren Augen ein romantischer Schimmer echt deutscher träumerischer Weltverlorenheit. Sie trug ein graues schmuckloses Kleid von einfachstem Schnitt, das beim raschen Ausschreiten das schöne Ebenmaß ihrer Glieder hervortreten ließ. Der schlanke Hals erhob sich aus einem schwarzen Tuch von feiner Wolle, das leicht um die Taille geschlungen, im Rücken zusammengeknüpft war. Sie trug keine Handschuhe, über dem Arm hing ihr ein leichter Strohhut. Die Gesichtsfarbe war hell, nur ein wenig fahl.

Sie kam von weit, weit her, die junge Dame, aus dem Westen Amerikas. Sie kam zurück in ihr Heimatsdorf, wo ihr verstorbener Vater Prediger gewesen war. Sie hatte die Post, die von der Eisenbahnstation durch das Dörfchen fuhr, nicht benutzen wollen, es vielmehr vorgezogen, den Fußpfad durch den Wald, in dem ihr Weg und Steg innig vertraut waren, zu nehmen.

Studienfreund gewesen. Er bot ihm die Predigerstelle in Horzwald an und beschwichtigte die schweren Bedenken des gewissenhaften Mannes, indem er in seiner skeptisch-ironischen Art meinte, für seine Bauern sei die Einprägung der zehn Gebote unter Androhung solider Strafen für den Fall der Uebertretung Religion genug. Und was ihre etwaigen höheren oder Seelenbedürfnisse beträfe, so genüge eine tönende, sonore Stimme, über die er ja verfüge, und ein paar, aus der Tiefe des Unbewußten geschöpfte Phrasen, die um so wirksamer sein würden, je weiter sie den Horizont der Gemeinde überstiegen.

Friedrich Dohren, so hieß der Vater, hatte sich zu dem Wagniß verleiten lassen. Es bekam ihm schlecht. Er war dem inneren Conflict nicht gewachsen, um so weniger, als er ihn vor dem geliebten Weibe, die, von tiefer Religiosität erfüllt, an ihn, wie an Gott selbst glaubte, verheimlichen mußte.

Er hatte einen Bruder, der, als er sich in einen Socialistenproceß verwickelt sah, nach Amerika ausgewandert war, wo er nach harten Kämpfen eine befriedigende Existenz gefunden hatte. Diesem Bruder hatte er einige Male von seiner geistigen Noth geschrieben. Die Antwort war eine herzliche Aufforderung gewesen, nach Amerika überzusiedeln, um dort drüben in einer neuen Erde neue Wurzeln zu schlagen. Damals aber war Friedrich Dohrens Kraft schon gebrochen. Wie hätte er auch vor seiner Gattin eine Auswanderung nach Amerika rechtfertigen sollen, mit den beiden Kindern, die sie ihm geboren, Erika und Liane! In den beiden Namen kam der zarte Natur Sinn der Mutter, der an's Mystische streifte, zum Ausdruck.

Der Widerstreit in der Seele des Geistlichen war mit den Jahren nur gewachsen und hatte schließlich sein Gemüth verdüstert. Zwei Jahre lang lebte er mit unmachtetem Geiste. Von den vielen Thränen, die sie um den vielgeliebten Gatten geweint, war die Mutter erblindet. Der Baron Schrenk ließ die unglückliche Frau im Besitze des Häuschens und bewilligte ihr eine Pension, die sie vor Noth schützte. Der Baron Schrenk! und Ludwig von Schrenk! Vater und Sohn traten lebendig in die Erinnerung der nachdenkenden Frau. Erregt sprang sie von ihrem Sitz empor und schritt weiter, den Kopf leicht gesenkt, die Seele ganz erfüllt von dem, was einst war. Luz, wie wenig glich er dem Vater! Zwar hatte er von ihm die ironische skeptische Art der Anschauung, aber nichts hatte er von seiner Leichtlebigkeit, Frivolität und Liebenswürdigkeit geerbt. Verschllossen war er immer gewesen, stolz, eigenwillig, oft unbeugsam und dabei träge und grüblerisch. Sie war von Luz geliebt worden, so lange sie zurückdenken konnte. Anfangs — er war acht Jahr älter als sie — war er ihr Beschützer gewesen, dann ihr Lehrer, ihr Gefährte, und schließlich hatte ihr die ganze leidenschaftliche Liebe des Jünglings gegolten. Der arme Luz, er war fränklich und launenhaft; er hatte einen Herzfehler und wurde deshalb von

seiner ganzen Umgebung auf's Außerste verwöhnt. Hübsch war er nie gewesen, nur hatten seine blauen Augen einen Blick, und seine Stimme einen Klang, die zu Herzen gingen. Sie waren immer zusammen gewesen, er hatte für Erika zu Horstwald gehört, wie die Luft, die sie athmete, wie See, Wald und Wiese.

Sie sah sich, zurückdenkend, als Kind über den See rudern, der zu dem Schrenk'schen Parke gehörte, die Hände voll Wasserkilien: und der das Boot lenkte, war Luz, und Luz hatte ihr die Blumen gepflückt. Sie sah sich in ihrem rothen Schürzchen, ohne Hut und Handschuhe auf einem Pony, in toller Lust durch den Wald traben, und ihr zur Seite ritt Luz. Sie sah sich als verzauberte Prinzessin in einem hohlen Baume sitzen, von ihrem gelösten Haar umwallt, in ein Riefell gehüllt, und durch den Wald erklang das Horn des Prinzen, der sie zu erlösen kam, und der Prinz war Luz. Sie sah sich in der Hängematte, und zu ihren Füßen saß wieder er. Er las ihr vor, oder erzählte Märchen, oder sie schwiegen beide. Sie träumte in den blauen Himmel hinein, und er sah sie an.

Und eines Tages, etwa ein Jahr nach dem Tode des Vaters, da hatte sie Luz vor der Buche gefunden, die auf dem Wiesengrunde steht, wo die vielen Bergisweinnicht blühen, und in die Rinde des Baumes hatte er zwei Buchstaben geschnitten: E. L. Sie war tief erröthet und hatte davonlaufen wollen. Er hatte sie zurückgehalten.

„Weißt Du nicht, Erika,“ hatte er gesagt, „daß Du meine Braut bist, lange schon? Und Du sollst mein Weib werden, so wahr ich Luz Schrenk bin. Willst Du es? willst Du, Erika?“

„Ja, ich will!“ hatte sie frisch und freudig geantwortet. Unbeschreiblich lieb hatte sie ihn gehabt, den armen, fränklichen Luz.

Als seine Lippen aber die ihren suchten, hatte sie ihn in feuchtem Stolz abgewehrt:

„Ich bin Dir erst verlobt, Luz, wenn Du Deines Vaters Einwilligung hast.“

Schon am andern Tage hatte Luz von seinem Vater Erika zur Gattin verlangt. Der alte Baron wendete seine ganze Ueberredungskunst auf, den Sohn anderen Sinnes zu machen. Als es ihm nicht gelang, schien er scheinbar nachzugeben. In feiger, jesuitischer Hinterlist aber hatte er Erika allein zu treffen gesucht und mit ihr eine Unterredung gehabt, in der er an ihre Dankbarkeit, ihren Edelsinn appellirte. Ob sie nicht wisse, daß er allein ihren Eltern die Ehe ermöglicht habe; nicht wisse, daß auch jetzt noch die Mutter nur von seiner Gnade und Güte lebe? Er könne nicht glauben, daß die Tochter ihm vergelten wolle, damit, daß sie seinen Sohn durch die nicht standesgemäße Ehe mit ihr, des Majorats beraube, das den größten Theil seines einstigen Besitzes ausmache; auch würde der fränkliche Luz durch eine Verheirathung in frühen Jahren seine Gesundheit ernstlich gefährden. Voll Schlaubeit hatte er hinzugefügt, daß er auf ihre

absoluteste Discretion in Betreff dieser Unterhaltung rechne; die leiseste Andeutung darüber gegen Luz würde Feindschaft säen zwischen Vater und Sohn.

Erika hatte Verschwiegenheit gelobt.

Der Kampf in ihrer Seele war kurz gewesen. Eine enthusiastische Natur, stolz und gut, hatte sie sich sofort zu rückhaltloser Entschlossenheit entschlossen. Um die Trennung von Luz unwiderruflich zu machen, fand sie nur eine Lösung; es war eine gewaltsame. Sie schrieb an den Oheim, der in Amerika lebte, und der nach dem Tode des Vaters die ganze Familie noch einmal mit Herzlichkeit aufgefordert hatte, zu ihm zu kommen, daß sie seine Einladung annähme, für den Fall, daß er ihr in seinem Lande eine fruchtbringende Thätigkeit und absolute Selbstständigkeit in Aussicht stellen könne. Er hatte ihr umgehend geantwortet: „Komm! Felder und Seelen liegen hier brach, und nirgends in der Welt findest Du einen besseren Boden für fruchtbringende Thätigkeit.“

Erika hatte der Mutter mitgetheilt, was geschehen war, auch ihre Unterredung mit dem alten Baron. Gramvoll, aber mit frommer Ergebung in den Willen Gottes, und nachdem sie am Grabe des Vaters Erleuchtung gesucht, hatte sie ihre Zustimmung zu Erikas Auswanderung gegeben. Wie eine Flucht bereitete Erika heimlich dieselbe vor, und eines Tages erhielt Luz von Hamburg, eine Stunde vor Abgang des Amerikadampfers, ihre Abschiedszeilen, Zeilen, die eine schmerzliche und feierliche Resignation athmeten. Sie schrieb ihm auch, daß ein Gelöbniß sie bände, ihm die Gründe ihrer Auswanderung zu verschweigen. Sie hatte die Mutter gebeten, ihr niemals Nachricht von Luz zu geben, und auch die heranwachsende Schwester zu verhindern, es zu thun; auch dürfe Luz ihren Wohnsitz nicht erfahren. Die Mutter hatte Alles versprochen und ihr Versprechen gehalten.

Was mochte aus ihm geworden sein? ein bedeutender Staatsmann? war er verheirathet? oder — vielleicht — gestorben? Eine fröstelnde schwermüthige Beklemmung beschlich sie; rasch ging sie weiter. Von einem Hügel herab kam sie zu einer tiefgelegenen Waldstelle: inmitten eines Urwaldes von Gestrüpp, von Farren und Haidekräutern ein etwas sumpfiger Platz, mit langen Gräsern bestanden. Der Wind wirbelte welches Laub von dem Hügel über die Stelle; die schwankenden Gräser, die röthlich schimmerten, wogten durcheinander wie in leiser Klage. Ein paar Krähen krächzten darüber hin. Es war ein düsterer Fleck, und unwillkürlich mußte Erika an ein Bild von Böcklin denken, wo ein Erschlagener gerade auf solchem Terrain liegt, und wo die Furien erscheinen.

Sie schauerte zusammen. Der Hufschlag eines Pferdes klang von fern, dann näher und näher. Ein Reiter kam in Sicht. Ein Mann mit röthlich braunem Vollbart. Sein Gesicht war schmal und kränklich, die Nase stark, der Ausdruck des Kopfes intelligent. Er hing nachlässig im

Sattel, die Augen halb geschlossen. Erikas Gestalt schien er nicht zu sehen. Er war schon vorüber, als ihm nachträglich einfallen mochte, daß etwas Besonderes seinen Gesichtskreis berührt habe. Er wendet sich um. Erika blickt auf; ihre Blicke treffen sich, und mit einer jähen Bewegung reißt er sein Pferd herum, er scheint vom Pferde zu stürzen, so schnell ist er am Boden.

„Erika!“

An der Stimme erkennt sie ihn. Nur ein leises Zittern der Nasenflügel und eine bleichere Farbe verräth ihre tiefinnere Bewegung. Sie sehen sich mit tiefem Ernst in die Augen:

Endlich sagt er:

„Wie verändert Sie sind! Ganz Amerikanerin sind Sie geworden! Kein Wunder, Sie waren nie eine Deutsche. Und jetzt — kehren Sie etwa in Ihre Heimat zurück?“

Sie antwortet mit einer bejahenden Bewegung des Kopfes.

Er bindet sein Pferd an einen Baum und sagt, die Blicke fortgewandt von ihr:

„Und Sie bleiben jetzt in der Heimat?“

Sie fühlt, wie ihm der Athem stockt in der Begierde, ihre Antwort zu hören.

„Nein,“ antwortet sie, „nur wenige Wochen. Meine Mutter hat mich aus Amerika heimggerufen; meine Schwester ist krank, es scheint im Gemüth. Geht es an, so nehme ich Beide, Mutter und Schwester hinüber in meine neue Heimat.“

„Wissen Sie, was Ihrer Schwester fehlt?“

„Nein.“

Sie neigt den Kopf wie zum Abschied und will sich langsam entfernen.

„Und sonst haben Sie mir Nichts, Nichts zu sagen, nach zehn Jahren? Warum auch? Ich habe Ihnen Uebles gethan? habe ich? nicht? Ich habe Sie in's Exil getrieben, in den Urwald! habe ich? nicht? O, ja, ich Bösewicht!“

„Fragen Sie,“ jagt Erika zögernd und vor sich hinblickend, „ich will Ihnen antworten. Was wollen Sie wissen?“

„Ob Sie da drüben Ersatz gefunden haben für — nun, für die Lumperei, die Sie hier im Stich ließen — die grüne Passion eines Krüppels, der franke Narr, der sich einbildete — lassen wir das — haben Sie Ersatz gefunden?“

„Ich habe strenge und segensreiche Arbeit, ich habe eine große Natur und ein reines Gewissen gefunden. Das genügt mir.“

„Und die gesellschaftliche Askese, in der Sie da drüben“ — er betonte das „da drüben“ jedesmal spöttisch — „leben, auch nach Ihrem Geschmack?“

„Ja, auch nach meinem Geschmack. In Deutschland haben Mädchen meiner Art nur die Wahl, als Erzieherinnen, Kinderpflegerinnen oder Stützen der Hausfrau zum Dienstpersonal herabzusinken, oder — zu verhungern. Ich aber bin keine Magdnatur.“

„Sie hätten sich ja gut verheirathen können,“ sagte er ironisch.

„Von diesem Zufall einer guten Heirath abgesehen,“ fuhr sie fort, die Ironie seiner Worte absichtlich überhörend, „entscheidet nach deutscher Sitte Geburt und Vermögen über das Schickjal der Frauen. Verstand und Wissen, Kraft, Gesinnung, wozu? im Kampf der Frauen um's Dasein sind sie ohne Belang. Drüben aber, in meinem Blockhause, am Saume der Prairien, bin ich Königin und Priesterin einer halbwilden Gemeinde. Den Menschen dort ist es so ungeheuer gleichgültig, ob ich in Atlas oder in Kattun gehe, ob mein Vater Excellenz oder Schuhlicker war. Ich gelte, was ich bin, und ich bin, was ich leiste; und ich leiste viel, mit Kopf und Herz und Hand, Hohes und Niedriges, wie es sich bietet.“

„Als Gattin, als Mutter?“ seine Stimme zitterte.

„Nein. Ich habe Steine zum Bau meines Hauses getragen, ich habe Verwundete gepflegt, ich habe gekocht, habe Frauen in Kindesnöthen beigeistanden und das Feld umgegraben. Aber — ich habe auch unterrichtet, gepredigt, Recht gesprochen, Sterbende getröstet, Trunkenbolde vom Laster geheilt, Unmenschen zu Menschen gemacht. Es giebt nichts, was ich nicht erfahren und verstanden hätte.“

Ein klarer Glanz füllte ihr Auge, jeder Zug ihres Gesicht's redete von intelligenter Kraft, die feingeschwungenen Linien des Mundes aber milderten lieblich die Energie des Ausdrucks.

Sein Auge hing an ihr mit leidenschaftlicher Bewunderung. Wie Diana erschien sie ihm, keusch und stark, viel schöner als früher.

„Und Sie selbst,“ fragte er, waren Sie niemals in Gefahr an jenen Grenzen der Cultur?“

„Doch, oft. Ich kenne keine Furcht. Ich verlasse dort mein Haus niemals ohne Revolver. So eine kleine Waffe vertausendfacht unsere Kraft, macht uns dem stärksten Manne gleich. „Uebrigens,“ setzte sie mit halbem Lächeln hinzu, „wenn Sie mich denunciren, muß ich Polizeistrafe zahlen, ich trage auch heute das kleine Ding bei mir.“

„Sie haben diese Waffe nie gebraucht?“

„Doch, ich habe sie gebraucht. Ich habe einen Schurken niedergeschossen, einen andern verwundet. Das zahmste Hausthier, jagen Sie es in die Einöde, in den Urwald, es wird diejenigen Eigenschaften annehmen, die es zu seiner Erhaltung braucht. Erschrecken Sie nicht,“ setzte sie hinzu, als sie unruhige Bewunderung in seinen Blicken las — „bis zum Raubthier habe ich es noch nicht gebracht, und nun gar hier, in meinem Walde, dem lieben — trauten . . .“

Sie brach ab, die Intensität seiner Blicke, die auf ihr ruhten, quälte sie.

„Genug von mir, sagte sie hastig. „Und Sie, Herr von Schrenk, haben Sie, wie ich, einen Beruf gefunden, der Ihnen und Andern frommt?“

„Gesucht — ja, gefunden nicht!“

„Und haben doch so viel Talent und Verstand.“

„Habe ich das? . . . möglich. Ich bin nur so faul wie die Götter, die von ihrem eigenen Glanze leben; und die Hauptsache: meinem Verstand fehlt die Phantasie, das heißt die Flügel, um vorwärts zu kommen. Ueberhaupt ist die Phantasie ein Seelenvermögen, das noch lange nicht genug gewürdigt ist, ich glaube beinahe, daß sie die Wurzel alles lebenswerthen Seins ist, nämlich: die Mutter der Illusionen. Mit den Illusionen steht und fällt, was das Glück des Menschen ausmacht. Ich bin illusionslos, das ist der Schlüssel zu meiner Trägheit und — meiner Ueberflüssigkeit.“

Er sagte das Alles nur so hin, mit einem ironischen Zucken der Mundwinkel; nur ab und zu bligte es dazwischen in seinen blauen Augen auf wie von verhaltener Leidenschaftlichkeit.

„Wollen Sie mir nicht sagen, was und wie Sie gesucht haben in den vielen Jahren?“ fragte Erika.

— „Gern. Warum nicht auch einmal zur Beichte gehen? Was erzähle ich Ihnen nur gleich? ja — richtig: nachdem, — das heißt, nach jener großen Sündfluth von Lieblosigkeit, die den Altar umstürzte, auf dem . . .“ er unterbrach sich — „Altar — ich kam mir noch immer die Bildersprache nicht abgewöhnen — also seitdem hatte ich mich in den Strudel eines wilden Lebens gestürzt. Ich habe der Schönheit der Natur, der Schönheit des Weibes alle Schleusen meines Wesens geöffnet, und die Fluthen sind über mich hergestürzt, trübe Fluthen . . . schon wieder Bilder — einfach deutsch: ich bin lüderlich geworden. Ich war in aller Herren Ländern, ich habe in die Herzen der Völker und in die der Individuen gesehen, und ich habe gelernt . . .“

„Was haben Sie gelernt?“ fragte Erika, da er inne hielt.

„Ich habe es Ihnen ja schon gesagt, daß alle Freude, aller Genuß nur eine Art Hypnose ist. Ich sah auf einer Ausstellung ein Bild, ein junges, schönes Weib auf einem Scheiterhaufen; sie sollte als Hexe verbrannt werden. Die Flammen leckten an ihr empor. Ein Jüngling, ein Arzt hatte ihre Hand ergriffen und hypnotisirte sie; und mit einem verzückten Ausdruck intensiver Wonne blickte sie zu ihm nieder. Durch Suggestion waren ihr die Flammen zu Küssen der Liebe geworden, und anstatt in den Tod gebraten, fühlt sie sich in's Jenseits geküßt. Durch Suggestion kommt uns alles Glück. Ich bin nicht zu hypnotisiren. Ich sehe die Dinge, wie sie sind, häßlich, wahr.“ . . .

Mit gepreßter Stimme unterbrach ihn Erika: „Warum haben Sie keinen Versuch gemacht, in den Staatsdienst zu treten? Niemand hatte glänzendere Aussichten als Sie.“

„Ich habe den Versuch gemacht. Ein Jahr und zwei und einen halben Monat bin ich ehrgeizig gewesen. Ich bin in die Pfade eingelenkt, die Andere auch gehen, wenn sie zu hohen Ehren kommen wollen. Mein Gott, was für Pfade! lange, langweilige, sandige Strecken; dann zickzack, hindurch durch das Dickicht der Intrigue, hinweg über einen ganzen Haufen fleißiger Ameisen; mir widersteht das Todttreten, wenn es auch nur Ameisen sind. Und auf dem holprigen Wege immer die Augen seitwärts, abwärts, immer zwinkern, blinzeln, schielen; nur nicht die Blicke aufwärts gekehrt, zu den Sternen, zum Licht — sonst stolperst Du, und gleich ist der Hintermann über Dir fort!“

„Sie wollen als ein Geschenk der Götter, was nur der Muthige im harten Kampf erwirbt,“ sagte Erika.

„Und hätte ich nun wirklich die Excellenz und ein halbes Duzend Ordenssterne davongetragen — jeder Orden, jeder Buchstabe der Excellenz wäre ja ein Stift, der mich an eine Meinung festschmiedete, die ich haben müßte. Ja, ich könnte besternt sein, ich könnte Excellenz sein, nur wäre ich dann nicht Ich, nicht Ich!“ . . .

„Ich, immer Ich,“ rief Erika beinahe heftig. „Das Ich ist vielleicht Ihre ganze Krankheit. Sie sehen nicht, daß die Andern auch da sind, und Sie sind doch nur . . .“ Sie unterbrach sich, erröthend, mit sich selbst unzufrieden: „Ich habe kein Recht, so mit Ihnen zu sprechen, verzeihen Sie.“ Und befangen, nur um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, fragte sie ihn, warum er jetzt auf dem Gut seines Vaters lebe, und womit er sich dort beschäftige.

„Nicht meines Vaters Gut,“ entgegnete er finster, „mein Gut; meinen Vater habe ich vor acht Tagen begraben. Er hat mir auch auf dem Sterbebett das Geheimniß Ihrer Flucht verrathen. O Sie Unschuld, Sie liebe Unschuld! mein Vater war einen Fingerbreit von der Wahrheit abgewichen. Es hätte Mittel und Wege gegeben, mir das Majorat zu erhalten, selbst wenn Sie mich der Ehre Ihrer Hand gewürdigt hätten . . .“

Erika bewahrte mit Mühe ihre Fassung. Sie wollte nicht, daß er weiter spräche. Sie wandte sich zum Gehen.

„Gehen Sie nicht, ich habe Ihre Frage ja noch nicht beantwortet, womit ich mich beschäftige. Ich schreibe — nein, ich werde ein philosophisches Buch schreiben oder Ackerbau treiben, oder Beides; nur fürchte ich, es giebt Andere, die schreiben bessere philosophische Bücher und verstehen mehr von Ackerbau. Schlecht oder mittelmäßig thun, was Andere besser können, das ist ebenso überflüssig, als schwimmen, wenn man sich damit doch nicht vom Ertrinken retten kann. Apropos Ertrinken: ich beschäftige mich auch zuweilen mit Anwandlungen einer nirwanahaften Sehnsucht, einer tollen

Lust, mich vorzeitig zu meinen Vätern zu versammeln, nur widersteht mir die melodramatische Inszenirung des Todes. Ich soll ja krank sein: Stirb also im Bett, Atom, laß Dir eine Rede von dem Geistlichen halten, und gieb den Würmern, was der Würmer ist!"

Fast mit Widerwillen wendete Erika ihre Blicke von dem krankhaft verzerrten Gesicht des Jugendfreundes ab. Das Gemisch von Cynismus und Exaltation in seiner Sprechweise stieß sie ab. Ein hartes Wort schwebte ihr auf den Lippen, als wieder wie vorhin der Gesang der Landleute in die peinliche Stimmung hineintönte. Die ganze Schwermuth eines liebenden Herzens schien in den Tönen auszuklingen, ein sehndes Weh nach Heimat, nach Jugend, nach irgend etwas Unausprechlichem, das nur in Deutschland, nie in der Fremde, zu finden war. Alle Härte schwand aus ihrem Antlitz hinweg. In ihren grauen Augen flimmerte es romantisch, und ihre Lippen öffneten sich sanft und lieblich mit einem Ausdruck innigen Lauschens.

"Jetzt sind Sie wieder ganz deutsch," sagte Luz, "jetzt sind Sie das Mädchen, mit dem ich durch den Wald ritt, die Prinzessin mit den Märchenaugen, die ich erlöste. O Erika, wie oft habe ich Sie erlöst! Und wer erlöst mich? von der Illusionslosigkeit, von mir selbst? ja, wenn Sie es denn so wollen — von mir selbst? Erika!"

Seine Stimme schien von den einschmeichelnden, zärtlich traurigen Weisen, die die Lust ihnen vom Waldessaum her zuwehte, getragen.

Bewegt reichte ihm Erika die Hand.

Aber plötzlich schien seine Stimmung wieder umzuschlagen. Er wehrte ihre Hand ab.

"Sie würden mir die Hand nicht reichen, wenn Sie wüßten . . ."

"Was soll ich wissen?"

Er band, während er jetzt sprach, sein Pferd los. Einen Moment war er augenscheinlich schwankend, dann schien er mit sich einig.

"So wissen Sie es denn: Ihre Schwester ist krank, weil — nun eben die alte Geschichte, — und wenn sie just passieret, u. s. w. u. s. w."

"Wer — wen liebt Liane?" stieß Erika fast zornig hervor.

"Wen? ach Gott, ein mißgeborenes Geschöpf — den Luz Schrenk liebt sie — zum Lachen — nicht? Lachen Sie doch!"

Er hatte sich in den Sattel geschwungen und wollte davonreiten.

Sie fiel dem Pferde in die Zügel. Ihre Augen sprühten.

"So kommen Sie nicht fort. Wie ist es gekommen, daß Liane Sie liebt? Wo haben Sie sich gesehen? Und Sie — haben Sie keine Schuld dabei?" Ihre Lippen bebten, während sie die Fragen kurz und hart hervorstieß.

Er riß das unruhig gewordene Pferd heftig herum und sagte mit erzwungenem Gleichmuth:

"Neun Jahre hatte ich nichts von Ihnen gehört, ich wollte auch nichts

von Ihnen hören. Ein Kranker hat Launen. Im zehnten Jahre wollte ich von Ihnen hören. Oft hatte ich flüchtig Ihre Schwester gesehen, als sie ein Kind war, und auch später, als sie zur Jungfrau herangewachsen. An einem Februartage ritt ich am Garten des Pfarrhauses vorüber. Liane stand vor dem Gitter. Es war ein kalter Tag, mich fror, ich wollte warm werden, ich erkundigte mich nach der Durchgängerin; das war doch natürlich, wir hatten uns ja so gut gekannt. Seitdem ritt ich jeden Tag vorüber, und jeden Tag traf ich Liane schon am Gitter, meiner wartend, auch bei Wind und Wetter. Es scheint, ich war neugierig wie eine Elster, ich konnte nie genug aus Amerika hören. Als ich merkte, daß das Kind mich liebte, kam ich nicht wieder. Es war wohl zu spät. So ein Kinderherz hält zäh an einer Illusion fest, auch an der absurdesten. Solche Herzen sind von Glas; leckt nur einmal eine Flamme daran, gleich giebt's einen Sprung — kann ich dafür?“

Er gab seinem Pferde die Sporen, und im nächsten Augenblick war er ihrem Gesichtskreise entschwunden.

Erika blieb in nachdenklicher Erregung zurück. So wild und finster war er davongesprengt, ohne Abschied. Und Liane liebte ihn! ein Kind, ja, er hatte Recht, ein harmloses, weltunreifes Kind, so kannte sie sie aus ihren Briefen. Und sein Vater ist gestorben! — wie war nun Alles so ganz verändert? Voll trotigen Stolzes weist sie die Gedanken, die sich ihr aufdrängen wollen, ab. Liane und er — unmöglich! Der Mann mit dem cynischen, skeptischen Welttrog, und das liebliche, fromme Kind!

Die arme Liane! sie wird ihn bald vergessen in der neuen Welt, wo die eiserne Nothwendigkeit strenger Arbeit die Concentrirung aller Kräfte heischt. Wußte sie nicht aus eigener Erfahrung, wie bald man vergißt, wenn man nur sein Herz nicht für den Mittelpunkt der Welt hält! — Wußte sie das wirklich so genau? — hat sie denn drüben Zeit gehabt, sich auf sich selbst zu besinnen? Nun aber — seit heute — die Heimatsluft, der alte, liebe, liebe Wald. Sind auch die alten Gefühle wieder da? Oder waren sie immer da, verborgen in einem Geheimfach ihres Herzens, und nun . . .! Sie raffte sich auf aus der unfruchtbaren Grübelelei.

Wie krank sah Luz aus, auch sein Geist war krank! Sie beißt die Zähne aufeinander. Tief schmerzt es sie, daß er so geworden. Und plötzlich erscheinen ihr die zehn Jahre, die zwischen damals und jetzt liegen wie etwas Verjunkteneß, Abgestorbeneß, und das ferne Land wie ein Panorama, in dem nur der Vordergrund wirklich ist; will man aber tiefer hinein, so ist Alles nur Schein und künstlich Aufgemaltes.

Sie springt auf, erschrocken über sich selbst. Wie? Alles, was sie in der langen Zeit erworben und erkämpft hat an Charakter und Energie, es sollte zerfließen — vor einem Jugendtraum!

„Nein, nein, ich will nicht.“

Sie reckt die kräftigen Glieder, sie wirft das schöne Haupt zurück und blickt empor, mit reinleuchtenden Augen den Horizont umfassend.

„Was ist das? aus der Ferne? abermals der Ton eines galoppirenden Pferdes? Kommt er zurück? Ja, sie erkennt ihn von Weitem. Er sprengt in so rasender Eile daher, als wolle er Jemand einholen, der auf der Flucht ist, und Erika fühlt instinktiv, daß es ihr gilt, daß er ihr noch etwas sagen will. Er scheint überrascht, beinahe bestürzt, sie noch an derselben Stelle zu finden. Aber er sagt nichts, er wirft ihr ein beschriebenes Blatt zu; der Wind weht es ihr auf den Kopf. Und ehe sie noch eine Frage an ihn richten kann, ist er fort!

Sie liest: „Es giebt nichts, so sagten Sie, das Sie nicht verstanden und erfahren hätten. Ist das wahr, so beüben Sie die Sehergabe, durch allen Schein hindurch das Wesen der Dinge zu erkennen. Glauben Sie an Dämonen? Nein. Ich auch nicht. Es ist aber nur der Name, an den wir nicht glauben. Verhängnißvolle Zufälle, das sind die Geister, die bösen, denen wir nicht entrinnen können, weil sie plötzlich da sind, und ehe wir noch zur Besinnung kommen, ihr dämonisches Werk gethan haben.

„Nicht reine Vernunft, nicht inbrünstiger Glaube, nicht Geist noch Tugend retten uns vor dem Teufel: Zufall! Solch ein Zufall läßt ein junges Mädchen bei trügerischem Mondschein sich im Walde verirren, als sie spät Abends von einem Besuche heimkehrt, in dem Walde, wo sie Weg und Steg so gut kennt. Ein zweiter Zufall, ein unnatürlich nichtswürdiger, führt den Mann, den das Mädchen seit Jahren liebt, um dieselbe Stunde durch den Wald. Er findet das schluchzende Kind, halbtodt vor Furcht im Gebüsch. Sie wirft sich an seine Brust, sie klammert sich an ihn, sie will ihn nicht lassen. Sie glauben vielleicht, die Nachtigall ist ein graues Vögeldchen, das hübsch singt; und eine mondhelle Mainacht eine Nacht wie jede andere? Irrthum! Irrthum! Dämonen gießen in die Mainacht flammende Sehnsucht, in das zärtliche Schluchzen der Nachtigall unsagbares Liebesweh, und der Duft der Akazien vergiftet unsere Sinne.

„Sind wir Götter? sind wir Heilige?

„Warum nannte sie mich Luz, mit einer Stimme, einer weltfernen, sinnverwirrenden, einer Stimme, die ich kannte und so unsinnig liebte! Dämonen! Dämonen! —

„Ich suchte sie am anderen Tage auf, ich sagte ihr Alles, was eine junge Seele trösten kann. Sie verstand mich nicht und fragte immer von Neuem: „Wann sehe ich Dich wieder?“

„Ich konnte sie und mich nur durch eine Lüge retten. Mein Vater, sagte ich ihr, habe mir zur Bedingung gemacht, ehe er in die Verlobung mit ihr willige, daß ich sie ein ganzes Jahr nicht sehen, nicht sprechen, ihr nicht schreiben dürfe.

„Liane ist ganz Natur; kein Grübeln, kein Reflectiren ist in ihr, die

das Wirken der Zeit — ich meine das Vergessen — stören könnten. In einem Jahre wäre ich nichts mehr für sie gewesen als ein Traum, und noch ein Jahr später, ein vergessener Traum. Sie wissen, warum ich nach Horswald zurückgekommen bin, ich mußte doch meinen Vater begraben; und Liane weiß wohl, daß ich hier bin. Und nun — morgen muß ich wieder fort; — nein, — übermorgen; — denn vielleicht — geschieht ein Wunderbares; und darum schreibe ich Ihnen das — das. — Ich habe doch noch eine Illusion, eine letzte, unsinnigste — es giebt Schwingungen in der Luft, die wir nicht hören — so giebt es auch Gedanken — unverständlich für gewöhnliche Menschen, Gedanken für die Ewigkeit, die uns über alle zeitlichen Schranken hinaustragen. Nur Menschen, die feiner organisirt sind als andere, große, vorurtheilslose Seelen können sie denken, und — Sie, Erika. Sie — — nein, auch Sie nicht! Ich glaube doch an Dämonen.“

Sie riß den Brief, nachdem sie ihn gelesen, in Stücke. Trockenen, düsteren Auges schritt sie rasch dem heimatlichen Dorfe zu. Ihr war kalt, sie lief mehr, als sie ging. Kein Strahl der sinkenden Sonne, unter der die Baumgipfel erglüheten, fiel in ihre Seele. Sie dachte sich Liane wieder als Kind, ein sanftes Kind mit hellem Haar und Grübchen in den zarten Wangen, und nun — das liebliche Geschöpf, vielleicht zerstört für immer. Der Zorn, der in ihr brannte, raubte ihr fast den Athem. Und da war der Zaun, der den Garten des kleinen Pfarrhauses vom Walde trennte; Alles wie früher, nur ein wenig verwildert schien der Garten. Einige Holzpfähle des Gitters waren umgefallen und nicht wieder aufgerichtet worden. Georginen und Asters standen wirr durcheinander in den Beeten; dazwischen üppiges Unkraut und allerhand wucherndes Gebüsch, durch das Gebüsch aber schimmerte, anheimelnd und freudig leuchtend, der wilde, rothe Wein, der das untere Geschöß des Häuschens umrankte. Ein weiches, liebevolles Empfinden wollte Erika beschleichen, sie kämpfte es nieder. Es handelte sich wohl um ihre Heimatsgefühle!

Mit fester Hand öffnet sie die Gitterthür. Seitwärts in der Geißblattlaube regt es sich. Schnell tritt Erika näher. Eine weibliche Gestalt sitzt auf einer Bank vor einem Tische, ihr Kopf ruht in den Armen, die auf dem Tisch liegen. Man sieht nur die blonden Flechten, die sich um den kleinen Kopf winden. Sie schläft, oder — ja, sie weint, Erika sieht es an dem nervösen Aufzucken der Schultern. Von den Schritten der Nahenden wird die Weinende aufgeschreckt. Sie blickt empor: ein zartes Gesicht mit Bergifmeinnichtaugen und röthlichen Augenlidern, ein krankes Gesichtchen.

Erika ruft sie beim Namen: „Liane!“

Liane starrt einen Augenblick die fremde Erscheinung an; mit einem Male weiß sie, wer sie angerufen. Ihr Gesicht färbt sich bis zum Halse mit Purpuröthe, und ohne einen Laut von sich zu geben, stürzt sie wie

fliehend davon. Erika blickt ihr nach, und — plötzlich zieht ihr Herz sich krampfhaft zusammen, eine Empfindung wüthenden Schmerzes hält sie wie angewurzelt. Sie hat auf den ersten Blick erkannt: das unglückliche Mädchen ist guter Hoffnung. Sie folgt ihr langsam, mühsam ihren Schmerz beherrschend. Am Ende des Gartens sieht sie durch das Gebüsch Lianens helles Haar schimmern. Sie biegt das Gebüsch auseinander, Liane kniet am Boden, das Gesicht in den Händen.

„Gott, Gott, laß diesen Kelch an mir vorübergehen!“ murmelt sie in sich hinein.

Erika ergreift ihre Hände und zieht die zitternde kleine Gestalt zu sich empor. Sie legt ihre Arme um Lianes Schultern, trägt sie halb aus dem Gebüsch in's Freie und hinauf zu dem nahen Hügel, von wo man die Sonne untergehen sieht.

Eben verschwand das Gestirn am Rande des Kiefernwaldes. Keiner lichter Goldglanz breitete sich über den westlichen Himmel, über ihnen tiefleuchtendes Blau. Nur eine tiefgraue Wolke stand am Firmament, aber auch sie ward durchglüht von purpurnem Licht, wie wenn in einer dunklen Seele plötzlich ein zärtlicher Gedanke aufsteht.

„Blick' empor,“ jagte Erika sanft und feierlich, „verstehst Du die Sprache, die Gott in solch einem Sonnenuntergange zu uns redet? Eine Botschaft ist's unermesslicher Güte, eine Bergpredigt des Friedens und der Versöhnung: „Kommt zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid!“ Erhebe Deine Stirn zu ihm. Er weiß, Du hast nichts Böses gewollt.“

Liane richtete zaghaft und fragend ihre thränenvollen Augen auf Erika.

„Liane,“ sagte Erika ganz leise, „ich weiß Alles. Ich habe Ludwig Schrenk im Walde getroffen.“

Liane wollte sprechen; Schluchzen erstickte ihre Stimme. Endlich stieß sie mühsam hervor:

„Und Du — Du — Du stößt mich nicht von Dir — Du . . .“

„Liane, ich bin ja gekommen, um Dir zu helfen. Sage, mein armer Liebling, Du liebst ihn sehr?“

„Ja, ach ja, sehr!“ antwortete sie mit zuckenden Lippen. „Aber — Erika, sage mir — er hat mich auch lieb, nicht wahr? Er muß ja, muß ja, und er kommt doch nicht; seit vierzehn Tagen ist er in Forstwald, und er ist nicht gekommen . . .“

„Er hat seinen Vater begraben . . .“

„Er hätte aber doch kommen können.“

„Er wird kommen.“

Sie streichelte liebevoll das bethrante Gesichtchen, das sich in ihrem Schooß gebettet hatte und fragte ablenkend:

„Und wie hast Du, mein armes Kind, in all den Monaten gelebt — seitdem?“

„Ich weiß nicht recht; so viele, viele Wochen lebe ich nur so hin, und ich dachte immer, er müsse kommen, er oder der Tod. Als aber die Mutter mir sagte, Du kämest, Erika, da habe ich nicht mehr auf ihn gewartet, seitdem nicht; da wollte ich — da dachte ich — es war Alles so schrecklich, was ich denken mußte! Da fuhr ich hinaus über den See, so weit, daß Niemand mich sehen konnte, und ich wollte — Du weißt ja, was ich wollte, und wie ich mich über den Rahn neige — hinab — da — da regt sich's in mir — etwas, das lebt, und es ergreift mich — ich weiß nicht, — ach Gott — so weh, so fremd; und etwas Entzückendes war doch dabei, und ich fühlte, Gott wollte nicht, daß ich da hinunter sollte, jetzt noch nicht — bis das Kind — ich will nur sehen, wie es die Augen öffnet! O Erika, wie seltsam, seltsam und schrecklich ist das Alles, und ich verstehe es gar nicht. Ich werde sterben, wenn es da ist — das Kind, und wenn er — nicht da ist!“

Erika schloß voll zärtlichen Mitleids Liane in ihre Arme.

„Er wird da sein. Du wirst seine Gattin werden, ich gelobe es.“

Und sie that sich selbst den Schwur: so solle es werden und nicht anders!

Sie ging, die Schwester fest umschließend, dem Hause zu. Auf der Schwelle erschien die Mutter, eine kleine, zarte Gestalt mit farblosem Gesicht, die feinen Züge von weißem Haar unrahmt, eine schattenhafte Erscheinung in dem schwarzen Kleide. Sie stand vornüber gebeugt, den Blick zur Erde gekehrt und flüsterte in sich hinein.

Leise trat Erika zu ihr heran. Sie wendete das Haupt Erika zu und tastete mit den Händen nach ihr.

„Erika,“ sagte sie, und wie ein Lichtstrahl glitt es über ihr stilles Gesicht. Ich wußte ja, daß Du heute kommen würdest. Sei willkommen, meine Tochter!“

Und mit beiden Händen umfaßte sie der Tochter Haupt und küßte es.

„Daß ich Dich noch einmal habe, mein geliebtes Kind! nur bist Du blässer geworden, viel blässer.“ Sie schien die Farbe zu fühlen. „Komme, wir gehen zu ihm, zum Vater, gleich, wir dürfen ihn nicht warten lassen.“

Liane blieb daheim, und Hand in Hand gingen die Beiden trotz der tiefer werdenden Dämmerung dem Friedhof zu, der unmittelbar hinter dem Garten lag. Die Mutter öffnete die Lippen erst wieder, als sie an dem Grabhügel standen, ein zärtlich gepflegter blühender Hügel. Eine Trauerweide stand darauf, unter ihren Zweigen eine Bank.

„Friedrich, ich bringe Dir Deine Tochter!“ jagte die Mutter feierlich.

Sie senkte den Kopf bis tief zum Grabe nieder, und leise bewegten sich ihre Lippen. Erika wagte nicht, sie zu stören. Nach einer Weile richtete sich die Greisin wieder auf.

„Ich habe alle seine Lieblingsblumen auf das Grab gepflanzt, damit er sich daran freue. Es ist nicht wahr, daß die Todten todt sind; wenn

wir sie nur fortlieben wie im Leben, dann bleiben sie bei uns. Merk' auf, mein Kind: kein Wind weht — und doch, leise rauscht es in den Zweigen der Weide; und die Blumen, sie duften anders, ganz anders, als Blumen sonst duften, so seltsam süß; und das Säuseln und der Duft, das ist er, das ist seine Sprache, Niemand versteht sie als ich allein.“

Und wieder richteten sich die blinden Augen hinab, ein geisterhaftes Lächeln irrte um ihre Lippen; sie lauschte. Sie hatte Erikas Gegenwart vergessen.

„Es wird kühl und dunkel, Mutter, komm heim.“

Erika wollte sie sanft fortziehen.

„Laß mich noch. Ich thu' nur, was er will. Auch Dir habe ich geschrieben, weil er es wollte.“

„Und schreibst so traurig, daß Deine Tage gezählt seien — und bist doch nicht krank.“

„Nein, ich bin nicht krank, es ist aber doch, wie ich Dir geschrieben. Ich habe nur auf Dich gewartet. Früher, wenn ich hier auf seinem Grabe saß, dann erschien mir seine Gestalt nur undeutlich und seine Stimme wie ein Hauch. Nun ist seine Gestalt immer deutlicher geworden; seine Stimme kommt näher, näher, und in der letzten Zeit spüre ich das Wehen seines Athems, und ich weiß, wenn seine Lippen die meinen berühren, dann darf ich zu ihm kommen. Du bist ja nun da, Erika. Du wirst Liane mit in Deine neue Heimat nehmen . . .“

„Und Dich auch, liebste Mutter.“

„Meine Heimat ist bei ihm, im Leben und im Tode.“

Nach einer Pause fragte sie:

„Ist Liane sehr krank?“

„Nein, liebe Mutter, sie wird bald gesunden.“

Die Mutter versank wieder in sich selbst, und Erika fand kein Wort nüchterner Vernunft, um sie aus ihren Visionen zu wecken.

Neben diesem Grabhügel, neben dieser Greisin, die so schattenhaft dahindämmerte, und deren ganzes Wesen eine ideale, transcendente Leidenschaft für den Todten war, kam ihr alles dem Leben zugewendete Denken und Fühlen grob und vulgär vor, und die sinnlichen Verirrungen eines Ludwig Schrenk erfüllten sie mit Widerwillen. Nein, diese edle Greisin durfte nicht in bitterer Qual aus dem Leben scheiden, weil ihre Tochter in Schmach untergegangen! Die Weihe des Friedens sollte sie hinüberleiten.

Als es Nacht geworden war, ließ die Mutter sich fortführen. Erikas Anwesenheit änderte nichts in ihrem Wesen. Sie stand immer wie auf der Schwelle des Todes und konnte sich nicht zurückfinden in's wirkliche Leben. Doch erlosch sie zusehends seit der Tochter Ankunft. Immer öfter und anhaltender flüsterte sie vor sich hin, ihre Gestalt beugte sich immer

mehr vornüber, der Erde zu; immer war es, als lausche sie auf eine Stimme von jenseits, und oft fuhr sie verstört auf, wenn man eine Frage an sie richtete.

Das visionäre Gebahren der Mutter erfüllte Erika mit heiliger Nüchternheit. Sie schrieb an Luz:

„Meine Schwester trägt ein Kind unter ihrem Herzen, Ihr Kind. Sie wußten es nicht, jetzt wissen Sie es. Sie werden die Mutter Ihres Kindes zu Ihrer Gattin machen. Daß Sie anders denken könnten, ist unmöglich. Mutter zu werden, ohne Gattin zu sein, erträgt Liane nicht. Wie und wann soll geschehen, was geschehen muß? Schreiben Sie es mir.

Erika.“

Sie erhielt umgehend eine Antwort von Ludwig von Schrenk:

„Das Kind ändert nichts. Ich werde nie der Gatte Lianens, weil ich sie nicht liebe. Unsittlicher wäre, zu thun, was Sie verlangen, als meine Weigerung, es zu thun. Ich weiß, was Sie sagen wollen: Sie aber wissen nicht, was ich zu sagen habe. Ich soll Liane heirathen, damit ihr die Achtung der Welt erhalten bleibe. Der Welt! Das heißt der andern Leute! Es geht also um den Schein, und nur um den Schein, nicht um das wirklich Sittliche. Die Thatsache, daß Liane mein war vor der Ehe, ist nicht auszulöschen. Wird Liane durch die Ehe vor Gott, vor sich selber der Sünde — der vermeintlichen Sünde — bar? Nein. Ich soll sie vor Schande bewahren? vor welcher Schande? Liane ist ein reines Weib, sie war es immer, auch in meinen Armen, sie wird es bleiben. Wäre was geschehen, Schändliches, ein Schauder der Natur hätte das liebe Kind geschützt.

Sie heirathen, hieße eine vermeintliche, eine Scheinschmach in eine wirkliche, eine dauernde Schmach verwandeln. Eine solche Ehe wäre für jedes reine Weib . . . jagen Sie selbst das Wort hinzu, das auszusprechen ich mich scheue. Für eine solche Ehe ist Liane zu gut. Ich will nicht der Lüge einen Tempel erbauen, um die Wahrheit darin zu opfern.

Luz.“

Erika brachte, nachdem sie diesen Brief gelesen, einige Tage in bitterem Nachdenken zu. Sie wollte nicht gleich aus ihrer wilden Empörung heraus einen Entschluß fassen; sie wollte klüglich vermeiden, was einer verjöhnlichen Lösung Schaden konnte durch zu heftige Worte, durch zu verächtliche Zurückweisung. Ihre tiefes Mitleid für Liane machte sie zum Maßstab ihres Handelns.

Die verjöhnliche Lösung mußte in's Werk gesetzt werden, um jeden Preis! Sie sah, daß auch in Lianens Seele ein Schimmer der Hoffnung gefallen war. Liane fragte nichts; aber sie folgte der Schwester wie ihr Schatten, und ihre Augen ruhten auf ihrem Gesicht, als wollte sie ihr Schicksal daraus lesen. Nur wenn Erika ihr voll in's Gesicht blickte,

dann wendete sie den Kopf fort. Sie sah Niemand gerade in die Augen seitdem, auch der Mutter nicht, die doch blind war.

Als Erika den Brief von Luz erhalten, sagte sie zu Liane: „Wenn Dich nun Luz nicht zu seiner Gattin machen könnte, weil er zu krank wäre und nicht heirathen dürfte — nicht wahr, dann kämest Du mit mir in meine neue Heimat? So viele tausend Meilen von hier fragt Niemand, was daheim geschehen; auch hat man dort andere Ansichten über das, was sündhaft ist. Wir würden zusammen stark sein, arbeiten, und das Kind gehörte uns Beiden.“

Liane starrte vor sich hin, ihr Gesicht drückte Qual aus. „Aber er ist ja nicht krank, und Du hast ihn ja gesehen. Ach, Erika, zuweilen denke ich — denke ich . . .“ das Wort wollte nicht über ihre Lippen.

„Was denkst Du?“ fragte Erika, sie sanft umschlingend.

Liane verbarg ihr Gesicht an Erikas Brust. „Ich denke, daß er mich nicht lieb hat, mich nie lieb gehabt hat, auch damals nicht. Und wenn ich das denke, dann — dann ist mir, als dürfte ich gar nicht mehr leben, als hätte ich gar kein Recht mehr dazu! Wenn das wäre — o Gott, Erika — aber es kann nicht sein, kann nicht — sage Du — Du . . .“ ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme.

Erika hatte alle Mühe, sie zu beruhigen, mit Liebkosungen und der Versicherung, sie wisse, daß Luz sie lieb habe.

Erika bedurfte selbst der Beruhigung. Es waren gerade Mondscheinnächte. Oft erwachte sie Nachts mit einem Traum, der ihr die Röthe der Scham in's Gesicht trieb. Sie sprang auf, schloß die Vorhänge, als könne Jemand von draußen in den monderhellsten Raum blicken, und aufhorchend lag sie dann lange wach, mit hochklopfendem Herzen. Allnächtlich, um dieselbe Stunde hörte sie den Hufschlag eines Pferdes, sie wußte, wer der Reiter war; unter ihrem Fenster war es dann eine Weile still, bis der Reiter in rasendem Galopp davonsprengte. Bei Tage, wenn sie einen Spaziergang durch den Wald machte,kehrte sie oft plötzlich an einer bestimmten Stelle um; sie wußte, sie würde ihm begegnen, wenn sie nur einen Schritt weiter ginge. Hatte die visionäre Art der Mutter schon auf sie gewirkt? Sah sie Gespenster, sie, die seit so vielen Jahren nur mit derbsten Realitäten zu thun hatte? Ja, ein Gespenst, ein einziges — in den tiefsten Falten ihres Herzens lauerte es — es trieb sie aus allen Sinnen. Wie sie ihn haßte, ihn haßte — auch dafür!

Die Qual der Ungewißheit wurde ihr unerträglich. Sie schrieb noch einmal an Luz.

„Ich versuche, Ihnen ruhig, sachlich zu schreiben. Gott weiß, wie schwer es mir wird. Sie schreiben, als ob es sich um ethisch-philosophische Principien handle und nicht um Sein oder Nichtsein lebendig fühlender unglückseliger Menschen. Sie lieben Liane nicht, sagen Sie. Sie lieben

sie nicht heute oder morgen; aber eines Tages werden Sie sie lieben, Herzensgüte und Lieblichkeit sind eine Macht, die unwiderstehlich wirkt auf jedes Herz, das ein Herz ist.

„Es geht um den Schein, sagen Sie, nur um den Schein. Wenn aber der Schein schmerzt wie Wirklichkeit, so ist es ja gleichgültig, so entsetzlich gleichgültig, ob Schein oder Wesen, ob Illusion oder absolute Wahrheit! Und wahr wie der Tod ist Lianens Verzweiflung, und wahr und wirklich wird das schmerzliche Hinscheiden meiner Mutter sein, wenn sie erfährt, was ihr bis jetzt verborgen ist; doppelt und dreifach schmerzlich, denn sie wird den Gram mitsfühlen für den todtten Gatten. All Ihr Reden ist nichtig, nichtig. Das nackte Laster ist weniger abstoßend, als das mit Sophismen bekleidete. Es giebt keine Entlastung für Sie. Es giebt nur Reue und Sühne. Mögen Sie doch mit Ihrem Denken die Zukunft anticipiren; mit Ihren Thaten dürfen Sie es nicht, weil Sie Andere in Mitleidenchaft ziehen. Sie glauben, ein radikaler Denker zu sein, und borgen sich doch nur Gedanken von der Zukunft, um den Pflichten der Gegenwart zu entschlüpfen. Wie, wenn ein Jeder dasselbe Recht wie Sie beanspruchte, frei von Sitte und Gesetz nach Privatgrundsätzen zu handeln? Dürften Sie sich über den Räuber beklagen, der bei Ihnen einbricht, und der meint, daß Eigenthum Diebstahl sei?

„Es soll nur eine Richtschnur für unsere Handlungen geben: die Menschenliebe! Wenn Sie sehen, daß ein Kind in's Wasser fällt — Sie retten es und denken nicht erst nach, ob Sie sich durch den Sprung eine Erkältung oder den Tod zuziehen könnten. Und Liane steht an einem Abgrunde; und strecken Sie nicht die Hand aus, sie zu retten — ich könnte Sie niederschließen kalten Blutes, wie ich in unseren Wäldern einen Wolf erschoss, der unsere Lämmer erwürgte! — Liane ist schuldig wie Sie; das ist Ihre Meinung, ich lese es aus Ihrem Brief heraus. Gut! gut! Aber wie? wenn Zwei gleich schuldig sind, dann soll der Eine, der Starke, frei ausgehen, und der Andere, Schwache, Zarte soll mit seiner ganzen Existenz büßen? Liegt das in der Sitte der Zeit, so muß das Gewissen des guten Menschen diese ungeheure Ungerechtigkeit ausgleichen. Das ist, wie wenn ein Erwachsener ein Kind niederschläge: elendeste Feigheit. Besser wäre es gewesen, Sie hätten meine arme Liane gleich getödtet, als daß sie nun so qualvoll dahinstehen soll. Sie schreiben mir: ‚Denken Sie! denken Sie!‘ ich antworte Ihnen: ‚Fühlen Sie! fühlen Sie!‘ Sehen Sie hin! In der einen Waagschale: das Elend guter, reiner Menschen, in der andern eine Handvoll fadenscheiniger, sophistischer Moralprincipien.

„Und Sie können schwanken! Alles, Alles ist besser, als daß Unschuldige zu Grunde gehen. Und Sie, Luz, Sie hätten die Rolle des Henkers. Andere für die Wahrheit opfern ist tausendmal schlimmer, als sich selbst für eine Illusion, sagen Sie meinetwegen für eine Lüge opfern. Lügen Sie! lügen Sie — Luz! aber retten Sie Liane!

„Nimmermehr glaube ich, daß Sie Ihr letztes Wort gesprochen haben. Ich warte auf das letzte. Thun Sie nicht, was Sie thun wollen; thun Sie, was Sie thun müssen, guter Luz!

Erika.“

Wieder traf die Antwort Ludwig von Ehrenfs umgehend ein. Er schrieb:

„Mir werfen Sie Sophismen vor; aber Alles, was Sie selbst schreiben, trieft zwar von Tugend, und ist doch verworfen vor Gott, vor dem Weltgeist! Sie könnten mich niederschließen, sagen Sie? Das wäre wahrscheinlich tugendhafter, als in einem Augenblick leidenschaftlicher Zärtlichkeit die Gewalt über sich verlieren! Ja, ich glaube es, Sie wären eher im Stande, den Mann, den Sie lieben, zu tödten, als sich ihm hinzugeben. O erhabener, schnöder Tugendstolz! Zwar sind Sie für Abschaffung der Todesstrafe; aber jemand, der Ihre Schwester vermeintlich gekränkt hat, den richten Sie ohne viel Federlesens hin!

Könnte Liane, wie sie es nicht kann, von der Meinung der Welt abstrahiren — keine Faser ihrer sittlichen Natur würde sich gegen mich auflehnen. Sie aber, Erika, die Sie zehn Jahre in Amerika den Urathem der Natur getrunken, Sie hätten die morische Sittenlehre des alten Europa abstreifen können. Es wäre besser, sagen Sie, ich hätte Liane gleich getödtet, als daß sie nun gramvoll dahinsiecht. Wahnsinnigste Ausgeburt eines moralischen Aberglaubens! Besser scheint es Ihnen, sie wäre todt, als daß Hinz und Kunz nichts mehr von ihr wissen wollen. Aber Hinz und Kunz wollen ja so wie so von der armen inferioren Predigerstochter nichts wissen; der geringe Unterschied ist nur: bisher gingen sie gleichgültig an ihr vorüber, jetzt mit einem verächtlichen Blinzeln. Fragen Sie die Geschichte oder die weltkundige Mitwelt, wieviel Frauen sie kennt, hervorragende, berühmte Schauspielerinnen, Künstlerinnen und andere, die offenkundig die Geliebte irgend eines Mannes gewesen sind, und die in den meisten Fällen Männer gefunden haben, unbescholtene, vom einfachen Bürger bis zum Fürsten herauf, die sie zur Ehe verlangten — trotzdem! Im Volke kennt man diese Scheu vor gefallenem Mädchen nicht. Es scheint, Unberührtheit verlangt man nur von den Mädchen, die auf keinem anderen Gebiete leistungsfähig sind. Lassen Sie Ihre Schwester etwas Ordentliches lernen, und der vermeintliche Makel — man wird ihn nicht sehen, weil man ihn nicht sehen will. Was die Welt braucht, mißachtet sie nicht. Meine Schuld, ich leugne sie nicht, und doch — ich bin nur ein untergeordneter Faktor in Lianens Schicksal. Daß ihre Mutter blind ist und sie nicht schützen konnte, daß des Mädchens ganzes Wesen in Zärtlichkeit gelöst ist; daß Sie, Erika, nach Amerika gegangen sind — ja, das ist's, daß Sie nach Amerika gegangen sind, das war das Uergste. Ich wollte Erika heirathen, weil es das Richtige war; ich will Liane nicht heirathen, weil

es das Falsche wäre. Damals, vor zehn Jahren, hätten Sie mein Weib werden müssen. Aus Großmuth, Edelsinn, was weiß ich, wurden Sie es nicht. Was hat der alte Mann, mein Vater, von Ihrem Edelsinn gehabt? Daß ich einen wüsten Lebenswandel geführt, kein junges Weib in sein Haus gebracht, ihm keinen Enkel geschenkt habe. Und Sie? Heimatlos, ein Leben voll vulgärer Arbeit und das Unglück Ihrer Schwester! Alles Folge der Feigheit, der Lüge; und sie soll fortgesetzt werden, diese Lüge, bis in alle Ewigkeit?

Die Art der Tugend, die Sie von mir fordern, reicht für mich nur bis zu dem Jahre, wo ich denken lernte; seitdem habe ich in ihr so viel Heuchelei, Unzucht, Vergeudung von Kraft und Leben entdeckt, daß ich nur noch der Moral folge, die auf dem Grund und Boden meiner eigenen Seele gewachsen ist. Immer wieder sollen wir unsere besseren Empfindungen opfern wegen der schlechteren der Andern! Immer sich anpassen, immer eingepfercht in den Gedankenkreis der großen Herde! — Nein! nein! — und soll ich schon Märtyrer sein, — sei es dann für die Wahrheit, die im Schooße der Zukunft ruht, nicht für den auswendig gelernten Katechismus unserer Urahnen. Reue und Sühne fordern Sie von mir. Ich habe Reue, und die Sühne — sind Sie denn blind, Erika, und sehen Sie nicht die Furien auf meinen Fersen? Aller Gram Ihrer Schwester wiegt den meinigen nicht auf! Sie sind da, Erika, und ich liebe Sie, ein wahrer Extract von Liebe, so feurig und unbändig geworden in den zehn Jahren, daß er das Herz fast, das sie einschließt, sprengt. Und nichts, nichts ist zwischen uns als das! O Gott! Gott! welch eine Hölle! Erika, noch nicht Sühne genug!“

Erikas Aufregung, als sie diesen Brief gelesen, war so stark, daß sie sich eine Zeitlang einschließen mußte, um sie Aianen nicht zu verrathen. Sie will nicht nachdenken über das, was Luz schreibt; sie will nur, es soll geschehen, was recht ist. Aber wie nun?

Sie geht auf den Grabhügel des Vaters, die Mutter aufzusuchen. „Mutter,“ sagt sie, „wenn uns Jemand tödtlich gekränkt hat, sollen wir es dulden?“

Die Mutter legt die Hand über Erikas Augen, als sähe sie ihr zorniges Blicken. „Still, still, mein Kind, frage mich nicht, frage die Du liebst, und die in der ewigen Ruhe sind.“ Sie schwieg eine Weile, dann fuhr sie fort: „Hörst Du, wie der Wind das herbstliche Laub dahinweht? — zur Ruhe. Noch eben war die Sonne auf meinen Augen; jetzt sinkt sie hinab — zur Ruhe, Ruhe! Frieden! Störe den Frieden der Todten nicht. Was wir thun, es soll sein wie Kränze, die wir auf das Grab des Geliebten legen.“ Und mit zärtlicher Hand streicht sie über den weichen Nasen des Hügel.

Die Worte der Mutter jänstigten allmählich den Sturm in Erikas Brust. Sie blickte in das Gesicht der Greisin, das still verklärte; ihre

Blicke schweiften über die Landschaft, die jenseits des Friedhofes hügelig anstieg. Oben standen Baumgruppen im herbstlichen Laub; von zartem Goldduft umflossen, hoben sie sich in wunderbarer Lieblichkeit vom reinen Aether des Himmels ab. Wie rein, wie erhaben war das Alles, das Antlig der Mutter, die Goldseligkeit der Natur, und das Herz eines guten Menschen — und gut war Luz in ihrer Meinung — sollte keiner Läuterung fähig sein?

Bisher hatte sie nur kategorisch verlangt, was er thun sollte, und in seinem souveränen Denkerstolz hatte er sich gegen ihren Willen aufgelehnt. Nur sein Verstand war auf Abwegen. Jetzt wollte sie einfach aus ihrem Herzen heraus zu ihm reden; und das seine würde ihr die Antwort geben, die sie heiß ersehnte.

Sie schrieb eine Zeile an Luz, daß sie ihn am nächsten Tage im Walde treffen möchte, auf dem Rasenplatze unter der Buche, wo die vielen Vergißmeinnicht blühten.

Sie hatte mit Absicht diesen Platz gewählt, weil sie meinte, dort würde sein Sinn weichen Empfindungen zugänglicher sein, als irgend wo anders in der Welt.

Als sie sich am nächsten Tage für die Zusammenkunft im Walde ankleidete, fiel ihr Blick auf den Revolver, der auf ihrem Tische lag. Sie griff darnach und steckte ihn mechanisch zu sich, in der langjährigen Gewohnheit, nie irgend einer Gefahr, welcher Art sie auch sei, waffenlos entgegenzutreten.

Es war ein stürmischer Herbsttag. Wie entfesselte Leidenschaft tobte der Sturm und wirbelte das gelbrothe Laub durch die Lüfte. Blauschwarz der Himmel, von Blitzen durchzuckt. Die Gräser erschauerten und fuhren wild durcheinander.

Sie traf Luz schon auf dem halben Wege zur Buche, gerade an jener düsteren Stelle, die sie an Böcklin's Furienbild erinnert hatte. Eine unheimliche Empfindung durchfröstelte sie.

In seinen Augen brannte ein fieberhaftes Licht, und ab und zu ging ein Zucken durch seine Glieder, bei ihm immer der Vorbote eines Herzkrampfs.

Er war rasch an sie herangetreten; ohne ihm aber zur Anrede Zeit zu lassen, hob sie sanft mit gedämpfter Stimme zu sprechen an.

„Ich komme nicht her, Herr von Schrenk, um mit ihnen zu streiten, wer Recht und wer Unrecht hat. Es ist ja möglich, sehr möglich, daß Sie allein Recht haben. Ich komme hierher, um Gnade zu erbitten für Eine, die zum Tode verurtheilt ist, unschuldig verurtheilt.“

Er wollte sprechen, mit einer bittenden Gebärde wahrte sie es ab.

„Sie sind ein Philosoph, ein Denker, ich weiß, ich weiß, — ich aber, wie sollte ich denken können? Gianens Thränen haben alle meine Gedanken ausgelöscht, und vor den Gebeten meiner Mutter bin ich zu

dem frommen Glauben zurückgekehrt, daß um das Gute und Rechte zu thun, wir nur Gottes Stimme zu hören brauchen, die in uns Allen ist. Auch in Dir, Luz, höre sie! höre sie! Erbarme Dich Lianens! erbarme Dich meiner Mutter! erbarme Dich meiner!"

Sie war nahe zu ihm herantreten, sie legte ihre Hand auf seinen Arm, die rothen Lippen halb geöffnet, sah sie zu ihm auf, die Augen feucht erglänzend in dem Gesicht, das weiß war vor heißer Erregung. Schön war sie so, wie die Versuchung selber. Ohne es selbst zu wissen, hatte sie die Anrede gewechselt, ihn aber traf das „Du“ mitten in's Herz. Er wich von ihr zurück, er streifte ihre Hand von seinem Arm, er umflammerte einen Baumstamm, er suchte eine Stütze, um sich nicht auf sie zu stürzen, „Erika!“ rief er mit halberstickter Stimme.

Sie blickten sich sprachlos in die Augen. Was sie jagen wollte, erstarrte ihr auf der Lippe. Sie wollte fortblicken von ihm und konnte nicht — der Blick des Basilisken? Sie fürchtete sich — was würde nun kommen? etwas Schreckliches? unwillkürlich tastete sie nach dem Revolver.

Und es kam. So leise, daß sie ihn kaum verstehen konnte, sagte er: „Opfere Du Dich für Deine Schwester!"

„ — Ich — wie denn?“

Er löste seine Arme vom Baum und streckte sie ihr beschwörend entgegen.

„Nur einmal, einmal, Erika, sei mehr, denke höher als die Andern, sei mehr als ein Echo der gangbaren Meinung. Nur einmal opfere den Schein der Ehre für echtes, wirkliches Glück!"

Mit angstvoller Spannung blickte Erika ihn an.

„Zwei Lösungen giebt es," fuhr er mit erzwungener Ruhe fort. Ich heirathe Liane, lasse mich nach einem Jahre von ihr scheiden, und Du wirst mein Weib."

Entsetzt blickte Erika ihn an, als hätte sie nicht richtig gehört.

— „Und breche das Herz meiner Schwester. Das ist ja unmöglich, ganz unmöglich. Was Sie da sagen ist ein Abgrund von Frivolität."

„Nie bin ich entfernter von Frivolität gewesen als in diesem Augenblick," sagte er mit einer Stimme, die in Leidenschaft vibrirte; „die Welt, die Gesellschaft mit ihrem Hofuspokus versinkt hinter mir — und empor steigt aus der Tiefe der Seele, nackt, die Wahrheit selbst; und der Inbegriff aller Wahrheit in mir, das ist die Liebe zu Dir, Erika! Ich habe Quadersteine von Vernunft herbeigetragen, um sie zu begraben; ich habe Gedankenpfeile zugespitzt, vergiftet, um sie zu tödten — umsonst, umsonst, sie wuchs immer nach, sie wuchs! — Und mit dieser Liebe für Dich im Herzen soll ich Liane heirathen, die Deine Stimme hat, Deine, und ich könnte . . . ich sollte — sollte — o pfui, nicht doch — nicht doch!"

Er streckte die Arme nach ihr aus.

„Sei mein, Erika, mein, und alles Andere sei, wie Du willst! Ich

will mit Euch in den Urwald gehen, von Jagd und Fischfang will ich leben. Und willst Du die Scheidung nicht, so bleibe ich vor der Welt Dianens Gatte, Du aber bist meine Geliebte! die einzig Geliebte! Du liebst mich ja, Deine Seele und all Deine Sinne wollen zu mir! Du bist ja schon mein, Du bist es immer gewesen!“

Er riß sie an seine Brust und küßte mit flammenden Lippen den Mund, den nie ein Mann bis dahin berührt hatte.

War es Eiskälte, war es verzehrende Gluth, die sie durchschauerte, sie wußte nicht, was sie rasend, sinnlos machte. Sie stieß ihn zurück, ihre zitternden Finger ergriffen den Revolver. Sie rang nach Athem. „Nein, ich will nicht! ich will nicht! Schmach häußt Du auf Schmach! Elender! Elender!“

Sie riß den Revolver empor. Mit dem Sprunge eines Tigers war er auf sie gestürzt, die Kugel flog in's Gebüsch, er riß ihr die Waffe aus der Hand, setzte sie auf seine Brust — ein pfeifender Ton, — ein schwerer Fall. Er liegt am Boden, die Hand fest auf die Brust gepreßt, ein kurzes, heiseres Lachen stößt er aus.

„Wir Narren!“ Er speit die zwei Worte hinaus mit seinem Blut. Seine Hand sinkt von der Brust, das Gras färbt sich roth. Und urplötzlich verändern sich seine Züge — die Weihe des Todes. Groß und edel wird jeder Zug, eine Offenbarung seiner ursprünglichen Gottesnatur, ehe das Leben sie verdarb.

Sein brechendes Auge sucht das ihre. Sie legt ihre Hand in seine erkaltende. Seine Finger schließen sich fest um ihre Hand, als wollten sie sie im Tode nicht lassen. Sie versteht seinen Blick, sie nimmt den Revolver vom Boden, sie erhebt ihn, und — langsam läßt sie ihn wieder sinken. Nein, kein Selbstmord! Wie gleichgültig, ob sie jetzt stirbt oder in zwanzig oder in dreißig Jahren! Was Leben in ihr war, ist ja doch hin, aber für die Anderen muß sie noch da sein. Der Sturm in der Natur ist vorüber, aber er hat die Bäume kahl zurückgelassen. Sie küßt jeden einzelnen Finger der Hand des Todten, und die Finger scheinen sich zu erwärmen und geben ihre Hand frei. Sie drückt ihm die Augen zu und legt sein Haupt in die Sonne, die mild und schön zur Reize geht und eine Glorie über den düsteren Fleck ergießt. Und den Rosenschimmer über Wald und Himmel, den süßen Frieden, den Bach, der dahinträuscht, Erika sieht Alles und weiß, sie ist auf immer davon ausgeschlossen, sie wird sich nie mehr daran freuen.

Und wieder, wie vor wenigen Tagen, trägt der Wind vom Saum des Waldes her den Gesang der heimkehrenden Arbeiter herüber: sein Grablied. Ja, ein Lebewohl auf Nimmerwiedersehen; und doch so unermeßlich Sehnsüchtiges klingt aus dem Liede, so Lockendes! Lockendes: komm! komm! wohin? weit — weit hinaus — über Berg und Thal und Meer, — hinaus — hinauf — hinüber — zu ihm! Thränen, brennende, fallen

auf den Todten. Inbrünstig küßt sie sein weißes Gesicht. — Sie blickt in sich — schauernd verschließt sich ihre Seele vor ihren Gedanken. Ja, sie hat ihn getödtet — sie!

Sie ruft die Landleute an, die näher gekommen waren, und trägt ihnen auf, den Todten heimzubringen. Dann geht sie über den Kirchhof nach Hause. Auf dem Grabhügel des Vaters findet sie die Mutter, das Gesicht im Rasen des Hügelz gebettet. Sie richtet den Kopf auf — sie ist todt, auch sie! Sie findet es so natürlich und auch so gut, daß die Mutter nicht mehr ist. Sie blickt lange in das stille Antlitz. Ja, so sehen Menschen aus, die gern gestorben sind. Sie ist heimgegangen — zu ihm. Wohl ihr!

Als sie Liane im Hause trifft, sagt sie ihr tonlos, daß die Mutter und Luz Schrenk gestorben sind; sie sagt ihr, daß Luz schon seit Jahren schwer krank gewesen, daß er sie lieb gehabt und daß sie seine Gattin geworden wäre, wenn er länger gelebt hätte. Liane verliert die Besinnung. Als sie aus einer langen, Ohnmacht erwacht, giebt sie sich leidenschaftlichem Schmerz hin. Seit Luzens gewaltsamem Tode empfindet Erika allmählich fast eine Abneigung gegen die Schwester. Als Luz und die Mutter begraben waren, fuhren sie beide über den Ocean.

Drüben gab Liane einem Knaben das Leben. Als sie genesen war, theilte sie die Arbeiten und Pflichten Erikas. Allmählich säuſtigte sich ihr Schmerz, und einige Jahre später fand sie einen wackeren Mann, der sie zur Gattin nahm, obgleich er ihre Vergangenheit kannte. Sie wurde eine glückliche, heitere Frau, Mutter vieler Kinder, die sie alle liebte; nur den kleinen Luz, ihr natürliches Kind, liebte sie nicht. Sie überließ es Erika, auch dann, als sie mit ihrem Gatten in einen andern Theil des Landes übersiedelte. So gehörte der Knabe Erika allein. Er hielt sie für seine Mutter. Diese Lüge war all ihr Glück, ihr einziges. Froh wurde sie nie mehr. Es war dasselbe Leben wie früher; nur ein Todter hatte sich in ihrem Gedächtniß festgeklammert, und sie konnte ihn nicht mehr loswerden. Den Lebenden hätte sie vergessen können, den Todten nicht — das Werk der Furien!

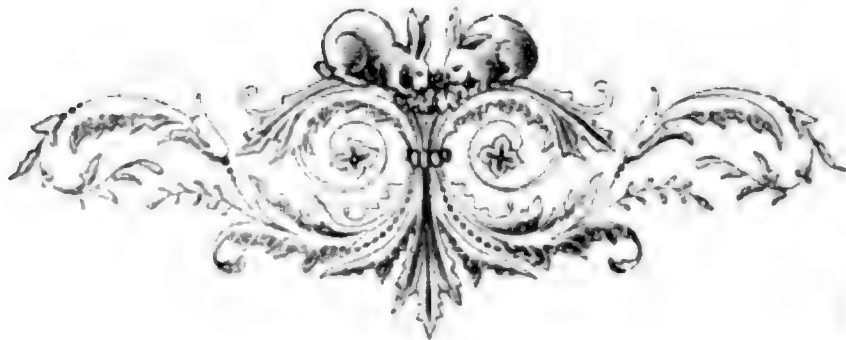
Wenn sie voll Bitterkeit das heitere Glück ihrer Schwester sah, dann zischelte sie: „Wir Narren!“ Wollte ihre Seele an der Größe der Natur, an erhabenen Ideen, die sie las, an eigenem idealen Wollen sich aufschwingen — immer tönte dazwischen, wie aus einem blutigen Nebel heraus, der gellende Hohn des Sterbenden: „Wir Narren!“

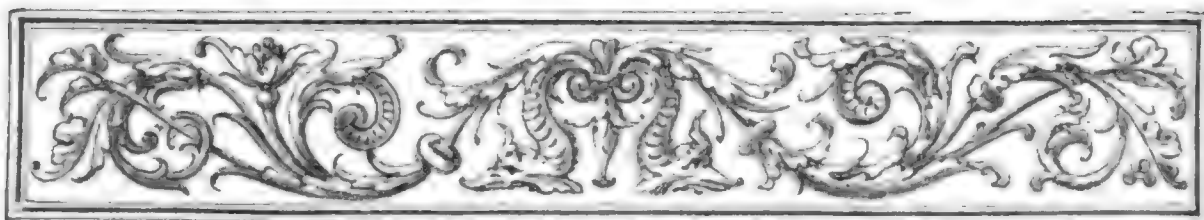
* * *

Erika hatte Unrecht. Nicht Wir Narren — Er Narr mußte es heißen. Ein Narr, wer sich über die Sittengesetze seiner Zeit stellt! Er gleicht dem Feldherrn, der seinem Heer vorausziehen wollte, um schneller den Sieg zu erringen. Er gefährdet das Heer. Würde er niedergeschossen als Deserteur, ihm geschähe Recht.

Die sittlichen und socialen Räthsel der Gegenwart löst immer nur die Zukunft. Recht und Pflicht der lebenden Generation ist es, die Lösung mit ihrem Denken anzubahnen, wie Erika in ihrem Brief an Luz es aussprach; sie mit Thaten anticipiren wollen ist brutal. Es ist, als wollte man die Pfeiler eines morschen, aber bewohnten Gebäudes zusammenstürzen, Schuldlose darunter begrabend, anstatt Stein für Stein abzutragen. Ist genug ist die Wahrheit der Zukunft Lüge für die Gegenwart.

Die sittliche Maxime aller Zeiten aber soll sein: „Alle für Einen, Einer für Alle“; Keiner für sich!





Alfred Krupp.

Von

* * *

Der Schöpfer des großen Weltgeschäftes, der Gußstahlfabrik zu Essen, Alfred Krupp, dessen erfolgreiche Erfindungen im Geschützwesen einen unschätzbaren Antheil an den Siegen der deutschen Waffen im Kriegsjahre 1870/71 hatten, der andererseits in großartigster, bisher nicht dagewesener Weise der Wohlthäter von vielen Tausenden von Arbeiterfamilien war, der in seinem Riesenetablisement die „sociale Frage“ in praktischer und heilbringender Weise gelöst hat, behauptet eine Stellung in der Geschichte der deutschen Industrie- und Nationalökonomie, von der sich vielleicht nur Wenige einen Begriff machen. Ohne daß wir schon jetzt näher, in die Einzelheiten der Entwicklung und Verbreitung des Krupp'schen Geschäfts eingehen, werden folgende wenige Zahlen genügen, um dem Leser eine Idee von dem Schaffen dieses Mannes zu geben.

Als Friedrich Krupp, der Vater Alfreds, am 8. October 1826 starb, beschäftigte die Fabrik 4 Arbeiter. Als Alfred im Jahre 1848 das Geschäft auf eigene Rechnung übernahm, war die Zahl auf 74 gestiegen. Die letzte im Juli 1888 erfolgte Aufstellung zeigte folgendes Resultat: Die gesammte Zahl der von der Firma Krupp beschäftigten Arbeiter beläuft sich auf 20 960 Mann. Die Zahl der Familienmitglieder dieser Arbeiter beträgt 52 809, so daß die ganze vom Werke abhängige Bevölkerung sich auf 73 769 Seelen beläuft!

Alfred Krupp entstammt einer Familie, die sich schon seit drei Jahrhunderten eines hochgeachteten Namens in Essen und der Umgebung erfreut. Seit Einführung der Reformation gehörte dieselbe zu den angesehensten protestantischen Familien der Stadt. Schon im Jahre 1560 wird ein Kaufmann Krupp in den alten Chroniken der Stadt genannt, der einen

vornehmen niederländischen Flüchtling Alexander van Gunßen, welcher wegen seines Glaubens vor der spanischen Inquisition hatte fliehen müssen, gastfreundlich in sein Haus und in sein Geschäft aufnahm und ihm später seine einzige Tochter zur Frau gab. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hören wir von einem Krupp, der eine Gewehrfabrik in Essen hatte; Arnold Krupp war Bürgermeister der Stadt von 1703—1734. Im Jahre 1760 ist Friedrich Jobocus Krupp Secretär des Magistrats von Essen und wird von der Stadt mit einer Kohlenzeche belehnt, die er nach seiner Stellung „Secretarius“ nannte. Die Wittve dieses Friedrich Jobocus, Helene Amalie, eine geborene Ascherfeld, kaufte im Jahre 1800 die an der Essener Grenze zu Sterkrade gelegene Eishütte „Gute Hoffnung“, in welcher sich später ihr Enkel Peter Friedrich Krupp, geb. 17. Juli 1787, Vater von Alfred, zum Hüttenmanne ausbildete.

Seit 1807, im kaum vollendeten zwanzigsten Lebensjahre, stand Friedrich bereits selbständig der Leitung dieses kleinen Werkes vor. Ein Jahr später jedoch, September 1808, als sich eine günstige Gelegenheit bot, wurde das Eigenthum wieder verkauft, und zwar an Heinrich Gunßen, einen Nachkommen des niederländischen Emigranten, dem der Kaufmann Krupp vor 250 Jahren in Essen ein neues Heim gegeben hatte. Ein abhängiges oder gar müßiges Leben war aber nicht nach Friedrichs Geschmack. Im August 1808 hatte er sich mit Therese Wilhelmi aus Essen verheirathet, und im October 1810 kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück und übernahm dort die Leitung einer bis dahin von seiner Mutter geführten Specereihandlung. So entstand in diesem Jahre die Firma Friedrich Krupp. Aber ein strebender, energischer Charakter wie der Friedrichs konnte seine Thätigkeit nicht mehr lange auf den Detailverkauf von Kaffee und Zucker beschränken und er sehnte sich danach seine in der Eishütte „Gute Hoffnung“ gewonnenen praktischen Kenntnisse zu verwerthen. So kaufte er denn gegen Ende des Jahres 1811 ein in Alteneßen gelegenes kleines Besizthum von circa fünf Morgen und errichtete dort ein Schmelz- und Cementirwerk; später auch einen Hochhammer, zu dessen Betrieb ein durch das Gut fließender kleiner Bach die Wasserkraft lieferte.

Ungefähr 40 Jahre vorher hatte der Engländer Huntsman in Sheffield die Erzeugung des Gußstahls erfunden. Diese von ihm auf das eifrigste gewährte Kenntniß gab den Engländern ein unberechenbares Uebergewicht über die Eisenindustrie Europas. Während der Continentsperre in Folge der napoleonischen Kriege, im Anfang des Jahrhunderts, war den deutschen Industriellen die Beziehung des englischen Gußstahls, welcher für die feinen Waaren ausschließlich gebraucht wurde, geradezu unmöglich. Die Abhängigkeit von dem Auslande wurde unerträglich; mit unermüdlichem Eifer und rastloser Thätigkeit bemühten sich deutsche Techniker und Chemiker das Geheimniß zu entdecken. Selbstverständlich beschäftigte sich Friedrich Krupp schon auf der „Guten Hoffnungshütte“ auf das Angelegenste mit

dieser allwichtigen Frage. Dort war er mit dem als einem der tüchtigsten Hüttenleute bekannten Ingenieur Gottlob Jacobi zusammengekommen. Durch diesen wurde er hauptsächlich zur Mitwirkung an der Lösung des großen Problems veranlaßt, und mit ihm zusammen machte er auf der Sterkerader Hütte die ersten Experimente.

Nach seiner Uebersiedelung nach Eßen setzte Friedrich seine Versuche auf der „Waldmühle“ auf eigene Hand fort. Schon am Ende des folgenden Jahres im Herbst 1812 waren die Arbeiten des genialen jungen Mannes soweit mit Erfolg gekrönt, daß er im Stande war die geschäftliche Mittheilung zu machen, er liefere „alle Sorten feinen Stahl, auch Guß-, Mund- und Triebstahl, sowie auch feine Uhrmacherfeilen, u. s. w.“ Drei Jahre später, 1815, verband Friedrich die praktischen Erfolge seiner langjährigen Versuche mit den Erfahrungen eines Mannes, der auch seit langer Zeit auf demselben Felde thätig gewesen war. Dies war der Mechaniker Friedrich Nicolai, welcher in demselben Jahre von der Regierung das ausschließliche Recht erhalten hatte, „in den königlich preussischen Provinzen zwischen der Elbe und dem Rhein“ Gußstahl anzufertigen. Nicolai hatte am 5. Mai von dem königlich preussischen Bergamt ein Patent auf Gußstahl erhalten, „der dem besten bis jetzt bekannten englischen Gußstahl in Rücksicht der Güte gleich befunden ist.“ Diese Verbindung mit Nicolai stellte sich jedoch als eine sehr ungünstige für Friedrich Krupp heraus. Es erwies sich bald nach Nicolais Eintritt in die Fabrik, daß er für die praktische Leitung des Betriebes durchaus keine Befähigung hatte. Die Verbindung wurde bald wieder gelöst, und Krupp mußte in Folge eines fahrlässig abgefaßten Vertrages nicht nur eine bedeutende Summe in Baar herauszahlen, sondern wurde noch wegen des Nicolaischen Patentes in einen langjährigen Prozeß verwickelt, der ihm außer sehr bedeutenden Kosten viele große Nachtheile zuzog.

Trotz herber Verluste, Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten aller Art arbeitete Friedrich ruhig und entschlossen weiter. Ohne die Entscheidung des Prozeßes mit Nicolai abzuwarten, begann er Ende des Jahres 1818 mit der Errichtung einer neuen größeren Fabrik im Westen der Stadt Eßen. Im folgenden Jahre, 1819, am Jahrestage der Völkerschlacht bei Leipzig, 18. October, wurde das neue Werk eingeweiht und die erste Schmelzung dort vorgenommen. Mit wunderbarem Muth und Selbstvertrauen hat Friedrich Krupp gegen unsägliche Schwierigkeiten die Vollendung des neuen Fabrikgebäudes möglich gemacht. Der Biograph Alfred Krupps, Herr Diedrich Baedeker, dessen ausführlichem, durch reichhaltiges und zuverlässiges Material ausgezeichnetem Werke (Alfred Krupp und die Entwicklung der Gußstahlfabrik zu Eßen. Eßen 1889) wir manche werthvolle Data verdanken, erzählt uns, daß im Januar 1819 die Sache so schlecht stand, daß Krupp ohne eine Geldsendung, die er zufällig am Lohnstage für gelieferte Münzwalzen erhielt, seine Arbeiter nicht

hätte auslohnem können. Doch das Ziel war erreicht, und mit erneuerter Kraft und höherem Muth strebte der wackere Arbeiter der Vollendung seiner Lebensaufgabe in der neuen Fabrik, die ihm weit vortheilhaftere Gelegenheiten bot, entgegen. Ein amtlicher Bericht vom Jahre 1822 sagt: „daß es der Herr Friedrich Krupp in Eßen a. d. Ruhr durch langjährige Versuchsarbeiten und große Aufopferungen so weit gebracht hat, daß sein Gußstahl im Allgemeinen den Vorzug vor dem englischen hat“; und ferner, daß das Krupp'sche Fabrikat „von der Abtheilung für Manufaktur und Handel in Berlin sorgfältig untersucht und dahin beurtheilt worden sei, daß es an Brauchbarkeit und innerer Güte dem besten englischen Stahl gleich zu achten, ja in mehreren Beziehungen vorzuziehen sei.“

Indessen war es Friedrich nicht gestattet sich der Errungenschaften seiner Arbeit zu erfreuen. Materielle Erfolge hat er nicht genossen; wollte man seine Laufbahn vom Standpunkte des Gelderwerbens beurtheilen, so würde sie in den Augen der Alltäglichkeit als eine verfehlte erscheinen. Die Thätigkeit der Fabrik war hauptsächlich auf die Erzeugung von Stempeln, Münzen, Medaillen, Knöpfen u. dgl. beschränkt, und der Verbrauch dieser Gegenstände ein sehr geringer. Das junge Geschäft stand am Abgrunde des Bankerottes und konnte nur durch neue, immer schwerere Opfer vor dem Untergang geschützt werden. Und jetzt nahte sich noch ein Feind, mächtiger und unheilbringender als alle Geld- und Geschäftsverlegenheiten — Krankheit. Nicht nur sein Vermögen, sondern auch seine Gesundheit und Kräfte hatte Friedrich Krupp in dem langen angstvollen Ringen nach seinem Lebensziele eingebüßt. Im Jahre 1823 verhinderte ihn ein langwieriges Nervenleiden sich seinen Arbeiten zu widmen. Er konnte endlich die Krankenstube verlassen, aber nur um auf eine längere Kur nach Schwalbach zu gehen. Im Jahre 1824 traten diese Anfälle von „Nervenreizen“, wie er sie bezeichnete, so heftig auf, daß er zehn Monate in gezwungener Unthätigkeit verbringen mußte. Durch diese lange Krankheit, durch die Vernachlässigung des Geschäfts, in dem Niemand des Meisters Stelle einnehmen konnte, gerieth der ganze Hausstand in wirklich traurige Verhältnisse. Die Familie wurde gezwungen die freundliche Wohnung in der Stadt, in der Limbecker Straße, aufzugeben und ein kleines Arbeiterhäuschen neben der Fabrik zu beziehen. Friedrichs Gesundheit war vollständig gebrochen; von Kummer und Sorgen gebeugt, in seinen berechtigten Hoffnungen getäuscht, schied hier der thatkräftige, strebsame Mann in der Blüthe seiner Jahre, im eben vollendeten 39. Jahre, am 8. October 1826 aus einem Leben unausgesetzter Arbeit und glänzender aber unerfüllter Versprechungen. Er wurde am 11. October auf dem Kirchhofe auf der Weberstraße in Eßen begraben. Mit dem Wachsen der Stadt ist der Kirchhof und mit ihm das Grab Friedrich Krupps seit Jahren verschwunden. Aber das kleine Häuschen, in dem er starb, das „Stammhaus“, steht heute noch inmitten der kolossalen Fabrikanlagen in seiner ursprünglichen Be-

schaffenheit als ein Monument des genialen Gründers des mächtigen Werkes. Von hier aus wurden auch die irdischen Reste seines großen Sohnes Alfred am 18. Juli 1887 nach ihrer letzten Ruhestätte getragen. Und hier auch, in diesen bescheidenen Räumen, hat Friedrichs Enkel, Friedrich Alfred, der jetzige Inhaber der Firma Friedrich Krupp, seit mehreren Jahren sein Privatbureau.

* * *

Friedrich Krupp hinterließ eine Wittwe, Therese, geborene Wilhelmi, mit der er, wie schon oben gesagt, seit August 1808 verheirathet war, und vier Kinder. Der älteste Sohn Alfred — oder vielmehr Alfried, wie er mit dem Namen des Schutzpatrons der Stadt Essen, des heiligen Alfried von Hildesheim, getauft und in das Kirchenregister eingetragen wurde — war am 26. April 1812 geboren, mithin beim Tode seines Vaters erst 14 Jahre alt. Eine ältere Schwester Ida war bereits vor Jahren gestorben; von zwei jüngeren Brüdern war der eine, Hermann, bis 1848 thätiger Mitarbeiter seines Bruders. Er siedelte dann nach Wien über, wo er mit Erfolg eine Neusilber- und Alfenidenfabrik betrieb und vor einigen Jahren gestorben ist; der andere, Friedrich, lebt noch heute in Bonn.

Schon zu Lebzeiten des Vaters war Alfried zu dessen Nachfolger bestimmt und, was das Wichtigste war, mit dem Geheimniß der Herstellung des Gußstahles betraut worden. Alfried besuchte die Quarta des Gymnasiums zu Essen und war eben 13½ Jahr alt, als ihn im October 1825 der Vater gelegentlich der Entlassung eines unzuverlässigen Buchhalters und eines werthlosen Werkführers zu sich in's Geschäft nahm und seinen Kunden mittheilte, daß er von nun an die Fabrik allein mit Beistand seines ältesten Sohnes betreiben werde. Während der nächsten sechs Monate, bis Ostern 1826, blieb Alfried noch auf dem Gymnasium und verrichtete die ihm vom Vater zugetheilte Arbeit in den wenigen Freistunden außerhalb der Schulzeit. Alfried war also ungefähr erst sechs Monate wirklich in der Fabrik thätig gewesen, als der Vater starb; und in einem Alter, wo sich andere Knaben mit jugendlichem Frohsinn und kindlicher Sorglosigkeit der schönen Schuljahre erfreuen, übernahm er die ganze Verantwortlichkeit seiner schweren, mühevollen Aufgabe. Hierin wurde er allerdings von seiner klugen, energischen Mutter auf das Kräftigste unterstützt. Nach den Bestimmungen des Verstorbenen sollte die Wittwe mit Hilfe des ältesten Sohnes das Geschäft weiterführen, und wenige Tage nach Friedrichs Beerdigung zeigte Therese Krupp, geborene Wilhelmi, den Geschäftsfreunden ihres verstorbenen Gatten an, „daß durch sein frühes Hinscheiden das Geheimniß der Vereitung des Gußstahls nicht verloren gegangen, sondern durch seine Vorsorge auf unseren ältesten Sohn, der unter seiner Leitung schon einige Zeit der Fabrik vorgestanden, übergegangen ist, und daß ich

mit demselben das Geschäft unter der früheren Firma „Friedrich Krupp“ fortsetzen und in Hinsicht der Güte des Gußstahls, sowie auch der in meiner Fabrik gefertigten Waaren nichts zu wünschen übrig lassen werde.“

Aus einem in späteren Jahren erlassenen Aufrufe an seine Arbeiter kann man wohl sehen, wie schwer es dem vierzehnjährigen Fabrikdirector mitunter um's Herz gewesen sein mag. „Ich stand,“ sagt er, „an den ursprünglichen Trümmern dieser Fabrik, dem väterlichen Erbe, mit wenigen Arbeitern in einer Reihe. Der Tagelohn für Schmiede und Schmelzer war damals von 18 Stüber auf 7½ Silber Groschen erhöht, der ganze Wochenlohn betrug 1 Thlr 15 Sgr. Fünfzehn Jahre lang habe ich gerade soviel erworben, um den Arbeitern ihren Lohn auszahlen zu können; für meine eigene Arbeit und Sorge hatte ich nichts weiter als das Bewußtsein der Pflichterfüllung.“ So stand er denn oft Nächte hindurch am Ambos, der Erste des Morgens, der Letzte des Abends, um im Schweiß seines Angesichts für sich und die Seinen das karge, tägliche Brot zu verdienen. Noch wenige Jahre vor seinem Tode schrieb er an einen Besucher der Fabrik: „Als meine Schulkameraden nach Tertia kamen und ich vierzehn Jahre alt war, sollte ich laut Testament für Rechnung meiner Mutter die Fabrik fortsetzen, ohne Kenntniß, Erfahrung, Kraft, Mittel und Kredit. Bei schwerer Arbeit oft Nächte hindurch lebte ich bloß von Kartoffeln, Kaffee, Butter und Brod, ohne Fleisch, mit dem Ernst eines bedrängten Familienvaters. Fünfundzwanzig Jahre lang habe ich ausgehalten, bis ich endlich bei allmählich steigender Besserung der Verhältnisse eine leidliche Existenz errang. Meine letzte Erinnerung aus der Vergangenheit ist diese lange drohende Gefahr des Unterganges und der Ueberwindung durch Ausdauer, Entbehrung und Arbeit; und das ist es, was ich jedem jungen Manne zur Aufmunterung sagen möchte, der nichts hat, nichts ist und was werden will.“

Und auch nach des Tages Müh' und Plagen gönnt sich der unermüdlche Knabe noch keine Ruhe. Nächst seiner Vervollkommnung in der Leitung der Fabrik lag ihm auch daran, sich eine kaufmännische Ausbildung anzueignen. Jeden Sonntag besuchte er seinen Onkel und väterlichen Freund, den Kaufmann Karl Schulz, der ihm viele Jahre lang mit erfahrener Rath zur Seite stand, um sich von diesem in der Buchführung und kaufmännischen Wissen unterrichten zu lassen. Oft verbrachte er die Nacht bis in die frühen Morgenstunden mit der Ausarbeitung von Plänen zur Vervollkommnung der Erfindung, die ihm als kostbarstes väterliches Erbe hinterlassen war. Und dann durchzog er das ganze Märkische und Bergische Land, um den Verkauf seiner Fabrikate, die damals hauptsächlich in Münzstempeln und -walzen, Lohgerberfalsen und Tuchscheeren bestanden, selbst zu betreiben. Und doch — trotz aller Arbeit, trotz allem redlichen Mühen und Schaffen — blieb der materielle Erfolg noch Jahre lang aus. Seit vielen Jahren giebt es keinen einzigen Arbeiter unter den mehr als zwanzig Tausenden, welche die Firma heute beschäftigt, der so viel Sorge, Noth und

Entbehrung, so viele bittere Stunden der Angst und Enttäuschung ertragen hätte, wie Friedrich, der geniale Gründer des Geschäfts, und sein großer Sohn und Nachfolger Alfred Krupp.

Noch einen letzten Rückblick wollen wir uns gestatten auf diese Jahre des Kampfes und der Noth, indem wir Alfred Krupps erhabene und gemüthvolle Worte wiedergeben, welche er im Jahre 1873 unter eine Abbildung des „Stammhauses“ schrieb und in Vervielfältigung unter seinen Arbeitern vertheilte: „Vor fünfzig Jahren war diese ursprüngliche Arbeiterwohnung die Zuflucht meiner Eltern. Möchte jedem unserer Arbeiter der Kummer fern bleiben, den die Gründung dieser Fabrik über uns verhängte! Fünf- und zwanzig Jahre lang blieb der Erfolg zweifelhaft, der seitdem allmählich die Entbehrungen, Anstrengungen, Zuversicht und Beharrlichkeit der Vergangenheit so wunderbar belohnt hat. Möge dieses Beispiel Andere in Bedrängniß ermuthigen, möge es die Achtung vor kleinen Häusern und das Mitgefühl für die oft großen Sorgen darin vermehren! Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein; dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet. Möge in unserem Verbande Jeder vom Höchsten zum Geringsten mit gleicher Ueberzeugung sein häusliches Glück dankbar und bescheiden zu begründen und zu befestigen streben; dann ist mein höchster Wunsch erfüllt.“

Nach sechsjähriger schwerer Arbeit, im Jahre 1832, war die Zahl der Arbeiter, die sich zur Zeit von Friedrich Krupps Tod auf vier belief, nur auf zehn gestiegen. Einen mächtigen Aufschwung erhielt die Fabrik gegen Ende der dreißiger Jahre durch eine Erfindung Krupps, die man wohl als den Anfang der späteren großartigen Entwicklung des Geschäftes und als die erste materielle Belohnung des Genies, des Fleißes und der Ausdauer des Erfinders betrachten kann. Es war dies die Erzeugung der Löffelwalze aus Gußstahl für die Fabrikation von Löffeln in Gold und andern edlen Metallen. Dieselbe wurde schnell in fast allen europäischen Staaten patentirt, und durch den Verkauf des Patents in England erwarb Krupp eine so bedeutende Summe, daß es ihm nicht nur möglich wurde, einen großen Theil der auf dem Geschäft noch lastenden alten Schulden zu tilgen, sondern auch den Betrieb desselben beträchtlich zu erweitern. Ermuthigt durch diesen ersten reellen Erfolg wollte Krupp seine Erfindung vor Allem in Deutschland nach besten Kräften ausbeuten. Er wandte sich behufs finanzieller Verbindung an das damals in den Rheinprovinzen vornehmste Bankhaus von der Heydt, Kersten & Cie. in Elberfeld. Die von dieser Firma gestellten Bedingungen waren jedoch der Art, daß Krupp dieselben nicht annehmen konnte; unter Anderem bestand das Bankhaus darauf, daß das Patent in einem feinen Namen tragenden Werke in Elberfeld ausgebeutet werden sollte. Besseren Erfolg hatten die Verhandlungen mit Alexander Schöller, einem geborenen Dürener, der seit 1833 als Großhändler in Wien etablirt war. In Gemeinschaft mit diesem

wurde im Jahre 1844 die Metallwarenfabrik von Krupp und Schöller in Leobersdorf bei Wien in's Leben gerufen, und die technische Leitung derselben Alfreds jüngerem Bruder Hermann Krupp anvertraut.

Der Anfang der vierziger Jahre war für den Aufschwung und Ausdehnung des Essener Werkes eine ganz besonders günstige Periode. Aus den zehn Arbeitern im Jahre 1832 waren im Jahre 1843 schon 107 und im nächstfolgenden Jahre 122 geworden. Ausführliche statistische Angaben über das Wachsthum der Arbeiterzahl sowie des von den Fabrikgebäuden bedeckten Areals sind in dem oben erwähnten Werke von Diedrich Bädeker, sowie in einer recht hübsch und frisch geschriebenen biographischen Skizze von Victor Niemeyer (Alfred Krupp. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Essen 1887), der wir manche interessante Mittheilung entnommen haben, enthalten. In diese Periode, die vierziger Jahre, fällt auch das Ereigniß, das vor Allem dem Hause Krupp seine Weltbedeutung gegeben hat.

Im Jahre 1847 verfertigte Krupp das erste Geschützrohr, einen glatten Dreipfünder-Vorlader. Er sandte es zur Prüfung an das Kriegsministerium in Berlin, wo es allerdings vor der Hand wenig Beachtung gewann. Erst zwei Jahre später, 1849, wurde es von einer Commission von Artillerieoffizieren geprüft, die sich einstimmig über die Vortrefflichkeit des Materials aussprach. Bestellungen blieben vorläufig noch aus.

Krupp hatte schon vier Jahre vorher, 1843, zwei Gussstahl-Gewehrläufe nach Berlin geschickt. Die Sendung kam uneröffnet zurück, mit dem Bemerkens des Kriegsministeriums: „die preussische Waffe sei so vollkommen, daß sie keiner Verbesserung mehr bedürfe!“ Herr Diedrich Bädeker erzählt uns, daß Alfred Krupp dieses Schreiben später vernichtet habe, weil er nicht wollte, „daß ein die Kurzsichtigkeit damaliger maßgebender Kreise in Preußen so bloßstellendes Actenstück einmal an die Oeffentlichkeit käme.“

Im Anfang des Jahres 1848 war auch Friedrich Krupp, der jüngste Bruder der Familie aus dem Geschäft getreten, und am 24. Februar desselben Jahres, am Tage des Ausbruchs der französischen Revolution, übernahm Alfred Krupp das Essener Werk auf eigene Rechnung, und zwar unter scheinbar sehr ungünstigen Verhältnissen. Die Arbeiterzahl, welche 1845 schon die Höhe von 122 erreicht hatte, war auf 72 herabgesunken. Eine außerordentliche wirthschaftliche Depression lastete auf ganz Centraleuropa, und mit welchen Schwierigkeiten der Fabrikherr zu kämpfen hatte, wird durch die wohl verbürgte Thatsache bewiesen, daß Alfred Krupp genöthigt war, sein ganzes Silberzeug zu verkaufen, um seine Arbeiter pünktlich auszahlen zu können. An diese dachte er stets zunächst, dann erst an seine Familie, an sich selbst in letzter Reihe.

So finden wir denn jetzt Alfred Krupp als den einzigen Besizer des Geschäftes, dem er — durch eigenes Genie, durch eigene Thatkraft, und auch durch das Glück begünstigt — eine Bedeutung in der Culturgeschichte

Europas gegeben hat, wie dies bisher noch bei keinem Privatunternehmen der Fall gewesen ist. Er war jetzt 36 Jahre alt; er hatte sich eine gründliche praktische Kenntniß der Eisen- und Stahlfabrikation angeeignet und hatte auch nicht versäumt, sich in theoretischer und allgemein wissenschaftlicher Beziehung auszubilden. Auf mehrfachen und längeren Besuchen nach England hatte er sich nicht nur eine gründliche Einsicht in die geschäftlichen Verhältnisse Englands verschafft, das damals ohne Rivalen an der Spitze des Handels und der Industrie der Welt stand, sondern hatte sich auch eine vollständige Kenntniß der englischen Sprache gewonnen, deren er sich wie seiner Muttersprache bedienen konnte. Er beherrschte auch die französische Sprache vollkommen, hat aber dem Englischen während seines ganzen Lebens den Vorzug gegeben.

Glücklicherweise waren die kritischen Geschäftsverhältnisse, unter denen Krupp die alleinige Leitung des Essener Werkes unternommen hatte, nicht von langer Dauer. Nach dem stürmischen Revolutionsjahre 1848 nahm die gesammte nordeuropäische Industrie einen gewaltigen hocherfreulichen Aufschwung, und der Essener Fabrikherr war nicht der Mann, die Gelegenheit unbenutzt vorübergehen zu lassen. Zahlen führen eine beredete Sprache. Wir entnehmen hier einige wenige der schon oben erwähnten Broschüre Victor Niemeyers, die uns einen vollkommenen Begriff von der Entwicklung des Krupp'schen Geschäftes geben. Mit 72 Arbeitern hatte Alfred Krupp die Fabrik im Jahre 1848 auf eigene Rechnung übernommen. Die Zahl derselben war in den nächsten 18 Jahren wie folgt gestiegen: im Jahre 1849 auf 107, 1850 auf 237, 1852 auf 340, 1855 auf 693, 1856 auf 970, 1858 auf 1047, 1859 auf 1391, 1860 auf 1764, 1861 auf 2072, 1862 auf 2512, 1863 auf 4185, 1864 auf 6693, 1865 auf 8187.

Die erste Londoner Weltausstellung des Jahres 1851 gab die Gelegenheit, den Namen Krupp weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinauszutragen und die großartige Entwicklung der deutschen Eisen- und Stahlindustrie vor die erstaunten Augen des Auslandes zu bringen. Erregte schon ein im Jahre 1850 hergestelltes Sechspfünder-Geschützrohr — in Construction dem Dreipfünder ähnlich, der 1847 nach Berlin geschickt war, — die allgemeine Bewunderung der Sachkundigen, die die Londoner Ausstellung besuchten, so bildete ein von Krupp hergestellter Gußstahlblock wirklich den Mittelpunkt der ganzen Ausstellung. Bisher war es unter günstigsten Verhältnissen gelungen Stahlblöcke von 20 Centner zu gießen. Hier kam ein bis dahin ganz unbekannter Fabrikant aus einem kleinen rheinischen Städtchen, dessen Name in England kaum je genannt war, und legte eine Gußstahlmasse von 4000 Pfund oder ca. 2000 Kilogramm vor. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen! Eine gewaltige Aufregung bemächtigte sich der dabei interessirten Kreise. Von nah und fern kam man her, um dieses Wunder zu betrachten. Einige englische Fachzeitungen witterten sogar „Betrug“. Man wollte nicht glauben, daß eine solche Masse

auch schmiedbar sei. Die englischen und französischen Techniker behaupteten, daß der Gußstahl, ebenso wie das Gußeisen, in Schmiedehitze versezt, zwischen Hammer und Amboss in unzählbare Atome zerspringen würde. Krupp antwortete auf diese damals ganz berechtigt scheinenden Behauptungen in seiner ihm charakteristischen praktischen Weise. Er ließ ein großes Stück aus seinem Stahlblock schneiden, in das Feuer legen und auf dem Amboss nach allen Richtungen ausschmieden. Ein Wunder war geschehen, der Ruf des Essener Gußstahlfabrikanten verbreitete sich über die ganze civilisirte Welt. Er, der Ausländer, war der Einzige, der in seiner Branche mit der höchsten Auszeichnung, der großen Council Medal, beehrt wurde. Aus dem vierzehnjährigen Knaben, der die Quarta verließ, um sich im Arbeiterkittel neben seinem Vater an den Amboss zu stellen, war einer der größten Fabrikherrn der Welt geworden.

Jetzt blieben auch die materiellen Erfolge nicht mehr aus. Eine von Alfred Krupp 1852 gemachte Erfindung, die Radbandagen der Eisenbahnwagen aus Tiegelgußstahl ohne Schweißung herzustellen, d. h. einen Eisenring ohne Rath zu erzeugen, der an keinem Punkte der Peripherie eine schwächere Widerstandsfähigkeit hat, wurde sofort durch Patente in allen Staaten Europas geschützt und brachte dem Geschäft ganz großartige Summen ein.

Im Jahre 1850 war Krupps Mutter gestorben. Die hochherzige Frau, deren weiser Rath und starker Charakter ihrem Sohne ein unschätzbare Beistand und Trost in den trübsten Stunden gewesen sind, lebte nicht lange genug, um ihren Sohn auf dem Gipfelpunkte seiner großen Laufbahn zu erblicken. Sie starb aber in der festen Zuversicht, daß sein Genie, sein Fleiß und seine Treue endlich durch Erfolg gekrönt werden mußten. Krupp sprach von dieser außerordentlichen Frau bis zum Ende seines Lebens stets mit liebevoller Verehrung und mit inniger kindlicher Pietät. Sie ruht auf dem „Alten Kirchhof“ in Essen; nicht weit von ihrem Grabe schläft auch ihr geliebter Sohn seinen letzten Schlaf.

Im Jahre 1852 verließ Krupp das alte „Stammhaus“, das kleine Arbeiterheim, in dem er mit den Seinen so viele trübe, schwere Tage verlebt hatte, und bezog eine etwas geräumiger und bequemer eingerichtete Wohnung in unmittelbarer Nähe des alten Häuschens, ein zweistöckiges, sehr bescheidenes Haus, in dem er bis 1860 wohnte. Ein Jahr später vermählte er sich mit Bertha Eichhoff, Tochter des Steuerraths Eichhoff in Köln, die ihm am 17. Februar 1854 einen Sohn gebar, den jetzigen Inhaber der Firma, Friedrich Alfred Krupp.

Wie schon oben bemerkt worden, war das Wohl und Wehe seiner Arbeiter für Krupp stets eine der ersten und wichtigsten Fragen. Jetzt wo materielle Erfolge in stets wachsendem, unerwartet großem Maße seine Bemühungen krönten, richtete sich sein Augenmerk zunächst auf die Verbesserung der Lage seiner Arbeiter. Er selbst hatte bittere Erfahrungen

schwerer Noth und Sorge gemacht; er machte es sich jetzt zur Aufgabe, den Seinigen, die durch ihren Fleiß und ihre Treue zur Erringung seiner Erfolge beitrugen, eine möglichst sorgenfreie und behagliche Existenz zu verschaffen, sowie auch ihr geistiges Wohl zu heben. So stiftete er zunächst im Jahre 1853 eine „Hülfskasse in Fällen von Krankheit und Tod“, welcher jeder Meister und Arbeiter beizutreten verpflichtet war. Die Beiträge der Einzelnen wurden selbstverständlich nach den betreffenden Einkünften der Mitglieder berechnet. Diese Kasse sichert ihren Mitgliedern im Falle der Erkrankung ärztlichen Beistand und Versorgung mit Arzneimitteln, sowie vom dritten Tage ab eine Geldunterstützung und, im Falle des Sterbens, den Hinterbliebenen einen Theil der Beerdigungskosten. Die aus den Ueberschüssen sich bildenden Reservecfonds werden für Pensionen arbeitsunfähiger Arbeiter bestimmt. Im Jahre 1887 gehörten von den Arbeitern der Essener Werke allein 12 674 dieser Krankenkasse an. Hierbei muß in Betracht gezogen werden, daß die Familienangehörigen dieser Arbeiter deren Zahl um mehr als das Doppelte übersteigen, und man kann sich einen Begriff von dem Wohlthätigkeitswerke machen, das Krupps Liebe für seine Arbeiter geschaffen hat.

Das plötzliche und unerwartet umfangreiche Aufblühen einer Industrie und das dadurch verursachten Zuströmen von Bevölkerung hat gewöhnlich als natürliche Folgen Wohnungsmangel, Steigerung der Miethpreise, Preiserhöhung der Lebensmittel und andere hauptsächlich den armen Mann treffende Uebel. Gewissenlose Händler mit allen möglichen Waaren überschwemmt den sich zu großartiger Blüthe schnell entwickelnden Essener District. „Der größte Theil der neuerstandenen Kaufgeschäfte,“ sagt Victor Niedermeyer in seiner Broschüre, „bestand aus sogenannten Winkelgeschäften, von denen sich die meisten an den Wegen ansiedelten, welche der Arbeiter zwischen seiner Wohnung und der Arbeitsstelle zu gehen hatte. Gewissenloses Creditgeben diente dazu, den Arbeiter anzulocken, der nicht bedachte, daß er oft nur schlechte und immer theure Waaren erhielt. War er erst einmal dem Schuldbuche des Winkeliers verfallen, so war es schwer, sich aus demselben wieder zu befreien. Die drohenden Schuldklagen hielten ihn beim Gläubiger fest, dem er oft Wucherzinsen zahlen mußte. Nicht weniger als diesen kleinen Geschäften war der Arbeiter den Wirthshäusern verfallen, die wie Pilze aus der Erde schossen. Er suchte sie um so lieber auf, als die überfüllte, unbehagliche Wohnung daheim nicht viel Reiz für ihn hatte; und manchen Aerger, manche Sorge suchte er mit Bier und Schnaps hinwegzuspülen.“

Diesen unseligen Zuständen ein Ende zu machen, war Alfred Krupps erste Aufgabe, sobald seine geschäftlichen Verhältnisse ihm den Kopf einigermaßen frei ließen. Als das beste Mittel, das wucherische Treiben dieser gewissenlosen Winkelkrämer zu bekämpfen, erachtete er die Errichtung von Consumanstalten nach dem Princip der in den großen Baumwollen-

spinnerei- und webereidistricten von Yorkshire und Lancashire seit vielen Jahren bestehenden „Cooperative Stores“.

Schon im Jahre 1858 wurde eine Bäckerei eingerichtet; Colonial- und Spezereiwaaren, Schuhmacherei, Manufacturwaaren, Schneiderei, Selterwasseranstalt, Gast- und Bierwirthschaften, Schlächtereier und Fleischverkauf wurden im Laufe der Jahre in den Umfang des Consumvereins aufgenommen. In diesen Anstalten erhält der Arbeiter gegen Baarzählung alle Lebensbedürfnisse zum Preise der Selbstkosten.

Auch auf die Lösung der Wohnungsfrage verwandte Krupp seine ernste Fürsorge. Die Verhältnisse waren in dieser Beziehung zu Anfang der fünfziger Jahre von der allertraurigsten Art. Im Stadtbezirk „Zum Heiligen Geist“ kamen auf 124 Häuser 2962 Einwohner, also nicht weniger als 24 Seelen auf jedes Arbeiterhaus. Schon Ende dieses Jahrzehnts wurde eine Anzahl von Arbeiterwohnungen gebaut, und 1863 entstand die Colonie „Westend“ mit 40 Häusern, 140 Wohnungen enthaltend. Die im Juli 1888 gemachte Aufnahme giebt in dieser Beziehung folgendes Resultat: Von der von dem Krupp'schen Werke abhängigen Bevölkerung von 73 769 Seelen wohnen 24 193 in Häusern, welche der Fabrik gehören, und 12 723 in eigenen Häusern.

Es würde weit über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen, wollten wir hier die großartigen Bestrebungen Krupps zum Wohl seiner Arbeiter tiefer in's Auge fassen; ein großes Buch verdient darüber geschrieben zu werden. Sein hohes Menschlichkeitsgefühl, sein edles Herz, die warme Zuneigung, die er für seine Arbeiter empfand, der Ernst und die Intelligenz, mit der er die Angelegenheit in Erwägung nahm und durchführte, machten es diesem Arbeitsgeber möglich, die „social-politische“ Frage im „Königreiche Krupp“, wie Herr Niemeyer das Essener Werk bezeichnet, auf das Glänzendste zu lösen. Der damalige Vicepräsident des preussischen Staatsministeriums und Minister des Innern, Herr von Puttkamer, nannte bei seinem kurz nach dem Tode Krupps stattgehabten Besuche, Essen mit Recht einen „wahrhaft klassischen Boden“.

Inzwischen hatte sich das Geschäft in erfreulichster Weise entwickelt. Große Bestellungen von Eisenbahn-Wagenachsen und Achsen an Förder- und Wasserhaltungsmaschinen nahmen nach der Londoner Ausstellung die Thätigkeit der Fabrik hauptsächlich in Anspruch. Die pecuniären Vortheile, welche die Herstellung dieser Gegenstände erzielte, waren über alle Erwartungen groß. Auf der Londoner Ausstellung hatte sich die Firma Krupp den ersten Platz unter den Gußstahlfabriken der Welt erworben. Von dieser Periode an datirt eigentlich die großartige Entwicklung des Geschäfts, die es schließlich an die Spitze der Weltindustrie führte. Es ist wohl hier am Platze, in wenigen Worten den Umfang des Essener Werkes im Jahre 1852 zu geben. Es wurde in diesem Jahre nach Bädewerks Aufstellung mit 70 Schmelz-, Cement- und Glühöfen, 4 Dampfmaschinen

(gegen 2 im Jahre 1851) und mit 6 Hämmeru (gegen 4 im Jahre 1851), worunter 2 Dampfhammer, gearbeitet, und damit 1 450 000 Pfund Gußstahl (gegen 1 120 000 im Jahre 1851) producirt. Im Durchschnitt fanden 340 Arbeiter tägliche Beschäftigung auf dem Essener Werke. Um diese Zeit fiel auch der erste hohe Besuch, dessen sich die Fabrik zu erfreuen hatte. Im Juni 1853 war der Prinz von Preußen, später Kaiser Wilhelm I., auf einer Inspectionsreise nach Essen gekommen, um das dortige Landwehrbataillon zu besichtigen. Schon damals, wie er sich später bei einem zweiten Besuche als König äußerte, erregten die Arbeiten und die allgemeine Beschaffenheit des Krupp'schen Werkes das Interesse des hohen Herrn in außerordentlichem Grade. Es ist wohl diesem Besuche des damaligen Thronfolgers zu danken, daß bei der bald darauf stattfindenden Grundsteinlegung eines von dem Fabrikanten Guyssen gestifteten Krankenhauses Seine Majestät der König Friedrich Wilhelm IV. für ein Bett in demselben die Summe von 2500 Thaler schenkte, und zwar, wie ausdrücklich bemerkt wurde, „in Folge der Verwendung des Herrn Alfred Krupp.“

Wir können die weniger wichtigen Industrie-Ausstellungen zu Düsseldorf 1852 und zu München 1854, bei denen sich die Krupp'schen Fabrikate wieder den unbestrittenen ersten Platz errangen, nur erwähnen, um zu der großen internationalen Industrie-Ausstellung zu Paris 1855 zu gelangen. Die glänzenden Versprechungen von 1851 in London waren auf das Herrlichste in Erfüllung gegangen. Krupp stellte hier einen Block Gußstahl aus, der 5000 Klg. oder 10 000 Pfund wog, also seinen Vorgänger in London um bedeutend mehr als das Doppelte übertraf. Ein Correspondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ erzählt, daß dieser stählerne Koloss ganz besonders den Pariser Arbeitern imponirte, die ihn „la sacrée tête carrée d'Allemand“ nannten. Alfred Krupp war gewiß nicht der Mann der Renommee und der Selbstüberhebung, und es ist also von Interesse, hier zu constatiren, daß er sich schon jetzt in Paris erbot, Gußstahlblöcke im Gewicht von 25 000 Pfund zu liefern.

Neben den zahlreichen Erzeugnissen der Essener Werke welche in Paris zur Ausstellung kamen, erregte vor Allem eine zwölfpfündige Granatkanone das allgemeine Interesse, insbesondere das der Franzosen. Umfassende Schießversuche mit Krupp'schen Kanonen wurden von einer französischen Commission unter General Morin vorgenommen, aus denen das Essener Geschütz über Alles triumphirend hervorkam. Nach 3000 Schüssen zeigte sich das Krupp'sche Rohr noch vollkommen intakt.

Es darf hier nicht unterlassen werden, Alfred Krupp auch als Patrioten in sein rechtes Licht zu stellen. Mit Ausnahme von einigen Rohren zu Versuchszwecken hat die Essener Fabrik dem Erbfeinde Deutschlands nicht eine einzige Kanone geliefert. Die Franzosen haben ihm dies nie vergessen; selbst nach seinem Tode weigerten sie sich, die Bedeutung und die Verdienste des von der ganzen Welt bewunderten Mannes anzuerkennen.

Dergleichen Gefühle beruhen glücklicherweise fast immer auf Gegenseitigkeit. Dem geraden, urdeutschen Charakter Krupps war das ganze Franzosenthum im höchsten Grade unsympathisch. Obgleich vollständiger Meister der französischen Sprache, bediente er sich derselben ungern und nur, wenn er durchaus dazu gezwungen war.

Anderere Regierungen zögerten nicht, Versuche mit Krupp'schen Kanonen anzustellen, und zwar zunächst Rußland, Holland, Württemberg, die Schweiz, Hannover, Spanien und Oesterreich. Selbst das eifersüchtige England machte einen Versuch mit einer 68pfündigen Bombenkanone. Das Rohr dieses Monstregeschützes wog im geschmiedeten Zustande 6000—7000 Pfund. Zu seiner Herstellung war ein Gußblock von 9000—10000 Pfund Gewicht nöthig gewesen. Der Versuch wurde in Woolwich im Jahre 1855 gemacht und mißglückte in Folge der ganz unvernünftigen Ladungsverhältnisse. Doch war durch diesen einen leicht erklärbaren Unfall das Vertrauen zu dem Krupp'schen Material durchaus nicht erschüttert. Aegypten war der erste Staat, der eine größere Anzahl von Kanonen (36) in den Jahren 1856—1859 bezog. Und auch Preußen bestellte noch in diesem Jahre die ersten Gußstahlblöcke, und zwar zu Hinterladern. Vor der Einführung der Hinterladegeschütze waren die Erfolge in dieser Branche der Fabrikation eine vergleichsmäßig geringe; jetzt aber entwickelte sich die Geschützfabrikation, der Krupp doch eigentlich seinen Weltruf und den Namen der „Kanonenkönig“ verdankt, in geradezu großartiger Weise. Außer den oben erwähnten 36 Geschützen für Aegypten kamen noch in diesem Jahre Bestellungen von sieben Zwölfpfündern für Braunschweig und von 23 fertigen und 277 vorgearbeiteten Sechspfündern für Preußen. Der Abschluß des Jahres 1856 erweist eine Production von $5\frac{1}{4}$ Millionen Pfund Gußstahl. Die Zahl der Arbeiter betrug jetzt 970, und die Fabrik bedeckte ein Areal von 55 bis 56 Morgen.

Inmitten der großartigen geschäftlichen Entwicklung vergaß Krupp aber nicht, an das Wohl seiner Arbeiter zu denken. In diesem Jahre wurde die erste Menage für unverheirathete Arbeiter, oder solche, die ihre Familien in der Heimat zurückgelassen hatten, eröffnet. In diesem zuerst für 200 Personen berechneten Institut erhielten die Arbeiter reinliches Logis und angemessene Verpflegung zu den denkbar billigsten Preisen. Dabei wurde es noch möglich gemacht, mit den übrig gebliebenen Speisen bedürftige Witwen und arme, durch Krankheit zurückgekommene Arbeiter zu unterstützen. Auf Verzinsung und Amortisation des im Gebäude angelegten Kapitals hatte Alfred Krupp von vornherein verzichtet.

Das Jahr 1859 war wiederum von Bedeutung für das Essener Werk. Mit den bereits 1856 gelieferten Gußstahl-Sechspfündern waren während der beiden folgenden Jahre sehr umfangreiche Probeschießungen vorgenommen und zu Anfang 1859 von der betreffenden Prüfungscommission ein sehr günstiger Bericht über dieselben eingereicht. Kaiser Wilhelm, damals

Prinzregent, hatte mehreren dieser Uebungen beigewohnt, deren Ergebnis so durchaus befriedigend war, daß er bereits am 7. Mai die Herstellung von 300 gezogenen Feldgeschützen befohl. Ihm gebührt das Verdienst, den Gußstahl-Hinterlader in die preussische Armee eingeführt zu haben. Außer den 300 für Preußen bestimmten Rohren kamen noch kleinere Bestellungen von der Schweiz und Braunschweig, so daß die Anzahl der im Jahre 1859 bestellten und bis auf zwei abgelieferten Geschütze auf 331 stieg gegen 20 im vorhergehenden Jahre.

König Friedrich Wilhelm IV. starb am 2. Januar 1861, und sein Bruder bestieg als Wilhelm I. den Thron seiner Väter. Noch in demselben Jahre bot sich dem König die Gelegenheit, das Essener Werk, das er schon als Prinz mit seinem Besuch beehrt hatte, auf's Neue in Augenschein zu nehmen, und zwar auf seiner Rückreise von Compiègne, wo er am 6. October dem Kaiser Napoleon III. einen Besuch abgestattet hatte.

Am 9. October traf der König in Essen ein und begab sich in Begleitung seines Sohnes, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, und des Kriegsministers von Roon nach der Krupp'schen Fabrik, wo er vier volle Stunden der Besichtigung der verschiedenen Abtheilungen des Werkes widmete. In Gegenwart der hohen Gäste wurde aus ca. 300 Tiegeln ein Stahlblock von 18 000 Pfund gegossen. Der kurz vorher errichtete, 120 000 Pfund wiegende Niesen-Dampfhammer schmiedete vor ihren Augen einen Gußstahlblock von 15 000 Pfund Gewicht und 15 Fuß Länge. Der König äußerte sich in allerherzlichster Weise über die seit seinem ersten Besuche im Jahre 1853 erreichte Entwicklung des Werkes, „das neben seiner gewerblichen Bedeutung einen edlen vaterländischen Zweck habe.“ Noch an demselben Tage theilte der König dem Fabrikherrn persönlich seine Ernennung zum Geheimen Commercierrath mit. Herr Krupp nahm die ihm erwiesene Auszeichnung dankbar an; doch hatte er für Titel, Orden und sonstige äußere Ehrenbezeugungen keinen rechten Sinn. Schon im vorhergehenden Jahre hatte er den Rothten Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife erhalten; in späteren Jahren wurde er mit derartigen Auszeichnungen überschüttet. Er war einer der reichst decorirten Männer der Welt, und doch hat ihn kaum je Einer einen Orden auf der Brust tragen sehn. Die ihm angebotene Erhebung in den Adelsstand lehnte er mit Dank ab. Der kräftige, märkische, einsilbige Name Krupp hatte für ihn einen schöneren, edleren Klang als aller Adelsprunk.

Die zweite Londoner Weltausstellung von 1862 brachte neue Lorbeern. Außer einem Vorderlader mit 3",41 Kaliber und 595 Pfund Gewicht zeigte der Katalog 34 verschiedene Nummern der Firma Krupp, darunter einen Block von Gußstahl von 40 000 Pfund und eine Achse mit zwei Kurbeln für ein Schiff des Norddeutschen Lloyd in Bremen von 22 000 Pfund Gewicht. „In Stahl schlagen wir die ganze Welt,“ schrieb Lothar Bucher über die Kruppschen Erzeugnisse in seinen interessanten Berichten über die

Londoner Ausstellung. Namentlich erregten hier auch die bereits erwähnten Eisenbahn-Radreifen ohne Schweißung große Aufmerksamkeit und brachten der Firma bedeutende Bestellungen von Eisenbahngesellschaften fast aller Länder der Welt, die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika mit eingeschlossen. Von Belgien, das schon im vorigen Jahre 184 Sechspfünder bezogen hatte, kam jetzt noch eine weitere Bestellung von 111 Vierpfündern, 200 Zwölfpfündern und einem Vierundachtzigpfünder. Von Bayern kamen auch größere Aufträge, und selbst die berühmten englischen Firmen Blakely, Whitworth und Armstrong bezogen längere Zeit die „Seelenrohre“ für ihre schmiedeeisernen Kanonen aus der Krupp'schen Fabrik. Mit dem stets größer werdenden Zuwachs der Arbeiterzahl und dem dadurch verursachten Zuzug fremder Elemente mußte auch jetzt die Wohnungsfrage wieder in Betracht kommen. Die Einwohnerzahl von Essen hatte sich von 10475 (1852) in zehn Jahren beinahe verdoppelt und war 1864 auf 31 327 gestiegen. Die Beschaffung eigener Wohnungen für seine Arbeiter erschien Krupp als eine unumgängliche Nothwendigkeit. So gründete er denn im Jahre 1863 seine erste Arbeitercolonie „Westend“ mit 160 Wohnungen.

Der dänische Krieg von 1864 sollte Krupp die Gelegenheit bieten seine Geschütze in praktischster Weise, auf dem Schlachtfelde, zur Geltung zu bringen. 38 Krupp'sche Kanonen kamen während dieses Feldzuges in's Feuer und bewährten sich auf's Glänzendste. Beredter als alle Lobeserhebungen sprechen die materiellen Resultate. Noch in demselben Jahre bestellte die preussische Regierung 338, Rußland 224 Geschütze verschiedenen Kalibers; 205 Kanonen wurden von anderen Regierungen bestellt. Darunter war die „Schleswig-Holsteinische Regierung“ mit 37 Vier- und Sechspfündern, die Türkei, Schweden, Holland, Aegypten u. A. Die Arbeiterzahl war in diesem Jahre auf 8187 gestiegen; es wurde über eine Million Pfund Gußstahl hergestellt. Dieses merkwürdige Jahr sollte nicht ohne einen wichtigen Besuch schließen. Am 28. October traf der preussische Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen Herr von Bismarck, von seiner berühmt gewordenen Biarritzreise zurückkehrend und einer Einladung Krupps folgend, in Essen ein. Er verbrachte den Abend und die Nacht in angenehmster Weise in Krupps Hause und reiste am nächsten Tage nach Berlin weiter.

Der Krieg von 1866 bot dem Krupp'schen Geschütz eine zweite und noch großartigere Gelegenheit, seine Vorzüge im Felde über alle anderen an den Tag zu legen. So durchdrungen war König Wilhelm von dieser Thatsache, daß er noch im Herbst des Jahres 1866 eine sehr bedeutende Bestellung bei Krupp machte. Dieselbe bestand aus 402 8cm-Geschützen für die reitende Artillerie, 53 Vierpfündern, 280 Stück Sechspfündern und 30 Vierundzwanzigpfündern. Die einzelnen Mängel, die sich im Feldzuge von 1866 herausgestellt hatten und die, wie dies bei neuen Erfindungen

stets der Fall ist, kaum zu vermeiden waren, wurden auf das Genauste geprüft und bei der Herstellung der neuen Geschütze auf das Sorsfältigste beseitigt.

Die zweite Pariser Weltausstellung 1867 gab Krupp die Gelegenheit, die Erzeugnisse seines Riesenetablissemments in wahrhaft imposanter Weise vor die Augen zu führen. Vor Allem war es ein Monstregeschütz, eine sogenannte „Ringkanone“, das die Aufmerksamkeit sämtlicher Besucher, der Sachkundigen sowohl wie der Laien, im höchsten Grade in Anspruch nahm. Die Ringconstruction, die Alfred Krupps eigene Erfindung ist, besteht darin, „daß auf das eigentliche Geschützrohr andere, angewärmte und dadurch erweiterte Gußstahlcylinder, deren innerer Durchmesser im kalten Zustande kleiner ist als der Durchmesser des ursprünglichen Rohres, aufgezogen werden. Die Wirkung der so befestigten Cylinder ist zunächst ein Zusammendrücken dieses letzten Rohres bis zu einem gewissen Grade, während dem entsprechend die äußeren Cylinder ausgedehnt werden.“ Die in Paris ausgestellte Kanone wog circa 100 000 Pfund und hatte einen Seelendurchmesser von 35,5 Centimeter (14 Zoll). Die Herstellung derselben nahm 14 Monate in Anspruch, und der Preis des Rohres allein wurde auf 300 000 Mark veranschlagt. Die ebenfalls von Krupp gefertigte Stahllafette wog 30 000 Pfund und der dazu gehörende drehbare Rahmen 50 000 Pfund. Etwas nur annähernd Großartiges in dieser Art hatte die Welt bis jetzt noch nicht gesehen. Es mag hier beiläufig bemerkt werden, daß Krupp vor seinem Tode ein Riesengeschütz herstellte, das 240 000 Pfund wiegt und Geschosse von 2100 Pfund mit 660 Pfund Pulverladung abfeuert.

Es schien Alfred Krupp ein harmloses Vergnügen zu machen, den Parisern und der Welt im Allgemeinen das Kolossale, das Riesenhafte seiner Erzeugnisse vorzuführen. Außer der großen Ringkanone waren noch eine gezogene Gebirgskanone von 86,5 Millimeter Kaliber, eine Doppelkurbelwelle für ein Dampfschiff von 19 000 Pfund Gewicht, eine Eisenbahnstahlschiene, 50 Fuß lang, eine gewalzte Gußstahlplatte, 30 Fuß lang und 19 Zoll breit und schließlich als kleine Zugabe ein Gußstahlblock von 80 000 Pfund ausgestellt. „Für den Block sowohl wie für das Monstregeschütz hatte die Fabrik einen eigenen, auf acht Achsen ruhenden Eisenbahnwagen gebaut. Derselbe wurde in Separatzug nach Paris gefahren, da die Eisenbahngesellschaften sich weigerten, ihn in dem gewöhnlichen Güterzuge zu befördern.“ (Essener Zeitung vom 23. Februar 1867.)

Man muß es den Franzosen zugestehen, daß sie zu dieser Zeit den Krupp'schen Erzeugnissen ihre unverhohlene Bewunderung nicht vorenthielten. In einer Serie längerer Aufsätze, welche von verschiedenen Sachkundigen in der Pariser Zeitung L'Etendard veröffentlicht wurde, wird u. A. Folgendes über die Krupp'sche Ausstellung gesagt: „Was uns am meisten anzieht bei der Betrachtung seiner Werke, ist weniger die Fabrikation des Geschützes für Festungen und Flotte, als die Gesamtheit der materiellen

Mittel, welche diese Fabrikation erfordert, die Masse und die Kraft der Maschinen, deren sie bedarf. Von diesem Gesichtspunkte aus steht die Anstalt des Herrn Krupp über allen andern der Erde. Während Krupp Stahlmassen von 38 000 Kilogramm herstellt, ist es in Frankreich schon etwas Außerordentliches, einen Block von 10 000—12 000 Kilogramm zu schaffen, welchen man hernach liegen lassen muß, weil es in Frankreich keine Werkzeuge giebt ihn zu bearbeiten. Bedenke man dabei, daß die Eßener Hüttenwerke nicht etwa das Werk und das Eigenthum einer mächtigen Finanzgesellschaft, sondern daß sie durch das Genie und die Mittel eines einzigen Mannes geschaffen sind . . . Der Vorrang des preussischen Werkes ist so unbestreitbar, daß nicht nur Rußland, Frankreich und Deutschland seine Producte um die Wette kaufen, sondern daß auch England bedeutende Quantitäten davon verwendet für seine Eisenbahnen und für die ungeheuren Maschinentheile seiner mächtigen Dampfschiffe . . . Der große Hammer des Herrn Krupp wiegt 50 000 Kilogramm; Frankreich besitzt einen solchen von 15 000 und einen andern von 12 000 Kilogramm; die schwersten Hämmer in England überstiegen nicht das Gewicht von 15 000 Kilogramm . . .“ Zum Schluß sei noch hier bemerkt, daß die 35 ½ Centimeter-Riesenkanone der Pariser Ausstellung — der „Tausendpfünder“ — von Alfred Krupp dem Könige von Preußen als Geschenk angeboten und von dem hohen Herrn angenommen wurde. Nach ihrer Rückkehr von Paris wurden auf dem Eßener Schießplatz noch umfangreiche Proben mit derselben angestellt; dann wurde sie nach dem Kieler Strandfort „Brauneberg“ gebracht, wo sie heute noch steht.

Größere und werthvollere Triumphe fielen den Krupp'schen Geschützen zu bei dem großen Vergleichsschießen zwischen den Krupp'schen und englischen Woolwichkanonen auf dem Tegeler Schießplatz bei Berlin im Jahre 1868. Die Ueberlegenheit der englischen Fabrikation von Geschützen und Geschossen, sowie auch von Pulver, stand damals noch so unbestritten hoch in den Augen der Welt, die preussischen Fachmänner mit eingeschlossen, daß die Möglichkeit eines Sieges der deutschen Waffe gar nicht in Betracht kam. Das Resultat überraschte Alle. Ohne in fachmännische Details einzugehen, möge es hier genügen, zu constatiren, daß der Sieg der deutschen Kanone über die englische endgültig entschieden wurde. In allen Gängen errangen die Krupp'schen Geschütze in Betreff auf Trefffähigkeit und Dauerhaftigkeit die Oberhand. „Mit der eclatanten Niederlage, welche England gleichzeitig auf dem Gebiete der Geschütz-, Geschosß- und Pulverindustrie erlitten hat,“ äußert sich ein zu jener Zeit erschienener Bericht, „ist dasselbe unwiderruflich von der ersten Stelle, welche es gerade für diese Industriezweige seit länger als anderthalb Jahrhunderten behauptet hat, herabgestiegen und wird nicht minder unwiderruflich diese Stelle fernerhin an Deutschland überlassen müssen.“

Die günstigen Ergebnisse der Tegeler Versuche hatten eine außer-

ordentliche Ausdehnung zur Folge. Bestellungen von Preußen, Rußland, der Türkei, Aegypten und anderen Regierungen auf Geschütze sowie auf die den Friedensarbeiten gewidmeten Erzeugnisse, wie Eisenbahn- und Dampfschiffbestandtheile, Pressen, Walzen, Werkzeuge aller Art, nahmen die ganze Leistungsfähigkeit der Fabrik in Anspruch. „Wenn sich Serben und Bulgaren, Türken und Russen bekämpfen, gehen sie sich Alle mit Krupp'schen Kanonen zu Leibe; wenn die europäischen Nationen, mit Ausnahme der Franzosen und Engländer, ihre Grenzen in Vertheidigungszustand setzen, so geschieht es, indem sie ihre Festungen mit Krupp'schen Kanonen bepflanzen; und wenn der Reisende nach Afrika wandert und nach Aegypten seinen Fuß setzt, oder nach Asien in das Reich der Mitte geht, so begegnet er auch hier den bewährten Geschützen aus der Krupp'schen Fabrik.“ So entwickelte sich das Werk in großartiger, ungestörter Weise. Die Finanzkrisen, welche die ganze Culturwelt erschütterten, schienen es kaum zu berühren. Die Gesamtproduction von Gußstahl während der nächsten dem österreichischen Kriege folgenden Jahre belief sich im Durchschnitt auf 125 Millionen Pfund Gewicht, die Arbeiterzahl schwankte zwischen 6000—7000.

So nahte sich das große Jahr 1870, das dem Essener Meister Gelegenheit geben sollte, die Vortrefflichkeit seines Metalls und seines Systems in denkbar größtem Maßstabe auf die Probe zu stellen. Man braucht nur die officiellen, sowie die Privatberichte über die großen Schlachten zu lesen, um sich einen Begriff zu machen, von dem, was die Krupp'sche Waffe geleistet, von dem Antheil, den der Essener Fabrikherr an den Siegen der deutschen Armeen genommen hat. Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, damals Commandeur der Artillerie des Gardecorps, schreibt in seinem Bericht über das Eingreifen der Garde-Artillerie bei St. Privat: „... Auf 900 Schritt aber war die Wirkung so mörderisch, daß sie (die Franzosen) sich zur Flucht wandten, von unseren Granaten verfolgt, so weit wir sie sehen konnten. Hier haben wir es also mit einem Infanterieangriff zu thun, der durch bloßes Artilleriefener abgewiesen ist.“ Ein französischer Offizier, der bei dieser Gelegenheit gefangen wurde, sagte nur: „Il était impossible de réussir. Vous n'avez pas d'idée, ce que cela veut dire, que de devoir avancer dans le feu de votre artillerie.“ Was die preussische Artillerie und die Krupp'schen Kanonen bei Sedan geleistet haben, darauf, schreibt Prinz Hohenlohe, „könnte man die Angabe des Generals Douay, daß beim VII. französischen Armeecorps allein 40 Munitionskisten im Laufe der Schlacht in die Luft geflogen seien, als genügende Antwort ansehen.“ Im demselben Berichte erzählt der General, daß eine feindliche Batterie bei dem Bois de la Garonne Stellung zu nehmen versuchte. „Sobald sie auf der Höhe sichtbar ward, richteten die drei Batterien der 1. Garde-Infanterie-Division ihre Geschütze dahin. Die Batterie brach vollständig zusammen, ihre Trümmer blieben liegen. Sie that keinen Schuß. Einer zweiten und dritten Batterie ging es

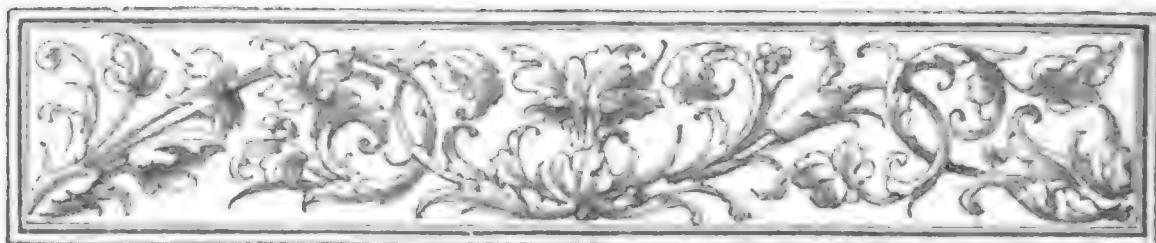
ebenso.“ — „Elles furent écrasées sans coup férir,“ sagt der französische Bericht. Bei der Beschießung von Straßburg und Paris erwiesen sich die schweren Geschütze nicht minder wirksam. Es ist unmöglich, hier auf Einzelheiten einzugehen. Ueber den Antheil, welchen die Krupp'sche Waffe an den deutschen Siegen in Frankreich genommen hat, herrscht keine Meinungsverschiedenheit. Das französische Chassepot war dem deutschen Zündnadelgewehr entschieden überlegen, und unsere Infanterie würde vielleicht nicht so viele und großartige Erfolge zu verzeichnen haben, hätte ihr nicht die deutsche Artillerie mit den Krupp'schen Kanonen in so wirksamer Weise zur Seite gestanden.

Die Geschichte der Krupp'schen Fabrik nach dem französischen Kriege bis zum Tode des Inhabers ist wenig anderes als ein Verzeichniß ununterbrochener blühender Entwicklung und großartiger Erfolge. Bei alledem ist die Wohlfahrt seiner Arbeiter für Krupp stets von gleich großer Bedeutung wie der geschäftliche Betrieb seines Riesenwerkes gewesen. Mit dem Zuwachs der Arbeiterzahl entstanden auch neue Arbeiterhäuser, Consumanstalten, Geschäfte aller Art, in denen die Arbeiter allen Lebensbedürfnissen genügen können, Schulen, Hospitäler, Gasthäuser, Wirthschaften u. s. w. Ein Lebensversicherungsverein wurde gegründet, zu dessen Consolidirung Alfred Krupp 50 000 Mark schenkte. Er war im weitesten Sinne des Wortes ein Vater und Wohlthäter, nicht nur für seine Arbeiter, sondern, in Folge der durch seine ungeheueren Betriebsanlagen weithin geförderten Erwerbs- und Nahrungsverhältnisse, für die ganze Umgegend. In politischen und religiösen Angelegenheiten bewahrte er die strengste Neutralität. Er bezeichnete öffentlich die Agitation gewisser social-demokratisch-ultramontaner Wähler, die Zwistigkeiten zwischen seinen katholischen und protestantischen Arbeitern säen wollten, als eine „Niedertracht“, und er erklärte in einer Ansprache an seine Arbeiter ganz kategorisch, daß er „in seinem Hause Herr sein und bleiben wolle“. Sollte man es für möglich halten, daß ein Mann wie Krupp bei der Reichstagswahl von 1878 einem von den Socialdemokraten und Ultramontanen gemeinsam aufgestellten Candidaten, einem seiner eigenen Arbeiter, dem Metalldreher Stözel unterlag? Dies war traurigerweise der Fall. Stözel erhielt 14 527, Krupp 13 907 Stimmen. Das Gleiche wiederholte sich, als bei der letzten Reichstagswahl im Februar 1887 sein Sohn Friedrich Alfred von den nationalen Parteien als Candidat aufgestellt wurde. In einer herzlichen Ansprache, „in der letzten Stunde“, wandte sich der damals schon schwer leidende Fabrikherr an seine „ehrlichen und treuen“ Arbeiter, nicht um für die Wahl seines Sohnes zu wirken, sondern um sie vor einer der kaiserlichen Regierung feindseligen Partei zu warnen und sie zu beschwören, ihrer Pflichten „gegen das Vaterland, gegen Kaiser und Reich“ eingedenk zu sein. Doch wiederum siegte die socialdemokratische Coalition. Stözel erhielt 18 993, Friedrich Alfred Krupp 17 411 Stimmen.

Selbst eine Zahl der Krupp'schen Arbeiter hatte für den reichsfeindlichen Candidaten gestimmt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß solche Erfahrungen die letzten Lebenstage Alfred Krupps recht verbittert haben.

Schon im Anfang des Frühjahrs 1887 begann er zu kränkeln. Die Kräfte des 75jährigen Greises nahmen von Tag zu Tag ab, und am 14. Juli 1887 erlöste ihn ein ruhiger schmerzloser Tod von seinen Leiden; nach 63 Jahren harter Arbeit und schwerer Sorgen machte der große Eßener Meister endlich Feierabend. Bis zum letzten Augenblick hat er an seine Arbeiten gedacht. Wenige Tage nach seinem Tode veröffentlichte sein Sohn und Nachfolger eine Bekanntmachung, daß er, „in Uebereinstimmung mit einem vom Vater gehegten Wunsche“ ein Kapital von Einer Million Mark ausgesetzt habe, dessen Erträge ausschließlich den Arbeitern der Fabrik und ihren Angehörigen zu Gute kommen sollen. Ihr Gegenstück erhielt diese Stiftung durch eine Gabe von 500 000 Mk., welche Friedrich Alfred Krupp an demselben Tage der Stadt Eßen für wohlthätige Zwecke aussetzte.

Es sind im Laufe dieses Artikels mehrfach Zahlen angegeben, die für die Entwicklung des Kruppschen Etablissements bezeichnend waren. Dieselben in möglichster Kürze zu resumiren dürfte zum Schluß nicht ohne Interesse sein. Beim Tode des Vaters 1826 zählte die Fabrik 4 Arbeiter, 1848 als Alfred Krupp das Werk auf eigene Rechnung übernahm 74; 1864, 20 Jahre später, 6317, und 1888: 20,960! Der Besitzstand der Fabrik hielt selbstverständlich Schritt mit dem Zuwachs der Arbeiter. Derselbe bestand 1826 in 2 Hektar 90 Ar 50 Qu. M.; 1888 in 333 Hektar, 86 Ar 54 Qu. M., oder 1307 Morgen 12 Ruthen. Den Umfang des Werkes und der dazu gehörigen Gruben und Hochofen-Anlagen bezeichnen schlagend folgende Zahlen. Es befinden sich in Thätigkeit: 1195 Oefen verschiedener Construction, 286 Dampfkessel, 92 Dampfhammer von je 200 bis 100 000 Pfund Gewicht; 370 Dampfmaschinen von je $\frac{1}{2}$ — 2500 Pferdekraft, im Ganzen circa 27 000 Pferdekraft; 361 Krähne mit Tragfähigkeit von zusammen 6 439 400 Pfund. Der tägliche Verbrauch kommt auf 2735 Tonnen Kohlen und Roaks, 18 716—26 764 cbm. Wasser, 13 500—49 000 cbm. Leuchtgas. An Bergwerken besitzt die Firma Krupp zwei Kohlenzechen, 534 Eisensteingruben in Deutschland, und sehr bedeutende Gruben in Spanien. Es werden täglich 1200 Tonnen Erz gefördert, von denen die spanischen 400 Tonnen liefern. Für den Transport der spanischen Erze besitzt die Firma 4 eigene Seedampfer von im Ganzen 6100 Tonnen Gehalt. Auf den Kohlengruben befinden sich 32 Dampfmaschinen von zusammen 2250 Pferdekraft, die täglich 2100 Tonnen Kohlen zu Tage fördern.



Lieder aus dem Dimbovitza Thal.

Aus dem Volksmunde gesammelt von Helene Vacaresco.

Deutsch von

Carmen Sylva.

Das schwarze Herz.

Ein Herz, das war ganz schwarz, das arme,
Und gar nichts konnte weiß es machen.
Das arme schwarze Herz hat ganz umsonst,
Die Turteltauben möchten im Vorüberfliegen
Darauf die weißen Flügel fallen lassen.
Umsonst. Das Herz blieb schwarz.
Dann hat den Mond es, lang' es anzusehen,
Und sehr lang', so lang er konnte, sah der Mond es an.
Umsonst, das arme Herz blieb schwarz.
Mit seinem Wasser hat's der Fluß gewaschen,
Zusammen mit den Kiesel'n.
Der Regen fiel darauf wie auf das Korn —
Umsonst. Die Sonne war voll Mitleid sehr
Mit seiner Schwärze.
Da kam einmal ein anderes Herz,
Ein glücklich Herz; denn es war weiß.
Es kam heran zum schwarzen Herzen
Und rührt' es an.
Da brach das arme Herz entzwei!
Doch eh' es brach, war's weiß geworden,
Und alle seine kleinen Stücke,
Die waren weiß, wie Turteltauben.

Ein Herz, das war ganz schwarz, das arme,
Und gar nichts konnte weiß es waschen.

Der Kuß der todten Gattin.

Ballade.

Die Blumen fürchten vor dem Rauhref sich,
Und nur die Sterne seh'n der Blumen Tod bei Nacht.
Es ging ein Mann des Wegs dahin,
Wie traurig war der Mann!
Sprich, Schwester, wer ist jener Mann,
Der also traurig ist auf seinem Wege?
Vergangne Nacht stand eine Todte auf
Aus ihrem Grabe,
Weil schön war jene Nacht.
So glücklich war die Todte,
Als sie die Erde wiedersah,
Daß sie auf ihrem Wege Alles küßte!
Die Blumen an des Grabes Rand —
Davon sind alle Blumen weß geworden.
Danach hat sie den alten Brunnenrand geküßt —
Und deutlich fühlte da der Brunnen,
Daß ein Stein in seine Tiefe sank,
Seit jener Todten Kuß.
Dann ist die Todte auch dem Mann begegnet,
Der bei der Nacht aus seinem Haus gewandert,
Weil schön die Nacht war.
Und auf die Lippen hat die Todte auch den Mann geküßt.
Wenn durch das frisch gemähte Heu der Wind segt,
Dann trauern alle Hälmlein, nicht zu stehen,
Des Windes Wandern noch zu fühlen.
Und in dem flusse liegt ein Stein.
So lange ist der fluß darüber hingeflossen,
Daß nun auswendig kann der Stein
Des flusses ganze Lieder.
Und wenn das Gras sehr hoch ist,
So reicht es allen Mägdelein bis zum Gürtel.
Und auf die Lippen hat die Todte auch den Mann geküßt,
Nun kann er nicht mehr essen, nicht mehr trinken,
Seit jener Todten Kuß.
Des Schlafes Kuß küßt nicht mehr seine Stirne
Seit der Todten Kuß.
Und schließ er ein, so wollte Keiner ihn
Mehr schlafen sehen
Seit der Todten Kuß.
Doch sagt er nie: O Todtel! Todte!
Warum hast Du die Lippen mir geküßt?
Ich kann nun nimmer essen, nimmer trinken
Seit Deinem Kusse!

Er spricht: Dir murmle sanft das Gras
 Auf Deinem Grabe,
 Als ob darein die Vögel fängen,
 Und mögest lange in Erinnerung
 Die Erde Du behalten.
 Dein Haus, das Weinen, das Dich hat beweint,
 Das Klagen, das um Dich geklagt,
 Dein Staub soll fruchtbar sein
 Wie meiner Mutter Eingeweide,
 Und möge sich die Erde freuen,
 Daß Deinen Staub sie hat.

Und auf den Lippen hatte er der Todten Kuß.
 Seitdem kann er nicht essen mehr, nicht trinken
 für alle Zeit.

Die Blumen fürchten vor dem Reife sich,
 Und nur die Sternelein seh'n der Blumen Tod bei Nacht.

Der junge Heiduck.

Componirt von August Bungert.

Die Nacht, die kennt mein Lied
 Und hat's den Sternelein gesagt.
 Und die Sterne finden es so schön,
 Daß jede Nacht sie wiederkehren,
 Mein Lied von mir zu hören.

Siehst Du auf der braunen Erde,
 Wie das grüne Korn wächst?
 Nein, Du siehst es nimmer wachsen,
 Und es wächst dennoch.
 So die Lieb' im jungen Herzen.

Der Heiduck hat auf den Lippen
 Noch der Liebsten Kuß,
 Und es wollte gleich der Wind ihn rauben,
 Fort ihn tragen mit den todten Blättern.
 Und der Wind sprach also:
 Gib mir ihren Kuß! Ich will
 Ein Blümlein daraus machen.
 Sprach die Nacht: Gib mir den Kuß,
 Ich will ein Sternelein daraus machen.
 Doch der Heiduck, der sprach:
 Der Kuß von meiner Liebsten
 Ist in's Blut mir eingedrungen,
 Auf meinen Lippen will ich ihn bewahren,
 Nimmer geb' ich ihn heraus.
 Der Heiduck durchschweifte ganz die Erde

Mit dem Kusse,
 In die Dörfer ging er,
 Wo im Kreis die Mägdlein tanzen;
 Unter Brücken sah er Flüsse fließen,
 Unter Sonnenschein und Mondenlicht;
 Bis in eine weiße Aue,
 Weiß, als hätt' es Turteltaubensfedern
 Dort geregnet.
 Da ist er der weißen Frau begegnet,
 Die hat ihm der Liebsten Kuß genommen,
 In den Gürtel ihn gesteckt gleich einer Blume.
 Auf die Erde hat da der Heiduck sich hingelegt,
 Weil die weiße Frau in weißer Aue
 Von den Lippen ihm geraubt der Liebsten Kuß.

Mein Lied, das kennt die Nacht
 Und hat's den Sternlein gesagt.
 Und die Sterne finden es so schön, mein Lied,
 Daß sie allnächtlich wiederkehren,
 Wenn ich singe!

Heiduckengesang.

Ich sage den Wäldern, was ich im Traum geseh'n,
 Und die Wälder hören so gern meines Traums Erzählen,
 Lieber als süßen Vogelgesang,
 Lieber als Blätterrauschen.

Die Hütten wollten mich halten;
 Denn offen waren die Fenster,
 Und der Mägdlein Lächeln, das sah ich darin,
 Doch ich bin der Heiduck, mir ist die Weite lieb
 Und meines Kenners Galopp.
 Im leuchtenden Sonnenschein
 Hat mich die Mutter geboren,
 Und hätt' ich nimmer geliebt,
 Wie wär' ich noch fröhlich!
 Ich singe zur Stunde des Mondaufgangs,
 Ich kenn' die Geschichten der Alten
 Und lasse tanzen die Jungen
 Zu meinen Geschichten.
 Denn ich habe ein seltsames Weib geliebt,
 Die kommt jede Nacht und küßt mir die Stirne
 Und fragt mich, ob ich sie liebe.
 Sie trägt in dem Gürtel ein Messer,
 Und ihre Augen, die funkeln wie Dolche.
 Weiß ist die Hand, wie der Schleier der Braut,
 Doch nimmer vernahm ich die Stimme.

Doch weiß ich, sie fragt mich,
 Ob ich sie immer noch liebe.
 Ihr's zu beweisen, geb' ich ihr schnell meinen Gürtel
 Und meine Pelzmüh' mit Federn geschmückt,
 Meinen gestickten Mantel,
 Die glänzenden Dolche,
 Und selbst meine Lieder, die geb' ich ihr hin.
 Die Lieder, eins nach dem andern;
 Doch die lustigen machen sie lächeln nicht,
 Und die traurigen machen sie traurig nicht.
 Dann geht sie von hinnen und über den Fluß
 Auf den Steg, der sich unter dem Schritte biegt,
 Und die Weiden neigen vor ihr sich,
 Wenn sie vorübergeht.
 Und Morgens da liege ich zitternd und arm,
 Denn sie hat Alles genommen,
 Selbst meine Lieder —
 Und dennoch fragt sie mich immer,
 Ob ich sie liebe.

Ich sage den Wäldern, was ich im Traum geseh'n,
 Und die Wälder lieben des Traums Erzählen,
 Mehr als der Vöglein Lied,
 Mehr als der Blätter Rauschen.

Kinderlos.

Die Kinder schlafen um die Herde tief,
 Gott segnet Kinderschlaf,
 Und ihre Träume sind wie gold'ne Blumen.
 Ihr Kinderträumeblumen,
 Euch segnet Gott.

So viele Dinge wüßt' ich ihm zu sagen,
 Und ich bin ganz allein.
 In jedem Laut, auf den ich horche,
 Vernehm' ich seine Stimme nur.
 Und wenn mein Gatte fortgeht,
 Den Mais zu häufeln,
 Dann bleib' ich ganz allein und weine,
 So, wie Wittwen weinen.
 Denn ach! ein kinderloses Weib erweckt
 In Wittwen Mitleid noch,
 Und Wittwenthränen trocknen
 Vor der Kinderlosen Thränen.
 Doch alle Thränen, die sie weint,
 Gott zählt sie nicht,
 Weil sie kein Kind hat, ihr vom Antlitz sie zu trocknen.

Und ihre Tage zählt nicht Gott,
 Weil er kein Kinderlächeln hat hineingethan.
 Und einsam wird auch ihre Sterbestunde,
 Kein Kind ist da, sie zu verschönen.
 Und unbekannt bleibt auch ihr Grab,
 Der Kinder Schritte machen Pfade zu dem Grabe.
 Und unerhört bleibt ihr Gebet,
 Kein Kind ist da, zu sagen: Mutter, betel!
 Mein Fluch wird mich erdrücken,
 Kein Kind ist da, zu sagen: Mutter, fluche nicht!
 Was Eingeweide hat, muß mich versteh'n,
 Doch ich verstehe nicht die Lust der Eingeweide.
 Das Leben hat für mich ein tief Geheimniß mehr
 Als für die Andern.
 In Freude ist es ärmer.
 Ich bin viel trauriger als Wittwen.
 Und Wittwen schämen sich,
 Vor mir zu weinen.
 Und alle Schmerzen, wenn sie mich erblicken,
 So flüstern sie zusammen:
 Schweigt! Dort ist sie!

Die Kinder liegen schlafend um die Herde,
 Gott segnet Kinderschlaf,
 Und ihre Träume sind wie gold'ne Blumen.
 Ihr Kinderträumeblumen,
 Euch segnet Gott!

Ich bin zufrieden.

Ich hatt' eine Spindel von Haselholz,
 Die Spindel fiel bei der Mühle in's Wasser,
 Und nimmer brachte das Wasser sie wieder.

 Als sterben sollte der Soldat, da sprach er:
 Ich bin zufrieden!
 Sagt meiner Mutter nur im Dorf
 Und meinem Liebchen in der Hütt',
 Sie sollen für mich beten und die Hände falten.
 Sie gruben auf dem Schlachtfeld ihm sein Grab.
 Und roth war ganz die Erde,
 Darein sie ihn gelegt.
 Die Sonne sah ihn an und sprach:
 Ich bin zufrieden.
 Die Blumen wuchsen dicht auf seinem Grabe,
 Und freuten sich, darauf zu blühen.
 Und wenn der Wind durch hohe Bäume brauste,
 Dann fragt' aus Grabesgrunde der Soldat:
 War das wohl Fahngesflatter?

Nein, sprach der Wind, mein tapfrer Held,
 Nein, Du bist todt im Kampfe, doch die Fahne
 Gewann den Tag. Und Deine Kameraden,
 Die haben froh sie fortgetragen.

Dann sprach vom Grabesgrunde der Soldat:
 Ich bin zufrieden!

Dann hörte er der Heerden Wandern
 Und der Hirten

Und fragte: Ist das Schlachtgedröhn?

Nein, sprachen sie, mein tapfrer Held,
 Du bist todt, vorbei der Krieg,
 Dein Vaterland ist frei und glücklich.

Da sprach aus Grabesgrunde der Soldat:

Ich bin zufrieden!

Dann hörte er der Liebenden Gelächter

Und fragte: Sind das Stimmen Derer,
 Die noch mein gedenken?

Nein, sprachen da die Liebenden,
 Mein tapfrer Held! Denn wir sind Jene,
 Die sich nicht erinnern; denn es kam
 Der Frühling, und die Erde lächelt,
 Die Todten müssen wir vergessen.

Dann sagte der Soldat aus Grabesgrund:

Ich bin zufrieden.

Ich hatte eine Spindel fein von Haselholz,
 Die Spindel fiel in's Wasser bei der Mühle,
 Und nimmer brachte mir das Wasser sie zurück.

Hoffnungslos.

Ich schaute in den Nebel, voll Furcht ward mir die Seele,
 Der Nebel sprach: Ich weine um die Sonne.

Wir saßen unterm Felte,

Der Hoffnungslose kam und setzte sich zu uns.

Da sprachen wir: Sahst du die Ebne nicht

Und auch die Berge?

Er sprach: Ich habe sie gesehen.

Er zeigte seinen Mantel uns

Und auch sein Hemde.

Terrissen war das Hemd an seines Herzens Stelle,

Durchstoßen war die Brust an seines Herzens Stelle,

Das Herz war fort.

Er hebte nicht, als wir den Ort betrachteten,

Wo's Herz verschwunden war,

Er ließ uns schauen.

Der Hoffnungslose lächelte,

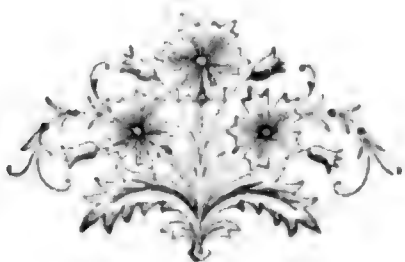
Weil wir erblickten,
 Und sang uns Lieder.
 Wir haben ihn beneidet, daß er singen konnte,
 Noch ohne Herz, zu leiden, was er sang.
 Und als er ging, warf er den Mantel um die Schultern,
 Und die ihm nun begegnen, ahnen nicht;
 Daß an des Herzens Statt das Hemd zerrissen ist,
 Daß, wo das Herz war, die Brust durchstoßen ist,
 Und daß das Herz verschwunden.

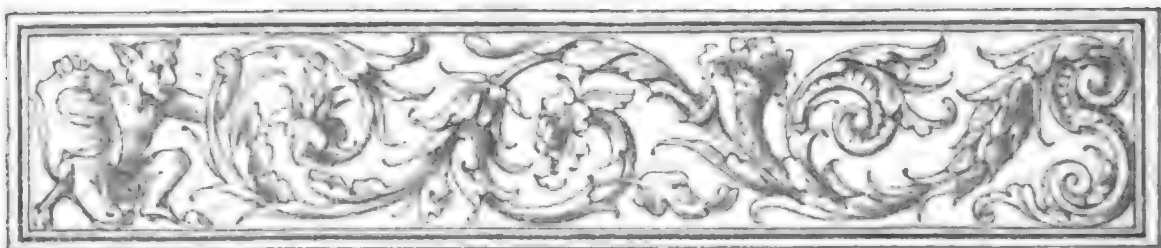
Ich schaute in den Nebel; mir ward voll Furcht die Seele.
 Der Nebel sprach zu mir:
 Ich weine um die Sonne.

Zwiegespräch.

Zwei Blumen hatt' ich. Eine wurde welk,
 Die andre trauert ihrer Schwester nach.
 Was zitterst Du, Gevatterin?
 Ich sah vorübergehen Einen,
 Und doch war's nicht ein Wanderer.
 Wer war's, daß Du so bebest?
 Es war das Kind, es war das Kind,
 Das Kind, das ich im Leibe trage.
 Es hat den Leib verlassen, eh's geboren ward,
 Die Erde anzuschauen.
 Gevatterin! Gevatterin! Das war ein Traum!
 Zwei Blumen hatt' ich. Eine wurde welk,
 Die andre trauert ihrer Schwester nach.
 Nun wird's so traurig sein in meinem Leibe,
 Weil es die Welt gesehen.
 Ich sah, wie bleich ich bin, weil ich es trage.
 Es sah die Erde triefen von der Menschen Schweiß,
 Und daß die Erde Menschenstaub bedeckt.
 Gevatterin! Gevatterin!
 Das wird es all vergessen,
 Sieht es den Sonnenschein!

Zwei Blumen hatt' ich. Eine welkte,
 Die andre trauert ihrer Schwester nach.





Adamantios Korais als Zeuge der französischen Revolution.

Ein Blatt der Vorerinnerung zur hundertjährigen Wiederkehr der Revolutionstage

von

Walter Bormann.

— München. —

Die Revolutionen können allein nach der Verabfolgung der Leidenschaften und gemäß ihren fernen Wirkungen beurtheilt werden. Adamantios Korais.

Mit rauschendem Jubel, mit Festlichkeiten in riesenhaftem Maßstabe rüstet sich die französische Nation, die hundertjährige Wiederkehr ihrer Revolutionstage in diesem Jahre zu feiern. Die republikanische Partei ist gewohnt, diese Tage als den Anfang der Volksfreiheit, als den Grenzstein eines die Menschheit beglückenden Zeitalters zu betrachten. Aber nicht bloß in Deutschland, sondern in Frankreich selbst hat die ernstere Geschichtsforschung längst die Hohlheit und Unfruchtbarkeit jener Revolution dargethan, und mehr und mehr fängt man zu begreifen an, daß durch dieselbe nichts so geschädigt wurde, wie echte Bildung und echte Freiheit.

Adamantios Korais, jener stille griechische Weise, der in schlichter Geistesgröße jede Tyrannei verabscheute und soviel zur Wiedererweckung der Freiheit seines Volkes beitrug, war von Anfang an Zeuge der französischen Revolution und hat sie in einer Reihe von Briefen, die er an seinen Freund Lotos in Smyrna richtete, beschrieben. In der von einer eigenen Commission zu Marseille nach seinem Tode veranstalteten Sammlung seiner nachgelassenen Schriften haben auch jene Briefe, die bereits

vorher griechisch und in französischer Uebersetzung *) herausgegeben waren, vollständig ihre Stelle gefunden. Mahnend wollen dieselben wieder in Erinnerung bringen, was sie zu lehren und zu warnen haben. Nicht das Neue an sich ist es, was ihnen den hauptsächlichsten Werth verleiht, sondern die lebhafteste Mitempfindung, die Spannung, die Beurtheilung von Seiten eines seltenen Mannes, der wie wenige die wahre Freiheit liebte.

Adamantios Korais war in Smyrna als der Sohn eines Kaufmannes geboren am 27. April 1748. Sein Vater, der wie damals alle Einwohner Smyrnas ohne gelehrte Bildung war, aber Schärfe und Klarheit des Urtheils besaß, nahm die angesehenste Stellung im Rathe der Stadt ein. So kam es, daß Adamantios Rhysios, ein gelehrter Chier, eine seiner vier Töchter, die er in Ermangelung von Söhnen mit vielen Kenntnissen ausgestattet in einer Zeit, da in Smyrna keine Frau lesen und schreiben konnte, diesem Manne mit Hintansetzung viel Reicherer freudig zur Gattin gab. Was dem Vater selbst an Kenntnissen verjagt war, wandte derselbe mit allen Mitteln dem Sohne zu, und die Kosten, die er zur Beschaffung neuer Kleider ihm schwer bewilligte, versagte er ihm nicht für die Pflege seiner Bildung.

Die Stockprügel des griechischen Schulmeisters, die seinen jüngeren Bruder abschreckten, erduldete Adamantios Korais standhaft aus Lernbegierde und trug, da er von den Enkeln des Rhysios zuerst die Schule verließ, die kleine Bücherei seines Großvaters als Lohn davon. Ganz ebenso hat er sein Leben lang für Bildung und Wissenschaft gelitten. Von seinem dreizehnten Jahre begann das Schicksal immer deutlicher das Bitterste und Schwerste über ihn zu verhängen, so daß er später den Ausspruch thun konnte, er habe nie erfahren, was eigentlich Glück heiße. Von diesem Alter bis zum zwanzigsten Jahre litt er an ununterbrochenem Blutspeien, von da bis zum sechzigsten Jahre suchte ihn dasselbe Uebel in Pausen heim, und darüber hinaus hat dann noch der Greis 25 Jahre gelebt! In diesem siechen Körper aber wohnte die ungewöhnlichste Kraft der Empfindung und Leidenschaft. Als in Smyrna der Knabe für seinen erregten Wissensdurst keine Befriedigung fand, da schon erwachte in ihm jener unauslöschliche Haß, der ihn sein Leben lang nicht verlassen hat, gegen die, welche seine Stammesbrüder in den elenden Zustand der Unbildung gestürzt hatten, gegen die türkischen Unterdrücker. Man weiß es nicht, ob der Haß diese Lebenskraft mehr erschüttert oder mehr gesteigert habe. Bei seinen Beschäftigungen mit Sprachen und gelehrten Studien entging er glücklich dem Zwange, das Lateinische von den Jesuiten, die sonst die einzigen Lehrer dieser Sprache waren, erlernen zu müssen, da der Widerwillen gegen den Papismus längst zum Erbtheile seiner Familie gehörte, wie er in einem besonderen Gedichte des Rhysios Ausdruck gefunden

*) Uebersetzt von St. Queux de St. Hilaire, Paris 1835.

hatte. Bernhard Keun, Geistlicher beim holländischen Consulat und selbst Holländer, ward sein Lehrer im Lateinischen, um dagegen von ihm die Aussprache des Griechischen zu lernen. Die Dankbarkeit, welche Adamantios Korais mit diesem Freunde verband, war schrankenlos; keinen Menschen hat er je geliebt wie ihn, und stets von Neuem preist er die Selbstlosigkeit der vielen von ihm empfangenen Wohlthaten.

Aber nicht die gelehrte Bildung, sondern der Kaufmannstand war es, für welchen der Vater ihn bestimmt hatte zur Fortführung des von ihm betriebenen Seidenhandels. Als er für diesen Beruf 1772 auf einem dänischen Schiffe über Livorno nach Amsterdam fuhr, erfüllte doch seine Seele nichts anderes als die Sehnsucht nach den europäischen Bildungsschätzen. Von der Küste, von welcher aus dem Morgenlande herein dem griechischen Culturleben so reiche Quellen zuströmten, zog nun der Mann aus, der umgekehrt seinem Volke die verloren gegangene Bildung aus dem Abendlande zurückerstatten sollte. Während eines sechsjährigen Aufenthaltes in Holland ließ ihn das Glück wieder vortheilhafte Gelegenheit zur weiteren Ausbildung finden, und dann kehrte er nur mit schwerem Herzen in die unterdrückte Heimat zurück. In Venedig hemunte er den ganzen Winter 1778 seine Rückkehr, in der Hoffnung, nach Frankreich gehen und Medicin studiren zu dürfen. Und was trieb ihn zu diesem Studium? Keine entschiedene wissenschaftliche Neigung, sondern stolze Rücksicht auf seine Feinde: er wußte, daß nur Aerzte von Türken anständig behandelt wurden. Die Eltern indes verlangten seine Ankunft. Als er nun den Heimathboden betritt, was findet er? Die schaurigste Verwüstung! Die Erde selbst noch hatte sich aufgelehnt gegen die Unglücklichen, die das Joch der Fremden trugen, als wolle sie nicht länger von Sklaven getreten sein. Erdbeben und Feuersbrunst hatten gewüthet, und das elterliche Haus lag in Trümmern. Auf den ebenso fein wie heftig fühlenden Geist des Adamantios Korais wirkte dies Schreckniß furchtbar. Wahnsinnig wäre er geworden, wie er selbst betheuert, wenn er nicht an Keun wieder eine Stütze gehabt hätte. Was dieser uneigennützigte Wohlthäter für ihn mit Geldmitteln früher und später und mit der Drucklegung seiner ersten Arbeit gethan hat, ist nicht dessen höchstes Verdienst. Er drang in seine Seele ein und hielt und leitete sie. Vier Jahre lang verkehrte Korais fast ausschließlich mit ihm und ging lange Zeit auf das Land, um nur die Türken nicht zu sehen.

Keine Versprechungen, keine lockenden Aussichten konnten ihm inmitten seines zertretenen Volkes Frieden schenken; und da endlich die Eltern in seine Abreise willigten, fuhr er im October 1782 über Livorno und Marseille nach Montpellier. Die Kunde vom Tode beider Eltern eilte ihm aus der verlassenen Heimat nach. Und wie viele Mühe und Noth und Sorge um das tägliche Brot erwartete ihn hier! Er bewies außerordentlichen Eifer und Fleiß, seine wissenschaftlichen Arbeiten und seine

Promotionschrift*) erregten Aufsehen, er wurde Mitglied der Akademie, sein redlicher Charakter trug dazu bei, ihm Freunde zu erwerben. Alles das gewährte ihm in dem harten Lebenskampfe einigen Trost, dessen er gar sehr bedurfte. Hier ist es Zeit, der tiefen innerlichen Dankbarkeit für jede gute Gabe des Schöpfers zu gedenken, des stillen echten Glückes, das die Welt nicht geben und nicht nehmen kann, welches in diesem Herzen keimte. Alles, was weich und bequem ein Leben bettet, besaß Korais nicht, keine trauliche Zuflucht nach dessen Mühseligkeiten. Ohne Heimat war er im fremden Lande, er war arm und von dem Erlöse des wiedererbauten Vaterhauses spärlich ausgestattet; von selbstlosen Wohlthätern hie und da unterstützt, war er sonst genöthigt, mit seinen Arbeiten sich einen Unterhalt zu verschaffen und Uebersetzungen und mancherlei Aufträge zu übernehmen, die ihm am ersten hierzu verhalfen. Immer aber blieb sein Weg auf ein erhabenes Ziel gerichtet: das Vaterland, das er nicht besaß, das seine Stammesgenossen nicht besaßen, er wollte es in der Fremde wiedererobern! Nachdem er den medicinischen Beruf bald aufgegeben, wurde es seine unermüdlige Lebenssorge, das alte Schriftthum der Hellenen seinem Volke neu zurückzugeben und damit die Schätze seiner Bildung, seiner Sprache wie sein Eigenthum demselben zu erstatten, wie ein Erbthum des reichen Verwandten, von dem der arme Hungernde nichts wußte. Anstatt ihn auf die vaterländischen Fluren zurückzurufen, fesselte sie ihn dauernd in der Fremde. Er siedelte bald von Montpellier nach Paris über und konnte der Hilfsquellen, welche Europa seiner ernsten, freien und befreienden Geistesarbeit bot, nicht entrathen. Nie hat er Griechenland wiedergesehen; auch seinen Siegesruf, sein Jauchzen nach vollbrachter Befreiung vom Türkenjoch hat er nur über weite Meere im engen Studirzimmer vernommen.

Seiner ersten Sendung brachte er auch ferner Opfer auf Opfer. Er blieb unvermählt, und als man ihm einträgliche Stellen und Professuren anbot, schlug er sie aus, weil er befürchtete, in seiner wichtigsten Thätigkeit gestört zu werden. Es erschien von ihm eine lange Reihe von Ausgaben des altgriechischen Schriftthums, und mit eigenem Stolze schrieb er zu allen Bänden seiner „griechischen Bibliothek“ Vorwort und Anmerkungen in seiner neugriechischen Muttersprache, in welcher er unausgelezt seine Landsleute ermahnte und zu Bildung und Freiheit aufrief, außerdem aber, wie er selbst sagt, den europäischen Gelehrten zeigen wollte, daß das Volk, das sie verachteten, seiner Fähigkeiten und Leistungen sich nicht zu schämen brauche. Seine Mühe krönte der Erfolg; mit vielen der ersten Gelehrten Frankreichs, wie Clavier, Chardon de la Rochette, Villoison, Thurot, trat er in nahen Verkehr, und sein Name hatte in ganz Europa bald den besten Klang.

Noth aber und Krankheit blieben seine steten Begleiterinnen, und dazu bedrückten noch ganz Frankreich Hungerelend und entsetzliche Zeiten. 1796

*) *Synopsis pyretologiae*. Montpellier 1786.

konnte dieser hochstrebende Mann nur eine Unze Brot täglich zur Fristung seines Lebens aufwenden. Anstatt seine Bibliothek vermehren zu können, mußte er einen Theil derselben verkaufen, und es ging ihm auch für seine wissenschaftliche Arbeit das Nothwendigste ab. Die Selbstbefreiung der Griechen, die er so heiß ersehnte, kam dreißig Jahre früher, als er es wünschte*); aber sie verschönte noch seinen Lebensabend und machte ihn stolz und glücklich.

Am 6. März 1833 that er einen Fall vom Stuhl; an den Folgen desselben starb er am 25. März, beinahe 85 Jahre alt. Er wiederholte sich oft den 136sten Psalm mit den Geboten der Gottesliebe und Vaterlandsliebe. „Vaterland“ war sein letztes Wort, und sein letzter Blick hob sich zum Bilde des Demosthenes, das über seinem Lager hing. Auf dem Friedhofe Mont-Parnasse zu Paris wurde über seinem Grabe seine Büste aufgerichtet, die uns aus einem seiner Selbstbiographie hinzugefügten Nachbilde bekannt ist. Korais war äußerst häßlich, ebenso häßlich wie Voltaire, freilich war der Kopf auch ebenso geistreich; und sehr verschieden von dem Eindrucke der Voltaireschen Züge wirkt die Menschengüte, das friedliche Wohlwollen, das aus dem ernststen Antlize des Korais dem Beschauer entgegenlächelt.

Die Griechen haben seinem Andenken immer größere Ehren erwiesen. Sie haben seine Gebeine nach Athen überführt und ihm dort ein Denkmal errichtet. Der *ὄλλοτος Ἑλληνισμός*, der die Herausgabe der alten Literatur sich zur Aufgabe machte, ist zu seinem Gedächtnisse gestiftet worden, und eine besondere Abtheilung wurde für die Veröffentlichung seines schriftstellerischen Nachlasses und seiner Briefe niedergesetzt. Die Lebensarbeit von Korais ist es gewesen, eine Saat der Zukunft für sein Volk auszustreuen, einer langen, frohen Zukunft; noch viel fehlt daran, daß alle diese Saaten aufgegangen wären, und nur die Griechen selbst können, wenn sie jene Samenkörner in sich wachsen und gedeihen lassen, sie zur Reife bringen, indem sie abgewandt von der Selbstsucht und Niedrigkeit des rohen Marktes über Alles ehren, was Korais ehrte: Gerechtigkeit, Nächstenliebe und edle Bildung! Er hat ihnen die größten Aufgaben gestellt für die Ausbreitung eines wahrhaft geistigen Lebens und bürgerlicher Pflichten. Nicht mit leerer Verherrlichung seines Namens, nur durch die That kann man dafür ihm Dank erstatten. Korais war kein Schwärmer. Von der natürlichen Vielgewandtheit seines Volkes, die sich in grauer Vorzeit im Typus des Odysseus ausprägte, hatte auch er sein Theil empfangen, und sein Blick für die Welt ist oft erstaunlich klar und scharf. Der Wahrspruch seines Lebens, den er bei jeder Gelegenheit anführt, war ein Wort des Epicharmos:

„Nüchtern sei, gedenk des Argwohnus; dieses macht den Geist geient.“

Gegen Ueberhebungen und Mißachtungen war er trotz seiner angeborenen Zartheit fast unverföhnlich.

*) Man vergleiche hierzu die auf S. 73 und 74 unten mitgetheilten Aeußerungen.

Für ihn muß man es als eine Günst der Umstände erkennen, daß sein Schicksal ihn gerade nach Frankreich führte, denn es gab keinen Ort in ganz Europa, der an geistiger Regsamkeit in jener Zeit mit der französischen Hauptstadt wetteifern konnte. Was war damals Deutschland trotz der großen Dichtung, die bei uns schon erblühte? Das geistige Leben in Frankreich war Bewegung im vollen Sinne des Wortes; es äußerte unmittelbar seine Wirkung auf die Geister eines großen Volkes. Von allem Glanze umgeben, war es vielleicht an nachhaltiger Kraft deshalb geringer, aber für den Augenblick war es eine Macht, die sogar in beispielloser Weise von dem öffentlichen Bewußtsein der Nation Besitz ergriff. Diese reißende politische Hochfluth, in der das ganze Geistesleben der Franzosen dahintrieb, war mit den dort sich zusammengedrängenden Bildungsschätzen für Korais, den künftigen Meister und Lehrer seines eigenen Volkes, eine unschätzbare Schule. Den glühenden Verehrer der Freiheit ließen die Verzerrungen der Freiheit, die er bei einem hochbegabten Volke sah, das lichte unentstellte Bild derselben nur klarer in seiner Seele entdecken. Durch die bestimmteste Verneinung, die ihm entzogen werden konnte, wurde er dazu geführt, die Wahrheit in sich selber zu begründen, und mit welchen politischen Lehren er selbst dann seinem Volke den Weg zur Freiheit wies, wollen wir am Schluß in aller Kürze andeuten.

Sogleich muß aber gesagt werden, daß Korais fern davon war, schon beim Beginne der Revolution oder auch nur während ihrer ersten Jahre daselbe Verdammungsurtheil abzugeben wie späterhin. Im Gegentheil riß das Ungeheuere der Ereignisse mit dem Zuge der Größe, den es verbreitete, gewaltjam zuerst seine Seele mit sich und ließ ihn das Verabscheuenswerthe zu sehr übersehen; in derselben Weise, wie Deutschlands edelste Geister, Klopstock, Herder, Schiller, Jean Paul, auch Goethe, lange geblendet wurden. Wenn er sogar schwerer und später als die Deutschen zu heilen war, so erwäge man, daß er durch die unmittelbare Nähe der Begebnisse in der fiebernden, tobenden Hauptstadt sicherlich viel weniger aufgeklärt, als betäubt und selber berauscht werden konnte. Sein, wie oben schon angeführt, ihm von den Vorfahren bereits überlieferter Haß gegen den Papismus trug, da die Revolution jedenfalls nichts so kennzeichnete wie die Feindseligkeit gegen die entartete katholische Kirche, lange dazu bei, ihn in der allgemeinen Strömung mit fortzureißen. Das Priesterunwesen der griechischen Kirche mit dem der abendländischen vergleichend schrieb er als Greis: „Die lange Knechtschaft mußte, indem sie die Bildung des Volkes vernichtete, nothwendig den Alerus verderben und unsere religiöse Gesinnung zerstören; trotzdem ist alles Fehlerhafte dort verglichen mit den Mißbräuchen der päpstlichen Kirche wie einige Wassertropfen verglichen mit dem Meere.“ Er schreibt auch: „Die Franzosen betrachten heutzutage den Katholicismus als eine der thörichtesten Religionen der Welt, und es wird mir nicht überraschend erscheinen, wenn sie sich ganz und gar von Rom trennen.“ Nach

dem Walten der stolzen, weltflugen Cardinäle, nach allen Gunstbezeugungen der Curie für das mächtige Königthum, nach der Pariser Bluthochzeit und dem Glaubenswechsel des volksbeliebten Königs, nach der Aufhebung des Edictes von Nantes war dies das Bild der Kirche, das Korais in Frankreich kennen lernte! So urtheilte ein Mann, der, obgleich er in dem von dem Materialismus eines La Mettrie beherrschten Lande Medicin studirte und den frechen Atheismus der Revolution miterlebte, seinen Glauben an eine allwaltende Vorsehung nicht einen Augenblick verlor und ihn unbewußt alle seine Betrachtungen durchdringen läßt.

Ueber die Franzosen im Allgemeinen finden sich bei Korais die verschiedensten Aussprüche. Während er die Fortschritte in der Cultur, die Liebenswürdigkeit und Annuth des geweckten Volkes wiederholt bewundert und sie mit den Athenern vergleicht, geißelt er ihre Flatterhaftigkeit und nennt sie auch darin den Athenern gleich und „würdig alles dessen, was der Komiker Aristophanes gegen den Leichtsinm jener geschrieben hat.“ Indem er zugiebt, daß die Franzosen die Ruhmeshöhe der alten Griechen erreicht hätten, schreibt er: „Sie selbst wissen das und brüsten sich und überheben sich sehr, die Griechen übertroffen zu haben; denn die Franzosen haben außer vielen Gaben der Natur und Erziehung auch den Vorzug, Narren und Schwindler zu sein.“ Ueber die Sittenlosigkeit der Franzosen hat er ebenso unerbittlich geurtheilt, wie Heinrich von Kleist und Georg Forster, welche Beide am Ausgange des vorigen Jahrhunderts gleichfalls Paris besuchten. Er meint: „Freiheit ohne Tugend kaum niemals bestehen, die Einwohner von Paris aber sind durch und durch verderbt und ihr einziges Heil beruht in einer Aenderung der Sitten.“ Außerdem aber fühlt er sich in seinen Gefühlen als Grieche oft verlezt. So klagt er in einem Briefe an Chardon de la Rochette, „überall in Europa habe er seine Hoffnungen getäuscht gefunden, nirgends Trost und Theilnahme mit dem Unglücke der Griechen. Zu Hause würde er gleichfühlende Herzen besessen und die Erinnerungen an Homer würden ihn beglückt haben. Was habe er gefunden? In England ein Parlament, eingebildet auf seine angebliche Freiheit, das im lächerlichsten der Widersprüche sich zu Gunsten der Neger erhitzte zur gleichen Zeit, da es seine Schiffe rüstete, um die Russen an der Vernichtung des blöden Tyrannen von Byzanz zu hindern; Franzosen, welche ihrer entstehenden Freiheit zum Hohne noch zu Gunsten der Türken sprechen, und den giftigen Peyssonel, der seine verbrecherische Feder benutzte, um die Wirkung zu vernichten, den auf die Gemüther die Schriften Voltaires und Rolneys gegen die Türken haben konnten; ganz Europa als ruhige Zuschauerin der ruchlosen Theilung Polens, aber ängstlich erregt, sobald es sich um die kleinste Gefahr für den geliebten Verbündeten, den Türken, handelt! Er gesteht, daß er lieber in Rußland oder auf der Insel Malta wohnen möchte als in Paris, falls die Russen und Malteser frei wären. „Bei ihnen allein hätte ich mich trösten können,

indem ich unaufhörlich jene in Gefangenschaft abführen sähe, die meine unglücklichen Landsleute in Ketten halten!“ Wir sehen also, daß das Gefühl von Glück, welches er in Frankreich empfand, ein durchaus bedingtes war. Wußte er doch, wie fern von jedem Glücke dies Land selbst sich befand! Und doch bekennt er: „Mein Unwillen wird niemals in meiner Seele die Erkenntlichkeit auslöschten, die ich allen denen schulde, welche mir Gastfreundschaft gegeben haben.“ Korais war eine ungemein dankbare Natur; aus bestimmten Vorfällen wissen wir, wie weit bei ihm das Pflichtgefühl des Dankes ging. Am Lebhaftesten war sein Dank gegen das Land, das ihm über ein halbes Jahrhundert Zuflucht bot, und in der von ihm selbst verfaßten Grabchrift nannte er Paris „ihm gleich theuer wie sein griechisches Geburtsland.“ Schon während der Revolution nehmen wir wahr, daß sein Herz mit den Schicksalen der Franzosen sich auf das Engste verflochten fühlte. Wir wollen nun von seinen brieflichen Aufzeichnungen einige der wichtigsten hier mittheilen, indem wir uns eine ausführlichere Wiedergabe und kritische Beleuchtung an anderer Stelle vorbehalten*).

Gleich vom ersten Aufruhr in Paris, der allgemeines Aufsehen machte, war Korais Augenzeuge. Er lustwandelte mit einem Freunde im Tuileriengarten, als die Soldaten des Prinzen von Lambesc, die für jede Gefahr von Versailles zur Aufrechthaltung der bedrohten Ruhe in die Nähe der gährenden Hauptstadt gezogen waren, mit den Bürgern in Zusammenstoß geriethen. Die gerichtlichen Erhebungen, auf welche H. Taine sich bezieht, ergeben mit höchster Wahrscheinlichkeit, daß sich dabei der Prinz sogar mit seltener Geduld benahm, und daß ein Mann, welchen er verwundete, die Drehbrücke sperren wollte, um die Soldaten abzuschneiden, und zugleich mit der anderen Hand das Pferd des Prinzen am Zaume packte. Uebrigens war die Verwundung ganz leicht. Korais ergreift hier Partei für den „unschuldigen und unglücklichen sechzigjährigen Greis, einen rechtschaffenen Bürger,“ der nach seiner Meinung nur spazieren ging. Das belegt sogleich schlagend, wie schwer es auch dem Gerechtesten wird, in aufgeregten Zeiten selbst Vorfälle, die man mit eigenen Augen sieht, richtig zu beurtheilen. Korais schreibt selbst einmal: „Das Ueble ist, das wir bei solchen Schrecknissen, ob auch in unmittelbarer Gegenwart, trotzdem die Wahrheit nicht ergründen können. Augen haben wir und sehen nicht, Ohren haben wir und hören nicht; bloß unser Mund redet sinnlos und urtheilslos, was weder das Auge sah noch das Ohr hörte.“ Korais schildert dann auch, wie in der Erregung sich das Volk bewaffnete, die Arsenale plünderte und innerhalb weniger Stunden der Bastille Herr wurde, die, wie man weiß, nicht sowohl überwältigt ward, als sich vielmehr gutwillig den Volks-

*) Demetrios Votos, an den diese Briefe gerichtet sind, bekleidete das damals angesehenen Männern zustehende Amt eines Vorsängers an der griechischen Hauptkirche zu Smyrna.

haufen und ihrer Gnade — welcher Gnade! — überlieferte. Jene beiden blutigen Häupter von Delaunay und Flesselles — Korais hat sie in der Gefolgschaft von Hunderttausenden auf langen Stangen einhertragen sehen, als er in das Café ging, um englische Zeitungen zu lesen. Er erzählt dann, wie die Nachricht der grausen Volkstriumphe das Heer des Prinzen von Lambesc vor den Thoren von Paris nach allen Seiten auseinander-sprengte, nachdem schon vorher, wie v. Sybel feststellt, die Unzuverlässigkeit der Truppen jeden entschiedenen Schritt dieses Führers verhindert hatte. „Als die Kunde nach Versailles gelangte, erschreckte sie den Hof, die Geistlichkeit und den Adel so sehr, daß sie zuerst die Zerstörung der Bastille nicht glauben wollten wie etwas Unmögliches. Als sie darauf durch zweite und dritte Curiere darüber wie über die Enthauptungen vergewißert waren und hörten, daß Paris sich in Bereitschaft setzte, des anderen Tages nach Versailles zu marschieren, wurden sie von solcher Feigheit übermannt, daß jene Nacht, wie man sagt, die ganze königliche Familie nicht in den gewohnten Gemächern schlief, sondern in einem Pavillon des königlichen Gartens; nicht weil sie daselbst sicherer waren, sondern weil die Furcht sie außer sich selbst setzte und sie nicht mehr wußten, was sie thaten. Kaum graute der Tag, da wurde das Sprichwort wahr: ‚Du trittst mich, ich trete Dich.‘ Es wurden viele Minister, Herzoge, Grafen, Herzoginnen, Gräfinnen und andere Hofdamen aus der Begleitung der Königin unsichtbar, ferner fünf Prinzen von königlichem Geblüt, unter denen auch der Graf von Artois, der jüngere Bruder des Königs sich befand, und sie ließen den König mit der Königin und seinem älteren Bruder fast allein.“ Diese Untreue des Adels, welche der Königin besonders schmerzlich war, kennzeichnet genugsam die Faulheit aller Verhältnisse und bildet einen der wichtigsten Wendepunkte in dieser Revolution.

Die Entlassung Neckers und seiner Genossen, deren Zurückberufung die Nationalversammlung verlangte, gab man, wie dann Korais berichtet, allgemein „dem Rathe der Königin und des Grafen von Artois“ Schuld. So war die Königin von Anfang an Diejenige, welche die Zielscheibe jeglicher Verleumdung war. Aus ihren sämtlichen Briefen weiß man, wie wenig sie mit dem Grafen von Artois zu thun hatte, dessen Frivolitäten sie muthig in Schranken wies und dessen politische Ziele sie durchaus nicht theilte.

Da die Gewaltthaten sich fortsetzten, begab sich der König selbst nach Paris, nachdem er die Forderungen des Parlamentes angenommen hatte. Korais schreibt an Lotos: „Ich sah also auch dies merkwürdige Schauspiel, und ich gedachte Deiner in jener Stunde, und meine Seele begehrte, Dich neben zu mir haben. Er zog in Paris zwei Stunden nach der Mittagstafel am Freitag ein. Die Bürger gingen bewaffnet eine Meile weit aus Paris und erwarteten ihn. Die Königin, sagt man, wünschte, an jenem Tage mit ihm zu gehen; allein er gab es nicht zu, weil er die Möglichkeiten fürchtete. Und fürwahr, wenn sie an jenem Tage gekommen wäre, würde

vielleicht ihr Leben in großer Gefahr gewesen sein, so sehr war das Volk gegen sie erbittert; und wenn sie ihr bis heute nichts zufügten, so geschah das wegen des Königs, den man allgemein als gut von Natur, aber für betrogen ansieht von schlechten Rathgebern.“ Der oft und bis zuletzt bewiesene Muth der Königin wird auch hierdurch wieder in helles Licht gesetzt. „Der König kam also in Begleitung von vier Vornehmen, die dem Volke zusagten, aber ohne Leibwache, weil die Pariser keine Garde in die Stadt einließen und sagten, daß sie selbst genug seien, ihren König zu bewahren. Das war einerseits wohl erfreulich für den König, andererseits aber doch mißlich. Trotzdem wurde er genöthigt, so ohne jeden Schutz nach Paris zu kommen und auf das Gewissen einer bewaffneten Menge von 300 000*) Köpfen zu bauen. Ich sah ihn, als er in seinem Wagen ohne einen Blick in die Stadt einfuhr. So ganz war der Mensch**) betroffen und mit Recht; denn er sah nichts als bewaffnete Leute und die Straßen mit Geschützen bedeckt. Indem er auf dem Wege zum Schlosse vordrang, riefen 800 000 oder 900 000 Einwohner, hier auf den Straßen, dort an den Fenstern nicht das gewohnte: ‚Es lebe der König!‘ sondern: ‚Es lebe das Volk!‘ Das gab ihm noch mehr zu bedenken, und es hob, wie gesagt, der Mensch keinen Blick, das habe ich mit meinen Augen gesehen. Als er in das Schloß eingetreten war, vermochte er, wie man sagt, auch nicht eine Silbe von Allem, worauf er sich vorbereitet hatte, zu sprechen; aber es sprach statt seiner der Maire der Stadt, welcher seitens des Königs dem Volke Frieden und Abstellung aller Uebel verhieß. Darauf begab er sich wieder um halb fünf Uhr mit der nämlichen Begleitung auf die Rückkehr nach Versailles, und nunmehr war bei der Rückfahrt sein Name aus dem Munde des Volkes zu hören, welches rief: ‚Es lebe der König und die Nation!‘“ Welch eine besondere Beleuchtung erhält dies Bild, wenn wir später eben jenen Maire, der hier der Anwalt des Volksrechts war — es war kein Anderer als Bailly — zitternd und halbnackt vor den Stufen des Schaffottes wiedersehen!

Ueber die Hungersnoth lesen wir: „Wir haben solchen Getreidemangel erlebt, daß die Bäcker für alle Fälle von Soldaten umgeben waren und nur in beschränktem Maße Brot hergaben. Es war nöthig, um vier Uhr Morgens aufzustehen, um nur ein Brot kaufen zu können. Das Jahr 1789 ward für Frankreich zum Unglücksjahre.“ Für die Zeitstimmung ausnehmend bezeichnend ist das Folgende: Ein Geistlicher auf Seiten der Volkspartei hat auf der Kanzel über die Freiheit geredet und dabei den Galaterbrief Kap. 5, Vers 13 zum Texte genommen, wo es heißt: ‚Denn zur Freiheit seid Ihr berufen, Brüder, nicht damit Ihr die Freiheit zum Antriebe nehmet für die

*) Die Zahl der Volksmassen wird von Korais immer viel zu hoch veranschlagt.

**) Dies Wort braucht K. wiederholt mit besonderer Absichtlichkeit für den König, und ἀνδρῶνος = l'homme mit „Mann“ oder „er“ zu übersetzen, wäre hier eine Verfehlung des Sinnes.

Stünde, sondern auf daß Ihr durch die Liebe einander dienet.“ „Er donnerte gegen die Aristokraten, nämlich Mönche und Adel, insbesondere die Erzpriester, gegen das Pharisäerthum aller Beherrscher des Volkes und führte aus, daß diejenigen, welche Christus kreuzigten, Aristokraten gewesen seien, und zwar deshalb, weil Jesus den dritten Stand beschützte und die brüderliche Gleichheit lehrte. Und das Alles sprach er von der Kanzel, ohne den Erzbischof von Paris zu scheuen! Dieser Erzbischof wäre beinahe in Versailles vom Volke gesteinigt worden, weil er in der Versammlung gegen den dritten Stand redete. Kaum trat er aus der Kammer, und man sah die Steine hageldicht auf seinen Wagen fallen, dessen Glashüren gänzlich zertrümmert wurden. Er selbst rettete sich eilig unverfehrt in sein Haus; ein anderer Erzpriester jedoch, der mit ihm im Wagen war, bekam einen gehörigen Steinwurf auf die Schulter.“ Diese Bedrohung des Pariser Erzbischofs Juigné ist auch sonst bezeugt, und Taine stellt noch viele andere Beispiele der Pöbeltyrannei gegen die freie Ueberzeugung der Abgeordneten zusammen.

Von der vielverheißenden Nacht des 4. August erzählt Korais nichts; dagegen berichtet er von elf Pariserinnen, welche am 7. September unvermuthet Einlaß in die Generalversammlung begehrten und dem Präsidenten eine Büchse mit Kostbarkeiten aller Art überreichten. Es sprach sich darin vielleicht ein selbstloserer Opfernuth aus, als in jener Darangabe der unhaltbar gewordenen Standesvorrechte, und gewiß dürfen Hochherzigkeit und Opfersinn neben allen Abscheulichkeiten dieser Revolution nicht geleugnet werden, wie denn zur Erklärung oft genug das Urtheil Maria Antoinettes gelten kann: „c'est une chose prodigieuse dans le caractère français de se laisser emporter aux mauvaises suggestions et de revenir tout de suite au bien.“

Wie unföniglich aber muß uns Ludwig XVI. erscheinen, wenn Korais nachträgt, daß er bei jener Rückfahrt sich zum Wagenfenster hinausneigend „als Ehrenmann“ versichert habe, das Volk solle die Hochrufe auf seinen Herrscher nicht zu bereuen haben!

Zehn Monate lang liegt kein ausführlicher Brief an Lotos vor, und über die furchtbaren Octoberereignisse ist nichts mitgetheilt. Im Juli 1790 schreibt er nach strafenden Worten über die Schläfrigkeit seiner Landsleute gegenüber der Annahme der Geistlichen viel Gutes über den jungen Bischof von Autun, auf dessen Antrag eben die französische Nationalversammlung „den Reichthum der Mönche“ beschränkte. Kein anderer als Talleyrand ist dieser Bischof, den der Grieche wegen seiner Rechtchaffenheit und seines Verstandes, seiner Bildung und Beredsamkeit höchlich bewundert. Korais ist mit ihm einer Meinung, daß die Habe der Priester zum Volke zurückfließen solle, weil „sie dieselbe vom Volke bekommen und nicht von ihren Eltern ererbt hätten, und weil sie mehr besäßen, als für die Nachfolger und Nachahmer der Apostel sich gezieme; weil sie jene auch bis heute nicht christlich verwandt hätten und es kein anderes Mittel gäbe, zu derjenigen vorbildlichen Demuth der alten Kirche zurück-

zugelangen, von der man allenthalben sich entfernt habe, als die Abwerfung einer überflüssigen Bürde, der Ursache unseres Schiffbruches.“ Dem gegenüber fragen wir: wäre eine dürftig versorgte Geistlichkeit, „die das Beispiel der Apostel nachahmte,“ im Stande gewesen, ihr Ansehen in einem Lande zu wahren, in dem die Literatur der Kirche unausgesetzte Schläge versetzte und das sich an die Wirkungen des Glanzes und der Pracht auf alle Weise gewöhnt hatte, mochten dieselben in dem Pompe des Hofes oder auch in den gleißenden Worten der Demagogen und Girondisten, eines Isnard und Vergniaud, zum Vorschein kommen? — Auf einer falschen Fährte war Korais gewiß, wenn er jenen Talleyrand bewunderte, einen der schamlosesten und unchristlichsten Prälaten, die Frankreich jemals besaß, in dessen Mund die Verherrlichung der alten christlichen Einfalt so schlecht paßte! Das Bild dieses Mannes war außer demjenigen Mirabeaus das einzige, das von den Größen des Tages Korais für werth hielt, dem Freunde nach Smyrna zu schicken. Ueber jenen anderen heißt es: „Allen indessen ist in dieser Versammlung an Redekunst ein weltliches Mitglied überlegen, Namens Mirabeau. — — — So oft er seinen Mund aufthut, werden die armen Mönche wie rasend. Sie haben als Vorkämpfer gegen Mirabeau den ungemein beredtsamen Abbé Maury; aber dessen Beredtsamkeit verhält sich zu der Mirabeaus wie das Stammeln eines Kindeins zu den klugen und weisen Reden eines Mannes.“ Beide nennt er die nichtsnutzigsten Menschen Frankreichs, Mirabeau „einen Teufel in Menschengestalt.“ „Er hat noch nie den Mund geöffnet, ohne daß seine Meinung in der Versammlung siegte. Sein Redeschwung ist wie ein von winterlichen Regengüssen geschwellter Fluß, der in seinem gewaltsamen und raschen Laufe Bäume entwurzelt, Häuser umstürzt und Vieh, Holz und Steine, Alles zusammen, ohne Widerstand mit sich fortreißt.“ Was Korais über den Tod und die Bedeutung des wunderbaren Mannes, die er selbst mit ansah, erzählt, müssen wir auf diesem beschränkten Raume übergehen, und wir führen nur noch die folgenden bemerkenswerthen Worte an: „Das Erstaunliche bei diesem Menschen ist, daß ihn allgemein auch seine unversöhnlichsten Feinde betrauern, ich meine Mönche und Abel; denn sie haben beständig gehofft, ihn mit Geld zu bestechen, um ihn auf ihre Seite zu ziehen. Und unbedingt war die Macht seines Hauptes und seiner Sprache so groß, daß er den Gegnern, wäre er zu ihrer Partei übergegangen, weidlich genügt hätte. Im Munde Mirabeaus wurde das Weiße schwarz und das Schwarze weiß u. s. w.“

Der Kampf mit der Kirche, der Bürgereid, welchen die Priester ablegen sollten, die Haltung des Königs zu diesen Begebenheiten, die Uebergriffe des Pöbels gegen die Geistlichen beschäftigen Korais ganz ausnehmend, und er erzählt und beurtheilt das alles viel und lebhaft. An Allem mußten „die Mönche“ schuld sein! Als am 24. Januar 1791 ein Straßenkampf

zwischen Soldaten ihn in seinem Briefe unterbricht, meint er: „Man hält auch das für eine Anstiftung der Mönche.“

Von einer Gefahr, in welcher der König schwebte, berichtet er dann: „Er hat viele Feinde unter dem Adel und der Geistlichkeit; denn man giebt diesen Umschwung des Staates der Schwäche des Königs Schuld und sagt, daß, wenn er im Anfange eine Ernte von einhundert Köpfen gehalten hätte, die Dinge nicht dahin gekommen wären, wo sie heute sind. Man hat nun heimlich das Volk am 28. Februar aufgeregt und es eine Meile weit von der Stadt nach einem Gefängniß verschickt unter der Vorspiegelung, daß der Hof die Absicht habe, dieses Gebäude zu befestigen und es wie die alte Bastille herzurichten. Der Zweck war, wie man sagt, auf diese listige Weise alle Truppenkörper zu zwingen, daß sie nach jenem Gefängnisse eilten und das Volk abhielten; und so wollte man den König seiner Garden berauben und ihn opfern. Es lief also der ganze Volkshaufen nach dem Gefängnisse, um es niederzureißen; es eilte ebenfalls der General von Paris mit seinen sämtlichen Truppen hinterher. Und darauf versammelten sich viele Adlige nach dem Diner im königlichen Schlosse, wie sie sich gewöhnlich zu sammeln pflegen. Die geringe Anzahl Garden, die bei dem Könige geblieben waren, schöpften jedoch Verdacht, als sie jene zahlreicher sahen als gewöhnlich, und schickten sofort die Meldung an den General. Dieser kehrt, ohne Zeit zu verlieren, nach Paris zurück. Nachdem er den Andrang des Volkes gestillt hat, betritt er die Schatzkammer des Königs und sagt ihm, daß ihm die große Ansammlung der Adligen, die im benachbarten Schlafzimmer sich befänden, nicht gefalle. Der König stellt sich darauf vor sie und fragt, weshalb sie sich so zahlreich versammelt hätten. Sie wandten vor, daß sie die ganze Stadt in großem Aufruhr gesehen hätten und in das Schloß geeilt wären, um den König zu schützen, wenn die Noth es forderte. Der König entließ sie da er ihres Schutzes nicht benöthigt sei, und so zerstreuten sie sich; manche wurden auch festgenommen, bei denen man, wie es heißt, versteckte Dolche fand.“ Die Erzählung dieser Vorfälle bei den Geschichtschreibern ist abweichend und der Thatbestand unsicher. Daß der Adel selbst die Haufen nach Vincennes (das dortige Gefängniß ist gemeint) gelockt habe, ist unbewiesen. Auch ist ein Mordplan gegen den König dem Adel ohne Weiteres nicht unterzulegen, zumal da Mignet erzählt, daß derselbe den König gewaltsam habe entführen wollen. Lafayette (dies ist der genannte General) brauchte scharfe Worte gegen den Adel, der, wie man auch den Vorgang deute, durch diese banditenhafte Gebahren an jenem Tage sein Ansehen vollends untergrub.

Das für den Juli 1791 bevorstehende Ende der constituirenden Versammlung und die zu erwartenden Neuwahlen nöthigen dem Briefschreiber die Klage ab: „Die Verwirrungen und die täglichen Unruhen haben noch kein Ende gefunden, und Gott weiß, wann sie es einmal finden werden!“ Nach der nun folgenden Flucht des Königs und seiner Entdeckung und

Verhaftung kamen die Spannungen erst auf ihr Aeußerstes, und die Unbotmäßigkeit trat in die Ordnung. Ueber die Aufregung nach der Flucht schreibt Korais: „Einen so schrecklichen Tag wie den 22. habe ich niemals noch gesehen und werde ich wohl in meinem übrigen Leben nicht sehen. Das ganze Volk auf Plätzen und Straßen zerstreut, Männer, Weiber, Kinder, verläumdeten und schmähten König und Königin, mit den derbsten und gemeinsten Worten. Der nannte ihn einen Verräther, der einen Meineidigen; sie gaben ihm alle ehrenden Beiwörter, die Du nur denken kannst.“ Dann nach der Entdeckung: „Ich überlasse Dir zu denken, in welche Freude sich die Trauer und Niedergeschlagenheit der ganzen Stadt verwandelte, ohne daß der Unwille sich änderte.“ Ausführlich schildert er dann auch den Einzug des gefangenen Königs, und über die Rückkehr in sein Schloß schreibt er: „Wenn es wahr ist, was man erzählt, so ist auch das Folgende ein Zeichen seiner Herzengüte oder auch seiner Beschränktheit, wenn es Dir gefällt, eine solche Herzengüte also zu benennen. Man sagt, daß er, als er aus dem Wagen gestiegen und in das Schloß getreten war, sich hastig in einen Sessel warf, um ein wenig von den Beschwerden der Reise auszuruhen, und folgende Worte sprach: Keiner hat sein Leben beendet, ohne eine schmutzige Geschichte zu machen; da habe ich nun auch die meinige gemacht.“ Dann habe er gegessen, getrunken und geschlafen. Die Königin indessen war tief betrübt und weinte oft.“

Die von Korais als Augenzeugen beschriebene Ueberführung der Leiche Voltaires von Scellières, wohin sie einst der Clerus verbannt hatte, nach Paris mit all ihrem festlichen Gepränge müssen wir, da diese Darstellung einen breiteren Raum beansprucht, wieder übergehen. Am eindruckvollsten dabei ist der Schmerz, den er über die hier der Geistesbildung erwiesenen Ehren als Grieche empfindet, und sein voller Zorn erwacht gegen die Türken, welche Hellas „fahl und unfruchtbar gemacht haben.“

Der König wurde wieder in Freiheit gesetzt, „weil,“ wie Korais sagt, „es so der Nutzen ganz Frankreichs forderte und man die anderen Fürsten fürchtete“; aber schon sieht Korais seine Hinrichtung voraus. Der König hielt bei Bestätigung der Verfassung „eine lange, aber schöne und überzeugende Rede, in welcher er die Verbesserung der Verfassung der Versammlung und der großen Lehrerin Zeit überließ.“ Korais hält ihn bereits für „redlich“. Auch von der Königin lesen wir hier, daß sie selbst den Kaiser gebeten habe, den Brüdern des Königs nicht beizustehen, weil dieselben die Entthronung des Königs wegen der Milde desselben beabsichtigten, und daß sie die Einheit des Königs mit dem Volke befürworte. Das ist durchaus richtig; und wenn auch hinsichtlich der Brüder des Königs der Argwohn zu weit geht, so ist doch gewiß, daß Maria Antoinette jede wahre Wiederherstellung des Königs nur aus der eigenen Kraft desselben erhoffte. Die Wirrnisse und Drangsale steigerten sich überall, und Korais

schreibt: „Das Schlimmste ist, daß Mirabeau todt ist — alle Welt vermißt ihn, Alle weinen um ihn.“ Und am 12. Februar 1792 fügt er hinzu:

„Wenn Du den gegenwärtigen Brief erhältst, so begrüße mit Achtung Mirabeaus Bild und zünde vor ihm eine Kerze an. Dieser merkwürdige Mensch hat sterbend die überschweren Schrecknisse vorausgesehen und vorausgesagt, in denen wir uns heute befinden, und andere unzählige, die wir noch erwarten. Er allein, wenn er lebte, wäre genügend, uns aus dem Labyrinth der Uebel zu befreien, in dem wir uns befinden. Untaugliche und boshafte Menschen, welche, da Mirabeau-Demosthenes lebte, nicht den Mund zu öffnen wagten, haben nach seinem Tode sich in die Politik gemischt und unter dem Vorwande der Freiheitsliebe Alles verwirrt. Andererseits bewegen die Mönche jeden Stein, um uns wieder in den vorigen Zustand zu bringen. Nimm dazu noch den Bürgerkrieg des französischen Amerika, wo die Negerklaven sich erheben u. s. w.“

Die Zerstörung zahlloser Pflanzungen und die daraus sich ergebende Preisverdoppelung von Kaffee und Zucker verursachte am 22. 23. 24. Januar 1792 Aufstände und Plünderung der Läden, wovon auch Taine nach dem Zeugnisse des Korais berichtet. Wir können hier die einzelnen Aeußerungen nicht wiedergeben, aus denen immer deutlicher die Enttäuschung des freiheitsliebenden Griechen spricht. Ueber die drohende auswärtige Lage, die Politik Pitts und die vermeintliche Verschwörung der Mächte gegen Frankreich liest man ebenfalls viele Bemerkungen, die, wenn sie auch theilweise wenig der Wahrheit entsprechen, die allgemeinen Stimmungen trefflich erkennen lassen. Bei Erwägung der gesammten Lage gesteht Korais hier: „Alle diese Veränderungen geschehen nicht ohne Billigung oder Einwilligung einer höchsten Vorsehung. Es giebt eine unsichtbare Hand, welche Alles lenkt und verwaltet; die Menschen sind nichts als ihre Werkzeuge und Gefäße, voll von Ehre oder Unehre, wie ein Jeglicher handelt, der Eine für den gemeinsamen, der Andere für seinen eigenen Vortheil.“

Dann festelt ihn wieder die Begeisterung der Franzosen, und er schreibt: „Die Köpfe der Franzosen sind so erfüllt, daß Du nichts anderes hörst, als: ‚Tod oder Freiheit!‘ — Sie zeigen traum einen wahrhaft hellenischen Geist; aber die Griechen, als sie mit 300 Spartiaten und wenigen armeneligen Schiffen die zahlreiche Flotte und das ungeheure Heer der Perjer überwandten, hatten sich noch nicht ihrer Tugenden entkleidet. Doch sieh sie danach, als sie ihre Sitten verdarben; mit welcher Leichtigkeit wurden sie gleich Sklaven von den Nachfolgern Alexanders unterjocht und in Kurzem auch von den Römern!“ Die Schwärmerei der Franzosen reizt ihn aber stets von Neuem mit sich; er wünscht den „Tyramen“ und „Mönchen“ den Untergang, und da er beständig Beziehungen auf Griechenland einsieht, erhebt ihn das zu gewaltigem Schwunge. „Wir haben zudem erfahren, daß auch der Tyrann von Byzanz nicht in Ruhe ist, daß auch er in Lebensgefahr schwebte, und daß sechs oder sieben Provinzen von seinem

Reiche abgefallen sind. Singe, mein Freund, in welchem Tone Du magst, finge nur von Herzen. Werde ihr Weg Finsterniß und Fall und Gottes Engel ihr Verfolger!“ Dann aber: „Wehe den Franzosen, wenn sie die Feigheit übermannt und sie in die Forderungen der Feinde willigen sollten; sie werden zum Gespött und Hohn von ganz Europa werden, und zu allererst will ich ihnen in das Antlitz speien (wie ich das ohne Rückhalt täglich vielen Franzosen sage), theils zum Schimpfe für ihre Prahlerei, theils zur Rache für mein Volk, das sie oft hart (obschon gerecht) beschimpften wegen des Joches, das es von den Lastträgern*) erduldet.“ Mit den Worten des Sophokleischen Mias:

„Zu leben würdig oder in den Tod zu geh'n
Gebührt dem Edlen“

begleitet er die Franzosen in den Krieg, die, wie man durch die Zeugnisse Adolf Schmidts und Taines genau weiß, zwar nur mißmuthig und zögernd dem Heeresgebote Folge leisteten, aber auch trotz dem Mangel an Ordnung und Zucht ihre Kriegespflicht mit wildem Ungestüm erfüllten. Die Sanscülotten wußten es, daß sie für ihr Alles kämpften!

Korais erzählt, wie am 29. Mai 1792 ihn nächtlicher Lärm aus dem Schlafe weckte, der durch Gerüchte von einer Flucht des Königs entstanden war. Gleich darauf beschreibt er den entsetzlichen 20. Juni, wo er selbst die wogenden Volksmassen vor den Tuilerieen erblickte. „Der arme König sah den Aufruhr vor vielen Tagen voraus und machte sein Testament, andere sagen, er habe auch gebeichtet.“**) Und wieder schreibt er in Uebereinstimmung mit einer bereits erwähnten Aeußerung: „Vielleicht scheint es Dir auffallend, daß ich Dir immer schreibe: ‚sie vermuthen, sie sagen, sie meinen‘; aber wisse, daß die Angelegenheiten Frankreichs heute so verworren sind, daß wir selbst als Augenzeugen der Begebenheiten nicht mehr unterscheiden können, wer Recht oder Unrecht habe“. Und dann die bemerkenswerthen Worte: „Das Unglück dieses Reiches ist so schlimm, daß es unmöglich ohne göttlichen Beistand von ihm erlöst werden kann. Wir haben den Krieg angesagt und haben noch keine hinreichenden Truppen an den Grenzen und wissen auch nicht, wer Schuld an dieser Verzögerung sei. Die Generale werfen die Schuld auf die Minister und die Minister auf die Generale; wir haben die Mönche ihres unermesslichen Reichthums entkleidet und haben kein Geld, weil das Volk, das sehr zügellos geworden ist, die gewohnten Steuern nicht mehr bezahlen mag. So haben wir jetzt 4 Jahre ***) vom Gelde der Mönche gelebt, und die Schulden des Staates blieben nach wie vor unbezahlt.“ Die Standhaftigkeit und Seelenruhe Ludwigs XVI. in allen seinen Leiden nöthigt dem Brieffschreiber bereits die größte Achtung ab. Am 23. Juni: „Wetteifer und Wettstreit

*) Griechischer Schimpfname für die Türken.

**) Dasselbe berichten die Briefe Malouets. S. Taine II, 191.

**) Es waren nur drei Jahre.

des Volkes sind unglaublich. O, daß das doch auch mit etwas Salz des Verstandes gewürzt wäre!" und am 24. Juni: „Wenn die neue Staatsordnung zu Grunde geht, so würden nicht sowohl die Mönche Schuld sein, als vielmehr viele von den Anwälten der Freiheit, welche mit ihrem Eifer ohne Ueberlegung die Verhältnisse aus der Bahn gerissen haben. Um soviel wie sie den König kränken oder ihn kränken lassen, machen sie ihn beliebt bei Allen; denn es ist ein natürlicher Zug des menschlichen Herzens, immer mit den Unterdrückten zu empfinden. Das ist kein Gedanke, den meine Phantasie gebar, sondern ich sah die Wahrheit augenscheinlich in der Erfahrung. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie sehr Ludwig vom 20. d. Mts. bis heute in der Achtung und dem Wohlwollen vieler gewonnen hat. Ich — derselbe, der niemals Könige liebte, so wenig wie unsere Vorfahren — bedauerte ihn von Herzen und bewunderte ihn gleichzeitig wegen des Adels, den er am furchbaren Tage des 20. zeigte. . . . Hätte ich meinen erklärten Feind so mißhandeln sehen, so hätten alle Mächte von Himmel und Erde mich nicht verhindert laut aufzuschreien.“ Ferner zeigt er „die Zwietracht der Versammlung zu solcher Höhe gediehen, daß wenig daran fehlte und sie hätten in vielen Sitzungen zu den Messern gegriffen.“ Als auf den Antrag des Bischofes Lamourette die Abgeordneten sich dann versöhnten und weinend küßten, „hielt die Eintracht kaum drei Tage an.“ In der Nacht des 10. August wird er abermals vom Lärmen geweckt und genau schildert er die Vorgänge dieses Schicksalstages. Wir theilen davon nur das Folgende mit: „Es machte sich der unglückliche Ludwig, ehe das Volk zum Schlosse kam, mit der Königin, seinem Sohne und seiner Tochter auf und ging in die Versammlung. Da er vor der Thüre derselben seinen Sohn, einen siebenjährigen Knaben, nicht sah und ihn verloren zu haben glaubte, gerieth er in Bestürzung; aber kurz darauf ward er ruhig, als er ihn von einem Soldaten, der ihn in seinen Armen hielt, zu sich tragen sah.“ Ferner: „Ich kann Dir betheuern, was ich mit meinen Augen sah. Gegen Abend besiegte die Neugier meine Furcht und ich wollte nach dem Schlosse gehen, um diese Zerstörung anzuschauen. Auf der Straße begegnete ich vielen Weibern, welche auf langen Stangen die blutigen Hemden der Ermordeten als ihre Siegestrophäen trugen, verschiedene Gesänge anstimmend.“ Jene eiserne Kiste, die Beweisstücke für den Verrath des Königs enthalten sollte, hat Korais dann noch einmal wider den König umgestimmt, obschon, wie v. Sybel richtig zeigt, nichts weniger vorhanden ist als ein Beweis und, wenn ein solcher vorhanden gewesen wäre, man die Zeugnisse desselben aktenmäßig zu einem überzeugenderen Rechtsgange benutzt haben würde.

Als dann jede Sicherheit des Besitzes und Lebens aufhörte, das unterschiedslose Morden begann, das durch die massenhaften Mordthaten des September auf eine grauenerregende Höhe gelangte — welche verzweifelten Klagen führt da der Grieche, der in diesem Wirrwarr auch die wissenschaft-

liche Arbeit seines Lebens gefährdet glaubt! Die Freiheitsbegeisterung, in die er noch einige Male zurückfiel, wurde durch das Gerichtsverfahren gegen den König, dessen Abführung in den Temple er gleichfalls selbst mit ansah, und dessen Ende deutlich niedergeschlagen. Er erklärt, daß „eine zahlreiche Partei Frankreichs seit Langem die Absicht hatte, die Verwaltung Frankreichs in eine Demokratie umzugestalten und den König zu vertreiben, selbst wenn er in Allem ohne Schuld gewesen wäre.“ Die Seelengröße Ludwigs, sein Edelmuth, mit dem er noch zuletzt der Bettler gedachte, seine Standhaftigkeit bis zum letzten Athenzuge reißten den Griechen zur höchsten Bewunderung fort.

An Keun schrieb er: „Ich kann die Unregelmäßigkeiten nicht verhehlen, die bei diesem Rechtsverfahren begangen worden sind, und den Mangel an Anstand, den einige der Richter dabei gezeigt haben“; und an Lotos: „Ich bin ein Schwärmer der Freiheit, aber ich liebe, mein Freund, auch die Gerechtigkeit. Freiheit ohne Gerechtigkeit ist reines Räuberwesen.“ Außerdem bemerkt er, daß „die allgemeine Begeisterung etwas zu erkalten beginne.“ In einem Briefe an Chardon de la Rochette verräth er seinen ganzen Unmuth über „die Komödianten der Freiheit; denn die Freiheit habe so gut wie die Religion ihre Komödianten und Fanatiker.“ Gegen denselben Gelehrten führt er über die Kränkung seines Unabhängigkeitsbedürfnisses bittere Klagen, als man Anfangs seinen Namen in die Liste der Vaterlandsvertheidiger eingeschrieben hatte! — Wieder an denselben ist eine sehr merkwürdige Darstellung über einen Versuch des Conventes gerichtet, in den er sich begab, um sich am 28. Juli 1793 einen Paß für eine Landreise nach Nozane zu seinem Freunde Clavier zu verschaffen. Man denke sich den bescheidenen, schwächlichen, damals überaus fränklichen Mann, der einer Erholung dringend bedurfte, zwischen diesen eiteln und gewaltthätigen „Komödianten der Freiheit!“ Er schildert die Neugier, mit der sie ihn betrachteten wie ein Thier, als sie hörten, daß er Grieche sei; die Feinheit und Zuorkommenheit des Präsidenten, der kein anderer als Danton war; das laute Geschrei der Abgeordneten, mit dem sein Gesuch bewilligt wurde.

Wie sehr Korais gelernt hatte, den Geist der Revolutionszeit zu verabsehen, das zeigt sich, als er später von einem unverschämten Landsmann schrieb: „Ich vergleiche ihn mit einem jener vielen Jakobiner, die ich unglücklicher Weise kennen lernte. Das Benehmen thierisch und das Gemüth entmenscht, aus der Miene sofort kenntlich; Abneigung gegen Arbeit und beständig Zumuthungen an die Geldunterstützung anderer, so unverhüllt schamlos, daß er den, der giebt, wie einen Schuldner betrachtet, und den, der nicht giebt, als Beleidiger.“ Eingriff in fremden Besitz, Ausraubung und Habsucht schienen ihm im Allgemeinen verhängnißvolle Zeichen der Revolutionszeit.

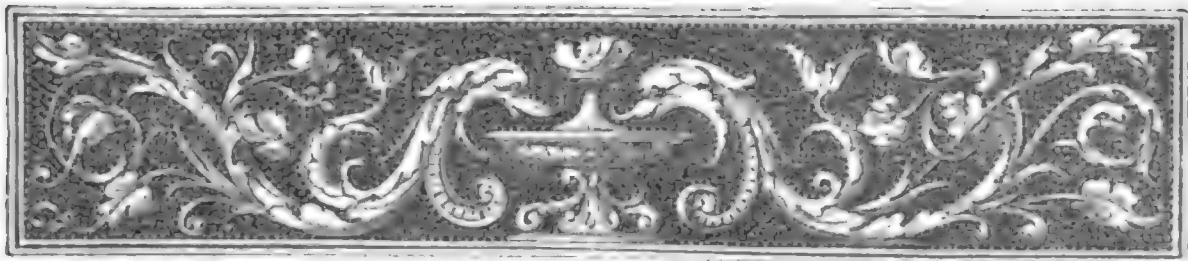
In seiner Selbstbiographie gesteht er, daß ihm die Erhebung der

Griechen darum zu frühe gekommen sei, weil er bei seinem Volke noch die nöthige Bildung vermisse und bei den Franzosen die Unentbehrlichkeit derselben für die Freiheit eingesehen habe. Obschon er so oft die Höhe der französischen Cultur preist — wird man im Hinblick auf so viele Aussprüche seiner schließlichen Enttäuschung jene Worte anders deuten können, als daß nach seiner Meinung die unerläßliche allgemeine Bildung doch dem französischen Volke abging und dieses die hauptsächlichliche Ursache des Mißerfolges der Revolution war? *)

In den „Politischen Ermahnungen an Hellas“, die er als eine Ergänzung zur Politik des Aristoteles hinzufügte, hat er die hauptsächlichlichen Wünsche, die er für die Entwicklung seines eigenen Volkes hegte, niedergelegt. Der letzte Kern derselben, den allein wir hier wiedergeben können, ist die feste Gründung der Freiheit auf der Grundlage des Christenthumes. Nach Adamantios Korais müssen ein guter Bürger und ein guter Christ untrennbare Begriffe sein. Während die Religion der alten Griechen so beschaffen gewesen sei, daß sie leicht die Ungleichheit begünstigte und die Leidenschaften mehr weckte als beschwichtigte, sucht er allen Schutz der Freiheit im Christenthume und will keine andere Ungleichheit zulassen, als die der Tugend und Geistesbildung, so daß die Rechtschaffenen und Fähigen den ersten Platz behaupten. So hat wie Rousseau, obwohl in ganz anderer Weise, auch Korais seinen Staat auf Religion erbaut.

*) Damit stimmt überein, daß er in einem Briefe an seinen Freund Alexandros Waffiliu über die Verschlechterung der Literatur und Sprache, die Beleidigung der Logik und Grammatik, die zunehmende Unwissenheit während der französischen Revolution Klage erhebt. Nachgel. Schriften Bd. III, S. 311. Ueber die entsprechende Unfruchtbarkeit der Kunst vergleiche man Anton Springer, Bilder aus der neueren Kunstgeschichte. Bonn 1867. S. 283.





Bayreuthiana.

Betrachtungen eines Unabhängigen.

Von

Paul Marsop.

— München. —

In einem stillen Seitengemache der großen Kunstherrberge des Münchener Glaspalastes, von dem aus man die Wogen des deutschpariserischen Naturalismus nur noch in weiter Ferne dumpf anbranden hörte, konnte man im vergangenen Jahre mit Muße und Wehmuth ein bis in's Kleinste sorgsam ausgeführtes plastisches Modell des Wagner-Theaters betrachten, welches nach dem Wunsche Ludwig des Zweiten in seiner Residenzstadt auf der Höhe des Gasteig errichtet werden sollte: ein stolz aufstrebender, in weiten, reichen Verhältnissen gegliederter Bau — prächtige und vornehme Renaissance von jenem hellenistischen Schwunge, der allen Schöpfungen Gottfried Sempers zu eigen ist. Es fehlte nicht so gar viel daran, daß sich der Traum der drei genialen Freunde zu greifbarer Wirklichkeit verkörperte: ob man dem König nicht die Abneigung seiner getreuen Unterthanen gegen die Person, die Kunst und den Freisinn Richard Wagners stärker schilderte, als sie in der That war? Nun wohl: wer nur immer sich damals kurzsichtig zeigte, hat seinen Widerstand bitter bereut. Angenommen jedoch, man wäre jener Gegenströmungen Herr geworden, was würden sich nicht für Folgen daraus ergeben haben! Vor Allem: hätte die Erfüllung seines Lieblingswunsches nicht die Veranlassung dazu werden können, daß der hochsinnige Monarch innigere Fühlung mit Welt und Menschen gewann? Sodann: wer würde, wenn es Semper vergönnt gewesen wäre, seine kühnen Gedanken in's Monumentale zu übertragen, jemals daran gedacht zu haben, eine Musterbühne in Bayreuth

zu gründen? Wagner ganz gewiß nicht. Und die heulenden Derwische der Bayreuther Blätter erst recht nicht. Nicht auf dem Gelände einer der anmuthigsten und liebenswürdigsten Kleinstädte, sondern in München, der in herrlichem Schmuck neu erstandenen Hauptstadt des deutschen Kunstlebens würden „Götterdämmerung“ und „Parsifal“ zuerst das Licht der Lampen erblickt haben. Es ist undenkbar, daß der noch weltfrohere und so hell-sichtige Wagner der Meistersinger-Zeit sich vorgepiegelt haben sollte, ein von den Heerstraßen des Verkehrs und den Brennpunkten des Geisteslebens abseits gelegenes Provinzidyll könne dem großen und modernen Deutschland das werden, was ein Olympia dem engumsfriedeten und antiken Griechenland war. Wenn er nachträglich herausfand, daß die Künstler nur fern vom Tageslärm und dem gewohnten Bühnenge triebe die Lösung solch' außerordentlicher Aufgaben, wie er sie ihnen zu stellen gedachte, mit einem durch keine unzeitige Ablenkung getrüben Eifer in Angriff nehmen, die Zuschauer wiederum nur unter den gleichen Verhältnissen das Kunstwerk mit frischer Empfänglichkeit und in der rechten Weihestimmung genießen könnten, so war daran unstreitig sehr viel Nichtiges; als Münchener Festspiel-Gewaltiger hätte er jedoch wiederum der Residenz bedeutsame, gerade seinem Vorhaben besonders dienliche Vorzüge angeschmeichelt. Nachdem es ihm dann die friedsame Stille Bayreuths erst einmal angethan hatte, mußte sein allezeit regsamer Geist es bald ersehen, daß diese Nothlage, in welche ihn das Geschick versetzt hatte, auch starke ideelle Vortheile mit sich brächte; wie froh mag er wohl gewesen sein, als er mit solcher Erkenntniß sich einen Trost geben, sie gleichsam als Balsam auf die immer noch nicht ganz verharrschte Wunde legen konnte! Sanguinisch wie er war, hat er sich andererseits darüber hinweggeholfen, daß er in der einsamen Markgrafens-tadt am rothen Main seine Kunst wohl den oberen Zehntausend Germaniens, einer Anzahl von Stipendiaten und dem internationalen Reisepublikum, aber nimmermehr dem „deutschen Volke“ vorführen konnte. Wenn der Festspielhügel nicht zum Propheten, so kommt dieser zu jenem. Das Volk aber vermag das nicht: es fehlen ihm die Mittel dazu. Und denen, welche in Kunstangelegenheiten die Stimme des Volkes abzugeben berufen sind, der geistigen Auslese der Nation, am allermeisten. Ein beträchtlicher Bruchtheil von jener hätte aber, wenn die Wagnerischen Festspiele, so wie es ursprünglich geplant war, seither in München anstatt in Bayreuth vor sich gegangen wären, mit denselben eher Fühlung gewonnen. Die neue Kunst würde alsdann bald in den festen geistigen Besitzstand der Deutschen übergegangen und die unerquickliche Kampfeszeit um ein Ansehnliches abge-
 geführt worden sein. Der Ring von Leisetretern und Schwägern, welcher sich in der Weltabgeschiedenheit Bayreuths um Wagner bildete, ihn in seinen letzten Lebensjahren von der anderen Menschheit abdrängte und schließlich fast hermetisch abschloß, hätte sich in der stets von frischem Luftzug durchwehten Hauptstadt kaum so fest zusammenfügen können und wäre

dann auch wohl bald gesprengt worden; somit wäre auch viel Unhöfliches und Taktloses, das untergeordnete Naturen bald mit Mißbrauch des Namens Wagner bald mit geschickter Ausnutzung der kleinen menschlichen Schwächen des Componisten begingen und das nur allzu sehr dazu geeignet war, die Geister gegeneinander zu verhetzen, ungeschehen geblieben. Weiterhin hätte sich unter derartigen Verhältnissen eine segensreiche Rückwirkung der ersten, stylistisch am meisten durchgearbeiteten Festspiele von 1876, 1882 und 1883 auf das Operngetriebe der ständigen Bühnen rascher und nachdrücklicher geltend gemacht und die brennende Frage, wie unsere Sänger zu einem edlen deutschen Kunstgesange anzuleiten seien, hätte bereits mehr Beachtung finden müssen, als ihr bisher geschenkt wurde*). Der Charakter des Außertäglichen, Feierlichen würde auch den Münchener Festspielen durch die dem Bayreuther Hause ähnliche, im Einzelnen noch in schöneren Verhältnissen durchgeführte Anlage des geplanten „Königlichen Festbaus“ und durch die Eigenart von nur zu gewissen Zeiten des Jahres stattfindenden Ausnahmeverstellungen gewahrt worden sein. Der Troß der Wagner-schreiber hätte vermittelt einer ad hoc zurechtgerückten Sophistik „bewiesen“, daß der „Parsifal“ einzig und allein in München aufgeführt werden dürfe — und das Publikum endlich, welches, wie die an so vielen Orten mit tiefgehender Wirkung durchgeführten Lutherfestspiele dargethan haben, sich auch in größeren Städten bei der Vorstellung eines stark religiös gefärbten Stückes würdig zu verhalten weiß, möchte den „Parsifal“ in München mit gleichem Ernst und gleicher Ergriffenheit wie in Bayreuth aufgenommen haben.

So hätte es kommen können. Aber das Geschick wollte es anders. Und so haben wir uns denn, anstatt mit dem erträumten Münchener Bayreuth König Ludwigs, mit dem Epigonen-Wollen der Wagnerischen Erben zu befassen.

Wiederum liegt eine Reihe von Bayreuther Tagen hinter uns. Auf die Feste, an denen die Künstler ihren Ruhm wetteifernd zu mehren suchten und sich die Kränze, da ihr Meister dahingegangen ist, selbst zuertheilten, folgte in herkömmlicher Weise das Nach- und Kampfspiel der Kritik. Es kennzeichnet den Stand der Dinge, daß nicht mehr wie ehemals Wagnerfreunde gegen Wagnergegner, sondern Wagnerfreunde gegen Wagnerfreunde auftraten. Ueber die dem Kunstwerke des Dichtercomponisten zuzumessende Bedeutung gehen, mit wenigen Ausnahmen, die Meinungen kaum noch auseinander; desgleichen ist man sich allseitig darüber klar geworden, daß die Idee der Festspiele, sobald sie streng im Sinne ihres Schöpfers durchgeführt wird, eine gesunde, gedeihliche Entwicklung der deutschen Gesangsbühne verheißt. Ob indessen der Geist Wagners in

*) Allen, welche sich mit dieser Frage eingehender beschäftigen wollen oder müssen, sei das sorgfältige Studium von Professor Julius Hen's hochverdienstlichem Werke: „Deutscher Gesangs-Unterricht“ (Mainz, B. Schott's Sohn) angelegentlichst empfohlen.

denen, welche sich allein für berechtigt halten, sein Werk fortzusetzen, noch lebendig ist, ob die derzeitige Führung des Unternehmens den ideellen Anforderungen, welche man an sie zu stellen hat, auch nur annähernd zu entsprechen vermag, das sind Fragen, welche verschieden beantwortet werden. Eine stark überwiegende Mehrzahl derjenigen, deren Urtheil gehört zu werden verdient, hat sie freilich, wie bereits im Jahre 1886, so auch nach dem Abschlusse der vorjährigen Aufführungen, verneint und nicht zum Wenigsten waren es bewährte und ergebene Freunde der Sache, welche mit Besorgniß und Unmuth im Herzen Bayreuth verließen. Dem gegenüber nahm es sich um so wunderlicher aus, wenn das officiöse Preßbureau der Leitung, das sich seither, obwohl nicht immer mit Glück und Geschick, damit abgemüht hatte, Unliebbares zu vertuschen und offenliegende Schäden zu bemänteln, diesmal so weit ging, der Wahrheit geradezu in's Gesicht zu schlagen und in die Welt hinaus zu verkünden, daß mit Darbietungen, die, Alles in Allem genommen, in Wahrheit als mittelmäßig zu bezeichnen waren, etwas Herrlicheres und Großartigeres denn je vollbracht worden sei. Daß daneben Diejenigen, welche den Muth ihrer eigenen Meinung haben, reichlichst mit anmaßlichen Zurechtweisungen bedacht wurden, das konnte den Betroffenen allerdings nur ein Lächeln abnöthigen. Um so ernster war die bewußte Fälschung des Thatsächlichen zu nehmen. Es kann den meisten wagnerfreundlichen Zeitungen und Zeitschriften der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie dergleichen achtlos aufnahmen und sich dadurch zu Mitschuldigen an Bestrebungen machten, welche darauf hinausliefen, das Publikum irre zu führen. Weshalb legt man auf die Zuverlässigkeit (dazu auf genügende, allgemeine und fachliche Ausbildung) der Kunst-Berichterstatter weniger Werth, als auf die der Mitarbeiter für den politischen und wissenschaftlichen Theil?

Ob freilich wahrheitsgetreue Besprechungen der Festspiele denselben zu Gute kommen, ja, ob sie überhaupt auf die Art ihrer Fortführung auch nur den geringsten Einfluß auszuüben im Stande sind, das muß nach den Erfahrungen, welche bislang zu machen waren, billig bezweifelt werden. Die Wagnerischen Erben sind die alleinigen Besizer des Bayreuther Festspielhauses; sie sind von Niemandem abhängig, erhalten annoch weder von Bayern noch vom Reiche einen Zuschuß und veranstalten, wenn man die Angelegenheit rein aus praktischen Gesichtspunkten betrachtet, Theatervorstellungen wie jeder andere Unternehmer: gegen Erlegung von Eintrittsgeldern und auf ihre eigene Gefahr hin. Der relativ geringen Besteuer, welche ihnen die Wagnervereine und einzelne Private jährlich leisten, könnten sie allenfalls entzihen; selbige spielt in der Rechnungsaufstellung einer Festspielperiode eine ziemlich untergeordnete Rolle. Das Publikum hingegen hat den Veranstaltern gegenüber keinen weiteren rechtlichen Anspruch, als daß ihm das öffentlich angekündigte Drama unter Mitwirkung der gleichfalls öffentlich vorher bekannt gegebenen Künstler, über deren

Können man ja im Allgemeinen unterrichtet ist, vorgeführt werde. So lange nun der Kartenverkauf ein Resultat ergiebt, welches die Unternehmer zufriedenstellt, sind diese ganz und gar die Herren der Situation. Niemand kann sie zu etwas bestimmen, auf das sie sich nicht einlassen wollen — und sie haben auch thatsächlich, seitdem sie und ihre Geschäftsführer nach Wagners Tode die Leitung der Festspiele übernommen haben, keiner noch so wohlwollenden Vorstellung einer der Sache freundlichen Kritik Folge gegeben, sondern sind stets bei ihren eigenen Ansichten geblieben. Wird nun gar, wie gegenwärtig, in den einflussreichen und vielvermögenden Kreisen der Gesellschaft die Parole ausgegeben, daß es zum „guten Ton“ gehöre, in Bayreuth vorzusprechen, strömen ferner jetzt auch noch diejenigen Elemente hinzu, welche, ohne daß sie für die Kunst irgendwelche Neigung empfinden, doch überall erscheinen, wo der Strebende sich bemerkbar machen zu müssen glaubt, und drängt sich endlich, wie im abgelaufenen Sommer, das wandernde England und Amerika in dichten Schaaren zum Grals-tempel, dann ist der materielle Erfolg der Festspiele auf Jahre hinaus gesichert, und es ist weniger Aussicht wie je zuvor darauf vorhanden, daß die Wagnerischen Erben auf wohlmeinende Stimmen, die nicht zugleich ihre literarischen, womöglich an den Aufführungen direct betheiligten Beistände, also von ihnen abhängig sind, etwas zu geben gesonnen sein werden. So wird denn, falls keine unerwartete Wendung eintritt, in Bayreuth auch weiterhin der mit unbezähmbarem Ehrgeiz verquickte Eigensinn des talentvollen Dilettantismus all' das nach eigenem Gutdünken zu lenken sich abmühen, was nur der ehern starre Wille des großen Genies in einer Hand zusammenzufassen vermag. Denn die willenlosen Puppen des zur Zeit amtierenden Bayreuther Kronrathes kommen nicht in Betracht. Und wieder und wieder wird man sich mit dem Jubel über die glänzenden äußeren Erfolge darüber hinwegtäuschen, daß die Kunst zu kurz kommt.

Wozu aber unter solchen Umständen eine wahrheitsgetreue Berichterstattung? Nun — einmal um demjenigen Theil des Publikums, der nicht im blöden Umhertaumeln eines blinden Schwärmens verharren, also im Ungewissen bleiben will, reinen Wein einzuschenken; sodann, um ein verlässliches Material für eine in späteren Zeiten zu schreibende Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts aufzuschichten, in der dann das Capitel „vom Aufstreben und Verfall Bayreuths“ als eines der merkwürdigsten, für den warmherzigen Leser zugleich erfreulichsten und schmerzlichsten des Buches gelten wird — und schließlich, weil es immer noch Leute giebt, die dem Schauspiel, wie ein leuchtendes Gestirn trübe wird und verbleicht, nicht unbewegt oder gar mit dem Beifallsgrinsen eines charakterlosen Hösflings, eines abhängigen Lafaien zuzusehen vermögen.

Seit dem Tode Richard Wagners kam man in Bayreuth über ein eifriges, aber wenig fruchtbares Nacharbeiten kaum hinaus; eine namhafte Neuschöpfung aus dem Frischen wurde seit jener Zeit nicht geboten. Die

Vorzüge der ersten Parsifal-Aufführungen: die musterhaft vorbereiteten Leistungen der Chöre und des Orchesters, das Festhalten der der Natur des Werkes angemessenen Tempi waren, von geringfügigen Schwankungen abgesehen, auch den späteren, noch von dem feinsinnigen, erfahrenen und energischen Herrmann Levi geleiteten Aufführungen jenes Musikdramas zu eigen; den seiner Zeit von Wagner selbst als solchen betonten Schwächen der Bühnen-Darstellung wurde nur in so weit abgeholfen, als man zeitweise intelligente Künstler mit wenig zureichenden Kräften alterniren ließ; die Leheren aus dem Verzeichnisse der Mitwirkenden zu streichen, konnte man sich nicht entschließen. Im vergangenen Jahre hatte Felix Mottl die Direction des Parsifal übernommen: die Aufführung ließ gegen früher einen starken Rückschritt erkennen und konnte in ihrer Gesamtheit nicht befriedigen. Die Zeitmaße wurden vielfach falsch gegriffen, das Orchester ließ Genauigkeit in den Einsätzen vermissen, die Chöre waren oft unrein und entbehrten — vielleicht in Folge von Ueberanstrengung — der Klangschönheit; einzelne tüchtig durchgearbeitete, oder, wenn auch unfertige, so doch fesselnde Charakterstudien der Solisten konnten den unerquicklichen Eindruck, den man von den unzulänglichen Anstrengungen ihrer minder begabten Genossen erhielt, nicht wettmachen. Hinwiederum bot die Aufführung der „Meistersinger“ unter dem vielbewährten und allzeit taktfesten Hans Richter mehr Anmuthendes und Wohlthuendes, war aber, wie die des „Tristan“ im Jahre 1886 (Mottl) noch nicht ganz fertig gestellt, in Rücksicht auf Inszenirung wie auf Ausfeilung des musikalisch-dramatischen Styles nur theilweise geglückt und gab sonach gleichfalls zu vielfachen Bedenken Anlaß. Das ist der wahre Stand der Dinge.

Das künstlerische Resultat ist kein erbauliches. Wäre es möglich gewesen, ein anderes zu erzielen? Wir behaupten: Ja! Man war nicht im Stande, Wagners Geist aus der Gruft heraufzubeschwören, damit er Alles auf seine Weise beseelte; aber man konnte, anstatt mit mehr oder minder geistreicher Willkür zu experimentiren, auf die traditionellen Tempi der früheren Parsifal-Jahre zurückgreifen, man konnte sich endlich einmal dazu verstehen, die ungeeigneten, unfähigen Sänger aus dem Bayreuther Verbands zu entfernen und dafür Begabtere einzustellen, deren Mitwirkung, wenn man den guten Willen dazu gehabt haben würde, wohl zu ermöglichen gewesen wäre; man hätte sich schließlich darauf einrichten können, mit den Vorbereitungen und Proben so zeitig zu beginnen, daß man bereits den Besuchern der ersten Vorstellungen etwas thunlichst Abgerundetes vorzuführen vermochte. Gesah dies nicht, so lag das weniger an den Verhältnissen, als an den in Rede stehenden Individualitäten.

Daß Felix Mottl einer der berufensten Dirigenten unserer Tage ist, das unterliegt keinem Zweifel. Er hat Temperament, Phantasie und Geist vollauf; das zarteste und das leidenschaftlichste Mitempfinden für alle seelischen Vorgänge im Inneren eines dramatischen Charakters ist ihm zu

eigen; er hat ein Kennerauge für die Reize moderner Instrumentalfarben und weiß sie in blendendem Glanze schillern zu lassen; er versteht sich auch darauf, starke Steigerungen prächtig herauszubringen. Doch sein Können ist noch kein ausgeglichenes: er muß in seinem Streben stetiger werden, seine Erfahrung bereichern, seinen Sinn für das Erfassen musikalischer Feinheiten noch schärfen. Die Technik allmählich vorzubereitender Uebergänge beherrscht er noch nicht. Er ist mit sich vorderhand nicht ganz im Reinen; bald stürmt er etwas unbedacht darauf los, bald springt er in das Extrem einer fast pedantischen Bedächtigkeit über. Es ist etwas Nervöses, Unverlässliches, Frauenhaftes in ihm, das er noch nicht zu bemeistern gelernt hat. Er ist vielleicht ein wenig zu frühe musikalisch mündig geworden, ließ es sich dann gefallen, um seiner unleugbaren Genialität halber von Freunden, Anbeterinnen und Untergebenen verwöhnt zu werden, und hat demgemäß bis jetzt weder in sich noch bei Anderen einen festen Halt gefunden. Somit ist er, um es in zwei Worten zusammenzufassen, für die Interpretation des „Parsifal“ noch nicht gesetzt genug. Dies Drama, als ein Weltgedicht, das auf alle Höhen und in alle Tiefen des Lebens führt, verlangt einen Ausleger, der nicht mehr hier schüchtern, dort mit der Dreistigkeit des vom Glück Verhättschelten, sondern festen Auges und sicheren Trittes über die Klippen der Weltbühne hinwegschreitet, der sich von der Sinnlichkeit nicht fortreißen und in die Askese nicht einspinnen läßt, der, wiewohl mit unverminderter Genußfähigkeit sich an der Gestaltenfülle des Lebens erfreuend, doch zugleich als Philosoph bereits über ihm steht und deshalb die Spiegelbilder desselben auf wohl geebnetem idealem Untergrunde mit weisem Aussparen von Licht und Schatten wahr und schön hervortreten zu lassen vermag. Ein solcher Künstler ist der Münchener Hofcapellmeister Herrmann Levi; ein solcher ist Felix Mottl noch nicht — aber er kann es werden. Es wäre nicht angemessen, den Ersteren gegen den Letzteren „ausspielen“ zu wollen; wenn jedoch der eine von zwei Musikern einer Aufgabe nur sehr bedingt, der andere voll und ganz gerecht wird, so ist es durchaus angebracht, das, was dem einen mangelt, mit Hinzuziehung dessen zu erläutern, was dem anderen zuzuschreiben ist. Wir sind auch weit davon entfernt, das Recht auf interessante Subjectivität, welches einem jeden Dirigenten zugebilligt werden muß, irgendwie verkürzt sehen zu wollen; möchte man sich gar zu ängstlich an die Tradition klammern, so würde jede musikalische Vorführung einen ihrer schönsten Reize, den der Unmittelbarkeit der Auffassung, einbüßen. Nur daß die Subjectivität des reproducirenden Künstlers nicht mit der des producirenden in Widerspruch gerathe! Dies geschah aber, als Mottl bei seiner Leitung des „Parsifal“ mitunter die Zeitmaße überhegte, vorwiegend indessen sie grausam verschleppte, sodas den ohnedies auf gemessene Bewegung hin angelegten Hauptscenen des ersten und dritten Actes nahezu jeder dramatische Zug abhanden kam, besonders aber das bis an die Grenzen der physischen Möglichkeit, das heißt,

soweit es der Athem der Bläser gestattete, auseinander gedehnte Vorspiel eindrucklos vorüberging. Daß diese Verlangsamungen ersichtlich des öfteren aus dem Bestreben des Dirigenten, die motivischen Gliederungen und Verknüpfungen in erdenklichster Deutlichkeit heraustreten zu lassen, hervorgingen, spricht für die Gewissenhaftigkeit und den Fleiß Mottls; leider hinderte ihn dieses allzupeinliche Zerfasern des Einzelnen daran, die „Masse in Fluß zu bringen.“ Vorerst ein paar Takte, außerordentlich übersichtlich ausgestaltet, dann ein für das empfindlichere Ohr wohl vernehmbarer Ruck und wieder eine kleine Periode, dann eine Athempause und wieder ein Stückchen für sich — so ging es Viertelstundenlang, bis dann plötzlich das Temperament Mottls jenes doctrinären Auseinandergliederns Meister wurde und ihn unvermuthet zu einem ungeberdigen Fortellen veranlaßte. Er erinnerte an jüngere Privatdocenten, die, in dem lobenswerthen Eifer, dem Zuhörer Alles bis in's Geringste ordnungsgemäß zu entwickeln, ihm die zu vermittelnde Gelehrsamkeit Spruch für Spruch überbedächtig zuzählen, bis dann einmal die Begeisterung für den vorzutragenden Gegenstand sie mächtig erfasst und sie im Weiteren die Weltgeschichte mit Siebenmeilenstiefeln durchmessen läßt.

Es ist unmöglich, sich zu überreden, daß es Mottl entgangen sein sollte, wie sehr er mit seiner Auffassung zu der, welche bisher als die richtige galt, in Gegensatz trat. Er hatte ja den Aufführungen des Jahres 1882, die nach Wagners eigenen Anordnungen vor sich gingen, er hatte auch späteren Darstellungen des „Parsifal“ beigewohnt. Sollten sich die Eindrücke jener Tage in seinem Gedächtnisse verwischt haben? Das ist unmöglich, dazu ist er ein zu vortrefflicher Musiker. Und warum machte er es denn ganz anders, als Wagner es gutgeheißen hatte? Glaubte er es etwa besser zu verstehen? Auf solche Gedanken konnte einer der ergebensten Freunde und Schüler des verstorbenen Meisters nicht kommen. Auch daß er mit sich noch nicht fertig ist, experimentirt oder sich gelegentlich vom Gefühlsstrome treiben läßt, erklärt den Fall nur halb; denn vieles, das befremdlich berührte, erschien zu planvoll angelegt, als daß es aus der Stimmung des Augenblicks heraus geboren sein konnte. Es bleibt demnach nur übrig, anzunehmen, daß er sich hier und da durch Einflüsse einer Persönlichkeit zu seiner Auslegung bestimmen ließ, deren Wünschen unbedingt nachzugeben er sich verpflichtet glaubte, ohne zu bedenken, daß der Musiker sich nie und nirgends zu Zugeständnissen herbeilassen darf, gegen die sein künstlerisches Gewissen sich auflehnen muß. Es darf nichts Heiligeres für ihn geben als seine Ueberszeugung. Daß Mottl augenscheinlich nicht Manns genug war, dieselbe mit hinreichendem Nachdruck allen an ihn von anderer Seite gestellten Zumuthungen gegenüber geltend zu machen — selbst auf die Gefahr hin, in Bayreuth nicht mehr zu dirigiren — das ist es, was ihm zur Last zu legen ist. Daß er seine, wir wiederholen es, ganz außergewöhnlichen Gaben vorderhand nicht immer entsprechend zu verwerthen weiß, wird ihm kein

Einsichtiger verargen: die an Talent Reichen gelangen nicht so rasch zur Abklärung wie die geistig Minderbemittelten. Daß er jedoch nicht energisch genug aufgetreten ist, das mußte Denjenigen, welche es nicht darauf anlegen, ihm oder seinen Protectoren zu schmeicheln, sondern sein Talent lediglich um dessen selbst willen schätzen, mancherlei zu erwägen geben.

Es ist ihm ferner ein Vorwurf daraus zu machen — ein Vorwurf, der auch gegen Hans Richter zu erheben ist — daß er unzulängliche Kräfte nicht kurzer Hand aus dem Ensemble entfernte. Was sollen Mittelmäßigkeiten im Rahmen von Mustervorstellungen? Was will, um zuvörderst das Auffälligste hervorzuheben, ein Sänger wie Herr Reichmann, der durch und durch unmusikalisches ist, will sagen, fast beständig unrein und unrhythmisch singt, dessen geistiger Horizont dazu ein ganz engbegrenzter ist, denn eigentlich auf der Bayreuther Bühne? Er verstand den Charakter des Amfortas — von der Groteskfigur seines parfümirten, selbstgefällig bis zum Widerwärtigen aufgeblasenen Hans Sachs gar nicht zu reden — vor sechs Jahren nicht; er versteht ihn auch heute noch nicht. Es ist ihm das nicht anzurechnen; Niemand kann über sein Vermögen hinaus. Aber wenn es ihm nicht gegeben ist, zu erkennen, daß er am unredlichen Platze steht, warum hatten Andere, die sich darüber sehr wohl ein Urtheil zu bilden vermögen, nicht diese Einsicht für ihn? Und warum, wenn man es denn einmal nicht über sich gewinnen konnte, auf seine Mitwirkung zu verzichten, warum legte man es ihm nicht auf, sich streng an die Vorschriften der Regie zu halten? Frau Materna, die wenigstens das Lektore that und doch auch keine bedeutende darstellerische Individualität ist, rettete auf diese Weise für ihre „Kundry“ wenigstens den Schein dramatischen Lebens. Aber kein kläglicheres Schauspiel, als wenn ein kümmerlicher Intellekt es unternimmt, auf eigene Faust geistreich sein zu wollen. Warum erhob die „Oberleitung“ dagegen keinen Einspruch?

Auch mit den beiden Vertretern für die Rolle des Parsifal, welche ihm zur Verfügung gestellt wurden, hätte sich Mottl nicht zufrieden geben sollen. Daß man Ferdinand Jäger, welcher die ersten Berliner Nibelungen-Aufführungen beinahe zu Fall gebracht hatte und dessen Erscheinen auf der Bayreuther Scene im Jahre 1882 allgemeines Entsetzen hervorrief, ebendorthin noch einmal beschied, darin lag eine unnöthige Grausamkeit gegen den Sänger und eine nicht scharf genug zu verurtheilende Rücksichtslosigkeit gegen das Publikum. Van Dyk andererseits erwies sich als ein sehr begabter Anfänger, aber immer doch als Anfänger. Seine Hauptvorzüge liegen auf Seiten seines Spieles; dies ist schlicht, natürlich, im Ausdruck des Innigen wie des Energiischen gleich überzeugend. Van Dyk scheint in einer Situation aufzugehen und leitet bereits ungezwungen in die nächste über; er ist stets wahr, aber überschreitet in Haltung und Geberde nie die Grenzlinie des Schönen. Ungleich besser als seine Vorgänger Winkelmann und Gudenus weiß er den seelischen Grundton des

naiven, weltfremden Jünglings zu treffen. Aber was er als Sänger gab, war nichts weniger als tadelfrei. Es ist ja staunenswerth, mit welchem Eifer er, seit er sich der deutschen Kunst zuwendete, das Studium der Sprache in Angriff genommen hat; daß er die Schwierigkeiten, welche sich hierbei ergaben, bereits völlig überwunden hat, läßt sich indessen nicht behaupten: sein Auftreten auf einer Bühne, von der herab in Aussprache und Tongebung nur Einwandfreies geboten werden soll, muß daher zum Mindesten als verfrüht bezeichnet werden. Wir sagen: zum Mindesten. Denn ob es van Dyk, auch wenn er später etliche widerspenstige Consonanten noch bezwingen und die Folgen seiner in Paris begangenen Gesangssünden überwinden sollte, gelingen wird, sich vom Naturalisten, der er jetzt noch ist, zum Kunstjänger umzubilden, möchten wir in Anbetracht des Umstandes, daß er schon vor Jahr und Tag an die Öffentlichkeit trat, nicht unbedingt bejahen; vielleicht gelingt es ihm, wenn er seine Neigung zum Forciren überwindet und seine hübsche, wohlklingende, aber nicht sehr ausgiebige Stimme in der nächsten Zeit sehr schonend behandelt. Borderhand sind ihm reine Vocalisation, solide Athemtechnik, richtiges An- und Abschwellenlassen des Tones noch böhmische Dörfer. Auch neigt er mehr zum Lyrischen als zum Heroischen und wird deshalb einige Mühe haben, sein Repertoire zu erweitern. Es wäre Schade um die sympathische Persönlichkeit und das ursprüngliche dramatische Talent des frischen, treuherzig blickenden Flamländers!

Wir hätten ihm, wir hätten manchem Anderen gern etwas Angenehmes gesagt: doch es ist ja schließlich nicht die Schuld des Chronisten, wenn an der Parsifal-Aufführung des verflossenen Sommers so wenig, gar so wenig Gutes war. Nicht einmal am Orchester konnte man eine rechte Freude haben; es stand, mit strengem Maßstab gemessen, nicht auf der Höhe seiner Aufgabe. Die ersten Geigen unter Halirs schneidiger Führung spielten zwar ton schön und schwungvoll; die Clarinetten waren sogar ausgezeichnet; auch mit den Trompeten konnte man sehr zufrieden sein; die Bratschen dagegen ließen Fülle des Klanges und geschmackvolle Phrasirung vermissen, und ebenso waren Oboen und Hörner nicht ganz zuverlässig. Der Gesammtleistung mangelte es an Sauberkeit des Zusammenstimmens und an Sicherheit in den Einsätzen. Die Einzelnen hatten sich noch nicht in einander gefunden; das Ensemble war noch nicht fertig. Es fehlte die souveräne Sicherheit in der Beherrschung des Stoffes, welche der Münchener Hofcapelle, die die Partitur unter Wagners Oberleitung studirt hatte und als Trägerin der Tradition für die Wiedergabe derselben anzusehen ist, in so hohem Maße zu eigen war. Ebenjowenig vermochten die Chöre höheren Ansprüchen genug zu thun. Die Gralsritter schienen jeweilig nicht ganz bei der Sache zu sein; die Kinderstimmen aus der Höhe waren grell und detonirten; der Chor der Blumenmädchen, ehedem ein Glanzpunkt der Aufführungen, war zwar, wie stets, in Rück-

sicht auf Sicherheit gut indirt, ließ aber, da es einerseits an weichen und biegsamen Stimmen fehlte, andererseits die mitwirkenden Damen, vermuthlich durch die anstrengenden, rasch auf einander folgenden Meisterfingerproben ermüdet waren, Klangschönheit und Liebenswürdigeit des Vortrages vermissen. Auch die Regie hatte diesmal mit der Einrichtung dieser Scene kein Meisterstück geliefert. Wie täppisch, um nicht zu sagen, roh drängten sich die zarten Blumengeister an Parsifal heran! Das war kein anmuthiges Grüßen und Rosen leichtbeschwingter, zierlich hin und wieder gaukelnder Elfen, das war der Massenansturm eines Balletteusen-Bataillons der Großen Oper. Wehe, wenn sie losgelassen! So dargestellt wirkt der ehemals durch unendliche Grazie bestrickende Auftritt in der That für die, denen die unverwundbare Hornhaut des Fanatikers noch nicht jedes feinere Gefühl überwuchs, beinahe abstoßend. Weshalb hatte man sich, während man doch anderes weniger Erquickliche aus früherer Zeit, wie den Tanzstundenschritt der Gralsritter, mit solch' ängstlicher Treue bewahrte, nicht auch bei den Gruppierungen der Blumenmädchen an die Tradition gehalten? Und warum konnte man sich auf der anderen Seite noch immer nicht dazu verstehen, der grellbunten Flora der Decoration des Zaubergartens mit etwas Braun und Violett nachzuhelfen? Ist denn Alles, was die Kritik sagt, in den Wind gesprochen, weil es die Kritik sagt und ist denn Alles, was in Bayreuth geschieht, unanfechtbar, weil es in Bayreuth geschieht, ohne Rücksicht darauf, ob es dem gesunden Menschenverstand und dem Schönheitsgefühl des Durchschnitts-Sterblichen entspricht? Wahrlich, niemals hat die Welt einen lächerlicheren Unfehlbarkeitsdünkel als den gesehen, welchen man jetzt an der Stelle zur Schau trägt, an der selbst ein Wagner sich als fehlbar bekannte!

Erfreulicher als die Aufführung des „Parsifal“ war die der „Meisterfinger“ unter Hans Richter. Hier waltete ein kräftiger, männlicher Wille. Richter ist sich des rechten Weges wohl bewußt; er steht über der Sache und ist seiner Nerven und seiner Instrumentalisten durchaus Herr. Seine Leitung und Leistung ist vom ersten bis zum letzten Accord tüchtig und durchdacht; kaltblütig, mit unfehlbarer Sicherheit trifft er überall die sinn- und sachgemäßen Tempi. Er schleppt nicht und überjagt nichts, modulirt sorgsam Uebergänge und Leidenschaften, führt die Sänger, indem er ihnen nachzugeben scheint und beherrscht den weitreichenden Apparat des musikalischen Dramas mit dem Geschick eines unfehlbar gut registrirenden Orgelspielers. Doch ist er nicht mehr ganz der Richter der Nibelungen-Festspiele. Er ist — wenn dies anders möglich war — noch zielsicherer, aber zugleich auch nüchterner, trockener geworden. Er dirigitte streckenweise wie für ein Publikum von Engländern. Er war fast immer Hans Sachs und zwar weitaus mehr von dessen lehrhaften, moralisirenden als poetisch-warmblütigen und schalkhaften Seiten: stets „wohltemperirt“, mit etwas breitem Behagen das leitmotivische Geslecht auseinanderlösend, aber wohl

schon ein wenig zu bequem dazu geworden, um für den heißblütigen Ritter Stolzling mit ungemindertem Jugendmuthemitzzufühlen. Wir haben beispielsweise das Vorspiel zuvor oft nicht so sauber und ausgeglättet, aber mit mehr Schwung und deshalb hinreißender in der Wirkung gehört. Richter trug es mit Meisterschaft vor, wie Jemand, der jede Note auswendig kennt — nur schmeckte die Art etwas nach Akademie und Perrücke. Und neben ein wenig Begeisterungs-Bluth fehlte es ihm, wemgleich nicht an Humor, aber an rechtem Lustspieltemperamente. Man vermiste Frohsinn, Leichtigkeit, Beflügelung. Sicherlich sind die „Meistersinger“ ein durch und durch deutsches Werk: aber so lustig, wie eine deutsche Komödie überhaupt sein kann, sind sie doch immerhin. Sollte das denn nur durch ein bis zum Abstoßenden nachdrückliches Betonen von Beckmessers Eigenheiten, durch die Sprünge Davids und der anderen Lehrbuben und nicht vielmehr durch das Anschlagen und Festhalten eines freien, lebhaften „neudeutschen Parlando“ in den Dialogen, das nur ausnahmsweise gegen eine ehrenfeste Grandezza zurückzutreten hätte, zum unmittelbaren, lebendigen Ausdruck zu bringen sein?

Merkwürdigerweise stand mit der höchst sachlichen, nur in diesem Falle wohl gar zu gründlichen Ernsthaftigkeit des Capellmeisters alles Uebrige im Einklang; die gleich fleißig vorbereiteten Leistungen der Regie wie die der Gesangssolisten und der Chöre hatten hier einen Stich in's Philiströse, dort einen in's Pathetische, und die gedämpften, mystisch gefärbten Klänge des verdeckten, richtiger vielleicht noch des Parsifal-Orchesters tönnten in die sonnige Meistersinger-Atmosphäre hinein wie ein Chor von büßenden Betern in eine lachende Maienlandschaft. Es mag wunderbar klingen, aber es ist nun einmal nicht anders: fast alle Mitwirkenden haben ihre Aufgabe zu ernsthaft genommen. Durch das an sich außerordentlich lobenswerthe, aber hier übertriebene Streben nach möglicher Deutlichkeit der musikalischen und dramatischen Gedankenentwicklung wurde nicht nur die Liebenswürdigkeit, das Heiter-Gewinnende des Ausdrucks, sondern auch dessen für bühnenwirksame Darstellung unentbehrliche sinnliche Frische nahezu ertödtet. Der unbefangene Zuschauer hatte des öfteren die Empfindung, als ob sich nicht ein munteres Stück mit Menschen von Fleisch und Blut, sondern ein lebendig gewordener „Leitfaden“ auf der Scene abwickelte. Es wurde in Summa ein Beweis geliefert, auf den man an dieser Stelle gern verzichten haben würde: der Beweis, daß die Wagnerisch-neuen Principien auch von den Ausführenden mit künstlerischer Freiheit zu behandeln seien, daß sie aber, wenn überbehtjam oder geradezu sklavisch gepflegt, ebenso zu steifer Unnatur, zu doctrinären oder conventionellen Unersquicklichkeiten führen wie ehemals das „stramme“ Ariensingen zur geschraubten Opernpose. Statt Concert-Arien im italienischen Logenhaus hatten wir — die gesünder und ursprünglicher nachempfundenen Volksscenen abgerechnet — Concert-Declamationen im Bayreuther Festtheater. Und vor-

züglich auch hierin zeigte sich das unsichere Tacten eines eifrigen, von den lautersten Gesinnungen befeelten, aber geistig unselbstständigen und künstlerisch unproductiven Dilettantismus.

Es war sicherlich recht wohlthuend, daß man bei den letztjährigen Bayreuther Aufführungen der „Meisterfinger“ den Text beinahe in seiner Vollständigkeit vernehmen konnte. Aber mußte die Mehrzahl der Darsteller darum scandiren anstatt zu singen? Handelt es sich bei dem Kunstwerk der Zukunft denn etwa nur darum, daß auf wechselnden Tonhöhen deutlich ausgesprochen werden soll oder ist hier nicht zum mindesten auf vollendeten Kunstgesang gezählt? Daß die Schwierigkeit, von jetzt ab schöne Tonbildung mit scharfer Deutlichkeit der Sprachlaute zu vereinen, keine geringe ist und nicht im Handumdrehen gelöst wird, ist sonnenklar: wenn aber so viele Sänger damit noch nicht zu Rande kommen, warum läßt man sie dann auf der Bayreuther Musterbühne auftreten? Man wird es doch nicht etwa absichtlich darauf anlegen wollen, das alte Vorurtheil zu nähren, daß bei Wagner das Recitiren eins und Alles sei! Wenn es jedoch zur Zeit noch keine ausreichende Anzahl verfügbarer Kräfte giebt, welche den nach allen Seiten an sie zu stellenden Anforderungen genügen, nun, so hat man eben die moralische Verpflichtung gegen Wagner wie gegen das Publikum, mit der Veranstaltung von Festspielen so lange zu warten, bis ein entsprechender Stamm von Wagnerängern herangewachsen oder =gezogen ist. Wir wollen, wenn wir in Bayreuth sind, nicht in eine Studirstube blicken, nicht die Geheimnisse eines Ateliers kennen lernen, sondern etwas Ganzes, Abgerundetes hören und sehen. Im vergangenen Jahre indessen hatte man dem speciell Gesanglichen nicht einmal so viel Rücksicht geschenkt, um grobe Nachlässigkeiten in Vocalisirung und Consonanten-Aussprache auszumerzen, um Sänger, die ihre Rollen allein indem sie Gewaltthaten gegen ihr Organ verübten, bewältigen konnten, schleunigst nach Hause zu schicken. Bei den Manen Mozarts! Da die Intrigue der Meisterfinger-Handlung nicht so gar verwickelt, sondern überaus einfach, der Dialog nicht so arg verschränkt und verzwickelt, sondern von harmloser Natürlichkeit ist, würden wir uns am Ende noch darein gefunden haben, wenn coram publico wirklich ein paar Silben mehr verschluckt worden wären, vorausgesetzt, daß Hans Sachs und seine Zeitgenossen dagegen nicht, wie das mehrfach geschah, förmliche vocale Realinjurien in den Zuschauerraum hineinschleuderten. Man fühlte es wie einen starken körperlichen Schmerz, als der Darsteller des Walther, zweifelsohne ein höchst fleißiger und aufopferungsvoller Künstler, nachdem er die ersten Tacte des Preisliedes *mezza voce* gesungen hatte, die Stimme plötzlich mit erschreckender Kraft auf dem hohen *g* explodiren ließ, weil — nun weil er die Höhe überhaupt nicht im *piano* nehmen kann. Ja, wenn Herr Gudenus das nicht vermag, dann darf er in Bayreuth nicht den Walther singen und wenn keine andere Kraft zur Hand ist, dann dürfen

die „Meistersinger“ zur Zeit auf der Festspielbühne nicht aufgeführt werden. Das klingt hart — aber die Logik ist nun einmal von Natur unsanft. Ein anderes Beispiel. Ein mißgünstiger Gott hat es der Leitung eingegeben, das schlichte, naive Bürgerkind Evchen mit Vorliebe den Heroinen anzuvertrauen. Eine dieser ruhmgekrönten Walküren hat gleichfalls mit — ständiger Indisposition in der Höhe zu kämpfen und besitzt die Fähigkeit, legato zu singen, nur in bescheidenem Grade; die Folge davon ist, daß das herrliche Quintett im dritten Acte den Hauptreiz einbüßt. Gerade an dieser Stelle, wo jedem einzelnen Sänger ein besonderer Text in den Mund gelegt ist, absolute Verständlichkeit der Worte also nicht erzielt werden kann, wo ein wohliges Ausbreiten harmonischer Klangwellen von Wagner entschieden gefordert ist, zeigte es sich am deutlichsten, wie dürftig es um die besonderen gesanglichen Kenntnisse und Mittel der Künstler bestellt war. Meister-Singen war das wahrhaftig nicht. Von allen in der abgelaufenen Festspielperiode thätigen Kräften waren Scheidemantel und Hofmüller noch diejenigen, welche wie in Hinsicht auf eigenartige geistige Durchbringung ihrer Rollen, so auch in Bezug auf Sauberkeit in der Ausführung ihrer Gesangspartieen das Befriedigendste geleistet haben. Mögen sie sich ihre Selbstständigkeit erhalten: dann werden sie auf der deutschen Bühne noch ein Wort mitzureden haben! An nächster Stelle wäre dann Frau Staudigl (Magdalene) zu nennen, welche, nachdem sie früher einige mäßig gelungene Versuche im Rollenkreise der tragischen Vertrauten und eifersüchtigen Königstöchter unternommen hatte, sich diesmal mit Glück als komische Alte entdeckte. Friedrichs (Beckmesser) wäre diesen Namen vielleicht noch anzureihen.

Es war weiterhin sehr dankenswerth, daß die Künstler sich nach bestem Können bemühten, ihre Rollen individuell zu gestalten, von allen Gemüthsregungen, welche die vorzuführenden Charaktere bewegen, nicht bloß zu berichten, sondern dieselben auch durch Haltung und Geberde zu verdeutlichen und besonders ihre Gesten mit dem Spiel der Motive des Orchesters in Uebereinstimmung zu bringen. Doch wäre in diesem Punkte ebenfalls weniger — bedeutend mehr gewesen. Selbst die mit Auszeichnung aufzuführenden Darsteller thaten des Guten viel zu viel. Nimmt es sich schon in der musikalischen Tragödie absonderlich aus, wenn der Sänger bei jeder schüchternen instrumentalen Andeutung einer schwärmerischen Regung sein Herz massirt und die Augen an die Soffiten wirft, bei jedem leisen Unbehagen mit der Rechten an die Mordwaffe fährt, so wird dergleichen in der Komödie, in welcher es doch nur auf ein leichteres, freieres Hin und Wieder der Gedanken wie der Gefühle abgesehen ist, vollends zur Abgeschmacktheit. Soll denn der im Allgemeinen doch bereits erwachsene Zuhörer erst das ABC der Bühnensprache erlernen, oder soll er selbstthätig, in seiner Phantasie mitschaffend genießen? Man muß im plastischen Ausmalen der Empfindungen sorgfältig, aber nicht kleinlich zu Werke gehen, sonst gelangt man,

wie dies vielfach im Meisterfinger-Festspiel geschah, theils zu einem handgreiflichen Naturalismus, den auf den Bayreuther Brettern zu gewahren man am allerwenigsten erwarten durfte, theils zu unfreiwilliger Komik. Bekämpft vielleicht Walthar Stolzinger den dampfschnaubenden Drachen Fasner oder die lernäische Schlange, oder vielmehr die ehrjamen, etwas zopfigen, aber doch sonst durchaus gutartigen Nürnberger Handwerksmeister? Nehmen wir einmal an, es käme das Schlimmste zum Schlimmen, und der vortreffliche Lyriker erhielte die Hand seiner Eva nicht. Würde daraus gleich eine Götterdämmerung entstehen? Wohl kaum. Also warum donnerte denn der gute Ritter den Gründlingen des Bayreuther Amphitheaters so in die Ohren? Weshalb erschöpfte Vater Pogner den ganzen Gesenschatz des Tiranno ingrato? Warum probirte die zierliche Bürgerstochter, welche man gemäß der Vorzeichnung helläugig, neckisch, sinnig-verbliedt erwartete, so viele Mittel aus der tragischen Hausapotheke Medeas durch? Wollte sie anstatt freundschaftlicher Theilnahme für ihren ersten und einzigen kleinen Herzensroman, gleich Furcht und Mitleid erwecken? Aus welchem Grunde trug Meister Rothner die Gesetze der Tabulatur vor wie der Oberreichsanwalt einen Landesverraths-Paragrafen? Gerade weil man sich in Allem und Jedem übereifrig bestrebte, recht naturwahr zu sein, ging der Darstellung das Beste ab, auf das man rechnen gedurft hatte: Natürlichkeit. Wer Gefühl zeigen mußte, stellte sich auf Stelzen. Gingegen deutete das Lachen auf der Bühne auf den sorgfältig notirten Schreibtrich-Humor des Regisseurs. Nur David hatte zu viel angeborene Laune, um sich den neu erfundenen Lustspiel-Kothurn an die Füße schnallen zu lassen. Herr Friedrichs, der sehr begabte Vertreter des Beckmesser, übertrieb wiederum nach Leibeskräften. Wie oft soll es denn noch wiederholt werden, daß der Stadtschreiber, als eine Persönlichkeit in Amt und Würden, sich nichts vergeben darf, daß er einzig und allein durch strenges Festhalten an seiner steifleinernen Pedanterie, also im Charakter der Rolle: unabsichtlich komisch wirken kann, daß aber das geringste absichtliche Bemühen seinerseits, durch „heitere Nuancen“ die Lachmuskeln des Zuschauers in Thätigkeit zu setzen, ihn unfehlbar zur Caricatur werden lassen muß. Daher von jetzt ab nichts mehr von Ueberschlagen der Stimme, Fragenschneiden und dergleichen Hanswurstereien! Man bedenke doch, daß, sobald Beckmesser nicht mehr ernsthaft genommen werden kann, auch die hinter ihm stehende Beckmesser-Partei der Meister in den Augen des Publikums ihr Ansehen einbüßt, somit darnach der Widerstand derselben bedeutungslos erscheint, das Verhältniß zwischen Spiel und Widerspiel in der Handlung ganz aufgehoben wird und die ohnedies sehr durchsichtige Intrigue sich in diesem Falle wie das lockere Gefüge einer Marionettenposse ausnehmen muß.

Es war Methode in dieser Galerie von Uebertreibungen; darüber ist nicht zu rechten. In manchen Geschmacklosigkeiten trug jedoch offenbar

nicht die Principienreiterei, welche zwischen jeder Mantelfalte hervorblickte, Schuld: vielmehr waren dieselben aus den diesem und jenem Sänger anhaftenden Manieren herzuleiten. Weshalb griff die Regie in solchen Fällen nicht ein? Bemerkte sie dergleichen nicht? Die Vermuthung ist rundweg abzulehnen; denn es fehlte anderweitig nicht an Beweisen eines wählerischen, feingeschulten dramaturgischen Geistes. Gebrach es ihr, und vornehmlich berühmten Namen gegenüber, an Autorität? Wir müssen das wohl oder übel annehmen und können sie darum nicht loben. Anerkennung verdient sie für die äußere Einrichtung der Akte, für die malerische, charakteristische und doch nicht in's Ueppige übertriebene Ausstattung, für die sparsame Verwendung der gegenwärtig bei der Inszenirung Wagner'scher Dramen — und nicht nur hier allein — so beliebten Beleuchtungs-Spielereien, hauptsächlich aber für ihre Ausgestaltung der Volksscenen. Mit farbenfroher Phantasie und bestem künstlerischen Maßhalten war das Treiben auf der Festwiese in Scene gesetzt; die Aufzüge entwickelten sich behend, munter und doch in guter Ordnung; die Gruppen fornten und lösten sich ungezwungen; der Tanz wurde mit köstlicher altfränkischer Schelmerei durchgeführt und ging in ein buntes, reizvolles Getümmel aus; dabei wurde alles Schreien und unziemliche Drängen, alles Zuviel des Meiningerthums glücklich vermieden. Das „Volk“ benahm sich wie in einem constitutionellen Idealstaat; es war sich dessen vollauf bewußt, daß sein Fest gefeiert wurde und daß von seiner Stimme die Entscheidung abhing; aber es zeigte den natürlichen Tact, sich nirgends vorzudrängen. Die fast im Flüstertone gesungenen Zwischenbemerkungen der Chöre waren ein Triumph der Regietechnik. Mit der Einrichtung dieser Auftritte hat sich Herr Harlacher als Künstler ersten Ranges erwiesen; es ist, falls er nicht auf die Abwege der Geistreichelei geräth, noch viel von ihm zu hoffen. Weniger sprach das von ihm für den ersten Aufzug getroffene Arrangement an. Die Decoration war zu eng; die Mitwirkenden zu sehr zusammengeschoben. Herr Harlacher vergaß hier, daß er für das musikalische Drama, nicht für das recitirte Schauspiel arbeitete. Letzteres verlangt thunlichst knapp umschlossene Räume, die auch für ein fast unmerkliches Anschwellen des Sprechtones einen akustisch geeigneten Hintergrund abgeben und, bei einer auf kleinere Flächen concentrirten Aufmerksamkeit des Zuschauers, den Darsteller zwingen, alle Künste einer durchgebildeten Mimik spielen zu lassen — wie denn die großen modernen Opernhäuser ein eben solcher Verderb für die Schauspielkunst sind als das Ausstattungsfieber. Das musikalische Drama dagegen, in welchem der schon durch die Tonbildung stark in Anspruch genommene Sänger seine Darstellung nicht in gleicher Weise vertiefen kann und insbesondere für die Mimik auf die Beihilfe der seelenmalerischen Kraft des Orchesters zum guten Theil angewiesen ist, erheischt ausgedehntere Prospective, von denen sich die nothgedrungen in größeren Linien zu haltenden Bewegungen besser abheben und vor denen

sich das Crescendo des Einzelsängers, vollends aber die Schallmassen der Chöre ungehemmt entwickeln können. Vertragen auch die „Meistersinger“ als musikalisches Lustspiel eine engere Umrahmung als die auf kühne, gigantische Wald- und Felscenerieen berechnete Tetralogie, so entsprechen sie immerhin den Grundbedingungen des musikalischen Dramas. In der an sich ja gemüthlichen, für die gewählte Behandlungsart des Vorwurfes jedoch nicht angemessenen Intimität des Raumes nahmen sich die pseudo-tragischen Anläufe der Darsteller doppelt unbegreiflich aus. Die Einrichtung des zweiten Actes war zweckdienlicher: nur die Prügelscene für unseren Geschmack zu realistisch gehalten; es kann an dieser Stelle weniger darauf ankommen, daß die Schläge, als daß die Noten recht fest sitzen. In den Scenen der Solisten war hier und da ein flotteres Ineinanderspielen zu wünschen; besetzt man eine Rolle dreifach, so müssen die Proben entsprechend vervielfältigt werden, um für alle Vorstellungen ein glattes Ensemble herauszubringen; sonst bleibt vieles der Improvisation überlassen, was in einer Zeit, in welcher die deutsche Bühne kein einziges schauspielerisches Genie besitzt, jedenfalls ein bedenkliches Unternehmen ist.

War vielleicht die ganze Aufführung der „Meistersinger“ im Festspielhause unter den gegebenen Umständen eine nicht vollständig geglückte Improvisation? Dieser Gedanke, von dem wir uns seither nicht frei machen konnten, gewinnt mehr und mehr Macht über uns, wenn wir uns nunmehr der Beantwortung der letzten wichtigen, für den Fachmusiker der wichtigsten Frage zuwenden, welche in der verfloffenen Festspielperiode aufgeworfen wurde: hat es sich herausgestellt, daß die „Meistersinger“ für eine Wiedergabe mit verdecktem Orchester, das heißt mit dem Orchester des Festspielhauses in seiner zur Zeit bestehenden Einrichtung, geschrieben sind? Etliches spricht dafür, sehr Vieles dagegen. Wer ohne Voreingenommenheit und nach Erledigung genügender Vorstudien der Bayreuther Aufführung folgte, hatte das im Vergleich zu anderweitig gemachten Erfahrungen schier Seltsame festzustellen, daß das Orchester gegen den vocalen Theil weit mehr als wünschenswerth zurücktrat. Am meisten mußte es befremden, daß bei stärkerer Tongebung der Chormassen, bei den Ensemble-sätzen des ersten, bei dem Finale des zweiten Actes, geradezu Lücken in den Instrumentalpart gerissen schienen — trotzdem, wie berichtet wurde, die Musiker in ihrem Inferum mit wahrer Todesverachtung geigten und bliesen; wichtige Motive kamen gar nicht oder nur in abgerissenen Tönen zu Gehör; Gänge in tieferen Lagen und schwächer instrumentirte Mittelstimmen blieben einfach aus; ja, stellenweise mußte man sich sogar, die Grundharmonieen aus dem Gedächtnisse ergänzend ausfüllen und hatte, da somit dem Aufbau der Gesangsstimmen das rechte Fundament fehlte, die peinliche Vorstellung eines Gebäudes, dem die Hauptstützen entzogen sind und das demnächst zusammenzubrechen droht. In den Scenen, in welchen nur die Solisten auf dem Podium standen, kam zwar alles, was notirt

ist, heraus; aber nicht wenig, das bei offenem Orchester den Hörer entzückt hatte, ließ ihn hier beinahe gleichgültig: die Mehrzahl der vielen geistfunkelnden Instrumental-Anmerkungen, die in solch' verschwenderischer Fülle über die Meisterfinger-Partitur verstreut sind, die aufgesetzten Lichter, die graziösen, witzigen Accente — sonst eine Ohrenweide der musikalischen Feinschmecker: all' das glitt fast unbemerkt vorüber, dünkte uns hier dürftig und unbedeutend. Einiges klang hingegen berückend schön: so der Beginn des Flieder-Monologes, die weich hingegossenen Terzen der Hörner über dem kaum noch vernehmbaren, wie sanftes Quallengemurmel sich in der Entfernung verlierenden Tremolo der Bässe — ein orchestrales Mondscheinstück ohne Gleichen — dann das weihevollte Vorspiel zum dritten Acte und die Begleitung zum zweiten Verse des Preisliedes, endlich der Hector Berlioz zugeeignete Glühwurm-Zauber. Doch welch' geringen Raum nehmen diese wie in zartem Silbergrau getönten Stellen in der Oekonomie des Ganzen ein! Wo blieb auf der anderen Seite die helle Lust, die jauchzende Lebensfreudigkeit, die aus allen Ecken und Enden der Partitur hervorbrechen soll? Wo blieb — um nur einiges des Auffälligsten anzuführen — die festliche Pracht, der lichte Sonnenglanz des Vorspieles, wo das feste Aufjubeln in der Einleitung zum zweiten Aufzuge, wo das überwältigende Hereinbrechen eines neuen, vollen Frühlingssegens bei den Worten des Hans Sachs: „Nun aber ward's Johannis-tag!“? Nicht einmal die kleinen Buddhas von Bayreuth vermögen zu bestreiten, daß sich der „Wille zum Leben“ in der Meisterfinger-Partitur gar mächtig und frohgemuth zeigt. Leider trat er bei der Festspiel-Aufführung nur in ungenügendem Maasse in die Erscheinung. Wem das nicht zum Bewußtsein kam, wen es nicht störte, daß er zeitweise nicht im Stande war, den Entwicklungsproceß der Motive mit Genuß zu verfolgen, weil wichtige Kettenglieder verschwanden, wen es nicht ansocht, daß eine Unzahl von zierlichen Säckelchen sozusagen unter den Tisch fiel, wer nicht das Ohr dafür hatte, daß es dem Orchester förmlich an Licht und Lust fehlte, um den Humor, den der Componist zwischen die Notenlinien gebannt hat, frei ausschäumen zu lassen — der ist einfach unmusikalisch. Es konnte das bezüglich des Ringes der Gemüse-Propheten übrigens bereits seit Längerem vernuthet werden. Unerwarteterweise trat auch bei einigen sonst vortrefflichen Musikern eine vorübergehende Gehörsblindheit ein: sie mußten wohl vom Apfel Wahnsfried gegessen haben.

Also: wie die Sache jetzt liegt, geschieht der orchestrale Partie der „Meisterfinger“ im Festspielhause stark Abbruch. In ähnlicher Weise wird, wenn Aufführungen des Werkes bei offenem Orchester stattfinden, der vocale Theil ungebührlich beeinträchtigt; wer in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren Meisterfinger-Vorstellungen in deutschen Opernhäusern wie denen von Wien, Berlin, Dresden, Leipzig, Cöln beiwohnte, gewann den Eindruck, daß das Orchester die Sänger, selbst wenn sie mit einem kräftigen

Organ begabt waren, an vielen Stellen deckte. *) Beides liegt nicht im Interesse des Kunstwerkes; keines von beiden wollte der Componist. Im Wagnerischen Drama sind vielmehr Singstimmen und Orchester gleichgeordnete Factoren: Beide ergänzen sich wechselseitig; Beiden muß daher ihr volles, durch die authentische Niederschrift der Partitur gegen jede verkünstelte Auslegung geschütztes Recht werden. Nun wird indessen durch classische Zeugen erhärtet und ist deshalb nicht abzuleugnen, daß im Jahre 1868 unter Hans von Bülow Meisterfänger-Aufführungen mit offenem Orchester im Münchener Hoftheater stattfanden, welche keinen irgendwie berechtigten Wunsch unerfüllt ließen: die Zuhörer verstanden, obwohl die Instrumentalisten eine unerhörte Schönheit, Größe und Pracht des Tones entfalteten, jedes von den Solisten auf der Bühne ausgesprochene Wort. Berücksichtigt man dazu, daß eben dieses Theater sich zwar einer befriedigenden, aber keineswegs tadellosen Musik erfreut, so läßt die mitgetheilte Thatfache folgende Schlüsse zu. Erstens: die Meisterfänger sind seit jenen Münchener Tagen nirgendwo richtig studirt worden, können aber, wenn sie in einer der Bülow'schen Art entsprechenden Weise in Angriff genommen werden, jederzeit und allerorten bei offenem Orchester mit der damals erzielten Wirkung, das heißt vollendet und einwandsfrei herausgebracht werden. Zweitens: weil die Wiedergabe unter Bülow makellos war, so kann jede andere, die im Vergleich zu jener eine Verschiebung der Klangverhältnisse, sei es zu Ungunsten der Sänger oder des Orchesters zeigt, nur minderwerthig, daher nicht Mustervorstellung sein — was denn auch von ihren sonstigen Unzulänglichkeiten ganz abgesehen, die Bayreuther Aufführung von 1888 trifft. Wollte nun jemand einwenden, daß es doch bedauerlich wäre, wenn so große Vortheile des Festspielhauses wie die Verdeckung der ästhetisch unschönen und illusionstörenden Gantierungen der Musiker und die so eigenthümliche Idealisirung und Verschmelzung der Klangfarben nicht auch den „Meisterfängern“ zu Gute kommen sollten, so wäre darauf zu erwiedern, daß ja eine Erfindung, die es dem verdeckten Bayreuther Orchester ermöglichen würde, zu seinen bisher bewährten, für die Instrumentation des „Nibelungenringes“ und des „Parsifal“ so zweckentsprechenden Vorzügen auch, wenn es die Umstände verlangten, die Schallkraft und Deutlichkeit der Bülow'schen Meisterfänger-Capelle zu entwickeln, noch ganz wohl zu machen sei. Dies ließe darauf hinaus, im „mystischen Abgrunde“ für die verschiedenen Partituren oder für einzelne

*) Daß Leute, die bei Aufführungen der „Meisterfänger“ im Opernhause zu Baunheim nicht zehn Worte verstehen konnten, in Entzücken geriethen, als sie in Bayreuth den Dialog des Werkes kennen lernten, ist sehr begreiflich; wenn aber behauptet wurde, man habe „die Meisterfänger“ vor dem Jahre 1888 nicht gekannt, so ist das, höflich gesagt, nichts als Phrase. Wer sie studirt hatte, der kannte sie; (auch ohne sie — siehe die folgenden Sätze im Text — in München gehört zu haben); wer sie nicht studirt hatte, dem — stand kein Recht zu, als Kritiker mitzureden.

Scenen und Abtheilungen derselben sozusagen verschiedene orchestrale „Local-töne“ auszubilden. Wie das nun zu bewerkstelligen sei, ob durch ein bei passender Gelegenheit vorzunehmendes theilweises Einziehen der jetzigen und Anbringung kleinerer, nur je eine Gruppe (Streicher, Holzbläser, Blechbläser) überwölbender, verschiebbarer Schalldeckel oder durch eine vermöge Dampfkraft oder hydraulischer Maschinen zu bewirkende jeweilige Hebung und Senkung des gesammten Instrumentalkörpers oder einiger Stufenreihen desselben — das auszuprobieren wäre die Sache von Technikern, die sich mit Fachmusikern zu verbinden hätten. Geistreiche theoretische Combinationen auf dem Papier würden in dieser Angelegenheit gar nichts fördern, sondern nur unausgesetzte practische Versuche. Es gilt im Weiteren nicht nur über die Frage des Meistersinger-Orchesters, sondern auch darüber ins Klare zu kommen, wie es etwa mit der Zauberflöten-Partitur im Festspielhause zu halten sei. Daß man Mozart damit keinen Dienst erweisen würde, die einzelnen Instrumentalstimmen mit ungefähre Rücksicht auf die Größenverhältnisse des Bayreuther Theaters oder Orchester-raumes zu verdoppeln oder zu verdreifachen, liegt auf der Hand; nur durch peinliches, in Bezug auf alle zu berücksichtigenden Klangcombinationen durchzuführendes Abwägen, und zwar in den betreffenden Auftritten auch mit Heranziehung der vollen Chöre auf der Bühne, ist hier das Richtige zu treffen. Würde es sich nicht überhaupt empfehlen, gegen Ende einer Spielperiode, ein für die nächste bestimmtes, seither in Bayreuth noch nicht ausgeführtes Stück mit dem doch einmal versammelten Personal in einigen Vorproben durchzugehen? Man hätte alsdann in der langen Zwischenzeit hinlänglich Gelegenheit, sich auf die Ueberwindung augenfällig gewordener Schwierigkeiten einzurichten und wäre damit nicht auf die wirre, hastige Arbeit der eigentlichen Probewochen angewiesen. Auch wäre es hohe Zeit, sich sehr ernsthaft mit dem Problem zu befassen, was zu geschehen habe, damit alle Festspielbesucher von ihren Plätzen aus gleich gut hören können; bereits im Jahre 1876 stellte es sich heraus, daß beispielsweise von den Seitenplätzen der ersten Bankreihen feinere Violinfiguren nicht oder nur undeutlich zu vernehmen seien. Sollte man sich inzwischen bemüht haben, diesem Mißstande abzuhelfen, so geschah das leider erfolglos; es wäre demgemäß nicht mehr wie billig gewesen, für Plätze der bezeichneten Art vorläufig keine Karten abzugeben.

Das Publikum hat ein gutes Recht darauf, dies und noch ein Mehreres zu beanspruchen. Es darf verlangen, daß man sich mit den Vorbereitungen in schicklicher Art einrichte, damit die ersten Aufführungen nicht, wie das 1886 und 1888 der Fall war, den Eindruck von Generalproben machen. Im Wagnertheater darf es überhaupt keine fünften und sechsten, sondern nur „erste“ Vorstellungen geben. Ständigen Bühnen mit stets wechselndem Repertoire ist es nachzusehen, daß sich die Sänger in schwierige Aufgaben erst nach und nach einleben; hebt man es andererseits mit Recht hervor,

daß die mit der großstädtischen Bühnen-Bewirthschaftung verbundenen nothwendigen Uebel in Bayreuth wegfallen, so ist es um so weniger verzeihlich, wenn die Besucher der ersten Spiele gewissermaßen als Zuhörer zweiter Klasse behandelt werden. Man vergesse doch nicht, daß die Reise zum Tempel der neuen Kunst, der Aufenthalt in der Feststadt und die Lösung der Karten zu dem dort üblichen, nicht nach Rücksichten auf das „Volk“ bemessenen Satz für die Meisten mit ungewöhnlichen Opfern an Zeit und Geld verbunden sind; die, welche früher kommen, bringen aber diese Opfer gerade so gut wie die, welche sich später einfinden. Man kann doch nicht das Einkommen eines ganzen Sommers in Bayreuth verzehren, um schließlich einmal eine Aufführung mitzumachen, in welcher Alles glatt geht — und dazu, sich gegen Aushändigung von Freibilleten des Rechtes der freien Meinungsäußerung zu begeben, sind wohl nur die Wenigsten geneigt.

Allerdings erklären ja die Bayreuther Reptilienschreiber es nicht nur für überflüssig, sondern sogar für pietätlos, für Hochverrath an Wagner und der deutschen Kunst, wenn an den Festspielen Kritik geübt wird; natürlich hindert sie das ihrerseits nicht, die „Thaten“ der kleinsten Bayreuther Unbedeutendheit in dem jammervollsten und fragwürdigsten Deutsch, das jemals geschrieben worden ist, herauszustreichen. Wir für unser Theil sind nicht nur der Ansicht, daß das unbedingte Lob ebenso als kritische Aeußerung anzusehen ist, als das bedingte oder der Tadel; wir glauben sogar, daß der Tadel, wenn verdient, Bayreuth gegenüber gerade so angebracht ist, wie einem jeden Unternehmen, welches das Urtheil der Oeffentlichkeit herausfordert. Würden die Wagnerischen Erben vor geladenem Publikum Vorstellungen veranstalten, dann wäre es allerdings taktlos, das bei diesen möglicherweise Mißlingende öffentlich zu bemängeln. So wie die Dinge jedoch liegen, erinnert es an russische Zustände, wenn man es versucht, die Presse im hochfahrendsten Tone darüber zurechtzuweisen, in welchem Sinne allein über die Festspiele geschrieben werden darf. Hält man ihr nun gar das Wort „Pietät“ entgegen und bemüht sich, sie auf diese Weise mundtobt zu machen, dann ist zu entgegnen: Dem großen Genie eines Richard Wagner war man es allerdings schuldig, an Unvollkommenheiten, welche die von ihm selbst inscenirten Darstellungen zeigten, wenn irgend thunlich, mit Schonung vorbeizugehen. Die Erben des Meisters dagegen haben sich bisher noch nicht als große Genies erwiesen; insofern schuldet man ihnen die Rücksicht, die man jedem Menschen, welcher mit redlichem Willen an die Lösung hochbedeutender Aufgaben herangeht, entgegenbringt — nicht mehr, nicht weniger. Bedenkt man überdies, daß es sich bei der Bayreuther Schöpfung um ein Vermächtniß handelt, das Wagner der Nation hinterlassen hat und an dem die Wagnerischen Erben nur insoweit besonders bedacht sind, als ihnen das Theatergebäude im Wege des privaten Rechtsüberganges zufiel, dann ergibt sich für die Kritik eine gesteigerte Verpflichtung, vorurtheilslos und freimüthig festzustellen, ob das, was jetzt



Frau Käthe.

Novelle

von

Emil Caubert.

— Berlin. —

I.

In einer abgelegenen, vom Lärm und Getriebe des Verkehrs völlig unbehelligten Seitenstraße der Kaiserstadt an der Spree stand das einstöckige Wohnhaus des Universitätsprofessors Theobald. Märzliche Schneeflocken hatten die kahlen Büsche des Vorgärtchens mit ihrem weißen Gespinnst umhüllt, und auf den vorspringenden Gesimsen der Fenster lagerten die ebenmäßigen, krystallinen Deckpolster, mit deren linnenfarbenem Ueberzug der haushälterische Winter den Saum der Gebäude während der stürmischen Abstäubearbeit der Natur vorsorglich geschützt hatte.

Der Gelehrte war vor Anbruch der rauhen Jahreszeit mit den Wandervögeln nach dem Süden gezogen, um den erbetenen außerordentlichen Urlaub in der Siebenhügelstadt am Tiber zu verbringen, wohin ihn die wissenschaftlichen Vorstudien für ein großes, lange geplantes Werk mit immer erneuter Dringlichkeit gebieterisch getrieben hatten. Dort in der Ferne durchforschte er die Schätze der vatikanischen Bibliothek, und doch waren die Scheiben seines heimatischen Arbeitszimmers allabendlich erleuchtet; in später Nachtstunde noch konnte ein heimkehrender Nachbar den Lampenschein bemerken, der das schläfrige Licht der Straßenlaterne überfunkelte und oft genug selbst die schwach aufdämmernden Sterne beschämte.

Frau Käthe, die Gemahlin des Professors, war die unermüdbliche nächtliche Forscherin. Vor vier Jahren hatte sie ihrem Manne die Hand gereicht. Sie war die Tochter eines strenggläubigen protestantischen

Vorstellungen von Tugend und Sünde, Gott, Gottessohn und Unsterblichkeit auch die ihrigen seien.

In den ersten Wochen ihrer Ehe stiegen in ihrer Seele die ersten Bedenken gegen die strenge Frömmigkeit ihres Gatten auf. Frau Käthe besaß einen auffallenden Hang zu andächtiger Schwärmerei und war von der Nüchternheit schmerzlich betroffen, welche der Gelehrte in abendlichen Feierstunden ihrer Glaubenspoesie entgegensetzte. Nicht daß er ihr seine eigene Meinung hätte aufzwingen, die frommen Träume ihrer gottseligen Einbildungskraft mit rauhen Worten hätte zerrütten wollen; aber schon das überlegene Lächeln auf seinen Lippen zog ihr das Herz zusammen, und die nachsichtig großväterliche Art, mit welcher er ihre Herzensergüsse wie das einfältige Geplauder eines phantasievollen Kindes entgegennahm, betrübte, ja beleidigte sie, und sie hatte oft Mühe genug, ihre vordringlichen Thränen zurückzuhalten. Vergebens hatte sie zu wiederholten Malen den Versuch gewagt, den arbeitsamen Gemahl von seinen sonntäglichen Studien hinwegzulocken und ihn zu einem gemeinschaftlichen Besuch des Gottesdienstes zu bewegen. Wie unerschöpflich waren nicht seine Vorwände, dem lästigen Kirchgang auszuweichen! Er fühlte sich angegriffen, schützte sein leidiges Kopfwel vor, verschanzte sich hinter der Unausschiebbarkeit seiner Amtsgeschäfte oder hinter der Nöthigung, irgend ein Manuscript unverzüglich für den Druck fertig zu stellen. Wie sehr mußte er die Kirche hassen, daß er sich nicht einmal seiner jungen Frau zu Liebe zum Anhören einer Predigt entschließen konnte!

Endlich kam ein Tag des Triumphes. Das Geburtsfest Katharinens fiel auf einen Sonntag, und sie hatte es sich als ein Festgeschenk aus-gebeten, dem Frühgottesdienst an der Seite ihres Gatten beizuwohnen. Freilich zögerte er lange genug, bis er sich von seinem Schreibtisch losriß, mit einem leisen Seufzer nach Hut und Handschuhen griff und der Gattin den Arm bot; aber er ging doch mit ihr, und eine glückstrahlende Befriedigung durchleuchtete ihre Züge, als sie, das schöngebundene Gesangbuch in der freien Hand, mit siegesfrohem Stolz auf die verlassenen Kirchgängerinnen blickte, die ohne Eheherrn, Bruder oder Verwandten einsam dem Gotteshause zuwanderten, und mit einem freudigen Schauer über die heilige Schwelle trat. Es war für sie ein zweiter Brautgang, ein zweiter Vermählungstag! Da saß vor der Kanzel die behäbige Frau Bäckermeisterin neben ihrem Eheherrn, die immer so mitleidig zu ihr hinübersah, wenn sie ohne ihren Theobald mit niedergeschlagenen Augen ihren Platz suchte; nun hatte auch Frau Käthe ihren Ehegatten an ihrer Seite, und er hielt dasselbe Liederbuch mit seiner Rechten und sie mit ihrer Linken.

Noch niemals hatte die Orgel so süß, so feierlich herzerquickend und so gewaltig erschütternd gesungen, wie an diesem Kirchentag, und wenn auch der Professor in den Gesang der Gemeinde nicht einstimmte, so glaubte sie doch an dem Zittern seiner Rechten, mit der er das Buch faßte, zu

bemerkten, wie ihn die Weihe des Ortes und der Töne im Innersten ergriff. Das Sonnengefunkel, das durch die gemalten Scheiben der gothischen Fenster dämmerte, um die Altarkerzen und den Saum der Kanzel spielte, erschien ihr wie der Leuchtglanz von unzähligen Englein, die, frommen Schwalben gleich, am Gewölbe nisteten und mit heilig heiterm Fluge ihrer goldenen Schwingen durch die Hallen schossen.

Während der Predigt schaute sie ein paar Mal verstohlen auf den Gelehrten. Der Herr Bäckermeister hatte den Kopf so tief auf die Brust gesenkt, daß es zweifelhaft war, ob er in regungsloser Andacht der Rede des Pfarrers folgte, oder in allzu eifriger Einkehr bei sich selbst in schlummertrunkene Beschaulichkeit verfiel; aber Theobalds Augen flammten wie von überirdischem Feuer und ruhten mit dem Ausdruck der Verklärung auf dem goldenen Heilandsbild des Altars. Katharine frohlockte: auch er hatte seine Seele dem Strome der Erleuchtung, der durch die Kirche fluthete, erschlossen, und sie durfte hoffen, daß er alle Negerei seines Denkens glücklich überwunden habe. Und konnte es denn anders sein? Für die Pfarrerstochter waren die Geistlichen die einzigen wahrhaftigen Lehrer des Menschengeschlechts. Alles, was ihr Gatte wußte und erforscht hatte, mochte ja recht schön und gut sein, ohne doch zum eigentlichen Heile der Menschheit beizutragen; für sie war der Glaube höher als das Wissen, dessen blendendste Erfolge doch nicht an den Himmelsjegen der Offenbarung hinaureichten.

Gehobenen Hauptes verließ sie das Gotteshaus und suchte sich den Heimweg durch eine Unterhaltung über den Inhalt der Predigt zu verkürzen. Aber welche Enttäuschung! Offen gestand der Professor ein, daß er von den Auseinandersetzungen des Seelsorgers wenig oder gar nichts gehört habe; die Musik der Orgel habe ihn mächtig erregt, habe seine Seelenkräfte wunderbar erhöht, und plötzlich sei ihm wie in hellseherischem Anschauen die Lösung des philosophischen Problems aufgegangen, durch dessen Sprödigkeit der erwünschte Abschluß seiner neuesten Abhandlung so lange verzögert worden sei. Das also war's! Die Erkenntnißfreude, einer armseligen Weisheit auf die Spur gekommen zu sein, hatte seine Züge so verklärt und durchgeistigt, und alle die unzähligen Englein waren umsonst durch das Kirchenschiff geflogen. Frau Käthe war ernstlich verstimmt, und der Geburtstag wurde zum Begräbniß ihrer schönsten und reinsten Hoffnung.

Allen ferneren Versuchen, ihn nach dem heiligen Gebäude zu führen, setzte der Gatte die Geduld des liebenswürdigsten Widerstandes entgegen; doch schien er es wenigstens nicht ungern zu sehen, daß seine Hausfrau in ihrer Gottesfürchtigkeit einen jeden Sonntag heiligte und, wenn sie auf den Besuch der Kirche verzichten mußte, sich an der Sammlung der Predigten ihres Vaters erbaute. Ja, wenn er sie auch mitunter auf dem ephemerumspannenen Balkon des Hinterhauses traf, der auf den wohlgepflegten

Garten hinausblickte, und seine kleine Heilige beobachtete, wie sie den lockigen Blondkopf über die Bibel oder eine Kanzelrede neigte, von dem Duft der Blumen unberührt, unberührt von dem vorlauten Geschmetter ihres Kanarienvogels; dann dämpfte er seinen Schritt, weidete sich an dem Anblick des feierlichen, idyllischen Bildes, trat auf den Behen heran, um ihr, während sie umblätterte, einen Kuß auf die holde Stirn zu drücken, sah ihr mit beifälligem Kopfnicken in die schwärmerischen Augen und entfernte sich ebenso geräuschlos, wie er gekommen war. Dann hielt sie wohl im Lesen inne, betrachtete sinnend das Knospen und Blühen um sich her, und die Nelken und Rosen in den Töpfen, die im lauen Sommerhauch ihre Blüthen und Köpfschen schaukelten, wiederholten ihr das zustimmende Kopfnicken ihres Mannes, als hätten sie sagen wollen: „Du hast Recht, Käthe! Laß Dich nimmer beirren, laß Dich nicht abziehen von Gottes Wort; sei fromm und brav, und die Engel des Himmels werden Dich beschützen, Dich und den Frieden Deines Herzens, Deines Hauses!“

Dann aber stellten sich auch schwere Stunden ein, in denen sie eine quälerische Beklemmung um das Seelenheil des Geliebten beschlich. Ihn selbst einmal um seinen Glauben zu befragen oder ihn gar in's Gebet zu nehmen, dazu fehlte ihr der Muth. Sie hatte eine zu sorgfältige und vielseitige Bildung genossen, als daß sie nicht im Anblick der stillen Gemeinde der Bücher und Folianten, in deren Mitte er hauste, eine beinahe ehrfürchtige Scheu davor empfunden hätte, ihre geringfügigen Kenntnisse gegen seine Belesenheit und Gelehrsamkeit zu halten; und die Bewunderung, die ihm von seinen Studenten und Amtsgenossen zu Theil wurde, war ihr eine tröstliche Gewähr dafür, daß Theobald, der eine solche Verehrung und Liebe genoß, kein Gegner Gottes und des Heilands, kein unchristlicher Gottesleugner sein könne. In solchen Augenblicken setzte sie sich selbst über die Empfindlichkeit hinweg, die sie oft genug zu bemeistern hatte, wenn er, ohne ihr schlichtes Tischgebet abzuwarten, voreilig den Löffel in die Suppe steckte und vor der Danksgang, zerstreut und mit seinen Arbeiten beschäftigt, hastig die Tafel verließ.

Bisweilen freilich schnürte ihr die Angst um den Unglauben ihres Gatten Herz und Seele dermaßen ein, daß sie keine Ruhe zu finden vermochte und in das kleine Häuschen in der Altstadt an der Spree flüchtete, in welchem ihre Mutter, seitdem sie der Tod ihres Mannes aus dem Pfarrhause vertrieben, eine bescheidene Zufluchtsstätte gewonnen hatte.

Die Predigers Wittwe, die einer Professorenfamilie entstammte, war eine durchaus praktische, kluge und welterfahrene Frau. Trotz ihrer Freigeisterei hatte sie es durch ihre besonnene Unterordnung und durch ihr Schweigen zu rechter Zeit verstanden, mit dem buchstabengläubigen Pfarrer ohne eigentlichen Hader auszukommen. Der ganze religiöse Ernst und Eifer des Vaters hatte sich durch seine unablässige Einwirkung auf die Tochter übertragen, auf deren dichterisches Gemüth die Poesie der Bibel

ohnehin einen zauberischen Einfluß übte, und die Mutter hatte häufig ihre liebe Noth, den zelotischen Gelüsten Katharinens zu wehren, wenn sie, über Worte und Handlungen ihrer allzu weltlich gesinnten Kameradinnen aufgebracht, sich in den härtesten und lieblosesten Urtheilen gefiel.

Die Wittve war eine duldsame Frau, welcher Lessings Nathan zu einer zweiten heiligen Schrift geworden war, und die den Vorrang guten und opferfreudigen Handelns vor der Thatlosigkeit andächtigen Schwärmens wohl zu würdigen wußte. So fand sie denn auch jetzt in den Herzensnöthen der jungen Professorin den richtigen Ton, um sie wieder und wieder zu beruhigen. Sie stellte ihr vor, daß der Glaube der Gelehrten und Forscher meist eine eigenartige Gestalt annehme, ohne doch die Grundwahrheiten des Christenthums zu verleugnen, und pries die Tochter glücklich, daß ihr Gatte sie gewähren lasse, an ihrer Ueberzeugung nicht eigenwillig rüttle und an ihrer Gottergebenheit seine aufrichtige Freude zeige. „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat auch Religion.“ Diese Goethe'schen Worte waren die Zauberformel, die sie, ohne zu ermüden, in immer neuer Weise erläuterte, und unter deren Bann die Sorgen und Zweifel ihres Kindes allmählich verstummten.

Neben diesen Beruhigungen der Pfarrerin trat bald ein Umstand ein, der die Gedanken der Frau Käthe auf eine durchaus andere Bahn lenkte und sie davon abzog, sich beständig mit dem inneren Wesen ihres Mannes abzulagen und über die Ergründung seines Bekenntnisses zu grübeln. Sie gab einem Töchterchen das Leben. Die Innigkeit der Mutterliebe, die rastlose Fürsorge für das süße Geschöpf nahmen sie so in Anspruch, daß sie lange Zeit den Gemahl und seine Bücher aus den Augen verlor und sich ausschließlich der Pflege des holdseligen Kindes widmete. Ihre „Agathe“ dereinst zu einem gottesfürchtigen Mädchen heranzubilden, ihr die eigene demüthige Heilandsliebe in das zarte, rein behütete Herz zu pflanzen: das war das hohe und schöne Ziel, an das sie in Zukunft ihre besten Kräfte setzen, um dessen Erreichung sie jeden Tag zu ihrem Gotte flehen wollte!

Das Heranwachsen des Töchterchens, dessen Geburt die Eltern mehr und mehr in ihrem Wirkungskreise abgesondert, trug auch wieder zu erneuter Annäherung derselben bei. Als die Kleine das zweite Jahr zurückgelegt hatte, pflegte der Professor, so oft es ihm seine Vielgeschäftigkeit gestattete, dem lieblichen Vorgang zuzuschauen, den das Auskleiden und zur Ruhe Bringen des Kindes veranlaßten. Wenn das Geficher und lallende Geplauder Agathens endlich verstummt war, dann stand sie aufrecht in ihrem Bettchen, faltete die Patshände über der Brust der Mutter und sagte das kleine, unverstandene Nachtgebet mit rührender Einfalt gar tapfer her. Dann — Katharina bemerkte es mit immer wachsendem Entzücken — schwannten die Augen des Gelehrten in feuchtem Glanz, und er faltete wohl selbst die nimmermüden Schreiberhände einen flüchtigen Augenblick,

als ob die kurze und bündige Gebetsweisheit des schuldblosen Kindes die Summe alles Wissens und Erkennens sei.

„Mein Theobald ist doch ein frommer Mann, fromm ohne Kirche und Predigt, wie die Mutter sagt,“ so summtte Frau Käthe lächelnd vor sich hin und begann auf's Neue, das Arbeitszimmer ihres Mannes zu säubern und zu ordnen, immer wohllicher und traulicher einzurichten, die Bücher abzustäuben und den Werken, in denen er am meisten blätterte und las, mit besonderer Zärtlichkeit ihren gewohnten Standort anzuweisen.

Nichtsdestoweniger brachte ein trauriges Ereigniß eine neue Entfremdung der Eltern hervor.

Es war ein halbes Jahr vor der Abreise Theobalds nach dem Süden, als die Predigerzwittwe erkrankte und in wenigen Tagen eine Beute des Todes wurde. Dieser herbe Schlag, der Katharina so unerwartet getroffen hatte, der sie der liebevollsten Fürsprecherin für ihren Gatten beraubte, offenbarte die ganze Widerstandskraft gegen den Schmerz, welche ihr aus ihrem Glauben erwuchs. Sie klagte und verzagte nicht, sorgte für die Ihrigen und versäumte keine Pflicht; aber sie wurde stiller und stiller, las häufiger in den Predigten ihres Vaters und zog sich mehr und mehr auf sich selbst zurück.

In der Erschütterung, in die sie durch den jähen Todesfall versetzt worden war, empfand sie es als ein unabweisliches Herzensbedürfniß, sich durch den Genuß des heiligen Abendmahls zu läutern und den Gottesfrieden, den der sich steigernde Kummer um die Verlorene zu untergraben drohte, aus gläubigem Sinn in sich wieder herzustellen. O, wenn ihr Gemahl ein wahrhaftiger Mitträger ihres Leides war, wie sie es aus seiner Sanftmuth, aus der rücksichtsvollen Schonung ihrer Wehmuth erkannte, so würde er ihr die Freude machen, mit ihr an den Tisch des Herrn zu treten und gemeinsam mit ihr den allerhöchsten Trost der Christenheit zu empfangen!

Der Professor aber, von Geschäften und Arbeiten mehr als je überbürdet, wies die Bitte seiner Gattin mit einer Reizbarkeit und Heftigkeit zurück, die Katharina um so eindringlicher erschreckten, als sie durchaus nicht in seinem Wesen lagen. Zwar hatte er keinen Grund für seinen abschlägigen Bescheid angegeben; doch der Ton, in dem er zu ihr gesprochen, zeigte ihr seine Weigerung nicht allein als eine Lieblosigkeit, welche sie in ihrem Jammer doppelt schmerzlich berührte, sondern er war ihr auch der traurigste Beweis, daß für ihn ein Spott, eine inhaltslose Ceremonie war, was sie mit den erhabensten Schauern der Ewigkeit durchdrang.

Keiner Antwort mächtig, stürzte sie aus dem Gemach und flüchtete auf den Gartenbalkon. Dort lag Agathe in ihrem Wäglein, vom ruhigsten Schlummer umfangen. Die Mutter kniete neben dem Kinde nieder; aber das friedliche, gesunde Athmen desselben bot ihr keinen Trost. Sie sah in ihrer Bitterkeit in dem gleichmäßigen Heben und Senken der Kindesbrust

nur die leidvollen, aufgeregten Athemzüge der künftigen Jungfrau, deren lauterer Herz durch die Lehren des Vaters vergiftet, deren Glaube durch ihn in Zweifel und Angst verwandelt werden müßte; und der glänzende Schutzengel, den sie so oft hinter der Wiege ihres Lieblinges zu erblicken wähnte, senkte seine goldenen Schwingen, verhüllte sein Haupt und zerfloß in den blendenden Schimmer des Frühlingstages.

Ringsum blühte und duftete der Mai, sie achtete es nicht. Der Kanarienvogel im Bauer hob die Flügel und sang mit sehnsüchtigen Tönen in den Lenz hinein: sie sah in ihm nur das Abbild einer in das Irdische eingekerkerten Seele, die vergebens aus ihrer Sinnenhaft nach dem Himmel strebt. Die Büsche und Hecken des Gartens erschienen ihr wie der düstre Schmuck eines Kirchhofs. Da dröhnten von der nahen Thurmuhr die zwölf ehernen Schläge der Mittagsstunde an ihr Ohr; sie hallten ihr wie die Posaunenklänge des jüngsten Gerichts; die Gräber dort unten thaten sich auf, und in einer ihrer dichterischen Täuschungen sah sie die Himmel offen, sah sie den Gatten, die Tochter und sich selbst in weißen Sterbekleidern in die Höhe schweben. Zitternd starrte sie den Gemahl an, der mit schwankenden Knien vor den Weltenrichter trat; der Gekreuzigte winkte abwehrend mit finsterem Zorn — und ihr Theobald war verworfen!

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und sank auf einen Sessel an der Brüstung nieder. Ledig und leer lag die Zukunft vor ihrer Seele. Sie glaubte sich von dem Geliebten durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt; wenn er sich in unfaßbarer Verblendung von dem Tisch des Herrn schied, so war er auch von ihrem Tisch geschieden, und ihre Herzen konnten sich weder hier noch dort jemals zusammenfinden. Sie war eine Wittve, ob er lebte, ob er starb; denn der Lebende mußte für sie todt sein, und dem Todten blieb das ewige Leben verschlossen.

Wohl über eine Stunde mochte sie diesen trüben Vorstellungen nachgedonnen haben, als sie durch leise nahende Schritte aus ihrem Hinbrüten wachgerufen ward.

Der Professor, der, von dem Hochfluge seiner Gedanken der Gegenwart entrückt, die durch das Anliegen Katharinens veranlaßte unliebame Störung und seine gereizte Antwort vollkommen vergessen zu haben schien, näherte sich dem Wäglein der kleinen Schläferin, die eben erwachte und dem Vater die Händchen lachend entgegenstreckte, nahm die Kleine aus den Armen und küßte sie auf die quellenden, schlummergerötheten Wangen. Frau Käthe bemerkte es, ohne ihn anzublicken, sprang auf und entriß ihm das Kind, als müßte es auf seinen unheiligen Armen, unter seinem unheiligen Kusse den Mächten der Hölle anheimfallen. Dann ließ sie sich wieder auf den Sessel nieder und herzte und koste das jauchzende Töchterlein.

Der Augenblick der Aussprache schien gekommen. Plötzlich heftete sie die zürnenden Blicke auf den Gatten und war im Begriff, den ersten anklägerischen Worten freien Lauf zu lassen, als sie, durch den unwider-

stehlichen Ausdruck in den Zügen Theobalds gehemmt, ihre feindliche Anrede verschluckte und beschämt zu Boden sah. Welch eine Fülle von Ehe- und Vaterglück spiegelte sich in seinen großen blauen Augen! Wieder gewährte sie das gütige beifällige Kopfnicken des Gelehrten, das sie so oft entwaiffnet hatte, und das auch jetzt die Blumenköpfchen im flüsternden Maihauch wiederholten. Und wie er sich entfernt hatte, glaubte sie die sanften Ermahnungen ihrer verklärten Mutter zu vernehmen, die im Säuseln der Lüfte wie aus einer besseren Welt voll und weich zu ihr herübertönten: „Liebe Tochter, verurtheile ihn nicht zu vor schnell! Die Dichter, Denker und Forscher haben ihren eigenen Gottesdienst. Sie sind und bleiben große Kinder, die, wie jene über ihrem Spielzeug ihre Pflicht, so über dem Ernst ihres Strebens oft Weib und Familie, Herd und Erde vergessen; sie sind große Kinder, die mit der unbegrenzten Empfänglichkeit eines aufgeweckten Knaben die Welt voller Wunder sehen, an deren Deutung und Entzifferung sie ihre Kräfte üben. Ihre Arbeit ist ihre Kirche, ihr Schreibtisch ihr Altar, ihre Bücher sind ihre Heiligenbilder, die Verfasser derselben nur zu oft ihre Märtyrer, die Natur ist ihre Offenbarung, deren geheimnißvollen Sinn sie zu ergründen, deren Schleier sie mit wagemuthiger Hand, mit unverdroßnem Eifer zu lüften suchen; das dunkle Reich der Seele ist das ewige Mysterium, dessen von der Dämmerung nur spärlich durchschimmerte Nacht sie mit der Fackel der Wissenschaft zu erhellen streben; sie dienen Gott, indem sie der Wahrheit dienen und allmählich durch Jahrtausende Stein auf Stein zu dem Gottestempel derselben zusammentragen und zusammenfügen; und wenn das Riesengebäude in seinem gewaltigen Emporstreben auch nicht die Gestalt eines christlichen Domes, auch nicht die gothischen Gewölbe unter dem Zeichen des Kreuzes trägt, so sind doch die Grundpfeiler desselben um nichts weniger zur Ehre des Höchsten errichtet, der die Kraft seines allumfassenden Geistes in der Denkerarbeit der schwachen Sterblichen offenbart, und auch die Baumeister der Wahrheitskathedrale sind die Ausleger der urenigen und niemals ausjudenkenden Gottesgedanken.“

So umklangen Frau Käthe die Mahnungen ihrer Mutter, und sie gewann es über sich, ihre bitteren Empfindungen gegen den Gatten zurückzuhalten, als sie sich am folgenden Sonntag ohne ihn zu der kirchlichen Feier begab. Doch in den nächsten Tagen schon quälten sie die alten Zweifel, und dies um so mehr, als sie der persönlichen Einwirkung der Mutter von Woche zu Woche schmerzlicher entbehrte. Der Professor war zu sehr durch den Abschluß seiner vor der Reise noch zu erledigenden Schriften in Bann gehalten, als daß es ihm hätte zum Bewußtsein kommen können, wie Katharina duldete und litt. Die Unruhe verzehrte sie, trieb sie im Hause umher, und der Gelehrte ahnte nicht, daß sie ein paar Mal in stiller Nachtstunde vor seinem Bücherjaale stand, bereit, den zitternden Zeigefinger zu erheben und an die Thüre des nächtlichen Arbeiters zu

klopfen, um ihn aufzufordern, daß er sich ihr erschließen, sein Glaubensbekenntniß klarlegen und ihr jede Falte seines Innern aufdecken möchte. Ach, sie konnte die Kraft des verhängnißvollen Entschlusses nicht finden und schlich jedesmal, ihr unsagbares Weh im Herzen, trostlos an das Bett ihres harmlos athmenden Kindes zurück!

Erkannte sie es einerseits als ihre unabänderliche Pflicht, sich mit ihrem Mann auseinanderzusetzen und die ganze Fülle ihrer gläubigen Beredsamkeit aufzubieten, um ihn dem drohenden ewigen Verderben abzurufen, so schloß ihr andererseits die namenlose Furcht die Lippen, die Furcht, das Entsetzliche aus dem eigenen Munde des wahrheitsliebenden, keiner feigen Verstellung fähigen Denkers zu hören, daß er an den Gottesjohn nicht glaube, den Brauch der Kirche geringschätze, und so ihr Eheglück vielleicht auf immer zu zertrümmern. Wohl schalt sie sich eine Berzagte, eine Abtrünnige, die aus sündiger Eigenliebe den Heiland verleugne und um feinetwillen nicht jedes, auch das schwerste Kreuz auf sich zu laden bereit sei; aber sie konnte den Gedanken nicht ertragen, durch ihre, wenn auch durch die heiligste Stimme ihres Herzens gebotene Unduldsamkeit eine Scheidewand zwischen sich und dem Geliebten aufzurichten, ihn sich, ihn seinem Kinde zu entfremden und ihn, den Liebebedürftigen, zu liebeleerer Vereinsamung zu verurtheilen. Und wenn er sich dann von ihr wenden sollte, war er, losgekettet von den frommen Banden des Herdes, nicht zwiefach verloren? Was sie jezt innerlich von ihm fernhielt, war ja nur eine Muthmaßung, über die sie in glücklicheren Stunden noch zu siegen vermochte; war aber diese Muthmaßung zur tödtlichen Gewißheit geworden, so mußte er, wenn er, wie sie fürchtete, auf seiner Ueberzeugung beharrte, ein Fremder in seinem eigenen Hause, ein Ausgestoßener an seiner eigenen Tafel werden. So schwankte sie ohne Ende hin und her, und die Blässe ihrer Wangen verrieth die grausamen Kämpfe ihrer Seele.

Als bald darauf der nachgesuchte Urlaub aus dem Ministerium eingetroffen war, da gab es so viel zu ordnen, vorzubereiten und zu vollenden, daß die äußeren Sorgen der Professorin über die inneren hinweghalsen; und in den letzten Tagen vor dem Abschied schloß sich Theobald mit einer so anhänglichen Herzlichkeit an Weib und Kind, daß man es ihm anmerkte, wie sauer ihm die Trennung wurde, und Katharina kein Wörtchen über ihre Gewissensnoth auf die Lippen brachte, weil sie sich in seiner treuen Liebe glücklicher fühlte als je zuvor und vor jedem Mißklang zurückbebt, der ihr freudiges Einvernehmen hätte zerreißen können.

In der Nacht vor dem Scheidetage fand sie keinen Schlaf. Plötzlich stand es ihr in aller Trostlosigkeit vor Augen, daß sie nun lange, lange Monate in der peinigendsten Ungewißheit zurückbleiben müsse, daß sich in ihrer Einsamkeit der furchtbare Zweifel mit jeder neuen Sonne zu Gaste bitten werde, und sie rang sich zu dem Entschlusse durch, in der Frühe

ein letztes Zwiegespräch mit Theobald zu suchen und ihn auf das liebevollste auszufragen, wie es um seinen Glauben beschaffen sei. Zürnte er dann, so würde ja der Abschied sein Zürnen mildern; und vielleicht hallten ihre Worte in seiner Seele nach, daß er in Rom, in der Stadt der Kirchen und Dome, ihre Mahnungen beherzigte, mit sich selbst zu Rathe ging und durch Gottes Hülfe den Weg zum Himmel zurückfinden konnte!

Schon strickte sie in der Morgenstunde im Büchersaal den Arm um den Nacken des Freundes und zog das Haupt desselben zu sich heran, um ihm die ersten schüchternen Andeutungen ihres Herzensverlangens in's Ohr zu flüstern, als die Dienstmagd in das Zimmer polterte und die Gatten stürmisch auf den Balkon berief. Unten im Garten stand ein Sängerkor von Musenöhnen, die ihrem geliebten Meister ein Ständchen zum Abschiedsgruße brachten. Voll und kräftig klangen die vierstimmigen Lieder durch die Morgenluft, und von den Augen Katharinens perlte eine Thräne nach der anderen hinab. Der Professor lud die Studenten herauf, um ihnen in herzlichen Worten seinen Dank auszudrücken. Frau Käthe bewegte ein unaussprechliches Wonnegefühl: sie war stolz auf ihren Mann! Und wie sie nun Zeugin wurde, mit welcher aufrichtigen Verehrung die jungen, lebensfrohen Männer zu ihrem Lehrer hinaufblickten, und wie der Sprecher derselben in einer warmen begeisterten Rede der Liebe und Hochachtung seiner Genossen die glänzendsten Worte lieb, da war es mit ihrem Entschlusse vorbei, da schämte sie sich, den Mann der Wissenschaft, der in so unzweideutiger Weise von seinen Jüngern gefeiert wurde, in ein schulmeisterliches Verhör zu nehmen und ihn in ihrer hoffärtigen Annahme vor ihr, vor sich selbst zu erniedrigen.

Sie duldete weiter und schwieg. Der Bahnzug hatte ihr den Gatten entführt. Mit wehmüthigen Empfindungen pilgerte sie vom Bahnhof durch die Straßen und stand bald in der Dämmerung des Spätsonnerabends auf dem Balkon ihres Hauses. Agathe war durch die Magd längst zur Ruhe gebracht; kein kindliches Gelächter unterbrach die beängstigende Stille; Garten und Wohnräume waren wie ausgestorben; die schmale Mondsäbel glich einer trüben flackernden Ampel, bei deren ungewissem Schein die Büsche und Hecken sich melancholisch nach den verstreuten Blättern niederneigten, die ihnen verfrühte Herbstwinde von ihren fröstelnden Zweigen herabgepflückt.

Jetzt, da ihr Theobald entzogen war, fühlte sie erst ganz, wie sie an ihm hing, und dachte mit Schrecken an die langen Herbst- und Winterabende, die sie, fern von ihm, wenn das Kind im Schlummer lag, in weltabgeschiedener Vereinsamung vertrauern mußte. Die Kameradienen ihrer Mädchenzeit hatte das Schicksal in die Fremde getrieben; unter den Professorenfrauen galt sie als eine kalte, hochmüthige und unnahbare Person, über deren engherzige Frömmigkeit man gelegentlich die Nasen

rümpfte. So war eine hochbetagte Schwester ihrer Mutter, die in dem Häuschen an der Spree wohnte, fast die einzige vertraute Freundin, die sie bei der Abneigung ihres Mannes gegen allen gesellschaftlichen Verkehr noch besaß. Die Harthörigkeit der Tante machte die Unterhaltung mit ihr mehr zu einer Qual als zu einem Genuß, und so sah sich Frau Käthe abermals vor die Frage gestellt: wie die Leere der Tage ausfüllen, wie über die endlose Zeit der Trennung hinwegkommen?

Da blitzte es wie eine fröhliche Erleuchtung durch ihre Seele. Wie oft hatte sie im Stillen ihren Eheherrn angeklagt, und war sie schließlich nicht gar zu ungerecht gegen ihn gewesen? Niemals hatte sie ihm das Wort zu seiner Vertheidigung gegönnt, und was sie jetzt nicht mehr aus seinem Munde hören konnte, das konnte sie aus seinen Schriften hören, die doch sicherlich ein Spiegel seiner Seele waren und ihr jeden gewünschten Aufschluß über sein Denken und sein Glauben zu geben vermochten! So war sie im Stande, die Trennung zu überwinden und sich an den Ufern der Spree mit dem Freunde zu unterhalten, ob er gleich an den Fluthen des Tiber weilte. Und welche Freude, wenn seine Werke ihn rechtfertigten, ihn freisprachen?!

Das war's: sie mußte in Angriff nehmen, was sie schon längst hätte thun sollen, mußte sich, so schwer es ihr auch fallen mochte, das Verständniß seiner Bücher erarbeiten, mußte aus einer Gefährtin seines äußern Lebens eine Genossin seines geistigen Schaffens, mußte seine Mitarbeiterin werden! So hatte sie die lohnendste und anziehendste Aufgabe für die sonst freudlosen Tage und Nächte; so konnte sie dem Gatten mehr werden, als sie ihm je gewesen war, konnte in sein geheimstes Denken und Forschen hineinwachsen; und der Heimgekehrte, stumm vor Staunen, würde sie loben und preisen, ihr in Zukunft seine schriftstellerischen Gedanken und Pläne mittheilen und sie — wie glühten ihre Wangen vor stolzer Lust! — und sie vielleicht um ihre Meinung befragen, sie als seine geistig ebenbürtige Professorin an sein Herz, an seinen Schreibtisch ziehen!

Ja, eine Schülerin ihres Mannes, eine Studentin wollte sie werden, und der Büchersaal sollte ihr Hörsaal sein!

Heute noch, gleich jetzt wollte sie den Anfang machen in dem Sturm der Begeisterung, der sie schüttelte und rüttelte. Sie sah nach dem Kinde, eilte nach dem Arbeitsraum des Gelehrten, schloß die Vorhänge und entzündete die große metallene Hängelampe, welche über dem riesengroßen, in der Mitte des Zimmers aufgestellten Schreibtisch von der getäfelten Decke herniederhing und ihren milden Schein bis in die Winkel des Saales ergoß.

Frau Käthe sah sich nach allen Seiten um, und der Athem ihres Professors umhauchte sie. Die Flamme der Ampel zitterte und leuchtete auf den hohen Buchgestellen, deren Folianten, Bände und Bändchen immer heller aus dem Halbdunkel aufglühten, als ob die Geistesfreude mitter-

nächtlicher Forscherarbeit, welche dereinst die Stirnen und Wangen ihrer Hervorbringer geröthet hatte, von den Goldtiteln ihrer Rückseiten in zauberhaftem Schimmer wiederstrahlte.

Die Frau des Gelehrten entsann sich, daß sie eines der Werke ihres Gatten ganz insbesondere hatte rühmen hören, schritt auf die Büchersammlung zu und begann zu suchen. Es war ihr, als sollte sie ihren Theobald aus den schier unzählbaren Mitgliedern einer großen wissenschaftlichen Vereinigung herausfinden; kalt und fremd blickten sie die Namen der Verfasser an, die auf den Titeln prangten, und sie kam sich wie ein vorwitziger Eindringling vor, auf den die Denker mit vornehmer Verächtlichkeit herabsahen. Endlich faßte sie ein Werk in's Auge, das aus seinen in Reihe und Glied aufgestellten Nachbarn sich um ein Bedeutendes vorgeschoben hatte, als wenn es liebevoll sich ihr zuwenden wolle, um ihr jede weitere Beschämung zu ersparen; der Name des Professors bligte ihr entgegen; sie ergriff den Band, wiegte ihn triumphirend in den Händen, zeigte ihn mit einem Anflug von Stolz der griesgrämigen Versammlung und eilte an den Schreibtisch.

Sie machte es sich in dem Sessel ihres Mannes bequem, um mit ungestörtem Behagen in dem glücklich entdeckten Fund zu blättern. Welche freudigste Ueberraschung! Das durchschossene Exemplar, ein ziemlich umfangreicher Abriß der Geschichte der neueren Philosophie, enthielt nicht allein die zahlreichen Anmerkungen, Zusätze, Erweiterungen und Umarbeitungen, die für die folgenden Auflagen bestimmt waren, sondern die überall verstreuten Randglossen und Aufzeichnungen bildeten zugleich ein Tagebuch des Gelehrten, der Alles, was ihn auf seinem Lebenswege entzückte oder betrübte, am liebsten den Zeilen dieser Arbeit einverleibte, mit der er so unzertrennlich verwachsen war.

Gleichwie eine einzige, dem ursprünglichen Text hinzugefügte Bemerkung oft das Ergebnis einer langwierigen Untersuchung in sich schloß, so drängte sich auch oft in den Raum einer einzigen Linie dieser Selbstbekenntnisse die Erfahrung von Jahren oder die lustige und traurige Geschichte eines vollen Lebensabschnittes zusammen.

Die Leserin traute kaum ihren Augen. Dort zwischen den Seiten lag eine gepresste Blume, die Theobald, wie die beige-schriebene Zeitangabe und Beischrift bezeugte, auf dem ersten bräutlichen Spaziergang gepflückt, den er nach seiner Verlobung mit der Erzieherin unternommen hatte.

„Arme Cyane,“ so hieß es, „Du mußt welken und verdorren; aber die Erinnerung an die Seligkeit, die mich durchschauerte, als ich Dich aus dem Boden riß, wird mich bis in meine letzte Stunde begleiten. Katharine ist die Sonne meines Empfindens, gegen deren Gluth der Sternenhimmel meines Denkens erblaßt.“

Die Professorin überließ es heiß, und sie spürte eine heftige Sehnsucht nach dem Geliebten, der jetzt durch die Nacht nach dem Süden fuhr!

An einer anderen Stelle des Buches lag, wie ein sinniges Lesezeichen,

ein Epheublatt. „Vom Grabe meiner Schwiegermutter gebrochen,“ lautete die Erklärung. „Die Pfarrerin war eine treffliche Frau. Sie hat sich, wie ich aus den letzten Gesprächen mit ihr erfahren, im Stillen das Verständniß dieses meines Werkes zu eigen gemacht und wußte es zu schätzen. Und meine Frau? — Nun, auch ohne Philosophie ist sie das herrlichste Geschöpf, das ich kenne. Sie gleicht einem frommen blauen Falter, der meine Einsamkeit umgaukelt; der zarte Blütenstaub ihrer Schwingen ist von dem Farbenschmelz des Himmels durchleuchtet, und der schwere Bücherstaub des Wissens müßte ihre Flügel knicken!“

„Müßte sie knicken?“ wiederholte sich Frau Käthe und gerieth in eine nicht geringe Verwirrung. Die Liebe, die er zur ihr, zu ihrer Mutter hegte und die aus so vielen Worten seines Tagebuches sprach, erfüllte sie mit unaussprechlicher Glückseligkeit; aber daß er ihr die geistige Kraft nicht zutraute, an seinem Forschen theilzunehmen, das empörte sie jetzt und bestärkte sie in dem glühenden Vorsatz, es der Pfarrerin gleichzuthun und nicht eher abzulassen, als bis sie sich vollkommen in seine Schriften eingelefen hätte. O, er sollte doch sehen, daß sie nicht auf den Kopf gefallen war, und daß ihr Wissen über die Bibelfunde hinauswachsen konnte! Es klang wie ein leiser Ton von Mitleid aus seinen Worten, und dieses Mitleid mit ihrer geistigen Unkraft regte sie zu stolzem Widerspruche auf. Mit herausfordernden Blicken maß sie die ganze Schlachtordnung der aufgethürmten Buchreihen, und der Triumphglanz künftiger Siege brach aus ihren blinkenden Augen hervor.

Im Weiterblättern stieß sie auf folgende Bemerkung: „Meine Frau ging heute zum Abendmahl. Es ist mir recht. Die Religion ist der schönste Schmuck des Weibes, ist die Weiblichkeit selbst. Es giebt nichts Häßlicheres und Widernatürlicheres als ein Mannweib. Ein Gottesleugner mag ungeheuerlich sein; eine Frau ohne Glauben ist ein Ungeheuer.“

Katharina stuzte. Wie? Nur für das schwache Geschlecht sollte die Religion erforderlich, nur ihm Stab und Stütze sein, um in den Kämpfen des Lebens nicht zu erliegen, und der starke trotzig Mann war der Prometheus, der sich aus seinem Wollen und Können, aus seinem Wissen und Denken seine eigenen Götter und Götzen nach Gefallen schmiedete? Und wie stand es um Theobald, was war sein Glaube, wer war sein Gott?

In der Qual der Unruhe, die sich ihrer bemächtigte, wälzte sie die Seiten mechanisch um. Bald darauf entschlug sie sich dieser Gedanken, um den ersten Versuch zu wagen, die philosophische Sprache ihres Gatten, so gut es eben gehe, nachzulassen. Auf's Gerathewohl blätterte sie eine Spalte auf, die über Leibniz handelte. Mit lauter Stimme, um sich das Verstehen durch das Sprechen zu erleichtern, las sie die Sätze:

„Leibnizens Lehre von der Rechtfertigung Gottes wegen des Uebels in der Welt geht auf das Princip der Harmonie zwischen den Reichen der Natur und der Gnade zurück. Als Schöpfung Gottes muß die Welt die

bessere unter allen möglichen Welten sein; denn wenn eine bessere Welt möglich wäre als diejenige, welche wirklich besteht, so hätte die Weisheit Gottes dieselbe erkennen, so hätte seine Güte sie wollen, seine Allmacht sie schaffen müssen. Das Uebel in der Welt ist mit Nothwendigkeit durch das Dasein der Welt selbst bedingt. Sollte es eine Welt geben, so müßte sie aus endlichen Wesen bestehen; hierdurch wird die Endlichkeit oder Beschränktheit und Leidensfähigkeit gerechtfertigt. Das physische Uebel oder der Schmerz ist heilsam als Strafe oder als Erziehungsmittel. Das moralische Uebel oder das Böse konnte Gott nicht aufheben, ohne die Selbstbestimmung und damit die Moralität selbst aufzuheben; die Freiheit, nicht als Ausnahmemöglichkeit von der Gesetzmäßigkeit, sondern als Selbstentscheidung nach dem erkannten Gesetz, gehört zum Wesen des Geistes. Der Naturlauf ist so von Gott geordnet, daß er jedesmal dasjenige herbeiführt, was für den Geist das Zuträglichste ist; eben hierin besteht die Harmonie zwischen dem Reiche der Natur und dem Reiche der Gnade.“

Katharina hielt inne, überlas die Sätze wiederholentlich und mit immer zunehmender Befriedigung. Was sie hier hörte, klang durchaus nicht so gottlos, wie sie in ihrer Befangenheit gefürchtet hatte. Wollte es ihr anfangs auch wie eine Gotteslästerung erscheinen, daß ein Sterblicher sich zum Anwalt des Schöpfers aufwarf, und beleidigte der Gedanke ihre gläubige Demuth, daß, wo ein Vertheidiger das Wort nahm, doch auch ein verbrecherischer Ankläger des Allerhöchsten vorhanden sein müsse, so erfüllte sie doch nach und nach die Darstellung der Rechtfertigungs-idee des großen Weltweisen mit einer weisevollen Andacht, und das Buch ihres Mannes schien dem Buch der Bücher nicht zu widersprechen.

Der erste Versuch war geglückt; ein zweiter folgte. Sie wählte ein Capitel über Immanuel Kant. Ach, das war ihre liebe Muttersprache nicht mehr, was sie hier umsonst zu entziffern strebte! Fremdworte und Schulausdrücke, gegen deren barbarischen Laut sich ihre Zunge sträubte, tanzten wie unförmliche Kobolde und naszführende Irrlichter vor ihren müden Blicken; Begriffe, deren Sinn sie nicht begreifen, Sätze, für deren Zusammenhang ihr sogar die grammatische Handhabe fehlte, stürmten auf sie ein, erschreckten und verwirrten sie; alle ferneren, mit noch so großem Ernste angestellten Versuche scheiterten kläglich, und in dumpfer Niedergeschlagenheit ließ sie ihr fieberisch erhitztes Haupt auf den Schreibtisch sinken. Eines erkannte sie mit schmerzlicher Deutlichkeit: ihr mangelten die Vorkenntnisse, um sich nur in dem Vorhof der ihr so unfaßbaren Wissenschaft zurechtzufinden, geschweige denn in das Allerheiligste derselben einzudringen.

Als sie nach langem Brüten den Kopf in die Höhe richtete, sah sie die Tischkante von ihren Thränen benetzt. Das Del der Hängelampe fing an zu versiegen, und in träumerischem Dämmerlicht verschwammen die goldenen Titel der Bücherei. Die Folianten — sie sah es nur zu greifbar! — bekamen Gesichter, die sie mit höhnischem Grinsen verlachten;

der Satyrkopf des Sokrates, der auf dem mittleren Gestell seinen Platz hatte, warf verächtlich die Lippen auf, und das mächtige Pendel in dem spärlich angestrahnten Glasgehäuse der großen Wanduhr zählte mit seinem einförmigen Ticktack in theilnahmloser Gleichgültigkeit die unruhigen, leidvollen Athemzüge ihrer Brust.

Wo war ihr Stolz, ihre Siegesgewißheit? Sie erhob sich und warf einen letzten Blick auf das Werk des Professors. Ein trübes Lächeln umspielte ihren Mund; eins hatte sie doch zu ihrer Freude aus den Zeilen erfahren, das sie auswendig zu lernen nicht müde werden konnte: die zärtliche Liebe ihres Gatten!

Sie löschte die Lampe, schwankte in ihr Schlafgemach und horchte, ohne den Schlummer zu finden, auf das regelmäßige, friedfertige und beruhigende Athmen ihres Kindes.

II.

Nachdem Frau Käthe sich am folgenden Vormittag der Pflege Agathens gewidmet hatte, betrat sie abermals das Studirzimmer des Professors, um die fehlgeschlagenen Versuche mit frischem Muthe zu erneuern.

Da meldete ihr die Magd den Besuch des Doctors Johannes, des Privatdocenten, der zu den vertrautesten Freunden Theobalds gehörte.

Sie erröthete leicht, als der schlanke Gelehrte hereinkam, ihr ehrerbietig einen duftigen Veilchenstrauß überreichte und sich dienstfertig erkundigte, ob er ihr während der Abwesenheit ihres Gatten irgendwie behülflich sein oder einen hinterlassenen Auftrag seines liebwerthen Collegen erledigen könne.

Da war die Hülfe für die Fortsetzung ihres Studiums, so schoß es der Professorin durch den Kopf. Johannes konnte ihr das volle Verständnis der Schriften ihres Mannes vermitteln, konnte ihr Lehrer werden; von ihm, dem Freunde des Hauses, durfte sie die nöthige Nachsicht mit ihrer Unbeholfenheit auf dem neuen Gebiet erwarten; er würde sie nicht auslachen, wie der faunische Sokrates, und würde es an Geduld nicht fehlen lassen!

Ohne zu zaudern, weihte sie den Privatdocenten in ihren heimlichen Plan ein.

Der Doctor fand ihn köstlich und war der Meinung, daß sie durch nichts Anderes dem Entfernten eine größere Freude bereiten könne; dann erst werde sie ihn vollkommen verstehen und als Mitgenossin seines Schaffens einen unermesslichen Genuß haben. Aber der Umfang und die Schwierigkeit der Arbeit schließe jeden Aufschub aus, und so sei er erbötig, noch heute mit dem Unterricht zu beginnen. Die schnelle, ja fast hastige Bereitwilligkeit, mit welcher ihr der lebenswürdige Freund entgegenkam, machte Matharina einen Augenblick stutzig; doch der sehnsüchtige Wunsch, sich in ihrem Vorhaben schleunigst gefördert zu sehen, ließ sie jede Bedenklichkeit bekämpfen, und

sie begrüßte die Zusage des Docenten mit so feierlichem Handschlag, als hätte sie ihn auf alle Fälle zu geduldigem Ausbarren verpflichten wollen.

Zum Abendessen stellte sich der Universitätslehrer ein. Er schwelgte an der kleinen, sauber gedeckten Tafel in wohligem Behagen und hatte Muße vollauf, die zierlichen Hände, die ihm Brot und Fleisch mit so entzückender Annuth vorlegten, auf das Gründlichste zu bewundern und seine Blicke an jeder Bewegung seiner ihn bezaubernden Schülerin zu weiden. Die Professorin füllte die Gläser mit duftigem Rheinwein, und sie stießen auf die Gesundheit des fernen Gemahls und auf einen glücklichen Erfolg ihrer gemeinsamen Studien an.

Dann zogen sie sich in den Arbeitsjaal zurück. Frau Käthe wußte es so einzurichten, daß Johannes auf der einen, sie selbst auf der gegenüberliegenden Seite des Schreibtisches Platz nahm, der gewissermaßen die Stelle einer Ehrendame bei ihrem wissenschaftlichen Stelldichlein vertrat. Sie ergriff das Werk ihres Gatten und las die Vorrede desselben mit lauter, anfangs etwas zaghafter, dann immer zuversichtlicherer Stimme vor. Bei jeder Wendung, deren Sinn ihr nicht klar war, bei jedem technischen Ausdruck, dessen Bedeutung sie nicht kannte, hielt sie inne und wandte sich an den Gelehrten. Die offenherzige Unbefangenheit, mit der sie ihre gelegentliche Unwissenheit eingestand, erhöhte ihren Liebreiz, und das silbertönige Gelächter, mit dem sie ein jedes ihrer Mißverständnisse bei einer schwierigen Stelle begleitete, war für den Lehrer eine kostbare Würze der Stunde, um die er seine ganze Thätigkeit auf dem Katheder ohne Widerstreben hingegeben hätte. Und wie seltsam andächtig und heilig wurde ihm zu Muth, so oft sie das Buch auf ihren Schoß sinken ließ, mit emporgehobenem Kopf zu ihm hinüberjah, seinen Auseinandersetzungen lauschte, und jede neu gewonnene Erkenntniß sich in dem lebensvollen Ausdruck ihrer selig aufleuchtenden Augen spiegelte! Sie faßte leicht und schnell auf, und Johannes, der alle Kraft aufbot, um sich vor der angebeteten jungen Frau im glänzendsten Lichte zu zeigen, sprach mit einer Klarheit, Wärme und Begeisterung, daß sie zuweilen die Hände faltete und in solcher Ergriffenheit zu ihm aufblickte, als ob sie die salbungsvollen Worte eines Kanzelredners hörte.

Sie war zu dem letzten Satz der inhaltreichen Vorrede gelangt und wiederholte nun mit durchsichtiger Entwicklung, die den Gelehrten in Erstauen setzte, den Zusammenhang des Gelesenen und Besprochenen. Er rief ihr ein lautes „Bravo“ zu und klatschte in die Hände; sie aber rang nach Athem und lehnte sich erschöpft in den Sessel zurück.

Eine lange Pause trat ein. Käthe, die ein leises Kopfwelch verspürte, sah still vor sich nieder, und der Freund benutzte die Gelegenheit, sie mit unbemerktem Wohlgefallen zu betrachten. In dem Schweigen vernahm die Professorin plötzlich das mahnende Ticktack des Pendels im Glasgehäuse, das die Minuten wie in verdieflicher Mißbilligung zählte, die sie über

Gebühr und Schicklichkeit hinaus dem späten Zusammensein mit dem Doctor gewidmet hatte. Sie erschrak, sah auf die Uhr und konnte ein flüchtiges Zusammenzucken nicht unterdrücken, als sie den heißen Blick gewahrte, den Johannes auf sie geheftet hielt.

„Es ist längst Mitternacht vorbei,“ sagte sie, „und ich muß mir die bittersten Vorwürfe machen, daß ich Sie, Herr Doctor, um ein paar Stunden des Schlafes betrogen habe, der Ihnen bei Ihrer angestrengten Berufsarbeit so nothwendig ist.“

Sie drückte ihm mit einer herzlichen Dankagung die Hand und rief, ohne auf die Entgegnung und die Artigkeit seiner Beifallsbezeugungen zu achten, die schläfrige Dienstmagd herbei, die dem Gelehrten die Treppe hinunterleuchtete und das gastliche Thor mit ärgerlichem Brummen hinter ihm in's Schloß fallen ließ.

Katharina verweilte noch ein paar Minuten im Gemach. In lebhafter Gemüthung maß sie die flimmernden Buchreihen mit festen Blicken; die Foliantengesichter zeigten kein höhnisches Grinsen mehr, und der wackere Sokrates verzog seinen Mund zu einem sauer süßen Lächeln! Dann begab sie sich an das Bett Agathens und hauchte einen mütterlichen Kuß auf die Stirn der rosigen Schläferin.

Indessen schwankte Johannes, wie von feurigem Weine trunken, seiner Behausung zu, und seine Zuhörer beobachteten am nächsten Vormittag eine höchst auffällige Zerstreutheit während seines Vortrages.

Lange Wochen hindurch, mit seltenen Ausnahmen, wiederholten sich die abendlichen Besuche des Privatdocenten, und die philosophische Schulung und Bildung seiner Schülerin bekundete die reichsten Fortschritte. Die Gefahr des Zwiespalts zwischen Glauben und Wissen, mit der diese Studien ihr Inneres bedrohten, wurde noch durch den Verneiner und die Begier zurückgedrängt, welche sie der neuen, sie stetig mehr fesselnden Gedankenwelt ohne Aufhören entgegenbrachte. Jeden Sonntag saß sie nach wie vor auf ihrem Platz in der Kirche, ohne zu ahnen, daß auch der Lehrer zugegen war und von einem versteckten Winkel des Chores aus keinen Blick von ihr abwendete; nach wie vor, ob der Freund zur Tafel kam oder nicht, sprach sie ihr Tischgebet mit gleicher Einfalt, und Johannes hörte ihr wie ein aufmerksamer, frommer Priesterzögling zu. Auch für ihn verminderte noch der außerordentliche Lerntrieb Katharinens die Gefahr, seine leidenschaftlichen Empfindungen für die Freundin zu verrathen, und der Ernst des übernommenen Lehramts wurde durch den Ernst ihres Lernens immer aufs Neue aufrecht erhalten.

Inzwischen konnten die häufigen, nur zu oft bis über Mitternacht ausgedehnten Zusammenkünfte in der Nachbarschaft nicht ohne üble Nachrede bleiben. Die Dienstmagd wurde, wo sie ging und stand, von hämischen Zungen ausgefragt, und manches widerliche Geklätch kam ihr zu Ohren; aber sie hatte den Muth nicht, ihre Herrin auf die plumpen Gerüchte hin-

zuweisen, und begnügte sich damit, die Harmlosigkeit der Besuche des Doctors jeder böshafteu Zuträgerin entgegenzusetzen. Dennoch fing auch sie an, von Mißtrauen erfüllt zu werden, als die Professorin, von Mitleid mit dem zuwartenden, überlangen Ausbleiben der Magd bewegt, ihr bereitwillig gestattete, eine Stunde vor Mitternacht ihr Lager aufzusuchen, und fortan selbst beim Ausbruche ihrem Lehrer das Geleit gab.

Gerade diese Abschiedsminuten bildeten für Johannes die Krone der genußreichen Abende. Wenn dann Frau Käthe, das flackernde Licht in der Hand, vor ihm die Stiegen hinabschritt und er die geschmeidigen Umrisse ihrer feinen Gestalt mit verlangenden Sinnen musterte, beschlich ihn wohl die prickelnde Lust, die lästige Flamme mit einem kecken Hauch seines Mundes zu löschen und die Geliebte in der lockenden Dunkelheit an sein Herz zu reißen; doch die Scheu vor ihrem sittigen Wesen, sowie die Achtung vor ihrem starken Willen und Leisten brachte ihn immer wieder zur Vernunft, und nicht weniger die Furcht, durch eine einzige Unbesonnenheit sich die Süßigkeit dieser nächtlichen Begegnungen auf ewig zu verlieren.

So theilte die nimmermüde Frau ihre Zeit zwischen ihren Studien, ihrem Kinde und ihrem Manne. An Theobald schrieb sie ausführliche Briefe, in denen sie alle Kleinigkeiten ihres häuslichen, einsiedlerischen Lebens und alle Drolligkeiten ihres munter gedeihenden Töchterchens gewissenhaft verzeichnete, ohne doch mit einer Silbe ihrer Gedankenarbeit und ihres Verkehrs mit Johannes Erwähnung zu thun, damit sie sich den Jubel der Ueberraschung nicht voreilig verkümmere. Die Nachrichten dagegen, die ihr der Gatte in langen Pausen aus Rom sandte, waren das völlige Gegentheil ihrer gründlichen Zeilen. Nur zu bald hatte derselbe die Ueberzeugung gewonnen, daß sein Urlaub kaum ausreiche, um seine Aufgaben zu bewältigen, und geizte deshalb mit seiner Zeit. Er beschränkte sich daher auf kurze Mittheilungen, vertagte die Schilderung aller Wunder der Siebenhügelstadt auf das Feierabendgeplauder der Zukunft und äußerte nur regelmäßig seine brennende Sehnsucht nach Weib und Kind, indem er bedauerte, daß er nicht den Muth gehabt habe, die kleine Agathe den Anstrengungen der weiten Reise auszusetzen und so am Tiberufer gemüthlich mit Frau und Tochter zu hausen. Wie sehr würde seine heilige Katharina in der Stadt der Heiligen sich gefallen, an der Pracht der Kirchen sich ergözen und an dem hallenden Geläut der Glocken! Aber gerade diese Aeußerung befriedigte Frau Käthe am allerwenigsten; denn was ihr zumeist am Herzen lag, zu erfahren, wie das geistliche Rom auf ihren Mann wirkte, in welche Mitleidenschaft sein religiöses Empfinden gezogen würde: davon verlautete leider kein Sterbenswort!

So nahte im friedlichen Gleichmaß der Tage das Weihnachtsfest. Es war der Nachmittag vor dem Christabend, und ein heftiges Schneegestöber wirbelte durch die Straßen, als Johannes, von der Ungeduld des Wieder-

Jesus gepeinigt, sich früher als sonst auf den Weg machte, um zu seiner Schülerin zu eilen.

Agathe, die sich in kindlicher Lust auf den strahlenden Tannenbaum freute, wurde der Magd übergeben, und Freund und Freundin verschwanden in den Bücheraal. Zum ersten Male wagte es der Doctor, den das knisternde Kaminfeuer nach dem draußen herrschenden Frost zu ungewöhnlicher Vertraulichkeit einlud, seinen Sessel neben den der Professorin zu rücken. Hatte sie ihm doch bei seinem Eintreten mit besonderer Wärme gesagt, daß sie ihn heute bei der Unmöglichkeit, aus eigener Kraft der spröden Kantischen Gedanken Meister zu werden, mit zwiefachem Verlangen erharret habe, und er glaubte, indem er vorichnell seine Wünsche zu Wirklichkeiten werden ließ, diese warmen Worte zu seinen Gunsten auslegen zu dürfen. Sein stummes, treues und beharrliches Werben mußte doch endlich einen Erfolg aufweisen, und Katharina konnte gegen seine, durch so viele Opfer an Zeit bezeugte Liebe nicht unempfindlich sein! Der Thor! Er verkannte augenfällig, daß seine Opferfreudigkeit nur die Brücke war, die sie von ihrem Geiste zu dem ihres Gatten hinüberschlagen wollte, und daß sie am Ziel ihres Strebens diese Brücke zwar nicht undankbar hinter sich abzubrechen, aber doch nur mit den Lilien ihrer Freundschaft und nicht mit den Rosen ihrer Liebe zu bestreuen entschlossen war.

Sie behandelten miteinander die Kantische Lehre von Raum und Zeit. Er sah mit ihr in das Werk des Professors hinein, und jedesmal, wenn sich die Spitzen ihres blonden Haars mit dem schwarzen, seine Schläfe umnickenden Gelock von ungefähr berührten oder der heiße Athem ihrer fragenden Lippen bei einer Wendung ihres glühenden Köpfchens an seine Stirn schlug, lachte er im Innern über die unfruchtbare Zergliederung der beiden Begriffe und fühlte sich über Raum und Zeit hinweg in die raumlose und zeitlose Seligkeit einer durch keine Philosophie zu begreifenden Liebestrunkenheit emporgehoben.

Zum Glück wurde die Unterrichtsstunde durch die Dienstmagd unterbrochen, die ihre Herrin abrief, um mit ihrem Töchterlein das Nachtgebet nach altem Brauch zu beten.

Johannes schritt aufgeregt in dem weiten Zimmer auf und nieder. Die Flammen des Kamins warfen ihren zitternden, belebenden Schein auf die Titel der Buchreihen; ach, für ihn war es nur ein betrügliches Scheinleben, das über dem todten Wissensschatz, über dem Foliantenstaub altfränkischer Weisheit aufleuchtete, und er meinte zu spüren, daß die Wahrheit nur in der Liebe, nur in dem schrankenlosen Bekenntniß der entfesselten Leidenschaft zu suchen sei! Er zog die Vorhänge zurück, preßte seine fieberische Stirn an die feuchten Scheiben des Fensters und blickte in den Wirbel tanz der Schneeflocken hinaus. In der Qual seines ungestillten Sehnsens, in dem vergeblichen Ringen, seine liebeverlangenden Sinne, seine heißblütige Einbildungskraft, die ihm die Freuden eines Kusses, einer stürmischen

Umarmung malte, durch irgend einen Zauberspruch seiner Philosophie zu bannen und zu besänftigen, glaubte er zu fühlen, wie die rastlos arbeitenden Atome seines Gehirns in wildem Reigen kreisten und, den sich tummelnden Flocken gleich, sich in gräßlichem Wirrwarr durcheinander wälzten.

Da tönte eine weiche Stimme an sein Ohr, die sich schmeichlerisch mit einem seiner Seufzer mischte. Frau Käthe lud ihn mit gastlichen Worten ein, auch heute ihre schlichte Abendmahlzeit nicht zu verächtlich machen. Er folgte ihr willenlos und gewann unter der sicheren Heiterkeit ihres Wesens, unter dem Heiligenschein mütterlicher Milde, der sie glanzreich umfloß, allmählich die Kraft der Selbstbeherrschung zurück.

Vom Thurm der nahen Kirche erklangen die Glockentöne, welche die Gemeinde zu dem hier häufig während der Adventszeit stattfindenden Abendgottesdienste beschieden.

Katharina legte Messer und Gabel fort, horchte auf und jagte mit der ihr eigenthümlichen Poesie der Schwärmerei: „O, wie ich diese Sprache der Glocken liebe! Sie ist eine Weltsprache des Glaubens, die alle Christen jenseits und diesseits der Meere verstehen, eine allgemeine Weltzunge, die über alle Zungen herrscht, und in der Fremde bedarf der sprachunkundige Pilger keines Dolmetsches, wenn er die lautereren, ihm so vertrauten Klänge vernimmt.“

„Vielleicht ist sie nur zu oft auch eine Sprache kindlichen Aberglaubens,“ entgegnete der Gelehrte, ohne seine Schülerin verletzen zu wollen, und in der Meinung, daß ihre wissenschaftlichen Studien sie so weit gefördert haben müßten, um die ihr nachgerühmte Buchstabengläubigkeit mit ihren für unfehlbar gehaltenen Ueberlieferungen zu erschüttern.

Die Professorin runzelte die Stirn. Johannes war der unzertrennliche Freund ihres Theobald, und sollten die Ansichten der beiden Männer nicht ebenso unzertrennlich sein? War, was der Doctor einen kindlichen Aberglauben nannte, auch für ihren Gatten nur ein gewichtloser Wahn? Ihr Herz pochte schmerzlich, aber sie sammelte sich schnell und wendete sich mit fast bittender Stimme an ihren Lehrer, der seine Blicke sinnend auf seinen Teller heftete und nichts von der Unruhe seiner Wirthin merkte.

„Schelten Sie, lieber Doctor,“ hub sie an, „und schmähen Sie mir meine wunderthätigen Glocken nicht! Ja, sie thun Wunder! Ihre erhabenen Klänge, von Engelsfittichen getragen, schweben an das Lager des Schwerkranken, bringen ihm Widerstandskraft und Trost; sie stillen den Jammer des Beladenen und schenken dem Verzweifelnden die Verheißung auf ein vollkommneres Leben; sie stimmen das Uebermaß der Freude und des Glücks zu sanfter Demuth herab; sie nisten wie Adler auf dem Horst des Thurmes, aber sie schwingen sich mit dem frommen Flug der Taube von den ragenden Palästen der Herrscher zu den baufälligen Hütten der Bettler, an deren Dachfirst sie mit der heimatlichen Schwalbe nisten, und sie

bringen über Berg und Höhen bis in das entlegenste Thal den Frieden Gottes in jedes empfängliche Gemüth.“

Er erwiderte nichts; er starrte die Sprecherin an, von der Schönheit ihrer Züge hingerissen, und empfand das unüberwindliche Verlangen auf seinen durstigen Lippen, den holden Mund zu küssen, dem so holde Worte entglitten waren. Endlich, als ihre unergründlichen Augen noch immer fragend auf ihm ruhten, ermaunte er sich und entgegnete langsam: „Sie sprechen wie eine Dichterin, Frau Katharine; doch vergessen Sie nicht, daß auch die Wissenschaft ihr volltöniges Glockengeläut besitzt, welches die Forscher, ihre Apostel und Jünger, zu stets gesteigertem Dienst auffordert, und daß auch diese Glockentöne mit breit ausgepannten Adlerschwüngen über Höhen und Thäler fliegen. Auch sie bringen den Frieden; denn an dem allmächtigen Erzton der Wahrheit wird der friedlose Zweifel zu nichts, und die Klarheit der Erkenntniß überwindet siegreich jedes Elend der Welt.“

Sie runzelte abermals leise die Stirn und hob mit einer geschickten Wendung des Gespräches die Tafel auf.

Der Unterricht am Schreibtisch nahm seinen Fortgang. Wieder saß der Gelehrte neben der Schülerin, und wieder plagten sich Beide mit den kantischen Beweisen von der Apriorität des Raumes und der Zeit; aber die Stunde war keine glückliche, und Lehrer und Hörerin schienen Beide gleich zerstreut. Johannes, in dessen Brust die Leidenschaft sich immer begehrllicher regte und der die Nähe der Geliebten kaum mehr zu ertragen vermochte, ohne seinen Arm um ihren Leib zu schlingen, während die Finger seiner Linken krampfhaft auf der Rücklehne ihres Sessels spielten: er hatte selbst Mühe genug, den Faden der Darstellung des Professors nicht jeden Augenblick zu verlieren. Katharina hörte nur mit halbem Ohr, was er auseinandersetzte; fort und fort stiegen ihr fremde Gedanken zwischen den Zeilen des Buches auf, und sie konnte den dringlichen Wunsch nicht loswerden, etwas Näheres über die Religiosität des Doctors in Erfahrung zu bringen, der die Glocken der Wissenschaft so warm gegen die Glocken des Glaubens vertheidigt hatte. Nur so hoffte sie, zugleich auch über das Bekenntniß Theobalds unterrichtet zu werden, da sie fest auf der Meinung beharrte, daß sie aus dem Seelenbefund des Freundes mit Sicherheit auf den Seelenzustand ihres Gatten schließen dürfe.

Lächelnd legte sie endlich das Buch hin und sagte: „Feierabend!“ Mit einem Blick auf die Wanduhr fügte sie hinzu: „Ich sollte besser sprechen: Feiernacht; denn der brave Immanuel Kant hat uns wieder einmal über Zeit und Raum hinweggetäuscht.“

„Ich weiß, Herr Doctor, daß Sie bei Ihrer Menschenscheu keinen sonderlichen Anhang in der Stadt besitzen, und so lade ich Sie auf morgen zu Gast, damit Sie sich mit mir unter den Zweigen des Christbaums an dem Jubel meiner Agathe erquicken. Dann sollen Sie mir, nein . . .“ so verbesserte sie sich listig . . . „Sie können mir gleich jetzt

erzählen, was Ihnen die Weihnachtsglocken singen, und was Sie von der frohen Botschaft derselben halten.“

Sie erhob sich und sah ihn mit gespannter Erwartung an.

Er sann ein wenig und antwortete ausweichend, indem er sich nicht klar darüber war, was sie mit der heiklen Frage bezweckte: „Die Poesie aller Zeiten und Völker, Frau Professorin, hat nichts Erhabeneres hervorgebracht als die hehre Lehre, daß aus dem Schoße einer reinen Magd, einer unbesleckten Jungfrau der reinst und unbesleckteste aller Menschen entsprossen ist, um das Heil der Welt zu werden. Die Verkündigung des Engels und die Geburt des Heilandes, das Mutterglück der Madonna, der Tod und die Auferstehung des Erlösers sind durch Jahrhunderte der in immer neuen Offenbarungen des gläubigen Künstlergeistes sich wiederpiegelnde Gegenstand der Kunst gewesen, und was Millionen entzückte, hat auch Millionen erzogen und geheiligt.“

„Sie weichen mir aus,“ versetzte sie und fuhr fort, während der Zorn über die vorsichtige Zurückhaltung des Gelehrten sich mit der flammenden Begeisterung ihres Glaubens mischte, sodaß ihre Schönheit in einer wunderbaren, nahezu dämonischen Glorie erstrahlte: „Es ist nicht genug, daß man die Poesie des Evangeliums bewundere; man muß auch an den Heiland glauben, muß Ihn lieben, Eins mit Ihm werden und in Ihm jede höchste Seligkeit des Herzens genießen.“

Jetzt sah er ein, daß sie ihn ausforschen und prüfen wollte, und er kam sich einen Augenblick wie der Doctor Faust vor, den Gretchen in ihrer Herzens-einfalt in's Verhör nimmt. Halb aus Troß, daß sie ihn wie einen armen Ketzer befehren zu wollen schien, mehr aber noch in der eigensüchtigen Absicht, ihren durch die Erregung hervorgerufenen Ausdruck noch zu steigern und sie in eine Empfindungs-gluth zu versetzen, die ihm ihren Liebreiz wie von einem überirdischen Glanze erleuchtet zeigen mußte, erwiderte er mit einer anscheinenden Ruhe, die darauf berechnet war, die Freundin durch die Kühnheit des Widerspruchs noch mehr zu reizen: „Sonderbar ist's immerhin, Frau Katharina, daß der Herr in der Unermeßlichkeit der Welten seinen einzigen Sohn gerade auf diese einzige Erde, den Tropfen am Eimer, hernieder sandte und den übrigen Sternen versagte, was er dieser Hand voll Staub verlieh.“

„O, über Ihre blöde Kurzsichtigkeit!“ rief sie aus, faltete die Hände wie zum Gebet und richtete die Augen hellseherisch in die Höhe. „Der Tropfen spiegelt den Sonnenstrahl, gleichwie das weit aufrauschende Meer ihn spiegelt. O, wenn anders auf den unzähligen Gestirnen uns ähnliche Wesen wohnen, die der himmlischen Erlösung in ihrer Sündhaftigkeit bedürftig sind, so ist die unendliche Liebe des Allerbarmers, des eingeborenen Gottesohnes, auch unendlich groß genug, um im Auftrage seines Vaters, in demüthigem Gehorsam auch dorthin zu eilen, auch dort zu lehren und zu leiden und tausendmal den Opfertod am Kreuze zu sterben.“

Sie sah bei diesen begeisterten Worten wie eine verzückte Prophetin aus. Johannes hielt sich nicht länger zurück. Er erlag ihrer sinnberückenden Schönheit; ein Schwindel erfaßte ihn; Frost und Hitze durchschauerte ihn zugleich; die so oft gedämpfte Gluth loderte in hellen Flammen auf, und er breitete die Arme mit inbrünstigem Verlangen nach ihr aus.

Katharine erblaßte und wich vor dem langsam, mit nachtwandlerischen Schritten ihr nachfolgenden Gelehrten Schritt um Schritt zurück. Der Athem versiegte ihr in unnenbarer Angst. Schon war sie bis an die Buchgestelle gedrängt und fühlte die Leiter hinter sich, die der Professor zum Herablangen eines Werkes aus den obersten Reihen benutzte, und die mit ihrer höchsten Stufe sicher auf dem zweiten Brett des Gerüstes aufruhte. Wohin, wohin vor dem unheimlichen Mann, der ihr wie in lichtem Wahnsinn nachging? Den Rücken den Büchern zukehrt, schaute sie voll Entsetzen in die weitgeöffneten, funkelnden Augen ihres Lehrers, dem die schwarzen Haare düster um die Schläfen taumelten, und flüchtete die ersten Sprossen der Leiter hinauf, indem sie mit den rückwärts tastenden Händen sich emporhob.

Da sank er vor ihr nieder, umklammerte ihre Kniee und flehte mit gnadejuchenden Blicken zu ihr hinauf: „Sie hehre, Sie heilige Frau, haben Sie Erbarmen mit mir und erlösen Sie mich aus der furchtbaren Qual meines Herzens! Ich habe gekämpft und gerungen, aber meine Weisheit streckt die Waffen vor meiner Liebe. Ich wollte Ihr Meister sein, doch Sie wurden meine Meisterin. Verdammen Sie mich nicht, Katharina! Ich wußte, daß es so kommen würde, und hatte doch den Muth nicht, Ihrem Umgang zu entsagen; und da es so gekommen ist, verstoßen Sie mich nicht und gewähren Sie mir eine Gunst, nach der ich seit unserer ersten Stunde ver schmachte!“

Er sprang auf, und als sie die Hände vor sich hinstreckte, um ihn abzuwehren, ersah er seinen Vortheil, hob die Arme, strickte sie blickschnell um ihren Leib, zog sie an seine Brust hernieder, ohne daß sie ihm hätte enttrinnen können, hielt sie ein paar Secunden über dem Boden schwebend und preßte ihr, wie sie sich auch sträubte, im Niederlassen einen heißen Kuß auf ihre Lippen.

Reuchend rang sie sich los, flog in die Mitte des Saals, rettete sich hinter den Schreibtisch und sagte mit zitternder, von Scham und Entrüstung halb ersticker Stimme, während er die Augen senkte und in dumpfer Betäubung ihr gegenüberstand: „Dahin, dahin die Freude meiner Arbeit! Entweiht durch sündige Begierde, was so leidenschaftslos, so rein geistig war! Mein Gewissen spricht mich frei, Herr Doctor! Ich bin mir bewußt, Ihnen durch mein Betragen auch nicht die geringste Veranlassung gegeben zu haben, sich diese unerhörte Freiheit zu nehmen und mich so rücksichtslos zu beleidigen. Habe ich gefehlt, so geschah es nur in dem verzeihlichen Irrthum, Ihre Wissenschaft — und sollte die keusche Forschung nicht die

Quelle aller Tugenden sein? — für so lauter, wahrhaftig und selbstlos zu halten, um die Falschheit der Begehrlichkeit zu ertöden und den Gesetzen der Sitte den Sieg zu verschaffen. Mit unserem Unterricht, so sehr ich es bedaure, ist es für immer vorbei, und ich lege es Ihnen als eine unverbrüchliche Pflicht, als eine unumgängliche Sühne Ihrer Thorheit auf, die Schwelle meines Hauses vor der Zurückkunft meines Gatten nicht wieder zu betreten. Wagen Sie keinen Versuch, sich mir auf's Neue zu nähern; ich werde Sie abweisen, unnachsichtlich abweisen und keinen Brief von Ihrer Hand eröffnen. Ich bin Ihnen großen Dank schuldig für die rastlose Mühe, die Sie aufgewendet haben, mir die Pforten der philosophischen Erkenntniß zu erschließen, und ich gelobe Ihnen alles Ernstes, diesen Dank dadurch zu bethätigen, daß ich meinem Theobald gegenüber, gegen dessen vertrauensselige Freundschaft Sie sich so schwer vergingen, weder mündlich noch schriftlich Ihrer Uebereilung auch nur mit einem Worte gedenken will. Mein Gatte soll den langjährigen Kameraden und mit ihm den schönen Glauben an die Freundestreue nicht verlieren, und Sie sollen dem Manne nicht unversöhnbar entfremdet werden, an dessen Beispiel Sie sich wieder aufrichten, sittlich erstarren und die ritterliche Achtung vor einem reinen Weibe erlernen mögen, die ich nicht nur als die Gattin Ihres liebsten Berufsgenossen, sondern auch um meiner selbst willen beanspruchen durfte und darf. Leben Sie wohl!”

Mit jedem Satze, den sie sprach, schien sie zu wachsen, und der edle Stolz, mit dem sie ihre Frauenwürde vertheidigte, gab ihr das hoheitsvolle Ansehen einer zürnenden Heroine. Ohne auf Johannes zu achten, der umsonst nach Worten rang, um seine Schülerin zu begütigen, und sich durch eine verworrene Gebärdensprache verständlich zu machen suchte, verließ sie mit schnellen Schritten den Arbeitsaal, riegelte die Thür hinter sich zu, durchmaß das benachbarte Wohn- und Eßzimmer, und er hörte, mit verhaltenem Athem durch die mitternächtliche Stille lauschend, wie sie den Zugang auch dieses Raumes mit Schloß und Riegel abspernte und nach den hinteren Gemächern des Seitenflügels schritt, in welchem sich ihr Schlafcabinet befand.

Der Doctor harrte eine geraume Weile unbeweglich auf demselben Platze, auf welchem er das über ihn verhängte Verdammungsurtheil vernommen hatte, und täuschte sich mit der selbstsüchtigen Hoffnung, die Professorin werde ihre allzu harten Anklagen bereuen, werde Mitleid mit ihm fühlen, dessen Verbrechen doch nur grenzenlose Liebe und abgöttische Bewunderung gewesen war, und werde, durch seine treue Verehrung milder gestimmt, mit dem Troste der Erbarmung zurückkommen, um ihm die Hand zur Verständigung zu bieten. Vergebens! Alles blieb still, wie er auch sein Ohr an die Fugen der Thür drückte, und nur das vorlaute Ticken der Wanduhr erinnerte ihn an die glückseligen Stunden, die er an dieser Stelle mit der Geliebten verbracht, und die nun unwiderbringlich verloren

waren. Mit einem trübennigen Blick auf den Schreibtisch schlug er sich vor die Stirn und seufzte mit einem elegischen Klagelaut: „Vorbei, vorbei!“

Dennoch hielt es ihn fest an der Stätte seiner Niederlage, und er begann, sich die Qual seiner unglücklichen Liebe in grausamer Selbstschau zu zergliedern.

Die Ampel, welcher das Del zu gebrechen begann, brannte trüber und trüber, und in dem schläfrigen Lichtschein ging er auf und ab, bis auch die Gluth seiner allzuwachen Gedanken durch die körperliche Ermüdung eingeschläfert wurde. Noch einmal zog die Entwicklung seiner Liebestragödie an ihm vorüber; er fühlte es auf's Neue, wie der Strom seiner Leidenschaft mit jedem frischen Zusammensein immer gefahrdrohender angeschwollen war, bis er zuletzt wie durch eine Naturnothwendigkeit die langsam unterwühlten Dämme und Ufer seines Widerstandes durchbrach und übersluthete und brausend über seinem Haupt zusammenschlug.

Er blieb vor der Leiter stehen, sah die Professorin auf der Sprosse, hob sie wieder herab und bedeckte ihren Mund mit Küssen. Einem Triumphator gleich richtete er sich auf und vergegenwärtigte sich die Wonneschauer seines Entzückens, bis sein Auge auf das ausgebrannte, in sich verglimmende Kohlenfeuer des Kamins fiel und ihm zum Bewußtsein brachte, daß auch das Feuer seiner lodernden Neigung fortan allmählich ersterben und nahrungslos zu Asche werden müsse.

Er ließ die Hängelampe nieder, löschte die müde Flamme und warf sich erschöpft in einen Sessel, um nur ein paar Minuten zu schlafen. Der schwache Dämmerchein der vor dem Hause stehenden Straßenlaterne verbreitete ein kümmerliches, ungewisses Halbdunkel über die Buchgestelle, in welchem die Umrisse der Gegenstände des Zimmers vor den haltlos irrenden Blicken des Einsamen zerrannen und weesenlos verschwammen; seine Lider schlossen sich, und trotz der Unbequemlichkeit seiner Lage besiel ihn ein traumloser Schlaf, aus dem ihn auch das Heulen und Brausen des nächtlichen Decembersturmes nicht aufzuwecken vermochte.

In frühester Morgenstunde wurde der Doctor durch die Magd aufgerüttelt, die in den Arbeitsaal polterte, um die Dielen zu säubern und den Kamin zu heizen. Erschrocken blickte sie auf den verjörten, fröstelnden Gelehrten, sah seine Verlegenheit und beeilte sich, ihm hinabzuleuchten. Behutsam schloß und klinkte sie die Hausthür auf, den fragwürdigen Gast möglichst unbemerkt entzuschlüpfen zu lassen. Wie ein Dieb schob er sich durch das halbgeöffnete Thor und flüchtete, seinen Kopf in dem hohen Kragen seines Pelzes versteckend, über den fußhohen Schnee der Straße. Aber die allezeit früh zum Werk bereite Frau Bäckermeisterin, deren Geschäft dem Gelehrtenhause gegenüberlag, erspähte ihn doch mit ihren kleinen pfliffigen Augen, wie er sich durch den Spalt der Hauspforte zwängte, und rieb sich schmunzelnd die Hände daß sie eine neue, vielwillkommene Gelegenheit hatte, die gehässigsten Gerüchte über die sittenstrenge Frau Professorin, die schein-

heilige Kirchgängerin, die arme verlassene, in so holde Wittwentrauer über die Trennung von ihrem fernem Gemahl versetzte Frau, in gesprächigen Umlauf zu setzen.

Frau Käthe war nicht wenig über das Vorkommniß bestürzt, das ihr die Magd berichtete, und hielt es gleichwohl für unthunlich, sich vor derselben zu rechtfertigen. Jede Entschuldigung, meinte sie, müsse in diesem Falle zur Selbstanklage werden, und ein vornehmes Schweigen über das unliebame Ereigniß erschien ihr als das einzig Richtige.

Auch sie hatte eine kummervolle Nacht gehabt. Der Kuß ihres Lehrers brannte ihr wie ein giftig widriger Tropfen auf den Lippen, und so empfand sie es als eine Wohlthat, daß der Winter das Wasser halb in Eis verwandelt hatte. Begierig schlürfte sie das frostige Raß zum Morgenfrühtrunk und badete ihr heißes Gesicht in der frisch vom Brunnen geschöpften Fluth. Aber der Brand auf ihrem Munde ließ sich nicht hinwegspülen, nicht löschen und dämpfen, und erst, als Agathe erwachte und Wange, Lippen und Stirn der Mutter mit zärtlichen Küßen nezte, fühlte sie eine erlösende Erfrischung; der reine Hauch des kindlichen Mundes entsündigte sie und stellte sie vor sich selber wieder her.

Unter diesen Umständen mußte der Christabend für Johannes und Frau Käthe gleich unbehaglich sein. Die Mutter konnte des Jubels ihres Töchterchens nicht recht froh werden, und die Kerzen des Tannenbaumes hatten nicht den alten Weiheglanz. Empfindlich berührte Katharina der Anblick des schönen, mit der kunstvollsten Stickerei von ihr ausgestatteten Schlummerkissens, das sie heimlich als ein Zeichen ihrer Dankbarkeit für Johannes mit liebevollem Fleiße gearbeitet und ihm heute zum Christfest hatte bescheeren wollen. Ach, sie hatte den Freund verbannen müssen, und auch die Weihnachtskiste Theobalds und sein klagereicher Brief, daß er gerade an diesem Tage fremd unter Fremden weile, waren nicht im Stande, den düsteren Schleier von ihrer sonst so erbauungsfreudigen Seele zu heben. Nur die Kirchenglocken, welche die alte Mär von der Geburt des Heilandes mit neuem Frohlocken verkündeten, gaben ihr Trost, und sie betete zu Gott, daß er Mann und Kind ihr erhalte, daß er sich der Noth ihres verirrtten Lehrers erbarme, ihm einen Strahl der Erleuchtung in das franke Herz sende und ihm den Pfad zur Tugend und Pflicht erhelle.

Indessen stand der übellunnige Privatdocent vor seinem Schreibpult und strengte sich vergeblich an, durch das eifrigste Studium seinen Mißmuth zu verscheuchen. Heut versagte ihm Alles! Die Tinte war zu dickflüssig, die Feder zu hart, die Stube zu kalt, und der Lärm der Nachbarkinder, die ihren Festbaum mit Trommeln und Trompeten umkreisten, zu aufdringlich und geräuschvoll. Vor Allem ärgerte ihn die wohlfrisirte Puppe, die dort auf einem kraus und bunt aufgestapelten Bücherhaufen ruhte und ihn mit ihren blöden gläsernen Augen verhöhnte. Er hatte sie mit erheuchelter Kennermiene unter hundert ihrer Genossinnen im Spiel-

laden ausgewählt, um der kleinen Agathe eine rechte Augenweide zu bereiten. Sie konnte „Papa“ und „Mama“ sagen; nun lag sie da, nutzlos und herrenlos, und er fühlte sich in seinem Grimm versucht, die Falten ihres seidnen Kleides als einen wohlfeilen Tintenwischer zu gebrauchen. Jähzornig packte und drückte er sie; aber das quäkende „Papa“, das sie hervorstöhnte, erinnerte ihn anklägerisch genug an den Vater der Professortochter, und er gedachte mit tiefer Beschämung des fernen Amtsbruders am Tiber, den er so schmäzlich getäuscht und den er so unwürdig verrathen hatte. Er ballte die Faust wider sich und presste die Puppe von Neuem, indem er ihr Feiergewand zerknitterte, mit erbarmungslosen Fingern; aber das weinerliche „Mama“, das sich jetzt ihrem Brustgestell entrang, regte ihn noch mehr auf und zauberte ihm das süße Bild der Mutter Agathens vor die Seele, in deren beseligender Nähe er zu dieser Stunde hätte weilen dürfen, wenn er es weiter vermocht hätte, mit starker Willenskraft der Begehrllichkeit seiner Leidenschaft zu trotzen.

Das Zimmer wurde ihm zu eng; er warf sich in seinen Pelz und stürmte in die Stadt hinaus. Die Nacht der Gewohnheit, die Lockstimmen der Sehnsucht führten ihn unwillkürlich den alten lieben Weg durch die alten lieben Straßen. Da stand er vor dem Hause Katharinens und sah die Lichter des Christbaums durch die schimmernden Scheiben funkeln. Ueberall herrschte Friede und Eintracht am wohllichen Herd: nur er war ausgestoßen, ausgestoßen aus dem holdesten Kreise durch eigene Schuld! Das Gefühl der traurigsten Entbehrung, der Heimatslosigkeit, überkam ihn beklemmend, und der aus dem Bäckerladen quellende Duft von warmem Gebäck und würzigem Honigkuchen gemahnte ihn an die traumhafte Zeit, da er, zu früh eine Waise geworden, im theueren Elternhause auch einen Weihnachtsbaum hatte und mit lachenden Kinderangen zu den goldenen Näscherleien seiner glänzenden Zweige empor sah.

„Die garstigen Schneeflocken durchnässen Hut und Gesicht,“ brummte er vor sich hin, und ein paar große Thränen flossen ihm über die Wangen. Kopfschüttelnd eilte er hinweg und bog, ohne sich noch einmal umzuschauen, um die nächste Straßenecke.

Und so geschah es in der Folge noch oft. Fast jeden Abend wanderte er durch die winterlichen Gassen nach dem Hause der Frau Professorin, weilte ein paar Augenblicke vor dem Bäckerladen, spähte hinüber, beneidete die unruhig flackernde Laterne um ihren Standort und war glücklich, wenn er einmal hinter den Vorhängen die Umrisse der lieben Frau flüchtig vorüberhüchen sah, die ihm in ihrer unnahbaren Strenge selbst den kargen Trost einer brieflichen Annäherung und Ausöhnung verweigert hatte. Dann drückte er den Hut in die Stirn, setzte sich in Marsch, und mit dem Summen des Windes oder mit dem Klauschen des Sturmes verschmolz von Zeit zu Zeit sein einsamer, schmerzreicher Klageruf: „Vorbei, vorbei!“

III.

Fortan war Frau Käthe wiederum auf sich selbst angewiesen und mußte sich bestreben, auf eigenen Füßen zu stehen. Es währte über eine Woche, bis sie es über sich gewann, ihre Studien in der Bibliothek fortzusetzen, wo Alles sie an den unerquicklichen Austritt mahnte, der sie genöthigt hatte, sich von dem Doctor loszusagen. Die Lücke in ihrem Leben und Tagewerk, die durch das Fernbleiben des Freundes entstand, wurde ihr mit jedem neuen Abend doppelt fühlbar; doch sie kämpfte endlich das Verlangen nieder, ihrem Lehrer die Möglichkeit seines Wiederkommens auch nur anzudeuten, und fand eine zunehmende Kraft für ihre Entsagung in dem Gedanken, daß sie ihre Pflicht als Gattin auf das Beste erfüllt habe und sich durch keine eigensüchtige Beschönigung verleiten lassen dürfe, auch nur einen Zoll breit von derselben abzuweichen.

Nachdem sie sich unter unsäglichen Mühen durch die Darstellung der Lehre Kants und seiner Schüler durchgearbeitet hatte, blätterte sie gegen Ende des Januars in dem Leitfaden der Philosophie und dem ihm beigegebenen Tagebuche des Professors, als ihre Blicke durch eine Randbemerkung des Gelehrten gefesselt wurden, die ihrem Lesereifer eine enger begrenzte Richtung gab.

Die Anmerkung befand sich neben dem Eingang des Kapitels, welches der Geschichte des deutschen Materialismus gewidmet war. Theobald bekannte, in diesem Abschnitte hinter seiner Aufgabe zurückgeblieben zu sein, tadelte in vielen Punkten die Fassung, die er seinen Auseinandersetzungen gegeben, und betonte die Nothwendigkeit, diesen Theil seines Werkes einer völligen Neubearbeitung zu unterziehen.

Katharina war höchlich überrascht und spürte die jähe Gluth, die ihre Wangen durchflammte. Hier war's, was sie so lange gesucht und nun endlich entdeckt hatte; hier war der zuverlässige Spiegel, der ihr das Geistesbild ihres Mannes in ungeschminelter Wahrheit zurückwerfen konnte! Die Denker, für die er eine so große Vorliebe zur Schau trug, daß er sich in der Wiedergabe ihrer Ansichten nicht genugthun vermochte, sie mußten in ihren Schriften ausgesprochen haben, was seiner eigenen Ueberzeugung gemäß war; und sie waren sicherlich die Götzen, zu denen er betete, die Vorbilder, denen er nachstrebte, die Meister, die er zu übertreffen sann! Mit ungezügelter Begierde durchflog sie das Capitel, ohne sich damit zu begnügen; sie holte sich aus der Bibliothek die Werke zusammen, von denen hier gehandelt wurde; sie vertiefte sich in das grundlegende Hauptbuch der deutschen materialistischen Weltanschauung, in Büchners „Kraft und Stoff“, und nun entbrannte in ihrem Innern der furchtbare Widerstreit zwischen Wissen und Glauben, der den so lange behüteten Frieden ihrer Seele mit unbarmherzigem Rüstzeug untergrub.

Nun lernte sie die verzehrenden Qualen des Zweifels kennen, der

Alles zersetzte, was sie in ihrer Bibelgläubigkeit für unfehlbar gehalten, was ihr für unantastbar gegolten hatte. Sie sah sich zwiefach rathlos und vernichtet, je mehr ihr der glaubwürdige Lehrer fehlte, der, was ihr Gatte in jener ihn selbst nicht befriedigenden Abhandlung unwiderlegt gelassen, ihr hätte widerlegen können, und der die Fülle des Geistes besaß, die Widersprüche zu lösen, in die sie sich unentrinnbar verwickelte.

Sie wurde namenlos unglücklich und fürchtete sich vor sich selbst. Ach, in jenen Schriften, die sie verabscheute und deren Nachhall in ihrer Brust sie gleichwohl nicht zu übertönen vermochte, stand nichts von einem göttlichen Vermittler, welcher der Welt Sünde trägt und die Schrecken des Todes und der Hölle überwinden hilft; sie zerrütteten ihren festen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, sie raubten ihr mit grausamer Ueberredung die überschwängliche Hoffnung auf ein überirdisches Dasein, auf eine Berklärung nach dem Grabe!

Wenn sie in schlaflosen Nächten auf ihrem Lager lag und nach Frieden rang, dann hallte in das tonlose Ja ihrer Frömmigkeit das entsetzliche Nein ihres sündigen Zweifels gespenstig hinein; sie verhüllte sich die Ohren mit ihren Händen, um die höllische Stimme ihres Denkens, die gottesleugnerische, nicht länger zu vernehmen, und doch umheulten sie im Klagegesang des Wintersturms die klanggewordenen Zeilen der schrecklichen Bücher, die ihre Seele vergiftet hatten!

Mit übermachten Augen schwankte sie am Morgen in den Bücheraal, um Rettung zu suchen; sie trug die Leiter von einem Gestell an das andere, stieg hinauf, stieg hinab, blätterte hier, blätterte dort, und konnte doch nicht finden, wonach sie Verlangen trug! Sie konnte sich Gott nicht anders vorstellen als in der poënevollen, einfältigen Auffassung ihrer Kindheit, als den liebenden Vater, den persönlichen Gott, den guten Hirten, der seine Schafe weidet; und was boten ihr in diesem Sinn die stolzen Folianten der vielbewunderten Denker? Ihr Gottesbegriff verflüchtigte sich in einen weichen Schemen, die Dreieinigkeit wurde für sie zu einem leeren Schall, und das Märtyrertum des Grübelns ersparte ihr keine Marter an Leib und Geist.

Noch aber blieb ihr das Buch der Bücher, blieb ihr der nie umsonst von ihr angerufene Trost. Auch dieser Hort war jetzt ohnmächtig: die Bibel brannte ihr in den Händen, als ob sie in's Feuer griffe; die frohe Botschaft war ihr in eine Botschaft des Schreckens vermandelt; sie sah nur Born und Verdammniß, nicht Milde, Gnade und Vergebung; sie las, ohne zu verstehen, und das Licht der Offenbarung verschlang die sternlose Nacht des Zweifels.

Der Zweifel ging ihr nach, wohin sie schritt, klappte ihr die heilige Schrift vor den irrenden Blicken zu, zupfte und zerrte sie am Saum ihres Gewandes, wenn sie durch das Portal der Kirche trat, setzte sich neben sie auf den Kirchenstuhl und störte ihr durch sein unheimliches Geflüster

die Stille der Andacht. Wenn sie beten wollte, fand sie die rechten Worte nicht; das Vaterunser erstarb auf ihren zuckenden Lippen; was ihr Herz sprach, war ihrem Verstande fremd, und was ihr Verstand ihr predigte, weckte keinen Wiederhall in ihrem Herzen.

Agathe litt unter dem bald scheuen, bald heftigen Wesen der Mutter, die ihr Kind mehr als sonst der Pflege der Dienerin überließ. Auch der Magd entging die Veränderung ihrer Herrin nicht; doch sie machte sich ihre eigenen Gedanken über die Verstärkung Katharinens, über die Blässe ihrer Wangen, den Fieberglanz ihrer Augen und schrieb ihren Zustand lediglich dem hartnäckigen Ausbleiben des jungen Gelehrten zu, der sich ihr so plötzlich entzogen hatte, um vielleicht einer neuen Liebchaft zu huldigen. Sehnsucht und Eifersucht, so meinte sie, wären die leicht begreiflichen Ursachen ihres Leides.

Mitunter dachte die Professorin in ihrer Herzensnoth an die Möglichkeit, sich und ihre Pein dem wackern Seelsorger, dessen Predigten sie zu hören pflegte, mit vollem Vertrauen zu erschließen; aber die Scham, die sie entwürdigende Beichte abzulegen, ihren Abfall von Gott, ihren abtrünnigen Wahn zu bekennen, war zu mächtig und zu qualvoll, um ihr Vorhaben zur That zu machen.

So saß sie an einem nebeligen Märzabend an dem Arbeitstisch ihres Gatten. Die Flammen des Kaminfeuers zitterten von den Wänden wieder, die sie vor sich aufgethürmt und die zu ihren Füßen in wüstem Wirrwarr lagen. Wieder hatte sie einen der falschen Propheten hervorgesucht, denen sie so zürnte und die sie dennoch nicht abließ zu befragen, in der bänglichen Erwartung, endlich einen Seherpruch zu empfangen, der sie aus ihrem Elend erlösen könnte.

Der Zufall spielte ihr einen Band von Arthur Schopenhauer in die Hände, und das erste Capitel, das sie von ungefähr aufschlug, war die Abhandlung über die Geschlechtsliebe.

Mit athemloser Hast durchslog sie die Zeilen, und ihre bleichen Wangen färbten sich mit glühendem Roth. Es war nicht das Roth sinnlichen Verlangens oder des erwärmenden Beifalls, der ein Menschenantlitz bei dem Genuß eines sittlich hohen und edlen Werks durchgeistigt; es war die Gluth der Entrüstung, die aus ihren Zügen loderte, als sie das Buch, nachdem sie den Abschnitt bis zu Ende gelesen hatte, verächtlich auf die Dielen schleuderte.

„Auch das!“ murrte sie vor sich hin. „Nicht nur meinen Glauben haben mir diese Bücher, die stummen Gesinnungsgenossen Theobalds, entweiht und geschändet; nun wollen sie mir auch meine Liebe beslecken und die weihvollste, die gottbegnadigste aller irdischen Empfindungen in den Staub ziehen!“

Für sie war das Band der Ehe das allerheiligste, das Menschen an Menschen knüpfen kann, war die Ehe die vollkommenste Bürgschaft jeder zur Tugend erziehenden Sittlichkeit; und nun mußte sie erfahren, daß von

Anbeginn alles Langes und Bangens, alle Opferfreudigkeit, alles Kämpfen und Ringen, alle Leben und Tod überdauernde Treue der Neigung aus keinem anderen Grunde von der Natur hervorgerufen sei, als daß ein jeder Hans seine Grete finde!

Schon wollte sie ihrer Empörung von Neuem Ausdruck geben, als die halbangelehnte Thür von einer schwachen Kinderhand zurückgeschoben wurde. Das Knarren schreckte die Mutter auf. Agathe, in ihr Nachtkleid gehüllt, trippelte auf nackten Sohlen auf Katharina zu, schmiegte sich an ihre Knie, sah schmeichelnd zu ihr empor und flüsterte mit lieblichem Ton:

„Mütterchen, weshalb kommst Du nicht? Soll ich denn nicht mit Dir beten, liebes Mütterchen?“

Frau Käthe sah ihren Liebling betroffen an, und in ihrem traurigen Herzen regte sich der düstere Gedanke: „Du armes Mädchen! Zu welchen Qualen mußt Du heranwachsen! Auch Dir wird der Zweifel nicht ausweichen, auch Du wirst irre werden an Dir, an Gott! Könntest Du ein Kind bleiben bis an Dein Ende!“

Sie nahm Agathe auf ihren Schooß und hauchte: „So bete!“ Die Tochter sagte ihren Spruch, aber die Mutter sprach ihn nicht mehr mit, wie sie vordem gethan hatte. Das Beten, so dachte sie in bitterer Selbstironie, ist ja eine Kinderthorheit; ich aber bin eine Weltweise geworden!

Sie trug die Kleine, die sie mit ihren mütterlichen Armen umschlang, in's Schlafzimmer zurück, wachte an ihrem Bett, bis sie eingeschlummert war, und begab sich von Neuem in den Arbeitsaal. Müde und abgespant trat sie an das Fenster und blickte auf die menschenleere Straße hinaus.

Was war das, narrete sie dem ihr Auge? Drüben vor dem Bäckerladen stand Johannes, in seinen Pelz vermunnt, und rechte wie ein Säulenheiliger, der auch in Frost und Unwetter seinen Platz behauptet, unbeweglich seinen Kopf in die Höhe, um nach dem Lichtschein in der Wohnung des Professors hinaufzuspähen. Jetzt mußte er die Gestalt der Geliebten erkannt haben; denn er stülpte den Hut fester auf die Locken, flüchtete in den Schatten des Nachbarhauses und stürmte davon.

„Armer Hans,“ spottete Katharina, „geh und suche Dir anderswo Deine Grete!“ Sie wendete sich ab und setzte im Hinausichreiten den Fuß auf den Schopenhauerschen Band, der noch am Boden lag, als wollte sie die häßlichen Lügen zertreten, die in demselben sich so prahlerisch breit machten. Sie war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, zu sehr in ihrem Gader mit sich selbst verstrickt, als daß sie der Stimme des Mitleids mit dem von ihr verbannten Gelehrten hätte Gehör geben können, des Mitleids, das sich auf einen flüchtigen Augenblick in ihrer Brust zu melden begann.

So härmte sie sich von einem Tage zum andern, und keine Nacht entschwand ihr ohne Kampf.

(Der Schluss folgt im nächsten Hefte.)



Bibliographische Notizen.

Geschichte der englischen Literatur.
Von Bernhard ten Brink. Zweiter
Band. Erste Hälfte. Berlin, Robert
Oppenheim.

Seit dem Erscheinen des ersten Bandes dieses trefflichen Werkes, das als eine auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhende englische Literaturgeschichte eine empfindliche Lücke auszufüllen berufen ist, sind nicht weniger als 11 Jahre verflossen; mit Freude wird von allen Fachmännern der so lange versprochene und sehnlichst erwartete zweite Band, von dem vor der Hand die erste Hälfte vorliegt, und der complet die Zeit von Wicliff bis zur Thronbesteigung der Elisabeth behandeln wird, begrüßt werden. Der vorliegende Theil weist dieselben Vorzüge auf, die seiner Zeit an dem ersten Bande gerühmt wurden, der freilich inzwischen in mancher Hinsicht von den Resultaten der Forschung im letzten Jahrzehnt überholt worden ist — was selbstverständlich die grundlegende Bedeutung des Werkes und das Verdienst des Verfassers in keiner Weise schmälert. Wir finden dieselbe staunenswerthe Gründlichkeit und Ausführlichkeit, dieselbe geistvolle Darstellung und klare Uebersichtlichkeit bei genauestem Eingehen auf Details und feiner Analyse der einzelnen Werke. Ein schwer empfundener Mangel, nämlich das Fehlen von bibliographischen Nachweisen, kritischen Excursen, und Inhaltsverzeichnissen, soll mit der Publication der zweiten Hälfte, die für Ostern dieses Jahres in Aussicht gestellt ist, beseitigt werden. Bis dahin müssen wir ein genaueres Eingehen auf den reichen Inhalt des zweiten Bandes vertagen. ow.

**Anthropologie mit Berücksichtigung
der Urgeschichte des Menschen.**
Von Dr. Moriz Alsberg. Stuttgart,
Otto Weisert.

Der Verfasser will die Ergebnisse der anthropologisch-urgeschichtlichen Untersuchungen weiteren Kreisen zugänglich machen, um auf diese Weise Männer verschiedener Berufsarten in das Interesse jener Wissenschaft zu ziehen, welche sich

bemüht, die menschlichen Spuren vergangener Jahrtausende zu enträthseln. Es ist natürlich, daß eine so junge Forschung wie die Anthropologie sich noch auf recht schwankendem Boden bewegt, und daß die Ansichten über gewisse Fragen oft stark von einander abweichen. Der Verfasser bemüht sich nun offenbar, einen möglichst vermittelnden Standpunkt einzunehmen, und in den meisten Abschnitten ist ihm dies gelungen. Als besonders anziehende Capitel heben wir hervor: „Das Alter des Menschengeschlechtes und die Existenz des Menschen während der Tertiärzeit,“ „die Pfahlbauten der Schweiz;“ endlich „die indogermanische Völkerfamilie und die Urbevölkerung Europas.“ Die „Schlußbetrachtung“ hätte fortbleiben können; denn das Thema, welches der Verfasser in derselben anspricht, ist viel zu bedeutungsvoll, als daß es mit zwei Druckseiten abgefertigt werden könnte. Es handelt sich nämlich um den Vorwurf, den man der anthropologischen Forschung, ebenso wie der ihr zu Grunde liegenden Darwin'schen Lehre gemacht hat, daß sie jeder idealen Auffassung des menschlichen Daseins entgegentrete und ebenso wohl mit den Principien der Ethik, wie mit den religiösen Dogmen in Widerspruch stehe. Wer über diesen Punkt der Aufklärung bedarf, der lese die herrliche Schrift: Religion und Darwinismus von Dr. Schramm (Bremen). In Bezug auf das vorliegende Werk fassen wir unser Urtheil dahin zusammen, daß es nach Inhalt und Form empfehlenswerth ist. hj.

Geschichte der Stadt Berlin. Von
Oskar Schwebel. Berlin, Brach-
vogel & Hanft.

Daß es schwer ist, eine brauchbare zu sammenhängende Geschichte unserer Reichshauptstadt zu verfassen, kann man aus der einfachen Thatsache schließen, daß eine solche bisher nicht existirte; denn die einst vielgelesenen Werke von Müstter, Nicolai und König genügen heute nicht mehr den Anforderungen, welche man an eine wissenschaftliche Leistung zu stellen berechtigt ist. An vortrefflichen

Darstellungen einzelner auf die Entwicklung Berlins bezüglicher Verhältnisse fehlt es nicht — ich erinnere an die Arbeiten von Fidicin, Sello, Holtze und Friedel; aber der Ueberblick über die gesammte Stadtgeschichte von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart, welcher allein im Stande ist, das Ineinandergreifen der Thatfachen zum klaren Ausdruck zu bringen, konnte unmöglich aus jenen an sich höchst achtungswerthen Forschungen gewonnen werden. Er wird auch nicht aus dem vielverbreiteten Werke von Adolf Streckfuß gewonnen, welcher den städtischen An gelegenheiten keinen Raum gewährt und sich hauptsächlich auf die Hofgeschichte beschränkt.

Man muß also den Muth anerkennen, mit dem Schwebel an seine überaus schwierige Arbeit ging, und Ref. ist auch in der glücklichen Lage, das Werk des Verfassers im Ganzen und Großen als gelungen zu bezeichnen. Dasselbe zerfällt in zwei Haupttheile, deren erster die wechselvolle Zeit bis 1640 behandelt, während der zweite die weitere meist ruhigere Entwicklungsgeschichte bis auf den Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. enthält. Das Quellenmaterial, welches dem Verf. zu Gebote stand, ist erstaunlich groß; Archiv- und Bibliotheksverwaltungen, der Berliner Magistrat und der Verein für die Geschichte Berlins haben zur Vervollständigung der vorhandenen Literatur nach Kräften beigetragen. Der zweite Band namentlich wird immer mehr zu einer Geschichte des „bürgerlichen Geistes.“ In Bezug auf die neueste Zeit freilich erlahmt auch die Hand unseres Verfassers, wie die seiner Vorgänger, denn eine Geschichte der glanzvollen Entwicklung Berlins unter Kaiser Wilhelm I. zu schreiben, ist, wenn sie Werth haben soll, nur einem Manne möglich, welcher Politiker, Künstler, Statistiker und Techniker zugleich ist und dabei freie Verfügung über den Umfang seines Werkes besitzt. — Daß der Verfasser, wie ihm von einigen Seiten vorgeworfen ist, seinen christlichen und patriotischen Standpunkt gar zu deutlich habe hervortreten lassen, kann Ref. nicht finden. Vom Historiker völlige Objectivität verlangen, ist eben ein Un Ding. Dagegen hätte Schwebel, ein gar zu fruchtbarer Schriftsteller, auf die Form der Darstellung etwas mehr Sorgfalt verwenden sollen; er schreibt unzweifelhaft anregend, aber viel zu flüchtig. Im Uebrigen bedarf sein Buch einer besonderen Empfehlung nicht mehr. hj.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgeg. von Dr. A. v. Dankelmann. Berlin, Dietrich Reimer.

Vor uns liegt das erste Heft des vierundzwanzigsten Bandes dieser unzweifelhaft hervorragendsten Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie. Den Eingang macht ein durch zahlreiche Abbildungen illustrirter Aufsatz von Paul Reichard: „Vorschläge zu einer Reiseausrüstung für Ost- und Centralafrika,“ der einen überaus interessanten Einblick in das Leben eines Afrikareisenden überhaupt gewährt. Es werden da alle nur erdenklichen Gegenstände eingehend besprochen: Das Zelt, das Feldbett, das Bettzeug, Rüdengeräthschaften, die Nahrung und deren Zubereitung, Kleider, Toilettegegenstände, Apotheke, Beleuchtungsmaterial, Waffen und Munition, Jagdgeräth; ferner die Lasten und deren Verpackung, Tauschwaaren, Abmessen der Stoffe und Perlen, endlich die Behandlung der Träger und die verschiedenen Arten des Reisemarsches. Für die Gründlichkeit des dargebotenen Stoffes bürgen die langjährigen Erfahrungs Reichards, der jüngst die Gegenden des Bangweolo-Sees erforschte. — Den Abschluß des ersten Heftes bilden „Bemerkungen zu A. Wertheman's Karte eines Theils des peruanischen Departamento de Amazonas,“ denen die Karte selbst beigelegt ist. Werthemann ist ein in jenem Theile Perus ansässiger Ingenieur; der Maßstab ist 1 : 600 000.

Bekanntlich werden in gleichem Verlage auch die „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde“ publicirt. Von dieser Zeitschrift ist ebenfalls die erste Nummer des 16. Bandes erschienen; sie enthält die Namen des Vorstandes und Beiraths für das Jahr 1889, das Mitgliederverzeichnis für 1889, Vorgänge bei der Gesellschaft (Sizung vom 5. Januar 1889) und einen Vortrag von Dr. Fr. Hirth: „Zur Geschichte des antiken Orienthandels.“ Darauf folgen Besprechungen über Vorgänge auf geographischem Gebiete, Notizen und Berichte von andern geographischen Gesellschaften in Deutschland. hj.

Grundzüge der Kunstgeschichte. Von Anton Springer. IV.: Die Renaissance im Norden und die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts. Leipzig, G. A. Seemann.

Im Formate wesentlich vergrößert, umfaßt diese neue Bearbeitung des Textbuches zu den „Kunsthistorischen Bilder-

bogen“ 652 Seiten (gegen 407 der zweiten Auflage). „Ich muß wünschen,“ sagt der Verfasser in dem Vorworte, „daß man in dieser Erweiterung nicht eine äußerliche Aufbauschung des ursprünglichen Kernes, welcher übrigens im Wesentlichen unverfehrt geblieben ist, sondern ein natürliches inneres Wachsthum des Buches erkenne.“ Und in der That, dieses innere Wachsthum ist fast auf jeder Seite zu erkennen. Eingehender gestaltet sich die Schilderung der verschiedenen Zeitverhältnisse, welche auf Form und Inhalt der künstlerischen Gedanken Einfluß übten, und der den Entwicklungsgang der Künste bestimmenden Meister, ohne daß kleinliche und peinliche Rücksicht auf Vollständigkeit die Uebersicht verwirrte. Springers Meisterschaft als Historiker bewährt sich bei dieser neuen, auch in der Gruppierung des Stoffes nicht unwesentlich verbesserten Fassung auf's Glänzendste. Deshalb wird das überaus wohlfeile Buch auch ohne die zugehörigen Abbildungen benutzt werden können und dankbare Leser finden. R.

Kulturgeschichtlicher Cicerone für Italienreisende. Von G. v. Hörschmann. II. Zeitalter der Hochrenaissance. Berlin, F. Luchhardt.

Die Verfasserin, welche diesen Band der Kaiserin Friedrich gewidmet hat, stellt in klarer und edler Sprache einige Hauptmomente der italienischen Cultur- und Kunstentwicklung vom 14. bis zum 16. Jahrhundert dar und giebt anleitende Bemerkungen zum Verständniß bedeutender Kunstwerke der Hochrenaissance in Florenz, Rom und Venedig. r.

Zur deutschen Sprache und Literatur Vorträge und Aufsätze von Karl Biltz. Potsdam, Aug. Stein.

Diese Sammlung enthält manchen auf Grund tüchtiger Studien gewonnenen hübschen und anregenden Gedanken in klarer Darstellung. Nicht übel ist namentlich der sechste Aufsatz: „eine Modification in der gewöhnlichen Eintheilung der deutschen Literaturgeschichte“. Doch hätte der Verfasser hier gut gethan, sich mit Scherer's Literaturgeschichte auseinanderzusetzen, die er nicht nennt, obwohl seine allzu schematisch gefasste Periodisirung mit der Scherer'schen Manches gemein hat. Auch sonst wäre bei der Redaction der zum Teil schon vor langen Jahren verfaßten Aufsätze an manchen Stellen Berücksichtigung der neueren Lite-

ratur und genauere Angabe der benutzten Quellen, an anderen kürzende Uebersetzung wünschenswerth gewesen. O.

Goethes Lyrik, ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen. Von Franz Kern. Berlin, Nicolai.

Ein neues Buch von Franz Kern ist für den Lehrer des Deutschen ein Ereigniß. Das vorliegende, welches 71 für die oberen Klassen geeignete Goethische Gedichte enthält, reiht sich den früheren würdig an. Die Anmerkungen, welche dem Texte folgen, legen nicht, wie es in neuerer Zeit oft beliebt wird, auf die Entstehung, sondern auf den geistigen Gehalt des Kunstwerks das Hauptgewicht. Dabei ist jedes Uebermaß glücklich vermieden, so daß man im Genuß der Dichtung nicht gestört wird. Das Buch ist allen Goethefreunden zu empfehlen. rj.

Das Wesen der Poesie. Von L. Kehler. Leipzig, J. Neuberger.

Das Buch enthält viel Gelehrsamkeit, ist aber sehr schwer zu lesen. Die wenigen Dichterstellen, die angeführt sind, geben über das Wesen der Poesie besseren Aufschluß als die philosophischen Untersuchungen des Verfassers. rj.

Auch ein Franzose. Historische Erzählung aus Lübeck's Vergangenheit von A. Evers. Breslau = Leipzig, S. Schottlaender.

Das ansprechende Buch ist nicht aus der freien Erfindung des Verfassers hervorgegangen, sondern — wie er selbst in der Vorrede berichtet — alten Familienpapieren wahrheitsgetreu nachgezählt und durch schriftliche Aufzeichnungen hervorragender Persönlichkeiten jener Zeit ergänzt worden. Es bietet eine Fülle von Anregung. Im Mittelpunkt der Erzählung steht der französische Emigrant Charles von Willers, der, von der Revolution aus Frankreich vertrieben, nach der freien Reichsstadt Lübeck verschlagen wird und dort im Hause des Senators Rodde eine wahrhaft fürstliche Gastfreundschaft findet. Gefesselt von der Schönheit und Gelehrsamkeit der Hausfrau, die eine Tochter des Göttinger Professors August Ludwig Schlözer, in ihrem 17. Jahre das Examen als Doctor der Philosophie glänzend bestanden hat, nimmt er die ihm gebotene Gastfreundschaft nur deshalb an, um die hohe Lebensaufgabe, die er sich gestellt hat, sorglos und ungestört erfüllen zu können.

Er beabsichtigt nämlich, durch seine Schriften deutsches Wesen und Geistesleben in Frankreich bekannt zu machen und so die beiden so hoch begabten Nationen durch gegenseitiges Verständniß zur Liebe zu führen; eine Aufgabe, die damals ebenso wenig gelöst wurde, wie sie leider heut, nach hundert Jahren, noch ungelöst ist.

Charles von Billers stand in persönlichem und schriftlichem Verkehr mit allen Geistesheroen der damaligen Glanzepoche unserer Literatur. Wir finden daher einen an ihn gerichteten Originalbrief Goethes vom 2. November 1806 in dem Buche abgedruckt. Ebenso enthält das Buch 3. B. Auszüge aus einem Originalbrief Schillers an den Syndicus Georg Curtius (Vater der beiden Professoren Georg und Ernst Curtius). Da das Everssche Werk also nicht nur durch die kunstvoll componirte Erzählung, sondern auch als ein aus authentischen Quellen dargestelltes Zeitbild höchst interessant ist, so wird die Lectüre desselben gebildeten Lesern volle Befriedigung gewähren. mz.

Aus guter Gesellschaft. Bukarestischer Roman von Hermann Gosselt Hamburg, Verlags-Anstalt.

Erfreulich ist der Einblick nicht, den uns Gosselt in Carmen Sylva's Königreich gewährt; namentlich diejenigen Kreise, welche ihrem Hofe am nächsten stehen, werden in Farben geschildert, von denen wir gern annehmen möchten, daß der Verfasser sie zu stark aufgetragen habe.

Paris ist mustergiltig für die Bukarestischer Gesellschaft; alle Modethorheiten der französischen Hauptstadt werden in Bukarest treulichst copirt, und die Sittenverderbniß derselben wird von dieser östlichen Capitale noch bedeutend überboten. Aber an Stelle der französischen Intelligenz und Regsamkeit tritt wieder der orientalische Volkarakter, mit seiner Trägheit, Unwissenheit und Verschlagenheit in den Vordergrund. — Neben diesen ziemlich unerquicklichen Schilderungen der vornehmen Gesellschaft wirken die lebendigen Darstellungen des Volkslebens weit ansprechender. Der Bukarestischer Jahrmarkt, „Mosch“ genannt, mit seinem Durcheinander von Trachten, Volkstypen und Erzeugnissen orientalischen Kunstfleißes bietet dem Autor Stoff zu einem ebenso farben- als figurenreichen Bilde, welches geschickt in die Handlungen gestochten ist. Dieselbe Anerkennung können wir ihm über seinen Ausflug auf das Gebiet der Politik nicht zu Theil werden lassen; die politischen Reflexionen werden

ziemlich unvermittelt in den Gang der Erzählung eingeführt und erscheinen uns in diesem Umfang nicht recht am Plage, ganz abgesehen von unserem Urtheil über die politischen Ausführungen selbst. — Immerhin verdient das Buch, welches ein Cultur-bild aus einer uns noch ziemlich fremden Welt bietet, der Beachtung des Publikums empfohlen zu werden. mz.

Schorers Jugendfreund. Herausg. von R. Dorenwell. I. Jahrgang. Berlin, J. H. Schorer.

Ein in Druck und Illustration schön ausgestatteter Band guter Jugendlectüre, mit durchaus neuen, aus den alten ausgefahrenen Geleisen selbständig heraus tretenden Beiträgen. p.

Träumereien eines Junggesellen oder ein Buch des Herzens von J. R. Marvel. Aus dem Englischen von Ch. Mit 4 Lichtdruckbildern und zahlreichen Textillustrationen von F. Jüttner. Berlin, A. Hofmann & Co.

Gute deutsche Bearbeitung der tief ergreifenden Skizzen und Betrachtungen des berühmten amerikanischen Schriftstellers. Die Ausstattung ist vorzüglich. mz.

Märchen aus dem Leben. Von G. Richter. Mit 20 Textillustrationen und 5 Lichtdruckbildern. Stuttgart, Max Baag.

Für Kinder sind diese „Märchen“ nicht verständlich; aber reifere, namentlich weibliche Gemüther werden den feinen, in Märchenform gekleideten Darstellungen aus Natur- und Menschenleben willige Empfänglichkeit entgegenbringen. me.

Leibeigen. Novellen von G. von Beaulieu. Dresden und Leipzig, G. Pierson.

Zwei Novellen, sehr verschieden in Entwurf und Ausführung — die erste greift bis in die Zeit des dänischen Krieges von 1864 zurück und findet ihren Abschluß zwanzig Jahre später auf dem Thurne von Notre dame de Fourrières in Lyon; die zweite erzählt die Erlebnisse eines Deutschen in Italien —, aber dadurch verbunden, daß beide zeigen, wie treu ein deutsches Herz, hoffend oder entsetzt, an einem anderen hängt, dem es sich einmal „Leibeigen“ gegeben hat. me.

Der Umzug und andere Novellen. Von Hans Arnold. Stuttgart, A. Bonz & Comp.

Die geschickte Verfasserin, welche sich unter obigem Pseudonym verbirgt, sollte

sich über die Grenzen ihres Talents keiner Täuschung hingeben. So lange sie mit harmlosem Humor über harmlose Dinge plaudert, wollen wir ihr gern zuhören, aber an schwierige seelische Conflicte, wie in der Novelle „Tannhäuser,“ sollte sie sich nicht wagen. Ein großer Anlauf verläuft im Sande und wirkt unbefriedigend. — Am Besten finden wir die Erzählung „der Umzug“; der Humor in „Amicitia“ ist gar zu naiv. mz.

Gedichte von Frida Schanz. Leipzig J. F. Weber.

Den Leserinnen der Familienblätter ist Frida Schanz längst eine vertraute Freundin, welche für die verschiedensten Stimmungen des Gemüthslebens den ihnen zusagendsten poetischen Ausdruck findet. Ihnen wird dieser Band Gedichte in elegantester äußerer Ausstattung gewiß ein willkommenes Geschenk sein. Frida Schanz begnügt aber sich wohl mit diesem wohlwollenden Freundestreise und beansprucht nicht denselben zu erweitern; sie könnte außerhalb desselben einer weit kühleren kritischen Beurtheilung begegnen. mz.

Polikuscha. Eine Erzählung von Graf Leo Tolstoj. Aus dem Russischen übersetzt von Ida Brendel. Neubrandenburg, D. Brünslow.

Vor Kurzem entrollte Tolstoj in seinem schreckenvollen Drama „Die Nacht der Finsterniß“ ein entsetzliches Bild von dem, von der Nacht der Unwissenheit umschatteten russischen Landvolke; in wesentlich anderem Lichte erscheint dasselbe in „Polikuscha.“ Während uns jenes Drama zeigt, wie das aus der Unwissenheit des Volkes emporkeimende Laster zu einer allmenschlichen Verhältnisse umstürzenden Macht emporwächst, lehrt uns diese Erzählung, daß auch in dem armen, elenden Volke, in dessen Dasein kein Strahl freimachender Bildung fällt, doch das Gemüth noch nicht erstorben ist.

Meisterhaft ist die Darstellung der Lebensverhältnisse dieser armen Leute, meisterhaft die Zeichnung der Charaktere. Dies gilt vor Allem von dem Titelhelden, dessen seelischer Entwicklung wir mit größter Theilnahme folgen. Wir lächeln über seine gutmüthige Beschränktheit, seine

kindliche Harmlosigkeit, seine allen Verlockungen so leicht nachgebende Schwäche; mit heiterer Nüchternheit verfolgen wir das Erwachen seines Stolzes über das von der Herrin ihm erwiesene Vertrauen, das ihn gleichsam über sich selbst emporhebt und gegen alle Versuchungen feilt. — Als einen Mangel haben wir nur empfunden, daß uns der Dichter keinen genügenden Einblick in das Seelenleben Polikuschas gestattet, als ihn die Verzweiflung über den Verlust des von ihm abzuliefernden Geldes zum Selbstmorde treibt. Die stumme Geberdensprache und die ohne Commentar erzählten Ereignisse genügen nicht. Hier mußte der Dichter aus der Rolle des objectiven Zuschauers herausgehen und den Interpreten für den Leser abgeben. — Die Uebersetzung können wir, soweit dies ohne Vergleichung mit dem Original angängig ist, nur loben. ow.

Das ABC der Küche. Von Hedwig Heyl, geb. Gräsemann. 2. Aufl. Mit 12 Holzschnitten und 2 lithographischen Tafeln. Berlin SW., Carl Habel (C. G. Lüderig'sche Verlagsbuchhandlung).

Wer sich etwa durch den Titel verführen ließe, an ein Werkchen im Umfange unserer ABC-Büchlein zu denken, der würde sehr fehl gehen. Es ist kein Elementarbuch, sondern ein Werk von 824 Seiten über Alles zur Küche und Wirthschaftsführung Gehörige, geschrieben auf Grund reichster praktischer Erfahrung, aber auch mit werthvollen wissenschaftlichen Beigaben aus dem Gebiete der Küchenchemie und der Culturgeschichte bereichert, die durch lehrreiche Abbildungen anschaulich gemacht werden. Wir wüßten kein nützlicheres Geschenk für Hausfrauen, als dieses Buch, welches der Prinzessin Victoria von Preußen gewidmet ist, und dessen Inhalt durchaus dem Motto der Verlagsbuchhandlung entspricht: Sparen ohne zu entbehren, Uns Naturgesetze lehren; Froh genießen, nicht verschwenden; Mit Verstand der Erde Spenden Zu der Menschheit Glück verwalten — Also laßt mit Fleiß uns schalten!

Sowohl die kleinere Octavausgabe (9 Mk.) als die größere Quartausgabe (12,50 Mk.) sind mit Rücksicht auf Ausstattung und Einband als durchaus preiswürdig zu bezeichnen. m.

Zu Friedrich von Bodenstedt's 70. Geburtstage.

Der Sänger des **Mirza Schaffy** — wie **Bodenstedt** nun schon seit einem Menschenalter überall genannt wird — begeht am 22. April die Feier seines 70. Geburtstages.

Ein Comité, welchem publicistisch und literarisch hervorragende Männer aus allen Theilen Deutschlands angehören, fordert dazu auf, dem Dichter zu diesem Tage eine **Ehrengabe** darzubringen.

Indem wir uns dieser Aufforderung gern anschliessen, bemerken wir, dass Sendungen von dem Bankhause **M. Berle & Co.** in **Wiesbaden** entgegengenommen, Anfragen von Archivar **Dr. Ed. Ausfeld** ebendort beantwortet werden.

Die Redaction von Nord und Süd.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Adelmann, Graf A.**, Gesammelte Werke. I. Band. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Amyntor, G. A.**, (D. v. Gerhart), Stahl und Stein. Erzählung. Leipzig, Wilh. Friedrich.
- Bauer, J.**, Wie errichtet man rechtsgültig ein Testament? — Aus welchen Gründen kann eine Ehe geschieden werden? Leipzig, M. Spohr.
- Blassing, Henriotto v.**, Das Leben der Dichterin Am. v. Helwig, geb. Freiin von Imhoff. Mit Bild. Berlin, W. Hertz.
- Bleibtreu, K.**, Der Erbe. Sociales Schauspiel in vier Acten. Leipzig, Wilh. Friedrich.
- Böttger, Hugo**, Offen gestanden —. Epigramme. Braunschweig, B. Goeritz.
- Clarette, J.**, Jean Mornas. Autor. Uebers. u. d. Franz. von A. Schoibe. (Engelhorn's allg. Roman.-Bibl. V., 12.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Deutsche Encyclopädie.** Lief. 28. 29. Berlin. Wiegandt & Griebow.
- Engler, G.**, Koloniales. Eine umfass. Darstellung d. Kolonialverh. d. Deutschen Reiches u. d. übr. europ. Staaten. Hamburg, Verlagsanstalt.
- Felertag, Das Haus Trotzenstein.** Erzählung. Wien, C. Konigon.
- Förster, Brix**, Das Leben Emma Försters, der Tochter Jean Pauls, in ihren Briefen. Mit Bild. Berlin, W. Hertz.
- Frick, M.**, Ein Sieg der Liebe. Dramatisches Gedicht. Leipzig-Budnitz, Max Hoffmann.
- Garbe, R.**, Indische Reiseskizzen. Berlin, Gebr. Paetel.
- Gesellhofen, Julius**, Am Webstuhl der Zeit. Poesien aus dem modernen Leben. Grossenhain & Leipzig, Baumert & Bonge.
- Hamerling, R.**, Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen. 9. Aufl. Hamburg, Verlagsanstalt.
- Hartmann, E. v.**, Zwei Jahrzehnte deutscher Politik u. die gegenwärtige Weltlage. Leipzig, Wilh. Friedrich.
- Hevesi, Buch der Laune.** Neue Geschichten. Stuttgart, Ad. Bonz & Co.
- Kastner, W. A.**, Sommeraub. Epische Dichtungen. Wurzen, Ad. Thiele.
- Labarriere, P.**, Unschuldig verurtheilt. Roman. Breslau-Leipzig, S. Schottlaender.
- Ludwig, H.**, Strassburg vor 100 Jahren. Beitrag zur Culturgeschichte. Stuttgart, Fr. Frommann (E. Hauff).
- Meler Helmbrecht** von Wernher dem Gärtner. Deutsche Novelle aus dem XIII. Jahrhundert. Uebers. von L. Fulda. Halle, Otto Hendel.
- Meyer, W. A.**, Sein und Schein. Gedichte. Heidelberg, Otto Potters.
- Polybiblion.** Revue bibliographique universelle. Livraisons de février 1889. Paris, 2 & 5 rue St. Simon.
- Revue de l'enseignement des langues vivantes.** No. 14. Directeur-gerant A. Wolfrohm, Havre.
- Roberts, Baron, Alex.** Revanche! Roman. Leipzig, W. Friedrich.
- Ruff, J.**, Die junge Mutter. Aerztliche Rathschläge und Winke für junge Frauen. Strassburger Verlagsanstalt (R. Schulz & Co.).
- Rzehak, Frz.**, Prieborn. Histor. Erzählung aus Sachensvorgang. Tagen. Leipzig, Fr. Schneider.
- Schmiek, J. H.**, Ist der Tod ein Ende oder nicht? Leipzig, Spohr.
- Schubert, H.**, Panchronist. Kalender aller vergangenen und künftigen Jahre. Leipzig, M. Spohr.
- Schwetschke, E.**, Bilder d. Erinnerung aus dem Drei-Kaiser-Jahre. Vaterländische Gedichte. Halle a. S., G. Schwetschke.
- Seidel, H.**, Gesammelte Schriften. VI. Bd.: Skizzenbuch. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Tausend und eine Nacht.** Zum ersten Mal aus dem Urtext vollständig und treu übersetzt von Dr. G. Weil, Professor der morgenländischen Sprachen in Heidelberg. Dritter Abdruck. Bd. I. Mit 200 Illustrationen. Stuttgart, Siegor.
- Waleker, K.**, Theorie der Pressfreiheit und der Beleidigungen. Karlsruhe, Macklot.
- Wilsdorf, V.**, Gräfin Charlotte v. Kielmannsegge. Lebensbild aus der Zeit der Romantik. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.
- Wislocki, H. v.**, Sitte und Brauch der Siebenb. Sachsen. (Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge. N. F., III. Serie, Heft 63.) Hamburg, Verlagsanstalt (J. F. Richter).
- Wood, H. F.**, Auf der Fährt. Autor. Uebers. u. d. Englischen von N. Rümelin. 2 Bände. (Engelhorn's allg. Roman-Bibliothek. V. Jahrg. Band 13. 14.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1889^{er}. Frische Füllung. 1889^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	68 ²⁰ R
Kühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41 ⁸ "
Theresienbrunn	47 ¹ "
Konbrunn . .	47 ³ "
Marktbrunn .	34 ⁵ "
Felsenquelle .	47 "
Kaiser-Earl-Qu.	33 ⁴ "
Kaiserbrunn .	39 ¹ "

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

*Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen
im Jahre 1887*

11,894,000

und im Jahre 1888

12,720,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,
UND REMAGEN A. RHEIN.



1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLIX. Band. — Mai 1889. — Heft 146.

(Mit einem Portrait in Radirung: Kronprinz Rudolf v. Oesterreich.)



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

Instrumente; um den Tisch stehen noch einige Stühle, die gleichfalls mit Schreibereien und Drucksachen bedeckt sind. Auch die Wände des Nebenzimmers haben keinen andern Schmuck als Bücher. In einer Ecke ist hinter einem mit grünem Kattun bespannten Wandschirm das schmale eiserne Bett aufgestellt. In der Mitte steht ein stets mit weißem Linnen bedeckter kleiner Tisch, auf dem sich immer eine Flasche mit Wein, eine aufgestellte Karaffe mit Wasser und ein Teller mit Obst befinden. Da nimmt auch der Professor seine Mahlzeiten ein. Die beiden Fenster dieses Zimmers sind fast immer halb geöffnet; nur an den Tagen der rauhen Witterung werden die Fenster auf kurze Zeit geschlossen.

Im Vorhofe auf der linken Seite befindet sich ein niedriges Gebäude, das früher offenbar als Stallung gedient hat. Seit vielen Jahrzehnten werden hier keine Pferde mehr gehalten, und seit eben so langer Zeit ist dieses Gebäude das einzige, mit dem die Bauhandwerker etwas zu thun gehabt haben: es ist zum Laboratorium umgewandelt worden. Da stehen auf Ständern, welche an der Wand entlang gezogen sind, in allen möglichen Vocalen und Schaalen wunderlich aussehende Präparate, zum Theil von schöner violetter oder blauer Färbung, in gelblicher Flüssigkeit; daneben liegen menschliche und thierische Schädel, theils Gypsabgüsse, theils natürliche, alle mit Nummern versehen. Gefäße mit geheimnißvollem Inhalt, Retorten und Tiegel, stehen auch auf dem eichenen Tisch in der Mitte, neben Mikroskopen, feinen Waagen, wissenschaftlichen Schneideinstrumenten und dergleichen. Sonst hat der Besitzer, der dieses Haus vor dreißig Jahren in einem Zustande gekauft hat, der schon damals die Nothwendigkeit des Ausbaus und der Auffrischung erkennen ließ, nicht die geringsten baulichen Veränderungen vorgenommen. Früher, als seine Frau noch lebte, hat ihn diese oft darum gebeten, endlich einen Baumeister kommen zu lassen. Er hat aber immer andere Dinge im Kopf gehabt und es immer wieder verschoben, und seitdem er allein in der Welt steht, hat ihn Niemand mehr daran erinnert.

So ist denn also Alles geblieben, wie es war, oder vielmehr, es ist nichts geschehen, um es wieder herzustellen, wie es gewesen ist, und Alles ist mehr und mehr verwittert und zerfallen. Und so hat das Haus allerdings ein unheimliches Ansehen gewonnen, und man begreift, daß es zu wunderbaren Gerüchten in der Nachbarschaft die Veranlassung hat geben können.

Viele wohnen seit einem Jahrzehnt und länger in der nächsten Nähe dieses Hauses, ohne den Professor je von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben. Neugierige, die dem Manne, der sich um Niemand bekümmert, ihre besondere Theilnahme zuwenden, haben die Beobachtung gemacht, daß der Professor doch seine täglichen Spaziergänge macht. Die Stunden wechseln mit der Jahreszeit.

Jeden Tag ohne Ausnahme sieht man ihn kurz nach Sonnenunter-

gang aus dem Hause treten. Er ist unauffällig schwarz gekleidet; im Winter trägt er einen Pelz. Er stützt sich auf ein starkes Bambusrohr. Er bewegt sich leicht und geht ziemlich schnell. Er ist eher groß als klein und ziemlich hager. Diejenigen, die ihn seit längeren Jahren kennen, wissen, daß er sich früher sehr gerade hielt. Aber in den letzten Jahren zeigt seine Haltung doch die Spuren des Alters. Sein Rücken hat sich etwas gekrümmt, sein Kopf ist gebeugt. Er sieht Niemand an und blickt beständig vor sich auf die Pflastersteine.

Er nimmt fast immer denselben Weg: er geht durch die Friedrichstraße bis zum Draniensburger Thor und tritt dann an die Gitterthür, die zu den Kirchhöfen der verschiedenen Gemeinden führt. Da erwartet ihn regelmäßig der Pförtner, mit dem er wohl ein besonderes Abkommen getroffen haben muß. Dieser schließt die Thür auf und sagt: „Guten Abend, Herr Professor!“ Der Professor drückt ihm ein Fünzigpfennigstück in die Hand, antwortet: „Guten Abend!“ und schlägt dann einen Seitenweg ein. Nach Verlauf einer Stunde — er hält die Zeit ganz genau inne — erscheint er dann an der Gitterthür des westlichsten dieser Kirchhöfe, des Begräbnisplatzes der Charité. Da steht wieder ein anderer Pförtner, der ihn ebenfalls mit „Guten Abend, Herr Professor!“ begrüßt, der ihm die Thür aufschließt, und dem er auch fünfzig Pfennige in die Hand drückt. Durch die fast vollkommen menschenöde Communication am Neuen Thor nimmt er seinen Rückweg wieder über die Friedrichstraße und kehrt direct, ungefähr anderthalb Stunden nachdem er das Haus verlassen hat, in seine Wohnung zurück. Wind und Wetter üben auf dies Programm nicht den geringsten Einfluß. Ob draußen ein Schneesturm tobt oder ein wolkenbruchartiger Gewitterregen herunterklatst, bei eisigem Frost und in drückender Schwüle sieht man den Professor etwa eine Viertelstunde nachdem die Sonne untergegangen ist, aus seinem Hause heraustreten und anderthalb Stunden später heimkehren. Er vertauscht auch sein Bambusrohr niemals mit einem Regenschirm. Dagegen trägt er beständig, im Winter wie im Sommer, ein dunkles Cachenez. Am besten kennen ihn die beiden Pförtner, deren schmales Einkommen er durch seine regelmäßigen Trinkgelder nicht unwesentlich erhöht.

Die Beiden stimmen darin überein, daß der Professor eigentlich ein schöner Mann ist, oder wenn auch nicht schön, so doch ein eigenthümliches Aussehen hat. Er ist anders als die Anderen, sagen sie.

In jungen Jahren wird sein Haupthaar wohl tiefbraun, vielleicht schwarz gewesen sein. Darauf deutet die dunkle Gesichtsfarbe und das Braun der großen klaren, ausdrucksvollen Augen hin, in denen das jugendliche Feuer nicht erloschen, kaum gedämpft ist. Jetzt ist das Haupthaar schneeig weiß. Es hat sich nur wenig gelichtet und fällt in ziemlich langen Strähnen auf das Cachenez herab. Der Professor trägt keinen Bart. Seine Gesichtsfarbe ist frisch und deutet auf eine starke Gesundheit.

Die Jahre haben in die Stirn, an den Schläfen und um den Mund tiefe Furchen eingegraben. Die Nase ist ziemlich stark, geradlinig, die Lippen sind schmal und immer fest geschlossen, das Kinn tritt etwas hervor.

Sobald der Professor das Haus verlassen hat, wird in einem zweifenstrigen Zimmer Licht gemacht. Wenige Minuten vor seiner Rückkehr wird das Zimmer sehr hell beleuchtet und das gleichfalls zweifenstrige Nebenzimmer ebenso. Diese vier Fenster bleiben sehr lange hell, und wenn Alles ringsum in tiefer Dunkelheit liegt, leuchtet es noch immer wie festlich aus dem stillen Hause. Vor zwei Uhr Morgens werden die Flammen nie gelöscht, bisweilen aber erst nach vier. Es kommt oft vor, daß Kutischer von Nachtdroschken, die des Viertels unfundig sind, eine Weile vor dem Hause Halt machen, bis der Wächter ihnen sagt, daß da keine Gesellschaft ist. Mit einem mürrischen „Hüh!“ treiben sie dann ihren steifbeinigen Gaul an und holpern im Schritt über das schlechte Pflaster dem Asphalt der Friedrichstraße zu.

* * *

Seit dem Tage, da der Erbauer, der ein vergnügter Herr war, ein Freund der guten Tafel und der übermüthigen Geselligkeit, ein Beschützer der Damen vom Ballet, die Augen geschlossen hat, ist in dem Hause nicht mehr viel gelacht worden.

Kurz nach Beendigung der Freiheitskriege kam es in den Besitz eines alten Geizkragens, der in den festgewölbten, mit starken Eisenstäben an Fenstern und Thüren geschützten Kellerräumen seine Schätze aufspeicherte, und der als fast achtzigjähriger Greis am Tage der Märzrevolution vor Angst starb. Er hatte sich in den massiven Keller geflüchtet und dort eingeschlossen. Der alte Diener, der seinen Herrn vergeblich überall gesucht hatte, ließ am 19. März die Kellerthür erbrechen, und dort fand man den Alten ausgestreckt auf dem flachen Deckel einer großen Truhe, in den schon leichenstarrten Fingern ein Bund mit großen Schlüsseln fest umklammernd.

Das Haus mit seinem kostbaren Inhalt fiel, da der Verstorbene ein Testament nicht hinterlassen hatte, dem einzig lebenden Anverwandten, dem Großneffen, zu, einem leichtlebigen jungen Mann, der von der großen Erbschaft lustigen und nicht gerade allzu unvernünftigen Gebrauch machte. Das mit der Zeit ungemüthlich und unheimlich gewordene Haus sagte ihm nicht zu. Er beauftragte einen Agenten mit dem Verkaufe. Aber es wollte sich zu den Bedingungen, die der nunmehrige Besitzer stellen zu müssen glaubte, weder ein Käufer, noch ein Miether finden. Diese Bedingungen wurden von Jahr zu Jahr herabgesetzt, bis endlich der Eigenthümer seinem Agenten die Vollmacht gab, das Grundstück um jeden Preis loszuschlagen; er wollte nichts mehr damit zu thun haben. Das war im Jahre 1858.

Zu jener Zeit war ein junger Gelehrter, der bisher als außerordent-

licher Professor an der Königsberger Universität gewirkt und durch ein Werk über die mechanischen Störungen des Gehirns großes Aufsehen gemacht hatte, als Professor der Psychiatrie nach Berlin berufen worden. Es war ihm zugleich eine leitende Stellung in einer Krankenpflegeanstalt für Nervenleidende und Gemüthsfranke zugewiesen worden. Er hatte sich in der Stadtgegend, in der sich seine Hauptwirksamkeit entwickeln sollte, nach einem geeigneten Quartier umgesehen. Er war mit dem Agenten in Unterhandlungen getreten und hatte unter sehr vortheilhaften Kaufbedingungen die Gebäude mit den dazu gehörigen Grundstücken käuflich erworben. Für Unbehagliches und Unheimliches hatte er nicht den geringsten Sinn. Ein frei und still gelegenes Haus mit geräumigen Zimmern, das war, was er gesucht und nun gefunden hatte; und Käufer wie Verkäufer waren gleich befriedigt von dem Abschlusse des Vertrages.

Professor Dr. Alexander Osterode war damals vierzig Jahre alt, Wenige Wochen vor seiner Umsiedlung von Königsberg nach Berlin hatte er sich mit der zwanzig Jahre jüngeren Ada Buchner, der Tochter eines Gymnasialdirectors, verheirathet. Er hatte das sehr schöne Mädchen in einer schweren Nervenkrankheit behandelt und die fast schon hoffnungslos Darniederliegende dem Tode entrißen. Mit freudigem Stolze sah er, wie sich die bleichen und mageren Wangen allmählich wieder rundeten und mit der Frische der Gesundheit färbten. Er empfand für das junge Mädchen große Zuneigung, ja Zärtlichkeit; er glaubte sie zu lieben. Und sie blickte mit zärtlicher Dankbarkeit zu ihrem Retter auf.

Ada war mittellos, Professor Osterode dagegen, der einzige Sohn eines vor wenigen Jahren verstorbenen Großkaufmanns, mehr als vermögend zu nennen: er war reich. Adas Eltern waren glücklich, als der junge Gelehrte, von dem neuerdings in den wissenschaftlichen Kreisen soviel Ruhmliches gesagt und dem durch die Berufung nach Berlin eine hohe Ehre widerfahren war, der aus einer angesehenen Familie stammte und sich im Besitze eines bedeutenden Vermögens befand, der überdies allseitig als ein durchaus ehrenhafter, hülfsbereiter und guter Mensch bekannt und geschätzt war, um Adas Hand anhielt. Und alle Freunde des Hauses theilten die Freude der Eltern. Alle Mütter versorgungsfähiger Töchter stimmten darin überein, daß Ada ein ganz unverdientes Glück gehabt habe und eine ausgezeichnete Partie mache.

Adas Leben war bisher im elterlichen Hause im Kreise von fünf Geschwistern im ruhigen Einerlei bürgerlicher Sittsamkeit ohne irgendwelche Störung gemächlich verlaufen. Aus dem engsten Bezirke der eigenen Häuslichkeit und der Häuslichkeit der befreundeten Familien war sie niemals herausgetreten. Sie wußte von der Welt so gut wie nichts, als sie sich mit Professor Osterode verlobte. Unter den wenigen Männern, denen sie bisher begegnet war, hatte Osterode unzweifelhaft den tiefsten Eindruck auf sie gemacht. Zu ihren Gefühlen der Dankbarkeit für die rührende Sorgfalt

mit der er sie während ihrer schweren Krankheit gepflegt hatte, gesellte sich noch die Empfindung geschmeichelter Eitelkeit darüber, daß der jetzt so viel genannte interessante junge Wissenschaftler gerade sie vor allen Anderen auszeichnete, an dem Verkehr mit ihr offenes Gefallen fand und ihr bei jedem Anlaß durch zarte Aufmerksamkeiten aller Art deutlich zu verstehen gab, wie sehr sie ihm gefiel. So freundlich und zuvorkommend hatte noch kein Mann mit ihr verkehrt. Und war es da nicht natürlich, daß sie seine Freundlichkeiten erwiderte, daß auch sie sich bemühte, durch die heitere Liebenswürdigkeit ihres Wesens die Stunden, die Osterode in ihrer Gesellschaft verbrachte, zu erfrischenden und erfreulichen zu machen, daß sie dem Manne, der ihr eine so warme Theilnahme schenkte und soviel Güte zeigte, aufrichtig zugethan war?

Die Eltern, die mit wachsamem Auge und stillem Wohlbehagen die innigere Annäherung zwischen ihrer Tochter und dem Professor beobachtet hatten, sprachen zuerst, freilich im Flüsterton, aber doch laut genug, um von Ada gehört zu werden, das entscheidende Wort aus: sie liebe ihn. Die Anverwandten und guten Freunde wiederholten es. Dann kam es zu muthwilligen Anspielungen, zu freundlichen Neckereien, und dann wurde es laut gesagt, und Ada glaubte es.

Und als sie es glaubte, bewarb sich der Professor um ihre Hand.

Sie erröthete, schlug schweigsam ein, und die Beiden schlossen sich in die Arme. Die Eltern waren selig und segneten das junge Paar.

Es wurden zwar bittere Thränen vergossen, als Ada aus ihrer Vaterstadt, die sie bisher nie verlassen hatte, mit ihrem Manne nach der großen fremden Stadt übersiedelte. Aber die Zurückbleibenden trösteten sich bei dem Gedanken, daß Ada glücklich sei.

Das ungestaltliche Haus, in dem Ada ihren künftigen Wohnsitz aufschlagen sollte, stößte ihr allerdings von vornherein einen gewissen abergläubischen Schauer ein. Sie wagte es nicht, ihrem Manne zu gestehen, daß sie sich in den großen Räumen, die über die Bedürfnisse des jungen Haushalts weit hinausgingen, und von denen mehrere unbenutzt blieben und nicht einmal nothdürftig mit Möbeln versehen wurden, erschrecklich ungemüthlich fühlte.

Für solche Regungen schien Osterode nicht die geringste Empfänglichkeit zu besitzen. Das Haus war für seine Zwecke gut gelegen, in den hohen und weiten Zimmern ließen sich seine Bücher und wissenschaftlichen Apparate bequem unterbringen, mehr verlangte er nicht.

Sie aber hörte ihre Schritte hallen, wenn sie über den Korridor ging, und wenn sie am Abend allein in ihrem Zimmer saß, während ihr Mann noch im Laboratorium an seinen chemischen Untersuchungen und mikroskopischen Beobachtungen oder in seinem Studirzimmer arbeitete oder durch seinen Beruf außerhalb des Hauses zu verweilen hatte — wenn sie dann an ihre Eltern oder Freundinnen in der Heimat schrieb oder ein Buch las,

fuhr sie bei irgend einem zufälligen Geräusch, beim Knacken oder Krachen eines Möbels oder eines brennenden Spans bebend zusammen. Sie erschrak heftig, wenn ihr Blick über die Lampe hinweg flüchtig zur Decke hinauffstreifte. Das muthwillige Spiel der Schatten schien da aus den lustigen Arabesken allerlei spukhafte Ungestalten hervorzuzaubern. Sie fürchtete sich.

Adas Natur war von Hause aus spröde. Sie schloß sich nicht leicht an. Und Osterode war von jung auf der Geselligkeit wenig zugethan gewesen.

Der junge Professor fand mit seiner blühenden Frau bei seinen Berufsgenossen zwar die freundlichste Aufnahme. Aber da von diesen Beiden sehr wenig geschah, um engere Beziehungen herzustellen, so blieb es bei den üblichen Besuchen und Gegenbesuchen mit den unvermeidlichen Einladungen zu den größeren Dinern und der unausbleiblichen Erwidern dieser Einladungen. In den Kreisen der ärztlichen Autoritäten und medicinischen Professoren, in denen Osterode mit seiner jungen Frau in langen Zwischenräumen gesehen wurde, war allgemein das Gerücht verbreitet, daß Osterode rasend eifersüchtig sei. Nur so glaubte man es sich erklären zu können, daß er seine Frau und sich dem gesellschaftlichen Leben in so auffälliger Weise entzog. Davon wurde indessen nicht viel Aufhebens gemacht. Wer in der Großstadt nichts dazu thut, um bemerkt zu werden, wird sehr bald nicht bemerkt.

In den wissenschaftlichen Kreisen befestigte sich Osterodes Ansehen immer mehr. Von seinen Arbeiten wurde nur mit vollster Hochachtung gesprochen. Seine glänzende Erfolge als praktischer Arzt verschafften seinem Namen einen guten Klang, der weit über die Kreise der Berufsgelehrten hinausdrang. Auf dem Gebiete der Psychiatrie galt er als eine der ersten Autoritäten. Die Welt bekümmerte sich nicht darum, ob er verheirathet war oder nicht. Adas Name wurde kaum noch genannt.

Wenn aber zufällig einmal von der „schönen Frau Osterode“ die Rede war, so geschah es immer in freundlichster Weise. Die Osterode'sche Ehe gab in der That der Außenwelt nicht die geringste Veranlassung zu irgend welcher unliebamen Bemerkung. Wenn sich die Beiden in der Gesellschaft zeigten, oder wenn sie zu der alljährlich einmal wiederkehrenden größeren Vereinigung ihre Gäste bei sich empfingen, so war ihr Verhalten zu einander tadellos, ihr Verkehr mit den Geladenen ein musterhafter. Sie galten eben als stille Leute, die deshalb wenig ausgehen, weil sie in der Häuslichkeit im innigen Zusammenleben die vollste Befriedigung finden.

*

*

*

Die Wahrheit entsprach diesem Bilde, das sich die Fernstehenden hatten machen müssen, freilich in keiner Weise.

Osterode hatte nach verhältnißmäßig sehr kurzer Frist zu seinem wahren Entsizen die Wahrnehmung gemacht, daß er einen verhängnißschweren

Irrthum begangen, als er das Schicksal eines arglosen jungen Mädchens an das seinige geknüpft hatte. Seine Ehrlichkeit hatte ihm die Erkenntniß aufgedrungen, daß er zum Ehemann nicht taugte.

Als einziges Kind reicher, ihn zärtlich liebender Eltern war der aufgeweckte, begabte Knabe schon in frühesten Jugend verzogen worden. Er hatte keine Neigungen zum Schlechten, und man glaubte ihm daher auch gefahrlos seinen Willen lassen zu können. In seinen späteren Lebensjahren hatte sich die Gewohnheit, nur das zu thun, was er eben thun wollte, bei ihm immer mehr verstärkt. Er besaß für seine Wissenschaft eine wahre Leidenschaft, und er hatte keinen andern Ehrgeiz, als in seiner Wissenschaft sich hervorzuthun. Bis zu seiner Verheirathung hatte er auch keinen andern Zwang gekannt und anerkannt, als den seines Berufs, und ohne daß er es wußte, war er ein großartiger Egoist geworden. Er lebte nur seiner Arbeit, die völlig mit ihm verwachsen war. Er lebte nur sich.

Nachdem er seine Eltern verloren hatte, stand er fast allein auf der Welt da. Er hatte nur noch eine Cousine, die Wittwe eines Superintenden in der Provinz, die mit ihm in seinem elterlichen Hause aufgewachsen war. Und er glaubte seinen Pflichten gegen die übrige Menschheit dadurch zu genügen, daß er dieser, die er immer sehr lieb gehabt hatte, und die nun auf ihr ziemlich spärliches Wittwengehalt angewiesen war, einen sehr bedeutenden Zuschuß für die Erziehung ihres Sohnes gewährte. Dieser erhielt in der That eine glänzende Ausbildung, und Osterode hatte für alle Fälle schon jetzt in seinem Testamente die Bestimmung getroffen, daß Richard Willern, den er seinen Neffen nannte, ein sorgenfreies Wohlleben zugesichert bleibe.

Dem Gelehrten, der nun bis zum vierzigsten Lebensjahre vorgerückt war, ohne für seine Handlungen eine andere Richtschnur zu kennen, als die seines eigenen Beliebens, der seine Tagesordnung willkürlich umgestaltete, je nach den Anforderungen seiner Arbeit, und der schon von seiner Studentenzeit her die Gewohnheit angenommen hatte, bis tief in die Nacht, oft bis zum grauen Morgen, zu arbeiten und sehr spät aufzustehen, der fast immer allein war und die Gesellschaft nur dann aufsuchte, wenn er gerade Lust dazu verspürte, war es ganz sonderbar und befremdlich, nun beständig ein menschliches Wesen um sich zu haben oder in seiner nächsten Nähe zu wissen, dem er, wie er sich eingestand, Rechenhaft schuldete über Dinge, die er bisher allein entschieden hatte, — eine junge, lebensfrische, schöne Frau, die berechtigten Anspruch an seine Freuden, an seine Sorgen, an sein ganzes Leben, an ihn selbst erheben durfte. Wenn er auch während der Flitterwochen darüber hinweggekommen war, so hatte er doch auch damals schon, freilich ohne es sich selbst gegenüber zugeben zu wollen, ein leises Unbehagen empfunden. Nur zu bald aber fühlte er das beständige innige Zusammenleben mit Uda als einen Zwang, und eine dunkle Verstimmung bemächtigte sich seiner.

Er war nicht ungerecht genug, um sich zu entlasten. Er sagte sich, daß er seiner jungen Frau freiwillig jene Rechte eingeräumt habe, deren natürliche Ausübung ihm jetzt so lästig war. Aber diese Erkenntniß verhinderte die verstimmenden Thatsachen nicht. Jetzt mußte er sich mitten in der Arbeit unterbrechen, mußte nach der Uhr sehen, mußte sich entschuldigen, mußte, während er sich in seinem Geiste mit ganz anderen Dingen befaßte, die ihn völlig in Anspruch nahmen, auf gleichgültige Fragen gleichgültigen Bescheid geben — kurzum, er fühlte, daß es mit seiner Freiheit dahin war. Und erst jetzt machte er sich klar, daß ihm dieses kostbare Gut, von dem er während der letzten zwanzig Jahre wie ein sinnloser Verschwender in Saus und Braus gezehrt hatte, geradezu ein Lebensbedürfniß war.

Der Wissenschaftler muß ein freier Mann sein, sagte er sich, als er unfrei geworden war. Aber er war bei alledem gut geartet, und er meisterte sich, soviel er irgend konnte. Er ließ es nicht an redlichen Anstrengungen fehlen. Herr seiner egoistischen Auffassung und unwilligen Anwandlungen zu werden. Er gab sich die größte Mühe, herzlich zu erscheinen und freundlich zu sein.

Aber Uda hatte die Wahrheit längst durchschaut. Sie wußte, daß ihr Mann sie nicht liebte; und auch sie mußte sich eingestehen, daß sie über ihre Gefühle für ihn sich getäuscht hatte. Auch sie empfand Reue. Sie war höflich wie er und nachsichtig.

Im elterlichen Hause war sie in größter Einfachheit erzogen. Von dem, was man Vergnügungen nennt, wußte sie so gut wie nichts, und sie sehnte sich auch nicht danach. Die Kirchhofsrufe ihres Hauses sagte ihren Neigungen sogar zu. Sie hatte das Talent, sich beschäftigen zu können, und langweilte sich nie. In den Briefen an die Ihrigen ließ sie nie ein Wort der Klage fallen; und die Eltern, die immer der Meinung gewesen waren, daß ihre Tochter unverdient großes Glück gehabt habe, ließen sich in ihrem freundlichen Wahn nicht erschüttern. Die herrlichen Geschenke, die für alle Mitglieder der Familie zu Weihnachten und zu den Geburtstagen von Berlin aus ankamen, die Großartigkeit der Gastfreundschaft während der Sommermonate, in denen die Eltern und Geschwister in irgend einem behaglichen Sommeraufenthalt bei ihrer Tochter zu Gast waren, waren nur dazu angethan, sie in dieser Ueberzeugung noch zu bestärken. Und Abas Lippen blieben verschlossen.

Freilich fanden die Angehörigen, daß die junge Frau Professorin nicht so wohl und nicht so heiter aussähe, wie es sein sollte. Aber dafür fanden sie, die so gern nur an das Gute glauben wollten, bequeme Erklärungen.

Allmählich hatte Dsterode die Fesseln, die ihn in der ersten Zeit nach seiner Verheirathung so fest zusammenschürten, immer mehr und mehr gelockert. Er brauchte sich schon nicht mehr zu entschuldigen, wenn er bei

den Mahlzeiten zu spät oder auch gar nicht erschien. Aba speiste dann allein, und er hörte keinen Vorwurf. Aba ging, wenn nicht ganz besondere Veranlassungen vorlagen, regelmäßig zwischen zehn und elf zu Bett. Osterode, der oft sehr lange arbeitete und bisweilen auch in der Nacht zu irgend einem Patienten gerufen wurde, hatte sich sein eigenes Schlafzimmer eingerichtet, um seine Frau nicht zu stören. Sie wußte jetzt kaum noch, wann ihr Mann sich zur Ruhe begab, und es kam mehrfach vor, daß sie ihn in das Nebenzimmer eintreten hörte, als sie bereits aufgestanden war.

Die starke Enttäuschung, die sich Abas zunächst bemächtigt hatte, war allmählich von ihr gewichen, und mit ihr auch die Traurigkeit und Schwermuth. Alle ihre Empfindungen hatten sich abgestumpft, sie war ganz ruhig geworden. Sie wußte es eben nicht anders. Sie meinte, daß das Leben wirklich so sei, wie sie es lebte, so völlig freudenleer, und sie hatte sich an ihr Leben gewöhnt, wie an eine unheilbare Krankheit, mit der man sich nun einmal abfinden muß.

Sie wäre sogar in ihrer trübseligen Art noch ganz zufrieden mit ihrem Dasein gewesen, wenn nicht Eines sie oft in unbarmherzigster Weise gepeinigt hätte. In den langen Stunden ihres Alleinseins wurde sie mitunter ohne irgendwelchen Grund oder aus ganz geringfügiger Veranlassung plötzlich von einer jähen Furcht überfallen. Es packte sie beim Schopf und schnürte ihr die Kehle zu, daß sie wie eine Erdroffelte röchelte. Der Beruf ihres Mannes flößte ihr Grauen ein.

Wenige Wochen nach ihrer Einrichtung in Berlin war sie einmal in das zum Laboratorium umgestaltete kleine Gebäude getreten. Ihr Mann, für den die Gegenstände seines Studiums nur reizvoll und interessant waren, hatte ihr mit ungewohnter Freundlichkeit, ohne daß sie darum gebeten hatte, alle möglichen Aufklärungen gegeben. Er hatte ihr in den Vokalen einige besonders bemerkenswerthe Verbildungen menschlicher Gehirne gezeigt. Er hatte sie durch das Mikroskop eine feine Scheibe durchgesägten Rückgrats bewundern lassen, und mit einem gewissen Stolze hatte er auf seine herrliche Sammlung von Ibiotenschädeln hingewiesen. Aba litt, während der arglose Gelehrte sich herabließ, vor seiner ungelehrten Frau einige Schätze seiner wissenschaftlichen Sammlungen auszubreiten, wahre Höllequalen. Aber sie, die so Vieles verschweigen gelernt hatte, sprach auch jetzt kein Wort und hörte mit erheuchelter Theilnahme den Erläuterungen zu. Aber sie athmete wie befreit auf, als sie die Thür des unheimlichen Raumes hinter sich schloß, und der eigenthümliche Geruch blieb ihr wochenlang in der Nase. Sie mied es fernerhin, den Blick nach jenem kleinen Hause hin zu richten, und sah schen nach der andern Seite hinüber, wenn sie über den Vorhof gehen mußte.

Auch ihren Mann betrachtete sie seit jener Zeit mit einer gewissen Angst. Sie sah ihm oft unwillkürlich nach den Händen.

Manchmal kam ihr der schreckliche Gedanke, daß ihr Mann, der sich beständig mit Geisteskrankheiten beschäftigte, selbst den Verstand verlieren könne; und dann wäre sie mit ihm allein.

Eines Tages machte Uda ihrem Manne das Geständniß, daß ihr mitunter in der Einsamkeit recht unbehaglich sei. Sie selbst stellte ihre Angst als eine lächerliche Schwäche hin; aber sie sagte, sie könne sich nun einmal davon nicht frei machen. Sie rede sich bisweilen ein, daß sich irgend ein Verbrecher in das geräumige und so wenig bewohnte Haus einschleichen könnte und sie überfiele. Osterode belächelte ihre Angst und suchte sie zu beruhigen. Ein Druck auf die Klingel, und der Diener, ein handfester Bursch, der sich vor Gott und der Welt nicht fürchte, und der seit zwanzig Jahren in seinen Diensten stehe, sei zur Stelle. Und er fügte hinzu, während er auf eine Schublade seines Schreibtisches deutete, die nicht verschließbar war:

„Und für alle Fälle liegt da mein Revolver, aus dem ich im Laden des Waffenschmieds am Tage des Ankaufs den ersten und letzten Schuß gethan habe. Seitdem liegt er geladen da und harret der Verwendung. Du siehst, man hat selten Gelegenheit, sich vor Verbrechern zu schützen. Sei ganz unbesorgt.“

Die Anfälle kehrten aber doch immer wieder, und mehr als einmal wurde der Diener Franz, ein großer Ostpreuße, der bei den schweren Reitern gestanden hatte, herbeigerufen und mußte alle Ecken absuchen, um alsdann gehorjamt zu vermelden, daß er nichts gefunden habe.

Seit längerer Zeit ließ Uda das Hausmädchen in ihrer nächsten Nähe schlafen, und auch diese wurde bisweilen nächtlich alarmirt. Es wurde den Leuten jedesmal besonders von ihr eingeschärft, dem Herrn ja nichts von der Störung zu sagen.

* * *

In dieser freudlosen Gleichmäßigkeit war nahezu ein Jahrzehnt verlaufen. Uda hatte längst aufgehört, unglücklich zu sein. Sie war wunschlos.

Osterode hatte seinen wissenschaftlichen Ruf immer mehr erweitert. Die Ehe störte ihn nicht mehr. Er war in seiner Weise sogar glücklich.

Der Verkehr der Ehegatten miteinander blieb ein höflicher und gemessener. Es gab in ganz Berlin wohl kein stilleres Haus als das Osterode'sche.

Eines Abends — es war im Herbst des Jahres 1868 — jagte Osterode zu Uda, während sie zu Nacht speisten:

„Richard kommt nach Berlin.“

Uda blickte fragend zu ihrem Manne auf.

„Meine Nefse Richard,“ beantwortete Osterode die stumme Frage. „Du kennst ihn doch? Ich habe Dir ja oft genug von ihm gesprochen, und Du mußt ihn auch öfter gesehen haben.“

„Ach so,“ versetzte Uda, „Richard Willern! Jawohl, ich erinnere mich seiner ganz gut. Aber ich habe ihn sehr lange nicht gesehen. Seit unserer Hochzeit, glaube ich, nur einmal. Und das war bald darauf.“

„So?“ bemerkte Olerode einigermaßen erstaunt. „Woher kommt denn das?“ Und die gestellte Frage selbst beantwortend, fügte er hinzu: „Ach ja, der Junge hat mich gewöhnlich in den großen Ferien besucht, während Du mit den Deingen zusammen warst. Ja, dann wirst Du ihn wohl schwerlich wiedererkennen. Damals war er ja wohl noch Gymnasiast. Inzwischen hat er seine Universitätsstudien absolvirt, hat sein erstes juristisches Examen gemacht. Und heute habe ich einen Brief von ihm bekommen, in dem er mir voller Freude mittheilt, daß er als Referendar an das Kammergericht versetzt worden ist. Ich habe den Jungen sehr lieb. Er ist übrigens mein einziger männlicher lebender Verwandter. Ich hatte sogar daran gedacht, ihm eine Wohnung in unserm Hause anzubieten — natürlich unter der Voraussetzung Deiner Zustimmung. Platz hätten wir ja genug. Aber nach einiger Ueberlegung habe ich mir doch sagen müssen, daß der junge Mensch es wahrscheinlich vorziehen wird, nicht unter irgendwelcher Controle zu stehen, und nicht an irgendwelche Pflichten gegen das Haus seiner Verwandten gefesselt zu sein. Ich denke, Du wirst damit einverstanden sein, wenn ich ihm sage, daß unser Haus sein Haus ist, daß er kommen und gehen mag, wann er will, daß der Tisch für ihn immer gedeckt ist, daß er am Abend mit uns Thee trinken und schwätzen kann, wenn er Lust dazu hat, daß wir's ihm aber auch nicht übelnehmen, wenn er wegbleibt. Er ist eben ein blutjunger Mensch . . . und ich bin es nicht mehr.“

Der Professor hatte vor den letzten Worten eine kleine Pause gemacht, und Uda hatte ganz richtig errathen, daß er eigentlich hatte sagen wollen: „Und wir sind es nicht mehr.“

Sie machte sich bei diesen Worten zum ersten Male klar, daß auch sie nicht mehr zu den ganz jungen Frauen gerechnet werden könne. Sie stand an der Schwelle der Dreißig. Der Neffe ihres Mannes war fünf- undzwanzig Jahre alt, also im Verhältniß zu ihr ein Kind, wie sie meinte. Sie erinnerte sich seiner auch nur noch als eines frischen, aufgeweckten vierzehn- bis fünfzehnjährigen Jungen, der bei der Hochzeitsfeier sehr übermüthig gewesen war und zum großen Jubel der Angehörigen mit ihr, der jungen Frau, getanzt hatte. Sie freute sich darauf, ihn wiederzusehen, und war natürlich mit dem Vorschlage ihres Mannes vollkommen einverstanden.

Aber sie blieb doch während des ganzen Abends nachdenklich. Es ging ihr nicht aus dem Sinn, daß sie nicht mehr jung sein sollte. So wenig Freude ihr auch von ihrer Jugend geboten worden war, jetzt, da sie sich mit dem Gedanken befreunden sollte, von ihr zu scheiden, erschien sie ihr kostbarer, als sie je gewöhnt hatte.

Etwa vierzehn Tage später kam Richard zum ersten Mal in das Haus seiner Anverwandten. Seit der Mittheilung, daß er nach Berlin versetzt worden sei, hatte er nichts wieder von sich hören lassen. Er wollte den Seinigen keine Scherereien machen. Mit der Selbstständigkeit, an die er sich von Jugend auf gewöhnt, hatte er in wenigen Stunden seine persönlichen Angelegenheiten schnell erledigt.

Zu später Abendstunde war er in Berlin angekommen, hatte in einem Gasthause übernachtet und war am andern Vormittag ausgegangen, um sich eine Wohnung zu suchen. In der Markgrafenstraße, unweit des Kammergerichts, hatte er gefunden, was er brauchte. Dorthin hatte er seine Siebensachen bringen lassen, und am Nachmittag war schon Alles in schönster Ordnung: seine Kleider hingen im Schrank, seine Wäsche lag im Kasten, seine Bücher waren aufgestellt. Die Oelfarben drucke an den Wänden waren beseitigt und durch einen guten Stich der Sirtinischen Madonna, den er von seinem Vater geerbt hatte, und verschiedene Photographien seiner Angehörigen und guten Freunde ersetzt. Unter diesen befand sich auch das Bild von Onkel und Tante Osterode, das noch in Königsberg, zur Zeit, als sie Brautleute waren, aufgenommen worden war. Seitdem hatten sich die Beiden übrigens nicht mehr photographiren lassen.

Richard traf es günstig. Als er sich um vier Uhr melden ließ, wollten sich Osterodes gerade zu Tisch setzen. Onkel und Nefse begrüßten sich mit stürmischer Herzlichkeit. Es versteht sich, daß Osterode Richard liebevolle Vorwürfe darüber machte, sich nicht vorher angemeldet haben. Richard war darauf auch vollständig vorbereitet gewesen; das kümmerte ihn nicht.

Aber er gerieth in einige Verlegenheit, als er sich nun zu Uda wandte, die gleichfalls einige Befangenheit zu verspüren schien. Er wußte nicht recht, ob er ihr die Hand oder die Wange küssen solle, ob er sie „Sie“ oder „Du“, „gnädige Frau“ oder sonstwie zu nennen habe. Zur Tante erschien sie ihm jedenfalls zu jung.

„Wir freuen uns sehr,“ sagte Uda nach einer kurzen Pause, indem sie die Fragen, die Richard in einige Verwirrung gebracht hatten, kurzer Hand entschied, „Sie nun in unserer nächsten Nähe zu haben. Hoffentlich werden Sie sich so wohl bei uns fühlen, daß Sie recht oft zu uns kommen.“ Und sie reichte ihm die Hand.

„Sie sind zu gütig, gnädige Frau. Ich danke Ihnen herzlich,“ versetzte Richard, während er die ihm dargebotene Rechte an seine Lippen führte.

„Was sind denn das für Geschichten?“ rief Osterode gemüthlich aus, der diesen Vorgang mit einigem Erstaunen beobachtet hatte, „Sie und ‚gnädige Frau‘? Nein, so stehen wir doch nicht miteinander! Umarme Deine Tante, Du Schlingel! Und Du, Uda, behandle ihn, so gut er es verdient, oder vielmehr über Verdienst gut! Denn für einen Musterknaben halte ich Dich nicht. Nun also, marsch!“

Zögernd bot Uda ihre Stirn Richard zum Kusse dar.

„Also wenn Du erlaubst,“ sagte dieser und küßte seine junge Tante. Den verwandtschaftlichen Respectstitel brachte er übrigens nicht über die Lippen, und Uda umging während der ersten Zeit ihres Zusammenseins mit großer Geschicklichkeit jede directe Ansprache an den ihr fremden jungen Mann, den sie auf Wunsch ihres Mannes mit der Vertraulichkeit eines alten Freundes behandeln sollte. Es war ihr störend, obgleich Richard einen guten Eindruck auf sie machte. Und er war ja auch nicht Schuld daran, daß sie sich ihm gegenüber jetzt in einer gewissen Befangenheit befand.

Richard hatte in seinem ganzen Wesen, in seiner Erscheinung, in seinen Bewegungen, in seiner Stimme etwas Frisches, Freies, Jugendliches, das Osterode wie Uda gleichermaßen gefiel. Er war ein hübscher junger Mann, an dem allerdings die Jugend das Hübscheste war. Seine Züge waren nicht eben regelmäßig, aber er sah klug und gut aus; seine Stirn war wohl ausgebildet und hoch, sein graublaues Auge leuchtend und klar; und wenn er lachte, zeigte er seine prachtvollen gesunden Zähne. Er trug sein kastanienbraunes Haar ziemlich kurz geschoren; sein kleiner Schnurrbart war von hellerer Färbung, beinahe blond. Den wohlgepflegten Nägeln und seiner Kleidung, die zwar keineswegs stutzerhaft, aber doch modisch elegant zu nennen war, merkte man es an, daß Richard auf sein Aeußeres Acht gab. Der helle Klang seiner Stimme wirkte in diesen Räumen ganz eigenthümlich.

Uda machte jetzt erst die Bemerkung, daß sie sich mit den Jahren daran gewöhnt hatte, ungewöhnlich leise zu sprechen. Und sie hörte endlich einmal wieder lachen, herzlich lachen, aus voller Kehle, so wie sie einst gelacht hatte, vor langen, langen Jahren.

Auch Osterode war heiterer und aufgeräumter als je. Bei Tisch herrschte eine ganz gemüthliche und behagliche Stimmung, und die sonst für die Hauptmahlzeit angelegte Frist wurde erheblich überschritten.

Beim Kaffee fragte Osterode seinen Neffen:

„Hast Du heute Abend etwas Besonderes vor?“

„Nichts Besonderes,“ antwortete Richard. „Auf dem Wege hierher habe ich mir an den Anschlagssäulen die Theaterzettel angesehen. Du kannst Dir ja denken, daß ich ausgehungert bin. Ich habe seit Jahren kein gutes Theater gesehen. In irgend einem kleinen Theater — ich weiß nicht genau wo — wird ein französisches Stück gegeben, von dem in den öffentlichen Blättern viel gesprochen worden ist. Ich hätte eigentlich nicht übel Lust, es mir anzusehen. Von der modernen dramatischen Literatur Frankreichs weiß ich so gut wie nichts. Es wäre sehr nett, wenn Ihr mitkämt.“

Uda lächelte. Sie war in den ersten zwei Jahren ihrer Ehe vielleicht ein halbes Duzend mal mit ihrem Manne im Schauspielhause

und in der Oper gewesen. Seitdem aber hatte sie kein Theater mehr besucht. Ihrem Manne war es ein Opfer, und das Vergnügen, das sie empfand, wurde durch das Bewußtsein, daß ihr Mann verstimmt war, verdorben. Um so erstaunter war sie, als Oterode antwortete:

„Den Anfang werde ich leider versäumen müssen, denn ich habe bis gegen acht nothwendig zu thun. Aber Du kannst ja Ada begleiten und mein Billet beim Portier niederlegen. Würde es Dir Spaß machen, mitzugehen?“ fragte er seine Frau.

„O ja,“ entgegnete Ada. „Ich habe auch irgendwo gelesen, daß das Stück recht interessant sein soll.“

„Also gut,“ sagte der Professor. Und während er nach der Uhr sah, fügte er hinzu: „Jetzt ist es sechs. Ich habe keine Zeit mehr zu versäumen, wenn ich noch etwas vom Stücke sehen will. Also nimm's mir nicht übel, mein Junge, wenn ich Dich jetzt verlasse. Wir treffen uns in der Loge. Auf Wiedersehen!“

Er drückte seinem Neffen die Hand, berührte flüchtig Adas Scheitel mit seinen Lippen und entfernte sich. Ada mußte sich auch sehr bald zurückziehen, um ihr Hauskleid abzulegen und etwas Toilette zu machen.

Richard blieb in dem großen Salon allein zurück. Er machte sich's auf der Chaiselongue bequem und rauchte.

* * *

Er war sehr vergnügt. Er war darauf vorbereitet gewesen, daß er von seinem Onkel mit großer Herzlichkeit empfangen und aufgenommen werden würde. An die junge schöne Tante hatte er nur nebenher gedacht. Das Bild, das seiner Erinnerung vorschwebte und das durch die alte Photographie lebendig in ihm erhalten worden war, entsprach der Wirklichkeit freilich recht wenig. Es war eine Fremde, die ihm gegenübergetreten war. Sie erschien ihm größer, schlanker, vornehmer und zurückhaltender, und sie war viel schöner und von einer ganz andern Schönheit, als sie ihm vorge schwebt hatte. Sie hatte so etwas Schwermüthiges, Poetisches, so etwas von einer Romanheldin. Und während er sich den traurigen Ausdruck ihrer großen dunklen Augen vergegenwärtigte, lächelte er sehr vergnügt.

Ja, sie war wirklich sehr schön, die junge Tante, namentlich im Profil. Die edle Rundung des Kopfes, die durch die einfache Tracht des dunklen, fast schwarzen glänzenden Haars, das sich nur am Stirnansatz ein wenig wellte und im Nacken zu einem schlichten Knoten geschlungen war, nicht entstellt wurde, gefiel ihm ganz besonders, und die Blässe ihrer Gesichtsfarbe, die in der dunklen Umrahmung um so stärker wirkte, erschien ihm sehr interessant.

Sie war freilich bei Tisch ziemlich still gewesen, aber das war ja ganz natürlich. Soviel hatte er schon herausbekommen, daß Ada ein zurück-

gezogenes Leben führte und kaum Gelegenheit gehabt hatte, sich mit den oberflächlich verbindlichen Formen der Gesellschaft vertrauter zu machen. Es war ihr gewiß kein Leichtes, sich in ihre Situation hineinzufinden. Aber es war sicherlich nur eine Frage der Zeit, um die richtige Gemüthlichkeit zwischen denen, die nun so oft miteinander verkehren sollten, herzustellen. Dafür wollte er schon sorgen. Jedenfalls bereitete ihm die Aussicht, mit einer schönen, jungen, offenbar klugen und gebildeten Frau im Hause seines nächsten Anverwandten, dem er schon soviel Dank schuldig war, in ungezwungenster Geselligkeit verkehren zu dürfen, eine große Freude. Und deshalb lächelte er, während er an Abas traurige Augen dachte und den Rauch vor sich hinblies.

Es war schon dämmerig geworden, als Aba in ihr Schlafzimmer trat. Sie hatte die Lichter auf ihrem Toilettentisch anstecken lassen. Sie beanpruchte zum Ankleiden keine Hilfe und war allein.

Ohne sich besonders Rechenschaft abzulegen, brachte sie ihr Gesicht in die nächste Nähe des Spiegelglases und beleuchtete sich. Zum ersten Mal bemerkte sie an den Augenwinkeln kleine zarte Falten. Sie betrachtete dieselben lange und nachdenklich und lächelte trübe.

Sie verwandte heute auf ihre Toilette eine mehr als gewöhnliche Sorgfalt. Sie dachte auch an die neue Bekanntschaft. Es erschien ihr scherzhaft, daß sie einen so großen Neffen hatte, und sie machte unwillkürlich sogleich den Versuch, sich in die Rolle einer Respectsperson hineinzuspielen.

„Es scheint ein guter Junge zu sein,“ sagte sie.

Auf dem Wege nach dem entlegenen Theater unterhielt Richard Aba, die ihm jetzt noch viel schöner erschien, in anregender Weise. Aba thaute allmählich auf, und während der langen Fahrt, die den Beiden aber gar nicht lang wurde, gebrauchte Aba zum ersten Mal die vertrauliche Ansprache, die ihr Mann ihr aufgenöthigt hatte, und duzte Richard. Richard bemerkte es sehr wohl, und es machte ihm Vergnügen.

Das französische Ehebruchs-drama wurde recht gut gespielt und fesselte die Beiden, die am Theater die naive Freude der Provinzialen hatten, in hohem Grade.

Nach dem dritten Acte, der mit einem starken Effecte abschloß, war eine größere Pause. Jetzt erst bemerkte Aba:

„Alexander sollte doch eigentlich schon da sein! Wollte er nicht um acht Uhr kommen? Wie spät haben wir es denn?“

„Es ist schon neun vorüber,“ antwortete Richard nach einem Blick auf seine Uhr. „Es wird doch nichts vorgekommen sein?“

„Bewahre!“ antwortete Aba gelassen. „Mein Mann sitzt jedenfalls bei der Arbeit, und dann vergißt er die Zeit und vieles Andere. Er wird wohl noch kommen.“

Aber auch der sehr aufregende letzte Act, der die Zuschauer in fieberhafte Spannung versetzte, ging zu Ende, ohne daß sich der Professor hätte

blicken lassen. Die Beiden fuhren allein nach dem stillen Hause zurück. Unter dem starken Eindrücke, den das Schauspiel auf sie gemacht hatte, sprachen sie unterwegs nur wenig. Am Thorweg wollte sich Richard verabschieden.

„Du solltest noch eine Tasse Thee bei uns trinken,“ sagte Ida, „und mir Gesellschaft leisten. Das Stück hat mich sehr aufgeregt, und ich fürchte mich ein wenig, wenn ich jetzt allein bleiben muß. Siehst Du,“ fügte sie hinzu, auf das kleine Seitengebäude weisend, „noch Licht! Mein Mann arbeitet, wie ich vorausgesetzt hatte. Klopfe nur getrost an. Ich will inzwischen ablegen und den Thee bestellen. Ich erwarte Euch oben.“

Richard war von der Aussicht, noch ein Stündchen mit Ida verplaudern zu können, sehr erbaut. In den Dunkel dachte er eigentlich erst in zweiter Reihe. Nachdem er Ida über den Vorhof bis zum Hause begleitet hatte, trat er an die ihm bezeichnete Thür des langgestreckten niedrigen Gebäudes und klopfte.

Der Ruf: „Herein!“ klang ziemlich unwirsch.

In dem saalartigen Raume, der durch mehr als ein halbes Duzend Gasflammen sehr hell beleuchtet war — Osterode war ein Freund sehr hell beleuchteter Zimmer —, war es drückend heiß. Der Professor saß an dem großen Tisch in der Mitte, auf dem neben den verschiedenen wissenschaftlichen Instrumenten Druckschriften aller Art lagen. Auf dem Tische stand noch eine Schiebelampe mit grünem Schirm. Das grüne Licht fiel auf das Antlitz des Professors und gab diesem eine gespensterartige unheimliche Färbung. Seine vollen schwarzen Haare, die an den Schläfen zu ergrauen anfangen, waren zerzaust.

Offenbar unangenehm überrascht, warf er einen nicht sehr einladenden Blick auf die sich öffnende Thür. Aber sobald er seinen Neffen erblickte, nahm seinen Gesicht einen ganz veränderten, freundlich verlegenen Ausdruck an. Er erhob sich schnell, fuhr mit der Rechten über die Stirn und durch das Haar, als ob er das, was ihn bisher beschäftigt hatte, wegwischen wollte, und ging dem Eintretenden einige Schritte entgegen.

„Ah, ah!“ sagte er in entschuldigendem Tone. „Ich habe Euch ja ganz vergessen! Wie spät haben wir's denn?“ Und nach der großen Wanduhr blickend, setzte er hinzu: „Was! schon halb elf? Das ist doch gar nicht möglich! Da habe ich mich einmal wieder fest gelesen! Und noch dazu recht überflüssiger Weise, denn in dem dicken Buche steht recht wenig Neues. Das thut mir aber leid! Entschuldige mich nur. Ida war wohl ungehalten?“

„Durchaus nicht. Sie scheint Deine Gewohnheiten zu kennen. Sie hat mich sogar beruhigt, als ich wegen Deines Ausbleibens eine Bemerkung machte. Und sie hat die Wahrheit richtig getroffen.“

„So so! Ja ja! Das leidige Lesen! Ich hätte mich gewiß besser unterhalten, wenn ich mit Euch gekommen wäre. Wie war's denn?“

„Das wollen wir Dir oben erzählen. Uda hat den Thee für uns hergerichtet. Und hier ist eine Hitze und weht eine Luft! Ich begreife nicht, daß Du es hier aushalten kannst.“

„Ja ja, die dummen Gewohnheiten, mein Junge! Du hast Recht! Wir wollen hinaufgehen. Deffne ein Fenster, wenn es Dir hier zu heiß ist. Ich komme gleich.“

Während Richard ein Fenster weit aufriß, trat der Professor an den in der Ecke stehenden Waschtisch, auf dem sich ein mit Wasser gefülltes Becken von ungewöhnlicher Größe befand. Er stellte sich breitbeinig davor, beugte sich und tauchte seinen Kopf drei-, viermal ins Wasser. Nachdem er sich mit einem rauhen englischen Handtuch gehörig abgerieben und die Hände sorgfältig gereinigt hatte, sagte er: „Nun komm, ich bin bereit.“

Inzwischen war das Wohnzimmer hell beleuchtet; und als die Beiden eintraten, war das Brodeln des Theekessels gerade verstummt, und der aus der Tülle aufsteigende und sich ringelnde graue Dampf ließ erkennen, daß das Wasser kochte.

„Ich habe mich schon bei Richard entschuldigt,“ sagte der Professor, „und Du wirst mir auch verzeihen. Es war gerade ein neues Buch angekommen, das mich interessirte, und ich weiß nicht, wo die Zeit geblieben ist. Du nimmst es mir doch nicht übel?“

„Durchaus nicht. Ich habe mir gleich so etwas gedacht,“ antwortete Uda, während sie die Spirituslampe löschte. Aber sie verspürte die Rücksichtslosigkeit ihres Mannes in Wahrheit heute doch um einen Stärkegrad empfindlicher als sonst wohl. Es war ihr nicht angenehm, daß Richard gleich am ersten Tage erfahren sollte, wie es im Hause zugeht.

* * *

Beim Thee herrschte eine recht gemüthliche Stimmung. Es wurde von dem Stücke gesprochen, dessen Handlung sich Osterode erzählen ließ, und die auch ihn interessirte.

„Wann ist denn das Stück geschrieben?“ fragte er.

„Genau weiß ich's nicht,“ versetzte Richard, „aber es muß wenigstens zwei, drei Jahre alt sein. Ein Freund von mir hat es schon vor über einem Jahre in Paris gesehen und mit mir davon gesprochen.“

„Nun, dann hat wieder einmal, wie das öfter vorkommt, die Wirklichkeit der Dichtung nachgeäfft, während doch eigentlich die Dichtung die Wahrheit abzeichnen sollte.“

„Nicht eigentlich. Ich glaube vielmehr, daß der Dichter seines Amtes am vollkommensten waltet, wenn er vorahnend die Wahrheit erfindet. Du weißt ja, die Lateiner haben für die Begriffe ‚Dichter‘ und ‚Prophet‘ dasselbe Wort: ‚vates‘.“

„Nun also, der frivole Franzose ist in diesem Falle wirklich ein Prophet, ein ‚vates‘ gewesen. Hast Du denn nichts von dem merkwürdigen

Proceſſe gehört, der erſt vor wenigen Wochen vor den Geſchworenen von Lyon verhandelt worden iſt?“

„Ich leſe überhaupt wenig Zeitungen, und in der letzten Zeit habe ich mich um nichts anderes als um meine Prüfungsarbeiten kümmern können.“

„Richtig!“ fiel jetzt Uda ein. „Ich entſinne mich des Proceſſes von Lyon. Du haſt ganz Recht! Das Drama der Wirklichkeit, über das da verhandelt worden iſt, hat allerdings viele gemeinſame Züge mit dem Schaufpiel, das wir heute geſehen haben.“

„Was war es denn?“ fragte Richard.

„Eine ziemlich gewöhnliche Geſchichte, bei der hauptſächlich das Urtheil der Geſchworenen Aufſehen gemacht hat,“ antwortete Oſterode. „Im Uebrigen eine Ehebruchsgeschichte, wie ſie tauſendmal dagewesen iſt. Ein älterer Mann heirathet ein ſehr viel jüngerer Mädchen, in das er ſich ſterblich verliebt hat. Er hat ſie aus der Geſe des Volks zu ſich erhoben. Sie iſt die Tochter einer Wäſcherin, glaube ich. Er ſtammt aus einer der vornehmſten gräflichen Familien des Landes und hat bis vor wenigen Jahren eine der hohen Stellungen im Staate eingenommen. Der alte Graf conſtatirt, daß ſeine junge Frau, mit der er nun etwa drei oder vier Jahre verheirathet iſt, plötzlich eine auffällige Vorliebe für Muſik empfindet und keine der Opernvorſtellungen verſäumt. Gute Freunde geben ihm den Schlüssel des Geheimniſſes. In der neuen Operngeſellſchaft befindet ſich ein hübscher Tenoriſt mit ſchmachtendem Augenaufschlag und hohem c, in den natürlich alle Damen der großen Stadt vergafft ſind. Und die junge Frau Gräfin macht keine Ausnahme, vielmehr ſcheint der Tenoriſt zu Gunſten der jungen Gräfin eine beſondere Ausnahme zu machen. Der alte Graf wird argwöhnlich, paßt auf und ſtellt die Wahrheit, die ſeine Ehre vernichtet, feſt. Er zieht einen alten Diener in's Geheimniß, das er im Uebrigen vor der ganzen Welt ſtreng bewahrt. Er läßt die Gräfin überwachen. Und eines Tages erhält er die Mittheilung, daß die Gräfin, die ſich unter dem Vorwande, irgend ein Spital zu beſuchen, von Hauſe entfernt hatte, mit dem Tenoriſten in einem kleinen entlegenen Gaſthauſe der Vorſtadt traulich zuſammen iſt. Er ſteckt ſeinen Revolver zu ſich, der Vorſicht halber nimmt er ſogar noch außerdem eine Piſtole mit, begiebt ſich ſchleunig in das ihm bezeichneter Gaſthaus, fordert unter wilden Androhungen den Haupteſchlüſſel, läßt ſich das Zimmer bezeichnen, öffnet es und findet das Pärchen. Er ſchießt den Tenoriſten mit zwei wohlgezielten Schüſſen wie einen Hasen über den Haufen. Die entſetzte Frau ſtürzt davon. Er folgt ihr wie ein Raſender bis auf die Straße und giebt noch drei Schüſſe ab, von denen der letzte das Schulterblatt zertrümmert. Die Frau iſt mit dem Leben davongekommen. Sie iſt aus Frankreich verſchwunden. Bei dem Proceſſe hat ſie als Zeugin nicht vernommen werden können, da ihr gegenwärtiger Aufenthalt unbekannt iſt.“

Der Graf ist wegen Mordes und Mordversuchs vor die Geschworenen gestellt worden, und die braven Geschworenen von Lyon haben ihn unter dem Jubel der Bevölkerung freigesprochen.“

„Sie haben ein schweres Unrecht begangen, die braven Geschworenen von Lyon!“ versetzte Richard mit äußerster Energie. Sein juristisches Gewissen empörte sich über dies Urtheil. „Wohin soll es führen,“ rief er aus, „wenn das Individuum berechtigt sein soll, sich selbst sein Recht zu verschaffen, in eigener Sache das Urtheil zu fällen und zugleich zu vollstrecken? Mag dem Einzelnen in einem besonderen Falle auch durch die gesetzliche Bestrafung wegen empfangener Unbill nicht die ausreichende Genugthuung zu Theil werden! Das ist eben ein Unglück. Aber deshalb steht ihm noch keineswegs die Berechtigung zu, nun auf eigene Faust mehr zu erreichen, als der gesetzliche Schutz ihm gewährt. Das würde uns ja in gerader Linie zum Faustrecht zurückführen. Fast in jedem einzelnen Streitfalle glauben beide Parteien in ihrem guten Recht zu sein, und läßt man sie selbst ihren Streit ausfechten, nun, dann hat eben immer der Stärkere Recht. Es wäre ein großes Unglück, wenn ein solcher Vorgang, wie Du ihn eben geschildert hast, gewissermaßen vorbildlich, ein Präcedenzfall werden sollte, und wenn das Urtheil der Geschworenen es billigte, daß der in seiner Ehre Geschädigte sich berechtigt glaubt, sich selbst Genugthuung zu verschaffen. Das Vertrauen zum Richter ist eine der mächtigsten Grundlagen des sittlichen Staates, und die Geschworenen schlagen sich selber in's Gesicht, wenn sie den nicht strafen, der den Richter umgangen hat. Es ist ja möglich, daß die Verhältnisse hier so liegen, wie Du sie geschildert hast. Aber Du kennst sie doch auch nur aus der einseitigen Darstellung des Angeklagten. Es wäre immerhin der Fall denkbar, daß die Verhältnisse ganz anders liegen, als sie uns hier geschildert werden. Wir wissen nur, daß hier ein kaltblütig überlegter und planmäßig durchgeführter Mord vorliegt. Der Graf hat nicht im Zustande bestimmungsloser Wuth zur ersten besten Waffe gegriffen, er hat Alles, was er gethan hat, mit kühlster Ueberlegung gethan. Ohne seine Frau zu warnen, ohne sie zu strafen, ohne dem schuldigen Geliebten gegenüberzutreten, hat er sich bewaffnet und die Beiden überfallen. Wer weiß, ob es ihm nicht ganz angenehm gewesen ist, seine Frau auf diese Weise loszuwerden? Auf Grund der thatjächlichen Erhebungen mußten die Geschworenen das Schuldig sprechen, und wenn sie es nicht gethan haben, so haben sie eben gegen ihre Pflicht gehandelt.“

„Und ich behaupte, sie haben das einzig Richtige gethan,“ erwiderte der Professor. „Und ich würde in demselben Falle gerade so geurtheilt haben. Du sprichst als junger Jurist, und ich freue mich sogar darüber, daß Du so sprichst; aber ich spreche als erfahrener Mann. Ich habe vor dem Gesetze den tiefsten Respect. Es ist gewiß der vollkommenste Ausdruck des menschlichen Wissens, aber alles menschliche Wissen ist eben

Stückwerk. Und ich kann mir sehr gut denken, daß es Fälle giebt, in denen das Gesetz weder zur Bestrafung des Schuldigen, noch zur Genugthuung des Geschädigten ausreicht. Ich kann mir denken, daß dann der Einzelne durch seine Entrüstung oder irgend eine andere Wallung dazu getrieben wird, ein Mehr zu erreichen, als das Gesetz ihm gewährt. Ich gebe zu, daß er sich dann schuldig macht und sich nicht darüber wundern darf, wenn ihn nun das Gesetz ereilt. Hätten die Geschworenen den Grafen verurtheilt, so hätte er sich nicht beklagen dürfen. Aber auch für den Fall der Verurtheilung würde ihn der Gedanke getröstet und erhoben haben, daß er nicht ein Verbrecher im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist, und daß er sich mit eigener Faust — ich will das Wort, das Du gebraucht hast, wieder gebrauchen — eine höhere und bessere Gerechtigkeit verschafft hat, als die Menschen kraft ihrer allgemeinen Satzungen ihm zu gewähren vermögen. Gerade in einem Falle wie dem vorliegenden ist das Gesetz unzureichend. Die Schande, die eine ehrvergessene Frau über ihren Mann bringt, läßt sich nicht nach Paragraph soundsoviel des Strafgesetzbuches bestrafen. Die Schande! Die Schande! Es ist etwas Furchterliches, das der Verstand der Glücklichen kaum zu fassen vermag! Der Mann giebt der Frau, die er heirathet, seinen Namen. Das ist von sinnbildlicher Bedeutung. Mit anderen Worten: er giebt ihr Alles. Der Mann erheirathet Pflichten, die Frau Rechte. Und für Alles, was der Mann der Frau giebt, verlangt er nur Eines — wenn es nicht Liebe sein kann, die ohnehin freudig Alles giebt, nur das Einzige: Treue. Zahlt sie diesen Preis nicht, so ist sie eine Verbrecherin, eine Betrügerin. Weg mit ihr! Und wenn das Gesetz sie nicht beseitigen kann, so ist es schon begreiflich genug, daß der Betrogene, Beschimpfte sie zunächst beseitigt und sich dann erst darum bekümmert, was das Gesetz nun mit ihm anfangen wird. Und wohl uns, daß die Einrichtung der Geschworenen es ermöglicht, in besonderen Fällen die Starrheit der gesetzlichen Bestimmungen zu schmeidigen! Der Graf, sage ich noch einmal, hat Recht gethan, und die Geschworenen haben ihre Pflicht gethan. Und Du, mein junger Herr Rechtsgelehrter, wirfst mich in dieser Ueberzeugung nicht erschüttern.“

Der Widerstreit der Meinungen wurde noch lange fortgesetzt. Ada betheiligte sich nicht an der Debatte. Und als Richard eine zustimmende Unterstützung zu einem der von ihm aufgestellten Sätze erbat, gab sie eine ausweichende Antwort. Die Auseinandersetzung hatte schließlich, wie es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, dahin geführt, daß am Ende jeder Einzelne von der Richtigkeit seiner Meinung überzeugt war als zu Anfang.

Mitternacht war längst vorüber, als Richard sich verabschiedete mit dem Versprechen, am andern Tage wieder zu Tisch zu kommen.

* * *

Uda entkleidete sich heute viel langsamer als gewöhnlich. Sie sah sich in ihrer Schlafstube um, als ob es etwas Neues wäre, und schüttelte den Kopf. Einen so anregenden Abend hatte sie, seitdem sie verheirathet war, nicht verbracht. Während des Schauspiels hatte sie ab und zu mit Richard ein Wort gewechselt, und niemals war ihre Theilnahme für eine dramatische Dichtung eine so lebhaft gewesene wie heute. Niemals hatte sie ihren Mann so gesprächig gefunden wie jetzt bei Tisch.

Sie machte sich Vorwürfe.

Offenbar verstand sie es nicht, ihn richtig zu behandeln. Zum ersten Male erschien ihr ihr Gatte als liebenswürdig.

Ihr Gesicht hatte wieder den längst entwöhnten lächelnden freundlichen Ausdruck aus früherer Zeit angenommen. Aber plötzlich wurde sie wiederum sehr ernst. Mit dem Lichte in der Hand trat sie an den Spiegel, beleuchtete grell die Augenwinkel, kniff die Augen ein wenig zusammen und betrachtete lange und aufmerksam die kleinen Falten.

„Ich bin nicht mehr jung,“ sagte sie sich, und leicht aufseufzend setzte sie zu ihrem Troste hinzu: „Aber ich bin auch noch nicht alt.“

Sie blieb noch lange wach im Bett liegen, nachdem die Kerze längst gelöscht war, und dachte über Alles das nach, was sie an diesem Tage, der für sie denkwürdig geworden, gesehen und gehört hatte — über das und über noch mancherlei Anderes.

Richard war die Friedrichstraße hinaufgegangen, die um diese Stunde namentlich in der Gegend der Linden, noch ungemein belebt war. Es war eine wundervolle frische Herbstnacht. Richard hatte noch keine Lust, nach Hause zu gehen. Er trat in eine Bierstube ein. Aber er hielt es da nicht lange aus. Das Local war überfüllt, es war unerträglich heiß und die Luft durch das Gas und den Tabakzqualm gründlich verdorben. Er trank sein Glas Bier schnell aus und trat wieder auf die Straße.

Zufällig oder vielleicht auch absichtlich schlug er denselben Weg ein, den er eben genommen hatte. Er kreuzte die Linden, ging über die Weidendammer Brücke und stand auf einmal wieder vor dem Hause seines Onkels.

Die Lichter im Wohnzimmer waren gelöscht, im Bibliothekzimmer nebenan aber brannten noch alle Flammen. Richard blieb lange vor dem Hause stehen. Er fragte sich nicht, wie er dahin gekommen war und was er um diese Stunde da zu suchen habe. Er spähte aufmerksam hinauf, um irgend eine Bewegung wahrzunehmen, vielleicht um einen Schatten vorüberhüchen zu sehen — nicht den seines Onkels. Aber es rührte und regte sich nichts.

Er merkte, daß er seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit des Nachtwächters erregt hatte, der ihn in einer größeren Entfernung langsam umkreiste. Da entschloß er sich denn endlich dazu, seine Wohnung aufzusuchen.

Er legte den ziemlich weiten Weg mit einer für den Großstädter ungewohnten Bedächtigkeit zurück.

Der Kopf war ihm sehr voll; aber er würde ohne Zweifel in einige Verlegenheit gerathen sein, wenn er hätte sagen sollen, woran er eigentlich dachte. Es lag ihm schwer in den Gliedern. Die Erregungen der letzten Tage, der Abschied von alten Freunden, die Aufgabe seines bisherigen Wohnsitzes, die Scherereien, die mit der Uebersiedelung verknüpft gewesen waren, die lange Reise selbst und endlich das Ungewohnte und Neue, das der heutige Tag gebracht hatte, — Alles das hatte ihn wohl ein wenig angestrengt. Aber er hatte seltsamer Weise diese Mattigkeit bisher gar nicht empfunden. Sie überfiel ihn, beinahe gewaltjam, erst, als er sich von seinen Anverwandten verabschiedet hatte und allein durch die nächtlichen Straßen wanderte.

Er fühlte sich recht abgesspannt, aber er hatte nicht die geringste Lust, zu schlafen. Sehr langsam hatte er sich entkleidet, und seit länger als einer Viertelstunde saß er neben dem unruhig flackernden Lichte auf der Matratze seines Bettes, die beiden Hände auf die Kniee gestemmt, und blickte vor sich hin, brütend, aber gedankenlos.

Plötzlich stand er auf, ging mit der Kerze in's Nebenzimmer und nahm von seinem Schreibtisch eine kleine eingerahmte Photographie, die er dort hingestellt hatte. Es war das Doppelbild seines Onkels und seiner jungen Tante. Er ging in seine kleine Schlafstube zurück und setzte sich nun in die nächste Nähe des Nachttisches, auf dem die Kerze brannte, um das Bild genau zu betrachten. Mit der linken Hand deckte er die Figur des Onkels zu. Er schüttelte den Kopf. Uda hatte sich sehr verändert. Sie war kaum wiederzuerkennen. Der harmlos fröhliche Ausdruck des jugendlichen Gesichts war dahin. Sie war viel schöner geworden, sie sah viel bedeutender aus, ihre Augen hatten jetzt so etwas Wunderbares. Was war es nur? Sie blickte jetzt so traurig! . . .

Ja, traurig! das war es! Und auch um die Mundwinkel zuckte es wie ein geheimer Schmerz.

Richard brachte das Bild seinem Auge noch näher.

„Damals war sie glücklich,“ sagte er sich, und die Ergänzung des Satzes stellte sich von selbst dar: „Und jetzt ist sie es nicht mehr.“

Er legte das Bild mit einer schnellen Bewegung bei Seite.

„Weshalb nicht glücklich?“

Die Frage drängte sich ihm unwillkürlich auf. Aber er scheute sich, nach einer Antwort darauf zu suchen.

„Ach was! dummes Zeug!“ rief er nach einer langen Pause halblaut aus, und er verwunderte sich über den Klang seiner Stimme. Er legte sich nun schnell nieder, blies das Licht aus und schloß die Augen.

*

*

*

Als Richard am andern Morgen erwachte, blickte er erstaunt um sich. Sein Schlaf war fest und schwer gewesen, aber nicht erquickend. Er fühlte sich müder, als vor der Ruhe. Er wußte auch, daß er geträumt hatte, und zwar häßliche Sachen; aber er konnte sich nicht mehr besinnen, was es gewesen war; er wußte nur, daß Ada und sein Onkel eine Rolle gespielt hatten.

Langsamer und verdrießlicher als gewöhnlich erhob er sich. Während er sich ankleidete, überlegte er, was er im Laufe des Tages zu erledigen hatte. Er hatte einige Antrittsbesuche zu machen und Karten abzugeben. Das konnte nicht viel Zeit in Anspruch nehmen. Um eins, so berechnete er sich, werde er wohl mit Ada und seinem Onkel frühstücken können . . .

Aber nein! er hatte sich ja für dieselbe Stunde mit Dr. Johannes Schlemm verabredet!

Geiern war es ihm, als er den Brief an seinen alten Jugendbekannten schrieb, angenehm gewesen, in dem großen Berlin einen etwa gleichaltrigen und auf der gleichen Bildungsstufe stehenden Kameraden zu wissen, mit dem er sich über alles Mögliche ausschwaizen konnte. Heute war es ihm lästig, daß er sich gebunden hatte und nun erst zu einer späteren Stunde seine Anverwandten aufsuchen konnte. Es war ihm mehr als lästig, es war ihm geradezu widerwärtig, in seiner heutigen Stimmung mit dem jungen Arzte zusammenzukommen. Er hatte die bestimmte Empfindung, daß er wieder Unerwünschtes hören und Unbehagliches fühlen werde.

Zwischen Richard Willern und Dr. Johannes Schlemm bestand ein eigenthümliches Verhältniß. Im Grunde seines Herzens konnte Richard den jungen Arzt eigentlich nicht ausstehen, aber er fühlte sich unwillkürlich immer wieder zu ihm hingezogen. Er ärgerte sich über die Ueberlegenheit, die sich Johannes ihm gegenüber angemacht hatte, und die dieser auch thatsächlich besaß. Aber er ertrug dennoch diesen Zwang mit einer gewissen Freude.

Johannes war eine unerfreuliche, gallige Natur. Er hatte für das Unschöne an den Menschen und Dingen ein scharfes Auge. Das Liebe und Gute daran schien ihm gleichgültig zu sein. Richard ärgerte sich beständig über die Lieblosigkeit und Härte der Auffassung und des Urtheils seines Bekannten. Aber wenn er ihn einige Tage nicht gesehen hatte, so fehlte ihm etwas, und er suchte ihn wieder auf. Es verdroß ihn, daß Johannes „an nichts keinen Antheil nahm“. Aber die Klugheit, der Fleiß und die Tüchtigkeit des Menschen imponirten ihm. Die Beiden hatten die höheren Klassen des Gymnasiums zusammen durchgemacht, obwohl Johannes vier Jahre älter war als Richard, und sie waren auch während ihrer Universitätszeit miteinander zusammengetroffen. Richard war während der Jugendjahre der einzige Mensch gewesen, dem Johannes später nähergetreten war.

Zwischen den Beiden hatte sich, als sie auseinandergekommen waren, ein ziemlich reger Briefwechsel entsponnen. Johannes schrieb gern und gut, und durch den schriftlichen Gedankenaustausch waren die Beiden eigentlich intimer miteinander geworden, als sie es während ihres Beisammenseins je gewesen waren.

Richard hatte sich also gestern noch aufrichtig gefreut, dem alten Genossen, von dem er glaubte, daß dessen Zunge viel boshafter sei als das Herz, in Berlin wiederzubegegnen. Und er freute sich wohl auch jetzt noch. Aber mußte es denn gerade heute sein! Die Verabredung war indessen getroffen, und da half nun einmal nichts.

Pünktlich um ein Uhr betrat Richard die kleine Weinstube in der Französischen Straße, und er erkannte auf den ersten Blick an einem Tischchen in der Nähe des Buffets den großen runden Schädel des Doctors, dessen Gesicht durch eine Zeitung verdeckt war. Johannes, der aus einer Kossäthenfamilie im Magdeburgischen stammte, hatte in seiner ganzen Erscheinung etwas schwerfällig Bäuerisches; er war mittelgroß, stämmig gebaut, breitschultrig und kurzhalsig, sein Kopf war fast kugelförmig, und diese Form trat um so deutlicher hervor, als er das Haupthaar, das sich schon vorzeitig an der Stirn und in der Scheitelgegend lichtete, ganz kurz geschoren trug. Es sah beinahe so aus, als ob er mauferte. Seine Züge waren derb, seine Backenknochen stark, die kleinen Augen wirkten hinter den scharf geschliffenen Brillengläsern noch kleiner als sie waren, aber sie blickten grundgehebt in die Welt hinein. Ein röthlich brauner, nicht eben starker Vollbart umrahmte das Gesicht. Seine Kleider saßen schlecht, aber sie waren von tadelloser Sauberkeit.

Die Beiden begrüßten sich freundlich. Die Unterhaltung kam sogleich in lebhaften Fluß. Sie hatten sich mancherlei von gemeinsamen Bekannten und von sich selbst zu erzählen. Johannes beklagte sich in bitteren Worten über die Schwierigkeiten, die ein junger Mediciner in einer großen Stadt zu überwinden habe, um überhaupt festen Fuß zu fassen.

„Ich merke schon, ich habe meinen Beruf gründlich verfehlt. Wenn man es hier zu etwas bringen will, muß man Eigenschaften besitzen, die ich entweder nicht erwerben kann oder nicht erwerben mag. Mir fehlt der wichtigste Empfehlungsbrief: das sogenannte vortheilhafte Aeußere. Ich werde, wenn Alles gut geht, meine Patienten ganz unten oder ganz oben zu suchen haben, im Keller oder im vierten Stock. Und dann bin ich auch nicht der Mann, der Visiten macht, Einladungen empfängt und annimmt und den Abend mit hübschen Töchtern herumtanzt, von deren Eltern er wünscht, daß sie bald zu seinen Patienten gehören möchten. Zum liebenswürdigen Schwerenöther fehlt mir nicht weniger als Alles. Und doch weiß ich, daß ich mehr kann, als ein Duzend der jungen Laffen und Affen, die mir über die Schultern gestiegen sind. Aber so ist's nun einmal, und so wird's auch bleiben. Ich habe daher ernsthaft daran gedacht, aus

der Praxis in die Theorie überzugehen. Und dabei könntest Du mir vielleicht helfen. Ohne Protection geht's ja nicht."

"Ich Dir helfen?" fragte Richard erstaunt.

"Ja, Du. Dein Onkel Osterode sieht sich schon seit längerer Zeit nach einem neuen Assistenten um — nicht für die Klinik, auch nicht für seine Privatpraxis, sondern für seine wissenschaftliche Arbeit, an der er schon seit Jahren herumdoctert. Zum Ausmessen des kubischen Gehalts der Schädel, zum Durchsägen der Rückgrate, zum Mikroskopiren und dergleichen Hantirungen braucht man doch hoffentlich kein Adonis zu sein. Ich habe zwar erfahren, daß sich alle möglichen Candidaten um diese Stelle bewerben. Aber wenn Du ein kräftig Wörtlein für mich einlegtest, so könnte es am Ende doch von Nutzen sein. Auf den Versuch könnten wir es jedenfalls ankommen lassen."

"Aber mit Vergnügen! Kennt Dich mein Onkel persönlich?"

"Ich glaube kaum. Und ich möchte Dich bitten, ihm gleich von vornherein zu sagen, wie ich ungefähr aussehe. Es wird ihm vielleicht ganz angenehm sein, daß sein Amanuensis für Weiber wenig Verführerisches hat. Denn er soll ja rasend eifersüchtig sein, Dein Herr Oheim."

"Lächerlich!"

"Man sagt es allgemein. Und Du, mein Sohn, nimm auch Du Dich in Acht! Sieh nicht zu tief in die dunklen Augen Deiner jungen Tante! Ich habe sie zwar noch nie gesehen, aber sie gilt allgemein als eine schöne, interessante Frau."

"Wie kannst Du nur so tolles Zeug zusammenschwätzen!" antwortete Richard ärgerlich. Die Aeußerung Schlemms hatte ihn auf das Peinlichste berührt.

"Tolles Zeug? Wiejo? Es ist das ganz Normale, ich möchte ja z en das Unausbleibliche. Eine junge schöne Frau wird von einem viel älteren Manne ängstlich von aller Welt abgesperrt und lebt in dem großen Berlin wie in einem verzauberten Schlosse, verschlummert die Jahre wie Dornröschen, aber mit wachen Sinnen. Da wird unvorsichtiger Weise eines Tages die Thür aufgesperrt, der bewusste Ritter tritt herein — Zunge, wenn ich Dich so ansehe: Du hast ganz die Eigenschaften des erlösenden Ritters! — er küßt die Schlummernde auf den Mund, der Zauber ist gelöst, und der Skandal geht los. Kommt Dir das so ungewöhnlich vor?"

"Du bist nicht recht bei Sinnen und, nebenbei bemerkt, nicht sehr geschmackvoll! Ich muß mich wahrhaftig an Deine Art und Weise zu sprechen, erst wieder gewöhnen. Thu' mir den Gefallen und brich ab."

"Aber was ereiferst Du Dich denn so? Das sieht ja wahrhaftig beinahe so aus, als ob Du schon Feuer gefangen hättest!"

"Ich bitte Dich, laß mich. Du erzürnst mich ernstlich. Du scheinst zu vergessen, daß Du von der Frau meines nächsten Verwandten, meines treuesten Freundes und edelsten Wohlthäters sprichst."

„Daran habe ich im Gegentheil außerordentlich viel gedacht. Und darin liegt meiner Meinung nach die größte Gefahr für Dich. Wir mangelhaften Menschen sind nun einmal so organisirt! Leute, denen wir wirklich zu Dank verpflichtet sind, sind uns unangenehm. Wir sagen's freilich nicht, aber es ist so. Und der Umstand, daß Du Deinem Onkel dankbar sein mußt, Deiner jungen Tante aber nicht, entfernt Dich ihm und bringt Dich ihr näher. Wir werden's ja sehen!“

Richard fürchte die Brauen und klopfte nervös mit den vier Fingern seiner rechten Hand auf die Tischplatte.

„Die Sache macht Dir keinen Spaß? Schön, sprechen wir nicht weiter davon! Ich bin wieder einmal sehr unklug gewesen, die Wahrheit gesagt zu haben. Meine Aufrichtigkeit wird den Wärmegrad Deiner Empfehlung nicht verstärken.“

„Ich werde Dir das Gegentheil beweisen,“ entgegnete Richard mürrisch. „Ich werde noch heute meinen Onkel aufsuchen und Dir noch heute Bescheid geben.“

„Schön, mein Junge. Siehst Du, so schaffe ich Dir einen ganz vernünftigen Vorwand, um die Deinigen sogleich wieder aufzusuchen. Eine Hand wäscht die andere. Ah! ich habe ja längst bemerkt, daß Du unruhig bist und darauf brennst, Deinem Freunde Schlemm Deine Freundschaft dadurch zu beweisen, daß Du Dich schleunig von ihm wendest. Also, wenn Du aufbrechen willst, genire Dich nicht! Ich trinke meinen Schoppen schon allein aus.“

„Ich brauche keinen Vorwand, um meinen Onkel aufzusuchen. Aber ich habe ihm allerdings versprochen, ihn vor seiner Sprechstunde zu besuchen. Und dann darf ich keine Zeit mehr verlieren.“

„Also geh mit Gott!“

Richard war innerlich sehr ungehalten darüber, daß Johannes das Richtige getroffen hatte. Er sehnte sich wirklich längst danach, die Sitzung aufzuheben. Er glaubte sich meisterlich beherrscht zu haben, aber der unleidliche Mensch hatte ihn wieder einmal durchschaut — auch jetzt noch, gerade wie früher.

Was fesselte ihn nur an diesen Menschen, der ihm nie Freude bereitete? Weshalb empfand er eine gewisse Gemugthuung darüber, gerade diesem, auf dessen Dankbarkeit er niemals rechnen durfte, nützlich zu sein?

„Also ich schreibe Dir heute noch,“ sagte er, indem er Johannes die Hand reichte.

„Gut. Aber vergiß im Geplauder nicht, daß Du Deinen Onkel aufsuchst — den Onkel! und eigentlich bloß meinetwegen!“

Richard hatte sich schon gewandt und antwortete nicht mehr.

Auf dem Wege gingen ihm die Worte Schlemms beständig durch den Kopf. Er hatte an das Dornröschen seit seinen Kinderjahren nicht mehr gedacht.

Johannes hatte mit seinen Gehässigkeiten oft Recht gehabt, aber diesmal sollte er Unrecht behalten, der böshafte Mensch! Richard war wüthend auf ihn.

In dieser Stimmung wollte er mit dem Onkel noch nicht sprechen. Er ging am Laboratorium vorüber und trat in das Wohnhaus ein.

* * *

Ada hatte gelesen. Sie legte das Buch bei Seite, erhob sich und streckte dem Eintretenden freundlich lächelnd die Hand entgegen. Es machte auf Richard den Eindruck, als ob sie auf ihn gewartet hätte, und es berührte ihn ganz wunderbar, als er auf ihrer Brust eine Rosenknospe erblickte.

Er dachte dabei an Dornröschen.

Ada schmückte sich gewöhnlich nicht mit Blumen, und sie schlug nun, als sie bemerkte, wie sich Richards Blick auf die Knospe richtete, in einiger Befangenheit die Augen nieder.

„Darf man fragen,“ nahm sie das Wort, während sie sich wieder setzte und Richard zum Sitzen einlud, „was Du mit dem heutigen Tage angefangen hast?“

„Langweilige Pflichtbesuche!“ antwortete Richard. „Und dann hatte ich eine Verabredung mit einem alten Freunde, oder vielmehr mit einem alten Bekannten — mein Freund ist er nicht. Und er hat es, wie gewöhnlich fertig gebracht, mich gründlich zu verstimmen.“

„Wieso?“

„Es ist schon wieder verflogen,“ entgegnete Richard, ohne die Frage zu beantworten. Und er fügte hinzu: „Wo steckt denn der Onkel?“

„Das kann ich Dir nicht sagen. Um diese Zeit ist er nie zu Hause.“

„Wann trifft man ihn denn am sichersten?“

„Auch darauf kann ich Dir keinen Bescheid geben,“ erwiderte Ada, etwas verlegen lächelnd. „Alexander ist durch seinen Beruf sehr in Anspruch genommen.“

„Das kann ich mir schon denken. Aber was machst Du denn in der Zeit?“

„Was ich mache?“ wiederholte Ada verwundert. „Nun, ich bleibe eben hier. Ich thue dies und das in der Wirthschaft. Ich lese, ich schreibe. Ich thue, was man eben thut.“

„Und dazu kommt noch der gesellschaftliche Verkehr, der Euch gewiß viel Zeit wegnimmt?“

„Ach nein,“ versetzte Ada. „Wir gehen fast nie aus. Und in der großen Stadt hat man so wenig Gelegenheit, nähere Bekanntschaften anzuknüpfen.“

„Aber das muß mit den Jahren doch ein bißchen . . . ein bißchen einförmig werden. Verzeih, wenn ich so offen spreche. Aber da ich nun

doch eine Weile hier bleibe und Dich hoffentlich recht oft sehen werde, ist es wohl keine Indiscretion, wenn ich Dich um Dinge frage, die ich ja ohnedies erfahren muß. Da frage ich einfach, es orientirt mich schneller. Du nimmst es mir doch nicht übel?“

„Aber durchaus nicht,“ erwiderte Ada.

Sie bemühte sich, höflich zu lächeln, aber es gelang ihr schlecht. Im Ausdruck ihres Gesichts und im Tone ihrer Stimme lag etwas Ernstes. Sie hatte sich während der arglosen Frage Richards keineswegs behaglich gefühlt. Sie vergegenwärtigte sich auf einmal das, was die Gewohnheit ihren Gedanken seit Langem entfremdet hatte. Sie machte sich wiederum klar, daß ihr Mann rücksichtslos gegen sie verfuhr, daß er sich eigentlich nur vom Egoismus seines Berufs und seiner Arbeiten bestimmen ließ. Während sie sich gestern Vorwürfe darüber gemacht hatte, daß sie ihren Mann vielleicht nicht richtig zu nehmen verstehe, klagte sie jetzt nur ihn an. Er behandelte sie schlecht. Daß sie auf die einfachsten Fragen keine Antwort geben konnte, es war ausschließlich seine Schuld. Richard hatte Recht, wenn er sich darüber wunderte, daß sie wie eine lebendige Begrabene ihr Leben in diesen öden Räumen verjense. Und sie hatte das Alles ertragen, ohne Klage, ja ohne Schmerz. War sie denn so gefühllos, war sie so thöricht? Was mußte Richard von ihr denken! Sie wußte ganz genau, daß Richard schon mehr errathen hatte, als er andeutete, und sie schämte sich darüber, durchsicht zu sein.

Nach einer kleinen Pause fügte sie, sich noch immer zum Lächeln zwingend, hinzu:

„Du mußt es Dir übrigens nicht schlimmer vorstellen, als es in Wahrheit ist. Ich bin bis zu meiner Verheirathung aus dem engen Kreise der Meinigen nie herausgetreten, und ich habe auch nach meiner Verheirathung wenig Lust dazu verspürt, sonst würde mir Alexander sicher das Opfer mit Freuden gebracht haben. Aber was soll ich in der Welt, wie sich die Gesellschaft überhebend nennt? Im eigenen Hause giebt's ja genug zu schaffen! Ich langweile mich nie. Und gerade weil ich gewöhnlich ein so ruhiges Leben führe, fühle ich Alles, was diese Ruhe angenehm unterbricht, doppelt stark. Von einem Abend wie dem gestrigen, der an einer Gesellschaftsdame vom üblichen Schlage ziemlich eindrucklos vorüberrauschen würde, zehre ich noch lange, lange Zeit.“

Während dieser letzten Worte war ihr Lächeln natürlich geworden, und es schien sie frisch zu beleben und zu verjüngen. Sie blickte in freudigem Sinnen vor sich hin.

„Es wird nur von Dir abhängen, daß diese Abende sich wiederholen, von Dir und Deinem Manne,“ erwiderte Richard.

„Hauptsächlich von Dir und ein wenig von mir. Auf Alexanders Beistand werden wir, wie ich fürchte, wenig zu rechnen haben. Er wird

nur selten der Dritte im Bunde sein können. Ich sagte Dir ja schon, daß seine Zeit durch seine Arbeiten sehr stark in Anspruch genommen ist.“

„Nun, dann werden wir uns also auf eigene Faust die Zeit vertreiben müssen — wenn es ihm recht ist.“

Er sprach die letzten Worte in einem andern Tone. Ada blickte auf.

„Weshalb sollte es ihm nicht recht sein?“ fragte sie langsam.

Wäre Richard ganz ehrlich gewesen, so hätte er geantwortet: Man hat mir gesagt, er sei eifersüchtig. Aber er war tactvoll genug, eine unverfängliche Erklärung abzugeben.

„Nun,“ sagte er, „es könnte ihm am Ende unangenehm sein, wenn sein Neffe, der in Cuere friedliche Mitte hineinplagt, die Hausordnung umwirft, seiner Frau die Ohren vollschwaht, sie zum Ausgehen, zum Theaterbesuch verleitet und ähnliche Gräuelpredigten anrichtet.“

„Im Gegentheil! Es wird Alexander nur angenehm sein. Er gönnt mir ja alle möglichen Vergnügungen, und es thut ihm oft recht leid, daß ihn seine Pflicht daran verhindert, mir mehr Zeit widmen zu können. . . Uebrigens, wir können ihn ja auch fragen! Aber nein,“ setzte sie nach kurzer Ueberlegung hinzu, „fragen wir ihn lieber nicht! Wozu das Selbstverständliche fraglich machen?“ Und den Ton wechselnd sagte sie: „Hast Du heut etwas Besonderes vor?“

„Nicht das Geringste.“

„Wie wär's, wenn wir einen kleinen Spaziergang machten? Wir haben noch anderthalb Stunden Zeit bis zu Tisch.“

„Du machst mir die größte Freude. Das Wetter ist prachtvoll.“

„Das ist reizend!“ rief Ada vergnügt, indem sie sich erhob. „Also entschuldige mich für einen Augenblick. Ich lasse Dich nicht lange warten.“

Adas Vorschlag zu einem gemeinsamen Spaziergang war keine plötzliche Eingebung gewesen. Sie hatte vielmehr darauf gerechnet, daß Richard im Laufe des Nachmittags sie besuchen werde, und sich vorgenommen, mit ihm auszugehen. Sie hatte ihren Hut und ihre Tuchjacke schon bereit gelegt. Nach zwei Minuten kehrte sie in das Wohnzimmer zurück.

„Ich bin bereit. Also komm.“

Als die Beiden über den Vorhof schritten, fragte Richard, auf das niedrige Gebäude weisend:

„Ist der Onkel vielleicht drüben?“

„Wohl möglich. Ich weiß es nicht,“ antwortete Ada, während sie den Kopf nach der andern Seite hin wandte. „Wenn Du nachsehen willst, warte ich.“

„Ich sehe ihn ja bei Tisch.“

„Wahrscheinlich.“

Ada empfand, als sie an Richards Seite in der Richtung auf den Thiergarten zu durch die belebten Straßen ging, eine gewisse frohe Unsicherheit, ein ähnliches Gefühl, wie es die Reconvallescenten beherrscht,

wenn sie nach monatelanger Zimmerhaft ihren ersten Ausgang machen. Das Tageslicht erschien ihr ungewöhnlich hell, es blendete sie fast, und die Menschen, denen sie begegneten, nahmen sich in dieser Beleuchtung ganz wunderlich aus. Mit ihrer Befangenheit verschwisterte sich ein seltsames Wohlgefühl. Sie machte sich klar, daß sie sich das Vergnügen, die Straßen, die Bäume, die Menschen am Tage zu sehen, eigentlich nie gegönnt hatte. Sie war gewöhnlich nur ausgegangen, um Besorgungen zu machen, mit einem bestimmten Ziel im Auge, auf das sie gerade losgesteuert war, ohne sich besonders umzuschauen. Sonst hatte sie zu ihren täglichen Spaziergängen nur den kleinen Garten hinter dem Hause benutzt, für dessen Instandhaltung kaum das Nothdürftige geschah, und der, von den hohen Brandmauern der anliegenden Gebäude eingeschlossen, eher an den Hof eines Gefängnisses, als an eine Stätte zum Lustwandeln im Freien gemahnte.

Daß sie sich jetzt hier auf der Straße bewegte, ohne einen andern Zweck, als sich ein wenig Bewegung zu machen und sich umzusehen, daß sie einen Begleiter hatte, mit dem sie sich gemüthlich unterhalten konnte, das war ihr etwas ganz Ungewohntes, und das Ungewohnte hatte einen besonderen Reiz für sie. Sie selbst war, da sie nun aus ihrer gewöhnlichen Umgebung herausgetreten, merklich verändert. Sie sprach frischer und lauter. Es war, als ob die verstopften Poren ihres Seelenlebens sich geöffnet hätten, als athme ihre Seele freier und voller.

* * *

Im Thiergarten war es um diese Stunde sehr belebt. Der sonnige Herbsttag hatte Alle, die nicht durch ihren Beruf in das dunkle Haus gesperrt waren, in's Freie gelockt. Der volle Blätter Schmuck der Bäume hatte schon die herbstliche Färbung angenommen. Hier erschien er dunkler, dort in röthlichen und gelben Schattirungen heller; aber er war noch nahezu unverfehrt. Das Sonnenlicht hatte die merkwürdige tiefgoldige Farbe, die fast die des Kupfers streift, und das Licht täuschte über die städtische Blässe der Gesichter hinweg. Ammen in modisch zurechtgestuften und phantastischen Bauertrachten schoben in Wägelchen vor sich oder trugen auf den Armen kleine Kinder, die albern und rührend in die Welt starrten. Größere Kinder tollten umher, während die Mädchen auf den Bänken saßen und schwayten und die Vornnen einen abgegriffenen Leihbibliothekroman lasen. Die Wirthschaften vor den Zelten waren dicht besetzt, und auf der Siegesallee und den anliegenden Promenaden bewegten sich langsam, ritten und fuhren die begünstigten Bewohner des westlichen Viertels, die sich zum Mittagessen, das bei ihnen Diner heißt, Appetit holen wollten.

Uda war sehr aufgeräumt. Sie tauschte mit Richard Bemerkungen über die Leute, die an ihnen vorüberkamen, und es bereitete ihr ein harmloses Vergnügen, wahrzunehmen, daß auch sie von den Vorübergehenden

bemerkt wurde. Namentlich die jüngeren Damen, die nicht mehr die ganz jungen sind, musterten die hohe schlanke Gestalt mit dem edelgeschnittenen interessanten Kopfe sehr aufmerksam. Sie schienen sich darüber zu wundern, daß sie diese Dame nicht kannten, denn sie gehörte doch offenbar zu ihnen. Auch Richard war dieser stumme Verkehr der Gleichgearteten nicht entgangen, und er empfand einen frohen Stolz auf seine Begleiterin.

Während die Beiden in eine der weniger belebten Seitenalleen einbogen, nahm ihre Unterhaltung einen vertraulicheren Charakter an. Ada stellte jetzt unbefangen an ihren jugendlichen Freund Fragen, zu denen sie gestern, ja, noch vor einer Stunde, niemals den Muth gefunden haben würde. Sie berief sich lächelnd auf ihr Recht als Respectsperson, als Tante, und es kam ihr scherzhaft und reizvoll vor, daß sie mit dem jungen Manne wie eine mütterliche Freundin sprechen durfte.

Richard war eine offene, mittheilsame Natur und vollkommen unverdorben. Die frische Naivetät, die er sich bewahrt hatte, machte es Ada bequem und behaglich. Sie wußte, ohne sich besonders Rechenhaft davon abzulegen, daß keines ihrer Worte und keine ihrer Handlungen mißdeutet werden könne, und zwischen den Vertrauensvollen vollzog sich merkwürdig schnell eine vertrauliche Annäherung. Sie schwatzten zusammen wie alte Freunde, die seit langen Jahren miteinander in beständigem Verkehr waren.

Mitten im gemüthlichen Geplauder stockte Richard plötzlich, und sein Gesichtsausdruck veränderte sich.

Wenige Schritte vor sich sah er einen breitschulterigen Herrn, der ihnen entgegenkam, und der auch sie gesehen hatte. Dieser verzog das Gesicht zu einem nicht angenehmen Lächeln. Als er an ihnen vorüberging, zog er links den Hut. Die Beiden dankten.

„Wer ist der Herr?“ fragte Ada unbefangen.

„Ein alter Bekannter, derselbe, von dem ich schon gesprochen habe, Dr. Johannes Schlemm. Daß ich auch gerade dem einzigen Menschen, den ich in Berlin näher kenne, hier begegnen muß!“

„Du sagst das, als ob Dir die Begegnung nicht angenehm wäre.“

„Schlemm hat eine böse Zunge und ein böses Urtheil,“ gab Richard zur Antwort.

Ada warf einen verwunderten Blick auf ihren Freund und sagte plötzlich, sehr ernst geworden: „Nun, das kann uns doch gleichgültig sein.“

„Allerdings,“ bemerkte Richard in einiger Verlegenheit.

Ada schloß die Lippen und blickte, während sie langsam weitergingen, unverwandt vor sich. Sie dachte über die Worte Richards nach.

Sie lenkten wieder in eine der sehr belebten Hauptalleen ein, und der Anblick des fröhlichen Lebens zerstreute bald den flüchtigen Schatten, der über ihre harmlose Stimmung gehuscht war. Sie plauderten wieder und lachten wie vorher.

Sie hatten sich so gut unterhalten, daß sie darüber die zur Mahlzeit gewöhnlich angelegte Zeit versäumt hatten.

Es war beinahe halb fünf, als sie zu Hause ankamen. Schon seit einer halben Stunde wartete das Essen auf sie und ebenso lange der Professor, der mit Rücksicht auf seinen Nessen ausnahmsweise einmal pünktlich gewesen war. Es kam ihm komisch vor, daß er nun einmal auf seine Frau warten mußte. Das war ihm seit seiner Verheirathung nicht begegnet.

Als Uda, deren Wangen durch die frische Luft, die Bewegung und die angenehme Stimmung rosig angehaucht waren, von Richard begleitet in's Zimmer trat, freute sich Osterode aufrichtig. Er klatschte kräftig in Richards Hand ein und rief vergnügt aus:

„Das ist gescheidt, mein Junge, daß Ihr den schönen Tag benutzt habt! Ihr solltet regelmäßig zusammen spazieren gehen, das würde Euch Beiden gut thun! Uda macht sich so wie so zu wenig Bewegung. Wahrhaftig, Du siehst ganz erfrischt aus!“ setzte er lächelnd hinzu. Ihm war zu Muthe, als ob ihm Richard eine lästige Verpflichtung abnehmen könne.

Und auch heute ging es bei Tisch lustig und gemüthlich zu. Uda glaubte manchmal, sie träume. Wie hatte sich in diesem öden Heim Alles gewandelt! Wie hatte Alles Licht, Leben und Farbe bekommen! Sie wagte die Wahrheit kaum zu glauben. Sie ängstigte sich vor dem Erwachen, vor dem Rückfall in das graue, öde Einerlei ihres früheren Lebens.

„Habt Ihr für heute Abend etwas verabredet?“ fragte der Professor bei Tisch. Und als er keine Antwort erhielt, fuhr er launig fort: „Nun, ich habe für Euch gesorgt! Ihr werdet doch hier nicht den ganzen Abend Trübsal blasen wollen! Und ich hoffe, daß Du Dir die ersten Abende noch frei gehalten hast. Heute Abend giebt eine italienische Operngesellschaft, die recht gut sein soll, bei Kroll ihre erste Vorstellung. Ich habe Plätze holen lassen, und heute begleite ich Euch.“

Uda war starr über die Aufmerksamkeit ihres Mannes. Aber sie war ihm in diesem Augenblicke nicht eigentlich dankbar dafür. Gerade die Freundlichkeit, die er ihr jetzt erwies, ließ sie erkennen, wieviel Freundlichkeiten er bisher verabsäumt hatte. Vielleicht wäre sie auch lieber mit Richard allein zu den Italienern gegangen.

Nach Tisch trennte sich die Gesellschaft. Der Professor hatte noch eine Stunde zu arbeiten. Richard fuhr nach Hause, um Einiges zu erledigen und sich für das Theater umzukleiden, und Uda zog sich in ihr Zimmer zurück.

Sie war sehr glücklich; und mit zärtlicher Dankbarkeit gedachte sie Richards, der ihr die großen Freuden der letzten Stunden gebracht hatte, und der ihr gewiß noch viel Freude bringen werde. Sie wählte ihr schönstes Kleid für das Theater, aber es erschien ihr nicht schön genug, und sie gab ihrem Mädchen den Auftrag, morgen die Schneiderin kommen zu lassen.

Osterode war auch diesmal pünktlich. Die Ouvertüre hatte noch nicht begonnen, als er und Ada neben Richard, der schon einige Minuten früher gekommen war, in einer der vorderen Parquetreihen sich niederließen.

Die Gesellschaft der italienischen Sänger, als deren hellster Stern eine berühmte Primadonna strahlte, hatte großen Erfolg. Nach dem ersten Fallen des Vorhanges erdröhte der große Saal von jubelndem Beifall. Ada und Richard theilten das allgemeine Entzücken. Aber diesmal wurde ihre harmonische Stimmung, die ihren gestrigen Theaterabend verschönt hatte, durch Osterode grausam gestört.

„Haltet mich für einen Barbaren,“ sagte er während des Zwischenactes, „aber mich langweilt dieser Singang gräßlich! Ich bin absolut nicht musikalisch. Manches klingt mir ja ganz hübsch, aber die ganze Sache kommt mir unerträglich albern vor. Und wenn ich denke, daß man hier seine schöne Zeit verliert . . . Würdet Ihr es mir übelnehmen, wenn ich Euch allein ließe? Ich will Euch das Vergnügen natürlich nicht verderben, aber gönnt mir auch das meinige! Ich gehe nach Hause und erwarte Euch dort. Ich habe noch sehr viel Gescheidteres und Interessanteres zu thun, als mir hier die Ehren vollschreien zu lassen . . . Ada, Du bist ja vernünftig! Auf Deine Rücksicht darf ich zählen. Und Du hast auch nichts dagegen, Richard? Nicht wahr, Ihr nehmt mir's nicht übel?“

„Aber ich bitte!“ gab Ada zur Antwort „Du weißt ja, daß mir nichts verhaßter ist, als Dir irgend einen Zwang aufzuerlegen.“

Osterode hörte ganz wohl aus dem etwas pikirten Tone Adas heraus, daß seine Frau einigermaßen verstimmt war. Aber es war ihm bequemer, sich taub zu stellen, und er verzichtete auf jede weitere Frage.

„Nun dann,“ sagte er schnell, während er sich erhob, „amüsirt Euch gut! Wir sehen uns wohl noch beim Thee.“

Er reichte seiner Frau und seinem Neffen die Hand und entfernte sich.

Es war Ada allerdings nicht angenehm gewesen, daß Richard schon wieder einen neuen Beweis der Rücksichtslosigkeit ihres Mannes erhalten hatte. Aber sie freute sich andererseits doch darüber, daß sie sich nun ohne Besorgniß vor einer stimmungzerstörenden Aeußerung ihres Mannes mit Richard dem künstlerischen Genuße behaglich hingeben durfte, und auch Richard empfand etwas Aehnliches. Sie schwiegen eine Weile, nachdem Osterode verschwunden war. Dann nahm Richard das Wort und jagte kopfschüttelnd:

„Ein merkwürdiger Mann!“

„Er hat soviel zu thun,“ erklärte Ada.

Es war Beiden ganz erwünscht, daß der Beginn des neuen Aufzugs die Unterhaltung abbrach. Sie fühlten sich jetzt im Austausch ihrer Eindrücke unbefangener und freier, sahen sich bei gewissen Stellen, die ihnen besonders gefielen, lächelnd und mit zustimmendem Kopfnicken an und klatschten zusammen

in die Hände. In freudigster Stimmung verließen sie das Theater und legten den kurzen Weg vom Königsplatz bis zum Osterode'schen Hause zu Fuß zurück.

„Ich darf Dir wohl meinen Arm anbieten,“ sagte Richard am Ausgange.

Ada legte schweigend ihren Arm in den seinigen. Es schien den Beiden etwas Bedeutungsvolleres zu sein, als die selbstverständliche Artigkeit.

Die Fenster des Laboratoriums waren hell beleuchtet.

„Er arbeitet,“ sagte Richard.

„Das ist ihm das Liebste,“ setzte Ada hinzu.

Richard wartete diesmal nicht mehr auf eine Einladung, hinaufzukommen.

* * *

Und nun saßen sie wieder beim Thee nebeneinander, gerade wie gestern Abend, aber in merkwürdig veränderter Stimmung.

Es war ihnen Beiden heute zu Muthe, als ob sie von der Unfreudigkeit der Umgebung bedrückt würden. Sie fühlten sich nicht wohl in diesem hohen Zimmer mit der wenig behaglichen Einrichtung. Sie vergegenwärtigten sich unwillkürlich, daß ein Dritter jeden Augenblick hinzukommen könne, und diese Erwägung lähmte ihre Unterhaltung.

Es traten auffällig lange Pausen ein, nicht Verlegenheitspausen. Die Beiden hingen ihren Gedanken nach, die sich in ganz demselben Kreise bewegten. Schwül und dumpf wie in dem alten Zimmer war es auch in ihrem Innern.

Gelegentlich fiel auch eine Aeußerung über Osterode. Ada vermied es jetzt, ohne es wohl selbst zu wissen, Osterode bei seinem Vornamen oder „ihren Mann“ zu nennen. Sie sprach immer nur von „ihm“. Richard möge sich nicht darüber wundern, wenn „er“ nicht zum Thee käme. Seine Arbeit ginge „ihm“ über Alles.

„Ich muß Dir das wiederholen,“ sagte sie, „denn sonst würdest Du mancherlei, das Du schon gesehen hast und noch sehen wirst, kaum begreifen. Wir wollen nicht mehr darüber sprechen. Ich habe mich darein ergeben.“

Sie sprach diese Worte in einem Tone, der möglichst unbefangenen klingen sollte. Aber es konnte Richard nicht entgehen, daß doch eine geheime Klage darin zitterte. Er sah sie mit seinen offenen Augen groß an und schüttelte langsam den Kopf.

„Du siehst nicht so aus,“ sagte er leise, „wie eine glückliche junge Frau aussehen sollte.“

Ada schloß die Lippen fest zusammen, und der Ausdruck ihres Gesichts blieb unbeweglich. Die Beiden schwiegen wieder eine lange Zeit, dann sagte Ada:

„Heute bei unserm Spaziergange sagtest Du mir, es sei Dir nicht angenehm, dem Herrn Dr. Soundso — ich weiß nicht, wie er heißt —

begegnet zu sein, weil er eine böse Zunge habe. Was meinstest Du eigentlich damit?"

„Das ist doch nicht schwer zu verstehen. Die Bosheit respectirt nichts. Du bist eine schöne junge Frau. Du bist sehr viel allein. Wenn man Dich in Gesellschaft eines jungen Mannes sieht, mit dem Du freundlich, ja herzlich verkehrst, wenn man das Nähere nicht weiß, nun, so kann eben die Bosheit, die nicht lange prüft, ein böses Gerede machen.“

„So habe ich es auch verstanden. Aber es hat mich doch gewundert, daß Dir so etwas in den Sinn kommen kann.“

„Dafür hat Dr. Schlemm selbst gesorgt. Er hat gar nicht darauf gewartet, daß er uns einmal zusammen sähe. Schon vorher, als ich heute Mittag mit ihm zusammentraf, hat er eine gehässige Bemerkung darüber gemacht, wie sich unser Verhältniß zueinander voraussichtlich gestalten würde, und diese häßliche Bemerkung hat mich verletzt.“

„So?“ erwiderte Ida gedehnt. Und trübe lächelnd fuhr sie fort: „Ich kann mir schon vorstellen, daß die Leute mir leicht Unfreundliches nachsagen, wenn sie sich überhaupt um mich bekümmern. Aber mein Fehler ist's wahrhaftig nicht. Man hat mich eben fast nie mit ihm gesehen. Und wenn man mich nun öfter mit Dir sieht . . .“

Sie vollendete den Satz nicht.

„Es wäre sehr schade,“ fügte sie langsam hinzu, „wenn wir durch das Gerede der Leute auseinandergesprängt werden sollten. Und wenn das überhaupt einmal sein müßte, dann wäre es wohl vernünftiger und besser, wir lösten uns freiwillig voneinander los — nicht der Leute wegen, unsertwegen, oder wenigstens meinetwegen . . . Denn ich glaube, später würde es mir noch schwerer werden.“

Richard hatte die Worte Adas kaum gefaßt. War es wirklich ihre Meinung, daß das, was ihm jetzt schon so theuer war, und was auch ihr nicht gleichgültig zu sein schien: das Zusammenleben und Zusammenfühlen, das die Beiden wie durch ein Wunder mit einander verbunden hatte, dem elenden Moloch des Klatsches geopfert werden sollte? Das konnte ihr Ernst nicht sein! Sein tieftrauriger Blick traf den ihrigen. Richard strich mit der Handfläche über die Stirn und fragte wie aus einem Traume erwacht:

„Seit wie lange kennen wir uns?“

„Seit einer Ewigkeit, meine ich.“

„Seit einer Ewigkeit!“ wiederholte Richard bedächtig. „Und da könntest Du es ruhig übers Herz bringen, einen so alten Freund zu verabschieden, weil Du Dich vor dem Geschwäg fürchtest?“

„Auf mein Herz kommt es nicht an,“ entgegnete Ida. „Und um das Geschwäg kümmernere ich mich nicht. Es wird kaum jemals zu mir dringen. Wenn ich eine Egoistin wäre, hätte ich gar nicht so mit Dir gesprochen. Mich hat der Gedanke, daß Deine Gesellschaft mir eine liebe Gewohnheit

werden solle, innig erfreut, und ich sage Dir ganz offen, Du würdest mir sehr fehlen. Aber man muß auch an Andere denken.“

Richard hatte Ada unverwandt angesehen. Und als sich nun ihre Blicke begegneten, sah sie wieder in das dunkle Auge mit dem schwer-müthigen Ausdruck, der sie rührte, ja ergriff.

Sie fühlte den Drang, ihm jetzt etwas Tröstliches, Versöhnliches zu sagen. Aber sie wußte nicht, wie sie es anfangen sollte. Sie wollte versuchen, sich in die Rolle der mütterlichen Freundin hineinzulügen, aber es gelang ihr nicht. Sie wollte von gleichgültigen Dingen reden, sie fand keinen Uebergang. Sie wollte scherzen, wie sie am Nachmittage im Thiergarten gescherzt hatte, aber der leichte Ton versagte ihr. Sie stand ganz unter dem Banne des traurigen Blicks, und die Beiden schwiegen lange.

Richard erhob sich mit einer plötzlichen Bewegung, als ob er sich zu einem Entschlusse aufgerafft habe.

„Es wird wohl am besten sein,“ sagte er, „wenn ich jetzt gehe. Es ist auch schon spät genug.“

„Ich sehe Dich doch morgen?“

„Wenn Du erlaubst, und wenn ich Allen hier im Hause gelegen komme . . .“

Ada stellte sich, als ob sie die letzten Worte überhört hätte, und antwortete:

„Wie kannst Du nur fragen, ob ich's erlaube! Ich freue mich aufrichtig, Dich zu sehen. Komm nicht zu spät.“

Sie hatte sich erhoben. Richard hatte seinen Hut ergriffen, und die Beiden standen sich gegenüber.

Sie hatten Beide die Empfindung, als wehe zwischen ihnen eine gewitterschwere Luft. Etwas seltsam Unheimliches! Er zögerte, ihr die Hand zu reichen. Und als sie ebenfalls zaubernd ihm die ihrige bot, empfanden sie bei der Berührung etwas wie ein fieberndes Fluidum.

Er führte die kalte kleine Hand hastig an seine heißen Lippen und küßte sie zärtlicher, als es Freundschaft oder verwandtschaftliche Zuneigung bewirkt. Ada senkte den Blick und erröthete.

„Lebe wohl!“ sagte sie leise. „Ich erwarte Dich also morgen.“

Richard antwortete nichts mehr. Er bejahte mit einer stummen Neigung des Kopfes und verließ schnell das Zimmer.

Ada blieb wie angewurzelt stehen und starrte beständig zur Thür hinüber, die eben in's Schloß gefallen war. Sie hörte seine Schritte auf dem Corridor und auf der Treppe, sie hörte die Hausthür schließen, sie hörte ihn in der Stille der Nacht noch über den Vorhof gehen, dann verhallten seine Schritte . . .

Sie hatte sich noch nicht von der Stelle gerührt. Ihr Kopf hatte sich allmählich etwas gesenkt.

Tief aufseufzend hob sie ihn und trat mit langsam schleppenden

Schritten wieder an den Tisch, an dem sie sich soeben noch gegenüber geessen hatten. Müde und schwer ließ sie sich auf den Sessel fallen. Ihre beiden Arme ruhten auf den Lehnen und ihre Hände hingen schlaff herab. Ihr Auge richtete sich auf ihre rechte Hand. Sie fühlte die Berührung seiner heißen Lippen, schloß halb die Lider und lächelte. Allmählich aber nahm ihr Gesicht einen strengen Ausdruck an, und es verfinsterte sich immer mehr.

Wenn Richard wirklich von ihr gehen müßte, wenn er nicht wiederkäme! Wenn sie wiederum vereinsamt sein sollte in dem trostlosen Grau von ehedem! Es wäre unerträglich! Er hatte ihr den Sonnenschein gebracht, den Sonnenschein durch seine Frische und Wärme in diesen trüben Raum. Er hatte ihr die Sonne gezeigt, wie sie am Himmel steht. Er hatte ihre Seele sonnig aufgehellt. Weshalb war er nur auf einmal so traurig geworden, der gute Junge? Weshalb nur?

In dieser selbstgestellten Frage war ein wenig Heuchelei. Sie wußte den wahren Grund nur allzu gut; aber es war ihr ein Bedürfnis, zu zweifeln.

Wie sollte es enden? Es wäre entsetzlich, wenn er sie liebte!

Entsetzlich! Und doch wie wundervoll!

Ja, es war in Wahrheit ein Wunder geschehen. Hatte sie ungeliebt bis an die Grenzen der Jugend vorrücken müssen, um nun auf einmal die Seligkeit zu empfinden, geliebt zu werden? Und was ihr eigenes Herz empfand — es war ihr etwas so Neues, so himmlisch Beglückendes. Ja, es war ein Wunder!

Du mein Gott! wo war der Ausweg aus all diesen Wirrnissen!

Es schwebte ihr etwas vor wie ein leuchtendes Ziel, dem sie zufliegen wollte. Aber es legte sich schwer auf die Fittige ihrer Seele. Es belastete sie etwas.

War es das mahnende Pflichtgefühl? Pflichten — gegen wen? Gegen den, der sie in strafbarer Weise vernachlässigt hatte? der lediglich sich selbst gelebt und es im Egoismus seines Berufs nicht einmal bemerkt hatte, wie sie langsam verkümmerte? Wenn sie einem Andern Pflichten schuldete, so hatten diese Pflichten doch ihre Begrenzung in der Pflicht gegen sich selbst, in der Pflicht der Selbsterhaltung.

Es war ihr ganz klar, daß sie nicht mehr so leben konnte wie ehedem. So nicht. Nicht mehr mit ihm allein, und nicht mehr ohne ihn, den Freund.

Ja, er war ihr Freund, er mußte es bleiben. Das Wort tröstete und beruhigte sie. Er durfte ja ihr Freund sein vor aller Welt!

Weshalb bangte sie nur? Sie ahnte wohl, daß sie sich mit dem Freunde selbst betrügen wollte.

In Wahrheit gedachte sie seiner mit unheimlich zärtlicher Regung ihrer Sinne, wenn es ihr auch nicht zu klarem Bewußtsein gekommen war. Sie sah ihn deutlich da auf jenem Sessel sitzen, auf dem er ihr gegenüber

geessen hatte, und sie sah seinen traurigen Blick. Sie schloß die Augen. Es überlief sie ein seltsamer Schauer. Sie fühlte den Druck einer weichen Hand, und es war nicht die Hand des Gatten, nicht jene Hand, die so fürchterliche Dinge anfaßte, nicht jene magere Hand mit den starken Adern, die sie nicht ohne geheimes Grauen betrachten konnte, und bei deren Berührung es sie eiskalt überrieselte. Es war eine weiche, edelgeformte männliche Hand. Und auf der ihrigen fühlte sie einen heißen Kuß. Sie scheute sich, die Augen wieder zu öffnen. Sie wollte den geheimnißvollen Zauber weiter wirken lassen. Sie hatte Angst, aus dem schönen Traume erweckt zu werden, und ihre Lippen öffneten sich ein wenig . . .

Sie versank in einen wonnigen Halbschlummer. Sie war losgelöst von der Wirklichkeit. Und sie sah Richard vor sich in jener dem Traum eigenthümlichen hellgrauen Beleuchtung und in jener plastischen Deutlichkeit und Schärfe, wie sie auch nur der Traum den Gestalten verleiht. Sie sah ihn jetzt mit anderen Augen an und entdeckte an ihm Züge, die sie früher nicht bemerkt hatte, weder an ihm noch an einem Andern. Er hatte etwas so ungemein Herzliches und Zärtliches, und in seinem Auge lag etwas Hüßliches, das sie rührte. Dabei war er durchaus kein Schwächling. Seine ganze Erscheinung hatte die vollste Frische der Jugendlichkeit, und die schöne männliche Hand, auf die sie immer blicken mußte, gefiel ihr ganz besonders.

Und jetzt sprach er zu ihr, und seine Worte hatten einen merkwürdig rührenden Klang. Ja, die Stimme, das war's, was sie vor Allem an ihm liebte! Sie hörte ihm mit innerstem Behagen zu. Er wiederholte einige Sätze, die sie schon einmal von ihm gehört hatte, und er sprach sie genau in demselben Tonfall wie früher. So hatte noch Niemand ihren Namen ausgesprochen! Und wie anders klang das Wort aus seinem Munde, als aus dem — des Andern!

„Nun, willst Du Dich nicht zur Ruhe begeben?“

Ada wurde durch diese Worte, die „der Andere“ beim Eintreten in das Wohnzimmer sprach, jählings aus ihrer Träumerei aufgeschreckt. Es war ein schrillender Mißlaut, der in die Harmonie ihrer Schwärmerei hineindröhnte. Ihr Herz pochte mächtig, und sie sprang auf.

„Wie kannst Du mich nur so erschrecken!“ rief sie in sehr gereiztem Tone.

„Nun, nun!“ entgegnete Österode mit gutmüthigem Ausdruck. „Ich konnte doch nicht ahnen, daß Du hier eingenickt warst. Verzeih mir, mein Kind.“

Er war an sie herantreten und wollte ihr die Wangen klopfen. Ada wandte sich ungehalten ab.

„Ach bitte, laß mich!“ sagte sie.

„Aber wie sprichst Du denn zu mir?“ versetzte der Professor in einigem Erstaunen.

„Mein Gott! ich spreche . . . ich spreche eben, wie man manchmal spricht. Du hast Deine Sachen, die Dir durch den Kopf gehen. Vielleicht habe ich die meinigen. Es ist doch zuviel verlangt, daß man immer nur so sein soll, wie es Euch paßt. Wir haben doch auch unjere Stimmungen!“

„Das merke ich. Und ich will nicht weiter stören. Schlaf aus, liebes Kind. Morgen wirst Du hoffentlich wieder vernünftig sein. Gute Nacht!“

Uda erwiderte den Wunsch nicht. Osterode begab sich in sein Schlafzimmer.

„Es ist wirklich nicht zum Aushalten!“ sagte Uda, als sie allein war.

Sie gab die Weisung, die Lichter zu löschen, und zog sich ebenfalls auf ihr Schlafzimmer zurück.

Sie dachte nicht mehr an Richard, sie dachte nur an ihren Mann. In den letzten vierundzwanzig Stunden hatte sie sich zum ersten Mal seit zehn Jahren ihr eheliches Dasein in seiner Gesamtheit vergegenwärtigt. Sie hatte Bilanz gemacht, und das Facit ihrer Aufstellung fiel nicht sehr beruhigend für den Gatten aus. Sie machte ihm die schwersten Vorwürfe, und er erschien ihr als der allein Schuldige. Sie fühlte, daß sie in Gedanken schon gesündigt hatte, und auf ihn allein wälzte sie die Last der Verantwortlichkeit. Ihr weiblicher Stolz bäumte sich in ihr auf, und sie war entschlossen, die unwürdige Stellung, zu der sie durch den Egoismus ihres Mannes sich herabgedrückt fühlte, fürder nicht mehr zu dulden.

Der Morgen begann schon zu dämmern, als sich der Schlaf auf ihre Lider senkte.

* * *

Richard war, ohne sich umzuschauen und ohne einen bestimmten Gedanken zu fassen, in großer Erregung nach Hause gestürzt. In seinem Innern tobte es gewaltig. Und auch als er in seinem behaglichen stillen kleinen Zimmer allein war, konnte er die Ruhe nicht finden, und der Wirrwarr seiner Empfindungen lichtete sich nicht.

Er fühlte ein mächtiges Drängen und Verlangen nach irgend etwas, das er sich selbst nicht klar machte, das aber mit Uda zusammenhing.

Könnte er sie jetzt nur noch einmal sehen, nur noch einige Worte mit ihr tauschen! Sie würde es ihm gewiß sagen können.

Er sann einige Secunden ganz ernstlich über einen Vorwand nach, unter dem er jetzt nach dem Osterode'schen Hause zurückkehren und ihr jetzt gleich noch einmal begegnen könnte. Mit wehmüthigem Lächeln erkannte er aber sogleich das Thörichte, das Wahnsinnige, ja, das Unmögliche seines Vorhabens.

Mitternacht war längst vorüber.

Weshalb hatte er sich auch von einer augenblicklichen Stimmung beherrichen lassen, weshalb war er gegangen! Er hätte ja noch eine Stunde

bleiben können — noch länger! Und nun war er hier allein und lief hastig in seinem Zimmer umher und quälte sich mit Unerfüllbarem!

Sie war so gütig, so herzlich zu ihm gewesen, und sie hatte ihm doch so weh gethan! Sie konnte ja nicht ahnen, was in ihm vorging! Und hätte sie es geahnt, so hätte sie nicht anders zu ihm sprechen dürfen, als sie gesprochen hatte! Sie durfte ihn ja nicht lieben, und sie liebte ihn auch nicht.

Und er? . .

Ja denn, er wollte sich nicht belügen! Er liebte sie mit der vollsten Gluth seines Herzens! Er liebte sie wie ein Wahnsinniger! . .

Erschöpft sank er auf einen Stuhl, stemmte den Ellbogen auf den Tisch und drückte mit der Hand die brennend heiße Stirn. Er starrte vor sich hin und athmete schwer.

Nach einer Weile dumpfen Brütens erhob er sich und holte von dem Nachttisch das kleine Bild, das er gestern so aufmerksam betrachtet hatte. Er sah es wieder lange an. Es genügte ihm diesmal nicht, daß er es mit der Hand halb bedeckte. Er nahm das Bild aus dem Rahmen heraus und schnitt es in der Mitte durch. Die eine Hälfte kniffte er einige Mal zusammen, und nicht ohne eine gewisse Anstrengung gelang es ihm, den steifen Carton zu zerstückeln. Die Stückchen warf er dann in den Papierkorb. Aus der andern schnitt er vorsichtig ein Oval heraus, wie für ein Madaillon: Das Kopf. Er nahm das kleine Bildchen zwischen Daumen und Zeigefinger, hielt es dicht unter die Lampe und musterte es sehr lange. Er fand es heute viel ähnlicher als gestern. Er küßte es mehrere Mal, dann barg er es in seine Briefftasche.

In dem Augenblick, da er sich zur Ruhe begeben wollte, schoß ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. Es war eigentlich nichts sehr Angenehmes, aber er mußte doch lächeln, und es war ihm, ohne daß er sich Rechenschaft davon ablegte, ganz erwünscht, daß er von dem Kreise, in dem sich seine Gedanken und Gefühle bewegt hatten, auf einen Augenblick abgedrängt wurde.

Dr. Schlemm hatte Recht behalten! Richard hatte ihn richtig vergessen! Er fühlte sich einigermaßen beschämt. Und doch machte es ihm einen gewissen Spaß, daß er es hatte vergessen können. Aber Johannes wartete morgen früh auf eine Mittheilung. Die Wahrheit durfte er natürlich nicht erfahren. Richard schrieb ihm einige ausweichende Zeilen: er habe seinen Onkel überaus beschäftigt und in einer Stimmung gefunden, die es ihm rathjamer habe erscheinen lassen, die Sache nur anzuregen, aber noch nicht ernstlich zu besprechen; er werde erst morgen die Angelegenheit wirklich in Angriff nehmen können, und er hoffe seinem alten Bekannten ein günstiges Resultat melden zu können.

Richard überlas die Zeilen noch einmal. Er war mit der Fassung des Briefes zufrieden. Er schloß ihn, entkleidete sich, legte sich nieder und verfiel sogleich in festen traumlosen Schlaf. —

Al' die wirren Gedanken und widersprechenden Gefühle, die Richards Herz und Kopf durchtobten, hatten sich zu dem guten Vorsatze gefestigt, sich mit Uda offen und ehrlich auszusprechen. Er hoffte, daß er dadurch den Sturm in seinem Innern am sichersten beschwichtigen werde. Er wollte ihr sagen, daß er eine verhängnißvolle Leidenschaft in sich keimen fühle, und daß es seine Pflicht sei, dieselbe um jeden Preis zu ersticken. Sie werde ihn also nicht mißverstehen, wenn er es vermeide, mit ihr allein zu sein.

Er war überzeugt, daß er allein ein ernstes Opfer zu bringen habe. Denn wenn sie ihm auch freundlich zugethan erschien, so dachte er doch keinen Augenblick auch nur an die Möglichkeit, daß sie ihn liebe. Von den Beschäftigungen, die ihm sein Beruf auferlegte, und die er sehr ernst nahm, erhoffte er eine nothwendige Ablenkung von dem Wege, auf den er wie durch eine höhere Macht gedrängt und auf dem er sinnlos vorgestürzt war. Die Zerstreuungen der Großstadt würden dann noch ein Uebrigcs thun. Und wenn Alles das nicht verfange, so werde er durch einen hohen Gönner, den er im Justizministerium besaß, seine Versetzung nach einem andern Gerichte schon erwirken können.

So machte er sich denn, mit guten Vorsätzen gewappnet, am andern Morgen leichteren Sinnes auf den Weg nach dem Osterode'schen Hause. Und heute klopfte er zuerst an die Thür des kleinen Seitengebäudes. Er traf den Dnkel, der gerade im Begriff stand, sich nach der Anstalt für Nervenleidende zu begeben, wo er jetzt seine Sprechstunde abzuhalten hatte. Richard trug ihm die Bitte seines Bekannten vor. Er schilderte Dr. Schlemm, so wahrheitsgetreu es ihm möglich war, als einen tüchtigen, ernsten Arbeiter und begabten Kopf, aber allerdings auch als einen eben nicht allzu liebenswürdigen Menschen von nicht gewinnendem Aeußern. Dem Professor schien der Vorschlag ganz gelegen zu sein. Unter den jungen Leuten, die sich um die Stelle beworben, hatte ihm keiner recht gefallen. Er bat Richard, Dr. Schlemm zu benachrichtigen, daß dieser sich am folgenden Tage um dieselbe Zeit im Sprechzimmer der Anstalt einfinden möge.

Während dieser Unterhaltung waren die Beiden auf den Vorhof getreten, und plaudernd gingen sie langsamen Schritts nebeneinander her.

Uda saß am Fenster und ließ keinen Blick von ihnen. Sie war beunruhigt, als sie bemerkte, wie die Beiden zusammen dem Ausgang sich näherten.

„Wäre es Dir recht, wenn ich Dich begleitete?“ fragte Richard. „Du könntest mir Deine Anstalt einmal zeigen.“

„Das kann sich gelegentlich machen. Aber willst Du nicht Uda Guten Morgen sagen?“

„Ich sehe Euch ja bei Tisch.“

„Mir wäre es aber lieber, wenn Du sie vorher sprächest und ihr den Kopf ein wenig zurechtsetztest. Versteh mich recht, Du sollst ihr nicht

etwa Vorlesungen halten. Aber ich denke mir, daß es sie aufheitern wird, wenn Du eine Stunde mit ihr plauderst und vielleicht mit ihr einen kleinen Spaziergang machst. Sie gefällt mir heute gar nicht. Schon gestern Abend war sie gereizt und heute früh merkwürdig nervös. Weiberlaunen natürlich! Nichts weiter! Spring hinaus, es wird ihr Freude machen, und mir ist es auch angenehm.“

„Also gut. Ich werde mein Möglichstes thun, um ihr die Grillen zu vertreiben.“

„Weißt Du,“ fuhr der Professor fort, „am vernünftigsten wäre es, wenn Du sie veranlassen könntest, mit Dir eine Partie zu machen. Fahrt nach dem Grunewald, den Bichelsbergen, nach Erkner, wohin Ihr wollt! Du kennst die Umgebung von Berlin noch nicht. Sie ist schöner, als Du meinst. Fahrt nach Tegel! Da ist es sehr hübsch. Da findet Ihr auch ein gutes Gasthaus. Ihr werdet Euch vortrefflich unterhalten, Ihr werdet vergnügt und frisch heimkehren. Rummert Euch nicht um die Stunde. Ich werde heute ohnehin nicht pünktlich sein können. Ich habe um vier Uhr eine Consultation. Bestellt das Essen ab und tafelt, wo Ihr Lust habt. Nun, was sagst Du zu meinem Vorschlage?“

„Er erscheint mir sehr verlockend. Wenn ich Uda dazu bewegen kann . . .“

„Rede ihr nur gut zu. Und wenn wir uns heut nicht wiedersehen, dann also morgen. Benachrichtige Dr. Schlemm, daß ich ihn morgen zwischen elf und zwölf erwarte. Für alle Fälle werde ich Euch einen Wagen schicken, ich komme bei einem Fuhrgeschäft vorüber. Hoffentlich werdet Ihr ihn benutzen. Fang es schlau an und rede ihr nur gut zu. Adieu, mein Junge!“

Der Professor entfernte sich.

Uda, die alle Vorgänge aufmerksam beobachtet, hatte aufgeathmet, als die Beiden an der kleinen Thür der Vorhofsmauer plaudernd stehen geblieben waren. Ihr Herz klopfte, als diese hinter dem Professor ins Schloß fiel und Richard sich dem Wohnhause zuwandte. Sie trat schnell vom Fenster zurück.

Sie begrüßten sich unbefangen. Nach dem Austausch der üblichen Fragen und Antworten über das Befinden sagte Richard:

„Ich habe Dir einen Auftrag zu überbringen. Ich sollte es recht diplomatisch anfangen. Aber ich denke, es macht sich am einfachsten, wenn ich es Dir rundweg sage. Der Onkel kann heut nicht zu Tisch kommen. Er sagte mir, Du seiest ein wenig verstimmt, und er meint, es würde uns Beiden gut thun, wenn wir den schönen Tag zu einem Ausfluge in die Umgebung benutzen. Dich würde es auffrischen, und ich würde etwas Neues und Schönes zu sehen bekommen. Was meinst Du dazu?“

„Wenn Du nichts zu versäumen hast, mir macht es die größte Freude.“

„Nun, dann mach Dich zurecht. Ich habe Dir sehr Vieles zu sagen,

sehr Ernstes, und es ist mir lieber, wenn ich's Dir unter Gottes freiem Himmel sagen kann als hier."

"Doch nichts Unangenehmes?" fragte Ida besorgt.

"Nichts Unangenehmes für Dich," antwortete Richard. "Der Onkel läßt Dich noch bitten, das Essen abzubestellen. Wir brauchten uns nicht an die Stunde zu binden und könnten unterwegs zusammen speisen."

"Das ist ja reizend!" rief Ida in kindischer Freude.

Wieder eine Abwechslung in ihrem sonst so einförmigen, fest geregelten Dasein! Sie vermochte es kaum zu fassen. Was konnte der folgende Tag noch bringen!

"Und wohin soll es gehen?" fragte sie.

"Der Onkel sprach von Tegel. Er schickt uns einen Wagen."

Ida kam vor Ueberraschung gar nicht zu sich. Alexander wurde auf einmal galant! Er schickte den Wagen.

* *

Eine halbe Stunde später rollten die Beiden in einer bequemen aufgeschlagenen Kalesche durch die endlose Müllerstraße und deren Fortsetzung, die Chaussee, dem Tegeler See zu.

Am dem leuchtenden, hellgraublauen Himmel zogen schneeige weiße Wolken langsam daher. Die Luft war frisch, und der Staub belästigte heute wenig. Es war ein Tag, wie geschaffen, um die Eigenthümlichkeit der märkischen Landschaft in ihrem ganzen wunderbaren Reize auszubreiten. Der Weg durch die Ausläufer der Stadt ließ von diesen Reizen freilich recht wenig erkennen. Aber je mehr sie sich von der Stadt entfernten, desto schöner wurde es.

Mit verwunderten Augen blickten sie um sich, auf die gelben Sandberge zur Rechten, die in ihrer hellen und doch gedämpften Beleuchtung sich von dem mattblauen Himmel scharf abhoben, auf die tiefgrünen, fast schwarzen Kiefern zu ihrer Rechten, mit den röthlichen, schlanken, stangenartigen Stämmen, die aus dem gelben sandigen Boden majestätisch aufschossen, dicht aneinander geschaart, doch nicht so dicht, daß sie nicht dem durchbrechenden Sonnenlichte Raum zu seinen muthwilligen Schattenspielen gegönnt hätten.

Der Forst wurde kräftiger und imposanter, der dichtbestandene Boden immer hügliger. Und als auf einmal bei einer Wendung des Weges, ohne daß die Beiden, die der Gegend vollkommen unfundig waren, im mindesten darauf vorbereitet gewesen wären, die weite, bläulichgrüne, spiegelglatte Wasserfläche des großen Tegeler Sees vor ihnen lag, in seiner herrlichen Umrahmung von sanft aufsteigenden gelblichen Ufern und dunklem Nadelholz, unter dem hellshimmernden Himmel — ein landschaftliches Bild von ergreifender Schönheit, von einer wunderbaren schwermüthigen Poesie —, da verstummten sie, blickten mit weitgeöffneten Augen um sich und sahen sich dann einander an.

Der Kutscher hielt vor einem bescheidenen Gasthose in der Nähe des Sees. Der freundliche Wirth, dem sie die Mahlzeit bestellten, versprach sein Mögliches zu thun, um die Herrschaften zufrieden zu stellen; in einer Stunde sollte das Essen bereit sein. Bis dahin wollten sie planlos am See und in der Haide sich ergehen.

Schweigsam schritten sie nebeneinander her. Richard hatte sich Alles, was er Ada sagen wollte, reiflich überlegt. Er wußte, daß ihm schmerzliche Stunden bevorstanden. Aber das Unabänderliche hatte seinen moralischen Muth befestigt. Er war fest entschlossen, seine Pflicht zu thun. Und er durfte sich dabei auf Adas Beistand unbedingt verlassen. Sie liebte ihn ja nicht. Ihr war es ja ein Leichtes, sich die Ruhe und Klarheit zu bewahren.

Und während er jetzt neben ihr am bewaldeten Ufer des Sees daherschlenderte, mit vorgebeugtem Kopf, den Blick auf den Boden gerichtet, auf dem die Schatten und Lichter ihr neckisches Spiel trieben, ab und zu den Sand aufstöbernd oder einen Stein mit der Fußspitze fortzuschleudernd, vergegenwärtigte er sich noch einmal Alles das, was in den wenigen Stunden seines Berliner Aufenthaltes zwischen Ada und ihm vorgefallen war. An Thatfachen und an äußeren Vorgängen war es nicht viel. Und doch hatte es eine vollständige Umwälzung in seinem Innern herbeigeführt. Er konnte sich mit sich selbst nicht zurechtfinden, er war sich selbst entfremdet. Ada hatte ihm nur Freundlichkeiten und Wohlwollen gezeigt, ja, eine gewisse Bärtlichkeit; sie brauchte sich ja keinen Zwang aufzuerlegen, er war ja ein Unverwandter. Es beleidigte ihn fast, daß sie im Vollgefühl ihrer Sicherheit sich so vertraulich ihm gegenüber gezeigt hatte. Die Ruhe und Gemächlichkeit ihres Wesens kränkten ihn. Er hatte unzweifelhaft Unrecht. Was war er ihr? was konnte er ihr sein? Sie hatte bis zur Stunde ihr Leben ohne ihn verbracht. Jetzt war er hineingeschneit. Die Abwechslung mochte sie belustigen. Wenn er wieder daraus verschwand, nun, so werde sie sich eben zu trösten wissen! Und verschwände er auf Nimmerwiedersehen . . .

„Und wenn ich wirklich stirbe!“

Unwillkürlich hatte Richard diesen letzten Satz seiner bis dahin wortlosen Grübeleien mit halblauter Stimme gesprochen.

Ada blickte erschrocken auf und hemmte den Schritt. Sie sah ihn von der Seite fragend an und sagte leise:

„Um Gottes willen! was sagst Du da?“

„Nun ja!“ rief Richard aus, und in seinem Tone erzitterte die Erregung, die er bis dahin gemeistert hatte. „Wenn ich wirklich stirbe, was würdest Du thun? O gewiß, Du würdest mir ein paar aufrichtige Thränen nachweinen! Es würde Dir leid thun, daß ein junger Mensch, ein Verwandter von Dir, den Du so gern gehabt hast, aus dem Leben geschieden ist! Du würdest einen schönen Kranz auf seinen Sarg legen und in der ersten Zeit mit schmerzlicher Wehmuth seiner gedenken!“

„Im Gottes willen!“ wiederholte Aida ganz leise. Und sie stellte nun auch an sich die Frage: Was würde ich thun?

Sie waren stehen geblieben.

„Sieh, Aida,“ sprach Richard, dessen Geist sich mit der Sprunghaftigkeit der Jugend längst von dem unheimlichen Gedanken an den Tod abgewandt hatte, während Aida noch immer darüber nachsann und seine Worte kaum verstand, „ich habe mir Alles reiflich überlegt und habe Dir schon gesagt, daß ich mit Dir sprechen muß. Es muß etwas geschehen! Und bald! Sonst ist es zu spät! Ich wittere etwas von einem Unglück. Höre mich ruhig an. Lege meine Worte nicht auf die Waagschaale. Und wenn ich etwas sage, das Dich kränkt, das Dir weh thut, verzeih mir! Ich will Dir nicht weh thun. Wahrhaftig nicht! Unser Zusammenleben so, wie es sich vom ersten Augenblick herausgebildet, kann nicht dauern. Ich fühle, daß ich dabei zu Grunde gehe. Du fühlst Dich ganz sicher und ahnst nicht, was Du mir anthust. Was für Dich eine freundliche Zerstreuung einer langweiligen Stunde ist, ist für mich eine marternde Qual. Du darfst mich anlächeln und Deine freundliche Gesinnung für mich ehrlich zur Schau tragen. Ich muß Dir gegenüber Komödie spielen. Ich darf Dir nicht einmal andeuten, was Du mir bist. Und so nagt es an mir und schmerzt mich und macht mich elend.“

Richard hatte darauf gerechnet, daß Aida in ihrer überlegenen Ruhe ihm einige banale tröstende Worte sagen, ihn wegen seiner kindlichen Ueberspanntheit mit der Milde und zärtlichen Rücksicht einer mütterlichen Freundin zurechtweisen würde. Er war ganz bestürzt, als Aida, deren Stirn sich in Falten gelegt hatte, und auf deren Wangen ein merkwürdiges Roth aufflammte, in heftigem, ihm völlig fremdem Tone erwiderte:

„Sag's doch lieber frei heraus: Du langweilst Dich mit mir! Ich begreife das übrigens, denn ich habe in der Kunst, unterhaltend zu sein, mich auszubilden keine Gelegenheit gehabt. Bei Anderen würdest Du Dich jedenfalls besser amüsiren.“

„Aber Aida!“

„Nun ja!“ fuhr Aida in demselben gereizten Ton fort. „Ich habe es mir ja auch schon gesagt, es kann nicht dauern. Freilich habe ich nicht geglaubt, daß das Ende so schnell kommen würde, und ich wäre egoistisch genug gewesen, für jede gewonnene Stunde dankbar zu sein. Aber Du hast ganz Recht, daß Du Dich nicht um mich bekümmerst. Du bist ein junger Mensch, das Leben liegt vor Dir, Du willst es genießen, und Du hast Anspruch darauf. Und so groß ist mein Egoismus doch nicht, daß ich Dir Deine frische und fröhliche Jugend verkümmern möchte. Du brauchst mir nicht zu sagen, was Du so vorsichtig und schonend vorbereitet hast; ich weiß es. Ich freue mich, daß Du so verständig bist. Abgemacht! . . . Es wird wohl bald Zeit sein, in unser Gasthaus zurückzukehren . . . Wenn wir gegessen und getrunken haben, fahren wir nach

Hause; Du begleitest mich wohl bis zur Thür? Und gelegentlich sehen wir uns wieder.“

Sie hatte diese Worte nicht im Zusammenhang gesprochen, vielmehr die einzelnen abgerissenen Sätze in nervöser Hast hervorgestoßen.

Richard, der auf Adas Unterstützung gerechnet hatte und sich nun von ihr selbst angegriffen fühlte, mußte sich erst sammeln.

„Ada!“ flüsterte er zärtlich. „Glaubst Du denn wirklich, was Du sagst? Kannst Du es glauben? Langweilen und amüsiren! Du hast keine Ahnung, Ada, wie jämmerlich hohl die Worte klingen. Denke nicht so schlecht von mir. Reich mir die Hand.“

Ada hatte sich abgewandt und regte sich nicht. Richard ließ die Hand die er ihr entgegengestreckt hatte, wieder sinken.

„Du weigerst mir Deine Hand? Du verstehst mich also nicht! Nun, dann will ich Dir's sagen, so klar und deutlich, daß Du mich nicht mißverstehen kannst! Und dann mußt Du mich selbst wegschicken. Ich liebe Dich, Ada! Wie ein Rasender! Besinnungslos! Ich habe keinen andern Gedanken als Dich! Kein anderes Verlangen als Dich! Seit wie lange ich Dich liebe — ich weiß es nicht. Mir scheint, ich hätte nie einen andern Menschen gesehen als Dich! Und wie ich ohne Dich leben soll — ich weiß es auch nicht. Ich weiß eben nur, daß ich nicht mit Dir leben darf. Und deshalb muß ich mich von Dir losreißen, und sollte ich darüber zu Grunde gehen. Um des Himmels willen, laß jetzt nicht die Vernunft sprechen! Es wäre ein gräßlicher Hohn auf meine Empfindungen. Schweige lieber! Laß mich schweigend davongehen! Dann darf ich, wenn ich allein sein werde, doch noch glauben können an das, was nicht ist, und es wird mich trösten. Ich bitte Dich, Ada, schweige! Das ist das Einzige, was ich von Dir erbitte, und das wirst Du doch für mich thun können, sei es auch nur aus Mitleid und Barmherzigkeit . . . Ich liebe Dich!“

Richard hatte sich Ada genähert und die letzten Worte geflüstert.

Sie stand noch immer mit abgewandtem Gesicht da, regungslos, und hatte den Blick nicht vom Boden erhoben. Ihr Bufen hob und senkte sich stürmisch, und ihre halbgeöffneten Lippen brannten.

Als der Hauch seines Athems ihre Wange streifte, erbehte sie . . .

Langsam erhob sie den Kopf und wandte sich zu Richard. Mit hell strahlenden Augen blickte sie ihn an, mit dem Ausdrucke unsagbarer Seligkeit.

Ihre Lippen rundeten sich zu einem entzückenden Lächeln. Alles, was sie bedrängt und geängstigt hatte, war abgestreift. Sie fühlte sich wie befreit, losgelöst von allem Jammer, wie in eine traumhafte Höhe emporgehoben, und in schwindelndem Wohlgefühl schloß sie ganz langsam die Lider . . .

„Was ist das?“ hauchte Richard mit zitternder Stimme.

Sie bewegte zu sanfter Abwehr bedächtig den Kopf. Sie wollte nichts hören, nicht einmal die Stimme des Geliebten.

Da schlang er leidenschaftlich seinen Arm um sie, preßte sie wild an seine hämmernde Brust und drückte seine glühenden Lippen auf die ihrigen, die den heißen Kuß willig erwiderten und nicht danach trachteten, sich der wahnsinnigen Liebkosung zu entziehen. Mit fliegendem Puls, mit keuchendem Athem, selbstvergessen und ohne Sinn für das, was sie umgab, drückten sie in inbrünstiger Umschlingung Lippe auf Lippe . . .

Erschöpft, mit schwerem Athem, mit müdem, holdseligem Lächeln blickte Ada zu dem Geliebten auf, voll überfließender Zärtlichkeit, und ihren Kopf an den seinen schmiegend, flüsterte sie: „Dann stirbe ich auch!“

Jetzt erst hatte sie die Antwort auf Richards Frage gefunden: „Was würdest Du thun, wenn ich stirbe?“ Und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Welchen Verlauf der sonnige Nachmittag weiter genommen hatte, wie sie in das Gasthaus zurückgekehrt waren, ob das Essen, das man ihnen aufgetragen, von guter oder schlechter Beschaffenheit war, um welche Stunde sie den Heimweg angetreten hatten — sie wußten es nicht. Sie wußten nur, daß sie beisammen waren, daß sie sich liebten.

Als der Wagen, den der Kutscher geschlossen hatte, von der Friedrichstraße in die enge Straße einbog, in der das Osterode'sche Haus lag, sagte Ada ganz unvermittelt:

„Ich habe Alles verloren, was ich besaß! Aber ich habe mehr gewonnen, als ich je geträumt hatte. Ich bin mit dem Tausch zufrieden. Und wenn Alles zu Grunde geht, ich habe Dich geliebt!“

Richard drückte ihre Hand, daß es sie schmerzte.

„Lebewohl!“

„Soll ich Dich nicht hinaufbegleiten?“

„Nein, heute nicht. Ich sehe Dich ja morgen. Lebewohl und denke an mich, wie ich an Dich denke.“

Ein letzter langer Kuß besiegelte das Versprechen.

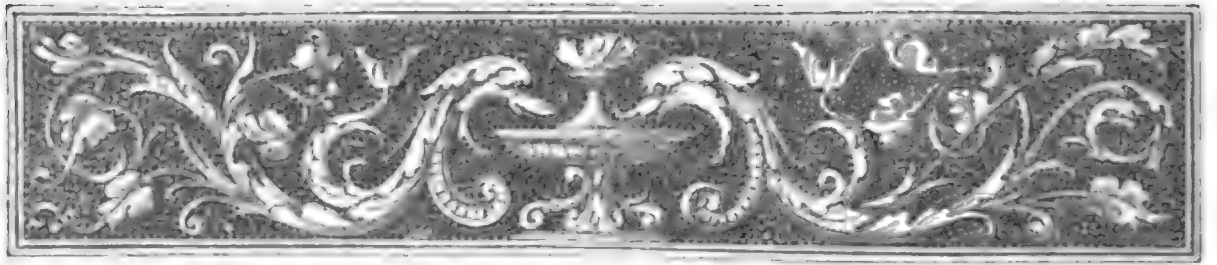
Da hielt der Wagen vor der kleinen Thür.

Richard begleitete Ada über den Vorhof bis an die Hausthür, drückte ihr da noch einmal die Hand, und Ada verschwand mit anmuthigem Lächeln.

Richard ließ sich geraden Wegs nach Hause fahren. Dort fand er einige geschäftliche Kleinigkeiten zur Erledigung vor. Er mußte auch an Schlemm schreiben.

Dann öffnete er ein Fenster, das auf die Straße führte, setzte sich auf das Fensterbrett und blickte stundenlang in glücklicher Gedankenlosigkeit vor sich hin. Erst als er von der nächtlichen Kühle fröstelnd zusammenschauerte, begann er sich auf sich selbst, vergegenwärtigte sich nun das Unglaubliche, das wirklich geschehen war, das Befelgende und Fürchterliche.

(Der Schluß folgt im nächsten Hefte.)



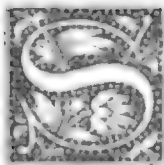
Kronprinz Rudolf von Oesterreich.

Von

Gustav Steinbach

-- Wien. --

Quantum instar in iusto —
Sed nox atra caput tristi circumvolat umbra.
Virgil. Aen. VI., 865.



Sie sind vorüber die Tage des Schreckens, die auch die Stärksten bis in's tiefste Mark erschütterten, die Tage, die von Stunde zu Stunde immer Unglaubliches, Unfassbares brachten. Die furchtbare Erregung, die Hoch und Nieder, Alt und Jung, die ersten Würdenträger des Staates und den letzten Tagelöhner in den entfernten Vororten der Residenzstadt, erfasst hat, ist gewichen: aber zurückgeblieben ist der nagende Schmerz, der nicht weichen wird, so lange das Geschlecht lebt, das den Kronprinzen Rudolf in seiner Mitte wandeln sah, das seinen edlen vornehmen Sinn erkannte und seine glänzenden Anlagen bewunderte. Zu viele Hoffnungen hat der 30. Januar geknickt, als daß er nicht von jedem aufrichtigen und denkenden Bürger dieser Monarchie als ein Tag der schweren Heimtuchung betrachtet und für alle Zeiten verzeichnet werden sollte. Mehr als zwei Monate sind seit jenem verhängnißvollen Tage dahingegangen, das Urtheil ist ruhiger, nüchterner und damit auch sicherer geworden; aber im innersten Wesen der Sache ist es das Gleiche, wie in der ersten Stunde. In der unglücklichsten seiner Schlachten hat Oesterreich keinen solchen Verlust erlitten, als in der Stunde, da Kronprinz Rudolf sich selbst verloren hatte.

Ein kaum angefangenes Leben liegt vor uns, das nicht zum Ziele seiner Entwicklung gelangte. Es bietet keine Großthaten, auch den Lorbeer des Kriegers hat eine lange Periode des Friedens ihm versagt, der Glanz des Erfolges, der die Stirne des siegreichen Feldherren krönt, zierte nicht

die Schläfe Rudolfs. Der Zauber, der von ihm ausströmte, entquoll der echten und wahren Liebenswürdigkeit seines Wesens, der reinen Menschlichkeit seiner Persönlichkeit, die zum Menschenherzen drang, weil sie auch in dem in der Hütte Geborenen den Menschen erkannte und dem Abel des Geistes den Werth beimaß, der ihm zukam.

Die Jugend des Kronprinzen Rudolf fiel in die Zeit, in welcher sein kaiserlicher Vater die Zustände, in die das absolute System das Reich versetzt hatte, als „ererbte Uebelstände“ brandmarkte. Alexander Bach und Leo Thun, welche das Reich geknebelt, Ungarn verwüstet, die Majestätsrechte an Rom ausgeliefert hatten, waren gefallen; der freiheitliche Gedanke war selbst in Oesterreich der herrschende geworden. auf ihn wurden die Hoffnungen für die Wiedergeburt des Reiches gesetzt. Dem Geiste des neuen Zeitabschnittes entsprach die Erziehung des Kronprinzen. Sein erster Erzieher zwar vertrat noch die Traditionen der Vergangenheit; der sechsjährige Knabe wurde von einem strengen, finsternen, querköpfigen Militär nach den Abhärtungs-Maximen behandelt, die in der Kaiserne gegen den erst-besten Recruten in Anwendung kamen. Vielleicht wurde mancher Krankheitskeim, der Decennien später zu so tief beklagenswerthem Ausbruch kam, zu jener Zeit in den Körper des zarten Knaben gesenkt, als man diesen um Mitternacht mit Trompetengeschmetter aus seinen Träumen riß und das schlaftrunkene Kind in ein eisig kaltes Bad tauchte. Ein Machtwort des Kaisers, vor dem eine mitleidige Kinderfrau des Kronprinzen einen Fußfall that, machte diesen thörichten Erziehungsversuchen ein Ende. Die Erziehung des Kronprinzen begann eigentlich erst, als Herr von Latour, ein feingebildeter und gelehrter Militär, ihre Leitung übernahm.

Es ist wohl überflüssig hervorzuheben, daß bei der Auswahl der Lehrer des Kronprinzen mit der größten Sorgfalt zu Werke gegangen wurde, namentlich später, als die höhere Ausbildung des Erzherzogs in Frage kam. Für die freiere Auffassung, die hinsichtlich der Erziehung des Kronprinzen maßgebend war, ist es bezeichnend, daß dieselbe nicht ausschließlich als Familienangelegenheit betrachtet wurde. Als es sich um die Wahl des Lehrers für ungarische Geschichte handelte, befaßte sich der ungarische Ministerrath mit dieser Frage, der sich seinerseits wieder die Wohlmeinung Franz Deaks erbat.

Die Lehrer des Kronprinzen fanden einen hochbegabten Knaben von überaus rascher Auffassung, großem Fleiße und seltener Beharrlichkeit; Eigenschaften, die insbesondere bei der Erlernung der Sprachen zur Geltung kamen. Ein österreichischer Herrscher ist genöthigt, neben den Weltsprachen und der Staatsprache Ungarns noch eine Anzahl von Idiomen zu sprechen, und Kronprinz Rudolf bewältigte mit Leichtigkeit diese Aufgabe. Namentlich die ungarische Sprache beherrschte er in Wort und Schrift vortrefflich, ein Umstand, der ihm frühzeitig die lebhaftesten

Sympathien in Ungarn einbrachte. In der höheren Ausbildung des Kronprinzen wirkte eine Reihe hervorragender Gelehrter mit: Hochstetter, Zeißberg, Gindeln, Ronay, Adolf Erner, Carl Menger, Leopold Neumann, Rhismann, Ambros u. A. theilten sich in der Aufgabe, den jungen Prinzen auf seinen künftigen Herrscherberuf vorzubereiten. Sie alle waren einig im Lobe des Talents, des Fleißes und des Pflichteifers ihres Schülers. Heute freilich ist die Frage gestattet, ob das Erziehungswerk nicht mit allzu großer Ueberhastung betrieben, ob dem lernbegierigen Geiste des Kronprinzen trotz dessen Begabung nicht zuviel zugemuthet wurde und ob es nicht richtiger gewesen wäre, den colossalen Lehrstoff, an welchen sich noch der theoretische Unterricht in den militärischen Wissenschaften schloß, auf eine längere Reihe von Jahren, über das Alter der Volljährigkeit hinaus, welche nach dem Hausgesetze mit dem zurückgelegten 18. Lebensjahre eintritt, zu vertheilen. Es giebt auch für den Geist eines begabten Jünglings eine Elasticitätsgrenze, die nicht ungestraft überschritten wird.

Untadelhaft aber war der Geist, in welchem die Erziehung und der Unterricht des Kronprinzen geführt und geleitet wurde. Die Weisung, welche Herr von Latour den einzelnen Lehrern für die Richtung des Unterrichtes gab, lautete kurz und bündig: „Wir wollen die Wahrheit! Folgen Sie Ihrer Ueberzeugung!“ Und die Lehrer folgten ehrlich dieser Weisung. Einen Einblick in diese Erziehungsweise gewinnt man aus dem Tagebuch des Bischofs Hyacinth Ronay, welches dieser vor etwa zwei Jahren als Manuscript in nur zehn Exemplaren drucken ließ. Der Benedictiner Hyacinth Ronay, der wegen seiner Betheiligung an der ungarischen Revolution siebenzehn Jahre das harte Brod der Verbannung brechen mußte, hat in dieses Tagebuch das Collegienheft über die Vorträge aus der ungarischen Geschichte vollinhaltlich aufgenommen. Ein freier, unbefangener Zug geht durch alle diese Vorträge. In den Lehrbüchern der Thun'schen Aera sind die Kreuzzüge als die höchste That des Mittelalters gepriesen. Anders urtheilt Ronay über die Führer dieser Völkerwanderung nach Osten: „Vor dem Symbol der Liebe knieten sie nieder, und der Eitelkeit huldigten sie lieblos; Selbstvergessenheit verkündeten sie, und für die Selbstsucht kämpften sie.“ Und die Gegenreformation unter Ferdinand II. charakterisirt dieser katholische Priester mit folgenden Worten: „Kniend vor der heiligen Jungfrau von Loretto gelobte Ferdinand II. mit heiligem Eide: ‚Den römisch-katholischen Glauben will ich auf den Trümmern der evangelischen Secten zu seiner einstigen Herrschaft wieder erheben!‘ Und nun entbrannte der verderblichste und unsinnigste Kampf, der mit den Waffen geführte Krieg um die religiöse Ueberzeugung, der dreißig Jahre hindurch Europa mit Feuer und Blut bedeckte; und als die eifervolle Leidenschaft in ihrem eigenen Feuer erstickte, war Alles vernichtet, nur nicht dasjenige, wogegen sie entflammt worden war. Der Säbel kann

stumm machen, aber eine Ueberzeugung wird er nie begründen.“ Wir fügen nur noch einige Sätze bei, in welchen Monay die Verhältnisse schildert, die zum Ausbruche des unheilvollen Revolutionskrieges in den Jahren 1848 und 1849 drängten: „Die Furcht und die Antipathie der Factoren, welche den Thron umgaben, rissen die ungarische Nation in eine Richtung, in welcher sie Anfangs nicht gehen wollte. So entstand die nationale Vertheidigung, der offene Kampf, der Freiheitskrieg. Aber erst dann rollten unwiderruflich die blutigen Würfel, als jeder Versuch, die Verfassung zu retten, sich als vergeblich erwies. Das hätten jene Staatsmänner nicht vergessen dürfen, welche zwischen dem Throne und den Völkern standen; aber sie befolgten ohne Rücksicht auf die Macht der Verhältnisse die traditionellen Vorurtheile ihrer Vorgänger, sie gingen den alten Ideen nach, die oft als verfehlt sich erwiesen hatten, und so häuften sie selbst Ruinen auf Ruinen . . .“

Nicht ohne guten Grund heben wir diese Bruchstücke eines Collegienheftes hervor. Sie werfen ein klares Licht auf die Richtung, in welcher sich die Erziehung des Kronprinzen Rudolf bewegte; sie zeigen den Unterbau, auf dem sich in dem reifen Jüngling die liberalen Anschauungen ausbildeten und zu sorgsam geprüften und abgewogenen Ueberzeugungen formten und festigten.

Mit achtzehn Jahren war die Erziehung des Kronprinzen abgeschlossen; zu früh vielleicht mit Rücksicht auf die gewaltige Anspannung seiner Geisteskräfte, welche nothwendig war, um diesen Termin einzuhalten, zu früh vielleicht auch, weil er zu jung der Obhut eines so erfahrenen, weltflugen und doch so gewissenhaften Mentors wie Herr von Latour entzogen wurde. Aus seiner Studienzeit aber hatte Kronprinz Rudolf seine warme Neigung für die Naturwissenschaften und literarisches Schaffen in das praktische Leben mitgebracht, in welchem ihm seine Stellung in erster Linie auf den militärischen Dienst verwies. Mit allem Eifer gab er sich den ihm obliegenden Pflichten hin. Aber mit Vorliebe lag er dem Waidwerk ob, seine feine Beobachtung wandte sich den Thieren des Waldes zu, mit wahrer Lust weilte er in den herrlichen Gebirgswäldern, welche Oesterreichs Residenz von allen Seiten umgeben; und wenn er von der Jagd heimgekehrt in seinem Arbeitszimmer ruhte, dann war es ihm Befriedigung, zur Feder zu greifen, um das Gesehene und Beobachtete dauernd festzuhalten.

Lebhafte Anregung und Förderung fanden diese Naturstudien durch den regen Verkehr mit dem Naturforscher Brehm, mit welchem der Kronprinz durch seinen Lehrer der Naturwissenschaften Hofrath von Hochstetter bekannt gemacht worden war und an den ihn eine aufrichtige Hinneigung knüpfte. Als Mitarbeiter an Brehms „Thierleben“ begann Kronprinz Rudolf seine literarische Thätigkeit mit mehreren lebendig und anschaulich geschriebenen Berichten über einige in den Donau-Auen vorkommende Raubvögel-Arten und über den sogenannten Rackelhahn, und die Schil-

derung des letzten bezeichnete Brehm selbst als eine vortreffliche und urwüchsig, als eine so frische und lebendige, dabei so treue und verlässliche, daß sie von keiner anderen erreicht, geschweige denn übertroffen wird.

Bald folgte ein selbständiges kleines Erstlingswerk: „Fünfzehn Tage auf der Donau“, die Beschreibung eines Jagdausfluges, welchen der Kronprinz im April 1878 in Begleitung Brehms und des Ornithologen Hormayer nach der unteren Donau unternommen hatte. Die Frucht der Reise nach Aegypten und Palästina, welche der Erzherzog im September 1880 wenige Monate vor seiner Vermählung machte, war das zweibändige Werk: „Die Orientreise“, die gleichfalls von der feinen Beobachtungsgabe, von der scharfen Auffassung des Verfassers zeugte, aber auch von dessen Verständniß für die Natureigenthümlichkeiten, das Volksleben und die Geschichte des Orients.

Die reifsten und formvollendetsten Arbeiten des Kronprinzen sind aber diejenigen, welche er für das auf seine Anregung in's Leben gerufene große Literatur-Werk: „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild“ geschrieben hat. Als „ein die österreichisch-ungarische Monarchie schilderndes Volksbuch im großen Stile“ war dieses Werk vom Kronprinzen gedacht, als „ein Volksbuch im wahrsten Sinne des Wortes, welches eindringen soll in alle Schichten der Bevölkerung, Liebe zum Vaterlande erweckend und zugleich Bildung verbreitend, belehrend und veredelnd.“ Mit glühender Begeisterung hing der Kronprinz an diesem Werke; mit edlem Feuereifer schritt er an die Ausführung seines Planes, zur Mitwirkung die hervorragendsten Gelehrten, Schriftsteller und Künstler heranziehend, die er durch seine hohe Intelligenz entzückte, durch seine hinreißende Liebenswürdigkeit bezauberte. Ein kaum halb vollendeter Torso liegt heute vor; es ist aber der Wille des Kaisers Franz Josef, daß dieses Werk fortgesetzt werde. Unter dem Patronat der Kronprinzessin-Wittwe, unter der bewährten Redaction Josef Weileus und Moriz Jókais wird es hoffentlich seinen Abschluß finden im Geiste und nach den Intentionen seines Urhebers, das edelste sichtbare Denkmal für den hochgesinnten Kaisersohn, dessen Lebensfaden die Parze so früh und so jäh abgeschnitten.

Eine Reihe von Arbeiten in diesem Werke stammt aus der Feder des Kronprinzen. Die Einleitung zum Gesamtwerke, die Schilderung der landschaftlichen Lage Wiens, sowie jene des Wiener Waldes und der Donau-Auen, endlich die Einleitung des ersten Bandes über Ungarn sind vom Kronprinzen geschrieben. Alle diese Leistungen, welche das Maß des Dilettantismus weit überschreiten, zeichnen sich durch plastische Anschaulichkeit aus, in ihnen bekundet sich ein empfänglicher Sinn für die künstlerische Schönheit der literarischen Form, und ab und zu begegnen uns Anklänge an jene zündenden und packenden Aussprüche, die wir in den Gelegenheitsreden des Kronprinzen finden. Ewig denkwürdig werden für Wien, aber auch für alle freiheitlich und fortschrittlich gesinnten Oester-

reicher die Worte bleiben, mit denen seine Rede bei Eröffnung der elektrischen Ausstellung i. J. 1883 schloß: „Ein Meer von Licht strahle aus dieser Stadt, und neuer Fortschritt gehe aus ihr hervor!“ Das war keine den Zwecken der Etikette genügende Ansprache, das war ein Programm der Zukunft. Jedermann verstand die Bedeutung, und die Spitze fühlte man vor Allem dort, wo sie verwundete.

Seine schriftstellerischen Arbeiten brachten den Kronprinzen in nahe Beziehungen zu den literarischen und publicistischen Kreisen Wien. Er liebte es, Schriftsteller an sich heranzuziehen und in oft stundenlangen Gesprächen mit ihnen Belehrung und Unterhaltung zu suchen. Ein besonders lebhaftes Interesse flößte ihm der Journalismus ein. Nicht leicht hat je ein im Purpur Geborener der Bedeutung der Tagesliteratur so reges Verständniß entgegengebracht wie der Kronprinz von Oesterreich. Das complicirte Räderwerk der hoch entwickelten Wiener Presse war für ihn ein Gegenstand förmlichen Studiums, er suchte in jedes Detail desselben einzubringen, er ließ sich über die Arbeit in der geistigen Werkstatt der Blätter ebenso genau unterrichten, wie über den technischen und Verwaltungs-Apparat derselben. Dabei drängte es ihn gleichzeitig, über die Personen Auskunft zu erhalten, welche in der Wiener Presse ihre Thätigkeit entfalteten. Einzelne suchte er persönlich kennen zu lernen, über Andere trachtete er oft auf Umwegen Kenntniß zu erlangen, und es dürfte kaum Einen irgendwie bemerkenswerthen Mitarbeiter eines Wiener Blattes geben, dessen redactionelle Stellung, dessen Fähigkeiten und Verwendbarkeit dem Kronprinzen nicht genau bekannt gewesen wären. Kronprinz Rudolf war ein aufrichtiger, wohlwollender Freund der Presse, und er liebte es gerade in einer Zeit, in welcher Unwissenheit und boshafte Rohheit diese Presse zum Gegenstande der nichtsnützigsten Verläumdung gemacht haben, sich offen an deren Seite zu stellen. Das Talent galt ihm eben mehr, als der Adelsbrief eines dahergelaufenen Welfen; die Unterhaltung mit einem geistvollen Reporter zog ihn mehr an, als die anspruchsvolle Langeweile eines im Schnürleib sich spreizenden Feudal-Junkers.

Denn was den Kronprinzen Rudolf auszeichnete, was seine Gestalt mit einer solchen Fülle von Sympathie umgab und was den Verlust dieser edlen Persönlichkeit zu einem so herben für Oesterreich und dessen Zukunft macht, das ist der Umstand, daß dieser Kaiserzohn gesellschaftliche Vorurtheile, die ihn von Geburt an umgeben hatten und die von dem Kreise, in dem er sich zunächst bewegen mußte, genährt oder wenigstens nicht bekämpft worden waren, durch seine vornehme Bildung und seinen scharfen Verstand zu überwinden und von sich zu streifen wußte. Er war ein Mensch, der menschlich fühlte und dachte, der keine künstliche Klassen-Schranke zog, bei welcher der Mensch für ihn erst anfing, Gegenstand der Beachtung zu werden. In diesem rein menschlichen Fühlen und Denken wurzelte auch seine politische Anschauung, darauf gründeten sich die Ansichten, die er

sich über den Staat, die staatliche Verwaltung und über die Zustände in Oesterreich-Ungarn insbesondere gebildet hatte. Das arbeitende, intelligente Bürgerthum galt ihm als ein Hauptpfeiler des Staates; der besonnene maßvolle Fortschritt, wie dieses Bürgerthum ihn wünscht und anstrebt, fand die volle Billigung des Prinzen, der schon in jungen Jahren, als er noch in Prag residirte, den um ihn werbenden Feudal-Cavalieren einen entschiedenen Korb gegeben und das aristokratische Demagogenthum, das in unseren Tagen eine so vorlaute Rolle spielt, von seiner Thüre gewiesen hatte. Gleich entfernt von Radicalismus und Reaction fand er in dem vielgeschmähten Liberalismus noch immer eine sichere Grundlage für die Entwicklung des Staates, und in dieser gefesteten Ueberzeugung vermochte ihn die wetterwendische politische Mode nicht wankend zu machen. Ein besonders eingehendes Studium hatte der Kronprinz der socialen Frage gewidmet; er beherrschte die Literatur dieses Problems mit einer Gründlichkeit, vor der jener junkerliche Dilettantismus beschämt zurücktreten muß, welcher den socialistischen Sport genau so betreibt, wie den Reit- und Rudersport. Die staatlichen Verhältnisse Oesterreichs-Ungarns beurtheilte er vom Standpunkte des Dualismus, als dessen treuen und aufrichtigen Anhänger er sich jederzeit bekannte. In Oesterreich aber fühlte er sich als Sohn eines deutschen Fürstenhauses; bei aller Sympathie, die er den nationalen Gesinnungen der anderen Völker, insbesondere der Polen entgegenbrachte, huldigte er doch der Ansicht, daß der deutsche Stamm der feste Kitt dieser Monarchie sei, und daß die politische Führung, bei wohlwollender Berücksichtigung der anderen Nationalitäten, den Deutschen gebühre. Es war dem Kronprinzen Rudolf nie gegönnt, selbstthätig in die Staatsgeschäfte einzugreifen, und wenn er auch manchmal die Unthätigkeit, zu der ihn seine Stellung auf dem Gebiete der activen Politik verhielt, schmerzlich empfunden haben mag, so versuchte er doch nie, die ihm gezogene Schranke zu überschreiten. Aber er hat auch nie ein Geheimniß daraus gemacht, daß er das Regime des Grafen Taaffe, welches sich auf die Slaven stützt und, um sich zu erhalten, den einzelnen Fractionen der heutigen Reichsrathsmajorität die Rechte des Staates und die Stellung des Deutschthums preisgeben muß, für kein glückliches hielte, und daß er es beklagte, weil er aus der Fortsetzung dieses Regierungssystems die Schwächung der Kräfte des Staates besorgte, deren stramme Zusammenfassung er für die Zukunft des Reiches dringend geboten erachtete. Mit um so freundlicherer Gesinnung stand der Kronprinz dem liberalen Regierungssystem in Ungarn gegenüber, mit Vorliebe verkehrte er mit ungarischen Staatsmännern. In Ungarn hat auch kein Staatsmann es für geschmackvoll und für guten Ton gehalten, von der Parlamentstribüne herab, ein ausländisches Vorbild nachahmend, gegen den Thronfolger des Reiches den polemischen Ton anzuschlagen; und ebenso wenig ist in Ungarn die auffällige Erscheinung beobachtet worden, daß einem Feste,

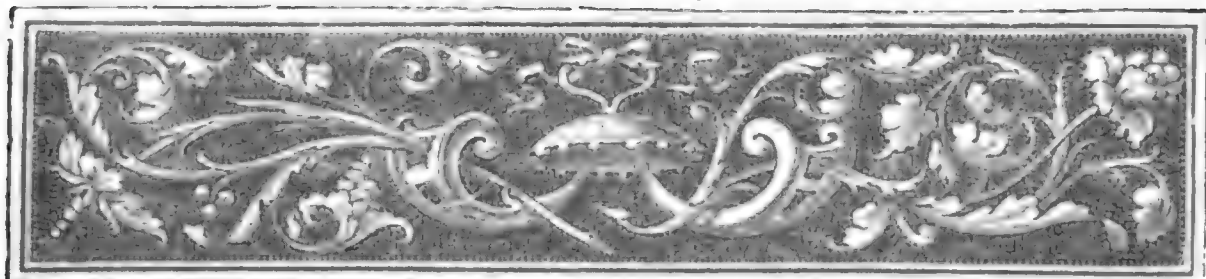
welches der Kronprinz durch seine Anwesenheit auszeichnete, die Mitglieder des Ministeriums corporativ ferngeblieben wären.

Noch ein Wort über die Stellung des Kronprinzen zum deutschen Nachbarreiche und zu dem österreichisch-deutschen Bündnisse. Der Friedensbund, den Fürst Bismark mit dem Grafen Andrassy im September des Jahres 1879 abgeschlossen hat, fand nie einen aufrichtigeren und ehrlicheren Anhänger als den Kronprinzen Rudolf, der ein warmer Verehrer des deutschen Reichskanzlers und — wir sprechen von einer Zeit vor mehr als zwei Jahren — ein schwärmerischer Bewunderer des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und seiner hohen Tugenden war. Der Kronprinz hat nie aufgehört, die Vortheile des österreichisch-deutschen Bündnisses rückhaltlos anzuerkennen, und nie ist einem Manne bittereres Unrecht zugefügt worden, als durch den Angriff des Berliner Junkerorgans dem Kronprinzen von Oesterreich, als dieser beschuldigt wurde, das Centrum einer antideutschen Liga zu bilden. Immer hat sich Kronprinz Rudolf als der Sproß der deutschen Herrscherfamilie gefühlt, deren jeweiliges Haupt bis in dieses Jahrhundert hinein die Krone des deutschen Königs und des römischen Kaisers trug, und in dem Bunde mit Deutschland erblickte er die den geänderten Zeitverhältnissen angepasste Stellung, welche Oesterreich vordem im deutschen Bunde eingenommen hatte. Aber dem Selbstgeföhle des Kronprinzen und seinem überaus empfindlichen, fast krankhaften Ehrgeföhle konnte nur eine durchaus gleichberechtigte und gleichwerthige Stellung Oesterreich-Ungarns in dem Bündnisse entsprechen, und wie so mancher ehrliche Freund dieser Allianz fühlte sich auch der Kronprinz empfindlich verletzt, als vor zwei Jahren von der inspirirten deutschen Presse eine Campagne gegen Oesterreich eröffnet wurde, in deren Verlauf Stimmen laut wurden, welche von Oesterreich nicht wie von einem coordinirten, sondern wie von einem untergeordnetem Factor sprachen. Fast zur selben Zeit begab sich der Kronprinz nach der deutschen Reichshauptstadt, um dem Kaiser Wilhelm zu dessen 90jährigem Geburtsfeste die Glückwünsche des Kaisers Franz Josef zu überbringen. Der Kronprinz benützte diesen Anlaß, um seinen peinlichen Empfindungen wegen der erwähnten Presscampagne Ausdruck zu geben. Zwischenträgereien, die damals stattfanden, erzeugten Verstimmungen, welche leider über den flüchtigen Augenblick hinaus dauerten und in der letzten Zeit vielfach den Gegenstand sogar der öffentlichen Besprechung bildeten.

Und nun brechen wir ab. Die Züge des verbliebenen Kronprinzen, auf den sich so herrliche Erwartungen vereinigten, mit dem so hochragende Hoffnungen in die Gruft sanken, wollten wir festzuhalten versuchen; ein Krankheitsbild zu entwerfen, liegt uns fern. Ein neidisches Schicksal hat den Kronprinzen Rudolf gefällt, dessen herrliche Gestalt in die späten Geschlechter ragen wird. Müßig wäre es, mit dem Geschick zu hadern, fruchtlos bliebe die Frage, ob es so kommen mußte, ob keine Rettung

möglich war? Wie mächtig auch die Menschheit die Bahn des Fortschrittes hinanschreitet, welche glänzende Errungenschaften sie in allen Zweigen des Wissens und der Erkenntniß ihr Eigen nennt, wie unermesslich der Kreis ihrer Forschung sich erweitert: immer bleibt die Entwicklung der menschlichen Verhältnisse im untrennbaren Zusammenhange von den Persönlichkeiten, welche die Ideen der Zeit in sich aufnehmen und zu ihrer Vollstreckung berufen sind. Selten hat ein großes Volk diese Erfahrung bitterer und schmerzlicher empfunden, als jenes Oesterreich-Ungarns, als es seinen Liebling zum letzten Gange geleitete. In dem Sarge in der Kapuzinergruft ist ein Meer von Hoffnungen versenkt.





Beethoven und der preussische Königshof unter Friedrich Wilhelm III.

Von

Alfr. Chr. Kalischer.

— Berlin. —

Die Beziehungen Ludwig van Beethovens zum Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen und zu Vertretern seines königlichen Hauses und Hofes sind sehr mannigfach und größtentheils noch unaufgeklärt. Die Biographen dieses Tonmeisters erweisen sich, soweit sie diese denkwürdige Partie in Beethovens Leben überhaupt berücksichtigen, einerseits als sehr lückenhaft, andererseits als widerspruchsvoll und dunkel.

Indessen gewährt ein genaues Durchforschen der Beethoven-Reliquien, welche die musikalische Abtheilung der königlichen Bibliothek zu Berlin besitzt, vornämlich ein eingehendes Studium der „Conversationshefte“ einen sicheren Einblick in die betreffenden Verhältnisse.

Auf Grund genauer Durchforschung jener literarischen Beethoven-Reliquien und anderer zugehöriger Literatur, darf sich der Verfasser im Stande halten, eine zusammenhängende Uebersicht und Feststellung all dieser Verhältnisse vorzutragen.

I.

Wir wissen, daß Beethoven im Jahre 1796 in Berlin gewesen ist, daß er viel bei Hofe verkehrt, mit dem damaligen musikkundigen Könige Friedrich Wilhelm II. selbst musicirt hat, ja daß ihn die Sage sogar zu einem natürlichen Sohne dieses Königes stempelt*). Wie den Prinzen Louis

*) Alles Nähere hierüber enthält des Verfassers Aufsatz: „Ludwig van Beethoven in Berlin“ („Nord und Süd“, Bd. 39, S. 199—217, November 1886).

Ferdinand, den Fürsten Radziwill und andere Prinzen des preussischen Königshauses, so lernte Beethoven schon damals auch den Kronprinzen, den nachmaligen König Friedrich Wilhelm III. und seine ideale, poesieverklärte Gemahlin Luise kennen.

Aber erst im Jahre 1814, während des Wiener Congresses, durfte der damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stehende Beethoven dem Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen näher treten; und damit sollten die Beziehungen des Meisters zum preussischen Hofe wieder neues fruchtbares Leben gewinnen. In der Congresszeit war es ja unserem Beethoven beschieden, sich — seinem eigenen Ausdrucke gemäß — von den Potentaten Europas „den Hof machen“ zu lassen und sich dabei „recht nobel“ zu benehmen.

Friedrich Duncker, der Geheimsecretär des Königs von Preußen, hatte das Trauerspiel „Leonore Prohaska“ nach Wien mitgebracht, um es daselbst aufführen zu lassen. In demselben wird bekanntlich die Geschichte des kühnen Potsdamer Mädchens dargestellt, welches die Befreiungskriege als Soldat mitmachte. Für dieses Theaterstück componirte Beethoven einen Kriegerchor für Männerstimmen ohne Begleitung: „Wir bauen und sterben“, eine Romanze mit Harfe „Es blüht eine Blume“ und ein Melodrama mit Harmonikabegleitung. Gerade bei dieser Gelegenheit instrumentirte Beethoven auch selbst seinen herrlichen Trauermarsch (*Marcia funebre sulla morte d'un eroë*) in As-moll aus der As-dur-Sonate op. 26 für großes Orchester, denn der Verfasser der „Leonore Prohaska“ zog diese Orchestration des altbekannten Werkes einem neuen Trauermarsche vor. Dem Wiener Musikschriftsteller Dr. Sonnenleithner*) war sogar mitgetheilt worden, daß Beethoven auch eine Zwischenactsmusik zu diesem Trauerspiele componirt habe. Der gründlichste und umsichtigste aller Beethovenbiographen, Herr N. W. Thayer bemerkt jedoch mit gutem Grunde dazu: „Es ist aber von der Existenz keines dieser letztgenannten Stücke etwas Näheres bekannt, und sie haben wohl nie existirt“ (Thayer: Leben Beethovens III, S. 318).

Das Duncker'sche Stück gelangte übrigens in Wien nicht zur Aufführung, vermuthlich — wie Fräulein Giannatasio del Rio, die fürsorgliche Tochter des mit Beethoven befreundeten Pensionats-Vorstehers gleichen Namens, angiebt — weil im Jahre 1814 am Theater an der Leopoldstadt bereits ein Schauspiel ähnlichen Inhalts „Das Mädchen von Potsdam“ zur Aufführung gelangt war.

Für Beethoven war dieser Verkehr mit dem Könige Friedrich Wilhelm III.

*) Dr. Joseph Sonnenleithner, Secretär des Wiener Hoftheaters und Regierungsrath, lebte von 1765—1835. Er ist ein um die Musikgeschichte Wiens, besonders um Mozart, wohlverdienter Mann. Er ist auch der Begründer der noch bestehenden „Gesellschaft der Musikfreunde“, deren Secretariat er bis zu seinem Tode versah.

und seinem Geheimen Cabinetssecretär zunächst nur ehrenvoll, ohne äußeren Vortheil, denn noch litten Preußen und sein Herrscher zu sehr unter den Folgen der langjährigen Kriegsnoth, als daß man sich zu einem irgendwie bedeutenden Mäcenatenthum gegenüber den Künstlern hätte emporschwingen können.

Wie arm übrigens damals unser Preußenland war, erhellt z. B. aus einigen Mittheilungen des Dr. Carl von Bursj. Dieser, mit Empfehlungsbriefen von Beethovens geliebtestem Freunde, dem Pfarrer Amenda*) aus Kurland ausgerüstet, besuchte den Meister im Jahre 1816 und hat Notizen darüber in sein Tagebuch aufgenommen, welches im Jahre 1854 — nach stark geübter Censur — in der Petersburger Zeitung erschien. Dieses höchst interessante Tagebuch des Dr. von Bursj enthält über Beethovens großartiges Congreß-Concert im November 1814 im Redoutensaale folgende Eröffnungen: „Nach vielen Kabalen gab er (Beethoven) eine Akademie im Redoutensaale und erhielt vom Könige von Preußen ein Entrée-Honorar von 10 Dukaten. Sehr lumpig! Nur der Kaiser von Rußland bezahlte sein Billet honnett mit 200 Dukaten. Daß der General-Intendant der kaiserlichen Schauspiele, Graf Palsj, bei dieser Gelegenheit einen tüchtigen Wischer bekommen, freute ihn sehr. Diesem will er besonders nicht wohl. Für's Geld scheint Beethoven sehr importirt, und ich muß gestehen, das macht ihn menschlicher, d. h. es bringt ihn uns näher“. (Vgl. Thayer, Leben Beethovens III, 393.)

Von nachhaltigerem, durchaus günstigem Einflusse ward für Beethoven im Congreßjahre jedoch die nähere Bekanntschaft mit dem durchaus kunstbegabten Fürsten Anton von Radziwill, der unsern Meister ungemein hochstellte.

Dieser Fürst, Statthalter des preußischen Großherzogthums Posen, war 1775 geboren und vermählte sich 1796 mit Prinzessin Luise von

*) Der Theologe und Musikenthusiast Karl Amenda gehörte in der ersten Wiener Zeit Beethovens zu den allerbesten Freunden des jungen Tonbilders. Amenda kam dann als Pfarrer nach Talsen in Kurland. Die Briefe Beethovens an Amenda aus dieser Epoche sind ganz im Stile der damaligen rührseligen Schäferfreundschafts-Poesie gehalten. So schreibt Beethoven an denselben unterm 1. Juni 1800: „Mein Lieber, mein guter Amenda, mein herzlichster Freund, mit inniger Nührung, mit gemischtem Schmerz und Vergnügen habe ich Deinen letzten Brief erhalten und gelesen. Womit soll ich Deine Treue, Deine Anhänglichkeit an mich vergleichen, o das ist recht schön, daß Du mir immer so gut geblieben, ja ich weiß Dich auch mir vor allen bewährt und herauszuheben, Du bist kein Wiener Freund, nein, Du bist einer von denen, wie sie mein vaterländischer Boden hervorzubringen pflegt, wie oft wünsche ich Dich bei mir, denn Dein V. lebt sehr unglücklich, im Streit mit Natur und Schöpfer, schon mehrmals fluchte ich letzterem, daß er seine Geschöpfe dem kleinsten Zufalle ausgesetzt, so daß oft die schönste Blüthe dadurch zernichtet und zerknickt wird, wisse, daß mir der edelste Theil, mein Gehör, sehr abgenommen hat“ zc. Beethovens Freund Amenda starb 1840 als Probst von Kurland.

Preußen. Die Sommermonate verlebte er gewöhnlich auf seinem Jagdschlosse Antonin in Posen oder zu Ruhberg in Schlesien, die Wintermonate in Berlin. Hier war er einer der eifrigsten Beschützer der Kunst. Er war selbst vortrefflicher Tenorsänger, Violoncellvirtuose und tüchtiger Componist. Bekanntlich ist seine bedeutendste tonschöpferische Leistung die Musik zu Goethes Faust, aus der bereits im Jahre 1810 der Osterchor „Christ ist erstanden“ in der Singacademie gesungen wurde. Für die Berliner Singacademie war dieser künstlerische Fürst bis zu seinem Tode (7. April 1833) von hervorragender Bedeutung; diese berühmte Anstalt bewahrt ihm noch heute ein dankbares Andenken.

Fürst von Radziwill lernte frühzeitig Beethovens hohen Genius bewundern. Der Meister erkannte seinerseits die Huldigung des Fürsten durch die Dedication einer großen Orchestercomposition an. Das war die im Jahre 1814 componirte Ouvertüre in C-dur op. 115, die den Beinamen „Zur Namensfeier“ führt, von Andern auch „Die Jagd“ genannt wird. Dieses Werk führte Beethoven dem Wiener Publikum zum ersten Mal am 1. Weihnachtstage 1815 in einem Wohlthätigkeitsconcert vor, in welchem noch seine „Meeresstille, dem unsterblichen Goethe hochachtungsvoll gewidmet“ und das Oratorium „Christus am Tselberge“ zur Aufführung gelangten.

Die Widmung an den Fürsten von Radziwill gewinnt noch durch den Umstand eine besondere Weihe, daß Beethoven im Vollbewußtsein seiner tondichterischen Kraft, auf das Dedicationsexemplar schrieb: „Große Ouvertüre, gedichtet und dem Fürsten Radziwill gewidmet.“

II.

Die Geschichte den Missa solemnis in D-dur (op. 123) bringt uns den Fürsten von Radziwill und den König von Preußen in eine sehr vortheilhafte Erinnerung.

Zum besseren Verständniß dieser Begebenheiten muß noch Folgendes vorangeschickt werden.

Außer Ferdinand Ries darf als eigentlicher Beethovenschüler nur noch der Erzherzog Rudolf von Oesterreich bezeichnet werden. Dieser Fürst und Musiker, Beethovens „erhabenster Freund“, dem eine große Anzahl der hervorragendsten Compositionen Beethovens gewidmet sind, wurde 1818 zum Erzbischofe von Olmütz ernannt. Als Tag seiner feierlichen Inthronisation ward der 9. März des Jahres 1820 festgesetzt, und zwar deshalb, weil dies der jährlich gefeierte Gedächtnistag der Schutzheiligen von Mähren, der Apostel Cyrillus und Methodius war. Blichschnell ward damals Beethoven von der Gedankennothwendigkeit durchzogen, daß er zu Ehren seines erhabenen Schülers und Freundes zu diesem Tage eine feierliche Messe componiren müsse. Diese Composition wurde im Spätherbste 1818 begonnen; allein bis zum Tage der Installationsfeier

(9. März 1820) konnte kaum ein Stück dieser grandiosen Messe als vollkommen fertig angesehen werden. Erst 1822 konnte die letzte Hand an diese unvergleichliche Schöpfung gelegt werden, die Beethoven selbst als „son oeuvre le plus accompli“ bezeichnet hat.

Im Jahre 1823, nachdem das Werk vollkommen fertig war, führte Beethoven den reiflich überlegten Plan aus, diese Messe im Manuscripte allen großen und kleinen Höfen Europas zur Subscription anzubieten, indem er für jedes Exemplar ein Honorar von fünfzig Dukaten normirte.

Die interessantesten Einzelheiten dieses denkwürdigen Unternehmens weiß Beethovens langjähriger Gefährte Anton Schindler (Beethovenbiographie 3. Auflage, II. 16 ff., zu erzählen, dem wir für unsere Zwecke Folgendes entnehmen.

In dem deutschen Einladungsschreiben nennt Beethoven die Missa solemnis sein „gelungenstes Werk“, in dem Schreiben an den französischen Hof aber „l'oeuvre le plus accompli“.

Das Resultat war in materieller Beziehung freilich nicht sonderlich aufmunternd. Im Ganzen ergab es nämlich nur sieben subscribirte Exemplare. Zu den Subscribenten gehörten der Kaiser von Rußland, die Könige von Preußen, Frankreich und Sachsen, der Großherzog von Hessen-Darmstadt, ferner noch Fürst Anton von Radziwill und für den Cäcilien-Berein zu Frankfurt a. M., Director Schelble. Ein achtes Exemplar übersandte Beethoven an den Fürsten Nicolaus Boris von Galizin nach St. Petersburg, woraus sich indessen allerlei pecuniäre Mishelligkeiten entspinnen sollten.

Das erste erfrischende Lebenszeichen erfuhr der sorgenvoll harrende Meister aus Berlin, vom Hofe des Königs Friedrich Wilhelm III. Die Anmeldung auf ein Subscriptions-Exemplar durch den königlich preussischen Gesandten in Wien, den Fürsten von Hatzfeld*) hat nun noch eine sehr charakteristische Episode im Geleite.

Den königlichen Beschluß erfuhr Beethoven nämlich durch Hofrath Bernhard, den Kanzleidirector der Gesandtschaft. Ob nun aus eigenem Impulse, oder zufolge allerhöchsten Auftrages, genug: Fürst von Hatzfeld

*) Da dieser Diplomat auch noch in den späteren Mittheilungen dieser Verhältnisse von Bedeutung erscheint, mögen einige Notizen über ihn gestattet sein. Franz Ludwig, Fürst von Hatzfeld ist den 22. Nov. 1756 zu Wien geboren, ward kurmainzischer Geh. Rath und Generallieutenant; 1795 trat er in preussische Dienste und brachte es bis zum Generallieutenant (1802). Sein Schwiegervater, der Graf von der Schulenburg-Neuhert, Gouverneur und Staatsminister, übertrug ihm 1806 die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Späterhin, nach dem Frieden, ward er mit diplomatischen Sendungen betraut; 1818 ging der Fürst als Gesandter nach den Haag, 1822 nach Wien, wo er den 3. Februar 1827, ca. 2 Monate vor Beethoven, starb. — Die fürstliche Würde, welche er 1803 von Preußen erhalten hatte, ging auf seinen Sohn, Friedr. Herm. Anton über, welcher 1874 starb.

ließ den Tonbildner durch Hofrath Bernhard fragen, ob er nicht den 50 Dukaten einen königlichen Orden vorzöge. Unverzüglich antwortete Beethoven: Fünfzig Dukaten! — Schindler bemerkt dazu: „Der arme, schwer bedrängte Meister war des baaren Geldes so sehr bedürftig, und man offerirte ihm ein Ordensband auf den Rock! Ich war Zeuge dieses Vorfalles. Kaum hatte der Kanzleidirector das Zimmer verlassen, als der aufgeregte Beethoven sich in sarkastischen Bemerkungen über das Jagen nach Ordensbändern ausließ, die nach seinem Dafürhalten meistens auf Kosten der Heiligkeit der Kunst erobert seien.“

Uebrigens sollte Beethoven später diese Anschauungsweise mit einer nicht unerheblich anderen vertauschen.

Bald indeß scheint es Beethoven leid geworden zu sein, seinem Herzen in dieser Weise Luft gemacht zu haben. Das beweist ein kurz darnach erlassener Brief an Anton Schindler, dessen Anfang also lautet:

„Papageno, sprechen Sie nichts, was ich von Preußen sprach. Es ist gar nichts darauf zu halten, nur Martin Luthers Tischreden gleichzustellen. Ich ersuche meinen Bruder ebenfalls, das Schloß nicht abzulegen und nichts unter oder ober der Selchwurstgasse hören zu lassen“. (Mohl: Briefe Beethovens, 1865; Nr. 255).

Nebenbei sei bemerkt, daß bei Gelegenheit dieser Messen-Begebenheiten unserm Meister die bedeutungsvollste Auszeichnung widerfuhr, die sein gesamntes Kunstleben aufzuweisen hat. Dies geschah leider durch keinen Deutschen, sondern durch Ludwig XVIII. von Frankreich — Ehre seinem Andenken! Der erste Kammerer des Königs, Herzog d'Angoulême, meldete in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, daß Se. Majestät dem Künstler eine goldene Medaille mit ihrem Brustbilde als Subscriptionspreis für die Missa zu verehren geruht habe. Dieses Ehrengeschenk hatte ein Gewicht von 21 Louisd'or und trug auf der Avers-Seite die Inschrift „Donné par le Roi à Monsieur Beethoven“. Diese Auszeichnung verfehlte wahrlich nicht, den leidenden, tief gekränkten Meister wieder aufzurichten.

Andererseits offenbarte der arg geplagte Meister doch auch eine gewisse Saumseligkeit in der Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen. Das geht insonderheit aus der Correspondenz mit der Kanzlei des Fürsten A. von Radziwill in Berlin hervor. Die königliche Bibliothek daselbst besitzt unter zahlreichen Beethoven-Reliquien auch aus dem Jahre 1824 zwei Originalbriefe aus Berlin vom 28. Juni und 3. August, welche der Secretär des Fürsten, Namens Krause (oder Krautz?) an Beethoven richtete. Den zweiten theile ich hier mit:*)

*) Mit besonderem Vergnügen hebe ich bei dieser Gelegenheit die außerordentliche Freundlichkeit und das Entgegenkommen des Herrn Dr. Kowfermann, Custos der musikalischen Abtheilung der königl. Bibliothek hervor, durch welche es mir möglich wurde all die dort reichlich vorhandenen Beethoven-Schätze eingehend zu studiren. Zu meiner Freude nehme ich so wahr, daß ein fortgesetztes Studium, namentlich der vielen

„Hochwohlgeborener Herr!

Hochgeehrter Herr Kapellmeister!

„Ew. Hochwohlgeboren ist es noch immer nicht gefällig gewesen, mir auf meine beiden ergebenen Schreiben vom 6. April und 28. Juni zu antworten, und ich bin daher immer noch nicht mit Nachricht darüber versehen, ob Sie die fünfzig Dukaten, die ich Namens Sr. Durchlaucht des Fürsten Anton Radziwill Ihnen zu übersenden die Ehre hatte, empfangen haben oder nicht? Seine Durchlaucht sind gestern hier angekommen und haben, als ich ihm heute aufwartete, sogleich nach Ihrer Messe gefragt.

„Ew. Hochwohlgeboren bitte ich daher so dringend als ergebenst: mich doch nur mit einem paar Worten von dem Empfange des Geldes zu unterrichten, und, wenn es sein kann, mir die Messe zu übersenden, oder mich wenigstens zu benachrichtigen, wann der Fürst sich darauf Rechnung machen darf.

Genehmigen Sie die Versicherung der grössten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu sein

Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster

Krause (?)

Berlin, den 3. August 1824.“

Zur Entschuldigung Beethovens muß jedoch betont werden, daß die schlechten Copieen der Messe die Schuld an dieser Saumseligkeit trugen.

Weit ungeduldiger erwies sich ob solcher Saumseligkeit von Seiten Beethovens der Fürst von Haxfeld, als Vertreter des Königs Friedrich Wilhelm III., was aus folgenden Bemerkungen im Conversationshefte, vom Sommer 1823 hervorgeht (Heft Nr. 90; aus Heyendorff, einer der beliebtesten Sommerfröhen für Beethoven). Da heißt es auf Blatt 24 b (von Schindlers Hand):

„Fürst Haxfeld war so aufgebracht, daß er den Brief gar nicht lesen wollte, was er am Ende doch that; jedoch hat er mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß er noch 14 Tage warten wolle, wo er entweder die Messe oder 50 # haben wolle. Die vidimirten Zeugnisse habe ich dort gelesen.“

Doch klärte sich auch diese Wetterwolke zu allseitiger Zufriedenheit auf. Und in diesem Jahre (1823) ebenso wie im folgenden sind die Secretäre des Königs von Preußen ebenso wie die des Fürsten von Radziwill sehr respectvoll bei Beethoven in Wien anwesend und überschütten ihn förmlich mit Huldigungen aller Art. Ich lasse wieder die Conversationshefte reden, welche aus dieser Zeit ein annuthiges kaleidoskopartiges Bild der ganzen Situation geben.

Im Frühjahr 1823 ist ein Herr Deek*) aus Berlin, wie es scheint,

Conversationshefte Beethovens, noch manches neue Licht für die Erkenntniß des Lebens Beethovens verschaffen wird.

*) Es ist nicht genau ersichtlich, wer dieser Herr Deek ist; da er jedoch im Laufe der Unterhaltung die Firma Ducker & Humblot erwähnt, liegt die Vermuthung nahe, daß er mit derselben und dem bereits früher erwähnten Geh. Cabinetrath Decker im Zusammenhange steht.

als Vertreter des Fürsten von Radziwill bei Beethoven in Geyendorf.
Derselbe schreibt unter Anderm Folgendes:

(Blatt 47 a) „Meine große Verehrung für den großen Mann mag zu meiner Entschuldigung dienen, daß ich mich bei ihm selbst introduzire.

„Ich höre, daß Sie bisweilen Teplitz besuchen; sehr glücklich würde ich sein, wenn Sie einen Platz in meinem Wagen dorthin annehmen wollten.

„Ich höre, daß wir uns einer neuen Oper von Ihnen zu erfreuen haben“ *).

(Blatt 47 b) „Einen großen Genuß haben mir die Schuppanzich'schen Quartette gewährt **).

„Ein großer Verehrer von Ihnen ist der Musiklehrer meiner Kinder gewesen, Bernhard Klein aus Köln, erinnern Sie sich wohl seiner — ***)

„Fürst Radziwill spricht noch immer mit dem größten Enthusiasmus von Ihnen.“

(Blatt 48 a) „Könnte ich wohl die Messe aus (?) Berlin mitnehmen?

„Wigleben.

„Kann eher glauben Sie wohl, daß die Messe fertig copirt sein wird.

„Wosen wo er Statthalter ist †).

„Sie müßten sich einen Secretär zulegen.

„Werden Sie noch eine Bade-Reise machen.

„Dunker & Humblot Buchhändler.

(48 b) „Staats Rath

„Wigleben der Flügeladjutant des Königs ist großer Musikliebhaber und werden Sie mit ihm am besten auch über Musik componiren können.

„Da Fürst Radzivil nur die Wintermonate in Berlin ist;

Radzivil

im December

hat Faust

von Goethe componirt.“

Herr Deeg nimmt mit folgenden Worten vom Meister Abschied:

(Blatt 49 b): „Mendelssohn 12 Jahre alt (??) ††)
verspricht sehr viel — Groß Kind.

„Gott erhalte Sie noch lange der Welt.“

*) Bekanntlich erhielt Beethoven im Jahre 1823 durch den Generalintendanten Grafen M. von Brühl den Auftrag, eine Oper für das Berliner Hoftheater zu schreiben. Es sollte jedoch, obwohl es gern acceptirt war, zu keiner zweiten Oper im Leben Beethovens kommen. Das Hierhergehörige habe ich ausführlich dargestellt in meinem Aufsatze „Fidelio-Aufführungen“ in der Berliner Wochenschrift „Der Vär“ Nr. 28 und 29 des Jahres 1886.

**) Es ist Ignaz Schuppanzigh, der famose Solo-Geiger und Quartett-Anführer, Beethovens „Mylord Falstaff“.

***) Bernhard Klein, geb. 1793 zu Köln, lebte seit 1817 in Berlin, ward dafelbst Universitäts-Musikdirector. Der Componist der Oratorien „Hiob“, „David“, „Jephtah“ u. s. w. starb in Berlin am 9. Septbr. 1832. Es ist nirgendwo bekannt gegeben, daß Beethoven ihn persönlich gekannt hätte.

†) Nämlich der Fürst von Radziwill.

††) Felix Mendelssohn war in dem Jahre 1823 über 13 Jahre alt.

III.

Hinsichtlich des Fürsten von Radziwill verdient auch noch der Umstand hervorgehoben zu werden, daß der Fürst und Beethoven in gewisser Beziehung als Rivalen anzusehen sind. Bekanntlich nährte auch Beethoven lange die Idee, Goethes „Faust“ in Musik zu setzen; ja, diese Aufgabe erschien ihm sogar einige Zeiten hindurch als „das Höchste in der Kunst“, wie er sich einmal ausdrücklich gegen Friedrich Rochlig, den seiner Zeit berühmtesten Musikschriftsteller, ausgesprochen hat. Die Conversationshefte des Jahres 1823 enthalten ebenfalls Anspielungen darauf, die der Besuch des Berliner Concertmeisters K. W. Henning*) hervorlockte. Der Concertmeister überbringt Empfehlungen von dem uns bereits bekannten Geh. Cabinetsrathe Duncker und weiß vor Beethoven noch allerlei interessante Dinge auszukramen.

Der Besuch Hennings bei Beethoven ist in zwei verschiedenen Conversationsheften des Jahres 1823 aufgezeichnet, die — wie es den Anschein hat — doch wohl gleichzeitig benutzt worden sind. Es sind dies die auf der Bibliothek mit Nr. 84 (42 Blatt), vom Ende des Jahres 1823, und mit Nr. 66 (44 Bl.), vom November 1823, bezeichneten Hefte. Da es sich dabei offenbar nur um einen einzigen Besuch Hennings handelt: so gehören die hierauf bezüglichen Partien beider Hefte auch zusammen.

Ich lasse erst Einiges aus Hest 84 (vom Ende 1823) folgen.

Der Geiger Schuppanzigh spricht:

(Blatt 5 b) „Der preussische Concertmeister Henning wünscht seine **) Bekanntschaft zu machen.“

Dann Henning also:

Schon längst habe ich mir die Ehre Ihrer großartigen Bekanntschaft gewünscht, indem ich als Geiger sowohl wie als Conserer zu Ihren zahllosen Verehrern gehöre, jetzt, da ich die Musik-Direction (Blatt 6 a) des in Berlin neu zu eröffnenden Theaters übernommen habe, glaube ich die Eröffnung desselben nicht würdiger stellen

*) Karl Wilhelm Henning, tüchtiger Violinkünstler und Dirigent ist am 31. Janur 1784 zu Berlin geboren, concertirte öffentlich, ward 1811 Kammermusiker der Hofcapelle und seit 1822 königl. Concertmeister. Henning war auch eine Zeit lang Musikdirector des neuen Königstädtischen Theaters; 1833 wird er Mitglied der eben errichteten musikalischen Section der Akademie der Künste, 1836 königl. Musikdirector und im Jahre 1840 von Friedr. Wilh. IV. zum königl. Capellmeister ernannt bald darauf auch Mitter des rothen Adlerordens. Im Jahre 1848 ward er bei Gelegenheit seines 50jährigen Dienstjubiläums ehrenvoll pensionirt. Henning starb im April 1867 zu Berlin. Er hat außer einer Oper die Musik zu 30 Dramen und zu 2 Ballets componirt, dann Cantaten, Gesänge und besonders noch viele Kammermusikwerke.

**) Wenn der wohlbeleibte Ignaz Schuppanzigh hier nur keinen Sprachschneider begangen hat, dürfte Mancher ausrufen. Doch der Wahrheit die Ehre. Die Conversationshefte machen es unzweifelhaft, daß Beethoven und Schuppanzigh sich gegenseitig mit „Er“ anredeten; sie erzten sich.

zu können, als wenn ich Sie erjude, und Ihren Prolog für das Josefstädtische Theater mittheilen zu wollen.

„Mir wäre es nur um die Musik zu thun, indem unser Theaterdichter die nöthigen Veränderungen machen wird.

„Hr. Beethmann *) aus Berlin hat die Direction dieses neuen Theaters, er ist (6 b) diesen Augenblick hier und wünscht mit Ihnen über diesen Artikel zu sprechen.

Ich hoffe Ihre Musik so gut auszuführen, wie es Ihrer Muse würdig ist.“

Dann folgt noch vielerlei über die Oper in Berlin, endlich noch der Satz:

„Bethmann ist ein sehr charmanter Mann, der sich ohnmöglich die Freude versagen kann, Ihre verehrliche Bekanntschaft zu machen.“

Der in diesen Aufzeichnungen erwähnte „Prolog für das Josephstädtische Theater“ ist nichts Geringeres als die große Ouvertüre „Zur Weihe des Hauses“ (op. 24), womit es folgende Bewandniß hatte.

Im Jahre 1822 übernahm der mit Beethoven befreundete Volksdramatiker Karl Friedr. Hensler, zur Zeit Director der vereinigten Theater zu Preßburg und Baden (bei Wien), auch die Direction des Josephstädter Theaters in Wien, eines Theaters, welches einen univervellen Charakter an sich trug. Hensler ist der Verfasser vieler Volksstücke, als da sind: „Der Alte überall und nirgends“, „Das Donauweibchen“, „Rinaldo Rinaldini“, „Der Teufelsmüller“, „Der Feige von Bomsen“ u.**) Hensler ließ nun ein ganz neues Theater errichten, zu dessen Einweihung der Vorabend des Namenstages des Kaisers, der 3. October des Jahres 1823 festgesetzt wurde. Zum Festspiele erkor man Kogebues „Ruinen von Athen“ mit der Beethoven'schen Musik aus, dasjenige Stück, welches bereits im Jahre 1812 zur Einweihung des Pesther Theaters glücklich gedient hatte. Jetzt nun mußte Dichtung und Musik eine Neugestaltung erfahren. Den Text von Kogebue hatte der beliebte Wiener Volksdichter Carl Meisl umzubilden, ihn besonders den ganz heterogenen Theater- und Stadtverhältnissen zu accommodiren. Beethoven freilich war mit Meisl's Verkunst und Gestaltungskraft sehr wenig zufrieden. Seinen Zorn gegen den Volksdichter Meisl entlud der Tondichter durch das bekannte schlagende Epigramm: „Zum Meißel ist er gut, aber zum Bildner?!“ —

Beethoven sollte an der Musik theils Veränderungen vornehmen, theils

*) Heinrich Eduard Bethmann, der Schauspieler, Regisseur und Theater-Director, lebte von 1774—1857; 1794 ward er an der königl. Bühne in Berlin angestellt, welche er jedoch nach dem Tode seiner hochberühmten Gattin, der Schauspielerin und Opernsängerin Friederike Auguste Konradine B., geb. Flittner, im J. 1815 verließ, um nach einander die Regie des Königsstädter Theaters, dann die Direction des Nachener und Magdeburger Theaters zu bekleiden u. s. w. Bethmann starb in Halle.

**) All dieses erzählt ebenso eingehend als interessant der Beethovenbiograph Anton Schindler (II. Band, III. Auflage, S. 5 ff.).

Neues hinzufügen. Aber diese Gelegenheit sollte als sogenannte „Gelegenheits-Composition“ eines der hervorragendsten Werke des Meisters zeitigen, eben die große, im fugirten Stile componirte Ouverture „Zur Weihe des Hauses“ (op. 124) oder, wie sie ursprünglich hieß „Zur Weihe des Tempels“. Gemäß der Würde des Kunst-Ereignisses sollte eine ganz neue Ouvertüre entstehen, weil die ursprüngliche „Einleitung“ zu den „Ruinen von Athen“ als zu leicht und unbedeutend für diesen hohen Zweck befunden worden war. Trotz der dabei zu Tage tretenden vielen Aergernisse, Kümmernisse und vielfältigsten Bornesentladungen glückte das Ganze doch vortrefflich, und — das ist hier mit Behmuth festzuhalten — Beethoven konnte trotz seines sehr arg vorgeschrittenen Gehörleidens doch noch zum letzten Male am Piano die Ober-Leitung eines derartigen Kunstabends glücklich durchführen, wobei ihn Capellmeister Franz Gläser, nachmaliger Hofcapellmeister in Kopenhagen und Anton Schindler that kräftig unterstützten.

Nun ist der Inhalt der oben mitgetheilten elliptischen Floskeln aus den Conversationsheften jener Zeit klar. Sowohl Concertmeister Henning als auch Theaterdirector Bethmann, entzückt von dem Erfolge der neuen Tonwerke Beethovens, wollten dieselben, namentlich die machtvolle Ouvertüre „Zur Weihe des Hauses“ in Berlin zur Aufführung bringen. Und so geschah es denn auch.

Sehen wir uns nunmehr die Henning'schen Aufzeichnungen bei Beethoven im Conversationshefte Nr. 66 vom November 1823 an. Da ist also zu lesen:

(Blatt 1 b) „Ich (sc. Henning) habe Ihnen sehr viele Empfehlungen von dem Geheimen Cabinetsrath Duncker zu machen.

„Gestern hat Schuppanzigg eines von meinen Quartetten ganz vortrefflich gespielt —

„Wir bleiben noch 10 Tage hier.“

(Blatt 2 a) „Ihre Regierung hat sich leider schon von Alters her in dieser Hinsicht ausgezeichnet, und es ist traurig zu sehen, welche Consequenz sie in dieser Hinsicht behauptet.

„Da ist man in Berlin sehr glücklich, denn wir leben in voller Freiheit, und die Künste und Wissenschaften blühen immer mehr und mehr, und würden noch mehr gedeihen, wenn der Egoismus von Spontini's nicht einen Niegel vorschöbe.“

(2 b) „Den Künstler schmücken nicht Orden, sondern die Kunst“.

Die dazwischengeworfenen Reden Beethovens wird man sich danach leicht ergänzen können und immer auf's Neue erkennen, wie mannigfach belebt, geistvoll all solche Gespräche mit dem „tauben“ Meister geführt wurden. Immer leuchtet fernerhin die Thatsache daraus hervor, daß die Kunst Beethovens in Wien mehr und mehr den fruchtbar nährenden Boden verlor, während sie in Berlin zusehends höher stieg. Das empfand auch Beethoven und richtete in allen wichtigen Kunstmomenten seines fernen Lebens stets sehnsuchtsvoll die Blicke nach Berlin hin, trotz des damals allmächtigen Generaldirectors Spontini.

Im Verlaufe seiner Unterredung kommt Henning (Heft 66) dann wieder auf den Fürsten von Radziwill zu sprechen und sagt:

(Blatt 2b) „Er (sc. Radziwill) ist wechselweise in Berlin und in Posen, wo er Statthalter ist, er spielt Ihre Quartetten vortrefflich, wir haben manche Stücke 2 bis 3 Mal mit einem immer erhöhten Vergnügen bei ihm gespielt, zuweilen bis 3 Uhr die Nacht.

„Er hat mehrere Scenen aus Goethes Faust sehr glücklich für Orchester bearbeitet.

„Es wäre sehr schön, wenn Sie diese Idee*) einmal realisiren wollten, und (3 a) ich wünschte, daß Sie die Güte, mir diese und Ihre ganze Ansicht schriftlich mittheilen wollen, damit sie dem Dichter zur Norm dienen.

„Wir haben bey unserm Theater einen sehr talentvollen jungen Dichter**) der gewiß Ihrer Forderung entsprechen wird.

„Man hat sich hier gewundert, wie ein Berliner so musikalisch sein könnte, um ein richtiges Quartett zu schreiben.

(3 b) „Wenn Sie es erlauben, gebe ich mir noch einmal die Ehre, Ihnen meine Aufwartung zu machen, und hoffe, daß Sie mir alsdann Ihre Ideen über den Faust mittheilen werden.“

Freilich dachte die eigenste Quartettgenossenschaft Beethovens von Hennings Quartettcomposition nicht sonderlich hoch, denn Schuppanzigh, der Quartettkünstler par excellence, schreibt ganz unverblümt vor Beethoven in eben dieser Zeit noch einige Worte über den Berliner Concertmeister auf, die ihn als Menschen ebenso hoch, wie als Componisten tief stellen. Da steht denn also im Conversationshefte Nr. 82 (vom Ende 1823) auf Blatt 1 b Folgendes von Schuppanzigh's Hand:

„Hennig ist in Berlin bekant als ein sehr rechtschaffener Mensch.

„Seine Composition ist nicht schlecht, jedoch von vernünftig ist keine Rede.“

Die vorhandenen Conversationshefte geben keinen Aufschluß darüber, ob Henning noch einmal von Beethoven empfangen wurde oder nicht.

Damit verlassen wir diesen Berliner Tonkünstler. Bevor wir nun auch den Fürsten von Radziwill verlassen, sei hinsichtlich der Beziehungen zwischen demselben und Beethoven noch bemerkt, daß gerade die Begeisterung dieses Fürsten auch den russischen Fürsten von Gallizin zu einem der merkwürdigsten Bewunderer der Beethoven'schen Titanengröße entwickeln half. Im Jahre 1824 nämlich war Fürst von Radziwill, wie wir bereits wissen, in Petersburg. In diesem Jahre schreibt denn der enthusiastische Boris von Gallizin an Beethoven: „Fürst Radziwill, auch ein Bewunderer Beethovens, sei von Berlin eingetroffen und habe das Vergnügen genossen, bei der Aufführung der Messe gegenwärtig zu sein.“ (Vgl. L. Nohl, Leben Beethovens III, 510).

Hieraus begreifen wir, daß der Fürst von Radziwill gleich nach seiner

*) Das heißt, ebenfalls Goethes Faust in Musik zu setzen.

**) Concertmeister Henning mag hier den musikalischen Dichter Ludwig Kellstab im Sinne haben, der seit 1823 wieder in Berlin sein Domicil hatte; die Redaction der Voss. Zeitung übernahm dieser erst im Jahre 1826.

Rückkehr aus Petersburg seinen Secretär Krause, wie oben erzählt worden ist, eifrig nach der Beethoven'schen Messe fragen mußte. Das war von reinsten Kunstbegeisterung dictirt. Auch schreibt jener russische Fürst einmal: „Er und Radziwill spielten ewig Beethoven'sche Compositionen.“

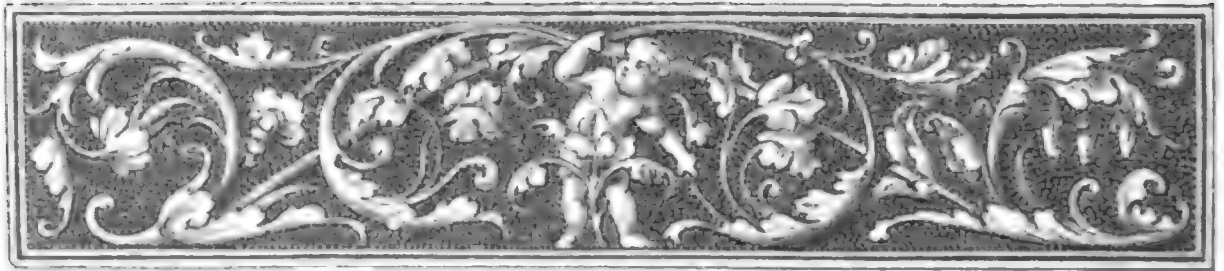
In den geistesvornehmen Kreisen Berlins ward des Fürsten von Radziwill großes Musiktalent unumwunden anerkannt. So enthalten die Barnhagen'schen Denkwürdigkeiten*) in einem Aufsatze „Der Salon der Frau von Barnhagen, Berlin, im März 1830“ von einem ungenannten Autor über diesen Fürsten Folgendes: „Frau von Barnhagen sagte, ich sei ihr als ein Musikfreund empfohlen, und freute sich, daß ein paar schöne Stimmen sich zum Abend bei ihr angesagt, auch würde vielleicht Fürst Radziwill kommen, der jede Gelegenheit, Musik zu hören und zu üben, gern wahrnehme; er sei der größte Musikfreund, den sie je gesehen, er übertriffe darin weit den berühmten Fürsten Lobkowitz**), der freilich größere und lärmendere Mittel aufzubieten gehabt; aber Radziwill's Leidenschaft sei ernster und tiefer, und seine Compositionen zu Goethes Faust reichten ihn den großen Meistern an.“

Beethovens Verhältniß zu dem in Berlin residirenden Fürsten von Radziwill blieb rein, ungetrübt. Wie sehr man in weiteren musikalischen Kreisen die gegenseitige Hochschätzung dieser beiden Geister zu würdigen verstand, kann auch noch daraus ersehen werden, daß die „Schottischen Lieder“ Beethovens, die derselbe im Jahre 1815 mit Begleitung des Claviers, der Violine und des Violoncell's (op. 108) bearbeitete, späterhin nach Beethovens Tode, vom Verleger der Gesänge, vom Herrn W. Schlesinger aus Berlin, aus eigenem Antriebe dem Fürsten N. von Radziwill gewidmet wurden.

Anders gestaltete sich das Verhältniß zu „Monseigneur le Prince Nicolaus Boris de Gallitzin“. Denn durch diesen erwuchsen unserem Meister viele Mißhelligkeiten.

*) N. A. Barnhagen von Ense: Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften Band VIII. S. 589/599. 1859; herausgegeben von Ludmilla Nissing.

**) Der hier erwähnte Fürst von Lobkowitz gehörte in Wien zu der berühmten Trias (Lobkowitz-Skinsky-Rudolph), welche die äußere Lage Beethovens sicher zu stellen wußte; er gehörte überhaupt zu den eifrigsten Verehrern und Förderern des Beethoven'schen Tongenius. Diesem Fürsten sind u. A. folgende hervorragende Tonschöpfungen des Meisters gewidmet: Sinfonia eroica (op. 55); die Symphonie in C-moll (op. 67) und die Symphonie pastorale (op. 68), woran jedoch beide Male Graf Rasumowsky participirt; die 6 Quartette op. 18 und Quartett in Es (op. 74); das Tripelconcert op. 56; dann noch der Liederkreis „An die ferne Geliebte“ (op. 98).



Giordano Bruno.

Von

Hedwig Bender.

— Eisenach. —

Seit geraumer Zeit wendet sich das allgemeine Interesse in der gesammten civilisirten Welt in immer steigendem Maße dem großen italienischen Denker und Geisteshelden, dem diese Zeilen gewidmet sind, zu. Bisher war die Größe des außerordentlichen Mannes nur in Fachkreisen recht gewürdigt worden, und sein Name wurde außerhalb derselben kaum jemals genannt. In den leztvergangenen Jahren aber haben die Ereignisse, die sich in Italien aus Anlaß der beabsichtigten Errichtung eines Giordano Bruno-Denkmal's in Rom abspielten, die unerwarteten Schwierigkeiten, die sich der Verwirklichung dieses Planes entgegenstellten*) und die heftigen Kämpfe zwischen den Anhängern und Gegnern desselben die allgemeine Aufmerksamkeit zu wiederholten Malen auf ihn gelenkt.

Nun wird die Angelegenheit, die so viel leidenschaftliche Aufregung hervorgerufen, bald ihren endgültigen Abschluß finden; nun trennen uns nur wenige Wochen noch von dem Tage, der das viel umstrittene Standbild enthüllt. Je näher aber der entscheidende Augenblick heranrückt, um so nachdrücklicher macht sich auch die Erkenntniß geltend, daß es ein denk-

*) Man erinnert sich, daß der clerikal gesinnte römische Gemeinderath seiner Zeit seine Einwilligung zur Errichtung des Denkmal's verweigerte, ein Vorgehen, das in allen anticlerikal und national gesinnten Kreisen Italiens einen Sturm des Unwillens hervorrief und die Denkmal'sfrage mit einem Schlage zu einer parteipolitischen Frage allerersten Ranges erhob. Bei den Neuwahlen zum römischen Gemeinderath im Herbst 1888 ward dann die clerikal gesinnte Mehrheit desselben durch eine liberal gesinnte, die ohne Zögern ihr Votum zu Gunsten G. Brunos abgab, ersetzt.

würdiges, ein wahrhaft weltgeschichtliches Ereigniß sein wird, das sich an jenem Tage in Rom vollzieht. . . Schon der Platz, für den das Denkmal bestimmt ist, redet eine ergreifende Sprache — denn es ist der alte Ketzerverbrennungsplatz, die Stätte, auf der einst Bruno selbst den Feuertod erlitt! Es ist begreiflich, daß das Interesse des großen Publikums sich vorzugsweise nach dieser Richtung wendet, und daß die Theilnahme, die sich in weiten Kreisen für die Persönlichkeit G. Brunos kund giebt, in erster Reihe dem Märtyrer, der für seine Ueberzeugung starb, dem kräftigen und opferfreudigen Manne, den römische Unduldsamkeit und römischer Fanatismus dem Flammentode überlieferten, gilt. Aber hinter dem Märtyrer und Vorkämpfer der Geistesfreiheit steht doch der Denker, der Philosoph Der Geist der Unduldsamkeit und des Fanatismus hat zahlreiche gleich beklagenswerthe Opfer gefordert; aber das jammervolle Schicksal dieser Unglücklichen hat nicht verhindern können, daß ihre Namen der Vergessenheit anheim gefallen sind. . . . Giordano Bruno ist nicht vergessen worden, so wenig wie Girolamo Savonarola und Johann Hus. Er ist unsterblich, weil seine geistige Bedeutung ihn hoch über die große Schaar jener Namenlosen und freilich auch über die beiden zuletzt Genannten, so bedeutende und außergewöhnliche Erscheinungen sie auch in ihrer Art gewesen sind, erhebt.

Professor Laffon hat unsern Philosophen in einer geistvollen Studie mit Martin Luther verglichen — und wie dieser ist er denn auch thatsächlich ein Erlöser vom Joche der Tradition gewesen; wie dieser hat er kühn und unerschrocken wider alteingewurzelte Mißbräuche und Vorurtheile gekämpft; wie dieser hat er im eminentesten Sinne befreiend und fördernd gewirkt. Nur daß er nicht im Dienste des Glaubens, sondern im Dienste der Wissenschaft stritt; nur daß es ihm nicht bloß um die Erschütterung der geistlichen Autorität und Präponderanz des Papstthums zu thun war, sondern um die Erschütterung der gesammten aristotelisch-mittelalterlichen Auffassungsweise, die damals noch die allgemein herrschende war; um die Befreiung der Geister vom Banne scholastischer Spitzfindigkeit und engherzigster, pseudo-wissenschaftlicher Orthodorie. „Weniger für das Volk, wie die deutsche Reformation und Mystik,“ sagt Carrière von ihm, „mehr für eine Aristokratie der Gebildeten, wie die Cultur der Renaissance überhaupt, trug er die Fackel der Wahrheit.“ Er selbst war eben seiner ganzen Sinnes- und Denkart nach ein echter, wenn auch nachgeborener Sohn und verspäteter Repräsentant jener wunderbaren Zeitepoche, während welcher sich das gesammte Abendland wetteifernd mit dem Geiste antiker Bildung zu durchdringen strebte; er selbst hatte sich durch das Studium antiker Denker und Dichter und zugleich auch durch dasjenige des Kopernikus zu einer großartig freien und weitherzigen Welt- und Lebens-Anschauung erhoben.

Mit dieser aber stand er, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts geboren war, unter seinen Zeitgenossen fast allein. Denn in jener Periode des gewaltigsten Glaubenskampfes, in der die gesammte abendländische

Christenheit in zwei feindliche Heerlager gespalten erschien und der protestantisch-germanische Geist gewaltsam nach Befreiung vom Joch des alten Kirchenwesens und des unfehlbaren Papstkönigs rang — in jener Periode dogmatisch-kirchlicher Streitigkeiten war naturgemäß für einen freien, kühnen und selbständig denkenden Geist wie den Giordanos und für eine Weltanschauung, die die confessionellen Grundlagen des Protestantismus ebenso gut wie diejenigen des Katholicismus tief unter sich gelassen hatte, kein Raum. Dieser innere Gegensatz, in welchem Giordano Bruno zu dem Geiste seiner Zeit und Umgebung stand, ist ihm verhängnisvoll geworden; er war es, der ihn friedlos und rastlos machte und der sein ganzes Dasein zu einem einzigen unausgesetzten Kampfe gestaltete, in dem er Heimat und Vaterland und am Ende auch Freiheit und Leben verlor.

Doch nicht von den persönlichen Schicksalen des großen Mannes soll an dieser Stelle die Rede sein*), auch nicht von seiner dichterischen Be-

*) Nur kurz gebe ich hier für Diejenigen, denen dieselben erwünscht sein sollten die wesentlichsten biographischen Daten. G. Bruno wurde 1548 zu Nola in Campanien geboren. Er trat in seinem 15. Lebensjahre zu Neapel in den Dominikanerorden ein, erlangte 1572 die Priesterweihe, mußte aber 1576 seiner freisinnigen Anschauungen wegen aus dem Kloster entweichen und flüchtete, da er sich in Italien nicht mehr sicher fühlte, bereits 1578 nach Genf. Von da an führte er 12 Jahre lang ein unstätes Wanderleben, das ihn von Genf zunächst nach Frankreich und England, dann abermals nach der französischen Hauptstadt und dann auf mehrere Jahre nach Deutschland trieb. Von der Feindschaft engherziger kalvinischer Theologen und erbitterter scholastischer Gegner fast ebenso sehr wie vom Hass der römischen Kurie verfolgt, vermochte er nirgend eine dauernde Heimstätte zu finden. Gleichwohl feierte er in Paris (1580—83) und London (1583—85) großartige Triumphe; die Gunst König Heinrichs III. und der großen Königin Elisabeth sowie diejenige anderer ausgezeichneten Persönlichkeiten genoß er in hervorragendem Maße, und nicht bloß in Toulouse (1578—80), Paris und Oxford, sondern auch in Wittenberg (1586—88), in Helmstedt (1589—90) und schließlich auch in Zürich und Padua (1592) lehrte er zum Theil mit außerordentlichem Erfolge an den Hochschulen. Vorübergehend hat er sich auch in Prag aufgehalten (1585), wo er Kepler und Tycho de Brahe kennen lernte und die Gunst Kaiser Rudolfs II. (wie nachmals in Helmstedt diejenige des freigesinnigen Herzogs Julius) errang. Von Sehnsucht nach seinem Vaterlande getrieben, folgte er 1591 von Frankfurt a./M. aus der Einladung eines jungen amerikanischen Edelmanns nach Venedig. Hier fiel er im Mai 1592 der Inquisition in die Hände, die ihn während einer achtfährigen qualvollen Kerkerhaft vergebens zum Widerruf seiner Lehre zu bestimmen versuchte und ihn endlich (am 17. Februar 1600) auf dem Campo dei fiori in Rom als Ketzer verbrannte.

Unter seinen philosophischen Schriften sind am bedeutendsten die geistvoll geschriebenen italienischen Dialoge: „Das Aschermittwochsgastmahl“, „Von der Ursache, dem Princip und dem Einen“, „Vom Unendlichen, dem All und den Welten“, „Die Austreibung der herrschenden Bestie“ und das Buch vom „heroischen Enthusiasmus“ (sämmtlich in London erschienen), sowie die lateinisch geschriebenen Lehrgedichte: „Vom dreifachen Kleinsten und dem Maß“, „Von der Einheit, der Zahl und Figur“ und „Vom Zahllosen und Unermeßlichen oder dem All und den Welten“, die 1591 in Frankfurt veröffentlicht wurden. Außerdem gab er (in Paris) ein Lustspiel „Der Dichterzieher“, ferner eine ganze Reihe mehr oder minder bedeutender Schriften über die Gedächtniskunst des Raimundus Lullus heraus.

gabung, sondern lediglich von seiner Stellung im Reiche der Wissenschaft, lediglich von seiner Bedeutung für die Philosophie. Diese läßt sich in kurzen Worten dahin charakterisiren, daß die moderne wissenschaftliche Forschung in ihm einerseits den gewaltigsten und begeistertsten Vorkämpfer und genialsten Fortbildner der kopernikanischen Lehre, andererseits den Wiedererwecker des großartigen, im klassischen Alterthum bereits mächtig wirksamen Alleinheitsgedankens und damit den Begründer des modernen Pantheismus erkennt. Durch eben diese Momente ist er der Vorläufer von Spinoza und Leibniz geworden und nimmt eine „wahrhaft centrale“ Stellung fast der gesammten neueren philosophischen Wissenschaft gegenüber ein*).

Seine nahe Beziehung zu den genannten beiden Denkern macht übrigens die Persönlichkeit Giordano Brunos uns Deutschen noch ganz besonders interessant. Denn durch dieselbe ist er zugleich in die intimste Beziehung zu dem gesammten deutschen Geistesleben der folgenden Jahrhunderte getreten und hat die Entwicklung und Ausgestaltung desselben sowohl auf wissenschaftlichem wie auf literarischem Gebiete in hervorragender Weise mit bestimmt. Nirgend nämlich sind die zahlreichen genialen und hochbedeutenden Anregungen, die von ihm ausgegangen sind, auf so fruchtbaren Boden gefallen, wie gerade in unserm Vaterlande; nirgend auch hat der pantheistische Grundgedanke seiner Lehre so tiefe Wurzeln geschlagen und einen so mächtigen Einfluß auf die führenden Geister der Nation und dadurch indirect auf weite Kreise des gebildeten Publikums erlangt, wie in Deutschland.

Uebrigens stehen die erwähnten beiden Seiten seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit bei Giordano Bruno selbst im innigsten Zusammenhange. Denn der Eindruck, den die Lectüre des kopernikanischen Hauptwerkes auf ihn hervorbrachte, war mit bestimmend für die Richtung, die sein gesammtes speculatives Denken in der Folgezeit einschlug und demnach auch mit bestimmend für die Ausgestaltung seiner großartigen einheitlichen Philosophie. Allerdings hat er als echter Sohn der Renaissance in erster Reihe aus antiken Geistesquellen geschöpft; seine Lehre geht ihrem wesentlichen Grundgedanken nach einerseits auf die Lehre der Eleaten (insbesondre des Parmenides) von dem einen schlechthin unveränderlichen absoluten Sein, andererseits auf Heraklits allwaltenden göttlichen Feuergeist und endlich auf die pantheistische Alleinheitslehre der Stoiker, diese großartigste und geschlossenste Weltanschauung des klassischen Alterthums zurück. Daneben klingt sie freilich auch in mehr oder minder bedeutjamer Weise an die Ideenlehre Platons, an die Zahlenlehre der Pythagoräer und an spätere neuplatonische Lehren, vor allen Dingen an Plotins, des größten Neuplatonikers, Emanationslehre an.

*) Bruunhofer, Giordano Brunos Weltanschauung und Verhängniß. Vorrede, pag. IX.

Aber der Keim, der solchergestalt durch das Studium antiker Denker in seine Seele gelegt worden war, sollte doch erst zur Entwicklung und vollen Entfaltung kommen unter dem Einfluß des neuen, von der Hand des Kopernikus entzündeten, blendenden Lichtes. Denn erst die Lectüre des 1543 erschienenen großartigen kopernikanischen Werkes „von den Bahnen der Himmelskörper“ war es, die unsern Philosophen seinem eigenen Geständniß nach dem „engen, dunkeln Kerker“ der alten ptolemäischen Anschauungsweise entrückte und ihn mit einem Schlage auf eine bis dahin gänzlich unbekannte und geradezu unerhörte Höhe der Weltbetrachtung erhob.

Bis Kopernikus sie eines Besseren belehrte, hatte die Menschheit ja felsenfest an das alte ptolemäische Märchen von der im Mittelpunkt des Universums ruhenden, von Sonne, Mond und Sternen umkreisten Erde geglaubt. Die Erde bildete nach dieser Auffassungsweise gleichsam den festen Kern der Welt; rings um sie her aber nahm man ein System von concentrisch über einander geordneten, aus festem, aber durchsichtigem Stoff gebildeten, krystallinen Hohlkugeln oder Himmelsgewölben, die man als Sphären bezeichnete, an. Die Erde allein stand still, die Sphären aber waren in beständiger, kreisförmiger Bewegung und führten die Gestirne, die an ihnen befestigt waren, in ihrem Umschwung um jene mit sich fort. Die äußerste Sphäre war der Fixsternhimmel, sie bildete gleichsam die äußere Schale der solchergestalt nach außen hin hermetisch abgeschlossenen Welt. Jenseits derselben befand sich das „Empyreum“, das man sich als den Sitz der Gottheit und das Gefilde der Seligen dachte, als das Reich des ewigen, die Welt erhellenden Lichtes.

Diese kindlich naive Anschauungsweise war auf den Augenschein gegründet und schöpfte aus ihm ihre unmittelbare Beglaubigung und ihre die Gemüther gefangen nehmende Macht; sie schloß sich aber auch in der glücklichsten Weise der allgemein herrschenden religiösen Vorstellungsweise an. Gott thronte außerhalb der Welt — das verstand sich bei der Endlichkeit derselben von selbst. Er hatte aber auch die ganze Welt nur um des Menschen willen geschaffen — und eben dies kündigte sich äußerlich durch die Thatsache an, daß Sonne, Mond und Sterne sich in beständigem Kreislauf um den Wohnsitz des Menschen, um die Erde, drehten. Der Mensch war demgemäß der natürliche Endzweck der Schöpfung — alle andern Dinge waren nur um seinetwillen da.

Diese ganze Anschauungsweise erhielt nun durch die Lehre des Kopernikus, daß die Erde sich um die Sonne drehe, einen gewaltigen Stoß. Die allgemeine Bedeutung dieser Lehre bestand vornehmlich darin, daß sie die Herrschaft, die der Augenschein bis dahin über die Geister und Gemüther der Menschen ausgeübt hatte, brach, und dieselben zugleich über den naiv-egoistischen Standpunkt erhob, der Alles auf das eigene Ich bezüglich glaubt. Aber Kopernikus selber blieb auf dem halben Wege stehen. Er hatte die Sonne an Stelle der Erde zum ruhenden Mittelpunkt des Universums gemacht und unser

Planetensystem zugleich für ein System frei schwebender Kugeln erklärt — aber er ließ doch den Fixsternhimmel, der nach der ptolemäischen Anschauungsweise die Welt nach Außen hin abschloß, „gleich den Umfassungsmauern eines Gebäudes, dessen innere Einrichtung nur geändert worden ist,“*) bestehen. Brunos kühner, gewaltig vorstrebender Geist durchbrach auch diese Schranke; er erklärte die Fixsterne für Sonnen gleich unserer Sonne, die von Planeten umgeben seien, wie diese, und frei, wie sie, im unendlichen Raume schwebten; er verkündigte mit einer Kühnheit, die selbst einem Kepler Grauen erregte, sein neues, großartiges Evangelium von der Schrankenlosigkeit des göttlichen Urprinzips und der ihr entsprechenden, schlechtthin schranken- und grenzenlosen Unendlichkeit der Welt.

„Vor Brunos naturalistischer Erklärung der Himmelserscheinungen,“ sagt Professor Barach (Philosophische Monatshefte, Band XIII, Heft IV und V, S. 195), „zerschmilzt der astronomische Aberglaube schneller als der Schnee in der Sonne. Gefallen sind vor seinen Augen die Schranken der abschließenden Himmel, hinter welchen der „erste Bewegter“ wohnte, von wo aus er der zitternden Menschheit warnende und drohende Zeichen machen konnte. Auch die Schleier der Maja, welche die Natur der überirdischen Phänomene den Blicken der Sterblichkeit verhüllten, sind vor seinem Verstande gelichtet, ehe noch das Fernrohr dem sinnlichen Auge gestattete, in die kosmische Ferne zu dringen, ehe noch durch die Spectral-Analyse das Experiment mit den ‚ewigen Sternen‘ angestellt werden konnte. Die Sterne, lehrt Bruno, sind keine höheren, himmlischen, dämonischen Wesen. Es sind Erden wie unsere Erde, von derselben Gestalt, derselben elementaren Beschaffenheit; es sind Sonnensysteme wie unser Sonnensystem, welche ohne Zahl den unendlichen Weltenraum füllen. Auch die Kometen sind Planeten, Glieder, Theile eines unendlichen Alllebens ohne Grenze. „Blicke hinauf,“ sagt Bruno, „zu andern Sternen, zu andern Welten, und erkenne überall ähnliche und gleiche Wesen; da überall dieselben materiellen Principien und wirkenden Kräfte, dieselben hervorbringenden Vermögen walten, und überall dieselbe Gestalt, dieselbe Bewegung und Ordnung wahrnehmbar ist!“

Damit war aber dem naiven Egoismus, dem man bis dahin in astronomischer wie in metaphysischer Hinsicht gehuldigt hatte, der Boden entzogen, damit war die gesammte aristotelisch-mittelalterliche Anschauungsweise, die in der herrschenden Kirchenlehre ihre dogmatische Ausprägung gefunden hatte, theoretisch von Grund aus zerstört. Denn wenn die Welt unendlich ist, so ist kein himmlisches Jenseits mehr denkbar, und für das Gefilde der Seligen sowohl wie für den außerweltlichen Gott-Schöpfer bleibt kein Raum. Und so war denn Giordano Bruno ganz naturgemäß im engsten Anschluß an die Korpernikanische Lehre und durch eine ebenso geniale wie consequente Fortbildung derselben zu seiner großartigen Auffassung der

*) Sigwart, Johannes Kepler. Kleine Schriften. Erste Reihe S. 194.

Gottheit als eines der Welt immanenten, sie in allen ihren Theilen belebenden und beseelenden Principis gelangt; oder — was dasselbe ist — zu seiner erhabenen Vorstellung von der ewigen all-einen Gott-Natur, die ihm zugleich körperlich und geistig, zugleich Universum und Weltgeist in innigster, in Wirklichkeit nicht von einander zu trennender Vereinigung ist.

Dieser Begriff aber ist für ihn im eminentesten Sinne charakteristisch, er bildet den Kern und Stern seines Denkens, den strahlenden Mittelpunkt seiner gesammten Philosophie. Er war ihm aller Weisheit Anfang, wie aller Weisheit letzter Schluß. „Diejenigen Philosophen,“ sagt er im fünften Dialog seines Buchs „della causa“ geradezu, „haben ihre Freundin, die Weisheit gefunden, welche diese (nämlich die höchste, vollkommene) Einheit gefunden haben. Denn Weisheit, Wahrheit, Einheit sind durchaus eins und dasselbe.“ Trotz alledem ist er nicht zu einer durchaus präcisen, jede Zweideutigkeit ausschließenden Fassung und Ausgestaltung des Alleinheits-Begriffes gelangt. Bald scheint es, als ob er seine Gottheit persönlich, und bald wieder, als ob er sie unpersönlich denke, bald, als ob er sie schlechtweg mit der Natur oder wohl gar (wie ein echter Materialist) mit der Materie als solcher identificire, bald wieder, als ob er annehme, daß sie über der Natur stehe und gebietend über ihr walte. Bald versichert er uns, daß die Weltseele sich in allen Dingen finde und in gewissen Abstufungen die ganze Materie erfülle und durchdringe*); bald wieder sagt er uns, daß sie sich zugleich als äußere, von der Gesamtheit der Dinge verschiedene, sie lenkende und leitende Ursache zu ihr verhalte**); bald erklärt er mit Entschiedenheit, daß es nur eine ewige und univervelle Einheit gebe, und daß außer ihr nichts sei, weil sie selbst Alles sei und Alles in Allem erfülle***); bald wieder sieht er im Universum nur ein „Abbild“ des göttlichen „Urbilds“, nur ein „Schatten“ der „Unwirklichkeit“ und des „Unvermögens“, und Gott wird ihm zum „Baumeister“ seines „herrlichsten Werkes“, der Welt†). So wird man Brunnhofer beipslichten müssen, wenn er behauptet: Brunos Gotteslehre „schillere zwischen Theismus und Pantheismus, zwischen Transscendenz und Immanenz.“ Er hat in der That den Dualismus der aristotelisch-theistischen Auffassungsweise noch nicht ganz überwunden, neigt aber doch unverkennbar vorwiegend nach der pantheistisch-monistischen Seite hin.

Dieses ganze eigenthümliche Verhältniß aber hat meines Erachtens lediglich darin seinen Grund, daß für ihn der Begriff der wesentlichen Gleichartigkeit aller Dinge mit dem der Wesenseinheit alles Seienden verschmolz. Beide Begriffe bezeichnen jedoch in Wahrheit etwas ganz Ver-

*) Von der Ursache, dem Princip und dem Einen, übersetzt von N. Laffon, S. 61.

**) Ebendasselbst S. 55.

***) Ebendasselbst S. 124 u. 122.

†) Ebendasselbst S. 56.

verschiedenartiges und sind daher streng von einander zu trennen. Der Begriff der wesentlichen Gleichartigkeit aller Dinge nämlich führt zu der Annahme wesentlich gleichartiger Urbestandtheile derselben, oder, was dasselbe ist, zu der Annahme einer allen Dingen gleicherweise zu Grunde liegenden durchaus homogenen Urmaterie (oder Ursubstanz); der Begriff der Wesenseinheit alles Seienden dagegen führt zu der Annahme eines alle Einzeldinge in sich befassenden Alldinges, d. i. zu dem Begriff des All-Organismus, zu der Vorstellung einer, als ungeheure organische Einheit zu denkenden Welt. Die „Welt“ ist demnach eine reale, concrete Einheit, „die Materie“ aber ist eine bloß gedachte, begriffliche Einheit, weil man durch den Materiebegriff ja eben nur die Totalität der materiellen Urelemente ohne Rücksicht auf die realen Beziehungen, die zwischen denselben bestehen, und also nur die wesentliche Gleichartigkeit aller dieser Urelemente und nicht ihre wesentliche Einheit denkt. Die Materie als solche ist also ein bloßes Abstractum und bleibt dies auch dann, wenn man sie nicht nur als beharrliches Substrat alles Körperlichen, sondern, wie Bruno durch seinen Substanzbegriff that, zugleich als den Inbegriff aller in der Natur wirksamen (mechanischen wie geistigen) Kräfte erkennt. Eben deshalb kann es auch nicht fehlen, daß die Gottheit, sofern man sie in irgend einer Weise mit der Urmaterie identificirt, ebenfalls als ein bloßes, aller concreten Wirklichkeit und persönlichen Individualität ermangelndes Abstractum erscheint. Dies ist nun bei Bruno thatsächlich gelegentlich der Fall. Daraus folgt aber noch keineswegs, daß Bruno selbst sich unter seinem alleinigen Urwesen nichts weiter als solch ein schattenhaftes, jeder realen Existenz ermangelndes Abstractum gedacht habe. Dieser Annahme widersprechen im Gegentheil zahllose Stellen, sowie der gesammte, durch und durch religiöse Grundton seiner philosophischen Schriften. In seinen Augen ist seine Ursubstanz vielmehr zweifellos ein durchaus reales, ja ein sogar in höherem Sinne als die uns bekannten Einzeldinge wirkliches, ein absolut unwirkliches, concretes Wesen oder Ding. Denn er hat ja nicht nur die wesentliche Gleichartigkeit, sondern vielmehr in erster Reihe die Wesenseinheit aller Dinge gelehrt und demgemäß offenbar in seiner Ursubstanz die reale concrete Verkörperung dieser beiden Begriffe, die ihm beständig in **einen** zusammenfließen, erblickt. Lediglich deshalb, weil ihm bei seiner Vorstellung des alleinigen Wesens beständig jene beiden Begriffe vorschweben, sah er sich meines Erachtens auch zu der widerspruchsvollen Annahme eines von der Welt verschiedenen Urbildes derselben (von dem jene nur ein Spiegel oder Abbild sein sollte) gedrängt. Das Weltall als solches nämlich ist die reale, concrete Verkörperung der Wesenseinheit aller Dinge. Es ist aber eben deshalb nicht die Verkörperung der wesentlichen Gleichartigkeit alles Seienden, da es ja die ganze Fülle verschiedenartigster Einzelercheinungen als solche einschließt, während der abstracte Begriff der wesentlichen Gleichartigkeit gerade

dadurch, daß wir in Gedanken von aller Verschiedenartigkeit des realen Einzelseins **abstrahiren**, entsteht. Sollte das all-eine Urwesen demnach als ein durchaus homogenes, jede Verschiedenartigkeit von sich ausschließendes gedacht werden, so konnte es unmöglich mit dem Weltganzen als solchem identificirt werden: diese Erkenntniß war unabweislich und drängte Bruno mit innerer Nothwendigkeit zu seiner Annahme eines ewigen, urwirklichen Urbilds des universalen Abbilds hin. Es ist denn auch durchaus diesem Gedankengang angemessen, wenn er annimmt, daß dieses Urbild die ganze unendliche Fülle der Einzelercheinungen, die wir im Universum in „realer Besonderung und Entfaltung“ neben- und nach einander erblicken, noch unentfaltet in einer jede Vielheit und Verschiedenheit von sich ausschließenden Einheit enthält.*)

Dieses urwirkliche Urbild des Universums ist aber naturgemäß, da es zugleich concrete und abstracte Elemente in sich birgt, ein sehr dunkles, räthselhaftes und widerspruchsvolles Ding. Man darf dabei nicht etwa an ein göttliches Urwesen im gewöhnlichen Sinne denken, denn Brunos „Urbild“ ist nicht etwa ein rein geistiges Wesen, sondern, wie er nicht müde wird zu wiederholen, eine ebenso wohl materiell wie kraftvoll wirkend zu denkende Substanz. Es existirt auch nicht außerhalb der Welt, sondern innerhalb derselben, wenn schon es in ihr eine Art von Sonder-Dasein zu führen scheint, ähnlich wie seiner Meinung nach die menschliche Seele im menschlichen Leibe.

Es bildet den „allgegenwärtigen Mittelpunkt des Universums“ — es leitet und regiert dasselbe ähnlich wie der Steuermann das von ihm gelenkte Schiff.**).

Es ist in seinen Augen ein lebendiger ewiger Urquell der Erscheinungswelt und als solcher zugleich die Quintessenz der wahren Wesenheit aller Dinge***).

Eben deshalb ist meines Erachtens auch Moriz Carrière durchaus im Recht, wenn er in der Bruno'schen Ursubstanz, so wie Bruno selbst sie sich dachte, ein individuelles, lebensvolles, sein selbst bewußtes Wesen und also ein im höchsten Sinne göttliches Urwesen erkennt.

*) In dieser ganzen Auffassungsweise tritt die Nachwirkung der Platonischen Ideenlehre, die auch auf Brunos Erkenntnistheorie von bestimmendem Einfluß war, in unzweideutiger Weise hervor.

***) „Von der Ursache, dem Princip und dem Einen“, übersetzt von A. Laffon S. 55.

***) Es ist Materie und Kraft zugleich, aber es ist beides nicht in dem gewöhnlichen Sinne. Denn aus dem, was wir gemeinlich durch das Wort „Materie“ bezeichnen, aus dem bloß gedachten Inbegriff alles Ausgedehnten, der als solcher von allen bestimmten Arten und Formen der Ausdehnung absieht, ist bei Bruno ein reales materiales Urprincip geworden, das als solches überhaupt keinerlei Ausdehnung besitzt, gleichwohl aber alle erdenkbaren Arten und Formen der Ausdehnung der Anlage nach und gleichsam im Keime in sich enthält. Und in ganz analoger Weise erscheint in der alleinigen Ursubstanz der bloß gedachte Inbegriff aller wirkenden Kräfte, der im abstracten „Kraftbegriff“ seinen idealen Ausdruck findet, in einen realen Urquell aller Kräfte verwandelt, in ein in's Unendliche wirkendes „Urvermögen“, dem jede Kraft und Wirksamkeit, die wir in der Natur wahrnehmen, entstammt.

Uebrigens sind für Bruno göttliches Urbild und weltliches Abbild selbst wieder im höchsten Sinne Eins. Denn wenn bei ihm das „Urwirkliche“ auch innerhalb des Weltorganismus ein gewisses Sonderdasein zu führen scheint, so ist es doch andererseits auch wieder Dasjenige, was in der Gesamtheit aller Einzelwesen lebt und in ihrer unendlichen Fülle und Mannigfaltigkeit lediglich die Unendlichkeit und Unbeschränktheit seines eigenen Wesens zum Ausdruck bringt. Beide Vorstellungen, die einer selbständigen, nicht mit der Gesamtheit der Einzeldinge identischen Ursubstanz alles Seienden, und die des universalen Organismus, der jene Ursubstanz in räumlicher und zeitlicher Besonderung und Entfaltung zeigt, fließen eben deshalb auch in Brunos Schriften sehr häufig in einander, und ihm selber schwebt offenbar, so oft er von dem ewigen, all-einen Wesen redet, bald diese und bald jene Vorstellung, oder auch ein Gedankengebilde, das beide in unbestimmter Weise in sich vereinigt, im Geiste vor. Eben dadurch kommt etwas Dunkles, Räthselhaftes, etwas tiefsinnig Mythisches, das schon zu vielfachen Streitigkeiten Veranlassung gegeben hat, in seinen Alleinheitsbegriff hinein.

Ganz ähnlich wie das Verhältniß zwischen dem weltlichen Abbild und dem göttlichen Urbild des all-einen Wesens nun dachte sich Bruno auch das Verhältniß des menschlichen Körpers zur menschlichen Seele. Nach seinem Dafürhalten nämlich ist der menschliche Körper so gut wie alle körperlichen Dinge in der Natur aus nicht weiter theilbaren kleinsten Theilchen, aus Atomen oder Monaden (d. i. schlechthin einfachen Einheiten) zusammengesetzt — die menschliche Seele aber ist selbst eine Monade, eine unzerstörbare absolut einfache Einheit, die sich aus den Körperatomen ihren Körper baut, ihm als beseelendes und belebendes Princip innewohnt, bei dem Tode des Individuums aber ihren Körper verläßt und sich „neuen Geschickes gewärtig, in die Welt, die unendliche, senkt.“ In näherer Ausführung dieses Gedankenganges hören wir ihn die Seele wiederholt als „sich ergießendes“ oder „sich entfaltendes“, in allen Theilen gegenwärtiges „Centrum des Leibes“ bezeichnen.

So sagt er unter Anderm:

„Dies bist Du selbst, was mächtig die Mitte gefaßt hält —
 Wie das Aeußerste, wie die sämtlichen Theile untheilbar,
 Dessen der mindeste Leib Urstoff ist oder auch kein Leib —
 Das zu trennen keiner Naturkraft irgend vergönnt ist,
 Das der Blitz nicht rührt, die verzehrende Zunge der Flamme
 Nimmer verlegt; ein Atom gleichwie des Leibs Elemente
 Unzerstörbar, so daß nur die Ordnung allein und die Stelle
 Und der Theile Gebrauch stets wechselt, doch unverändert
 Ruhig im Wechsel verharret der Ding' untheilbares Wesen.
 Dies ist die Quelle des Lebens und Wachsthums unserer Masse,
 Daß zum Kreise sich dehnend, das Centrum weit sich entfaltet,
 Daß baumeisterlich rings der Geist die Atome versammelt

Um ihn her, und hinein sich ergießt und das Ganze beherrscht.
 Bis, wann die Zeit erfüllt und des Lebens Fadens zerrissen,
 Er in's Centrum zurück sich nimmt und wieder von dort dann
 Sich in die Welt, die unendliche, senkt, was Tod wir zu nennen
 Pflegen, dieweil uns das Licht, zu dem wir streben, verhüllt ist. —
 So nun häufet der Geist die kleinsten Theile der Körper
 Um sich her und unwindet sich selbst wie nach blindem Geheiß mit
 Ihnen, die Glieder gestaltend sich selbst wie zum Todesgefängniß,
 Daß belebend sich bald in den ganzen Körper ergießet,
 Bald dann wieder gelöst aus seines Gewebes Entfaltung
 Aus dem entschlummernden Leib der Geist zum Herzen zurückkehrt,
 Und aus der Mitte des Herzens in Luft und Aether hinausgeht,
 Neuen Geschickes gewärtig in doppelseitigem Fortgang . . .“

Der Geist ist demnach für Bruno ein besonderes Individuum, eine denkende Monade und als solche der herrschende und gestaltende Mittelpunkt des Leibes; er kann eben deshalb aus einem Körper in den andern übergehen oder wandern. Dabei ist Bruno jedoch der Meinung, daß die Seelenwanderung keine bloß zufällige und willkürliche Wohnungsveränderung sei, sondern daß die Seele sich selbst durch ihre Handlungsweise im jedesmaligen Leben ihre zukünftige Wohnstätte gleichsam vorbereite und vorher bestimme. So können Menschenseelen seiner Meinung nach ebenjowohl in Thierleiber als in die Leiber vollkommener menschlicher Wesen übergehen; „sie sinken,“ so belehrt er uns, „nach diesem Leben entweder in dunklerer Tiefe Gefängniß, oder aber sie steigen, wenn der Leib stirbt, zu höheren Sternen empor.“

„Auf diese Weise,“ so heißt es im „Spaccio della bestia trionfante“, „erlebt der Geist im ruhelosen Kreislauf gemäß dem Schicksal der ewigen Umwandlung immer andere und wieder andere, bald bessere, bald schlechtere Daseins- und Glücksformen, je nachdem er sich auf der unmittelbar vorhergehenden Entwicklungsstufe besser oder schlechter aufgeführt hat.“

Es ist dies ein Unsterblichkeitsglaube, den Bruno, wie Brunnhofer treffend hervorhebt, mit „den Priesterphilosophen des antiken Morgen- und Abendlandes, mit den Brahmanen und Magiern, den Chaldäern und Aegyptern, den Pythagoräern und Druiden“ und mit sämtlichen Bekennern der Brahma- und Buddhalehre theilt — ein Glaube, der freilich von einer persönlichen Unsterblichkeit im gewöhnlichen Sinne nichts weiß, da er eine Fortexistenz unseres gegenwärtigen Ichbewußtseins nicht kennt. Bruno ging nämlich gleich all den eben genannten Weisen von der Ueberzeugung aus, daß die Fortexistenz der Seele nach dem Tode nach den einfachsten Regeln der Logik ihre Präexistenz vor diesem Leben zur nothwendigen Voraussetzung habe. Indessen gerieth er durch die Annahme einer besonderen, von den Körperatomen verschiedenen, unzerstörbaren Seelenmonade (und zwar in ganz analoger Weise wie durch die Annahme eines von der Welt verschiedenen göttlichen Urbildes derselben,

daß er ja auch gelegentlich als „Urmonade“ oder „Weltcentralmonade“ bezeichnet) mit dem streng monistischen Grundgedanken der Alleinheitslehre in Conflict. In seiner consequenten Ausgestaltung nämlich lehrt der Pantheismus das völlige Zusammenfallen des materiellen mit dem scheinbar immateriellen oder geistigen Princip; oder, was dasselbe ist, er lehrt die absolute Identität von Kraft und Materie, von Körper und Seele, von Gott und Welt. Ihm ist die Kraft das wahre Wesen dessen, was wir Materie nennen, weil er in der Ausdehnung als solcher lediglich die anschauliche Erscheinung oder, was dasselbe ist, den sinnlich wahrnehmbaren Ausdruck der realen Existenz als solcher erblickt*). Und in eben demselben Sinne ist ihm die Seele nur der sich denkende Körper, und Gott nur die mit Bewußtsein und Denkkraft begabte Welt.

Eine so consequente Realisirung und Ausgestaltung des Alleinheitsgedankens aber finden wir, wie schon bemerkt, bei Bruno noch nicht. Gleichwohl ist es zweifellos, daß ihm dieselbe beständig als höchstes Ziel vorzuschwebte, und daß er unermüdblich nach ihr rang. Und kraft dieses Ringens erhob er sich zu einer Höhe der Weltbetrachtung, die wenig Andern vor ihm und nach ihm bechieden gewesen ist; denn kraft desselben gelangte er zu der klaren Erkenntniß von der strengen und ausnahmelosen Gesetzmäßigkeit alles Geschehens und zu seiner großartigen Lehre von dem Zueinandergreifen und einheitlichen Zusammenwirken aller Einzelercheinungen und Einzelkräfte und von dem Zusammenstimmen aller Gegensätze zu absolut vollkommener Harmonie.

„Nichts in der Welt ist zufällig oder überflüssig; nichts geschieht wider die Naturgesetze, nichts grundlos und ohne tieferen Sinn. Denn Alles ist von Ewigkeit her in der Nothwendigkeit der göttlichen Natur begründet; es geschieht, weil es kraft dieser Nothwendigkeit geschehen muß! Es ist eben deshalb auch unerläßlich für die Harmonie des Weltganzen, und es erscheint somit auch vernünftig gerechtfertigt durch den höchsten, universalen Zweck.

„O denke nicht, daß Du nicht seiest mitgezählt!
Die Weltzahl ist nicht voll, wenn Deine Ziffer fehlt.
Die große Rechnung zwar ist ohne Dich gemacht,
Allein Du selber bist in Rechnung mit gebracht . . .“

(Rückert.)

Alle diese Sätze, obwohl nicht dem Wortlaute nach bei Bruno zu finden, sind doch durchaus seiner Anschauungsweise entsprechend und folgen aus ihr und seinem Gottesbegriffe von selbst. Denn Gott ist bei ihm das Leben, die Seele der Natur; er bringt in ihr sein eigenstes Wesen zum Ausdruck, und sie spiegelt es so, wie er es „in Einheit ganz in ihm selber trägt“ zurück. Wie also sollte die Welt nicht ein einheitliches, in sich

*) Wer sich für diesen Punkt interessiert, findet das Nähere darüber in meinem Schriftchen: „Zur Lösung des metaphysischen Problems“ in den Abhandlungen über die „Atomenlehre“ und über die „Idealität von Raum und Zeit“. (Mittler & Sohn 1886.)

harmonisches Ganzes sein, da in ihr ja dasjenige, was an sich die denkbar vollkommenste Einheit ist, nämlich die Natur des göttlichen Urwesens, zur adäquaten Darstellung gelangt? Und wie sollte Gott auch nur in einem einzigen Falle in den naturgesetzlichen Gang des Weltgeschehens willkürlich hemmend oder fördernd eingreifen können, da in den Naturgesetzen und durch dieselben ja lediglich er selber wirkt; da sie die ewigen Träger seiner Macht und seines Willens sind, und da er doch unmöglich sich selbst entgegenwirken und in ihnen zugleich sich selbst verleugnen kann? Ganz in diesem Sinne heißt es denn auch in seinem Buch „vom Unermeßlichen“ *):

„Was da war und was ist und was Zukünftiges sein wird,
Gegenwärtig steht es vor Gott im ewigen Lichte.
Jegliches ist, wann immer es auch geschehn mag, nothwendig;
Denn Gott giebt, was er will, und was er wählt, das bewirkt er.
Er kann nimmer sich selber verändern, sich selber verneinen.
Das was er will und vermag, ist schlechthin Eins und dasselbe;
Er vermag nicht zu thun, was er nicht will, daß geschehe,
Denn das Schicksal ist nichts als der göttliche Will' an ihm selber;
Anderes als geschieht, kann durch ihn nimmer geschehen,
Denn ein Anderer, als er ist, kann nimmer er selbst sein . . .“

Und an einer anderen Stelle:

„Sollte das würdige Bild und den endlos schimmernden Spiegel
Nicht die Natur aufstellen und doch allmächtig der Geist sein?
Nicht unermeßlich er im All sein Wesen entfalten,
Wie er in Einheit treu und ganz es trägt in ihm selber,
Daß er im Werk sich froh anschauend seiner genieße?
Will' und That, was ist, was sein kann, was da geschehn muß —
Alles ist Eins in Einem! Er wählt das erhabene Schicksal;
Nie vermag er zu thun, was er nicht billiget; wahrlich,
Was er nicht will, das bleibt zu wollen ihm stets unmöglich,
Wie er nicht ist, so kann er auch nimmer sein und erscheinen —
Denn nicht Gott sein müßt' er ja sonst und sich selber verneinen!“

Diese großartige Auffassungsweise aber ist in mehr als einer Beziehung bedeutungsvoll und auch historisch interessant. Denn durch seine energische Betonung der strengen und ausnahmslosen Gesetzmäßigkeit alles Geschehens ist Bruno der erste kühne und bahnbrechende Vertreter des naturwissenschaftlichen Geistes der Neuzeit geworden, und durch seinen begeisterten Hinweis auf den ewigen Einklang aller Dinge hat er ein Moment in den Vordergrund der philosophischen Betrachtung geschoben, dem der Pantheismus in erster Reihe die faszinirende Wirkung, die er von jeher auf Dichter- und Denknaturen ausgeübt hat, verdankt.

Den hohen wissenschaftlichen Werth, der Brunos „principiellem Naturalismus“ innewohnt, hat in überaus geistvoller Weise Professor Barach in seinem zweiten Aufsatz über die Philosophie G. Brunos **) betont. „In der

*) De Immenso Lib. I. pag. 191.

**) Philosophische Monatshefte Band XIII, Heft IV und V, S. 193.

Abficht das . . . Göttliche in dem Natürlichen zu ergreifen“, so heißt es da, „kam Bruno auf die substanzielle Einheit und elementare Uniformität aller Naturerscheinungen. Wo Alles göttlich ist, da ist das Göttliche selbst natürlich; wo Alles natürlich ist, da ist Alles verwandt, da leuchtet aus allen Dingen dasselbe Leben, Wollen, Streben, Können hervor, da ist die träumende Blume und der kriechende Wurm dem Unendlichen und Ewigen nicht weniger nah und verwandt, als der erkennende Mensch und der leuchtende Stern. Alle Erscheinungen verwandeln sich dadurch für Bruno in natürliche und natürlich erklärbare Erscheinungen. Weil es nichts für ihn giebt, was außer der Welt wäre, keinen jenseitigen Gott und kein jenseitiges Dasein, so giebt es auch keine Macht, welche vom Jenseits herübergreifend den unwandelbaren Causalverlauf aufzuheben oder zu unterbrechen vermöchte.

Darum giebt es für Bruno nichts Uebernatürlichen, keine unheimlichen Wesen, keine miraculösen Erscheinungen, welche wie Fremdlinge aus unbekanntem Regionen unter den wohlbekanntem Bürgern dieser Welt auftauchen würden.

Brunos Naturalismus hat für die Naturerkenntniß das zum ersten Mal geleistet, was die französische Revolution für die Ethik und Politik gethan hat. Er hat das Princip der égalité und fraternité Betreffs der Naturphänomene ausgesprochen. Er hat die aristokratischen Naturerscheinungen, die Wunder, und ihre Ansprüche auf eine exceptionelle Behandlungsweise aus der Natur verbannt.

Wer auch nur ein Wunder zugiebt, nur eine übernatürliche Thatfache stehen läßt, der hat den Wunderglauben noch nicht überwunden, für den ist immer noch das Grundloseste möglich. Erst Brunos Naturalismus hat den Wunderglauben ganz, vollständig, principiell überwunden. Für ihn sinken mit einem Mal alle Wunder, alle Vorurtheile in den Bereich der Willkür, der Imagination, der beabsichtigten oder unbeabsichtigten Täuschung. Auch die menschliche Seele ist nach Bruno auf natürliche Weise aus der Ursubstanz, der Monade, entstanden, in welcher sich Körperliches und Seelisches in unzertrennlicher Einheit vereinigt befinden.“

Es ist sicher kein geringes Verdienst G. Brunos, daß er sich in einer Zeit, die noch voll des krassesten Wunder- und Aberglaubens war, zur Höhe einer derartig vorurtheilsfreien, echt wissenschaftlichen Auffassungsweise erhob. Gleichwohl blieb er bei derselben nicht stehen. Er besaß eben nicht bloß den Scharfblick, sondern auch den Tiefblick des wahrhaft genialen Denkers — er erscheint in allen seinen Schriften nicht bloß als ein Mann von seltenem Verstande, sondern auch als ein phantasievoller und dichterisch hochbegabter, für neue und kühne Ideen empfänglicher und leicht begeisterter Mensch*).

*) In allen seinen philosophischen Schriften, in seinen italienisch geschriebenen Profiaschriften so gut wie in seinen lateinischen Lehrgedichten, finden sich Stellen von

Und weil er dies war, darum hat er seiner nur an den denkenden Menschen als solchen sich wendenden Lehre von der ewigen Nothwendigkeit alles Geschehens jene andere tief poetische und wunderbar ergreifende Lehre vom harmonischen Einklang und Zusammenklang alles Einzellevens an die Seite gestellt; darum verkündete er in begeisterten Worten sein hehres Evangelium von der Gottbeseelttheit aller Dinge und von der Herrlichkeit der ewigen, ein Spiegelbild göttlicher Herrlichkeit darstellenden und entfaltenden Welt.

Es ist schon oben von dem Einfluß die Rede gewesen, den Bruno's Lehre auf das gesammte deutsche Geistesleben der letzten beiden Jahrhunderte ausgeübt hat und den sie insbesondere gegen das Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in immer steigendem Maße gewann. Wie groß dieser Einfluß thatsächlich gewesen ist, davon hatte man freilich bis vor Kurzem selbst in fachwissenschaftlichen Kreisen auch nicht annähernd einen zutreffenden Begriff. Denn man wußte nicht, daß Bruno's lebensfreudiger Optimismus als der Urquell des Leibniz'schen Optimismus angesehen werden muß, daß Leibnizens berühmte Monadenlehre in Bruno's Monadenlehre wurzelt und daß andererseits auch Spinoza's Lehre nur als eine consequente Ausgestaltung des monistisch-pantheistischen Grundgedankens der Bruno'schen Alleinheitslehre bezeichnet werden kann.

Die dominirende Stellung, welche die Leibniz-Wolff'sche Philosophie um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland eingenommen hat, ist bekannt; erstreckte sich die überwiegende Herrschaft dieser Richtung, als deren letzter Ausläufer der Rationalismus der sogenannten Aufklärungszeit erscheint, doch sogar bis tief in die letzten Jahrzehnte des genannten Jahrhunderts hinein. Bruno'sche Gedanken aber sind es gewesen, die dem Leibniz'schen Denken ursprünglich in mehr als einer Beziehung seine Richtung gegeben haben, und an Bruno'sche Ideen klingen denn auch selbst die Lehren eines Moses Mendelssohn, eines Samuel Reimarus und anderer bedeutenderer Vertreter des Rationalismus noch unverkennbar an*). Noch weit bedeutsamer aber sind die Erfolge, die der pantheistische Grundgedanke der Bruno'schen Lehre in jener consequenten und systematischen Ausgestaltung, die ihm Spinoza gegeben hat, in Deutschland errang. Kein anderes philosophisches System kann sich rühmen, auch nur annähernd eine

packendster Wirkung und von wahrhaft dithyrambischem Schwunge. Außerdem aber hat er uns in seinem Buch vom heroischen Enthusiasmus (*degli eroici furori*) einen Sonettencyclus hinterlassen, der durch seinen Gedanken- und Bilderreichtum, durch die Pracht und Klangfülle der Sprache und durch die gluthvolle Energie der Empfindung unwiderstehlich ergreift.

*) Bruno's Seelenmonade ist das Prototyp der bei allen Rationalisten eine so große Rolle spielenden unzerstörbaren Seelensubstanz; sie enthält gleichsam im Keime schon sämtliche, aus Kant's Widerlegung genugsam bekannte Lehrsätze der rationalen Psychologie.

so tiefe und nachhaltige Einwirkung auf die Geister und Gemüther weiter Volkstheile in unserm Vaterlande geübt zu haben, als dies der Spinozistischen Aeinheitslehre vergönnt gewesen ist, die man mit vollem Recht mit Heinrich Heine als die Religion unserer größten Dichter und Denker und mit Hegel als den Grundpfeiler unserer gesammten nachkantischen Philosophie bezeichnen kann. Im Spinozismus aber haben Lessing, Herder und Goethe indirect (dieser außerdem auch noch direct) dem Genius G. Brunos gehuldigt, und Schelling und Hegel gingen ebenfalls — jener in seiner Identitätslehre, dieser in seiner Lehre vom absoluten Geist — ebenso wohl auf Bruno wie auf Spinoza zurück. „Es winken sich die Weisen aller Zeiten,“ wenn irgendwo, so paßt das schöne Wort auch hier.

Leibniz erscheint mit Bruno sowohl seiner ganzen Naturanlage, wie auch speciell seiner philosophischen Grundanschauung nach in mehr als einer Beziehung nahe verwandt. Jene wunderbare Beweglichkeit und Elasticität des Geistes, die wir fast auf jeder Seite von Brunos Schriften zu bewundern Gelegenheit haben, jene wahrhaft erstaunliche Belesenheit, von der dieselben ununterbrochen das beredteste Zeugniß ablegen, und die damit verbundene Neigung, die Gedanken der verschiedensten Denker bei dem Ausbau des eigenen Gedankengebäudes zu verwerthen, hatte er auf alle Fälle mit Leibniz gemein. Was Lessing über diesen äußerte, daß er nämlich die herrschenden Lehrsätze aller Parteien seinem System anzupassen suche, und „daß es in Folge dessen oft schwer halte, seine eigne wahre Meinung zu entdecken“, das paßt Wort für Wort auch auf Bruno. Auch das zeugt für eine weitgehende Uebereinstimmung dieser beiden ausgezeichneten Geister, daß man Leibnizens Lehre so gut wie diejenige Brunos als ein beständiges Ringen nach dem Einheitsgedanken und einen nicht ganz gelückten Versuch, die ihm entgegenstehende dualistische Auffassungsweise zu überwinden, bezeichnen kann. Leibniz hat Bruno unzweifelhaft den Grundgedanken seiner Monadenlehre ebenso wohl wie seinen Gottesbegriff und seine Lehre von der „glücklich heiteren Nothwendigkeit“, dieses Fundament seines vielberühmten Optimismus, entlehnt. Er nahm so gut wie G. Bruno besondere „Seelenmonaden“ neben den die Körper bildenden Atomen oder Monaden an, doch leugnet er im Gegensatz zu ihm jede directe Wechselbeziehung zwischen Körper und Seele. Seine Monaden sind „fensterlos“, ihr Vorstellungsablauf wird in keiner Weise durch Einwirkungen von Außen her bestimmt. Die gleichwohl vorhandene Uebereinstimmung zwischen den Bewegungsvorgängen der Körperwelt und den Vorstellungen der „Seelenmonaden“ erklärt er sich durch eine, von Ewigkeit her zwischen ihnen bestehende, von Gott gesetzte „vorherbestimmte Harmonie“. Vermöge dieser Harmonie spiegelt jede Monade auf eine ihr eigenthümliche Weise (nämlich von ihrem besonderen Standpunkt aus) und doch zugleich in naturgemäßer Uebereinstimmung mit allen übrigen die Welt. Leibnizens Gottesbegriff stimmt im Wesentlichen (auch vermöge seiner

Unbestimmtheit) mit demjenigen Bruno überein; er ist ihm ganz wie diesem das „allgegenwärtige Centrum“, die „Weltcentralmonade“ oder „primitive Monade“ die ursprüngliche schlechthin einfache Substanz; auch läßt er — ebenfalls ganz in Bruno's Geiste — die endlichen geschaffenen Monaden durch Ausstrahlung aus der Urmonade entstehen.

Spinoza's Eigenart steht zu derjenigen unseres Philosophen in einem weit entschiedneren Contrast. Er war ein kühlerer, leidenschaftsloserer und darum objectiverer und consequenterer Denker als dieser, hatte aber die Welt umspannende Größe der Auffassung und den genialen Tiefblick mit ihm gemein. Spinoza ist in erster Reihe Verstandesmensch gewesen, und sein Denken stand nicht wie dasjenige G. Bruno's unter der Herrschaft eines leicht erregbaren Gefühls und einer oft übermächtigen, dichterisch gestaltenden Phantasie. Darum wendet sich Jener auch in erster Reihe an den Verstand seiner Leser, dieser aber vorwiegend an ihre Phantasie und ihr Gefühl; darum tritt bei Jenem mehr die wissenschaftliche Bedeutung, die Einheitlichkeit, Geschlossenheit und innere Folgerichtigkeit der pantheistischen Weltanschauung in der Betonung der ewigen Nothwendigkeit und strengen Gesetzmäßigkeit alles Geschehens und in der begriffsmäßigen Ausgestaltung des Alleinheitsgedankens, bei Bruno hingegen in höherem Grade die Poesie desselben in der Lehre von der ewigen Weltharmonie und von der Göttlichkeit des Universums hervor. In Spinoza's klarem Geiste spiegelt sich das Licht der ewigen Wahrheit wie in einem stillen, tiefen, unbewegten See; in Bruno's Schriften dagegen erscheint es in buntem Farbenpiel tausendfältig gebrochen wie in den Facetten eines köstlichen, kunstvoll geschliffenen Steins; dieser hat uns die Bausteine zu einem großartigen Gedankengebäude hinterlassen; jener hat mit Hilfe derselben das herrlichste Bauwerk vollendet.

Erst bei Spinoza ist der Einheitsgedanke voll und ganz zur Wahrheit geworden, erst bei ihm ist er zur völligen Ueberwindung der dualistischen Vorstellungsweise, die bei Bruno immer noch eine so große Rolle spielt, gelangt. Spinoza weiß nichts mehr von einer besonderen, von der Körperlichkeit des Menschen verschiedenen Seelenmonade, nichts von einem göttlichen Urbild der all-einen, selbst göttlichen, ewigen und unendlichen Welt. Gott und Welt sind ihm ebensowohl wie Seele und Körper schlechthin ein und dasselbe, nur von verschiedenen Seiten aufgefaßt und betrachtete Wesen oder Ding. Er hat Bruno's Lehre von der wesentlichen Identität des materiellen und des geistigen Princip's consequenter festgehalten und sie auch logisch schärfer präcisirt durch seine Versicherung, daß jene vermeintlichen beiden „Prinzipien“ nichts weiter seien als zwei verschiedene Auffassungsweisen, oder, wie er sich ausdrückt, zwei verschiedene Attribute einer und derselben Substanz.*) In dieser bestimmteren, ihr von Spinoza gegebenen

*) Durch diese subjectivistische Wendung nahm er ein wesentliches Resultat der modernen, auf Kant gegründeten Erkenntnistheorie bereits voraus — freilich noch ohne

Fassung aber ist der Einheitsgedanke erst voll zur Geltung gekommen, hat er erst jene wahrhaft fascinirende Wirkung auf ausgezeichnete Geister, von der schon oben die Rede war, geübt und durch sie eine Herrschaft über das Denken und Empfinden weiter Kreise unseres Volkes, die weit größer ist, als man gewöhnlich annimmt, erlangt. Die klassische Periode unserer Literaturgeschichte und die Zeit der Schelling- und Hegel-Schwärmerei in Deutschland bietet dafür den besten Beweis.

Daß Lessing, Herder und Goethe Anhänger des Alleinheitsgedankens gewesen sind, ist schon im Vorhergehenden kurz erwähnt. Lessings Stellungnahme zu der uns hier beschäftigenden Frage ist ganz besonders interessant. Er selbst hatte nämlich ursprünglich gleich seinen Freunden Moses Mendelssohn und Nicolai unter der Herrschaft der Leibniz-Wolffischen Philosophie und der ausgeprägt rationalistischen Strömung seines Zeitalters gestanden, wandte sich aber später, nachdem er Spinoza kennen gelernt hatte, in entschiedenster Weise ihm zu. Man hat diese Thatsache vielfach in Abrede zu stellen versucht, während doch Angesichts des Gespräches, das Lessing am 6. und 7. Juli 1780 (angeregt durch Goethes Gedicht „Prometheus“) mit Jacobi geführt hat, ein Zweifel in dieser Richtung nicht weiter aufkommen kann. Das „philosophische Testament“ des großen Mannes hat Adolf Stahr diese merkwürdige und hochbedeutende Unterredung genannt — wie mich dünkt, mit gutem Grund. In derselben aber spricht sich Lessing mit voller Entschiedenheit zu Gunsten Spinozas aus. „Wenn ich mich nach Jemand nennen soll —“ so hören wir ihn im Verlaufe derselben sagen — „so weiß ich keinen Andern.“ Und dann wieder an einer andern Stelle: „Werden Sie lieber ganz sein Freund; es giebt keine andere Philosophie als die Philosophie des Spinoza.“ Uebrigens tritt auch in Lessings „Christenthum der Vernunft“ ebensowohl wie in der Deutung, die er in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ dem Dreieinigkeitsdogma gegeben, die innere Uebereinstimmung seines Denkens mit dem Grundgedanken des Pantheismus in augenfälligster Weise hervor*). Ob Lessing die eine oder die andere von Brunos Schriften jemals zu Gesicht bekommen hat, wissen wir nicht; doch deuten die tief sinnigen Sätze, mit denen er seine „Erziehung des Menschengeschlechtes“ beschließt — jene Sätze, in denen er, wenn auch nur flüchtig andeutend, der Seelenwanderungs-

das volle Verständniß für den metaphysischen Werth dieses Resultates und für seine weittragende, allererst durch Kants tief sinnige Untersuchungen in das „rechte Licht“ gesetzte Bedeutung. — Uebrigens hat sich auch der heroische Grundzug der Brunoschen Sittenlehre auf diejenige Spinozas vererbt: die Hingabe des menschlichen Gemüths an das Göttliche, die Bruno als „heroischen Enthusiasmus“ gefeiert, Spinoza aber als „vernünftige Gottesliebe“ bezeichnet hat, gilt Diesem ebensowohl als sittlicher Grundtrieb und Urquell alles Edlen und menschlich Guten wie Jenem. Die Erkenntniß des All-Einen ist Beiden das „höchste Gut.“

*) Das Nähere darüber findet sich im „Leben Lessings“ von Adolf Stahr.

Hypothese Erwähnung thut — auf eine direct oder indirect von Bruno ausgegangene Anregung hin.

Jene vorerwähnte Lessing-Jacobische Unterredung ist übrigens auch ihrer Wirkungen wegen historisch interessant. Denn sie ist es gewesen, die zu einer Zeit, da Spinoza wenig bekannt und eben deshalb fast allgemein mißachtet war, die Aufmerksamkeit denkender Köpfe in energischer Weise auf ihn lenkte und dadurch jenen gewaltigen Umschwung herbeiführen half, der sich gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts im philosophischen Denken der maßgebenden Geister unseres Volkes zu Gunsten des Pantheismus vollzog. Die durch Jacobi bewirkte Veröffentlichung dieser Unterredung (bald nach Lessings Tode) ist insofern als ein hochbedeutendes Ereigniß zu bezeichnen, denn sie hat nicht bloß große Aufregung in den zunächst betheiligten Kreisen*) hervorgerufen, sondern sie regte auch nach den verschiedensten Seiten hin zur Betheiligung an der durch sie heraufbeschworenen Controverse an.

Auch Herder nimmt in seinen der Lehre des Spinoza ausschließlich gewidmeten, 1787 erschienenen Gesprächen über „Gott“ auf sie Bezug. Seine eigene, durch und durch pantheistische Weltanschauung tritt übrigens nicht nur in diesen Dialogen, sondern an den verschiedensten Stellen seiner Prosaschriften, ganz besonders in seinem großartigsten Werke, in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ unzweideutig hervor. Seine Stellung zur spinozistischen Weltanschauung ist jedoch wesentlich von derjenigen verschieden, die Lessing ihr gegenüber gegen das Ende seines Lebens hin eingenommen hat; diesen zog offenbar (wie einst Spinoza selbst) vornehmlich sein klarer Verstand, Herder dagegen in erster Reihe (ähnlich wie dies bei Bruno der Fall war), die poetisch ästhetische Grundstimmung seines ganzen Wesens zum Pantheismus hin.

Goethe ragt auch in dieser Beziehung über Beide hinaus: sein universaler Geist brachte der Alleinheitslehre nach beiden Richtungen hin das vollste Verständniß entgegen. Er empfand eben so voll und stark die reine und tiefe Befriedigung die sie dem Wahrheitstrieb des denkenden Geistes gewährt, wie er sich begeistert und im Tiefsten ergriffen fühlte von der ihr inne wohnenden Poesie. Goethe hat nicht bloß Spinozas, sondern auch Brunos Schriften — mindestens theilweise — gekannt**). Er hat aus ihnen jenen erhabenen Begriff von der ewigen „Gott-Natur“, dem er lebenslang ergeben blieb, geschöpft; er hat sich an der großen Anschauung, die diesem Begriff zu Grunde lag, erquickt und sich ganz dem Zauber hin-

*) Man denke an Moses Mendelssohn, der durch dieselbe veranlaßt wurde, seinen Freund Lessing nach seinem Tode noch gegen den „Vorwurf des Spinozismus“ zu vertheidigen. —

***) Moriz Carriore machte schon in seinem Buche über „die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit“ (Stuttgart 1847) darauf aufmerksam, daß verschiedene Goethe'sche Verse nachweisbar ganz direct bestimmten Stellen aus G. Brunos

geben, mit dem sie sowohl auf den Dichter, wie auf den Denker in ihm gewirkt. Er liebte die Natur wie wenig Andere, und das Gefühl der Ehrfurcht und Pietät, das er ihr gegenüber nie verleugnete, war auf's Innigste mit all seinem Denken und Empfinden verwebt. Eben dieses bleibende Grundgefühl seines Wesens aber fand seinen naturgemäßen Ausdruck in seinem Cultus der Alleinheitsidee. Darum tönt uns die reine Freude an der Schöpferkraft der ewigen Natur und an der Harmonie des Weltganzen auch so ergreifend aus seinen Werken entgegen; darum klingt sie wie ein starkes Grundmotiv wieder und wieder, bald nur gedämpft, bald in vollen jubelnden Accorden, wie nur ein Genius gleich dem seinen sie einzuschlagen vermochte, bei ihm an:

„Wie Alles sich zum Ganzen webt!
 „Eins in dem Andern wirkt und lebt!
 „Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
 „Und sich die goldnen Simer reichen!
 „Mit Segen duftenden Schwingen
 „Vom Himmel durch die Erde dringen,
 „Harmonisch all das All durchklingen!“

Und wie er selbst sich an der Idee des Makrokosmos begeisterte, so riß er durch die Zaubermacht seines Genies und durch die Musik seiner Verse auch Andere zu gleicher Begeisterung hin. Auf den Schwingen Goethe'scher Poesie ist auch Goethes Weltanschauung in weite Kreise des deutschen Volkslebens getragen worden, und wo sie hinkam, da hat sie auch gleichgestimmte Gemüther gefunden und in ihnen Verständniß geweckt für den erhabensten Gedanken, der jemals in eines Menschen Hirn entsprungen ist.

Wie mächtig aber die Zauberkraft dieses Gedankens gerade auf deutsche Gemüther wirkt, das ist auch in unserem Jahrhundert wieder lebendig in die Erscheinung getreten, als der Rausch der Schelling'schen Naturphilosophie

Werken nachgedichtet sind. So u. A. die viel zu wenig gekannte herrliche Strophe aus den „Rahmen Kenien“ (VII. Abtheilung):

„Wenn im Unendlichen das selbe
 Sich wiederholend ewig fließt,
 Das tausendfältige Gewölbe
 Sich kräftig in einander schließt,
 Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
 Dem kleinsten wie dem größten Stern,
 Und alles Drängen, alles Ringen
 Ist ew'ge Ruh in Gott dem Herrn.“

So auch das berühmte:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße?
 Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
 Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
 Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
 So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
 Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermischt.“

und der Hegel'schen „absoluten Idee“ wie mit elementarer Gewalt Tausende und aber Tausende übermächtig ergriß. Denn das einzig Wahre und Bleibende in Schellings und Hegels Lehrgebäuden ist ja doch auch wieder nur der Alleinheitsgedanke, auch wieder nur Giordano Brunos und Benedict Spinozas unsterbliche Idee. Und das hat man auch damals schon mehr oder minder deutlich empfunden, ja das hat damals schon Heinrich Heine in der bündigsten und unzweideutigsten Weise ausgesprochen, wenn er in seiner „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ den Pantheismus als das „öffentliche Geheimniß in Deutschland“ bezeichnet; wenn er in ihm die geheime verborgene Religion der Denker und Dichter, der ausgezeichnetsten und erleuchtetsten Geister seiner Zeit und seines Volkes erkennt.

Dieses Urtheil wird freilich Vielen übertrieben erscheinen und war es auch in der allgemeinen Fassung, die ihm Heine gegeben hat, gewiß. Gleichwohl wird man zugestehen müssen, daß der Pantheismus in keinem andern Lande Europas einen so fruchtbaren Boden zur Entwicklung gefunden hat, wie gerade in unserem Vaterlande. Seine Anhänger sind über das ganze Land verbreitet und bilden gleichsam eine ideale Brüdergemeinde, die in Spinoza den Stifter ihres Bundes verehrt und in Wolfgang Goethe den Hohenpriester desselben erkennt. Und die Zahl dieser Mitglieder ist aller Wahrscheinlichkeit nach in beständigem Wachsthum begriffen und ohne alle Frage auch gegenwärtig schon sehr groß.

Hat Giordano Bruno Etwas von dieser Entwicklung der Dinge geahnt? Jah er den Triumph seiner Lehre in unserem Vaterlande, jah er die großartigen Erfolge, die sie daselbst erringen würde, voraus? Fast möchte man sich versucht fühlen, es zu glauben. Jedenfalls hat er, wie wir aus seinem eigenen Munde wissen, auf Deutschland große Hoffnungen gesetzt und für den Sieg der Wahrheit, der er sein Leben geweiht hatte, in erster Reihe auf den „wahrhaft göttlichen“ Geist des deutschen Volkes gebaut. Dieser Geist, der ihm schon frühzeitig in Kopernikus und Nicolaus von Cusa innerlich nahe getreten war, hat ihn mit höchster Ehrfurcht und aufrichtigster Bewunderung erfüllt. Wie er in Martin Luther den Vorkämpfer der Geistesfreiheit verherrlichte, so hat er in unserem Vaterlande „das Land, in dem die Weisheit ihr Haus gebaut“ erblickt. Ein Zug geheimer Sympathie und Wahlverwandtschaft zog ihn — so scheint es — zu unserem Volke hin.

Dieser Umstand aber bringt uns den großen italienischen Denker, abgesehen von allem Andern, auch rein persönlich nahe . . . Wir Deutschen lieben Italien fast, als ob es unsere zweite Heimat wäre, es ist uns das gelobte Land, das Wunderland, das Land der Schönheit und der Kunst. Die Sehnsucht nach demselben, der Goethe in seinem Mignonliede einen so hinreißenden Ausdruck verliehen hat, jene Sehnsucht, die sich fast wie ein Heimweh des deutschen Geistes nach dem wolkenlosen Blau des italienischen

Himmels und dem Zauberhauch italienischer Anmuth ausnimmt: sie liegt Tausenden und aber Tausenden unseres Volkes tief im Blut. Wie sollten wir uns unter solchen Verhältnissen des rein menschlichen Bandes persönlicher Sympathie nicht erfreuen, das einen der größten Söhne Italiens, das Giordano Bruno mit unserem Volke verknüpft?

Der Ehrentag des großen Mannes, der Tag der Denkmals-Enthüllung steht nahe bevor. Nicht bloß aus allen Theilen seines Vaterlandes, sondern aus der gesammten civilisirten Welt richten sich, wie so oft in früheren Tagen erwartungsvoll und spannungsvoll viel tausend Blicke nach Rom. . . . Auch Deutschland, das sich nächst Italien als meistbetheiligte Nation betrachten darf, hält mit dem Tribut seiner Huldigung und seines tief empfundenen Antheils nicht zurück. Es erinnert sich nicht nur alles dessen, was der Name Giordano Brunos für die Welt im Allgemeinen, sondern auch alles dessen, was er für uns Deutsche im Besonderen bedeutet — es slicht in den vollen Kranz der Ehren, den die bewundernde Nachwelt ihm darreicht, die Blüthen herzlichster Zuneigung und dankbarster Erinnerung hinein, und es huldigt in ihm zu gleicher Zeit dem Sohne seines Vaterlandes, dem Märtyrer der Geistesfreiheit und dem Vorkämpfer der höchsten Idee.



ichau“ und an „Schorers Familienblatt“ — sind bis jetzt meines Wissens nur Gegner des Gymnasiums zu Worte gekommen, und darauf mag es zum großen Theile zurückzuführen sein, daß auch längst widerlegte Anschuldigungen immer von Neuem wieder auftauchen. Es ist daher der Leitung dieser Zeitschrift zum Verdienst anzurechnen und ein Act rühmlicher Gerechtigkeitssiebe, wenn sie jetzt einem Vertheidiger des Gymnasiums das Wort vergönnt.

Gehen wir auf die am Häufigsten ausgesprochenen Anklagen näher ein.

„Die Gymnasien überbürden die Jugend.“ Soll das soviel heißen, „sie überlasten die Schüler durch häusliche Aufgaben“, so ist die Beschuldigung jetzt nicht mehr gerechtfertigt.

Mag hie und da von dem einen oder anderen Lehrer das zulässige Maß häuslicher Aufgaben noch überschritten werden — vereinzelte Mißgriffe werden immer vorkommen, auch wenn an die Stelle der Gymnasien höhere Lehranstalten anderer Art treten würden. Im Allgemeinen wird heutzutage viel weniger aufgegeben, als früher. Gewisse Aufgaben, welche noch vor dreißig Jahren ziemlich ständig waren (schriftliche Ausarbeitungen des geschichtlichen und des mathematischen Lehrstoffes, schriftliche Uebersetzungen der in der Schule erklärten fremdsprachlichen Schriftsteller) kommen jetzt nicht mehr vor. Die häuslichen Uebersetzungsaufgaben aus dem Deutschen in die fremden Sprachen sind wenigstens in den unteren und mittleren Klassen durch die Klassenarbeiten (Extemporalien, Specimina) fast ganz verdrängt. Die Zahl der häuslichen Aufsätze hat sich ebenfalls vermindert; und in einem die Ueberbürdungsfrage behandelnden Erlaß des Ministers Falk aus dem Jahre 1875 wurden die Lehrer verpflichtet die Schüler nichts schreiben zu lassen, was nicht vom Lehrer corrigirt werde. Damit aber auch bei den mündlichen Aufgaben jede Ueberlastung vermieden werde, regelte neun Jahre später ein Erlaß des jetzigen preussischen Unterrichtsministers die häusliche tägliche Arbeitszeit der einzelnen Klassenstufen so, daß dieselben in Sexta eine Stunde, in Prima nicht drei überschreiten darf.

Von einem Zuviel an häuslicher Arbeit kann also jetzt nicht mehr die Rede sein; mit mehr Recht könnte man von einer Ueberbürdung unserer heutigen Gymnasiasten durch ein Zuvielerlei der an sie gestellten Anforderungen sprechen. Zwar hat sich die Zahl der Unterrichtsgegenstände kaum vermehrt; aber Fächer, welche früher hinter das Lateinische und Griechische bescheiden zurücktraten, erheben jetzt den Anspruch einer gewissen Gleichberechtigung oder stellen wenigstens an die lernende Jugend viel höhere Ansprüche als früher. Nun sind aber die hier in Betracht kommenden Veränderungen des Lehrplans und Bestimmungen der Entlassungsprüfungsordnung hauptsächlich herbeigeführt und veranlaßt worden durch die Forderung gerade der Kreise, welche jetzt am lautesten über die Ueberbürdung der Gymnasiasten Klage führen, durch die Forderung nämlich, daß durch Vermehrung der mathematischen, naturwissenschaftlichen und neu-sprachlichen Unterrichtsstunden die Bedürfnisse der Gegenwart mehr berück-

sichtigt werden sollten. Und was sie in dieser Hinsicht erreicht haben, genügt ihnen meistens noch lange nicht; sie fordern eine weitere Einschränkung, womöglich eine Beseitigung der alten Sprachen. Diese Forderung beruht auf einem völligen Verkennen der Zwecke der Gymnasien. Wohl sollen auch diese eine materielle Bildung d. h. die Aneignung solcher positiven Kenntnisse vermitteln, welche von jedem Gebildeten unserer Zeit verlangt werden; allein ihr Hauptzweck ist dies nicht. Ein großer Theil dieser Kenntnisse geht bald wieder verloren, wofern sie nicht immer von Neuem wieder aufgefrischt werden; der einzige bleibende und unverlierbare Gewinn des Gymnasialunterrichts ist die formale Bildung in des Wortes weitester Bedeutung. Nicht Alles, was an sich wissenswerth ist und einen Theil der allgemeinen Bildung ausmacht, kann und darf an den Gymnasien getrieben werden, sondern mit Beschränkung auf eine möglichst geringe Zahl von Unterrichtsgegenständen müssen diejenigen mit besonderem Nachdruck betrieben werden, welche erfahrungsmäßig am meisten geeignet sind das Denk- und Anschauungsvermögen zu schärfen und zu stärken, den Sinn für das Gute, Wahre und Edle zu wecken und zu pflegen.

Nun ist aber bis vor Kurzem noch in den weitesten Kreisen der Gebildeten unseres Volkes nicht bestritten worden, daß eine zweckmäßige Pflege und Behandlung der alten Sprachen und der für die Schule geeigneten klassischen Schriftsteller neben der Mathematik mehr als alles Andere geeignet ist, diese formale Bildung zu vermitteln. Die mit einer abgeschlossenen Gymnasialbildung Ausgestatteten haben sich bei genügender Beanlagung und redlichem Fleiße noch in allen Fachwissenschaften, auch in denen, für welche der Gymnasialunterricht keine directe Vorbereitung bot, ja sogar in rein technischen Berufsgattungen so gut zurechtgefunden, daß nicht nur die auf deutschen Gymnasien vorgebildeten Philosophen, Philologen und Geschichtsforscher der Gegenstand der Bewunderung für das gebildete Ausland stets gewesen sind, sondern auch unsere Naturforscher und Mathematiker, welche Zöglinge unserer Gymnasien waren, hinter denen anderer Völker durchaus nicht zurückstehen. Auch unsere eigenen Realanstalten haben auf diesem Gebiete bessere Ergebnisse nicht aufzuweisen. Auf der Versammlung der Einheitschulfreunde zu Hannover im Jahre 1886 äußerte sich der Landesgeologe und Professor Behrendt-Berlin etwa folgendermaßen: „Er fühle sich auf Grund seiner Erfahrungen als Universitätslehrer und in Folge seines speciellen Berufes als Landesgeologe zu der Erklärung berufen, daß er mit Gymnasialabiturienten keineswegs schlechte Erfahrungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften gemacht habe. Diese seien vielmehr die besten Schüler gewesen. Dasselbe habe er von seinen Collegen an der Bergakademie gehört. Wenn die Gymnasialabiturienten vielfach auch für das besondere naturwissenschaftliche Fach unvorbereitet auf die Universität kämen, so hätten sie doch logisch denken gelernt und seien zu wissenschaftlichen Arbeiten wirklich vorbereitet. Auch im praktischen Bergfach hätten

die Abiturienten der Realgymnasien keineswegs bessere Erfolge aufzuweisen. Die berühmtesten Naturwissenschaftler unserer Zeit seien auf Gymnasien vorgebildet. — „Aber,“ so höre ich gewisse Gegner der Gymnasien hier einwenden, „denken gelernt haben die Gymnasialabiturienten vielleicht, aber sie haben nicht sehen gelernt. Die Gymnasialbildung vernachlässigt die Pflege des Auges, des Anschauungs- und Beobachtungsvermögens.“ Auf diesem Gebiete werden von manchen Anklägern des Gymnasiums Ansprüche an die Schule gestellt, welche selbst der beste Lehrplan und der zweckmäßigste Unterricht nicht erfüllen kann. Das wird selbst von Ärzten und Naturforschern zugestanden, so z. B. von Hermann Schmidt-Rimpler in seinem Aufsatze „Schule und Auge“ (Heft 136, Band 46 dieser Monatschrift Seite 51 ff). Mit Recht wird hier darauf hingewiesen, wie von den Naturforschern und Ärzten, welche wie Esmarck unbillige Forderungen an die Schule stellen, die Ungeübtheit des Anfängers mit einer mangelhaften Vorbereitung der Schule vielfach verwechselt wird. Andererseits weiß jeder, der den Unterrichtsbetrieb der heutigen Gymnasien wirklich kennt, daß in den letzten zehn Jahren gegen früher die Pflege des Anschauungsvermögens, große Fortschritte gemacht hat. Die Veranschaulichung mathematischer Begriffe ist gefördert worden durch das in der Quinta eingeführte geometrische Zeichnen. Der seit dem Jahre 1882 in jeder Klasse von Sexta bis Obertertia einschließlich mit zwei wöchentlichen Stunden ausgestattete, jetzt meist von berufenen Lehrern erteilte naturgeschichtliche Unterricht giebt reiche Gelegenheit, durch das Auffindenlassen der Merkmale an den vorgezeigten Naturkörpern oder an Abbildungen das Auge der Schüler zu üben. Dasselbe geschieht bei den Vorführungen einfacher chemischer Prozesse im Unterricht der Untersecunda; auch der physikalische Unterricht mit seinen zum aufmerksam Sehen auffordernden Versuchen ist verstärkt worden. Die Anschauungsmittel haben sich auf allen Gebieten vervollkommenet, und die Ueberzeugung macht sich überall geltend, daß dieselben bei keinem Unterrichtsgegenstand fehlen dürfen. In der Geographie wird nicht nur mit bessern Karten, als früher, sondern vielfach auch mit Abbildungen gearbeitet; auch im Geschichtsunterricht werden dieselben verwendet, und schon seit längerer Zeit ist man beflissen, durch Gypsabgüsse von Statuen, Büsten und Reliefs oder wenigstens durch Photographieen die Meisterwerke der bildenden Kunst des klassischen Alterthums zu veranschaulichen. Gewiß könnte an manchen Anstalten hierfür noch mehr geschehen, die vorhandenen Anschauungsmittel häufiger und allgemeiner benutzt und neue in größerer Zahl angeschafft werden; aber der gewaltige Fortschritt, der gerade auf diesem Gebiete gegen früher wirklich gemacht ist, kann nicht geleugnet werden.

Wenn im Interesse einer besseren Uebung von Auge und Hand ein obligatorischer Zeichenunterricht bis zur Prima hinauf verlangt wird, so ist dagegen das Bedenken geltend zu machen, daß eine Vermehrung der

obligatorischen Unterrichtsstunden vom Uebel ist, und daß auf den höheren Stufen der Mangel an Talent bei vielen Schülern sich so stark geltend machen würde, daß doch nur diejenigen sich bemühen würden, diesen Mangel durch Fleiß und Eifer zu ersetzen, welche wissen, daß sie für ihren künftigen Beruf das Zeichnen nicht entbehren können. Für diese aber sorgt der von der Tertia bis Prima sich erstreckende facultative Zeichenunterricht hinlänglich.

Aber manche Gegner der Gymnasien behaupten nicht nur, daß dieselben die Pflege des Auges vernachlässigten, sondern stellen die Vermittlung einer formalen Bildung durch dieselben überhaupt in Abrede. „Auch das Denken“, so hört man sagen, „lernen unsere Gymnasiasten nicht.“ Und was ist schuld daran? Natürlich der Unterricht in den alten Sprachen! Nach ihnen nämlich besteht der altsprachliche Unterricht fast nur in dem Auswendiglernenlassen von Vocabeln und unverstandenen Regeln, die Arbeit der Schüler dabei fast ausschließlich in Gedächtnisarbeit. Ob früher einmal ein Gymnasium bestanden hat, in welchem die alten Sprachen so betrieben wurden, weiß ich nicht, bezweifle es jedoch. Daß aber jetzt ein solches Gymnasium nicht mehr existirt, kann ich getrost versichern. Wohl ist früher manche Regel und Ausnahme, auch manche Vocabel auswendig gelernt worden, die man den Schülern hätte schenken können. Jetzt aber, und nicht erst seit dem Ministerialerlaß vom 31. März 1882, ist man an allen preussischen Gymnasien bemüht, alles für die Aufgabe der Schule Unnöthige aus dem altsprachlichen Lehrstoff auszuschneiden. Die Lehrbücher, besonders die griechischen Grammatiken neuerer Zeit, bekunden ein erfreuliches Bestreben, den Lehrstoff zu vermindern; und in den Fachconferenzen ist man schon längst beflissen, durch Vereinbarungen von Normalgrammatiken und ähnliche Veranstaltungen darin noch weiter zu gehen. Wer vor dreißig oder mehr Jahren auf einem deutschen Gymnasium Lateinisch und Griechisch gelernt hat, der muß erstaunt sein über die große Zahl von Regeln und Ausnahmen, welche, wenn nicht aus den gedruckten Grammatiken, so doch aus dem Unterricht in den alten Sprachen gänzlich verschwunden sind. Wie in allen Fächern, so wird gerade auch im altsprachlichen Unterricht auf die verständnißvolle Anwendung des Gelernten, hier also durch Klassenübersetzungen in die fremde Sprache ohne Wörterbuch und Grammatik-Übungen, zum logischen Denken, wie sie nicht wirksamer gedacht werden können — der allergrößte, vielleicht manchmal ein allzu großer Werth gelegt. Ebenso besteht heut zutage auch kein mathematischer Unterricht mehr im bloßen Auswendiglernen von Lehrsätzen und Formeln, sondern auch hier wird die Anwendung des Gelernten durch Lösung von Aufgaben für die Hauptsache angesehen. Eine Verminderung des Memorirstoffes und eine Erleichterung der Gedächtnisarbeit ist vielleicht noch möglich und wünschenswerth im Geschichts- und Religionsunterrichte; an manchen Gymnasien auch wohl in der Geographie. Es gehört zwar zu den Uebertreibungen und Unwahrheiten,

welche jetzt in den meisten Auslassungen über unsere Gymnasien üblich geworden sind, daß bei der Geschichtsprüfung der Abiturienten „die römischen Kaiser von Augustus bis Augustulus mit den Jahreszahlen ihrer Antritte“ abgefragt würden; ich wenigstens erinnere mich nicht, daß bei einer der 48 Reifeprüfungen, welche ich an fünf verschiedenen Anstalten verschiedener Provinzen des preussischen Staates als Lehrer miterlebt habe, nach der römischen Kaisergeschichte überhaupt gefragt worden sei. Gleichwohl aber wäre eine weitere Einschränkung der Anforderungen an das geschichtliche Wissen der Abiturienten in der Entlassungsprüfungsordnung sehr wohl ausführbar und dringend wünschenswerth.

Von einer Gedächtnißüberlastung beim altsprachlichen Unterricht kann heutzutage füglich nicht mehr die Rede sein, aber es giebt noch andere Vorwürfe, die gegen denselben gerichtet werden. Viele Feinde hat der lateinische Aufsatz; aber er hat sie nicht nur im Kreise derer, welche den altsprachlichen Unterricht überhaupt befürchten, sondern auch unter den Freunden des Gymnasiums. Mit ihm würde das Gymnasium keinesfalls fallen. Er ist kein nothwendiges Stück des lateinischen Unterrichts, und seinetwegen denselben vom Gymnasium ganz verbannen zu wollen, wäre ebenso thöricht, wie wenn man auf mathematischen Unterricht verzichten wollte, weil es sich als unthunlich herausgestellt hat, Differenzial- und Integralrechnung auf dem Gymnasium zu treiben.

Daß der altsprachliche Unterricht an den Gymnasien unzweckmäßig und einseitig betrieben werde, überhaupt vom Uebel sei, wird von Freyer in seinem Vortrage „Naturforschung und Schule“ *) in Ermangelung wirklicher Gründe auf die Behauptung gestützt, bei den jüngeren Schülern zeige sich eine „ganz allgemeine Abneigung“ gegen die alten Sprachen. Wieviele jüngere Schüler mag Herr Freyer beobachtet haben? Ich kann auf Grund einer 24jährigen Lehrer Erfahrung versichern, daß nichts unrichtiger ist, als die obige Behauptung. Unlust und Abneigung gegen irgend welchen einzelnen Unterrichtsgegenstand habe ich bei jüngeren Schülern überhaupt selten beobachtet. Bei Schülern der mittleren und oberen Klassen findet sie sich häufiger; wo ich sie aber fand, waren Rechnen, Mathematik und Französisch häufiger der Gegenstand derselben, als die alten Sprachen. Man will auf einen Widerwillen gegen diese daraus schließen, daß außer den Philologen so Wenige, nachdem sie das Gymnasium verlassen haben, noch lateinische und griechische Schriftsteller lesen. Damit steht es aber keineswegs so schlimm. Nicht Jeder, der einmal wieder einen solchen vornimmt, schlägt das sogleich an die große Glocke, und die keineswegs vereinzelt literarischen Arbeiten, welche über Horaz und Homer von Nichtphilologen geschrieben sind, sprechen gegen die obige Behauptung.

*) Auch die Ausführungen dieser Abhandlung sind in Fachblättern längst widerlegt, die unrichtigen statistischen Angaben derselben sogar in dem amtlichen Organ der preussischen Unterrichtsverwaltung.

Aber selbst, wenn dieselbe richtig wäre, würde sie gegen die klassischen Studien unserer Gymnasien einen Vorwurf nicht begründen können. Sobald der Jüngling das Gymnasium verlassen hat, treten die mit jedem Jahre wachsenden Anforderungen der Fachwissenschaften an ihn heran. Sie haben den Reiz der Neuheit für sich und den ersten Anspruch auf Berücksichtigung, und vielfach fehlt es an Muße, zu den Studien der Gymnasialzeit zurückzukehren.

Noch ungeheurerlicher aber ist eine andere Behauptung desselben Gegners unserer Gymnasien, die Behauptung nämlich, dieselben unterdrückten durch ihre besondere Betonung der alten Sprachen das Deutschtum, die deutschnationale Gesinnung in der heranwachsenden Jugend und beförderten das Ueberhandnehmen kosmopolitischer, socialdemokratischer und grundsätzlich verneinender Parteibestrebungen. Wer unsere Gymnasiasten seit dem Jahre 1870 unterrichtet hat, der kann über eine solche Behauptung nur lachen. Wenn mit irgend etwas, so können wir mit der patriotischen Gesinnung unserer jetzigen Gymnasiasten zufrieden sein. Die Helden gestalten unserer verstorbenen Kaiser, die gewaltige Persönlichkeit des Kanzlers, die Großartigkeit seiner Erfolge, sie allein schon hätten auch ohne jedes Zutun von Seiten der Schule die patriotische Begeisterung unserer Jugend erwecken müssen, wie sie es thatsächlich gethan haben, und mannigfache Erfahrungen der neuesten Zeit, welche in andern Ländern gemacht worden sind, zeigen deutlich, daß grundsätzlich verneinende Parteibestrebungen unseren Gymnasiasten und Studenten viel ferner liegen, als der lernenden und studirenden Jugend anderer Nationen, an deren Schulen die alten Sprachen viel weniger betrieben werden.

So viel zur Widerlegung der gegen das Gymnasium erhobenen Anklagen, so weit sie an die Pflege der alten Sprachen anknüpfen. Weiter aber wird ihm zum Vorwurf gemacht, daß der größte Theil der Gymnasiasten die Reifeprüfung niemals besteht, und daß diejenigen, welche sie bestehen, in der Regel nicht in dem normalen Alter von 18 Jahren dieses Ziel erreichen. Beide Thatsachen sind vollkommen richtig, und doch beweisen sie nicht das Geringste gegen das Gymnasium. Zunächst ist daran zu erinnern, daß sehr viele Schüler, namentlich an Schulorten, welche außer dem Gymnasium eine höhere Lehranstalt nicht besitzen, diesem nur zugeführt werden, um sich das Befähigungszeugniß für den einjährigen freiwilligen Militärdienst zu erwerben. Diese gehen also mit der Versetzung nach Obersecunda ab, oft ein recht großer, wenn nicht der größte Theil der in diese Klasse Versetzten. Da ferner die Reife für Prima wieder weitere Berechtigungen gewährt und die gegenwärtig vorhandene Ueberfüllung derjenigen Berufsarten, zu welchen akademische Studien erforderlich sind, manche Väter stutzig macht, so geht auch mancher Schüler mit der Reife für Prima ab, der wohl das Zeug dazu gehabt hätte, auch die Prima mit Erfolg zu besuchen. Endlich aber — und das ist die Hauptsache — hat das Gymnasium sich nie vermaßen, unfähige und

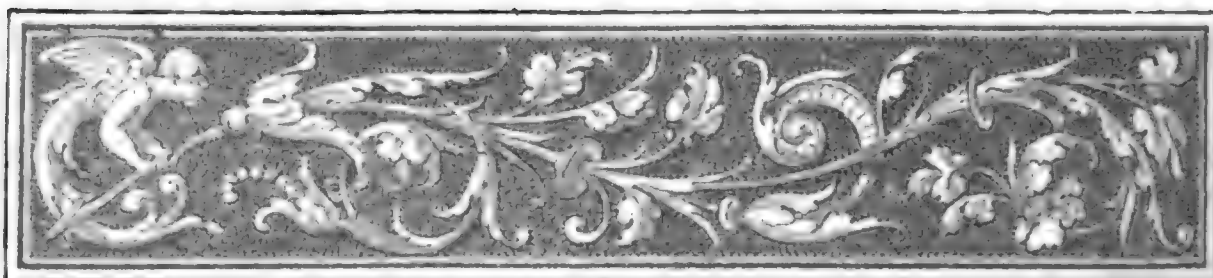
dauernd träge Schüler für die Universität reif zu machen, und kein billig Denkender wird das von ihm verlangen. Nun nimmt es aber den größten Theil seiner Zöglinge in einem Alter auf, in dem sich die Befähigung noch gar nicht beurtheilen läßt; andererseits werden seine Bemühungen, auf einen stetigen häuslichen Fleiß seiner Schüler hinzuwirken, durch mangelhafte oder gänzlich fehlende Beaufsichtigung von Seiten des Hauses und durch ungünstige Einflüsse, welche außerhalb der Schule liegen, nur zu oft völlig unwirksam gemacht. So kommt es denn, daß schon auf der Unter- und Mittelstufe einzelne Schüler die Anstalt verlassen müssen, weil sie trotz zweijährigen Aufenthalts in einer Klasse die Befähigung nicht erreicht haben. Andere wenig befähigte oder träge Schüler kommen zwar schließlich noch vorwärts, weil sie ihre schwache Beanlage durch stetigen Fleiß einigermaßen ersetzen oder ihre Trägheit allmählich überwinden; aber sie brauchen dazu so viel Zeit, daß sie trotz rechtzeitiger Aufnahme in die Anstalt oft mehrere Jahre zulegen müssen, um das Ziel der Gymnasialbildung zu erreichen. Viele Schüler aber treten, weil sie entweder zunächst die Volksschule besucht haben oder durch Privatunterricht für das Gymnasium vorbereitet worden sind, nicht in dem normalen Alter, sondern erst mehrere Jahre später in das Gymnasium ein. Diese machen an Anstalten ohne Vorschulklassen und an Gymnasien kleiner Orte, welche zum großen Theil von auswärtigen Schülern besucht werden, einen so starken Procentsatz aus, daß schon ihretwegen das Durchschnittsalter der Abiturienten nicht das normale sein kann. Endlich macht Kruse in der oben erwähnten Abhandlung mit Recht darauf aufmerksam, daß Masern, Scharlach, Diphtheritis mit ihren Nachwehen viele Schüler ein volles Jahr kosten; daß manche während der naturgemäßen körperlichen Entwicklung zurückbleiben, andere an und für sich zu schwächlich oder wegen unzureichender Ernährung nicht leistungsfähig sind, und daß viele durch den Wechsel der Schule (in Folge der vielen Versetzungen der Beamten und Offiziere) Zeit verlieren.

Richteten sich die bisher besprochenen Anklagen ausschließlich gegen das Gymnasium, so hat man andere Vorwürfe gegen die höheren Lehranstalten im Allgemeinen erhoben. Von diesen müssen wenigstens einige hier berücksichtigt werden. „Die höheren Lehranstalten, also auch die Gymnasien,“ so sagt man, „vernachlässigen die körperliche Erziehung der ihnen anvertrauten Jugend.“ Man hat berechnet, daß zum Turnen, zu Turnspielen und zu anderen körperlichen Uebungen die Schüler während der Schulzeit in Deutschland 650 Stunden erhalten, in Frankreich 1300, in England 4500 Stunden (vgl. diese Monatschrift Band 46, Heft 136, Seite 65). Mögen nun diese Zahlen richtig sein oder nicht, so viel steht fest, daß die der körperlichen Erziehung gewidmete Zeit an unseren Lehranstalten eine verhältnißmäßig geringe ist, und daß eine stärkere Berücksichtigung derselben dringend zu wünschen wäre. Aber es ist doch nicht zu verkennen, daß auch in dieser Beziehung gegen früher ein erheblicher Fort-

schritt sich bemerkbar macht. Turnspiele, auf welche mit Nachdruck hingewiesen zu haben ein Verdienst des jetzigen preussischen Unterrichtsministers ist, kannte man vor dreißig Jahren an den höheren Lehranstalten Deutschlands so gut wie gar nicht; das Turnen selbst ist obligatorischer Unterrichtsgegenstand geworden. Fast überall ist derselbe in die Hand geprüfter Turnlehrer gelegt, und die äußeren Turneinrichtungen haben sich wesentlich vervollkommenet. Ferner würde eine Vermehrung der den körperlichen Uebungen gewidmeten Stunden nur auf Kosten des wissenschaftlichen Unterrichts eintreten können, da die Zeit, für welche die Schule die Schüler dem Familienleben entzieht und für sich in Anspruch nimmt, nicht noch verlängert werden darf. Kann nun der wissenschaftliche Unterricht eine Einschränkung erfahren? Die meisten mit unseren Gymnasialzuständen Unzufriedenen werden diese Frage selbst verneinen. Dem nicht darüber beklagen sie sich ja, daß unsere Gymnasiasten zu viel lernen, sondern daß sie so Vieles lernen, was ihrer Meinung nach unnütz und für das Leben unbrauchbar ist. Wenn ihre Forderungen, betreffend die stärkere Betonung der realistischen Fächer, die Einführung eines volkswirtschaftlichen und hygienischen Unterrichts und was sonst noch an Stelle des Lateinischen und Griechischen treten soll, Berücksichtigung erfahren, so würde die Zahl der dem wissenschaftlichen Unterricht zugewiesenen Stunden schwerlich geringer sein, als jetzt. „Aber die höheren Lehranstalten“ so heißt es weiter, „vernachlässigen nicht nur die körperliche Erziehung, sie schädigen geradezu die Gesundheit der Schüler.“ Wohl gibt es auch heute noch Schulhäuser, namentlich Gymnasialgebäude aus älterer Zeit, welche in hygienischer Beziehung viel zu wünschen übrig lassen. Aber es ist doch nicht zu leugnen, daß die in neuerer Zeit erbauten Schulhäuser den Forderungen der Gesundheitslehre Rechnung tragen. Wohl gibt es noch Lehrer, welche die Neigung der Schüler zu einem gesundheitswidrigen Sitzen in der Schule nicht mit dem nöthigen Nachdruck entgentreten, in dunkeln Stunden lesen und schreiben lassen, ohne von der fast überall zu Gebote stehenden künstlichen Beleuchtung Gebrauch zu machen, und was dergleichen Unterlassungssünden mehr sind. Aber es darf doch nicht vergessen werden, daß viele Lehrer noch ihre Wirksamkeit begonnen haben in einer Zeit, wo man von einer Schulhygiene noch nichts wußte, und daß es doch auch in dieser Hinsicht nicht schlechter, sondern besser geworden ist; vor allen Dingen aber müßte man sich vor dem Unrecht hüten, die Schule ausschließlich verantwortlich zu machen für Dinge, für welche das Haus mindestens mitschuldig ist. Die ersten Aerzte, welche auf die bei unsern Schülern allerdings stark auftretende Kurzsichtigkeit aufmerksam machten, schoben die Schuld dafür der Schule allein zu; jetzt gibt es schon Aerzte genug, welche zugestehen, daß auch das Haus einen großen Theil der Schuld trägt. Ich stehe meinerseits nicht an zu behaupten, daß dasselbe den größten Theil derselben auf sich nehmen muß. Die Familien

sind zu zählen, in welchen — ich will gar nicht sagen consequent — sondern überhaupt darauf gesehen und gehalten wird, daß die Kinder beim Schreiben richtig sitzen und in der Dämmerung nicht arbeiten; und in vielen Privathäusern, namentlich in ärmeren Familien und in billigeren Pensionen, sind die Lichtverhältnisse der Wohnräume, die Luftverhältnisse der Schlafzimmer oft geradezu himmelschreiend. Solange hier nicht Abhilfe geschafft werden kann, wird auch die gewissenhafteste Berücksichtigung der Hygiene von Seiten der Schule keine bemerkbaren Früchte tragen. Sehr richtig aber kennzeichnet Kruse a. a. O. die unberechtigten Beschuldigungen der Schule in dieser Frage mit den Worten: „Geschrieben wird weniger, das Papier ist weißer, der Druck deutlicher, die Klassenzimmer heller, statt der Talglichter hat man Petroleumlampen — er hätte hinzufügen können: oder Gasbeleuchtung — daher die vielen Brillen?“

Fragen wir uns zum Schluß, wie denn eigentlich angesichts der oben erwähnten Verbesserungen des Unterrichtsbetriebes und der hygienischen Verhältnisse der von so Vielen heftig geführte, von Tausenden gebilligte Kampf gegen unsere höheren Lehranstalten, besonders gegen die Gymnasien zu erklären sei, so müssen wir antworten: „Die Gegner der Gymnasien kennen alle diese Verbesserungen nicht, oder wollen sie nicht kennen. Erinnerungen aus der eigenen Schulzeit werden oft ohne Weiteres auf die Jetztzeit übertragen; Beobachtungen und Erfahrungen, welche an einzelnen Schülern gemacht worden sind, werden, ohne zu fragen, ob nicht etwa die Schuld an diesen lag, den Lehrern, und zwar oft nicht nur den beteiligten, sondern allen ohne Ausnahme, zur Last gelegt; oder es werden für Fehler, welche wirklich von den Lehrern gemacht werden — denn es giebt natürlich nicht nur schlechte Aerzte, Geistliche, Richter u. s. w., sondern auch schlechte Directoren und Lehrer, und selbst die tüchtigsten unter ihnen sind Irthümern unterworfen — nicht die Lehrer, sondern der Organismus der Schulen verantwortlich gemacht. Etwas scharf, aber nicht ungerecht kennzeichnet Jäger a. a. O. diejenigen, von welchen der Sturm auf die Gymnasien hauptsächlich ausgegangen ist, mit folgenden Worten: „Mit einer durch keinerlei Sachkenntniß getrübbten Unbefangenheit verbreiteten sich Männer, deren ganze Legitimation darin bestand, daß sie — vielleicht — selbst ein Gymnasium halb oder ganz durchgemacht hatten, über die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform und trugen Steine zu einem Neubau herbei, wobei freilich jeder einen anderen zum Grund- und Ecksteine ausersehen hatte: dieser Naturwissenschaft, jener Englisch, Französisch, auch Italienisch oder etwa Mathematik oder auch Deutsch. Gemeinsam war meist nur der Widerwille gegen den Unterricht in den alten Sprachen, welche den Reformatoren oder deren Kindern die meiste Noth gemacht hatten, und die aus diesem Grunde entweder ganz beseitigt oder wenigstens ihrer beschwerlichen Elemente — der dürren Grammatik, des trockenen Regelkrams u. s. w. — entledigt werden sollten.“



Frau Käthe.

Novelle

von

Emil Caubert.

— Berlin. —

(Fortsetzung und Schluß.)

Es war Ende März. Der Morgen des Charfreitags war angebrochen. Katharina horchte im Bibliothekzimmer auf die Morgenglocken, die den allerheiligsten Feiertag der Christenheit einläuteten, und vergegenwärtigte sich in einem Zustand von Erstarrung die erhabenen Empfindungen, mit denen sie ehedem die Erinnerung an Golgatha durchdrungen hatte. O, wie so anders war es heute mit ihr bestellt! Die Glocken riefen, und ihre Klänge pochten an ihr Gewissen; doch ihr Gewissen war taub, verharrte in seinem verhärteten Troß und wehrte jeder sanften Nührung und Mahnung den Einlaß. Ach, dieser Charfreitag war der jammerreiche Sterbetag ihres Glaubens; sie war dem Heiland abgestorben, und der Gottmensch war todt für sie, auf ewig todt.

Ruhlos durchirrte sie das Gemach. Da brachte ihr die Dienerin eine Depesche, die soeben für ihre Herrin abgegeben worden war. Das Blatt zeigte in dürren Worten die unvermuthete Ankunft des Professors an, der noch in der Abendstunde einzutreffen versprach.

Theobald, der bei dem bevorstehenden Ablauf seines Urlaubs und im Drange seiner Arbeiten immer karglichere Nachrichten in die Heimat hatte gelangen lassen, entschloß sich auf einmal, seine Abreise vor der festgesetzten Frist zu beschleunigen und auf dem kürzesten Wege in die Hauptstadt zurückzueilen. Die Gerüchte über seine Gattin, die in dem Bäckerladen ihren Ursprung hatten und von den Kunden hämisch weiter verbreitet worden waren, fanden zuletzt ihren Weg auch in die Professoren-

kreise und hatten einen Amtsgenossen des fernem Gelehrten derartig in Aufruhr versetzt, daß er es für seine Pflicht erachtete, den arglosen Kollegen schriftlich auf die Feuersbrunst aufmerksam zu machen, die hinter seinem Rücken an seinem Herde ausgebrochen wäre.

Der Gatte sträubte sich Anfangs, an das Unerhörte zu glauben und seine kleine Heilige durch solchen Argwohn von dem Piedestal ihrer makellosen Frauenwürde herabzustürzen. Wieder und wieder durchlas er den unheilichweren Brief, und der Ernst und die unbestrittene Ehrenhaftigkeit des Schreibers ließen ihm schließlich keinen Zweifel an dem Treubruch der Geliebten übrig. Halbe Nächte hindurch hatte Johannes, der ehrlose Freund, an der Seite seiner Hausfrau geschwelgt und war zuletzt gesehen worden, wie er gar in der Morgendämmerung sich wie ein Verfolgter aus seinem Hause stahl! Und Katharine? Die Hoffnung, daß ihr Glaube, ihre Liebe, ihr Pflichtgefühl sie vor jeder Versuchung bewahren werde, war elendiglich gescheitert, und die Tugend war ein Hirngepinst, und die Hölle triumphirte!

In seiner Erbitterung hegte er zunächst den Vorsatz, unangemeldet heimzukehren und das verbrecherische Paar in hellem Zorn zu brandmarken. Während der Reise indessen erschien es ihm allzu unwürdig, aus der ewigen Stadt, der er so viele herrliche und ideale Anregungen verdankte, in der kläglichen, spießbürgerlichen Rolle eines gekränkten Ehemannes, eines lächerlichen Aufpassers wiederzukommen. Es konnte ja doch ein Irrthum obwalten, und er wollte ohne die bündigsten Beweise nicht verdammen! So gab er in München die Depesche auf, der er, von Hoffen und Bangen hin- und hergezerrt, ungesäumt auf dem Fuße folgte.

Frau Käthe war von der jähen Heimkunft des Professors auf das Feinlichste berührt. Je mehr ihre Seelenqual gewachsen war, um so einfältigere Briefe hatte sie nach Rom geschrieben, deren Kürze und auffallende Kälte den eiferjüchtigen Aufwallungen ihres Mannes neue Nahrung gaben. Hatte sie sich schon in dem geistigen Austausch mehr und mehr von ihm losgetrennt, so fühlte sie es jetzt, wo sein persönliches Erscheinen in wenigen Stunden zu erwarten war, mit eisigem Frost und schaler, nüchterner Deutlichkeit, daß sie ihn nicht mehr lieben konnte, ja, daß sie ihn hassen mußte. Er war das Unglück ihres Lebens geworden. Wie Johannes in jener verhängnißvollen Nacht ihren Fragen über sein Bekenntniß entschlüpft war und dann so achselzuckend sich über den Heiland ausgelassen hatte, ebenso war ganz gewiß auch Theobald, der genaueste Freund des Doctors, über den Erlöser gesinnt; seine Welt war diejenige des Materialismus, und er hatte sie, die strenggläubige Pfarrerstochter, deren religiöse Bedürfnisse er doch kannte, ohne Weiteres aus dem Gottesfrieden ihres Mutterhauses in die Kistkammer seiner Geistes Schlachten versetzt, ohne sich um ihr Gemüth zu kümmern, ohne sie auf die Gefahren vorzubereiten, die ihren Glauben in seinen Räumen bedrohten, ohne sie in lässiger Bequem-

lichkeit zu führen und zu leiten. Warum hatte er es unachtsam dem Zufall anheim gegeben, daß sie ahnungslos vom Baume der Erkenntniß pflückte? Warum hatte er nicht, wie ein vorsichtiger Apotheker auf seine Giftflaschen, so auf seine giftigen Bücher anstatt der gleißenden Goldtitel einen warnenden Todtenkopf gemalt? So war sie wie eine fromme Blume aus dem bescheidenen, aber friedreich von der freien Gottessonne beglänzten Pfarrgarten in das schwüle Treibhaus der Wissenschaft verpflanzt worden, in welchem das üppige Gerank erotischer Gewächse sie umstrickte, der fieberathmende Würzhauch fremdländischer Blüthen sie betäubte, der Schatten düsterer Nachtpflanzen ihr Licht und Wärme entzog und die anspruchsvollen polypenartig um sich greifenden Wurzeln der Tropenbäume die kleine, vom himmlischen Thau getränkte Scholle, in die sie ihre Fasern senkte, ihr heutigartig abdrängten.

Ungewarnt war sie geblieben und nun demselben Unglauben verfallen, dessen Beute ihr Gatte geworden war; und wie sollte sie ihm unter die Augen treten, wie seinen Spott, seinen Hohn ertragen, wenn er sie in ihrer hilflosen Noth erblicken und überlegen triumphiren würde, daß der Stab ihres Glaubens so schnell gebrochen, daß die Kirche auch für sie eine leere, segenslose Halle geworden war!? Sie hatte sich angemaßt, die Mitwisserin seiner philosophischen Geheimnisse, die Mitträgerin seiner Geistespläne zu werden. Nun hatte er ja Recht: sie war der blaue Falter nicht mehr, der seine Einsamkeit umgankelte; der zarte Blütenstaub ihrer Schwingen war nicht mehr von dem Farbenschmelz des Himmels durchleuchtet, und der schwere Bücherstaub des Wissens hatte ihr die Flügel geknickt!

Wie anders hatte sie sich einst den Empfang gedacht! Kein Tannenreis schmückte die Pforten, und von der heimatlichen Schwelle, über die ihr Gatte seinen Einzug halten wollte, fühlte sie sich in die Fremde hinausgestoßen.

Die Glocken töntem auf's Neue. Noch einmal durchzitterte sie die belebende Hoffnung, daß sie in der Kirche Ruhe finden könne; der Heiland, der ja auch für sie am Kreuze gestorben war, würde vielleicht ihr inbrünstiges Gebet erhören und sie wie eine reuige Sünderin mit verzeihender Liebe aufrichten! Vielleicht, vielleicht!

Sie nahm hastig ihren Wintermantel um, ergriff ihr Gesangbuch und wanderte mit furchtsamen Blicken, die sie nicht vom Boden aufzuheben wagte, den alten Weg nach dem Gotteshause. Eine wohlbekannte Frauenstimme berührte ihr Ohr. Sie wandte den Kopf und sah dicht vor sich die wohlbeleibte Frau Bäckermeisterin an der Seite ihres ehrbaren Eheherrn nach der Kirche schreiten. O, wie so überreich erschienen ihr diese einfachen Leute gegen ihre geistige Armuth, über die sie der blendende Reichthum an Gedanken, den sie aus den Büchern Theobalds gewonnen hatte, nicht länger täuschen konnte! „Das Evangelium ist nur für die Philister, für die liebe Hausbackenheit,“ sagte sie mit beißendem Spotte gegen sich selbst,

„und die überklugen Weltweisen, deren Schülerin ich mich nenne, bedürfen eines Gottes nicht. Sie sind selbst kleine Götter, die sich das Weltall aus dem Nichts ihrer selbstherrlichen Trugschlüsse construiren!“

Sie mäsigte ihre Schritte, um die Entfernung zwischen sich und dem glücklich frommen Paar zu vergrößern, zögerte mit jeder Minute mehr und trat doch endlich mit beherztem Fuß in den heiligen Raum; aber als sie im Begriff war, aus der Vorhalle in das Mittelschiff der Kirche zu gehen, dröhnten ihr die vollen Orgelklänge mit einer so Mark und Bein erschütternden Gewalt, mit so donnernden Weltgerichtsaccorden entgegen, daß sie von einem eisigen Schauer geschüttelt wurde und sich mit bebenden Knien durch den Strom der Einlassjuchenden hinausdrängte, die Alle, Alle gekommen waren, um ihr Herz in bußfertiger Zerknirschung am Altar des Höchsten zu heiligen und ein Anrecht durch ihren Glauben hatten, auf die segnende Gnade des Allerbarmenden zu hoffen.

Katharina hatte ein Gottesurtheil an sich erfahren: Der Herr wies sie grollend von seinem Hause, verbannte sie aus der Gemeinschaft der Gläubigen, und sie war in ihren Zweifeln, ihrem Irrwahn eine Verworfenene!

Ohne Ziel irrte sie über Straßen und Plätze. Vor ihren Blicken tauchte die Gestalt ihres strengen Vaters auf; sie sah ihn auf der Kanzel aufragen, sah seine eifernden Gebärden, hörte den herben Ton seiner Predigt, hörte, wie er sein Kind mit zorniger Stimme verklagte und des sündigen Verraths an ihrem Herrn und Heiland zieh, glaubte es zu schauen, wie er mit Fingern auf sie wies, wie die Nachbarn und Nachbarinnen sich vor ihr bekreuzigten und mit stummem Entsetzen ihre Nähe flohen; und sie fand doch bei dem erdrückenden Bewußtsein ihrer schweren Schuld kein Wort, keinen Laut in der Leere ihrer Brust, um sich zu rechtfertigen und ihren strafenden Ankläger zur Milde zu stimmen. Sie durchlebte alle Qualen der Schiller'schen Jungfrau, der Nettein Frankreichs, die, ihrer göttlichen Sendung untreu geworden, gleich ihr vor der furchtbaren Anklage des Vaters verstummte, und gegen die der Donner des Himmels zeugte, wie gegen sie jetzt der Gerichtsdonner der Orgel und das mahnende Glockengeläut des Charfreitags.

O, wenn der verklärte Vater sein Kind so unbeugsam verdamnte, so war gewiß die verklärte Mutter, deren Sanftmuth sie stets bewundert hatte, zur liebeichsten Vergebung bereit!

Frau Käthe pilgerte weiter, über das engere Weichbild der Stadt hinaus, und befand sich bald vor der Pforte des Friedhofs, der das Grab der Pfarrerin umschloß. Sie schritt in der klösterlichen Stille durch die Reihen der Hügel, auf denen rechts und links die Schneedecken wie weiße Bahrtücher lagen. Hier raschelte ein verdorrter Kranz am einsinkenden Grabkreuz, ein trauriges Sinnbild der Verwesung; dort schimmerte ein vergoldetes Heilandsbild nur matt und schwach aus der Flockenlast hervor, welche der Winter seinen Schultern aufgebürdet hatte; die Strahlen des

Heiligenscheins waren im Frost der Natur erstarrt, gleichwie die Gedanken der Auferstehung in dem Herzen der Pilgerin unter dem Frost des Denkens, und die zahlreich über den Särgen knieenden Gyps- und Marmorengel schienen ihren weichen, wärmenden Schneepelz fester an sich zu ziehen, um sich vor den kalten Todesschauern der Vernichtung zu schützen. Sie bewachten die stillen Schläfer, um sie nimmer und nimmer aus ihren zerfallenden Betten an das himmlische Licht hervorbrechen zu lassen, und die schwarze Krähe, die beim Nahen Katharinens aus einer Grabfurche aufflog und sich mit schwerem Flügelschlag auf den First eines Erbbegräbnisses erhob, verkündete mit ihrem heisern Gefächz, daß der hoffnungslose Tod das jammervolle Ende alles Lebens war.

Jetzt trat die Professorin an den Hügel ihrer Mutter. Vom fahlen Geäst der Trauerweide über ihr schüttelte der Wind ein Paar Flockensterne auf den Leichenstein herab; eine farge Thränenpende des ausgeraubten Baumes, der nichts anders zu vergeben hatte, der ärmlichen Thränenpende des ausgeraubten Herzens gleich, das sich hier vergebens nach dem mahligen Blüthenschmuck seines Glaubens zurücksehnte.

Die Einsame lauschte und lauschte; doch was aus der Tiefe des mütterlichen Grabes zu ihr mit lindem Liebeslaut hinaufdrang, war kein tröstlicher Zuspruch für sie selbst, sondern lediglich eine freundliche Fürbitte für den zurückkehrenden Gatten, den die Pfarrerin noch im Tode so erfindungsreich entschuldigte, wie sie ihn im Leben ohne Aufhören entschuldigt hatte. Die Tochter warf unruhig den Kopf zurück. War denn ihr Kummer nicht der schwerste, der einer Menschenbrust auferlegt werden konnte, und war nicht Theobald der Anstifter alles seelischen Unheils, unter dem sie zusammenbrach? Und nun sollte sie hinschmelzen in Liebe und Glück, sollte sich seiner Zurückkunft freuen, die für sie doch nur die Vermehrung und Verlängerung ihrer Qualen bedeutete, und sollte den Mann mit offenen Armen und hochzeitlichem Jubel empfangen, der sie ihrem leiblichen und ihrem himmlischen Vater entrisen hatte?

Nimmermehr! Sie verließ den Friedhof mit ungestümem Gang, rief einen daherkommenden Miethswagen an und fuhr nach ihrem Wohnhause zurück. Speise und Trank widerstanden ihr, und das zutrauliche Gepolter Agathens hatte heute jeden Reiz für sie verloren.

Mit wachsender Unruhe verfolgte sie im Büchersaal das Pendel der Wanduhr; jeder Schlag desselben mahnte sie an eine gleichzeitige Umdrehung der Räder des Dampfes, der ihren Gatten in die Heimat führte. Sie wollte, sie konnte ihn nicht wiedersehen, wenigstens jetzt nicht, in dem ungeheuren Zwiespalt ihres Innern. Daß er ein Abtrümmiger war, dessen feyerische Gesinnung sich wie ein ansteckender Pesthauch von seiner Seele auf die ihrige übertragen hatte, daß er der vollkommensten Gleichgültigkeit gegen seine und ihre Kirche anheimgefallen war: es bewies ihr dies mit überzeugender Unwidersprechbarkeit der Umstand, daß er

kein Bedenken hegte, an dem heiligsten Tage der Christenheit, der ihn zur beschaulichen Einkehr bei sich selbst hätte auffordern müssen, die weite Reise zurückzulegen. Was sollte sie ihm sagen, wie ihm begegnen, und wie das Frohlocken seiner nur zu schnell zu machenden Entdeckung hinnehmen, daß sie sich in seiner Abwesenheit von allem religiösen Aberglauben losgefettet und fähig geworden war, die unchristliche Sprache seiner heidnischen Bücher zu begreifen? Wie oft mochte er im Verborgenen diese Stunde herbeigesehnt haben; und nun sollte sie ihm zur Feier des Empfangs ihre Umwandlung offenbaren, die ihn namenlos befriedigen mußte, sie selbst aber namenlos zerrüttete? Und zog ihn denn wirklich die unwiderstehliche Sehnsucht nach Weib und Kind so unvermuthet in die Heimat? Nein! Er eilte ja nur zu seinen Folianten, die ihm mehr waren als Weib und Kind, zur Wiederaufnahme seiner Abhandlungen, in denen er Gott verleugnete, und zu dem Alleingenuß der verderblichen Weisheit, die seine Geliebte war, und deren Verführung er erlag!

„Fort, nur fort!“ so rief es unaufhaltjam in ihrer Brust. Die Wanduhr zeigte die siebente Stunde, und auf die achte hatte er sein Eintreffen angekündigt. Sie rechnete darauf, daß die Magd, der sie auf ihren Wunsch den Besuch des Abendgottesdienstes gestattet hatte, zur rechten Zeit zurück sein würde, um dem Professor zu öffnen. Ungeduldig hüllte sie das müde Kind, das sie unbewacht in der Wohnung nicht zurücklassen konnte, in Schwal und Mantel, in Pulswärmer und Gamaschen, und begab sich mit ihm die Treppe hinab. Anfänglich stapfte die Kleine an der Hand der Mutter gar fröhlich durch den leichten Schnee, freute sich an dem Geslinmer der Laternen, um deren Flammen die Flocken wie Wintermücken spielten, und plapperte lustig vor sich hin. Aber Frau Käthe lief doch heute gar zu geschäftig, antwortete nicht auf die harmlosen Fragen ihres Lieblings, und nahm zuletzt so große Schritte, daß Agathe, welcher der Zugwind empfindlich in's Gesicht blies, kaum noch nachzukommen vermochte, sich unsanft an ihrem Händchen fortgerissen fühlte und schließlich zu weinen und über Müdigkeit zu klagen begann.

Katharina hob das Mädchen auf ihren Arm und drückte es an sich. „Wohin, wohin?“ so fragte sie sich hundertmal. Da fiel ihr das Hänschen am Spreuerfer in den Sinn, wo ihre Mutter gewohnt hatte und wo noch die alte einsame Tante hauste. Das war der Weg, den sie gehen mußte; dort konnte sie für sich und das Töchterchen einen ungefährdeten Unterschlupf bereit finden, der ihr eine Zuflucht bot, bis sich — — sie wußte es nicht zu bezeichnen — bis sich irgend ein wunderbares, jetzt noch nicht erkennbares Etwas ereignet haben würde, das es ihr ermöglichte, in ihr Heim wieder überzusiedeln und ihrem Manne in die Augen zu sehen.

Sie sagte dem Kinde, was sie vorhatte, und die Kleine dachte befriedigt an den rothwangigen Bratapfel, der sicherlich auch hent in der

Ofenröhre der alten gütigen Frau ihrer wartete, und dessen duftigen Geruch sie bereits mit dem frostigen Winde einzuathmen währte.

Katharine lenkte ihre Schritte nach dem Flusse, und Alt-Berlin lag vor ihr. Sie bog in die schmale, düstere, von keinem Wagengerassel, keinem Hufschlag aus ihrem dämmerigen Halbtraum aufgestörte Spreestraße ein, setzte nach kurzer Wanderung ihr Töchterchen auf die steinernen, ausgetretenen Stufen nieder, die von der Gasse nach der altmodischen Thür des baufälligen Häuschens hinaufführten, rieb sich die erstarrten Finger und schöpfte Athem.

Plötzlich dünkte es ihr ganz unmöglich, die finstern, halsbrecherischen Stiegen zu der Wohnung der Tante emporzuklimmen, sich in die dumpfen, engbrüstigen Kammern mit ihren, nach der Freiheit der Erlösung ringenden Seelenschmerzen einzupferchen und der harthörigen Alten mit vergeblicher Breite auseinanderzusetzen, aus welchen, ihr ohnehin unfasbaren Gründen sie ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen wolle. Wenn Gott ihr Flehen nicht vernahm, wenn der Himmel ihr taub blieb, so mußte sich ihr auch das Ohr der Freundin in völliger Taubheit verschließen; wenn der reiche Gott sie nicht erhörte, wie sollte sie auf die Erhörung eines armen Menschenkinds hoffen?

„Die Frau Base ist nicht daheim; ich sehe keinen Lichtschein an ihren Fenstern; wir müssen spazieren gehn, bis sie zurückkehrt,“ sagte sie zu dem enttäuschten Kinde, hob es wiederum auf ihren Arm und wandelte weiter. Hart neben dem hölzernen Geländer des Flusses schritt sie vorwärts. Aus dem Nebel zur Linken leuchtete die erhellte Uhr vom Rathhausthurm hervor. Katharine strengte ihre Sehkraft an und zählte die Schläge, die langsam zu ihr herübertönten.

„Acht!“ flüsterte sie. „Jetzt hält er vor dem Thor, fliegt die Stufen hinauf, späht umsonst mit angstvollen Blicken nach Weib und Kind; kein liebender Arm umschlingt, kein Kosewort begrüßt ihn — und ich, ich vermag doch nicht anders, kann nicht hin zu ihm!“

„Mama,“ plauderte gleich darauf Agathe, der es eben durch ihr Köpfchen fuhr, daß ihr die Magd am Morgen von der Heimkehr des Vaters erzählt hatte. „Mama, wir wollen nach Haus! Der Papa kommt. Dörthe hat's gesagt, und er bringt mir, hat sie gesagt, aus der großen Stadt eine große Puppe mit. Die hat ihm der heilige Papa in Rom für mich gegeben. Dörthe weiß es; wir wollen nach Haus!“

Der Mutter schnitt die Rede des Kindes tief in's Herz; sie zuckte zusammen, umschlang das Mädchen fester und suchte es zu trösten: „Noch nicht, mein Schatz! Der Papa kommt spät, sehr spät, wenn Du längst in Deinem Bettchen liegst. In der Frühe wird er Dich wecken, und Du wirst ihm jauchzend entgegenlachen.“

Sie irrte weiter. Ein herbes Gefühl grenzenloser Verlassenheit beschlich sie, während sie in der menschenleeren Gasse mechanisch ihren Weg fortsetzte. Agathe, deren ferneres Geschwäk von der gramvollen Frau nicht

mehr beachtet wurde, verstummte allmählich und schlief auf dem Arm derselben ein.

Katharina war an der Waisenbrücke angelangt, auf deren Mitte sie stehen blieb. Eine schneidende Zugluft pfiß und schnob von Ufer zu Ufer; sie lehnte sich, um ihr Stand zu halten, an das Geländer und schaute düster umher. Ueber die gewaltigen, sich aus dem Spreebett aufthürmenden Bögen brauste ein Zug der Stadtbahn dahin; die Glühlichter der Locomotive und die Lampen der Wagen tanzten im Vorüberhuschen auf der schwarzen Fläche des Flusses und erinnerten die Professorin auf's Neue an den unseligen Reisenden, der vor kurzem den Bahnhof verlassen haben mußte und nun, vor Verwirrung sprachlos, durch seine verödeten Räume wanderte. Auf der andern Seite streckte sich der altersgraue Thurm einer Kirche mit gigantischem Drohen in das nebelige Gewölk, als wollte er das Strafgericht des Herrn herabfordern, der seiner nicht spotten läßt und Sünder und Sünderin vor seinen Richtstuhl ruft.

Die Professorin zitterte, wendete sich ab und starrte in die Gluth hinunter. Zwischen den weißen Eiskrusten der Ufer kräufelte sich das Wasser mit doppelt unheimlicher Schwärze, und der Schimmer der Laternen, der auf die Wellen fiel, schwankte und schaukelte in ungewissem Spiel, bald empor tauchend, bald in sinkendem Erlöschen, auf dem winterlichen, von keinem Kiel durchfurchten Strom.

„Wie schön muß es sich dort unten ausrasten und träumen lassen — ohne Leid, ohne Qual! Wie lockt nicht die Tiefe! Ein Sprung — und ich bin erlöst, und mit mir das unschuldige Kind, dem eine greuelvolle Zukunft, voll von Weh, Zweifel, Noth und Gewissenspein, erspart bleibt!“

Das waren die gottlosen Charfreitagsgedanken, die Frau Käthe in ihrem Jammer dachte; aber die Mutterliebe siegte, und ihre Lippen hauchten in den Frost: „Ich habe ja nichts mehr, nichts als Dich, mein süßes, mein engelgleiches Kind!“ Sie preßte Agathe mit solcher Festigkeit an ihr stürmisch klopfendes Herz, daß die kleine Träumerin erwachte, schlaftrunken gähnte und sich in der grimmigen Kälte schüttelte.

„Du, wie mich friert!“ wimmerte das Mädchen. „Du, das häßliche Wasser!“

„Nun ist die Frau Base heimgekommen,“ beschwichtigte die Mutter; „wir wollen zu ihr eilen, uns an der knisternden Ofenflamme wärmen und den Wind auslachen, der ärgerlich durch den Schornstein jaunt.“

Sie umschloß die bebende Kleine mit dem freien Arm, drückte sie fest an die Brust, suchte die eisigen Wangen des Kindes mit der Gluth ihres Athems zu beleben, beschleunigte ihre Schritte und strebte feuchend dem Häuschen der wunderlichen Tante zu.

IV.

Während der frostigen Wanderung seines Weibes war Theobald auf dem Bahnhof angelangt. Umsonst spähte er überall hin nach Katharina, die er bestimmt erwartet hatte, und sein durch den Brief des Amtsgenossen erregter Argwohn brannte in neuen Flammen auf.

Was war geschehen, und welches Unheil harrte seiner auf der Schwelle seines Hauses? Das waren die Heimkehrgedanken, die ihn während der Droschkenfahrt bestürmten. Rom lag hinter ihm wie ein paradiesischer Märchentraum, und sein Eintritt in die Vaterstadt war das nüchternste, das poesieloseste Erwachen.

Er sah in rastloser Unruhe aus dem Fenster des Wagens, in der Hoffnung, die Gattin könne sich verspätet haben, und er könne sie mitten auf ihrem Wege treffen. Wie ein Ausländer zog er in die Stadt ein; die bekanntesten Straßen hatten kein Willkommen für ihn; wildfremde Gesichter bewegten sich vor seinen Augen, und der Segensgruß der Heimat ging ihm verloren.

In demselben Augenblicke, in welchem sein Weib zum Rathhausthurm emporgeblickt und seiner Ankunft gedacht hatte, hielt das Gefährt vor seinem Hause an. Da stand ein Mann vor dem Thore, der vergeblich auf seiner Abendwanderung nach dem altgewohnten Lichtglanz hinter den Fenstern des Bibliotheksaals hinausschaute und, in wehmüthiges Sinnen versunken, Alles um sich her vergaß. Er hatte das Rollen der Räder überhört und schreckte unwillkürlich zusammen, als die dampfenden Gänge vor dem stillen Gebäude Halt machten.

Theobald erkannte den Privatdocenten auf den ersten Blick, packte den Freund, dessen Gegenwart zu dieser Stunde seinen schlimmsten Argwohn befürwortete, ziemlich unsanft am Arm und stieß mit mühsam erkünstelter Fassung die Worte hervor: „Johannes, lieber College, woher des Wegs? was treibst Du hier auf der Gasse?“

Der Angeredete hätte nicht bestürzter sein können, als wenn ein leibhaftiger Polizist auf ihn eingedrungen wäre, um ihn ohne Umstände zu verhaften; er bemühte sich, seine hochpeinliche Verlegenheit hinter dem wiederholten und langandauernden Händeschütteln zu verbergen, mit welchem er den Professor bewillkommte, und sagte, indem er nach Worten suchte: er habe durch Frau Käthe gehört, daß Theobald heute eintreffen werde, habe im Vorübergehen sich nach ihm erkundigen wollen, sei durch die lichtlosen Fenster beunruhigt worden und sei nun doppelt erfreut, den Freund so frisch und wohlbehalten vor sich zu erblicken.

Der Gelehrte forderte ihn auf, ihn hinaufzubegleiten und seine glückliche Wiederkehr mit ihm und seiner Gattin bei einem Glase Wein zu feiern. Da krümmte sich Johannes in noch größerer Befangenheit, schückte einen Besuch vor, der ihm für diesen Abend angemeldet worden sei, und riß sich mit einer so unbehilflichen, ängstlich komischen Art von dem Genossen

los, daß dieser sich zu einem herzlichen Auflachen hätte versucht fühlen müssen, wenn ihm nicht das Verhalten, des Doctors in einem höchst auffälligen und alle seine Verdachtsgründe bestätigenden Lichte erschienen wäre.

Er sprang die Treppe hinauf, schellte die Magd heraus und befahl ihr, sein Gepäck mit dem Pförtner heraufzuschaffen. Die scheuen Blicke, mit denen ihn Dörthe streifte, erhöhten sein Befremden; er eilte von Zimmer zu Zimmer, rief mit tönender Stimme nach Weib und Kind, und die Dede seiner verlassenen Räume erfüllte ihn mit ahnungsvollem Grausen.

Aus der Dienerin, welche die Koffer auf den Flur gebracht hatte, war weiter nichts herauszubringen, als daß, während sie sich zum Kirchwege angeschickt, ihre Herrin noch anwesend gewesen sei, und daß sie nicht wissen könne, wohin sie sich begeben habe. Der Gatte hatte in seiner Erregung nicht übel Lust, die unschuldige Dörthe wie eine auf der That ertappte Kupplerin zu behandeln, sie zu drängen und einzuschüchtern, bis sie ihm Rede stand über ihre verruchte Mitwissenschaft und alle die verbuhlten Zusammenkünfte, die sie entweder belauscht oder begünstigt haben mochte, vor ihrem zornigen Richter bekannte; aber die Mäßigung, die er sich so oft auf der Heimreise angelobt, trug noch einmal den Sieg davon, bewahrte ihn vor jeder Unschicklichkeit und vor der Gefahr, seine Schande, indem er sich vor der Magd entwürdigte, noch zu steigern und die Ehre Katharinens vollends preiszugeben.

Er durchmaß mit hallenden Schritten sein Gemach. O, wenn die Bücher nur reden könnten, deren Goldtitel im Glanz der Ampel schimmerten, und die in heimlichen Stunden die stummen Zeugen einer Liebe gewesen waren, welche ihm allein gehörte und welche ihm der beste seiner Freunde entwendet hatte! Aber die Folianten standen unbewegt, und ihre goldenen Titel wurden ihm zu den traurig leuchtenden Goldlettern auf tausenden von Grabsteinen, die auf tausenden von papiernen Särgen ruhten; denn wenn ihm seine Gattin abgestorben war, so war ihm auch seine Wissenschaft gestorben, und er konnte in seinem Elend sich nun und nimmer auf's Neue ermannen, eine Weisheit zu ergraben und wieder erstehen zu lassen, die keinen Trost für die unheilbaren Leiden seines Herzens bot. So war seine Bibliothek ein gähnender Kirchhof, und er unter den Gräbern ein lebendig Begrabener!

Er suchte sich zu sammeln. Johannes hatte es nicht gewagt, ihm offen und ehrlich in's Gesicht zu sehen, und nur zu sehr das Bewußtsein seiner Schuld verrathen. Und für diese Schuld sprach auch sein Harren vor dem Hause. War er vielleicht von Katharine, die bereits unter seinem Dache weilte, nur abgesendet worden, um zu erkundigen, ob Theobald seiner Depesche gefolgt war? Und wollte dann das sündige Paar die letzte ihm gewährte Frist benutzen, um dem Ingrimme des schwerbeleidigten Gatten zu entfliehen und in der Ferne eine Zuflucht für seine unheilige Gluth zu finden? Wehe, wenn sie geflüchtet waren! Aber das Kind, das

einzig, das holdbeste Kind! Waren sie unbarmherzig genug, den vereinsamten Vater auch des letzten Trostes zu berauben, oder wollten sie ihm in einer Anwendung von Menschlichkeit, in grausamem Mitleid den Schmerz ersparen, in den Zügen des heranwachsenden Mädchens sich das Bild derjenigen entwickeln zu sehen, die ihn um seinen Frieden betrogen hatte? In diesem Augenblick ergriff ihn ein so martervolles Verlangen nach der Tochter, daß er von dem Aufsatz seines Schreibtisches das kleine Bildniß Agathens mit zitternden Fingern herabnahm und es mit heftigen Küßen bedeckte.

Er blickte auf die Wanduhr, deren Pendel ihm in stumpfer Gelassenheit die Secunden vorzählte, welche wohl die Liebenden zur Vorbereitung ihres Fluchtversuches gebrauchten. Eine halbe Stunde war seit seiner Ankunft verfloßen; kein Schritt auf der Treppe, wie oft er auch an die Thür eilte, verkündete die Heimkehr Katharinens, und kein helles Aufjauchzen eines Kindermundes erlöste ihn aus der Qual seines Hartens.

Es duldete ihn nicht länger in dem engen Raum, der seines nach Befreiung ringenden Athems spottete. In unsinniger Angst warf er seinen Mantel um, stürzte auf die Straße, bestieg einen Miethswagen und fuhr die kurze Strecke nach der Wohnung des Privatdocenten, um vielleicht noch das Neuzerje zu verhüten.

Der Herr Doctor sei nicht daheim, bekundete die Wirthin, und habe auch nicht hinterlassen, wann er zurückkommen werde.

„So hat mich Johannes belogen!“ stöhnte der Professor, während er die Stiegen des Hauses wieder zögernd hinabschritt, die ihn so häufig zum edelsten, genußreichsten Gedankenaustausch mit dem jüngeren Freunde emporgetragen hatten. „Kein Besuch ist bei ihm eingekehrt, wie er vorgab; nun steht er wohl mit der Treulosen auf irgend einem Bahnhof, um mir mein Glück in die Fremde zu entführen.“

Auf einmal packte er das Geländer. Ein Gedanke hielt ihn fest, der ihm einen Strahl von Hoffnung gab. Am Ende sah er doch allzu schwarz; und schrieb das räthselhafte Ausbleiben seines Weibes einem Verbrechen zu, obgleich sich dasselbe doch ebenso gut aus der Ursache eines Unfalls erklären ließ. Und er entsann sich der Tante, die Katharina in schöner Pietät allwöchentlich einmal aufzusuchen pflegte, und von der sie ihm noch nach Rom berichtet hatte. Bei ihr konnte sie aus irgend welchem Anlaß zurückgehalten worden sein; und wenn auch nicht — die Frau Base würde ihm gern über Alles, was er wünschte, Auskunft geben!

Gleich darauf stand er auf der Straße und befahl dem Kutcher, den er hatte warten lassen, nach dem Häuschen an der Spree zu jagen. Es war kurz vor neun Uhr, als der Wagen über das holperige Pflaster klirrte und nach wenigen Augenblicken vor dem altersschwachen Gebäude hielt.

Hastig entsprang Theobald dem Gefährt; das Klagegeschrei eines Kindes schlug an sein Ohr, und mit Bestürzung erblickte er zwei Männer aus dem Arbeiterstande, welche soeben im Begriff waren, einer vornehm ge-

kleideten Dame emporzuhelfen, die, von einer Ohnmacht befallen, kläglich auf den steinernen Stufen vor dem Hause lag und das Mitleid der Vorübergehenden erweckt hatte.

Frau Käthe war von der Spreebrücke nach der Behausung der Tante zurückgelangt. Die gebrechliche Frau war bettlägerig, und eine alte zahnlöse Nachbarin saß, unaufhörlich mit dem Kopfe wackelnd, an ihrem Lager, um sie zu pflegen und ihr behülflich zu sein. Die Professorin erkannte die Unmöglichkeit, angesichts der Fremden der tauben Base ihr Anliegen und die Gründe desselben in die Ohren zu schreien, und überfah mit einem Blicke die Unthunlichkeit, der Kranken jetzt und für die nächsten Tage in dem überaus beschränkten Wohnraum zur Last zu fallen. So verharrte sie nur eine kurze Viertelstunde bei der Schwester ihrer Mutter, von den trostlosesten Gedanken gequält, versprach der fiebernden Frau, sich in Kürze nach ihrem Befinden umzuthun, und trat, nachdem sich Agathe gehörig ausgewärmt und sich anstatt des erträumten Bratapfels mit einer Schale heißer Milch erquickt hatte, mit schwerem Herzen den Rückweg an. Auf der Treppe fühlte sie, wie ihr die Füße zu schwanken begannen. Die maßlose seelische Aufregung der letzten Wochen, die Charfreitagsleiden, die sie ausgestanden, die Furcht und Flucht vor dem Gatten, die schmalen Bissen, die sie genossen, der Marsch durch die Straßen, das lange Schleppen des Kindes und die beängstigende Luft in dem dumpfigen, überheizten Krankenzimmer: Alles das wirkte zusammen, um ihren Widerstand zu lähmen, und die sinnbetäubende Rathlosigkeit, wohin sie sich im Anbruch der Nacht wenden sollte, nachdem ihr die Hoffnung auf die Zuflucht bei der Base zerronnen war, ließ sie wie in einen finstern, keiner Rettung zugänglichen Abgrund schauen. Als sie die Hausthür geöffnet und das Töchterchen die Stufen hinuntergeleitet hatte, erfaßte sie ein jäher Schwindel; sie ließ das Händchen der Kleinen fahren, setzte sich auf die mittlere Stufe der schlüpfrigen Vortreppe, lehnte sich gegen die obere zurück, so daß ihr Hinterhaupt an das Pförtchen sank, haschte nach dem Kinde und schloß mit einem Seufzer die Augen, während ihr die Sinne vergingen und eine wohlthätige Bewußtlosigkeit ihren überreizten Geist unnachtete.

Agathe jammerte, kauerte neben der Mutter nieder, rief sie vergebens an und streichelte mit den ungeschickten Händen ihre Wangen. Als aber Frau Käthe die Augen durchaus nicht aufschlagen wollte, erhob das Mädchen sein Geschrei und zog endlich die Aufmerksamkeit der beiden Männer, der einzigen, die während dieser Minute auf der todten Straße vorbeikamen, auf die zusammengesunkene Dame, der sie beizustehen sich beeiferten.

Theobald erkannte bei dem trübseligen Schein der nächsten, ziemlich entfernten Laterne, indem er die Arbeiter zurückdrängte und sich über die Ohnmächtige neigte, die bleichen, durch so viele Schmerzen verhärmten Züge seines Weibes und zugleich das verweinte Gesichtchen seiner Tochter, das sich aus der pelzgefütterten Kapuze unter krampfhaftem Schluchzen hervorhob.

„Katharina,“ rief er, „liebe Katharina,“ und der melodische Klang seiner Stimme übte einen lindernden Zauber auf Agathe aus. Der fremde Mann da konnte nicht böse sein, der ihre Mutter kannte und ihren Namen mit so weichem Wohlklang sprach. Da hielt der Vater sein Kind in die Höhe, hielt es so, daß der Laternenschein auf sein Antlitz fiel, nannte es mit den alten, lieben, so oft gehörten Koseworten, küßte es auf die Stirn, und mitten durch das Geschluchze der Kleinen tönte es wie ein silbernes Auflachen hindurch, und über ihre thränennassen Augen flog es wie ein leuchtender Weihnachtsglanz. „Papa!“ sagte sie erst schüchtern und wiederholte das Wort mit bewußtem Erkennen, streckte ihm die Arme um den Hals und klagte, indem ein neues Wimmern ihr Stimmchen fast erstikte: „Die Tante oben ist krank, und Mama ist umgefallen.“

Er setzte seinen Liebling auf die Stufe, bat die freundlichen, von dem rührenden Auftritt gefesselten Handwerker, seine Frau mit dem Oberkörper in die Höhe zu richten, flößte ihr aus der Reiseflasche, die er noch bei sich trug, ein paar Tropfen starken Weines in den Mund, rieb ihr Schläfen und Stirn mit dem duftigen Naß und hatte die Gemugthuung, daß sie nach kurzer Zeit die Lider öffnete und ihn mit einem anfangs leeren, dann aber belebteren Blick betrachtete.

„Willkommen,“ sagte er weich und drückte ihr die Hand.

„Willkommen,“ gab sie tonlos zurück, ohne den Druck zu erwidern, und umschlang mit ihrer Linken das Töchterchen, das sich an sie drängte.

Dann schloß sie die Augen wieder; ein Schauer schüttelte sie, wie sich plötzlich alle die Scenen dieses Charfreitags in ihrer Erinnerung zusammenscharten; und mit einem scheuen Blick auf die Umgebung, auf die Arbeiter, den Wagen, ihren Gatten begriff sie den Zusammenhang dessen, was geschehen war, und daß Theobald sie hier gesucht und gefunden hatte.

Schritte näherten sich. Der Gelehrte, der seine Gattin nicht zum Gegenstand einer lästigen Neugier der Passanten machen wollte, ersuchte einen der Handwerker, ihm behülflich zu sein, die Kranke in den Wagen zu bringen. Von beiden Männern unter beide Arme gefaßt, erhob sich Katharina, legte die wenigen Schritte zurück, bot selbst alle Kräfte auf und gelangte ohne große Beschwerde in das Gefährt. Der Vater zog sein Kind hinein, dankte dem gutmüthigen Helfer, und der Kutscher hieb auf die Gänse.

Frau Käthe lehnte sich mit einem tiefen Seufzer zurück, bedeckte die Augen mit ihrer Rechten und antwortete auf die theilnehmenden Fragen ihres Mannes mit kühler Abwehr: der Unfall habe nichts zu bedeuten; sie werde sich schnell erholen; aber das Sprechen werde ihr schwer, und sie bedürfe der Ruhe.

Theobald athmete auf. Triumph, seine Schwarzseherei war widerlegt worden! Sein Weib hatte an kein Entweichen gedacht, hatte sich an dem Siechbett der Tante verspätet, sich in der Pflege derselben übernommen und war beim Verlassen des Hauses in ihrer Erschöpfung zusammengebrochen!

In der Freude, daß er nur von einem Wahnbild geängstigt worden war, hob er Agathe, die von ihrem Sitz kletterte und der Mutter die Hand vom Gesicht zu ziehen trachtete, mit sanfter Zärtlichkeit auf seinen Schoß, flüsterte ihr die wonnesamsten Schmeichelnamen zu und lockte ein halblautes Richern auf ihre Lippen, die nur noch von Zeit zu Zeit unter dem Nachhall ihres Schluchzens zuckten.

Katharine sah durch die halbgeöffneten Lider auf die liebliche Gruppe. Ein unwilliges Zürnen nahm von ihren irrenden Gedanken Besitz. „Nur das Kind liebt er,“ so dachte sie, „nicht mich; nur um des Kindes willen brach er vor dem Ablauf seines Urlaubs vom Tiber auf; nur um des Kindes willen faltete er dann und wann seine, sonst gegen Gott die Feder führenden Hände in der zauberischen Weihe des Nachtgebets, während er für mich taub war, mir nicht an den Tisch des Herrn folgte und nicht Liebe genug besaß, um mir von seiner Arbeit ein paar Stunden zu gemeinsamem Kirchengang abzumüßigen!“

Sie hatte sich während der Fahrt soweit gekräftigt, daß sie die Treppe mit der sorgsamten Unterstützung ihres Gatten langsam hinaufsteigen konnte. Droben brachte sie die Kleine zur Ruhe, die bei ihrer Uebermüdung sofort einschlief, und stellte dem Heimgekehrten ein Nachteffen zurecht. Er lud sie ein, sich zu ihm zu setzen; sie gehorchte, erwiderte aber jeden seiner Versuche, ein vertrauliches Gespräch anzuknüpfen, mit derselben stumpfen, für kein Wort der Liebe empfänglichen Gleichgültigkeit; sie könne nicht sprechen, sie fühle sich zu angegriffen, und er möge sie sich selbst überlassen. Dabei vermied sie es in ersichtlicher Scheu, seinen Blicken zu begegnen, senkte die Augen, so oft sie ihn von der Seite anstarrte und er unvermuthet zu ihr hinübersah, und machte sich auf dem Speisetisch zu schaffen, wenn er ihre Hand ergreifen wollte. Der Bissen blieb dem Gelehrten im Munde stecken, als ihm ihr sprödes, furchtsames Verhalten die alten Zweifel an ihrer Treue vor die Seele rief und er sich ausmalte, daß sie an derselben Tafel nur für ihn kein Zeichen, keinen Laut der Neigung offenbarte, an welcher sie in gesprächigen Nachtstunden an der Seite des Docenten geschwelgt hatte!

Endlich entschuldigte sie sich mit ihrer Ermattung und wollte sich entfernen. Das Wenige, was sie genossen hatte, schien dem Gelehrten allzu ungenügend, um ihre Kräfte nur einigermaßen zu beleben, und so füllte er die Gläser, um sie wenigstens zu einem Trank der Erquickung zu nöthigen.

Da hielt sie das geschliffene Glas in unsicherer Hand, hörte die Aufforderung Theobalds, mit ihm auf seine glückliche Heimkunft und ein fröhliches Osterfest anzustoßen, und auf einmal stieg ein letzter, grauenerregender Charfreitagsgedanke in ihrem gemarterten Herzen auf, der ihre fahlen Wangen noch bleicher färbte. Der kleine Pokal mit seinem duftigen Raß gemahnte sie mit dämonischem Gesunkel an den Abendmahlskelch mit seinem heiligen Labewein, und wie die kristallinen Becher aneinanderklangen

und sie den feurigen Trunk an die Lippen führte, um ein wenig vom Rande zu nippen, da erschütterte sie das entsetzliche Gefühl, als ob sie im Begriff sei, in ihrem schnöden Unglauben sich selbst das Traubenblut zum Gericht zu trinken und die Rache des Himmels herabzufordern. Das Glas entstürzte ihrer Hand und zershellte klirrend am Boden. Wie der Gatte den heiligen Trank der Gottesliebe mit ihr nie hatte theilen wollen, so durfte sie jetzt und immer auch den weltlichen Willkommenstrunk, den Becher der Liebe und Versöhnung nicht mit ihm theilen! Ein Thränenstrom brach aus ihren Augen; sie wendete sich ab, eilte nach der Thür und streckte die Arme in flehntlicher Gebärdensprache gegen ihn aus, als er ihr folgen und sie um die Ursache ihres Schreckens befragen wollte.

In unbeschreiblicher Verwirrung blieb der Professor zurück und schritt in seinem Büchersaal unschlüssig auf und nieder. Konnte er an dem Ver-rath seines Freundes noch länger zweifeln? Katharinens Benehmen, ihre Verstörung, ihre Scheu, ihre Unfähigkeit, seinen Blick auszuhalten, waren das unzweideutigste Eingeständniß ihrer Schuld; sie mochte wohl wissen, daß er bereits gewarnt worden war, und fürchtete sich nun vor ihm, fürchtete sich vor der Stunde, in der er sie zur Verantwortung ziehen, und vor dem Zorn, mit dem er über sie richten mußte. Sie war noch schön, fast noch schöner als vor seiner Abreise; die Neue und der Gram prägten ihrem jugendlichen Gesicht einen höheren seelischen Reiz auf, und er wurde von einem sehnächtigen Verlangen nach seiner holden Sünderin erfüllt. Aber wie er sich vorstellte, daß diese Züge eines erhöhten geistigen Lebens doch die Wollust und die Zerknirschung über dieselbe in ihr einst so kindliches Nutliß gegraben hatten, so gerieth er in eine heillose Wuth und schlug mit der Faust gegen die Buchreihen, die sich unregelmäßig verschoben.

Als er am Morgen nach einem langen festen Schlaf, in welchen ihn die Aufregung und die Anstrengung der Reise gewiegt hatten, in das Schlafzimmer seiner Gattin trat, sah er diese in angstvoller Sorge um die Kleine bemüht, deren zarter Körper durch einen heftigen Hustenanfall schmerzhaft erschüttert wurde. Der Mutter kam es in den Sinn, daß sich das Kind auf ihrer gestrigen Wanderung durch die unwirthlichen Straßen, in dem rauhen Zugwind auf der Brücke, auf den ungastlichen Stufen des Sprechhäuschens eine bedenkliche Erkältung zugezogen haben könne; und die Vorwürfe, die sie sich machen zu müssen glaubte, daß sie, mit ihren Fluchtgedanken beschäftigt, zu wenig auf Agathe geachtet und dieselbe in unentschuldigbarer Art der Unbill der Witterung preisgegeben habe, vergrößerten ihre Besorgniß dergestalt, daß auch der Vater von sichtbarer Unruhe ergriffen wurde. Sie überzeugte sich von Neuem, wie sehr er das Mädchen liebte und jetzt über die sich wiederholenden Anfälle untröstlich schien.

Er ging selbst den Arzt zu rufen, der noch am Vormittag vorzusprechen verhieß.

Auf dem Rückwege kam er am Hause des Privatdocenten vorbei.

Mit dem mannhafteu Vorfat, ſich Licht über das Geſchehene zu verſchaffen und die beweiskräftige Entdeckung des Treubruches ſeines Weibes nicht um eine Stunde zu vertagen, ſtieg er hinauf und klingelte mit einem Ungestüm, als hätte er Sturm läuten wollen, um die ganze Stadt zur Zeugin ſeiner Unterſuchung aufzurufen.

Johannes öffnete ihm ſelbſt. Die geſtrige Begegnung mit dem Freunde und die anſcheinend ſo argloſe Begrüßung deſſelben hatte dem Doctor gezeigt, daß Frau Käthe Wort gehalten und ihren Gatten mit keiner Silbe über ſeine thörichte Uebereilung verſtändig habe. Er bewunderte die ſtandhafte, ſelbſtloſe Frau, die ihn ſo rückſichtsvoll ſchonte, und ein brennendes Schamgefühl, ſich gegen den edelmüthigſten Genoffen in ſo unwürdiger Weiſe vergangen zu haben, vernichtete ihn immer unerbittlicher vor ſich ſelbſt. Was er geſündigt, mußte er büßen, mußte er durch ein ehrliches Geſtändniß ſühnen, werde daraus, was wolle! Das war ſeine Mannespflicht, und war es um ſo mehr, als der Profeſſor jeden Augenblick durch eine häßliche Zuträgerei über ſeinen Verkehr mit Katharina mit den böswilligſten Entſtellungen unterrichtet und ſo veranlaßt werden konnte, gegen ſeine Gattin mit dem ungerächteſten Zorne aufzutreten. Ihr jeden häuslichen Zwift zu erſparen, das war ſeine Ritterpflicht gegen die unvergleichliche Frau. Eben hatte er ſich hingefeßt, um von Theobald ſchriftlich eine Unterredung unter vier Augen zu erbitten und ihn zu dieſem Zwecke zu ſich einzuladen, als der Beleidigte ſchon auf der Schwelle ſtand und von dem Gelehrten nicht ohne große Betretenheit in's Zimmer genöthigt wurde.

Es war dem Doctor von der Wirthin nicht gemeldet worden, daß der Freund ſchon geſtern, gleich nach jenem Zusammentreffen vor ſeinem Hauſe, bei ihm geweſen, und ſo ſah er in dem Frühbeſuch deſſelben nur einen, ihn vollends beſchämenden Beweis ſeiner Reigung und Achtung; ein Irrthum, der durch die ſchnell wiedererlangte Selbſtbeherrſchung des Profeſſors nur noch geſteigert wurde, welcher den Kameraden in Sicherheit wiegen wollte, um ihn darauf deſto nachdrücklicher zu prüfen.

„Gut, daß Du kommſt, Theobald!“ ſagte Johannes und wies ihm die noch uaffe Einladung. „Meine Thorheit, meine Leidenschaft haben mich aus Deinem Hauſe verbannt. Was ich Dir zu ſagen habe, wird mich in Deinen Augen tief herabſetzen; doch es muß geſagt werden, je früher je beſſer, und Du ſiehſt mich zu jeder Genugthuung bereit.“

Nach dieſem Eingang legte er eine umſtändliche Beichte ab, indem er, die Arme auf dem Rücken verſchränkt, vor dem Freunde auf und nieder ging, die Blicke auf den Boden heftete, auch den Ausbruch ſeiner ihn überwältigenden Empfindungen in der Nacht vor dem Chriſtfeſt nicht beſchönigte und mit den Worten ſchloß: „Seit jenem Auftritt habe ich Katharine nicht wiedergeſehen. Drei Monate habe ich ſeitdem mit mir gerungen; ich bin meiner Sinne Meifter geworden, habe mein heißes Blut beſchwichtigt, und die wilde vulkaniſche Gluth meines Innern milderte

sich allmählich zu dem stillen beharrlichen Feierglanz der kleinen Lampe, die, vor dem Bilde einer Heiligen, in verborgener Kapelle mit andächtiger Flamme brennt. Mußt Du mich verdammen — und ich mag es vielleicht nicht anders verdienen — so stehe ich Dir zur Verfügung, und Du wirst mir mein Loos bestimmen; kannst Du mir aber vergeben, so reiche mir Deine Hand und mache diese Stunde zu der reichsten und gesegnetsten meines Lebens!“

Er blieb mit gesenkten Augen vor dem Genossen stehen und erwartete in demüthiger Haltung sein Urtheil.

In Theobalds Seele lösten sich während dieser Bekenntnisse die entgegengesetzten Gefühle ab. Erst begleitete er mit fieberischer Spannung die Schilderung von der stetig anschwellenden Leidenschaft des Doctors, mußte sich Gewalt anthun, um nicht ingrimmig auf den Sprecher loszustürzen, als derselbe von der Ueberwallung berichtete, mit der er die Geliebte an sich gerissen, wurde dann von hoher Bewunderung für das maßvolle, hochsinnige Verhalten seines Weibes hingerissen und bemitleidete zuletzt mit herzlichem Wohlwollen den jungen Freund, der so redlich mit sich selbst gekämpft und sich in schwer errungener Entsagung an dem Lichtschein hatte genügen lassen, der aus den Fenstern des Büchersaals auf die Straße fiel, um aus der Ferne an den nächtlichen, auch nach seiner Verbannung fortgesetzten Studien seiner Schülerin den bescheidensten Antheil zu nehmen. Johannes hatte so aufrichtig, so ohne Hinterhalt und mit so ungeschminkter Ehrlichkeit gesprochen, daß der Hörer an der vollen Wahrheit der Beichte nicht zweifeln konnte. Eins aber strahlte und prangte mit immer siegesfroherer Gewißheit vor den Augen des Gatten: Katharina war rein geblieben, rein und ohne Makel, und er durfte stolz sein auf die Sitte, Tugend und Liebe seines Weibes!

Er erhob sich vom Sessel und näherte sich dem Genossen. Dieser wagte einen schüchternen Blick auf den Professor, sah den feuchten Schimmer in seinen Augen, breitete unwillkürlich seine Hände nach ihm aus, und die beiden Männer lagen sich in den Armen und empfanden eine festliche Weihe sittlicher Erhebung, wie sie nur aus der einsichtigen, weisen Erkenntniß menschlicher Schwäche und aus der nachsichtsvollen, ebenso weisen Entschuldigung derselben entspringen kann.

Freien Herzens, einem glücklich erhörten Liebhaber gleich, trat Theobald den Heimweg an. Wie lachte er nun seiner Eifersucht! Mit seinen grämlichen Folianten hatte sich Frau Käthe eingeschlossen, in unstillbarem Wissensdurst seine strengen Philosophen zum heimlichen Stelldichein geladen, hatte mit Kant und Leibnitz die feuschesten Zwiegespräche geführt und dem Gemahl der Kanthippe auf seinem Schranke mit klugen Blicken zugelächelt! Und welch eine Liebe zu ihm bekundete ihm ihr Streben, sich in seine Wissenschaft hineinzudenken, sich in den Geist seiner eigenen Werke ein-

zuleben und fortan seine unerschrockene Mitkämpferin in jeder Gedankenschlacht zu sein!

Als er in seinem Arbeitssaale stand, erschien ihm die Bücherei nicht mehr wie ein wüster Kirchhof, und die goldenen Buchstaben der Titel mahnten ihn nicht länger an die goldenen Lettern der Grabinschriften, sondern sie glichen einem ringsum rankenden Blumenschmuck, der, von der *Maisonne* hervorgelockt, aus dem Nährboden der Forschung an's Licht brach.

Theobald eilte in das Krankenzimmer. Er fand Katharina am Bett Agathens eifrig in ihr mütterliches Pflegeamt vertieft, daß sie sein Kommen überhörte; er betrachtete die feinen Umriffe ihrer Gestalt, die, wie er nun wußte, durch keine Sünde entweiht worden war, mit bräutlichem Wohlgefallen und legte in unbemerkter Annäherung seinen Arm um ihren Leib, um sie in trunkenem Entzücken an sich zu drücken.

Sie erschrak, ent schlüpfte ihm geschickt und äußerte schwermuthsvoll, ohne ihn anzuschauen: „Der Arzt war hier und schüttelte bedenklich den Kopf; ich fürchte, daß eine große Gefahr für unser Kind im Anzuge ist. Vergieb mir, Theobald, wenn ich mich Dir nicht widme; mein Platz ist jetzt an diesem Bette, und ich werde und darf nicht von ihm weichen.“

Er warf einen angstvoll prüfenden Blick auf die schlummernde, im Fiebertraum lallende Tochter und gestand sich ein, daß in dieser Lage die inbrünstige Mutterliebe über alle anderen Empfindungen siegen müsse. So geduldete er sich und nahm sich vor, seiner Frau zu einer gelegeneren und festlicheren Stunde den Jubel über ihre Studien zu entdecken; aber im Stillen jamm und grübelte er, warum sie im Bewußtsein ihrer Unschuld ihn so fremd und kalt behandle, jedem Alleinsein mit ihm absichtlich aus dem Wege gehe und nicht selbst das Verlangen fühle, ihn einmal mit ihrer philosophischen Bildung zu überraschen.

Am nächsten Morgen — es war der Ostersonntag — stellte der Sanitätsrath eine merkliche Besserung in dem Befinden des Kindes fest und überredete die Mutter, deren leidendes Aussehen ihm Besorgniß einflößte, einen Ausgang mit ihrem Gatten zu machen, um sich in der milden, beim plötzlichen Umschlag der Witterung doppelt erquicklichen Luft zu erholen und Kraft für die kommende Nacht zu sammeln. Der Professor stimmte ein, Dörthe wurde an das Lager der Kleinen beschieden, und das selbstquälerische Pärchen wanderte Arm in Arm durch die Straßen.

Wie die Osterglocken von den Thürmen riefen, riefen sie auch die alten Seelenqualen in dem Herzen Katharinens wach. Sie begann zu zittern, schlug die Augen nieder, vermied es, irgend eine der Kirchgängerinnen anzublicken, und hörte so gut wie nichts von dem lebhaften Geplauder des Gelehrten, der mit einer listigen Wendung das Gespräch auf ihre philosophischen Denkübungen hinüberzuspielen suchte. Sie könne an nichts anderes denken als an ihr armes Kind, antwortete sie, und er

solle ihr nicht gram werden, wenn sie sich der furchtbaren Sorge um Agathe nicht zu entschlagen vermöge.

Er aber hatte einen prächtigen Einfall, auf den er sich nicht wenig zu Gute that. Hatte seine Käthe ihm das Liebesopfer gebracht, sich in seine Ideenwelt zu versenken und neben ihrer Bibel seine Bücher ihrer eingehendsten Beachtung zu würdigen, so war es nicht mehr als billig, daß auch er ihr ein Opfer brachte und sich bemühte, in ihre Gedanken- und Gefühlsphäre einzubringen. Was er ihr so oft verweigert hatte, wollte er heute aus freien Stücken thun, wollte dem Gottesdienst an ihrer Seite beimohnen.

Ohne daß sie es in ihrem Trübsinn merkte, schlug er den Weg nach der Kirche ein und schickte sich eben mit selbstgefälligem Schmunzeln an, mit seiner Gattin über die Schwelle des Gotteshauses zu schreiten, als sie aufschaute, seine Absicht erkannte und ihn mit tödtlichem Schrecken von der Stätte riß. „Nicht hinein, nicht an den Altar“, hauchte sie, entrückte ihm gewaltsam ihren Arm und lief mit so aufgeregter Hast die Straßen hinab, daß er Noth hatte, ihr zur Seite zu bleiben.

Was sie lange gefürchtet, war nun unerträgliche Gewißheit. Er hatte, so wähnte sie, einen Einblick in ihr seelisches Leid gethan, wollte ihr nun über ihre Schwäche hinweghelfen, wollte ihr durch die Maske seines Beispiels die Brücke zu dem frommen Aberglauben zurückbauen, ohne welchen, nach seiner hoffärtigen Meinung, ein Weib nun einmal nicht fertig werden könne, und zeigte ihr so ein wohlfeiles Mitleid, das für sie nicht Trost und Labung, sondern eitel Hohn und Galle war!

Theobald dagegen glaubte jetzt der merkwürdigen Wandlung seiner Gattin auf der Spur zu sein und sah ihre wissenschaftlichen Bestrebungen nunmehr in einem andern Lichte an. Daß sie mit ihm nicht vor der Kanzel sitzen mochte, daß sie sich vor der Kirchenthür so unsanft von seinem Arme losgekettet hatte, als ob sie sich angesichts der Heiligkeit des Ortes vor ihm bekreuzigen müsse, als ob sie sich vor ihm entseze: dies bewies ihm nur zu offenbar, daß der vertraute Umgang mit seinem Buche für sie keinen besseren Erfolg gehabt als die überaus kleinliche Entdeckung, daß der Inhalt desselben mit der Bibel nicht übereinstimme, daß sie ihn für einen gottvergessenen Keyer halte, durch dessen Nähe der Altar geschändet, das Gotteshaus entheiligt werde, und daß sie in ihrem rechtgläubigen Dünkel ihn verdammen, ihn drängen und foltern werde, seine hochfahrenden Irrthümer zu ihren Füßen gleich einem armen Sünder abzuschwören. Doch wie? Sollte er um solcher unduldsamen Grillen willen die Arbeit seines Lebens verleugnen, ihrer Eugherzigkeit und andächtigen Spießbürgerlichkeit zu Liebe auf das Recht des freien Gedankens Verzicht leisten und seine Vernunft in Ketten schlagen, um sich an ihren Kindereien zu ergötzen? Er war kein Schulknabe, den sie hofmeistern durfte, und ihre Selbstüberschätzung dünkte ihm ganz ungeheuerlich. Er biß sich auf die

Lippen; der Stolz des Gelehrten schloß ihm den Mund, und er wehrte sich um so mehr gegen jedes Entgegenkommen, als er ja selbst seiner Frau ein schweres Unrecht abzubitten hatte, das Unrecht, dem er mit seinem haltlosen Verdacht gegen ihre eheliche Treue verfallen war. So litten sie Beide durch ihr Schweigen, und jeder folgende Tag mußte ihre reizbare Verstimmlung mehren.

Als sie in der Wohnung anlangten, kam ihnen die Magd mit dem schreckenden Bericht entgegen, daß sich der Zustand der Kleinen zusehends verschlimmert habe, daß sich das Fieber von Minute zu Minute steigere und der Heiltrank des Arztes die bisherige Wirkung versage.

Während Theobald sich aufmachte, um den Doctor herbeizuschaffen, lag Katharina in ohnmächtiger Verzweiflung vor dem Lager ihres Lieblings. Was ihr die Osterglocken in die Ohren geschrien hatten, die nahe Strafe für ihre Versündigung an Gott und dem Heiland, das ging seiner graufigen Verwirklichung zu. Sie fühlte es an den vernichtenden Schlägen ihres Herzens: Agathe war unrettbar verloren! O, wenn sie wenigstens mit ihrem Kinde hätte sterben dürfen! Doch von der Flucht im rauhen Sturmwind des Charfreitags, welche die Kleine auf das Krankenbett geworfen, hatte sie selbst nur eine leichte Erkältung davongetragen. Auf der Landpfarrei ihres Vaters, in der gesunden Luft des Dorfes und seiner Waldungen hatte sie ihren Körper abgehärtet und eine zähe Dauerbarkeit ihrer Kräfte gewonnen, die sie jetzt dazu verurtheilten, die heißgeliebte Tochter zu überleben. Und sie trug doch die Schuld an der Erkrankung des Mädchens; ihr Schmerz, ihre Unbesonnenheit hatte es der Unbill des winterlichen Frostes ausgesetzt, und sie war die fluchwürdige Mörderin ihres Kindes! Die unbarmherzige Sühne des Himmels brach über sie herein; der Tod Agathens, der von der Mutter herbeigerufene Tod war das furchtbare Gottesgericht, durch das ihr freventlicher Unglaube, der laue Wankelmuth ihrer Heilandsliebe gezüchtigt ward!

In der Folterqual dieser Selbstanklage wurde sie durch den Arzt bestärkt, der vergebens die ernste Gefahr zu verbergen strebte, von welcher das Leben der Kleinen bedroht war.

In der Nachtwache löste der Professor die Gattin ab. Während er mit pünktlicher Fürsorge die Eisumschläge um das Haupt des Mädchens erneuerte und mit gramumwölfter Miene sein heißes Händchen streichelte, hörte er zugleich die unheimlichen Worte, die Katharina im wirren Schlummer lallte, und die ihm auf's Neue bezeugten, welche seelischen Schmerzen sie um feinetwillen litt.

„Glaubst Du an Jesus Christus, Theobald?“ Mehrfach wiederholte die unruhige Träumerin diese Frage, und jedesmal fühlte sich der Gelehrte wie von einem Todeschauer durchfröstelt.

So verstrichen die nächsten Tage in unaufhörlicher Noth. Die Mutter wurde sich mit jeder Stunde immer mehr und mehr ihrer unver-

zeihlichen Schuld bewußt, und das Gespenst des Wahnsinns tauchte dann und wann mitten in den aufreibenden Grübeleien vor ihren thränenumdunkelten Augen auf. Sie konnte es sich nicht verhehlen, daß der Vater mit einer, in ihrer unerschütterlichen Stärke kaum von ihr geahnten Liebe an dem Mädchen hing. Hundertmal sprang er am Tage von seinem Schreibtisch auf, um an das Bett Agathens zu treten, und bestand darauf, daß seine Frau, wie sehr sie sich auch sträubte, ihm die Hälfte der Nachtwache überließ. Sie klagte sich an, dem Manne, dem sie selber keinen Trost mehr zu bieten vermochte, mit dem Kinde auch den letzten Halt seines Wesens zu entreißen; es war ja ihr eigenstes Werk, wenn er sein Dasein verfluchen und in grenzenloser Erbitterung sein Weib, sich selbst, Gott und die Welt verwünschen würde!

Acht Tage waren seit der Erkrankung der Tochter verfloßen, als sich das Fieber derselben mit einer Heftigkeit äußerte, daß Dörthe noch in später Abendstunde nach dem Doctor lief.

Der ernste, würdige Mann stand lange an dem Lager der bewußtlosen Kleinen, rieth, ordnete an und sagte doch zuletzt, als er sich zum Gehen wendete und die Blicke der Mutter mit herzabdrückendem Flehen auf ihn gerichtet waren, indem er bedeutungsvoll seine Hand in die ihrige legte: „Menschliche Kunst ist hier an ihrer Grenze, Frau Professorin; hier kann nur Gott noch helfen.“

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als Katharina in einem Winkel des halbhellen Raumes zusammenbrach. Sie lehnte den Kopf an einen Schrank und preßte die Hände in unaussprechbarem Jammer auf ihre Brust. So war denn ihr Schicksal entschieden! Der Engel des Todes, von schwarzen Flügeln hergetragen, streckte seine beutegierige Hand nach dem Kinde aus; aber kein versöhnlicher Glanz leuchtete aus seinen himmlischen Augen, sondern sie erschaute ihn in ihrem Elend mit dem Zorne des Herrn ausgerüstet, mit den schreckhaften Zügen des beschwingten Boten, der einst die Eltern des Menschengeschlechtes aus dem Paradies herausgetrieben hatte.

Ach, der Mann der Wissenschaft, der Arzt, der die Gesetze der Naturlaufs kannte und in die Geheimnisse der Schöpfung so manchen aufhellenden Blick gethan, er hatte sich den Glauben an Gott bewahrt, hatte sie auf die Hülfe des Höchsten verwiesen und der Kraft des Gebets den Triumph über alle irdische Weisheit zugesprochen! Und sie? Sie suchte umsonst nach einem frommen Wort, nach einem einfältigen Wort der kindlichen Bitte; ihr Inneres war ausgebrannt, war ausgehörnt von der versengenden Gluth des Zweifels; sie hatte jeden Anspruch auf die Huld des Himmels verscherzt, der sie so gnadenlos strafte, und sie war unter allen Sünderinnen des weiten Erdenrunds die verworfenste!

Der Gelehrte hatte den Sanitätsrath hinausbegleitet, hatte noch einmal aus seinem Munde vernommen, daß nach menschlichem Wissen für

die Rettung des Kindes nichts mehr zu hoffen sei, und faß nun, von dem härtesten Schlage getroffen, ohne Fassung in der Mitte seiner Bücher. Er konnte sich nicht vorstellen, wie er ohne Agathe, deren liebe Gestalt in der Siebenhügelstadt ihn unablässig umgaukelt, seine öden Tage fortfristen sollte. Er verlor sich in ein weltfremdes Hinbrüten und hielt eine stille Einkehr bei sich selbst.

Theobald gehörte zu den Jüngern der Wissenschaft, denen Religion und freie Forschung nicht unausgleichbare Gegensätze sind. Hielt er auch wenig von den Förmlichkeiten und Ceremonien der Kirche, so war er nichtsdestoweniger kein Fürsprecher der Irreligiosität. Tausendfach hatte er es in seiner Denkerarbeit erfahren, daß der Erkenntniß der Menschen die Flügel gebunden sind, daß trotz alles Hinabsteigens zu den Wurzeln aller Dinge, alles Werdens zuletzt eine erste, unentzifferbare Ursache zurückbleibe, die sich durch nichts anderes als durch den schöpferischen Act eines höheren, unumchränkten Willens erklären lasse; und wenn er sich in seinen psychologischen Ergründungen auch tausendfach überzeugte, daß alle Gedanken, alle seelischen Empfindungen auf die Bewegungen der Gehirnatome zurückzuführen seien, so war doch auch hier in dem Umsetzungsprozeß der mechanischen Reize in eine Thatsache des Bewußtseins, der Erschütterung der Gehörnerven in einen deutlich erfaßten Ton, der Reizung der Rezhaut in ein klarbewusstes Bild ein unlösbares Räthsel gegeben, das sich spröde allen Deutungsversuchen entrang und auf die Einwirkung einer Kraft hinlenkte, die nicht an die Gesetze des Staubes gefesselt war.

Er athmete auf, schlich auf den Zehen an das Krankenbett Agathens, ohne von seiner, noch immer im Winkel kauern den Frau bemerkt zu werden, stellte sich zu Häupten des Kindes, faltete die Hände und sprach:

„Herr, Herr, all unser Wissen ist Stückwerk. Ich weiß und ahne nicht, warum Du diese holde Blume an meinem Lebenspfade pflücken, sie knicken und der Verwesung anheimgeben willst. Deine Wege sind unerforschlich, und kein Menschenwitz vermag sie auszulegen. Willst Du dieses Mädchen zu Dir fordern, o, so gieb mir die Kraft, es hinzugeben und den Schlag zu tragen, der mich zu zerichmettern droht; o, so gieb mir die Kraft, mein armes Weib durch mein Beispiel zu stärken und es aufzurichten in seiner Angst und Noth! Kann es aber nach Deinem ewigen Rathschluß geschehen, daß Du, himmlischer Gärtner, diese halbgebrochene Blume mit dem Thau Deiner Gnade erquicken, sie neu beleben und mir zum duftigsten Schmuck meines Daseins erhalten willst, so lege huldreich dieses Kind an mein Herz zurück und an das Herz der gebeugten Mutter, die Dir in ihrer schlichten Frömmigkeit nachgewandelt ist bis auf diesen Tag, und schenke ihr den Frieden wieder, den ihr die fürchterliche Pein um die Tochter raubt!“

So sprach er feierlich und neigte sich lange über die Kranke hinab, um in lautloser Ergriffenheit ihren unruhigen Athemzügen zu lauschen.

Katharina hatte Wort für Wort gehört. Ein Wunder war herabgekommen; das unbegreifliche Etwas, nach dem sie sich so heiß gesehnt, das ihr die Verständigung mit ihrem Gatten ermöglichen sollte: nun lag es vor ihr im flammenden Heiligenschein einer gottgesendeten Offenbarung! Wie hatte sie diesen Mann verkannt, und wie zeigten ihr die Schlußworte seiner ernstesten Zwiessprache mit dem Höchsten, daß er nicht an ihrer Gläubigkeit mit spöttelndem Hohn gezweifelt, daß er ihr das Zeugniß gab, in Wandel des Herrn geblieben zu sein bis auf diesen Tag! Ja, nun war sie mit einem Zauberschlage wieder fromm und gut, gut und fromm durch die wunderwirkende Macht des lautereren Gebetes ihres Gatten; wie von einem Blitz der Allmacht getheilt, zerrannen die Schleier und Wolken, die ihr das Licht des Glaubens verdüstert hatten, und die Centnerlast der Gewissensqual fiel ab von ihrem Herzen. Ja, wenn der Gelehrte, der so unendlich viel klüger und weiser war als sie selbst, der im Reiche des Geistes den Acker der Wissenschaft bestellte, wenn er mit seinem Gott, der doch auch der ihre war, so frei und offenherzig redete, von der Zuversicht auf seine Weisheit und Gnade durchdrungen: wo blieb da ihr Wankelmuth, ihre Zaghaftigkeit, ihre kleingläubige Furcht vor dem Aufhören seiner Güte? Sie hörte sich von überirdischen Harmonien umflungen; der Todesengel am Bette ihres Kindes war kein Dämon der Hölle mehr; von den Gräbern her vernahm sie weiche Worte ihrer verklärten Mutter, die sie in Demuth und Reue an die Seite ihres Gatten riefen, und der verklärte Vater verdamnte sie nicht mehr mit eifernden Gebärden im faltenschlagenden Talar, sondern er breitete in stummer Nührung seine Arme aus, um seine Tochter zu segnen. Alle in so langem Widerstreit zurückgedämmte Inbrunst ihrer Gottesliebe fluthete wie ein rauschender Strom in ihre wogende Brust zurück, und sie glühte vor heiliger Begierde, ihren Jesus freudig zu bekennen.

So richtete sie sich vom Boden empor und schüttelte sich einen Augenblick, als wollte sie alles Gemeine, Niedrige und Sündhafte entschlossen von sich werfen.

Von dem Geräusch aufgeschreckt, wendete sich Theobald um und sah mit athemlosen Erstaunen auf seine, wie durch einen Zauber umgewandelte Rätke.

Aufrecht stand sie da, fest und sicher, neigte ihr schönes Haupt, faltete die Hände über ihrem Busen und betete mit leiser, aber markiger Stimme das Heilandsgebet, das Vaterunser.

Dann schlug sie die Augen auf, die von quellenden Thränen schimmerten, streckte die Arme nach ihrem Manne aus, und er eilte auf sie zu, um sie mit seligen Küßen zu umschlingen.

Sprachlos hielten sich die Gatten umfaßt, bis die Thür behutsam geöffnet wurde und Dörthe in's Zimmer trat, um ihre Herrin in der Pflege abzulösen.

Katharina winkte die Magd zu sich heran, befahl ihr, sie sofort zu rufen, wenn das Kind erwachen sollte, und zog den wiedergefundenen Freund in den Arbeitsaal.

An demselben Platz, wo sie vordem den Vortrag des Privatdocenten an jenem verhängnißvollen Abend vernommen hatte, rückte sie die Sessel aneinander, schmiegte ihre Linke um Theobalds Nacken und erzählte ihm in umständlicher Beichte und mit herzlicher Abbitte, was sie um ihn erduldet, und welches Unrecht sie ihm und seinem Buche gethan, und wie sie ihn so lieblos verurtheilt habe, ohne ihn in ihrem Vorwitz vorher zu hören. Da schmolz auch sein Stolz in nichts zusammen, und auch er erzählte ihr in umständlicher Beichte und mit herzlicher Abbitte, wie er sie, auf den Brief des Collegen hin, in Verdacht gezogen und in Rom, auf der Reise und bis zu seiner Unterredung mit dem Doctor an ihrer Treue und Tugend irre geworden sei, ohne in seiner grundlosen Eifersucht den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden. Keine Anklage wurde laut, kein Widerspruch, und Versöhnung und Frieden besiegelten die Geständnisse der Beiden.

Die Stunde war abgelaufen, in welcher die Magd am Krankenbette zu wachen hatte. Eben stand Katharina auf, um, von neuer Sorge geängstigt, ihrer Pflicht nachzukommen, als Dörthe mit der fröhlichen Meldung erschien, die Kleine sei ruhiger und ruhiger, ihr Athmen regelmäßiger geworden, und ihr Schlummer sei sicherlich eine Gewähr für ihre Besserung.

„Ach, wenn es nur das Erlöschen der Lebenskraft war, das die Züge ihres Odems besänftigte und allmählich in immer stillerer Schwäche verhauchen ließ!“ So fürchteten die Gatten und traten an das Lager Agathens: aber die kleine Schläferin lag stumm und unbewegt, und die zarte Brust hob und senkte sich ohne Kampf und Beschwerde unter dem weißen Linnen ihres Bettes.

Hand in Hand saßen die Versöhnten vor ihrem Kinde und flüsterten einander die Gedanken und Wünsche ihrer Hoffnung zu.

Um Mitternacht erwachte Agathe, suchte mit ihren verschlafenen Augenlein die Dämmerung des Zimmers zu durchdringen und heftete langsam ihre Blicke auf die Eltern. Sie wollte sprechen, ohne die Kraft zu finden; doch das flüchtige, liebreizende Lächeln, das einen Augenblick über ihre Lippen flog, that dem Vater und der Mutter kund, daß sie die lieben Gestalten neben ihrer Wiege erkannt hatte und, von ihrer Nähe beglückt, das Köpfchen schlaftrunken auf die Seite schob, um von Neuem in friedlichen Schlummer zu versinken.

Am folgenden Vormittag wurde der Arzt nicht müde, seiner Befriedigung über die erfreuliche Wandlung Ausdruck zu geben. „Die gute Natur hat dem Kinde durchgeholfen,“ jagte er im Scheiden; aber Frau Käthe wußte es besser: Das Gebet ihres Mannes und die Glaubensfülle ihres Vaterunser hatten das Wunder bewirkt. Gott zürnte nicht länger. „Herr,

erlöse uns von dem Uebel“, so hatte sie gelehrt, und der Allerbarmere schenkte ihr Erhörung!

V.

Die Genesung Agathens ging ohne Zwischenfall von statten.

Am Himmelfahrtstage stand der Professor vor seinem Schreibtisch und bemühte sich mit auffallendem Ungeschick, den Deckel einer geheimnißvollen Kiste zu erbrechen, die der Postbote in der Frühe für ihn abgegeben hatte. Katharina neckte ihn und wollte ihm helfen; doch er wehrte ihr und äußerte, sie solle ihm die Ueberraschung nicht verderben, die er in Rom für sie bestellt und die ihm nun endlich nachgesendet worden sei. Sie ließ ihn gewähren, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte in dankbarem Rückblick auf die ausgestandenen Leiden und Gefahren:

„Dein Leibnitz hat doch Recht, lieber Theobald. Diese Welt ist die beste unter allen möglichen Welten. Das physische Uebel und der Schmerz war auch für mich heilsam als Strafe sowohl, wie auch als Erziehungsmittel. Das moralische Uebel oder das Böse konnte Gott auch für mich nicht aufheben, ohne meine Selbstbestimmung und damit meine Moralität selbst aufzuheben, und die Freiheit meiner Selbstentscheidung nach dem bitteren Weh des Kampfes hat auch mich zum Frieden der Seele zurückgeführt.“

Wie so oft, hatte der Gatte auch heute seine strahlende Freude an den gelegentlichen philosophischen Anmerkungen seiner gelehrten Hausfrau. Da fing der widerspenstige Deckel zu weichen an; Katharina mußte sich auf den Wunsch des Geliebten abwenden und hielt sich in kindlicher Wonne die Augen mit den Händen zu.

Der Professor hatte in Rom, in dem Atelier eines jungen, hochbegabten Bildhauers das Gypsmodell und die bereits ziemlich vollendete Marmorausführung der Statuette eines am Kreuze hängenden Heilands gesehen. Das gediegene Werk fand seinen Beifall; er kaufte es für seine kleine Heilige und beauftragte den Künstler, es so schnell wie möglich fertig zu stellen und ihm ungesäumt in die deutsche Reichshauptstadt nachzuschicken. Nun war es eingetroffen zur Feier des Tages der Himmelfahrt, und er schälte es hastig aus der Hülle und Fülle seiner vorsorglichen Verpackung heraus. Jetzt wägte er es prüfend in den Händen und pflanzte es mit behaglichem Frohsinn vor dem Bücherthurmbau auf seinem Arbeitstische auf. Der Sokrates schaute von seinem Schranke nachdenklich auf den Gekreuzigten herab; aber kein faunisches Lächeln suchte um seine Mundwinkel auf, sondern der hellseherische Glanz eines die Wunder der Zukunft verkündigenden Propheten brach aus den todtten Augen des edelsten aller Athener hervor.

Katharina, die sich endlich umwenden durfte, konnte sich nicht genug

thun, das herrliche Bildwerk zu bewundern und dem Geber mit überströmender Freude zu danken.

Da trat der Gatte auf sie zu, hob ihr ernst den Kopf in die Höhe, blickte ihr fest in die Augen und sagte mit nachdrücklicher Betonung:

„Welt, Frau Käthe?! Daß Du in dem Heiland den eingeborenen Gottessohn verehrst und anbetest, ich aber nur den reinsten und vollkommensten Menschen, der, ein Vorbild aller Tugend und alles sittlichen Wandels, jemals auf Erden gewelt hat, in ihm mit demüthigem Staunen erblicke — das soll uns nun und nimmermehr entfremden und kein Hinderniß unseres Herzensbundes sein?“

„Nein, niemals,“ hauchte sie aus voller Seele und barg ihr Haupt an seiner Brust.

Da tönte aus dem Nebenzimmer erst ein quäkendes „Papa“ und dann ein quäkendes „Mama“ an das Ohr der Gatten. Sie sahen sich befremdet an. In ihrer Seligkeit hatten sie das zaghafte Klingeln des Privatdocenten überhört, der es heut zum ersten Mal gewagt, das Haus des Freundes wieder zu betreten, und sich unbemerkt in das Kindergemach geschlichen hatte, um zunächst der jauchzenden Agathe die so arg verspätete Weihnachtspuppe zu überreichen.

Nun kam Johannes in den Arbeitsaal. Das Blut schoß ihm in's Gesicht, als er die Professorin gewahr wurde. Er ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder, faßte ihre Hand, küßte sie ehrerbietig und bat in reumüthigen Worten um Vergebung. Frau Käthe zog ihn empor und legte mit sittigem Erröthen seine Rechte in die Rechte ihres Mannes.

So feierten am Himmelfahrtstage, während die Glocken von den Thürmen predigten, die Gatten das Auferstehungsfest ihrer Liebe und Treue, und die beiden Männer ein gleiches ihrer geistigen Gemeinschaft.



letzte Abbildung veranschaulicht. Die unter dem Gestelle sitzende Frau ist die Wittve des Verstorbenen, welche die bei der Beisetzung üblichen Todtengesänge anzustimmen pflegt.

Mit dem Wunsche, daß diese kleine, den „Hirt'schen Bildertafeln“ entnommene Auswahl von Illustrationen den Lesern unserer Zeitschrift eine Anregung zu weiterem Eindringen in das werthvolle und gediegene Werk geben möge, schließen wir unsere Auslassungen. Wir bemerken nur noch, daß das Generalregister zu allen drei Theilen der Bildertafeln auch die Benutzung derselben wesentlich erleichtert und dadurch den Werth des Werkes bedeutend erhöht.

H. J.

Bibliographische Notizen.

Im Verlage von S. Hirzel, Leipzig, erscheint demnächst der Anfang eines neuen **deutschen Wörterbuchs**, das seiner ganzen Anlage nach berufen erscheint, einem wirklichen Bedürfnisse zu entsprechen. Es soll für Deutschland ein Werk schaffen, wie es Littré für die Franzosen, Webster für die Engländer gegeben hat. Der Verfasser ist Professor Dr. Moriz Henne, der rühmlich bekannte Germanist, der fleißigste Mitarbeiter am Grimm'schen Wörterbuche. Dieses letztere großartig angelegte Werk bereitet trotz seiner unvergleichlichen Vorzüge dessen Besitzern seit Jahren ein dauerndes Mergerniß. Seit Erscheinen des ersten Bandes dieses Wörterbuchs sind nun fünfunddreißig Jahre vergangen — ein Menschenleben! — und bis jetzt sind nur die Buchstaben A bis F und S bis Q abgeschlossen. An dem einen Buchstaben G wird seit zwölf Jahren gearbeitet! Und von diesem Buchstaben ist innerhalb dieser zwölf Jahre nur etwa ein Drittel erschienen. Es ist, wenn so weiter gearbeitet wird, kaum wahrscheinlich, daß dieser unglückliche Buchstabe G mit dem Jahrhundert abgethan sein wird. In diesem unvollkommenen Zustande ist das ganze Wörterbuch kaum etwas Anderes, als Ballast für die Bibliothek, denn in vielen Fällen versagt es seiner Unvollständigkeit wegen den Dienst vollständig. Das große Sanders'sche Wörterbuch besitzt einen Hauptvortrag: es ist vollständig. Aber die drei sehr großen, schweren und nicht handlichen Bände und der vierte Ergänzungsband machen dieses tüchtige und anerkennenswerthe Werk doch zum Handgebrauch recht beschwerlich. Dazu kommen noch die typographischen Schwierigkeiten. Wegen der Raumersparniß hat Sanders von den Abkürzungen übertriebenen

Gebrauch gemacht, so daß man oft lange suchen muß, bevor man das findet, was man braucht. Auch die Einreihung aller zusammengesetzten Wörter unter das Stammwort erschwert das Nachschlagen. Ebenso steht es mit den durch Vorsilben gebildeten Wörtern, die immer unter dem Wurzelworte aufgeführt sind. Man denkt nicht gleich daran, „erhaben“ unter „heben“ zu suchen, oder „Bergnüßen“ unter „genügen“. Das neue Wörterbuch, dessen Bearbeiter dafür bürgt, daß es eine ernste wissenschaftliche Arbeit sein wird, hat auch die praktische Seite vor Allem in's Auge gefaßt: es wird nicht zu umfangreich sein — drei Bände oder sechs Halbbände von etwa 40 bis 42 Bogen im Preise von fünf Mark —; es ist bequem im Format — Größe des Conversations-Lexicons etwa —, scharf im Druck, ohne erschwerende Abkürzungen, in deutschen Lettern gedruckt, die Citate Antiqua. Es liegt im Manuscript fertig vor und wird so schnell erscheinen, wie der Druckerei die Bewältigung der großen Aufgabe möglich ist. Die Verlagsbuchhandlung verspricht, daß es binnen zwei bis drei Jahren abgeschlossen vorliegen wird. Für jedes Wort ist die Herkunft, Verwandtschaft, die ursprüngliche Bedeutung angegeben. Die Belegstellen sind nach dem Alter der Schriftsteller geordnet. Wir begrüßen dieses neue Unternehmen mit aufrichtiger Freude.

P. L.

Giordano Bruno, sein Leben und seine Weltanschauung. Vorträge, gehalten in der Psychologischen Gesellschaft zu München von Dr. Ludwig Kahlenbeck. München, Ackermann.

Die vorliegende kleine Brochüre bietet allen denjenigen, die sich über die Lebens-

Seraph. Zwei Königinnen. Die vier Temperamente. Sacher-Masoch. Breslau, S. Schottländer.

Sacher Masoch ist ein Schriftsteller, der mit jedem neuen Buche immer von Neuem das Bedauern der Leser über seine Vorliebe zum Bizarren und Auffallenden, erweckt. Er setzt sich nicht nur gänzlich über alle Regeln der Kunst hinweg, sondern wirkt häufig geradezu geschmacklos. Ueber sein bedeutendes Talent kann ja dennoch kein Zweifel sein — man denke nur an das kleine Meisterstück: „Der Don Juan von Stolomea“; und auch in den uns vorliegenden Novellen sind bewunderungswürdige Einzelheiten. Aber auch hier spielt die „Pelzjacke von hochrothem Sammet mit hellbraunem Zobel gefüttert“ ihre bekannte unheimlich große Rolle; auch hier werden neben Herzenstönen, die warm und voll erklingen, schrille Laute hörbar, die ein pathologisches Empfinden zur Voraussetzung haben, und neben wirklich poetisch Schönen findet sich eben auch hier manches Geschmacklose. Das Alles halten wir für unleugbar; und dennoch erscheinen uns diese Sacher-Masoch'schen Novellen dichterisch werthvoll. Wir haben sie mit Genuß gelesen und stellen sie hoch über manche sogenannte Musternovelle. W.

Weibliche Waffen. Roman von Konrad Telmann. Dresden und Leipzig. G. Pierson.

Der Verfasser hat sich hier eine Aufgabe gestellt, die schon so unendlich oft das Hauptmotiv von Romanen oder Novellen geboten hat, nämlich die, ein Weib von überwältigender und verzehrender Schönheit zu schildern, und einen Mann, der ihr Opfer wird. Consequent genug ist diese Absicht durchgeführt. Ulgewaltiger und allvernichtender kann man sich die sinnliche Wirkung der Frau nicht vorstellen, als hier die Spanierin Donna Dolores sie übt; ärger zu Grunde zu richten vermag sie nicht, als hier der Kürassierriitmester Graf Ewald Kerszenbroof schließlich zu Grunde gerichtet ist — nur schade, daß eine solche Donna Dolores aus den triftigsten Gründen einfach unmöglich ist, und der Graf uns als solcher Lumb erscheint, daß er für gar keine Idee, selbst nicht für eine unheilvolle, als beweiskräftig anzuerkennen ist. — Konrad Telmann erzählt auch diese, durchaus mangelhafte wirkende Geschichte in der ihm eigenen gewandten Manier. Hoffentlich

können wir ihm bald wieder Besseres nachrühmen. W.

Gedichte. Von Frieda Port. Berlin, Wilhelm Herk (Bessersche Buchhandlung).

Das Büchlein ist Hermann Lingg und Paul Henze, den „stolz Gereiften, sicher Wandelnden“ gewidmet, denen die Verfasserin viel schuldig zu sein bekennt. Dankbarkeit ist nun freilich eine schöne Tugend; aber klüger hätte die Dichterin doch gethan, den offenen Ausdruck derselben zu vermeiden. Denn wenn man auch nicht so unbillig sein wird, die einschmeichelnde Grazie Henze'scher Formvollendung und den kühnen Gedankenwurf, das düster-prächtige Pathos der Lingg'schen Muse von der aufstrebenden Schülerin zu verlangen, so ist es doch schwer, da man an jene beiden Muster von vornherein erinnert wird und den Einfluß derselben vielfach herausfühlt, einen Vergleich zwischen ihnen und der Verfasserin zu unterlassen, der nothwendig nachtheilig für dieselbe ausfällt. Doch müssen wir anerkennen, daß sich in den vorliegenden Versen ein ernst ringender Geist ausspricht, dessen Wollen allerdings höher geht, als sein Können. Die Form ist, wenn auch nicht mit Virtuosität, so doch mit Sorgfalt behandelt. ow.

Leidenschaft und Liebe. Eine phantastische Dichtung. Von N. Leschivo.

Hochsommer. Gedichte von N. Leschivo. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

Der Titel der erstangeführten „phantastischen Dichtung“ hätte auch für die „Hochsommer“ benannte Gedichtsammlung gepaßt; denn er bezeichnet das in nur zu zahlreichen Variationen immer wieder erklingende Hauptthema. In manchen dieser Variationen offenbart sich wohl ein poetisches Talent, das sich freilich stärker zu fühlen scheint, als es thatsächlich ist; aber es gehört doch eine bedeutendere dichterische Individualität, eine reicher besaitete Lyra dazu, als sie der Verfasser besitzt, um nicht schließlich monoton zu erscheinen und in dem Leser nicht ein Gefühl der Ermüdung aufkommen zu lassen. Neben manchen wahr empfundenen, nicht ohne dichterischen Schwung vorgetragenen Versen steht auch viel Unbedeutendes, Mattes, schon Dagewesenes. Einige rhythmische Verstöße hätten bei aufmerksamer Feile beseitigt werden können. ow.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Anzengruber, B.**, Heimgefunden. Wiener Weihnachts-Komödie in drei Acten. Dresden, E. Pierson.
- Adelmann, C.**, Donna Elvira im Don Juan als Kunstideal und ihre Verkörperung auf der Münchener Hofbühne. München, Th. Ackermann.
- Arnold, H.**, Novellen. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.
- Bamberger, L.**, Die Nachfolge Bismarcks. Berlin, Rosenbaum u. Hart.
- Bezold, C.**, Die Fortschritte der Keilschriftforschung in neuester Zeit. (Sammlung gemeinverständlich. wissenschaftl. Vorträge. N. F., III. Serie, Heft 65.) Hamburg, Verlagsanstalt (J. F. Richter).
- Brunner, C.**, Dr. Johannes Conrad Brunner. Das Leben eines Schweizer Arztes im 17. Jahrhundert. (Sammlung gemeinverständlich. wissenschaftl. Vorträge. N. F., III. Serie, Heft 62.) Hamburg, Verlagsanstalt.
- Bulthaupt, H.**, Dramaturgie der Classiker. I. Shakespeare. 3. umgearbeitete Auflage. II. Lessing. 3. umgearb. Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.
- Collins, M.**, Das Lied von der weissen Lotos. Uebers. a. d. Englischen. Leipzig, Th. Griebens Verlag. (L. Fernau.)
- Daudet, A.**, Sapho. Moeurs parisiennes. 10 Illustrations. Paris, Maison Quantin.
- Die Frau von Mehren.** Psychiatrisch-atavistisch-bizarrisch-metaphysisch-maritimes Ur-Schauspiel in fünf Abtheilungen für Unheilbare, nach Henrik Ibsens, „Frau vom Meere“ für das Neulietzegehrdoifer Burgtheater frei bearbeitet von August Niesemeisel. Director der Bühnen zu Kützchenbroda, Kleinlungwitz u. a. Aus dem Niederösterreichischen in's Hochdeutsche übertragen von R. Schmidt-Cabanis. Berlin, H. Lazarus.
- Der Stein der Weisen.** Illustrierte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Heft 1—5. Wien, A. Hartleben.
- Deutsche Dichtung.** Herausgeber: K. E. Franzos. V. Bd., Heft 7—11. Dresden, L. Ehlermann.
- Die Kunst für Alle.** Herausgeg. von Fr. Pecht. IV. Jahrgang, Heft 10. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.
- Ehrenberg, Dr. R.**, Hamburg und Antwerpen seit 300 Jahren. Hamburg, Herold.
- Eberhard, J. A.**, Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 14. Aufl. Nach d. von Friedr. Rückert besorgten 12. Ausgabe durchgängig umgearbeitet, vermehrt und verbessert von Otto Lyon. Leipzig, Th. Griebens Verlag.
- Falke, J. v.**, Aus dem weiten Reiche der Kunst. Auserwählte Aufsätze. 2. Aufl. Berlin, Allg. Verein für Deutsche Literatur.
- Helmüller, F.**, Blondel. Eine Aventure. Hamburg, Otto Meissner.
- Hatzler, S.**, Im Bann der Liebe. Roman. Berlin, J. H. Schorer.
- Hammer, E.**, Nullmeridian und Weltzeit. (Deutsche Zeit- und Streitfragen. N. F., III. Jahrg., Heft 43/44.) Hamburg, Verlagsanstalt.
- Hoffmann, H.**, Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. Berlin, Gebr. Paetel.
- Kuhlenbeck, L.**, Giordano Bruno, sein Leben und seine Weltanschauung. München, Th. Ackermann.
- Lang, Karl und Lotte**, Six für unguat. — I trau mi nit recht. Ollahand Gspassln vom alten Lois!. (Bairische Dialectdichtungen.) München, Th. Ackermann.
- Laverrenz, V.**, Wir von der Cavallerie! Heitere und ernste Bilder aus dem Ulanenleben. Berlin, R. Eckstein Nacht.
- Länderkunde von Europa.** Herausgeg. unter Mitwirkung von A. Kirchhoff. Lief. 62. 63. Prag und Leipzig, F. Tempsky.
- Maspero, G.**, Aegyptische Kunstgeschichte. Deutsche Ausgabe von G. Steindorff. Mit 316 Abbildungen. Leipzig, W. Engelmann.
- Mehalah.** Eine Erzählung aus den Marschen. Berlin, J. H. Schorer.
- Meyers Conversations-Lexikon.** Encyclopädie des allgemeinen Wissens. 4. umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Bd. XIII: Phlegon-Rubinstein. Leipzig, Bibliographisches Institut.
- Paul, E.**, Das russische Asien und seine wirtschaftliche Bedeutung. (Deutsche Zeit- und Streitfragen. N. F., III. Jahrg., Heft 40.) Hamburg, Verlagsanstalt (J. F. Richter).
- Perfall, A. v.**, Justiz der Seele. Roman. — Ueber alle Gewalten. Zwei Novellen. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Polybiblion.** Revue bibliographique universelle. Livraisons de mars 1889. Paris, 2 et 5 rue St.-Simon.
- Reclam, Prof. Dr. C.**, Das Buch der vernünftigen Krankenpflege. Mit Benutzung von hinterlassenen Aufzeichnungen zu Ende geführt von Dr. J. Ruff. Mit 40 Abbildungen. Leipzig, C. J. Winter.
- Revue de l'enseignement des langues vivantes.** No. 1. Directeur gérant A. Wolfstrom, Havre.
- Roberts, A. v.**, Satisfaction. Das zersprungene Glück. La Speranza. Drei Novellen. (Engelhorn's allg. Roman-Bibl. V, 15.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Sand, G.**, La mare au diable. Edition enrichie de 17 illustrations par Edmond Rudaux. Paris, Maison Quantin.
- Stendhal, (Henri Boyle), Lamiel.** Roman inédit. Publié par Cas. Stryienski. Paris, Maison Quantin.
- Stinde, J.**, Aus der geheimen Werkstatt der Natur! 2. Aufl. 1 Bändchen. Dresden, Höpisch u. Tiesler.
- Schiffskorn, F.**, Vom deutschen Stamme. Roman. Dresden u. Leipzig, H. Minden.
- Treibtsch, Siegfried.** Gedichte. Wien, Carl Gerolds Sohn.
- Weck, G.**, Unsre Toten. Deutsche Lieder und Romanzen. Nebst einem Anhang. Gesänge für vaterländische Gedenktage. Paderborn, Ferd. Schöningh.
- Wichert, E.**, Das Grafenkind und andere Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



An unsere Abonnenten!



Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte
der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet Broschüren
oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis
pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem
Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung
aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XLIX (April
bis Juni 1889), wie auch zu den früheren Bänden 1—XLVIII
stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke.
Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern
bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur)
das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

1000





Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

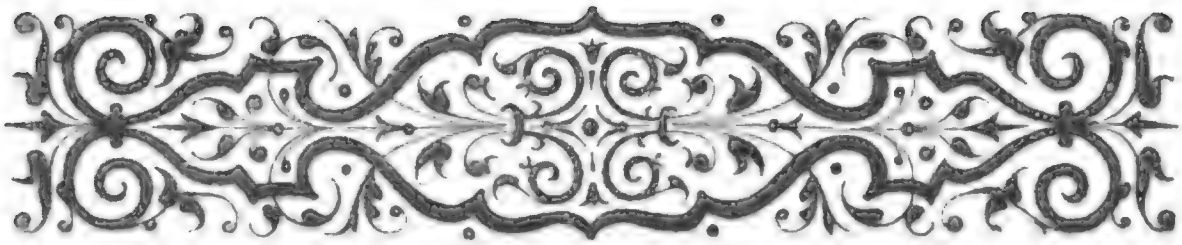
XLIX. Band. — Juni 1889. — Heft 147.

(Mit einem Portrait in Radirung: Fritz Schaper.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Im Fieber.

Novelle.

Von

Paul Lindau

— Berlin. —

(Schluß.)

Der Fasching war vorüber. Der März war unfreundlich, rauh und ungewöhnlich schneeig gewesen. Trotz aller Anstrengungen hatte man die ungeheuren Schneemassen, die während der letzten vierzehn Tage herabgefallen waren, nur zum geringen Theil und nur in den Hauptverkehrsadern beseitigen können. Die Nebenstraßen wurden noch immer an beiden Seiten von hohen Schneehäufen eingesäumt, die durch die gewöhnlich ziemlich beträchtliche Nachtkälte fest geworden waren und durch die fast täglich sich erneuernden starken Niederschläge immer größere Verhältnisse annahmen. Die Sonne war seit Wochen an dem sadgrauen Himmel unsichtbar geblieben und hatte jede Mitwirkung an der Säuberung der Straßen verjagt.

Das Leben im Osterode'schen Hause hatte sich in dem verflossenen Halbjahre sehr wesentlich geändert. Vor Allem war Ada, die während der zehnjährigen Vernachlässigung und Vereinsamung körperlich und seelisch verkümmert und eingetrocknet gewesen war, eine ganz Andere geworden: viel selbstständiger in ihren Entschlüssen, bewußter in ihren Handlungen, lebhafter in ihren Bewegungen.

Während ihr Gesicht früher immer denselben gleichmäßigen Ausdruck gezeigt hatte und die durch die Naturgesetze gebotenen Einwirkungen des Alters sich ganz allmählich, ihrer Umgebung und ihr selbst fast unmerklich, geltend gemacht hatten, während sie früher sich immer genau in derselben Weise gekleidet und noch dieselbe Haartracht beibehalten hatte, in der Osterode sie als junges Mädchen kennen gelernt, zeigte sie jetzt plötzlich

seitigen Bedürfnissen seiner Neigungen ohne irgendwelche Rücksicht auf Nebenmenschen zurechtgezimmert, schwere Unterlassungssünden gegen Ada begangen hatte! Durch sein Verschulden war sie der frischen Berührung mit der Mitwelt entzogen geblieben. Nun war der liebe Richard in's Haus gekommen, und an seiner Jugend hatte sich die ihrige wieder entzündet. Die jungen Leute gingen nun ihren Vergnügungen nach, wie das ganz in der Ordnung war. Sie machten Spaziergänge, Partien, verbrachten die Abende im Theater, besuchten auch Gesellschaften. Er selbst hatte Richard bei einigen seiner Collegen eingeführt und sich von der Nothwendigkeit, mit den Berufsgenossen gesellschaftlich inniger zu verkehren als vordem, durch Richard und Ada überzeugen lassen. Da war es ja unausbleiblich, daß Ada sich jetzt in einer gewissen Krisis befand, daß sie ihm innerlich Vorwürfe machte, und es war sehr tactvoll und freundlich von ihr, daß sie ihm nicht mit lästigen Beschuldigungen in den Ohren lag. Und er durfte sich nicht darüber wundern, wenn sie manchmal in einer gereizten Stimmung ein herberes Worte sagte, als es vielleicht richtig gewesen wäre.

Er vergegenwärtigte sich jetzt, wie Ada in ihrer Jugend immer stark nervös gewesen war. Die Ruhe des Haushalts hatte ihr wohlgethan. Jetzt, da frischeres, aber auch unruhigeres Leben hineingekommen war, rührten sich die Nerven wieder. „Aber das hat nichts zu bedeuten, sie ist immer extravagant gewesen,“ schloß er seine Deduction.

Im Uebrigen war er für die Vorgänge in seiner Häuslichkeit überhaupt nicht sonderlich empfänglich. Das große wissenschaftliche Werk, an dem er seit einer langen Reihe von Jahren unausgesetzt gearbeitet hatte, nahte seinem Ende. Und während ihn früher immer der Zweifel an dem Gelingen beunruhigt hatte, war nun über ihn ein Gefühl ernstester Befriedigung und Genugthuung gekommen.

Richard hatte ihm einen großen Dienst erwiesen: Dr. Schlemm bewährte sich in großartigster Weise. Vielleicht fehlte es dem jungen Manne an Initiative, an eigenen scharfsinnigen Gedanken. Er war ja noch ein ganz junger Mensch. Dafür besaß er indessen auch Eigenschaften, die für den Professor unschätzbare waren: die größte Gewissenhaftigkeit und Unermüdblichkeit in der Arbeit, schnelles Erfassen und eine Gabe des Sichtens, Gruppirens und Ordneus, die Osterode um so höher schätzte, als gerade diese ihm vollständig verfiel.

Während ihrer sechsmonatlichen gemeinsamen Arbeit war in das Chaos wissenschaftlicher Forschungen und Ergebnisse, das sich seit den langen Jahren auf dem Arbeitstische Osterodes zusammengeballt hatte, unter Schlemms klärender und ordnender Hand Licht und Helle gekommen. Zum Nachschlagen brauchte Osterode jetzt weniger Minuten, als er früher Stunden mit dem Suchen nach irgend einer Einzelheit verloren hatte. Schlemm, der seit längerer Zeit mit dem analytischen Register beschäftigt war, wußte Alles.

Osterode hatte eine starke Zuneigung für den tüchtigen Mann ge-

wonnen. Ob Dr. Schlemm hübsch oder häßlich ausah, hatte er bisher nicht bemerkt, und daß sein Amanuensis, wenn zufällig einmal von etwas Anderm als von der Wissenschaft die Rede war, über Alles und Jedes nur die böshafteften Bemerkungen machte, war ihm nie aufgefallen.

Schlemm war ein grundgescheidter, fleißiger Mann, und das machte ihn in seinen Augen liebenswürdig! Er hatte Schlemm auch mit seiner Frau bekannt gemacht, und mit der Zeit hatte sich die Gewohnheit herausgebildet, daß Schlemm an jedem Donnerstage mit Richard bei Osterodes speiste.

Schlemm hatte die Wahrheit im Hause sofort durchschaut, und Beide, Richard wie Uda, fühlten das sehr wohl.

Uda war der unfreundliche Mensch, der jedesmal bei dem Donnerstagsessen eine Karre voll Stadtflatsch in der denkbar gehässigsten Darstellung ablud, unausstehlich. Aber sie fürchtete ihn; und da sie sehr wohl wußte, daß jeder Versuch, diesen abscheulichen Menschen, der ihrem Manne so nützlich war, aus ihrem Hause zu entfernen, scheitern müsse, so ergab sie sich in das Unvermeidliche. Sie mußte ihn eben in ihrer Nähe dulden, und Schlemm, der seine Macht fühlte, nahm sich heraus, allmählich mit Uda in einem Tone von Gemüthlichkeit und kameradschaftlicher Gleichheit zu verkehren, der diese empörte.

Und die Zudringlichkeiten dieses unangenehmen Patrons wurden immer stärker und lästiger. Schlemm fand an der schönen Uda ein faunisches Wohlgefallen. Er beneidete Richard, und er machte beständig hämische Bemerkungen über Richards Schneider und Haarkünstler und bespöttelte mit sauerfüßer Miene seine eigene Unansehnlichkeit, seine tölpelhafte Schwerfälligkeit.

In Osterode fand Schlemm allzeit ein naives und dankbares Publikum. Der Professor merkte nichts von der Gehässigkeit. Er amüsierte sich über den närrischen Kauz.

Richard hatte allmählich vertrauliche Zusammenkünfte mit Schlemm möglichst vermieden; und das war um so weniger auffällig gewesen, als Schlemm selbst sehr beschäftigt war und fast ohne Ausnahme bis zu späten Stunden mit dem Professor zusammen arbeitete. Aber mitunter mußte Richard doch dem alten Bekannten einen Abend opfern. Und jedesmal verabschiedete er sich von Schlemm mit dem Entschlusse, auf das Vergnügen der Wiederholung zu verzichten.

Seit längerer Zeit waren die Beiden auch ganz auseinandergekommen und trafen sich nur noch Donnerstags bei Osterodes. Die Veranlassung zu dieser Entfremdung war ein Vorfall gewesen, der sich in den ersten Tagen des Jahres abgespielt hatte.

Schlemm und Richard hatten zusammen zu Nacht gespeist. Auf dem gemeinsamen Heimwege hatte Schlemm, der ziemlich schnell eine Flasche Wein geleert hatte und gehässiger war denn je, immer peinlichere Anspielungen auf das Verhältniß zwischen Richard und Uda gemacht. Richard

hatte zunächst höflich ablehnend dem Gespräche eine andere Richtung zu geben versucht, dann aber, als Schlemm immer wieder darauf zurückkam, diese Anspielungen sich sehr entschieden verbeten. Schlemm hatte in seiner Weise weitergeschäkert.

„Du bist undankbar!“ hatte er Richard gesagt. „Du solltest ein bißchen höflicher mit mir sprechen und nicht vergessen, daß ich den guten Menelaus beschäftige, um Dir schönem Paris die Gelegenheit zu bieten, mit Helena zu liebkoosen.“

Bei diesen Worten war Richard alles Blut zu Kopf gestiegen. Mit gewaltigem Griff hatte er die beiden Hände Schlemms gepackt und ihn zum Stehenbleiben gezwungen. Nebend und mit fürchterlichem Blicke hatte er ihm zugerufen:

„Wenn Du noch ein Wort sagst, wenn Du noch einmal irgend eine Bemerkung über Frau Osterode und mich fallen läßt — bei Gott im Himmel! ich schlage Dich todt wie einen Hund!“

Und Schlemm, dem sonst nie das Wort versagte, hatte keinen Laut über die Lippen zu bringen vermocht. Er war aschgrau geworden, und Richard fühlte, wie er in seinen Händen zitterte.

Während der nächsten gemeinsamen Mahlzeiten bei Osterodes war Schlemm einsilbiger und zurückhaltender gewesen. Er hatte die bestimmte Empfindung gehabt, daß Richard keine leere Drohung ausgestoßen hatte. Aber allmählich hatte er seine Sicherheit von ehemals und seinen unverrückten Ton wiedergefunden. Und daß die Beiden völlig auseinandergerathen waren, merkten weder Aida noch Osterode.

* * *

Die tiefste Wirkung hatten die Ereignisse der letzten Monate auf Richard ausgeübt. Er war ein ganz anderer Mensch geworden. Die frische Unbefangtheit seiner lachenden Jugend war unwiederbringlich dahin.

Es drückte centnerschwer auf ihn.

Er vermied es, mit seinem Oheim zusammenzutreffen, und er suchte jedesmal einen Vorwand, um die Stunden des nothgedrungenen Zusammenseins möglichst abzukürzen. Es schnitt ihm in's Herz, wenn der vertrauensvolle Mann liebevoll und arglos wie früher mit ihm verkehrte. Die stete Liebeheuchelei und Verheimlichung, zu denen er gezwungen war, wurden ihm schier unerträglich.

Oftmals meinte er auch, daß er die Last von sich abshütteln müsse, um jeden Preis. Er wollte dem väterlichen Freunde zurufen: „Ich bin ein Ehrvergeßener und ein Judas obenein! Für alles Gute, das Du mir in überreichem Maße erwiesen hast, habe ich Dir mit Betrug, mit Raub und Schändung gedankt! Keine Strafe wäre so hart, daß ich sie nicht verdiente! Tödt mich, aber behandle mich fürder nicht mehr mit derselben Liebe, mit der Du mich behandelst hast! Ich kann es nicht ertragen!“

Dann aber vergegenwärtigte er sich, daß durch das Geständniß nicht er allein getroffen wurde. Und er schwieg, weil er schweigen mußte.

Und diese Augenblicke der peinigendsten Selbstanklage, der Zerknirschung, wurden abgelöst durch unvergeßliche Stunden nie gekanntem Glück. Er liebte Ada inbrünstiger und leidenschaftlicher als je. Seine Leidenschaft beherrschte ihn völlig und machte die mahnende Stimme des Gewissens immer wieder verstummen.

Im Drange des Weiterjüdigens suchte er sich mit allerlei Sophismen zu trösten. Er hatte sich eine Theorie zurechtgestellt von dem vermeintlichen Anrechte des Menschen an das Glück, auf das er so gut Anspruch habe, wie jedes andere lebende Wesen. Und er leitete für sich sogar aus den selbstgemachten Sätzen dieser eigens von ihm für seine Zwecke erfundenen Sittlichkeit die Berechtigung her, gegen widrige Verhältnisse, die sich seinem Glück entgegenstellten, anzukämpfen . . .

Dann aber kam wiederum ein jäher Umschlag in seine Stimmung. Er riß sich los von aller beschönigenden Falschheit und erkannte seine Niedrigkeit und seinen Jammer mit klarem Sinn. Und dann schwor er hoch und theuer, daß er ein Ende machen wolle und werde.

Sein Schwur wog aber, was eben der Schwur eines wahnsinnig Verliebten, eines Spielers, eines von der Leidenschaft Ergriffenen, zu wiegen pflegt.

Er dachte ernsthaft daran, in die weite Welt zu ziehen und sich irgendwo zu verstecken . . .

Und auch die unerreichbarste Weite schwebte seinem Geiste als Reiseziel vor.

Er wollte aus dem Leben scheiden, das ihm keinen Augenblick ungetrübten Glückes mehr gewähren konnte. Dann aber sah er Ada in's Auge, und Alles, was ihn bedrückt hatte, war vergessen.

Aber immer wieder gewann die alte Schwermuth die Oberhand. So sehr er sich auch zu beherrschen suchte, um nicht in Ada den fränkenden Verdacht zu erwecken, als ob er ihr einen Vorwurf machen wolle — es kam doch gewaltjam über ihn. Er starrte vor sich hin, und wenn Osterode ihn anredete, fuhr er zusammen und erröthete.

So verging eine wunderliche Zeit himmlischen Genießens, wahnsinnigen Glückes, marternder Neue, lichtscheuer Bangigkeit und unausgesetzter Heuchelei.

„Richard gefällt mir gar nicht,“ sagte Osterode eines Abends. „Den plagt irgend etwas Geheimes.“

„Was soll ihn plagen?“ gab Ada mit möglichster Unbefangenheit zur Antwort. „Er ist eben ein junger Mensch, und es ist doch nichts Ungewöhnliches, daß Männer in dem Alter Richards von weltchmerzlichen Stimmungen beherrscht werden.“

„Es handelt sich nicht bloß um Stimmungen, es handelt sich um etwas viel Ernsteres. Da darfst Du dem Auge des Arztes trauen.“

„Du beunruhigst mich! Was fehlt ihm denn Deiner Ansicht nach?“

„Er ist hochgradig nervös-erregt.“

„Das gebe ich zu. Aber kann man denn von Erregungen auch krank werden? Ich meine, was Ihr Aerzte krank nennt, krank zum Sterben?“

„Gewiß!“ sagte Osterode mit sehr ernstem Ausdruck.

„Um Gottes willen!“ fuhr Uda erschrocken auf. Und sich beherrschend fragte sie: „Wie heilt man denn solche Krankheiten?“

„Wie die meisten anderen: durch eine vernünftige Diät, durch Bewegung in frischer Luft, durch körperliche Anstrengungen, durch Zerstreungen, Ortswechsel, Luftveränderung.“

„Nun, über Mangel an Zerstreungen hat er sich ja nie beklagt und eigentlich auch keine Veranlassung zu Klagen gehabt. Wir gehen doch viel zusammen aus, wir machen uns auch genügend Bewegung . .“

„Es wird doch wohl nicht das Richtige sein. Ich hätte nicht übel Lust, ihn auf Reisen zu schicken.“

Uda biß sich auf die Lippen. Der Gedanke, daß sie sich auf längere Zeit von Richard trennen sollte, war ihr schrecklich.

„Was soll ihm das Reisen?“ bemerkte sie mit gespielter Gleichgültigkeit.

„Nun, er lernt Menschen und Dinge kennen, die ihn vielleicht interessieren. Und die Hauptsache: er kommt aus seiner gewöhnlichen Umgebung heraus. Und diese gewöhnliche Umgebung ist ihm offenbar nicht zuträglich.“

„Du bist in Deiner ärztlichen Fürsorge nicht sehr galant gegen mich. Denn unser Haus bildet seine gewöhnliche Umgebung, die ihm nach Deiner Meinung schlecht bekommen soll. Und er verkehrt auch sehr viel gerade mit mir.“

„Sehr viel,“ bestätigte Osterode. Und mit einem feinen Lächeln hinzufügend, bemerkte er langsamer: „Aber nicht ausschließlich. Wir controliren ihn doch nicht, wozu wir übrigens auch gar kein Recht haben! Und ich habe meine besonderen Gedanken über ihn. Sie sind mir erst neuerdings durch einige Bemerkungen des Dr. Schlemm zu klarem Bewußtsein gekommen.“

„Du wirfst doch auf die Worte dieses unangenehmen Menschen keinen Werth legen!“

„Dr. Schlemm mag Dir unangenehm sein, aber er ist jedenfalls ein sehr kluger Mann. Er ist ein alter Bekannter Richards und weiß sicherlich mehr von ihm als wir Beide. Nun habe ich mir immer schon gedacht — und das, was ich von Schlemm gehört habe, hat meine Vermuthung beinahe zur Gewißheit erhoben —, daß Richard, wie das übrigens in seinem Alter auch ganz natürlich ist, irgendwo eine Liebslei angefangen hat. Leider scheint die Geschichte ernsthafter zu sein, als mir lieb ist und als es richtig wäre. Es muß irgend eine verwickelte Angelegenheit sein, vielleicht ein Verhältniß mit einer verheiratheten Frau, das ihn zur Geheimthuerei und zu

beständiger Beherrschung zwingt — das bringt den Menschen herunter — ein Verhältniß das ihn nöthigt, zu lügen, sich zu verstecken. Und das kann eine so offene, wahrheitsliebende Natur wie die Richards nicht vertragen. Das quält ihn. Und noch heute will ich mir Gewißheit verschaffen.“

„Du mußt am besten wissen, was Du zu thun hast. Aber es wäre doch möglich, daß Du Richard ernstlich weh thun könntest, wenn Du mit ihm von Dingen sprächst, die er vielleicht mit keinem Menschen besprechen will. Und Du hast doch gar keinen Anhaltspunkt für die Richtigkeit Deiner Vermuthungen.“

„Ich werde ihm mein Vertrauen nicht aufdrängen, ich werde nicht von der Sache sprechen, das versteht sich! Ich will nur selbst wissen, woran ich bin. Ich werde ihm also vorschlagen, eine kleine Erholungs- und Vergnügungstreife anzutreten, und ich werde meinen Antrag sehr verlockend machen. Lehnt er ihn ab, dann weiß ich, was ich ahne: daß eine Frau im Spiele ist, und keine unverheirathete; denn eine gesunde Liebe würde er mir gestehen. Dann aber werde ich allerdings aufpassen und, wenn es sein muß, mit aller Energie losgehen. Ich habe den Jungen zu lieb, als daß ich ihn mir durch eine dumme Jugendverirrung verderben lassen wollte.“

Diese Worte waren kaum gesprochen, als die Thür sich öffnete und Richard eintrat. Er sah heute blässer und verstörter als je aus.

„Da bist Du ja!“ rief Osterode gemüthlich. „Das trifft sich gut. Wir sprachen gerade von Dir.“ Und ihn bei den Schultern an das Fenster führend, fügte er hinzu: „Laß Dich mal genau ansehen.“

Richard war diese Untersuchung überaus qualvoll, und er suchte sich ihr zu entziehen.

„Mir fehlt nichts,“ sagte er mit erzwungenem Lächeln. „Wir haben gestern eine ziemlich schwere Sitzung gehabt, die bis tief in die Nacht hinein gedauert hat. Ich kann das Aneipen jetzt schlecht vertragen. Ich wollte Euch nur Guten Tag sagen und will dann nach Hause gehen und ausschlafen.“

Osterode schüttelte den Kopf.

„Es handelt sich nicht um Dein heutiges Aussehen. Du gefällst mir überhaupt schon seit längerer Zeit nicht mehr. Der Berliner Winter ist Dir schlecht bekommen, und wenn Du es nicht weißt, so muß ich es Dir als Arzt sagen: Du bist kränker als Du glaubst. Und Du mußt unbedingt etwas für Dich thun, und schnell. Die Kur, die ich Dir verschreibe, ist nicht schwer zu befolgen. Sie läßt sich in das eine Wort zusammenfassen: Du mußt weg von hier und Dich zerstreuen! Da, sieh zum Fenster hinaus! Wieder der sackgraue Himmel! Die langweiligen Häuser in schwermüthiger Farblosigkeit! Und wieder Schneeflocken! Dabei steht das Thermometer unter Null! Ein Gesunder kann dabei krank werden, aber ein Kranker nicht gesund. Pack Deine Siebensachen zusammen und fahre in einem Zuge durch bis an das Ufer des Mittelländischen Meeres! Geh nach der Riviera oder wohin Du sonst magst! Da leuchtet der blaue Himmel, da duften

die Orangenblüthen, da erglänzt Alles in der herrlichen Pracht des goldigen Frühlings! Da sind fröhliche Menschen! Da wirst Du wieder aufleben und wieder fröhlich werden! Und keine Zeit versäumen, mein Junge! Ein schneller Entschluß! Umarme Deine junge Tante, gieb mir einen Kuß, pack Deine Sachen, und Gott behüte Dich! Den letzten Abend wirst Du wohl für Dich behalten wollen. Der beste Zug geht, glaube ich, in der Mittagsstunde. Uebermorgen telegraphirst Du uns aus Paris, daß Du Abends nach Nizza weiterfährst. Abgemacht! . . . Nun, Du sagst kein Wort? Was meinst Du zu meinem Vorschlage?"

Osterode war auf Richards Bescheid sehr gespannt, und er sah ihn mit feinen durchdringenden klugen Augen fest an.

In fieberhafter Erregung befand sich Ada.

Sollte er es wirklich übers Herz bringen können, sie zu verlassen? Wenn er einstimmt, dann liebte er sie auch nicht, liebte sie wenigstens nicht so, wie sie geliebt sein wollte.

Richard war im ersten Augenblick ganz betroffen. Sein Blick schweifte suchend von Ada auf Osterode und von Osterode auf Ada. Die widerspruchsvollsten Empfindungen durchstürmten ihn. Plötzlich machte er eine Bewegung, die, so unmerklich sie war, doch von Ada sehr wohl beobachtet wurde. Und nachdem er tief aufgeathmet hatte, sagte er:

„Du wirst wohl Recht haben, Onkel. Ich reise.“

„Bravo!“ jubelte Osterode und schloß Richard stürmisch in seine Arme.

„Du weißt gar nicht, Junge, welche Freude mir Deine Antwort bereitet!“

Richard regte sich nicht. Er mußte die Liebkosungen des Onkels dulden, aber er war nicht im Stande, sie zu erwidern.

„Du glaubst nicht,“ wiederholte Osterode, „wie Du mich beruhigst.“

Alles Blut in Ada war dem Herzen zugeströmt. Sie war fahl geworden, und ihre Lippen sahen beinahe violett aus. Sie sah unverwandt auf Richard, und mit aller Kraft der Selbstbeherrschung brachte sie in anscheinend ruhigem Tone die Worte hervor:

„Es ist sehr vernünftig, was Du da thust. Du siehst ja, welche Freude Du Deinem Onkel machst.“

„Jawohl!“ rief Osterode jovial. „Er macht mir große Freude, der gute Junge! Und nun das Eisen schmieden, so lange es warm ist! Und keine langen Abschiedsscenen! Sie sind mir überhaupt verhaßt. Und am Ende würde Dich Dein vernünftiger Entschluß wieder gereuen. Ich jage Dich heute zum ersten Mal aus dem Hause. Mach, daß Du fortkommst! Pack Deine Sachen! Wegen Deiner amtlichen Verpflichtungen laß Dir keine grauen Haare wachsen. Das bringe ich Alles in Ordnung. Ich reiche morgen beim Präsidenten, den ich kenne, das von mir verfaßte ärztliche Attest persönlich ein und werde ihm schon Alles auseinandersetzen. Heute Abend und morgen früh hast Du noch vollauf Zeit, Alles zu erledigen, was zu erledigen ist. Und Du weißt, Du kannst unbedingt auf mich

zählen. Darüber sprechen wir nicht, das ist selbstverständlich. Und nun keine Nührung! Lebe wohl, mein Junge, sei vergnügt, schreibe uns ab und zu, wenn Du gerade Lust dazu hast, und komm frisch und fröhlich aus Italien zurück — nicht zu früh. Knapper als vier bis sechs Wochen kann ich die Zeit Deiner Verbannung nicht bemessen.“

„Ja, ja,“ sagte Richard, der sich wie in einem Halbrausche schwer und stumpf fühlte, „so wird es wohl am besten sein.“

„So ist es am besten!“

„Und dann werde ich jetzt wohl gehen müssen.“

„Gewiß mußt Du das!“ rief Osterode mit gemüthlichem Lächeln. „Ich halte Dich nicht zurück, und Uda auch nicht.“

Richard reichte seinem Onkel stumm die Hand. Osterode schloß ihn zärtlich an sich und sagte nun nichts mehr.

Uda, die wie zur Bildsäule erstarrt war, neigte ihren Kopf nach vorn. Als Richard ihre kalte Stirn mit den Lippen berührte, schauerte sie zusammen. Auch ihr streckte er die Hand entgegen. Sie ergriff sie und preßte sie mit einer übernatürlichen Kraft so fest zusammen, daß ihre Nägel sich tief in das Fleisch seiner Hand einbohrten und blutrünstige Spuren hinterließen. Auch sie fand kein Wort des Abschieds mehr.

Und langsam und schweigsam verließ Richard das Zimmer.

Es war inzwischen dunkel geworden. Die Laternen auf der Straße wurden gerade angesteckt.

Osterode und Uda waren, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, an die Fenster getreten und sahen Richard mit schweren und langsamen Schritten nach den Vorhof der kleinen Mauerthür gehen.

Als er die Hand auf die Klinke legte, wandte er sich noch einmal um. Er erkannte an den beiden Fenstern seinen Oheim und seine Geliebte. Ohne eine Miene zu verziehen, lüftete er gleichgültig, geschäftsmäßig den Hut, als ob er wildfremde Leute begrüße.

An der Ecke nahm er eine Droschke und fuhr nach Hause.

* * *

Langsam, bedächtig, schwerfällig traf er in seinem Zimmer die ersten Vorbereitungen zu seiner Abreise. Einen Stoß noch nicht erledigter Acten packte er zusammen, versiegelte sie und setzte die Adresse darauf. Er ordnete seine Bücher ein, die er während der letzten Wochen benutzt hatte, legte halbvollendete juristische Arbeiten in einer Mappe zusammen und sichtete seine privaten Papiere: quittirte Rechnungen, gleichgültige Briefe und dergleichen. Die meisten zerriß er und warf die Schnitzel in den Papierkorb. Er fühlte bei alledem eine große Mattigkeit und dachte an nichts Besonderes.

Nachdem er diese Angelegenheit fast mechanisch abgethan hatte, nahm er einen Bund mit kleinen Schlüsseln aus der Tasche und öffnete einen Kasten seines Schreibtisches.

Da lagen ihre Briefe! Es waren nur wenige, kaum ein halbes Duzend, aber sie waren von überströmender Zärtlichkeit und leidenschaftlicher Liebe ganz erfüllt.

Er hatte zunächst die Absicht, diese stummen und doch so beredten Ankläger zu vernichten. Aber er konnte sich nicht von ihnen trennen. Langsam durchlas er die Briefe von der ersten Zeile bis zur letzten, und er vergegenwärtigte sich genau die Verhältnisse, unter denen sie geschrieben waren, die Stimmungen, in denen er sie empfangen, und die Antworten, die er gegeben hatte.

Er war in tiefer Niedergeschlagenheit. Und als er aus demselben Kasten ein kleines Schächtelchen hervorholte, es öffnete und den auf Watte gebetteten unscheinbaren, geringwerthigen und für ihn doch unschätzbaren Ring mit einem blauen Steinchen erblickte, füllten sich seine Augen mit Thränen.

Es war ihr erstes und einziges Geschenk. Ihr Confirmationsring, den ihr ihre Mutter geschenkt, den sie bis zum Tage, da sie ihn vom Finger zog, um ihn Richard zu geben, beständig getragen hatte. Für Richards Finger war er viel zu winzig. Er hatte ihn bei Seite gelegt; aber es war kein Tag vergangen, ohne daß er einen Blick auf dieses einfache und rührende Zeichen ihrer Liebe geworfen hätte.

In derselben Schachtel lag auch das Bildchen von Adas Kopf, das er aus der Photographie ausgeschnitten hatte.

Lange, lange, lange Zeit betrachtete er unter dem hellen Lichte der Lampe den kleinen Ring und das Bildchen.

Er überlegte sich, wo er diesen und die Briefe Adas während seiner Reise so gut verbergen könne, daß sie auch vor der Möglichkeit einer zufälligen Entdeckung sichergestellt seien. Er schien noch zu keinem festen Entschlusse gekommen zu sein, denn er legte Alles sorgsam wieder in den Kasten, verschloß ihn und zog den Schlüssel ab.

Er erhob sich und ging im Zimmer auf und ab. Eine starke Erregung bemächtigte sich seiner. Jetzt erst schien er ungefähr zu verstehen, was sein Scheiden zu bedeuten habe. Die wirrsten Gedanken durchzogen sein Hirn, die abenteuerlichsten Vorsätze.

Er wollte das Unmögliche ermöglichen, das Wasser mit dem Feuer mischen. Er wollte unbedingt abreisen und unbedingt bleiben.

Er dachte daran, in einem entlegenen Winkel der großen Stadt irgendwo sich zu verbergen. Dort könne er sie sehen, wenigstens manchmal.

Aber es bleibt ja nichts verborgen! Es würde doch geschwaht werden!

Und wenn es auch nicht durch der Leute Mund herumgetragen würde, so machte er es ja doch nur schlimmer, was er besser zu machen sich geschworen hatte! Er hatte ja erkannt, daß er das Schlimmste that; und sein Gewissen hatte ihm gesagt, daß ein Ende gemacht werden müsse, daß jeder Augenblick das sittliche Verbrechen, dessen er sich zu zeihen hatte, erschwere.

War er denn aller Scham baar geworden? Wollte er denn wirklich

das Böse zielbewußt und jetzt noch perfider als früher? Sollte er so dem Manne danken, der ihn liebte, der ihn eben noch mit einer Herzlichkeit und Vertraulichkeit, die Richard furchtbar gewesen waren, an seine Brust gedrückt hatte?

Er vergegenwärtigte sich den Ausdruck im Gesichte seines Oheims, die ruhige, echte, liebevolle Theilnahme, die aus dessen Augen gesprochen hatte. Er hörte dessen Stimme.

Nein, er durfte den Mann nicht länger täuschen! Er mußte offen mit ihm reden! Das Verbrechen war geschehen, das war nun einmal unabänderlich. Nun wohl, so wollte er wenigstens den Muth haben, es einzugestehen!

Aber unmöglich! Nicht ihn allein würde ja die Strafe treffen, nicht einmal hauptsächlich ihn!

Und nun sah er wieder Ada neben sich, und verzweifelnd preßte er seine Stirn in seine beiden Hände.

Plötzlich warf er Alles bei Seite, zog seinen Ueberrock an, setzte den Hut auf, löschte die Lampe und stürmte hinaus.

Das Gas auf der Treppe war schon gelöscht. Richard stolperte, fiel einige Stufen herab und that sich empfindlich weh. Aber er achtete nicht darauf. Er tappte sich durch den dunklen Hausflur nach der Thür, schloß sie auf und vergaß sie wieder zu schließen.

Es war zwischen elf und zwölf Uhr. Die Straßen waren wegen des abscheulichen Wetters fast menschenleer. In dichten Massen fiel der Schnee unablässig herab. Das Gas schimmerte in trübem Roth durch die dichtbeschnittenen Scheiben der Laternen. Alles war in die dichte weiße Decke eingehüllt, die die Conturen abstumpfte und die Gegenstände in klumpenartigen Zusammenballungen erscheinen ließ.

Wie ein Trunkener taumelte Richard durch die dunklen Straßen, ohne ein besonderes Ziel, selbst nicht wissend, wo er war.

In willkürlichem Zickzack, bald auf dem Bürgersteige, bald auf dem Fahrdamm, die niedrigen Schneehaufen durchwatend, über die hohen hinwegkletternd, nahm er seinen Weg. Die wenigen Vorübergehenden wandten den Blick nach ihm, den sie für einen Schwerbetrunkenen hielten, und die Nachtwächter und Schutzleute sahen ihm nach. Er selbst beachtete es nicht. Er fühlte nicht einmal, daß seine Füße und Beine bis zum Knie hinauf ganz durchnäßt waren. Von alledem hatte er nur ganz unbestimmte Vorstellungen. Zum Bewußtsein kam ihm nur Eines: ein schreckliches Unbehagen, eine fürchterliche Unruhe.

In einer der älteren und dunkleren Straßen wurde er angeredet. Es war ein armes, dummes, elendes Mädchen mit zerfranztem Kleid und modischem Hut, das ihm irgend etwas sagte. Er verstand es nicht. Nur die Worte: „Ich bin so arm“ waren ihm vernehmlich.

Er gab dem Mädchen Geld. Sie blieb an seiner Seite. Sie sprach mit ihm. Es war ihm angenehm, eine menschliche Stimme zu hören.

Was das Mädchen, das da im Schneesturm neben ihm herging, ihm Alles mittheilte, interessirte ihn nicht; aber er fühlte etwas von Mitleid.

Sie schloß die Thür eines Hauses auf und schob ihn hinein. Sie zündete einen Stumpf Licht, den sie aus der Tasche holte, an und schritt über die ausgetretenen krachenden Stufen einer alten schmalen Treppe voran. Er tappte hinterdrein. Das Haus kam ihm bekannt vor. Er wußte nicht, wo er es schon gesehen hatte.

Im vierten Stock öffnete das Mädchen eine Thür. Richard trat in ein enges eisenstriges Zimmer, in dem eine fürchterliche Temperatur herrschte. Es roch stark nach dem Blak der Petroleumlampe. Die Einrichtung war von schauderhafter Dürftigkeit. Das Mädchen merkte, daß es mit ihrem Begleiter nicht richtig war. Es war ein gutmüthiges Geschöpf, und sie fühlte Mitleid mit ihm. Sie rieth ihm einige probate Hausmittel.

„Trinken Sie ein paar Glas starken Grogk, dann werden Sie warm, legen sich zu Bett, und morgen ist Alles vorüber. Ich kenne das! Sie sind ja ganz durchnäßt!“

Richard antwortete nichts. Er sah auf ihre vom Frost bläulich gerötheten, aufgeprägungenen Finger. Er schüttelte sich, erhob sich schnell von dem Stuhl, auf den er sich beim Eintreten hatte fallen lassen, und blickte mit verwunderten Augen um sich. Er schritt auf die Thür zu und wollte sie öffnen. Das gutmüthige Mädchen sagte:

„Warten Sie nur! Sie finden ja gar nicht! Ich bringe Sie schon wieder hinunter.“

Mit schweren Schritten, unter denen die Stufen der altersschwachen Treppe wiederum keuchten, schleppte sich Richard mühsam hinab. Er fühlte sich ganz zer schlagen und so matt, daß er auf den einzelnen Treppenabsätzen stehen bleiben mußte, um wieder zu Kräften zu kommen.

Er schämte sich seiner Schwäche und suchte nach irgend einem Vorwand, um das Stehenbleiben zu begründen. Er las die Schilder an den Thüren. Das Mädchen leuchtete.

Im ersten Stock las er eine Visitenkarte, die mit vier Reißnägeln am Pfosten befestigt war: Dr. med. Johannes Schlemm.

Jetzt wurde ihm klar, weshalb ihm das Haus so bekannt vorgekommen war.

Als sie unten im Hausflur angekommen waren, wurde an der Thür von außen geschlossen. Das Mädchen zerrte Richard nach hinten und drückte ihn in die Ecke an der Hofthür, die durch die Treppe verdeckt wurde. Richard ließ es ruhig geschehen. Sie selbst stellte sich davor und blies das Licht aus. Die Hausthür wurde geöffnet und geschlossen, und unter den schweren Schritten des Hausbewohners keuchten die Stufen noch stärker. Dieser blieb im ersten Stock stehen und öffnete die Flurthür. Dabei räusperte er sich. Richard erkannte Dr. Schlemm.

Wenige Minuten darauf war er wieder im Freien. Das Mädchen verabschiedete sich freundlich von ihm.

„Besuchen Sie mich bald einmal wieder!“ sagte sie und setzte ihre traurige Wanderung durch den Graus der schneeigen Nacht fort.

Richard wußte nun, daß er in der Zimmerstraße war. Und jetzt hatte er ein festes Ziel im Auge, auf das er in unregelmäßigem Schritt, bald mit vorgestrecktem Oberkörper trabend, bald sich langsam dahinschleppend, zusteuerte. Er gesticulirte lebhaft und sprach auch manchmal. In noch erhöhtem Maße als vorher erregte er die Aufmerksamkeit der zum Glück nur sehr wenigen Vorübergehenden.

Das Wetter war immer ungeberdiger geworden, und jetzt hatte sich ein wahrer Schneesturm entfesselt.

Als er über die Weidendammer Brücke trollte, sich beständig mit einer Hand am Geländer stützend und weiterschiebend, wurde ihm der Hut vom Kopfe geweht. Die Kälte war ihm angenehm; denn seine Stirn brannte, während seine Füße ganz erstarrt waren.

Und nun stand er wieder vor der niedrigen Mauer, und nun überlegte er sich, was er jetzt wohl zu thun habe. Er trat auf die andere Seite der Straße, von der aus die Fenster des Osterode'schen Hauses zu sehen waren. Alles war dunkel. Er glaubte an ein Wunder. Vielleicht kommt sie doch!

Er starrte unablässig hinüber, von Zeit zu Zeit die Schneeflocken aus den Haaren streichend und dann die feuchte kalte Hand an die brennende Stirn drückend.

Und jetzt sah er, wie die Thür sich öffnete. Das Herz klopfte ihm mächtig. Er riß die Augen weit auf, und er sah nichts mehr. Die Thür blieb verschlossen.

Und immer dichter und gewaltiamer fiel der Schnee herab.

Richard schlug die Zähne zusammen. Der eisige Frost durchschüttelte ihn. Er empfand eine tödtliche Mattigkeit. Er fühlte, wie er hier zusammenbrechen würde, wenn er sich nicht zu einem letzten Entschlusse aufraffe. Und mit der äußersten Anspannung seiner Kräfte schleppte er sich bis zum nächsten Droschkenhalteplatz weiter.

Der Kutcher, der in seinem Mantel eingeschneit und eingefroren vor sich hindämmerte, sah den Fahrgast, der ihn aus dem Halbschlaf aufgeschreckt hatte, mit mißtrauischen Blicken an. Er hielt ihn für unzuverlässig und verlangte vorherige Zahlung. Richard gab ihm Geld, viel zu viel. Der Kutcher wollte ihm herausgeben; Richard schüttelte den Kopf. Er gab seine Adresse an und ließ sich auf das harte schmutzige Polster fallen. Das Pferd zog an.

Richard machte übermenschliche Anstrengungen, um sich wach zu erhalten. Aber der Schlaf, der ihm nicht freundlich nahte, überrumpelte ihn wie ein brutaler Gegner. In einem Halbdusel verschwamm Alles.

Das Stoßen während der langsamen Fahrt, das Knirschen des

Schnees unter den Rädern, das melancholische Gebimmel der Schellen, die am Geschirr angebracht waren — all diese Eindrücke der Heußerlichkeit wirkten auf die Vorstellungen seines überreizten und kranken Gehirns bestimmend ein. Er fühlte sich gemartert, und es war ihm, als ob die Kirchenglocken dazu läuteten.

Der Wagen hielt schon einige Minuten vor der Thür. Der Insasse rührte und regte sich nicht. Nach vergeblichem Zuruf des Kutschers entschloß sich dieser endlich, von seinem Boock herunterzuklettern. Er riß die Thür auf. Richard hörte ihn nicht. Der Kutscher hielt seinen Fahrgast für schwer betrunken. Er rüttelte ihn auf und hob ihn nicht eben sanft aus dem Wagen heraus. Richard wollte wiederum zahlen.

„Sie haben mich schon bezahlt,“ sagte der Kutscher, „und sehr gut. Geben Sie mir Ihren Schlüssel, ich will Sie hinaufbringen.“

Richard lehnte die Unterstützung ab.

* * *

Alles, was er nun vornahm, was überhaupt mit ihm vorging, war ihm vollkommen unklar.

Er war in seinem Zimmer. Er versuchte Licht zu machen. Er fand die Streichhölzer. Sie verjagten. Er riß verschiedene Schachteln von Wachsblennern auf. Er erinnerte sich genau, wo seine Zündhölzer immer standen. Aber sie wollten heut nicht brennen. Endlich gelang es ihm doch, Licht zu machen.

Seine Kehle war ganz trocken. Er fühlte einen verzehrenden Durst. Er füllte ein großes Glas mit Wasser. Als er die Karaffe auf den Tisch stellen wollte, konnte er die Entfernung nicht mehr bemessen. Die Karaffe fiel zu Boden, zerbrach, und das Wasser ergoß sich über den kleinen Teppich, auf dem die Streichhölzer und Wachsblennern zerstreut lagen.

Er bemerkte das Alles nicht, stürzte das Wasser in einem Zuge hinunter und schleppte sich in sein Schlafzimmer. Da entkleidete er sich. Am meisten Mühe verursachte es ihm, sich der völlig durchnästen Fußbekleidung zu entledigen. Aber es gelang ihm schließlich doch. Damit waren auch seine Kräfte erschöpft. Er wurde von starkem Schüttelfrost befallen. Er schlug die klappernden Zähne auf einander und bebte am ganzen Körper.

Er lag vor seinem Bett, den Kopf auf die Matratze gestützt.

Endlich raffte er sich wieder auf und nahm sehr vorsichtig das Licht. Er tappte in das Nebenzimmer. Er hatte irgend einen ganz bestimmten Gedanken gehabt. Aber nun, da er mit dem Leuchter in der Hand in der Mitte des Zimmers stand, war ihm dieser Gedanke wieder entfallen.

Er durchsuchte alle Ecken; er hoffte, es würde ihm wieder einfallen. Die Nässe des Bodens, die er an den nackten Sohlen plötzlich spürte, rüttelte ihn wieder auf. Er sah da Scherben und Streichhölzer. Er legte sich nun auch ungefähr Rechenschaft ab, woher das Alles kam.

Er suchte weiter. Auf einmal durchwärmte ihn ein sonniges Gefühl der Freude. Jetzt wußte er, was er suchte! Er wollte die Schlüssel aus der Tasche seines Beinkleides holen! Das war es!

Aber diese wundervolle Gemüthung gewährte ihm nur einen kurzen Augenblick wohliger Empfindung. Er spürte jetzt einen furchtbaren Druck auf den Kopf. Es war ihm, als ob sein Schädel mit eisernen Schrauben zusammengepreßt würde.

Da hatte er den Schlüssel. Und jetzt saß er vor dem Schreibtisch, und er hatte den Schlüssel in den Kasten gesteckt. Und nun starrte er auf den Hals des Schlüssels, auf dem der Reflex des flackernden Lichtes zitterte, und er wußte nicht, was er mit dem Schlüssel anfangen sollte. Eine siedende Hitze glühte auf seinen Wangen.

Ganz entmuthigt, seine Ohnmacht belächelnd, seufzte er: „Es geht nicht! Jetzt nicht. Morgen. Zu Bett!“

Mühselig, Alles, was sich ihm irgend darbot, als Stütze benutzend, schleifte er sich in das dunkle Nebenzimmer und streckte sich auf seinem Bette aus. Durch die offene Thür sah er mit halbgeöffnetem Auge den Schreibtisch stehen, auf dem das Licht brannte, und er sah das Glitzern des Widerscheins an dem Schlüssel im Kasten. Dann fielen seine Lider zu, und ein bleierner Schlaf überfiel ihn.

Wilde Träume ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. In ganz kurzen Zwischenräumen schreckte er beständig auf, und er glaubte inzwischen Stunden verbracht zu haben. Und immer verfolgte ihn Eines, immer dasselbe: der Schlüssel machte ihm Pein!

Er warf sich unruhig hin und her. Es mußten wohl Tage vergangen sein! Aber merkwürdig! wenn er aufblickte, sah er noch immer das Licht. Es war noch nicht niedergebrannt.

Wer erneuerte denn diese Lichte?

Aus halbgeschlossenen Lidern starrte er in die Flamme. Wie verlangend streckte er die Hand nach der Richtung aus, in der der Schlüssel glitzerte. Er mußte ihn haben! Er wollte sich aufrichten, aber er taumelte zurück.

Und nun sah er merkwürdige Feuerräder in blauer, hellgrüner und schwefelgelber Färbung, die sich fortwährend drehten, die ihm widerwärtig waren, die er durchaus löschen wollte.

Was hatte er hier zu suchen, am Eingang eines langen langen Ganges? Der war halb hell, von unendlicher Länge, und ganz hinten glänzte eine kleine Lichtkugel.

„Das sind doch wieder die Feuerräder!“ sagte er sich. „Die verstellen sich nur!“

Er wollte zurückweichen, aber die Lichtkugel kam immer näher, und nun konnte er ihr nicht mehr ausweichen. Er klebte fest am Boden, und

die Kugel kam näher und näher. Und jetzt drehte sie sich und zerplatze. Und da waren es wieder die tückischen Feuerräder, und diese schossen dann wieder zusammen und bildeten eine fürchterliche Spirale.

O dieser unerträgliche Schmerz! Die Spirale dringt ihm mitten in's Auge . . . und noch tiefer.

Er keucht. Der Angstschweiß steht ihm auf der Stirn. Wie nach Lust japsend richtet er sich auf, und jetzt ist er wach.

Aber was will denn der grinsende Kutscher, der die Hand hinhält? Ich habe ihn doch bezahlt! . . . Entschuldigen Sie! Man kann hier so schlecht sehen. Es ist ja das Mädchen mit den aufgesprungenen Händen und dem hohen Hut! . . . Auch sie nicht? . . . Ah, Dr. Schlemm! . . . Sie wohnen in einem netten Hause, das muß ich sagen! . . . Und weshalb bimmeln Sie denn immer? . . .

Und er sah all diese Gestalten und sah, wie sie sich verunstalteten, wie sie sich verzerrten, wie sie viel größer und länger wurden, in's Schräge, als wären sie aus Gummi, als wären es Schattenspiele in einer schlechtgestellten Laterna magica.

Und nun wirbeln sie in einem schauerlichen Ringeltanze um ihn herum, und es ist immer dieselbe Bewegung des sich Näherns aus der Ferne bis zu einer erstickenden Nähe und des Zerflatterns in eine unbekannte Weite. Und immer halten sie den Schlüssel, der in all die teuflischen Gaukeleien des Fiebers hineinspuft.

So verging eine unbestimmbare Zeit, bis die völlige Bewußtlosigkeit die entsetzlichen Qualen des Halbbewußtseins ablöste.

* * *

Frau Böhmer saß in ihrer saubern kleinen Küche und blickte wiederholt auf die Schwarzwälder Uhr, die schon ein Viertel auf zwölf wies. Sie konnte gar nicht begreifen, daß der Herr Assessor — wie sie ihren Miether Herrn Willern mit vorgreifender Höflichkeit nannte — noch immer nichts von sich hatte hören lassen. Sie hatte wie gewöhnlich den Morgenkaffee für halb neun hergerichtet. Sie hatte die Kanne auf den heißen Heerd gestellt, der Kaffee war verbrodelt, und seufzend hatte sie ihn schließlich selbst ausgetrunken und um halb elf neuen gekocht. Nun wartete sie wiederum schon seit nahezu einer Stunde und wartete vergeblich.

Jetzt wurde die Thür aufgerissen, und ihr einziger Sohn Gottfried, ein aufgeweckter dreizehnjähriger Junge, trat mit der Schulmappe unter dem Arm geräuschvoll in die Küche ein.

„Nicht so laut!“ rief ihm die Mutter entgegen. „Der Herr Assessor schläft noch.“

Gottfried war sehr verwundert. „So lange kann man doch gar nicht schlafen! Der Herr Assessor wird wohl krank sein.“

„Meinst Du?“

Frau Böhmer, die zur Klugheit ihres Kindes das größte Vertrauen hatte, wurde nun ganz besorgt.

„Ich will einmal leise anklopfen.“

Sie trat an die Thür, die zu dem Vorderzimmer führte, und klopfte leise. Keine Antwort. Sie klopfte stärker. Alles blieb still. Der neugierige Gottfried war auch auf den Corridor der Wohnung getreten und stand in einiger Entfernung hinter seiner Mutter. Sie wandte sich zu ihm um und nickte ihm mit bekümmertem Blick zu, als wolle sie sagen: Du hast Recht gehabt, mein Junge. Sie klopfte noch einmal, und als auch darauf keine Antwort kam, drückte sie vorsichtig die Klinke herab und öffnete die Thür zur Hälfte.

Nun erkannte sie sogleich, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein mußte. Neben dem Tisch lagen am Boden die Scherben der zerbrochenen Karaffe. Die feuchten Flecke auf dem Teppich, die zerstreuten Bündhölzer, Alles das bestätigte ihre unheimlichen Vermuthungen.

Langsam und vorsichtig trat sie ein. Sie sah den Leuchter auf dem Schreibtisch. Das Licht war völlig ausgebrannt. Die Thür zum Schlafzimmer stand offen. Sie klopfte wiederum und horchte auf. Sie hörte schnell athmen, aber es kam keine Antwort. Nun trat sie entschlossen ein. Da erschrak sie heftig. Auf dem zerwühlten Bett lag Richard mit hochgeröthetem Gesicht, die Augen geschlossen, mit hastigem, stöhnendem Athem.

„Herr Assessor!“ sagte sie mit halblauter Stimme. „Herr Assessor!“ wiederholte sie nach einer Weile ebenso sanft. „Fehlt Ihnen etwas, Herr Assessor?“

Der Kranke gab kein Zeichen der Theilnahme. Frau Böhmer faltete die Hände über ihrer weißen Schürze und schüttelte den Kopf. Sie holte vom Zimmer nebenan die Tischglocke und stellte sie auf den Nachttisch an sichtbarster Stelle, so daß der Kranke, wenn er die Augen aufschlug, die Glocke sogleich erblicken mußte. Sie ließ die Thür zum Nebenzimmer offen und lehnte die Thür nach dem Corridor nur an.

„Gottfried,“ sagte sie, als sie in die Küche zurückgekehrt war, „nimm Deine Mütze und lauf, was Du kannst — Du weißt, zum Onkel des Herrn Assessors, dem Professor, der ist Arzt. Und sage ihm, der Herr Assessor sei krank. Ich werde inzwischen Kamillenthee kochen. Mach schnell, mein Junge!“

Gottfried war Osterodes Haus sehr wohlbekannt. Er hatte schon verschiedenemal Bestellungen an Ada und auch an Osterode ausgerichtet. In einer knappen halben Stunde war er an Ort und Stelle.

Er wollte gerade den eisernen Klingelzug ziehen, als die kleine Thür geöffnet wurde, und der Professor, der sich zur Sprechstunde nach seiner Anstalt begeben wollte, heraustrat.

„Guten Tag, Herr Professor! Meine Mutter schickt mich — die Wirthin des Herrn Assessor Willern —, und er wäre krank, und Sie möchten doch gleich kommen.“

Osterode fuhr auf.

„So so! Gut also! Warte einen Augenblick, ich nehme Dich mit.“

Er kehrte schnell über den Vorhof zum Laboratorium zurück und rief Dr. Schlemm, der dort arbeitete, zu:

„Ich werde eben in einer dringlichen Sache abgerufen. Wollen Sie die Güte haben, lieber Doctor, nach der Anstalt zu gehen und zu melden, daß man auf mich nicht zählen möge, und daß ich die Herren Assistenzärzte bitten lasse, mich zu vertreten? Besten Dank! Auf Wiedersehen!“

Er hatte die Thür geschlossen, den Vorhof wiederum schnell überschritten und ging nun hastig dem Droschkenhalteplatz an der Ecke zu, während Gottfried neben ihm her trippelte.

„Was fehlt denn meinem Neffen?“ fragte Osterode.

„Ich weiß es nicht, Herr Professor. Er hat keinen Kaffee getrunken und liegt im Bett.“

„So so! Na, wir werden ja sehen.“

Während der Fahrt unterhielt sich Osterode gemüthlich mit dem Jungen. Er ließ sich von der Schule erzählen und hatte seine Freude an den Antworten des klugen und natürlichen Burschen.

Frau Böhmer, die während der ganzen Zeit auf jedes Geräusch aufmerksam gespäht hatte, hörte die Droschke halten und öffnete die Thür. Sie erstattete kurzen Bericht. Osterode nickte und trat ein. Er bedeutete Frau Böhmer, ihn mit dem Kranken allein zu lassen.

Als er Richard vor sich sah, nahm sein Gesicht einen tieferen und traurigen Ausdruck an. Er streifte die Decke ab, horchte an der Brust, fühlte mit dem Handrücken die glühende Hitze und untersuchte den Puls. Dann führte er das Thermometer in die Armhöhle ein und blieb nun eine Weile in Betrübniß und Nachdenklichkeit auf dem Bette neben dem Kranken sitzen. Er ließ keinen Blick von ihm. Als er endlich von der Scala abgelesen hatte, daß das Fieber um diese noch günstige Tageszeit schon die beängstigende Höhe von über vierzig Grad erreicht hatte, erschrak er sehr heftig. Nun rief er Frau Böhmer und sagte ihr:

„Ich werde Ihnen gleich einen guten Wärter schicken, einen zuverlässigen Mann, der Bescheid weiß. Thun Sie Alles, was der Mann verlangt. Herr Willern ist sehr schwer erkrankt. Er hat ein starkes Fieber. Es ist kaum anzunehmen, daß die Krankheit von einem Tage zum andern so bedenklich geworden sein kann. Haben Sie in den letzten Tagen nichts Besonderes an Herrn Willern bemerkt?“

„Doch, Herr Professor, er hat mir gar nicht gefallen. Er war immer so verstimmt, und er fühlte sich so matt. Er klagte auch über Kopfschmerz. Und dann hat er fast gar nichts hier gegessen, sein Frühstück habe ich immer wieder so herausgetragen, wie ich es gebracht hatte. Er trank nur den Kaffee. Und gestern hat er sehr starkes Nasenbluten gehabt. Ich sagte

ihm schon: „Sie sollten doch mit dem Herrn Professor sprechen,“ sagte ich ihm. Wenn der Mensch gar nichts ißt, dann kommt er doch herunter.“

„Seit wie lange haben Sie denn die Appetitlosigkeit bemerkt?“

„Ach, schon seit fünf, sechs Tagen . . . und auch schon früher!“

„So, so! Nun, sorgen Sie dafür, daß die Fenster in dieser Stube offen bleiben. Sie können dafür ein bißchen mehr einheizen. Aber das Zimmer darf nicht über dreizehn bis vierzehn Grad haben, und es muß immer frische Luft sein, das ist die Hauptsache. Ich schicke Ihnen gleich den Wärter und komme im Laufe des Nachmittags wieder. Das Bett muß frisch überzogen werden.“

„Aber Herr Professor, es ist erst vorgestern . . .“

„Das ist ganz gleichgültig, es muß frisch überzogen werden! Und auch der Kranke muß umgekleidet werden!“

„Ich habe Kamillenthee gekocht. Dürfte ich dem Herrn Professor nicht ein Täßchen geben?“

„Nein. Thun Sie lediglich das, was ich Ihnen sage. Herr Willern soll nichts bekommen, gar nichts, bis ich wiederkomme. Er wird übrigens auch nichts verlangen.“

Frau Böhmer, die auf dem Standpunkte stand, daß der Mensch vor allen Dingen zu Kräften kommen müsse, wollte das gar nicht einleuchten. Aber sie beschied sich. Nachdem der Professor sie verlassen hatte, brachte sie das kleine Zimmer in Ordnung, zündete das Ofenfeuer an und öffnete die Fenster.

Eine Stunde später erschien Herr Neck, der zuverlässigste und tüchtigste Wärter der Osterode'schen Anstalt, der, unterstützt von Frau Böhmer, mit sachgemäßer Ruhe und Sicherheit den Kranken umkleidete und frisch bettete. Richard schien kein oder doch nur ein sehr geringes Bewußtsein der Vorgänge zu haben. Manchmal hob er auf einen Augenblick die Lider, um sie sogleich wieder zu schließen. Mitunter machte er auch eine Bewegung mit den Händen, zog die Kniee an; aber gleich darauf versank er wieder in einen Zustand schwerer Trägheit und Unbeweglichkeit.

In den Nachmittagsstunden war Osterode wiedergekommen. Er constatirte, daß die Fieberhize noch gestiegen war, und die letzte Messung am Abend zeigte die graufige Höhe von fast einundvierzig Grad. Osterode blieb bis lange nach Mitternacht bei dem Kranken. Er hatte seine Frau im Laufe des Tages nicht gesehen . . .

Uda saß in verzweifelter Stimmung daheim. Daß Richard so von ihr hatte scheiden können, ohne auch nur ein Wort des Abschiedsgrüßes an sie zu senden — es war ihr unbegreiflich! Sie war irre an ihm geworden, irre an sich selbst. Also so egoistisch, so schnöde undankbar konnte der Mensch sein — es war ihr bis zu dieser Stunde undenkbar erschienen! Der Onkel hatte befohlen, und der Nefse hatte gehorcht, und damit war es abgethan. Was aus ihr werden würde, darum hatte sich Richard nicht weiter gekümmert. Er hatte vielleicht eine Scene der

Nührung, der Verzweiflung befürchtet, die ihn an seinem vernünftigen Entschlusse irre machen könnte; er war dieser Scene aus dem Wege gegangen und hatte es über's Herz bringen können, das Band, das sich, wie sie geglaubt, unlösbar zwischen ihnen geknüpft hatte, leichter Hand zu zerreißen, ohne auch nur einen Laut des Schmerzes von sich zu geben, ja ohne ein heimliches Seufzen des Bedauerns. Denn daß diese Trennung auf unbestimmte Zeit für sie eine Trennung auf die Dauer war, das fühlte sie. Und auch er hatte das sehr wohl gefühlt. Wenn sie daran noch hätte zweifeln können, so würde ihr sein grausames, ja brutales Schweigen jede Selbsttäuschung unmöglich gemacht haben.

In ihre völlige Niedergeschlagenheit mischte sich ein Gefühl äußerster Bitterkeit. Zu dieser Stunde rollte er wohl dem lachenden Süden entgegen, und seine lebensfrohe jugendliche Selbstsucht rieth ihm gleichnerisch, nicht zurückzublicken auf all das Winterliche, Stürmische, Traurige, das er verlassen hatte, nur vorwärts zu schauen auf das sonnige Erwachendes neuen Frühlings.

Ach, für sie gab es keinen Frühling mehr!

Sie war wieder allein, wie sie vordem allein gewesen war! Und jetzt erst wußte sie, wie vereinsamt, wie öde, wie unsagbar traurig ihr Dasein gewesen war, wie trostlos es nun wieder werden mußte. Wiederum war sie zurückgestoßen in das ereignislose, einförmige Grau, in das Nichts. Und jetzt erst, da sie das Glück gekannt hatte, fühlte sie, wie wahrhaft unglücklich sie war. Auf's Neue sollte sie sich einkertern in diese fürchterliche Langweile und Dede, allein mit dem Manne, von dem sie sich völlig abgewandt hatte, der ihr geradezu verächtlich geworden war — verächtlich in seinen Unterlassungen und in seinen Handlungen, dessen Vertrauen sie sogar mißachtete! Schlimmer als allein und verzehrt von dem glühenden Verlangen nach dem Unerreichbaren! Sie war völlig gebrochen, und in ihrer Hoffnungsleere schimmerte ihr nur eine Erlösung: das Ende! So konnte sie nicht weiter leben, so nicht!

Mit grausamer Langsamkeit schlich eine Stunde nach der andern dahin. Kein Wort von ihm! Kein Wort.

Ein Glück, daß der Andere sie nicht störte, daß ihr heiliger Schmerz nicht durch unbewusste Rohheit und nicht durch den Zwang eines jämmerlichen Komödienspiels entweicht wurde!

Den ganzen Tag über saß sie in ihrem Zimmer am Fenster, starrte auf den verschneiten Garten, dachte nicht an Speise und Trank und weinte unablässig.

* * *

Osterode, der am andern Morgen nur einen beunruhigend geringfügigen Rückgang der Abendtemperatur constatirt und der vom Wärter gehört hatte, daß der Kranke in der vergangenen Nacht sehr unruhig gewesen sei und sehr viel in abgebrochenen unzusammenhängenden Sätzen gesprochen habe,

fürchtete für den Verlauf des heutigen Tages das Schlimmste. Er war so verstört, daß er den erstarrt traurigen Ausdruck in Adas verhärteten Zügen gar nicht bemerkte.

Schweigend saßen die Ehegatten bei der Mahlzeit einander gegenüber.

Endlich sagte Ada, und wiederum in jenem leisen Tone, in dem sie früher in diesen Räumen beständig gesprochen hatte:

„Hast Du keine Nachrichten von Richard? Er hatte uns doch versprochen zu telegraphiren.“

Osterode antwortete nicht sogleich. Nach kurzem Besinnen sagte er:

„Ich habe eben eine Depesche bekommen. Er ist wohlbehalten in Paris eingetroffen und läßt Dich grüßen.“

„Danke!“ erwiderte Ada.

Weiter wurde kein Wort bei Tisch gewechselt.

Ada war empört. An ihn hatte er telegraphirt! Ein flüchtiger Gruß für sie, das war Alles, wozu er sich hatte aufraffen können! Correciter und deutlicher zugleich hatte ihr der Bruch nicht notificirt werden können. Nur schade, daß gar so wenig Herzlichkeit dabei war. Auch in ihm hatte sie sich getäuscht! In ihm, dem Einzigen, dem sie Alles gegeben, dem bis vor kaum achtundvierzig Stunden Alles gehört hatte — ihr Vertrauen und alles Andere!

Nun wohl, auch das sollte ertragen werden! Hoffentlich auf nicht zu lange Zeit!

Osterode begab sich unmittelbar nach Tisch in Richards Wohnung. Der Wärter Reck, der, als er den Professor in der Thür der Schlafstube erblickte, sich von seinem Sige erhob, gab diesem ein Zeichen, nicht näher zu treten. Auf den Fußspitzen kam er leise in's Nebenzimmer und lehnte die Thür an.

Die Beiden traten an das entferntere Fenster.

Im Flüsterton sagte Reck:

„Er ist eben ein bißchen eingeschlafen, Herr Professor. Wir wollen ihn nicht stören. Es steht sehr schlimm um ihn.“

„Wieviel Grad?“ fragte Osterode.

„Ich habe meinen Augen nicht getraut, Herr Professor. Ueber einundvierzig.“

Der Professor schlug die Hände zusammen.

„Und er ist sehr unruhig,“ fuhr der Wärter fort. „Er spricht immer von einem Schlüssel, von Briefen. Er will aus dem Bett heraus. Und er ist so schwach, daß er sich kaum aufrichten kann. Herr Professor, wir werden ihn heute kaum noch durchbringen.“

Osterode schwieg. Er ließ sich auf den Stuhl neben dem offenen Fenster nieder, beugte sich nach vorn, und die beiden Unterarme auf die Schenkel stützend, faltete er die Hände. Mit festgeschlossenen Lippen blickte er starr auf den Boden.

Der Wärter hatte sich wieder ganz leise der angelehnten Thür zum Krankenzimmer genähert und horchte.

Da hörte man von innen lallen und sprechen.

Der Wärter trat behutsam ein. Osterode erhob sich und folgte ihm.

Richard öffnete die Augen ein wenig. Er war verwundert, eine zweite männliche Gestalt zu sehen. Er lächelte. Er schien sie zu erkennen. Während er die Augen wieder schloß, fürchte er jedoch die Stirn und sagte unwirsch:

„Weg mit dem Andern! Du sollst bleiben!“

Osterode trat nun an's Bett und ergriff die glühende trockene Hand des Kranken, der jetzt wiederum lächelte und wiederum die Augen ein wenig öffnete.

„Ja, Du sollst bleiben! Weg der Andere!“

Osterode gab dem Wärter einen Wink, und dieser begab sich darauf in das Zimmer nebenan.

Richard versank abermals in einen kurzen schweren Schlaf. Osterode ließ keinen Blick von ihm. Plötzlich fuhr Richard mit einem Ruck auf und öffnete ganz weit die Augen.

„Johannes, ich muß die Briefe haben!“ rief er.

„Lege Dich ruhig hin, Richard! Beruhige Dich, mein Junge! Ich bin es, Onkel Osterode! Nicht Johannes Schlemm! Und ich bleibe nun bei Dir, bis Du wieder ganz gesund bist. Beruhige Dich nur, mein Junge! Lege Dich ruhig hin.“

„Nein!“ keuchte Richard. „Der Onkel darf nichts wissen! Ich muß die Briefe haben! Und den Ring! Alles in den Tegeler See, damit es der Onkel nicht erfährt! Gieb mir die Briefe!“

„Sprich nicht mehr, mein Junge! Sei ruhig!“

„Da in dem Kasten steckt der Schlüssel. Hol' mir die Briefe!“

„Ich werde sie Dir gleich holen. Aber beruhige Dich nur erst.“

Richard schloß die Augen und sagte weinerlich:

„Ach Du bist's, Onkel! Du kannst es mir nie vergeben!“

Er fiel wieder auf das Kissen zurück.

„Sei nur ganz still, ich vergebe Dir Alles.“

„Nein!“ schrie jetzt Richard lebhaft. „Du kannst mir nicht vergeben! Du darfst es auch nicht erfahren! Sage Ada nichts. Die arme Ada! Ich allein bin der Schuldige! . . . Du bist nie gut zu mir gewesen, Johannes. Aber thu mir's zu Liebe! Gieb mir die Briefe! Da aus dem Kasten mit dem Schlüssel! Der Onkel darf's nicht erfahren.“

Osterode, der bisher dem Zustande des Kranken seine vollkommene Theilnahme zugewandt hatte, war während der letzten Worte, die Richard sprach, etwas nachdenklich geworden.

„Nege Dich nur nicht auf! Bleib ruhig liegen!“

Jetzt schnellte Richard wieder auf und schrie hoch und hohl:

„Ihr seid Alle Verräther! Ihr wollt die Briefe dem Onkel geben, damit er Uda tödtet! Ich bin der Schuldige! Ich hole mir die Briefe!“ Und er machte den Versuch, aus dem Bett zu springen.

Mit liebevoller Vorsicht vereitelte Osterode das wahnsinnige Beginnen.

„Ihr seid Alle Schurken!“ schrie Richard, wüthend über seine Ohnmacht. „Und Du bist immer ein Schurke gewesen, Johannes! Ja, Du, Schurke! Du bist der Einzige, der es gewußt hat! Der Onkel hat nichts geahnt, und nun sagst Du es ihm und gibst ihm die Briefe!“

Osterode hatte sich bisher lediglich um die Thatsache der Fieberphantasie gekümmert und den Inhalt der Worte kaum beachtet. Die Beharrlichkeit aber, mit der der Fiebernde auf die Briefe, auf Uda und den Onkel zurückkam, verursachte ihm ein immer wachsendes Unbehagen, das sich endlich sogar zu einer starken Beunruhigung steigerte. Es legte sich ihm eiskalt um's Herz, und er blies die Nasenflügel auf.

Richard war seit einigen Minuten wieder in den Zustand apathischer Regungslosigkeit verfallen.

Osterode betrachtete ihn, und während dieser Beobachtung nahm sein Gesicht einen schwer sorgenvollen, ja unheimlich finstern Ausdruck an. Nach einiger Zeit verrieth das Zittern der Augenlider und das Zucken um den Mund des Kranken, daß diesem das quälende Halbbewußtsein wiederkehrte. Er warf sich auf seinem Lager herum und murmelte:

„Uda muß fliehen! Ich bleibe! Ich sage dem Onkel, daß wir uns lieben! Ich selbst! Nicht Ihr Schurken! Du nicht, Johannes! Und ich hole die Briefe!“

Er schnellte wieder auf. Osterode drückte ihn behutsam und schonend auf das Lager zurück und deckte ihn zu.

„Onkel? Du bist's? Woher kommst Du denn?“ fragte Richard höflich erstaunt. „Du willst es selbst wissen? Ich sage es Dir auch. Gib mir nur erst die Briefe und den Ring! Das ist ein rührender Ring! Den laß mir! Der Schurke Johannes unterschlägt ihn sonst! Gib mir die Briefe, da aus dem Kasten im Schreibtisch! Der Schlüssel steckt. Hätte ich ihn nur abgezogen!“

Er schluchzte, und während die Thränen über seine Wangen rollten, schlief er wieder ein.

Osterode sah die Thränen rinnen, und eine furchtbare Angst überfiel ihn. Jener entsetzliche Gedanke, der sich seit einigen Augenblicken in ihm regte, bemächtigte sich seiner und machte ihn erbeben. Er selbst war seiner Sinne in diesem Augenblicke kaum mächtig. Mit zitternder Hand füllte er ein Glas mit Wasser und stürzte es herunter. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn.

Da schlug der Kranke die Augen wiederum auf. Jetzt erkannte er den Oheim und schien nun zu verstehen, was das zu bedeuten habe. Mit durchdringender Stimme stieß er einen freischendenden Schrei aus, der

Osterode durch Mark und Bein ging. Auch Neck erschien schnell an der Thür. Osterode winkte ihm ungeduldig, bei Seite zu treten.

Richard, der in quallvollster Aufregung keuchte, raffte mit äußerster Anspannung Alles, was ihm noch an Kräften verblieben war, zusammen und flehte:

„Vergieb Ada! Alles über mich! Da die Briefe! Hol sie mir! Die Briefe und den Ring! Ich beschwöre Dich, Onkel! Das Einzige, das Letzte, was ich bitte! Die Briefe aus dem Kasten! . . . Der Schlüssel . . .“

Und er zeigte mit schlotterndem Arm nach seinem Schreibtisch. Dann sank er wieder auf's Kissen zurück. Aber immer zeigte seine zappelnde Hand nach dem Kasten, und sein Auge, das sich in kurzen Zeiträumen öffnete und schloß, bewahrte immer denselben angstvollen stehenden Ausdruck.

Halb von dem vorsorglichen Wunsche getrieben, den Kranken, den der Inhalt jenes Kastens offenbar stark erregte, zu beruhigen, halb aber auch von der Gier erfüllt, einen schauerlichen Verdacht, den er auszudenken sich scheute, von sich abzuschütteln, erhob sich Osterode und trat langsam an den Schreibtisch heran. Neck stand am offenen Fenster mit abgewandtem Gesicht und blickte auf die Straße hinaus, auf der ein mit Eisenkienen beladener Wagen langsam und sehr geräuschvoll daher gerollt kam.

Osterode drehte den Schlüssel und zog den Kasten auf. Beim ersten Blick erstarrte er. Seine Finger krümmten sich, und wie mit den Krallen eines Raubthiers griff er nach den Briefen und führte sie ruckweise vor seine Augen.

Er las nur drei, vier Worte. Es war genug, übergenug.

Er zerfchnitterte sie hastig und steckte sie ein.

Da war noch ein Kästchen. Ihr Ring! Ihr Bild! Ihr Ring — sie hatte ihm vorgelogen, daß sie ihn verloren habe. Da lag er!

Der Boden schwankte ihm unter den Füßen, es schwindelte ihn, er hielt sich fest. Das Zimmer drehte sich. Er sah Alles verschwommen, kornblumenblau, dazwischen ein feuriges Meer. Ihm war, als hätte er einen Schlag mit einer Art auf den Kopf bekommen. Er war völlig stumpf geworden.

Die Entdeckung der ungeheuren Schande, des unglaublichen Betrugs, verübt von ihm, dem Einzigen, den er geliebt! Er hatte keine Besinnung mehr, nur ein dumpfes Empfinden rasender Wuth, unermesslichen Zornes.

Und da drinnen lag der Verräther, der Bube, den er tödten mußte!

Und jetzt stand Osterode wieder vor dem Lager des Fiebernden, und er beugte sich über ihn so nahe, daß sie sich fast berührten, und das dumpfe Keuchen und das heiße Athmen aus der Brust der beiden Kranken verschwisterte sich. Sie waren Kopf an Kopf. Er hatte den Kranken an beiden Schultern gepackt, und er röchelte mit schraubenden Müstern:

„Das hast Du mir gethan! Du! Du! Du!“

Und er schüttelte den Unglücklichen drei-, viermal.

Widerstandlos folgte der schwache Körper der gewaltthätigen Bewegung. Richards Auge öffnete sich noch einmal, und mit verglastem Blick sah es in das geröthetete fürchterliche Auge des Oheims. Dann fiel es zu. Und der Kopf sank haltlos nach hinten, etwas auf die Seite, und bei dem letzten Ruck fiel der Kopf schwer nach vorn.

Osterode sah das. Unwillkürlich löste er die Klammern, die die Schultern des Kranken festhielten, und da fiel der Körper leblos auf's Lager zurück.

Osterode war entsetzt. Er hielt den Athem an, blieb einen Augenblick unbeweglich und horchte auf. Er hörte keuchende Laute. Der Ton kam aus seiner eigenen Brust. Der Mund des Andern blieb stumm.

Er warf die Decke ab, riß das Hemd auf und legte das Ohr auf's Herz. Alles stumm. Die eingesunkene Brust hob sich nicht mehr. Das Leben war entflohen.

Osterode stieß einen furchtbaren Schrei aus. Neck, der noch immer am offenen Fenster stand und bei dem gewöhnlichen Straßenlärm und dem Rasselu des mit Schienen beladenen Wagens, der jetzt gerade beim Hause vorüberfuhr, von den Vorgängen bis dahin nichts gehört hatte, sprang dem Professor, der wie ein Wahnsinniger aus der Schlafstube stürzte, zur Seite.

„Was ist geschehen, Herr Professor?“

„Ich habe ihn gemordet!“ schrie der Professor wie ein Rasender. „Lassen Sie mich! Lassen Sie mich nicht an! Sonst schlage ich Sie todt! Ich schlage Alles todt, was mir in den Weg tritt!“

Er suchte nach seinem Hute.

„Ihn zuerst und jetzt sie!“ sagte er, während er den Hut aufstülpte, und er stürmte davon.

Neck zog die Schultern in die Höhe und trat langsam in die kleine Stube, in der der Todte ruhte.

* * *

Wie Osterode in einer Droschke den Weg von Richards Wohnung nach seinem Hause zurücklegte, das kam ihm selbst nicht zum Bewußtsein. Er hatte besinnungslos das Zweckmäßige gethan, hatte die nächste Droschke genommen, bezahlt, die richtige Adresse angegeben; aber er wußte von alledem nichts. Er achtete nicht auf den Weg, er wußte nicht, ob es lange dauerte oder nicht, er wußte nicht einmal, wo er sich befand.

Schande! Schande! Schande!

Das war das Ungeheuerliche, das sich auf ihn gewälzt hatte, das mit ihm rang, das ihn bewältigte. Er hatte nicht gewußt, was es war. Es war für ihn bis zu diesem Augenblicke ein leerer Begriff gewesen.

Nun hatte dieses Wort seinen graufigen Inhalt bekommen. Es erdroßelte ihn. Ja, es schnürte ihm die Kehle zusammen, und er würgte. Ihm wurde übel, und es flimmerte ihm vor den Augen. Der Schnee färbte sich blutig roth, dann wieder hellgrün. Und dann wieder ein Feuermeer.

Er legte sich keine Rechenhaft davon ab, was er zu thun hatte. Er wußte nur, daß er hastig zum Ziele kommen müsse. Und als die Droschke hielt, sprang er mit einem Sage hinaus und riß gewaltig an dem eisernen Klingelzuge. So schnell die Thür auch geöffnet wurde, es war doch viel zu langsam.

Er stürmte an seinem Diener vorbei, der ihm ganz erstaunt nachblickte. Und auch Dr. Schlemm, der durch das ungewöhnlich starke Schellen aufmerksam geworden war, stand von seinem Arbeitstisch auf und sah in höchstem Erstaunen den Professor über den Vorhof rasen und die Hausthür aufreißen. Athemlos war dieser die Treppe hinaufgestürmt. Und nun stand er keuchend auf der Schwelle des Wohnzimmers.

Ada fuhr aus ihren trübseligen Träumereien entsetzt auf, als sie ihn da erblickte. Er stand noch immer auf der Schwelle. Er hatte die Beine und Arme gespreizt und berührte mit den Füßen und Händen die Pfosten. Er hatte die Stellung eines gekreuzigten Märtyrers. Seine Augen blickten scheel, seine blauen Lippen bebten. Er wußte nicht, was er da wollte. Er hatte nur das dunkle Gefühl, sie dürfe ihm nicht' entrinmen, und er selbst müsse die Thür bewachen.

Ada war entsetzt. Mit einem Blick hatte sie die volle Wahrheit erkannt. Sie wußte Alles. Ihre Kniee schlotterten. Todesangst marterte sie. Nach einem Augenblick fürchterlichen Schweigens, während dessen Osterode wie festgenagelt auf der Schwelle stehen geblieben war, stieß er rauh und heiser die Worte hervor:

„Du Ehrlose! Du Dirne! Schande hast Du über mich gebracht! Schande!“

In wildem Schrecken sprang Ada jetzt zurück und duckte sich hinter einen hohen Lehnstuhl.

„Verstecken willst Du Dich, Du Menne? Aber bei Gott, Du sollst mir nicht entweichen! Und ich tödte Dich, wie ich ihn getödtet habe! Den undankbaren Buben!“

Und nun fiel sein Blick auf den Kasten, in dem in einem ledernen Futteral wohlverwahrt jener Revolver lag, den er zur Beschwichtigung der angstvollen Anwandlungen Adas auf seinem alten Plage gelassen hatte. Er stürzte auf den Tisch zu und riß den Kasten auf.

Ada sprang auf, und einen hohen Schrei des Entsetzens ausstoßend, lief sie an ihm vorüber und gewann die Treppe. Jetzt hatte Osterode das Futteral abgestreift, und den Revolver in der Hand folgte er in wahnfinniger Wuth. Sie rannte durch die Hausthür, die Osterode nicht wieder verschlossen hatte. Da fiel ein erster Schuß. Die Kugel drang in den Pfosten.

„Hülfe! Hülfe!“ schrie Aida, die jetzt auf dem Vorhofe angelangt war. Ein zweiter Schuß, der sein Ziel verfehlte.

Aida rüttelte an der kleinen Thür. Sie war verschlossen. Aida wagte nicht, sich umzusehen, aber sie hörte hinter sich den rasenden Verfolger, und kein Entrinnen.

Ein eingefriedigter Raum, eine Mauer, eine verschlossene Thür — kein Entrinnen!

„Hülfe,“ schrie sie noch einmal.

Der Diener aus Ostpreußen, durch den Ruf alarmirt, stürzte in diesem Augenblicke aus dem Hause. Gleichzeitig öffnete sich die Thür des Laboratoriums, und die stämmige Gestalt des Dr. Schlemm trat dem Besinnungslosen in den Weg. Da hob Osterode, durch den unerwarteten Widerstand noch rasender gemacht, den Revolver zum dritten Mal, und noch ehe es Schlemm möglich gewesen war, den Wüthenden zu halten, krachte der dritte Schuß, und mit leichtem Aufschrei brach Aida an der kleinen Mauerthür, an der sie vergeblich gerüttelt hatte, zusammen.

Der Diener und Schlemm hatten Osterode gepackt, zu Boden geworfen und ihm den Revolver entrißen. Es war kein Leichtes gewesen, denn Osterode, dem der Zorn die Kräfte eines Riesen gegeben hatte, schlug wüthend um sich. Aber nun, da er am Boden lag, wurde er ruhig.

„Halten Sie ihn fest!“ jagte Schlemm. „Er ist tobsüchtig! Halten Sie ihn fest! Ich will nach der Andern sehen.“

Schlemm begab sich zu Aida. Er kniete neben ihr nieder. Sie athmete noch. Die Kugel war durch das Schulterblatt eingedrungen. Der Blutverlust war ein geringer. Nur einige wenige rothe Tropfen auf dem frischen Schnee.

„Wir brauchen schleunige Hülfe!“ rief Schlemm.

Auf der Straße vor der Mauer hatte sich schnell eine dichte Menschenmasse aufgestaut, und die Fenster der gegenüberliegenden Häuser waren dicht besetzt. Man hörte im Vorhofe das Rumoren einer unruhigen Menge. Auf einmal wurde das Brausen stärker, und dann trat vollkommene Stille ein. Es wurde an der Klingel gezogen.

„Wer ist da?“ fragte Schlemm.

„Deffnen Sie! Die Polizei!“

„Gott sei Dank!“

Er ließ sich vom Diener den Schlüssel reichen und öffnete sogleich. Es traten zwei Schutzleute ein.

„Ein Glück, daß Sie kommen! Aber wir brauchen noch mehr. Professor Osterode hat in einem Anfall von Tobsucht auf seine Frau geschossen. Die Verwundete, deren Wunde ich hier nicht untersuchen kann, muß sogleich in's Spital geschafft werden. Der Professor muß unter starker Bewachung irgendwo sicher untergebracht werden.“

Einer der Schutzleute ging sogleich wieder ab, um die erforderlichen

Hilfsmannschaften herbeizuholen. Der andere blieb zu Schlemms Verfügung am Orte der That. Und die Beiden, unterstützt vom Kammermädchen und der Köchin, die auch herzugekommen waren, trugen die besinnungslose Uda in das Haus. Franz blieb bei seinem Herrn, der inzwischen aufgestanden war, und dessen Arm er in den seinigen gelegt hatte.

Osterode sah, ohne ein Zeichen besonderer Theilnahme von sich zu geben, das grausige Schauspiel an sich vorüberziehen, wie die Bier langsam und unbeholfen ein ohnmächtiges, vielleicht schon lebloses Weib über den Vorhof schleppten, im frischen Schnee tiefe schlürfende Spuren zurücklassend.

Als das Knäuel Menschen in der Hausthür verschwunden war, sagte Osterode zu seinem Diener:

„Du darfst ganz unbesorgt sein, Franz! Ich bin wieder ruhig geworden. Ich mache keinen Fluchtversuch. Aber mich friert hier. Bring mich in's Laboratorium. Da wollen wir auf die Anderen warten.“

„Ja, ich weiß nicht, Herr Professor, ob ich darf.“

„Du darfst, Franz! Du darfst es ruhig thun! Ich werde Dir keine Ungelegenheiten bereiten. Du kennst mich ja lange genug.“

„Zawohl, Herr Professor.“

Die Beiden traten in das Laboratorium ein. Osterode ließ einen Stuhl an den Ofen rücken und setzte sich darauf. Franz stand hinter ihm. Osterode zitterte heftig. Mit der Spitze seines Stiefels hob er den Riegel der kleinen eisernen Ofenthür und öffnete diese. Die ausströmende Hitze that ihm wohl. Er blickte unablässig in die Gluth. Er fühlte eine Mattigkeit zum Umsinken. Er betastete seine Taschen. Da waren die zerknitterten Briefe, und da auch die kleine Schachtel. Er wollte die Briefe lesen. Aber nein! Wozu? Er wußte ja genug. Und er warf die fünf, sechs beschriebenen Blätter in's Feuer. Sie verzehrten sich ungewöhnlich langsam. Helle hohe Flammen loderten zuerst an den Seiten auf. Die Blätter krümmten sich, dann schwärzten sich die Ränder, aber noch immer konnte man die Schrift sehr wohl lesen, bis sie endlich zu verkohlten, schwarzen, dünnen, verschrumpelten und aufgerollten Blättchen wurden, wie die Blätter der La France-Loze, und von dem Geschriebenen keine Spur mehr übrig blieb. In der Gluth wurden die schwarzen kohlenden Blättchen allmählich grauer und zerfielen. Osterode betrachtete das Alles sehr aufmerksam, als ob er es zum ersten Mal gesehen hätte.

Uda war in ihr Zimmer gebracht, von den beiden Frauen entkleidet und auf ihr Bett gelegt worden. Sie hatte die Besinnung nicht wiedergefunden. Dr. Schlemm hatte die Wunde aufmerksam durchsucht. Ein abschließendes Urtheil hatte er noch nicht gewinnen können. Er mußte indeß annehmen, daß die Kugel, die er aus dem Körper zu entfernen bisher nicht vermocht hatte, edlere Theile, namentlich die Spitze des linken Lungenflügels verletzt habe. Er fürchtete also den tödtlichen Ausgang, wenn er auch noch nicht alle Hoffnungen aufgegeben hatte. In diesem Sinne

sprach er sich auch dem Polizeilieutenant gegenüber aus, der inzwischen mit den erforderlichen Mannschaften eingetroffen war und zunächst für die Säuberung der Straße Sorge getragen hatte.

Schlemm erklärte, daß er schon seit geraumer Zeit bei dem Professor eine hochgradige Nervosität beobachtet und namentlich in den letzten zwei Tagen eine sehr starke Veränderung, gesteigerte Unruhe und Gereiztheit wahrgenommen habe. Für ihn unterliege es keinem Zweifel, daß in Professor Osterode der Wahnsinn ausgebrochen sei, und daß er in einem Anfall von Tobsucht das Verbrechen begangen habe. Schlemm sprach sich ferner dahin aus, daß er das Verhältniß der Ehegatten zueinander sehr genau gekannt und niemals irgend etwas gesehen oder gehört habe, das sich mit der jetzt eingetretenen Katastrophe in Zusammenhang bringen ließe. Der Professor sei ein stiller, ruhiger, unablässig fleißiger Wissenschaftler, und die Handlung, deren er sich schuldig gemacht, sei bei ihm nur durch die Ummachtung seiner Verstandeskkräfte zu erklären. Er befürworte es daher auf das Dringlichste, daß Professor Osterode sofort einer strengen ärztlichen Beobachtung unterstellt werde, denn er sei nicht für das Gefängniß, sondern für das Irrenhaus reis. Die Möglichkeit, daß sich der Tobsuchtsanfall in kurzer Zeit wiederhole, sei durchaus nicht ausgeschlossen. Aber wenn dieser auch isolirt bliebe, so würde das an seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung nichts ändern.

Infolge dieser Begutachtung wurde Osterode, dem man seinen Diener Franz belassen hatte, von diesem und zwei Schulen begleitet, bei einbrechender Dunkelheit in einer Droschke nach der Heilanstalt für Gemüthsfranke gebracht, deren dirigirender Arzt er bisher gewesen war. Das gesammte Personal der Anstalt, die Aerzte, die Wärter und die Beamten, waren von dem tragischen Ereignisse tief erschüttert.

Ada hauchte in den Abendstunden ihr Leben aus, ohne die Besinnung wiedererlangt zu haben.

* * *

Die Vorgänge fanden in der Oeffentlichkeit folgende Darstellung, die am andern Morgen in allen Blättern zu lesen war:

„Ein tragisches Ereigniß hat alle Kreise unserer Stadt in schmerzliche Aufregung versetzt. Professor Dr. Alexander Osterode, der dirigirende Arzt unserer Hauptheilanstalt für Nervenleidende, der auf dem Gebiete der Psychiatrie eine der ausgezeichnetsten Stellungen einnimmt, hat in einem Anfalle von Tobsucht seine junge und anmuthige Frau Uda, geborene Buchner, mit der er in zehnjähriger glücklicher Ehe in unge störtester Eintracht gelebt hatte, getödtet. Die dem unglücklichen Gelehrten nahe stehenden Freunde und Berufsgenossen, namentlich sein Mitarbeiter an einer größeren wissenschaftlichen Arbeit, mit der Professor Osterode in den letzten Monaten unablässig sich beschäftigte, Dr. med.

Johannes Schlemm, hatten während der letzten Wochen eine auffällige Veränderung an ihm wahrgenommen. Der sonst so ruhige und klare Mann war merkwürdig nervös und unstät geworden, dabei sehr zerstreut und vergeßlich. Während dieser Zeit hatte er zwar noch immer sehr viel gearbeitet, aber das Resultat dieser Arbeit war ein völlig ungenügendes. Sein viel jüngerer Mitarbeiter mußte den Professor wiederholt auf die stärksten Versehen, eine vollkommene Unzulässigkeit in der Kühnheit verwegener Folgerungen und auf völlig laienhafte Uebertreibungen aufmerksam machen. Und schon bei diesen wissenschaftlichen Controversen zeigte sich eine krankhafte Reizbarkeit.

„Wenn dieser Zustand auch berechtigte Bedenken hervorrufen mußte, so war er doch keineswegs dazu angethan, auf einen so jähen und verhängnißvollen Ausgang, wie er ihn jetzt genommen hat, schließen zu lassen. Diese völlig unerwartete und plötzliche Verschlimmerung hat ihre unmittelbare Ursache außer den allgemeinen Krankheitsercheinungen augenscheinlich in einer sehr starken psychischen Erregung, die durch den Schmerz um den Tod eines heißgeliebten Verwandten hervorgerufen worden ist.

„Der Neffe des Unglücklichen, Herr Richard Willern, der hier am Kammergericht als Referendar beschäftigt war, ein aufgeweckter, hoffnungsreicher junger Mann, dem Professor Osterode sein ganzes Herz geschenkt hatte, und der im Hause seines Oheims wie ein Kind des Hauses verkehrte, erkrankte vor wenigen Tagen an einem heftigen nervösen Fieber. Professor Osterode pflegte seinen lieben Anverwandten mit treuester Hingabe. Er weilte Tag und Nacht am Bett des Kranken und versäumte alle anderen Pflichten, die sein Beruf ihm auferlegte. Zu seinem tiefsten Kummer, den er vor aller Welt verbarg, mußte er wahrnehmen, wie das junge Leben grausam zerstört wurde, und wie alle Kunst des Arztes hier vergeblich sei. Vorgestern Nachmittag gegen fünf Uhr starb Richard Willern in Gegenwart seines treuen ärztlichen Pflegers und Verwandten.

„Dieser Tod machte auf Professor Osterode einen erschütternden Eindruck. Es hat durch das Zeugniß des Krankenwärters Neck festgestellt werden können, daß in diesem Augenblicke der Wahnsinn in ihm ausgebrochen ist. Er, der den frankten jungen Mann mit äußerster Liebe und Schonung gepflegt und ihm noch wenige Augenblicke vor dessen Tode die zärtlichsten Worte des Trostes und der Beruhigung zugeprochen hatte, schrie auf einmal wild auf und erklärte, er habe seinen Neffen ermordet. Er bedrohte auch den hinzuspringenden Wärter mit dem Tode und stürzte davon. Er eilte in seine Wohnung, ergriff einen Revolver, den er seit langer Zeit stets handbereit hatte, und feuerte auf seine Gattin zuerst im Hause selbst den ersten Schuß ab. Die entsetzte Frau flüchtete auf den Vorhof. Der Rasende folgte ihr und gab noch

zwei Schüsse ab, bevor es den durch den Hülsenruf und die Schüsse aufgeschreckten Mitbewohnern des Hauses, dem Diener und dem Assistenzarzt Dr. Schlemm, der im Laboratorium arbeitete, gelingen konnte, den Rasenden zu überwältigen. Der letzte Schuß traf die unglückliche Frau in den Rücken, zertrümmerte das Schulterblatt, drang in die Lunge ein und verursachte eine innere Verblutung, deren Folgen Frau Ida Osterode in der zehnten Abendstunde erlegen ist.

„Professor Osterode wollte offenbar noch Hand an sich legen. Dieses unselige Vorhaben konnte indessen durch die Genannten, Dr. Schlemm und den Diener, rechtzeitig vereitelt werden. Professor Osterode ist der Irrenanstalt übergeben worden und ist Gegenstand der aufmerksamsten ärztlichen Untersuchung.

„Die Sachverständigen haben schon jetzt nach den klar vorliegenden Thatfachen ihr Gutachten dahin abgeben dürfen, daß der Staatsanwaltschaft wohl die Mühe erspart bleiben wird, sich mit der überaus traurigen Angelegenheit weiter zu befassen. Das unselige Opfer, Frau Ida Osterode, und der an demselben Tage an typhösem Nervenfieber verschiedene Herr Richard Willern werden morgen von der Leichenhalle des Kirchhofs der Dorotheen-Gemeinde bestattet werden. Die telegraphisch herbeigerufenen Anverwandten, die Mutter des Herrn Willern und die Eltern der jungen Frau, glaubten den Wünschen des geistig Ummachteten und nicht mehr Dispositionsfähigen liebevoll dadurch zu entsprechen, daß sie die sterblichen Ueberreste der Beiden, die er am meisten geliebt hat, nebeneinander betten.

„Die Wissenschaft hat in Professor Osterode eine bedeutende Kraft verloren. Aber dieser Verlust ist allerdings älter, als das tragische Ereigniß, über das wir hier berichtet haben. Die grundlegende wissenschaftliche Arbeit Osterodes ist bereits vor zehn Jahren abgeschlossen, und die Herausgabe seines unvollendet gebliebenen Werkes würde dem Gelehrten vielleicht eine starke Enttäuschung bereitet haben. Die Spuren der Verworrenheit sind hier schon deutlich wahrzunehmen, und vom Standpunkte der Wissenschaft ist es nicht zu beklagen, daß dieses Werk nicht zum Drucke gelangt. Durch das hervorragende Werk Ueber die mechanischen Störungen des Gehirns hat Professor Osterode dafür gesorgt, daß sein Name auf dem Gebiete der psychiatrischen Forschung als erste Autorität gefeiert und dauernd in Ehren bleiben wird.“

Der Verfasser dieses Aufsatzes war Dr. Johannes Schlemm.

* * *

Osterode erkrankte in den nächsten Tagen infolge der furchtbaren Erregungen sehr bedenklich. Er wußte ganz gut, wo er war. Er wußte, daß man ihn für verrückt hielt. Er verstand die Fragen, die an ihn gestellt wurden. Er mußte lächeln, daß man ihn für wahninnig halten konnte.

Aber dann fragte er sich: Folgt aus dem Umstande, daß ich vollkommen klaren Sinnes zu sein glaube, folgt daraus, daß ich objectiv wirklich vollkommen klar bin? Ich habe den unwillkürlichen Hang, meine Collegen in ihrer Auffassung, daß ich geistesgestört sei, zu unterstützen. Dabei bin ich doch ehrlich. Ist nun diese Fähigkeit des Simulirens oder diese Lust am Simuliren nicht selbst schon etwas Krankhaftes? Und wenn ich mir vergegenwärtige, was da geschehen ist! Habe ich Richard getödtet, oder ist er unter dem zufälligen Druck meiner Hände am Fieber gestorben? Ich weiß es nicht. Und was dann geschehen ist, ich weiß es erst recht nicht. Ich sah immer Flammen. Und ich hätte sie nicht getödtet, wenn sie sich nicht versteckt hätte. Das hat mich rasend gemacht — rasend, wie man so zu jagen pflegt, oder wirklich rasend im wissenschaftlichen Sinne? Und daß ich's überlebe, daß sich der Schmerz um Richard so schnell abgestumpft hat, daß ich um sie so wenig trauere — ist das nicht auch krankhaft? Ich glaube, hier sind Kranke, die weniger krank sind als ich. Ich muß mich allmählich beruhigen, wieder festigen. Jetzt fühle ich mich noch viel zu schwach und bin viel zu feige, um in's Leben wieder hineinzutreten. Hier ist mir jetzt am wohlsten. Die Briefe sind verbrannt, das weiß ich genau. Das Geheimniß ist niemals über meine Lippen gekommen, und es wird mit mir begraben werden. Und bei allem Unglück ist mir doch das Schlimmste erspart geblieben: die Schande. Richard ist todt. Ich habe ihm vergeben und der Andern auch. Jetzt will ich mich nur ruhig sammeln, und wenn ich mich stark genug fühle, nun, dann mag die Arbeit auf's Neue beginnen.

Osterode war gegen seine Umgebung ziemlich theilnahmlos geworden. Er sprach fast gar nicht. Er war nicht im Stande, sich viel zu beschäftigen. Er las nur ganz leichte Lectüre. Im Register der Anstalt war er aufgeführt unter den Fällen der tiefen Schwermuth.

* * *

Etwa zwei Jahre später erschien ein Werk, das in der medicinischen Literatur das größte Aufsehen machte: „Sinnestäuschungen, von Dr. Johannes Schlemm“. Im Vorworte erzählte der Verfasser, daß er zu diesem Werke angeregt worden sei durch seinen unglücklichen Lehrer Professor Osterode, der über den Gegenstand, den er nunmehr in strenger wissenschaftlicher Sichtung als das Ergebnis jahrelanger Studien der Oeffentlichkeit vorlege, ebenfalls sehr viel geschrieben und ihm einen Wust von Manuscripten zurückgelassen habe. In diesen sei allerdings fast Alles unbrauchbar gewesen, aber immerhin hätten sich unter der Spreu einige Körnchen echten Goldes vorgefunden, und dafür wolle er seinem erkrankten Freunde und Lehrer dankbar die Hand schütteln. Außer der Anregung und einigen wenigen, wenn auch durchaus nicht werthlosen Einzelheiten, die er ausschließlich dem Verdienste Osterodes zuschreiben habe, dürfe er das ganze Werk in seiner

Anlage, in seinen einzelnen Untersuchungen, in seinen Voraussetzungen und Schlußfolgerungen als sein alleiniges geistiges Eigenthum in Anspruch nehmen. Möge es nun gut oder schlecht sein — er halte es für seine Pflicht, den Namen Osterodes, den er bei diesem Anlaß habe nennen müssen, von der Verantwortlichkeit für das Buch freizusprechen.

Inzwischen hatte sich der Zustand Osterodes nach der Ansicht seiner Aerzte derart gebessert, daß man seinem Antrag auf Entlassung kaum noch etwas entgegenstellen konnte. Er durfte sich schon seit langer Zeit frei bewegen. Seine Lectüre wurde nicht mehr überwacht. Man ließ ihn auch ungestört arbeiten.

Durch eine Zeitungsnotiz erhielt er Kenntniß von dem Erscheinen des Buches. Er ließ es sich durch seinen Diener anschaffen. Er las das heuchlerische Vorwort. Er durchblätterte das Werk. Es war von Anfang bis zu Ende seine eigene Arbeit, und nur die wenigen durchaus unerheblichen Schlußcapitel, die einfach die Bilanz des Ganzen zogen, waren von Schlemm hinzugefügt.

Wenn er gegen dieses Plagiat öffentlich austräte, würde die Welt ihm glauben? Würde man in einem solchen Proteste, dem die geistige Erregung über die erlittene Beraubung sicherlich auch einen leidenschaftlichen Ausdruck gegeben haben würde, nicht den offenkundigen Beweis des Fortbestehens seiner geistigen Störung erblicken? Man hatte ihm seine Ehre als Mann gestohlen, nun stahl man ihm seine Ehre als Wissenschaftler! Er ergab sich auch darein, wenn auch nicht ohne heftigen Kampf.

Er wurde so erregt, daß seine Entlassung, die schon angeordnet war, auf seinen eigenen Antrag gestundet wurde. Von der Ursache der Erregung sprach er mit Niemand. Er blieb noch ein volles Jahr in der Anstalt.

Im März 1869 hatte man ihn dorthin gebracht, im Frühjahr 1872 zog er in sein altes, großes, einsames Haus wieder ein. All die gewaltigen Vorgänge, die sich in jenen bedeutungsvollsten Jahren unserer Geschichte ereignet hatten, berührten ihn nur wenig. Er wußte kaum, daß inzwischen ein deutsches Reich mit einem Kaiser an der Spitze entstanden war. Das Laboratorium war geschlossen. Er arbeitete regelmäßig in den beiden Zimmern des ersten Stocks an einem großen, mehr philosophischen als medicinischen Werke über Simulation. Er las sehr viel und sprach fast gar nicht. Mit der Außenwelt verkehrte er überhaupt nicht mehr. Er hatte Angst davor, dem Dr. Johannes Schlemm zu begegnen. Er wußte nicht, wie er sich diesem gegenüber stellen sollte.

Die Besorgniß war unbegründet. Professor Dr. Schlemm war auf Grund seines bahnbrechenden Werkes über Sinnesstörungen als ordentlicher Professor an eine erste Universität Süddeutschlands berufen worden.

Osterode blieb den ganzen Tag über auf seinem Zimmer. Mitunter machte er einen kleinen Rundgang von wenigen Minuten durch den ver-

wilderten Garten. Allabendlich aber kurz nach Sonnenuntergang unternahm er seinen größeren Spaziergang.

So hatte er es jahrelang gehalten. Die Nachbarn nannten ihn den „verrückten Professor“.

Die einzigen Leute, die außer den Hausgenossen das Wort an ihn richteten, waren die beiden Pfortner der Kirchhöfe, die ihn allabendlich am Ein- und Ausgange erwarteten und regelmäßig ihr kleines Trinkgeld erhielten.

* * *

An einem sehr kalten Januarabend dieses Jahres wartete der Pfortner am Ausgang des Charité-Kirchhofs ungewöhnlich lange. Der Professor hatte sich jedenfalls verspätet. Es war schon ganz dunkel geworden, und die trockene Kälte war um so unangenehmer, als ein eisiger Wind aus Osten blies. Vergeblich trabte der Pfortner vor der Gitterthür in kleinen Schritten auf und ab und suchte sich durch kräftige Bewegungen mit den Armen, indem er weit ausholend diese über der Brust zusammenschlug, zu erwärmen. Der sonst so pünktliche Professor ließ sich heut nicht blicken. Der Alte wartete noch eine halbe Stunde. Dann suchte er grommelnd seine warme Stube auf.

Am andern Morgen traf er mit seinem Collegen vom andern Kirchhof zusammen.

„Der Professor ist ja gestern nicht gekommen.“

„Doch! Wie immer, als es schummerig wurde, kurz nach vier.“

„Und ich habe bis nach sechs Uhr dagestanden. Das ist doch merkwürdig.“

„Und er ist nicht hinausgegangen?“

„Rein.“

„Das ist allerdings merkwürdig. Dann muß er ja noch hier sein.“

„Wir wollen uns jedenfalls nach ihm umsehen. Es könnte ja was passiert sein.“

„Es wird doch nicht!“

Und die Beiden machten sich auf den Weg. Aufmerksam spähend schritten sie erst auf den großen und dann auf den kleinen Wegen daher.

Als sie den kleinen Kirchhof der Dorotheenstädtischen Gemeinde langsam durchsuchten, sahen sie gleichzeitig auf einem Grabhügel eine schwarze Gestalt zusammengehockt.

„Der Professor!“ jagte der Eine leise. „Er ist eingeschlafen.“

Vorsichtig nahten sie dem Grabe. Der Professor, der wie sein Diener später bekundete, sich schon in den letzten Tagen sehr schwach gefühlt hatte, hatte entweder eine plötzliche Anwandlung von Schwäche verspürt, oder er war zu müde gewesen, um den Weg fortzusetzen. Kurz und gut, er hatte sich auf einen der kleinen Grabhügel gesetzt. Vielleicht war er da

eingeschlafen. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein schnelles und schmerzloses Ende gemacht. Er hatte die Füße weit von sich gestreckt. Sein Oberkörper war nach der linken Seite hin gesunken, und der Hut war ihm vom Kopf gefallen.

Der Grabhügel, auf dem die Leiche gefunden wurde, sowie der danebenliegende, thaten sich durch besondere Pflege hervor. Auf dem Stein des einen standen die Worte:

Richard Willeru

geboren am 12. Januar 1844 zu Tilsit
gestorben am 13. März 1869 zu Berlin.

Auf dem Hügel daneben war zu lesen:

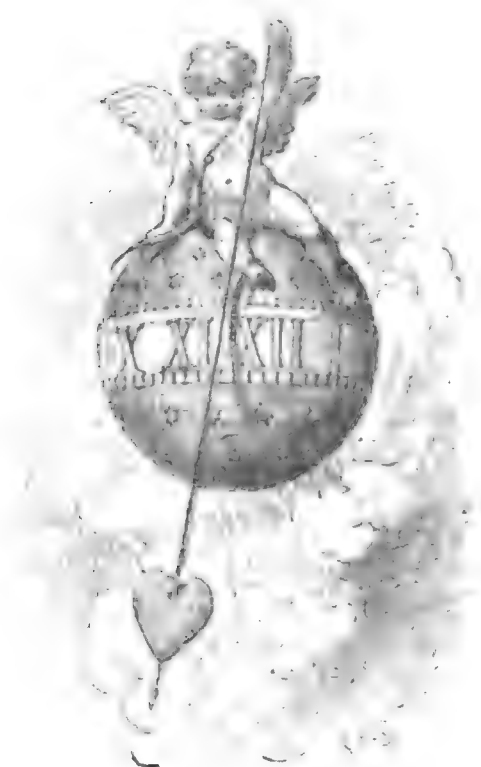
Uda Osterode, geb. Buchner

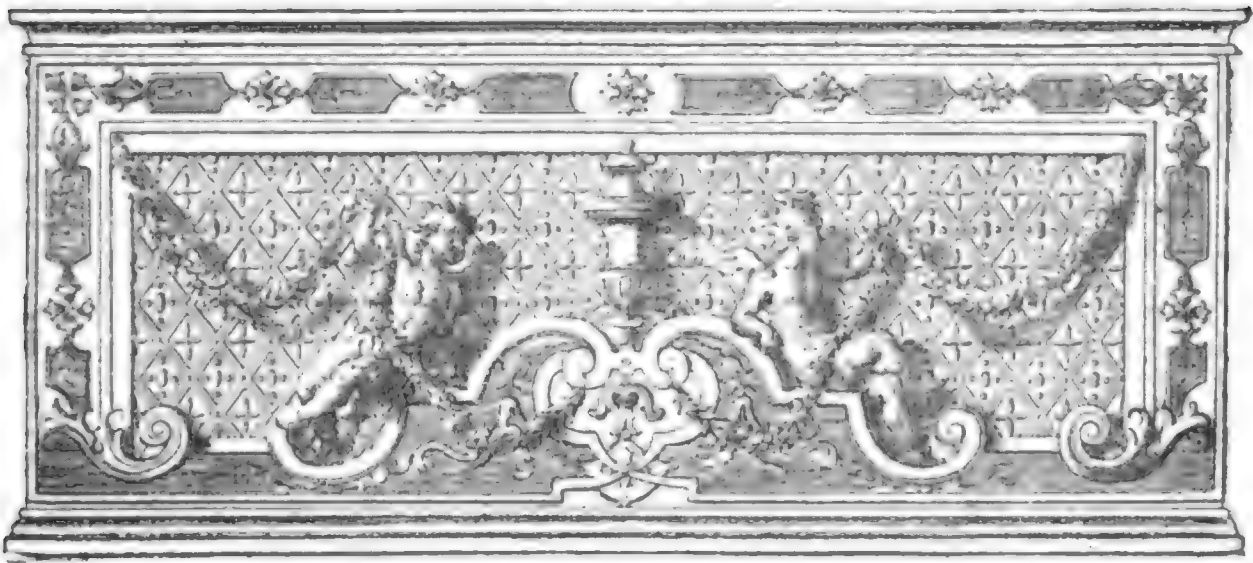
geboren am 5. Juli 1839 zu Königsberg i. Pr.
gestorben am 13. März 1869 zu Berlin.

Und nebenan ist noch ein Platz frei, und der Stein, den die Anverwandten bestellt haben, wird die Aufschrift tragen:

Alexander Osterode

geboren am 5. September 1819 zu Danzig.
gestorben am 9. Januar 1889 zu Berlin.





Fritz Schaper.

Ein Künstler-Lebensbild

von

Georg Vosz.

— Berlin. —

Der eigentliche Ruhm der Berliner Künstlerichule ist seit den Zeiten der ersten Regungen eines eigenen künstlerischen Lebens in der preussischen Hauptstadt, also seit dem Wirken Andreas Schlüters, die Bildhauerkunst geblieben. In der Bildhauerkunst hat Berlin allen älteren deutschen Kunststädten voran die führende Stellung in Deutschland gewonnen. Der Gang dieser Entwicklung ist für Berlin in hohem Grade charakteristisch. Die Blüthe der Berliner Bildhauerkunst ist nicht, wie in den Kunststädten des klassischen Alterthums, des Mittelalters und der Renaissance, das Ergebnis einer frei aus eigenem Antriebe schaffenden Künstlerphantasie, welche die Kunstwerke nur um ihrer Schönheit willen schafft. Die Denkmäler, welche Schlüter, Schadow und Rauch geschaffen haben, sind vor Allem die Denkmäler des nationalen Stolzes, der, um seine Herrscher und Helden zu feiern, zum Meißel greift. Erst in den letzten beiden Jahrzehnten ist dies anders geworden. Erst seitdem ist die Berliner Plastik aus ihren ehemaligen Grenzen herausgetreten und zur freien Kunst geworden. Der Gang dieser Entwicklung tritt klar in dem Schaffen fast jedes einzelnen Meisters dieser Zeit hervor. Unter ihnen ist Schaper durch die öffentliche Bedeutung und durch die große Anzahl seiner Werke einer der wichtigsten von Allen.

Fritz Schaper wurde am 31. Juli 1841 in dem Städtchen Alsleben an der Saale geboren. Der Vater war Prediger daselbst. Die Familie wohnte in dem schlichten anhaltinischen Schloß, das dort in einem großen Park in dem malerisch anziehenden Hügellande von einem Mitgliede des

Anhalt-Deſſauischen Fürſtenhauſes gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu ländlichem Aufenthalt erbaut war. Doch die frohen Kinderjahre, welche Schaper hier verlebt hat, ſollten bald ein Ende nehmen. Als ſechsjähriger Knabe verlor er den Vater. Die Mutter, welche mit ſieben Kindern in der hilfloſeſten Lage zurück geblieben war, mußte das Schloß verlaſſen. Die Familie zog nach Halle, vornehmlich damit die Kinder dort die Schulen beſuchen konnten. Doch bereits nach zwei Jahren ſollte den Kindern auch die Mutter entriſſen werden. Sie wurde von der Cholera hinweggerafft, und mit einem Male ſtanden die ſieben armen Waiſen allein in der Welt. In dieſer Zeit der bitterſten Noth nahm ſich Graf Kielmannſegg des armen Knaben an, ließ ihn erſt ein Jahr hindurch auf ſeinem in der Nähe von Halle belegenen Landſiß unterrichten und brachte ihn dann auf die Realschule nach Halle. Während der Schuljahre entwickelte ſich die bereits im erſten Kindesalter hervorgetretene Neigung zu zeichnen, zu malen und zu ſchnitzen immer ſtärker.

In ſeinen Freistunden ſaß der Knabe auf dem Markte oder in den alten Straßen der Stadt, um die aus Sandſtein gemeißelten Erker und Portale aus der Renaissancezeit zu zeichnen; oder er wanderte hinaus auf den Jägerberg zu den maleriſchen Ruinen der Moritzburg. Auch hier waren es vor Allem architektoniſche Ornamente, welche ihn feſſelten. Von Statuen auf öffentlichen Plätzen bejaß Halle damals nur den biedern Roland am Rothen Thurm. Der ungeſchlachte Rieſe iſt auf die künſtleriſche Phantaſie des Knaben glücklicherweiſe ohne Einfluß geblieben.

Rauch's Denkmal des Pädagogen Franke ſtand allerdings bereits ſeit 1829 auf dem Hofe des Franke'schen Waiſenhauſes. Doch wie Wenige ſahen daſſelbe auf ſeinem ſtillen abgelegenen Plage! Rauch hatte das Monument nach dem Wunſche der ſtädtiſchen Verwaltung für einen der großen öffentlichen Plätze der Stadt beſtimmt, damit das Standbild des Mannes, der in Halle ſo Edles geſchaffen hatte, zum ganzen Volke ſprechen ſollte. Doch der König Friedrich Wilhelm III. verbot die öffentliche Aufſtellung der Statue. Die Verherrlichung durch ein öffentliches Standbild war in Preußen noch das excluſive Vorrecht militäriſchen Ruhmes; Männern, welche die Aufgaben ihres Lebens in den Werken des Friedens gefunden haben, wurde dieſes Recht damals noch nicht zuerkannt.

Auch auf die künſtleriſche Bedeutung der geſchnitzten Heiligendarſtellungen an den reich ausgestatteten ſpätgothiſchen Altarwerken der Moritzkirche, der Ulrichskirche und der Neumarktkirche hatte Niemand den Knaben in der kunſtverlaſſenſten aller deutſchen Univerſitätsſtädte aufmerkſam gemacht. So kam es, daß weſentlich nur der Sinn für die Schönheit des architektoniſchen Ornaments in dem Herzen des Knaben erwachte. Als er 16 Jahre alt wurde, mußte er ſich für die Wahl eines Berufes entſcheiden. Er folgte ſeiner Lieblingsneigung und wurde Steinmetz.

Die Bildung, mit der er in's Leben hinaustrat — wie wenig konnte

Diejelbe die Grundlage ſchaffen für ein Künstlerleben, welches die hohen Ideale der Nation in unvergänglichen Denkmälern zu verkörpern berufen iſt! Und wie roh und rein handwerklich begann Schaper ſeine Thätigkeit als ſchlichter Steinmeßlehrling! Doch die Entwicklung der Künstler ſchlägt ihre eigenen Wege ein. Sie will ſich nicht langſam durch lange Bücherreihen hindurchblättern, ſondern ſie wählt den Flug des Genies. Und in der Regel ſind es gerade die beſten Künstler, welche der Lehre von der gelehrten Univerſalbildung und der Lehre von der akademiſchen Dreßur durch ihren eigenen Lebensgang gründlich ein Schnippchen ſchlagen.

Schapers Lehrherr, der Steinmeßmeiſter Merkel in Halle, war hauptſächlich mit der Ausführung von Werkſteinen für die Sandſteinfaçaden großer Monumentalbauten beſchäftigt. Die Aufträge kamen meiſt von außerhalb, ſo namentlich von Berlin. Gerade damals, am Ende der fünfziger Jahre, wurden die Werkſteine für die Prachtfaçade der neuen Börſe in Berlin und für den Umbau des Palais der Kaiſerin Friedrich in Merfels Werkſtätten ausgeführt. Die Architekten ſchickten die Zeichnungen ein. Nach dieſen Zeichnungen wurde meiſt ohne jedes Modell auf dem Werkplatz gearbeitet. Schaper lernte dort die architektoniſchen Ornamente, Wappen und Thiere lediglich nach der Zeichnung mit dem Meißel frei in den Stein hauen. Die Handfertigkeit in der Führung des Meißels, welche er dabei erwarb, ſollte ihm in ſeiner ſpäteren Thätigkeit ſehr zu Statten kommen. An alle nach ſeinen Modellen in Marmor ausgeführten Arbeiten legt er ſelber die letzte Hand an. Er begnügt ſich nicht damit, wie die meiſten heutigen Bildhauer, dieſe Arbeit lediglich techniſch geſchulten Hilfskräften zu übertragen, ſondern er legt die letzten Feinheiten des Ausdrucks ſelber in den Marmor. Gerade die Behandlung der Oberfläçe des Marmors iſt für den Ausdruck der Züge des Geſichts, für die maleriſche Wirkung der Augen, der Haare, des Bartes und der Gewandung außerordentlich wichtig. Schaper hat darin eine große Vollendung erreicht.

Die Steinmeßarbeiten in der Halliſchen Werkſtatt wurden hauptſächlich während des Sommers auf dem Werkplatz ausgeführt; den Winter über wurden die Lehrlinge im Bureau mit der Anfertigung von Werkzeichnungen beſchäftigt. Während Schaper auf dieſe Weiſe die ornamentalen Entwürfe von Architekten wie Gigig und Strack für den Werkplatz in großem Maßſtab übertragen lernte, wurde er langſam mit der Formenanſchauung deſſenjenigen Stils vertraut, welcher damals die Berliner Kunſt unbeſtritten beherrſchte.

Je mehr Schaper ſich in dieſe Formenwelt hineinarbeitete, deſto mehr zog ihn ein innerer Drang nach dem Orte hin, wo Schinkel und Rauch durch ihre geſeierten Werke die Grundlage für dieſes Kunſtleben geſchaffen hatten. Nach Beendigung der zweijährigen Lehrzeit ſchnürte er ſein Bündel und ging nach Berlin, wo er in dem Atelier des Bildhauers Albert Wolff Aufnahme fand. Wolff, der noch jezt als rüſtiger fünf-

undsiebzigjähriger Greis die Ueberlieferungen seines Lehrers Rauch, als einer der treuesten unter den noch lebenden Vertretern dieser Schule, befolgt, hatte damals bereits einen großen Theil seiner hauptsächlichsten Werke geschaffen: die Marmorgruppe auf der Schloßbrücke „Pallas führt den Krieger in den Kampf“, ferner den Löwentödter auf der Freitreppe des Alten Museums; und in seinem Atelier stand das Modell zu dem Reiterdenkmal des Königs Ernst August von Hannover. Die ersten Arbeiten, bei denen Schaper als Gehülfe beschäftigt wurde, waren die Figuren für die Universität in Königsberg: die Statuen Luthers und Melanchtons, ferner die Medaillonbildnisse berühmter Königsberger Universitätslehrer, ferner vor Allem das oben in der Mitte der Fassade in Hochrelief ausgeführte kolossale Reiterbild des Herzogs Albrecht von Preußen, der im Jahre 1544 die Universität gegründet hatte. Wolffs Werkstatt lag in denselben Räumen, wo Rauch fast 40 Jahre hindurch, bis an seinen Tod im Jahre 1857 gewirkt hatte, in dem ehemaligen Lagerhause in der Klosterstraße. Wolff führte dort die von Rauch nur im Gipsmodell hinterlassene Mosesgruppe in Marmor für die Vorhalle der Friedenskirche zu Potsdam aus. Mit der Marmorausführung des übrigen Nachlasses war der Bildhauer Hagen ebenfalls dort beschäftigt. Schaper schritt täglich an diesen Werken vorüber. Was er in den übrigen Werkstätten, unter denen diejenigen von Drake, Bläser und Schievelbein den hervorragendsten Rang einnahmen, zu sehen bekam, war Alles von dem Geiste derselben Schule erfüllt.

In dem Ausdruck des Kopfes und in der Haltung der Figur wurde jede Regung des persönlichen Lebens möglichst nach dem regelmäßigen Linienfluß des griechischen Stils gemildert. Die unbefangene Nachbildung der ungezwungenen, natürlichen Erscheinung des Menschen galt als der Kunst unwürdig. Jede Zufälligkeit der natürlichen Form mußte nach den Schönheitsgesetzen der Alten idealisirt werden. In den Porträtstatuen ließ sich allerdings das Unregelmäßige und Unschöne der Gesichtsbildung nicht immer umgehen. Doch dann suchte man wenigstens in der Darstellung der Gewänder die Freude an der griechischen Linien Schönheit zu betheiligen. Ueber die unschönen Uniformen und über die noch unschöneren bürgerlichen Röcke und Hosen der Zeit warf man ideale Faltenmassen von Mänteln und Tüchern, unbekümmert darum, daß Alles das niemals im wirklichen Leben so getragen war. Der schöne Schein galt höher, als die schlichte Wahrheit. Gewiß ist Rauchs Verdienst, auch innerhalb dieser Mantelmaskerade die historische Erscheinung der Helden seiner Zeit zum Ausdruck zu bringen, nicht hoch genug zu schätzen. Gerade Rauch war es, welcher durch die Menge und Schönheit seiner über ganz Deutschland verstreuten Denkmäler den Grundsatz zur Geltung brachte, daß nicht in dem Theaterslitter des antiken Costüms, sondern in der schlichten geschichtlichen Tracht das historische Charakterbild der Helden am treuesten zur Geltung komme. Doch Rauch stand in seinen künstlerischen Anschauungen

noch so stark unter dem Einfluß der Vorbilder der antiken Bildhauerkunst, daß trotz alles seines Strebens nach der Wahrheit der Natur immer wieder die Erinnerung an die idealisirenden Formen der antiken Kunst in seinen Porträtstatuen hindurchbricht. Denselben Standpunkt haben auch Rauch's Schüler festgehalten, und ihre Werke waren Schapers erste künstlerische Vorbilder.

Neben der Atelierarbeit bei Wolff besuchte Schaper gleichzeitig die Akademie. Diese doppelte Art der künstlerischen Ausbildung war damals bei den Bildhauern allgemein üblich. Der Unterricht auf der Akademie betraf wesentlich die grundlegenden allgemeinen Fächer, unter denen das Zeichnen nach Gipsabgüssen damals die wichtigste Rolle spielte. Ein Theil der bekanntesten Meister der Berliner Kunst, die Maler Anton von Werner, Paul Meyerheim, Albert Hertel und der Bildhauer Erdmann Enke haben damals mit Schaper in denselben Klassen gearbeitet. Aus dieser doppelten Thätigkeit gingen die jungen Bildhauer nach Verlauf einiger Jahre zu eigenen Arbeiten über. Schaper begann damit im Jahre 1866.

Gleich sein erstes selbständiges Werk, die Gruppe „Bacchus, der die verlassene Ariadne tröstet“, zeigt, in welcher Weise Schaper die antiken Formen der Rauch'schen Schule mit dem Ausdruck eines innigen Gemüthslebens zu verbinden verstand. In dem griechischen Ebenmaß der Züge der Ariadne kommt die Klage des verlassenen Mädchenherzens mit großer Junigkeit zum Ausdruck. Gerade die zarten Regungen des Gemüthslebens sind es, die Schapers weiblichen Figuren ihr besonderes Gepräge geben. Gegenüber dem feierlichen Ernst in den weiblichen Gestalten der Schule Rauchs ist dies der charakteristische Zug in Schapers Schaffen geblieben. Die in Marmor ausgeführte Gruppe befindet sich im Privatbesitz in Halle.

Kurze Zeit nach der Ausführung dieser Gruppe wurde die Concurrenz um das Uhland-Denkmal in Tübingen ausgeschrieben. Schaper betheiligte sich daran, und sein Entwurf erhielt den ersten Preis. Doch der junge Bildhauer sollte gleich bei dieser ersten Probe seines Könnens das Schicksal fast aller Denkmalsconcurrenzen erfahren. Das Denkmal wurde nicht ihm, sondern einem Andern, dem Dresdener Bildhauer Kieß übertragen. Schapers Entwurf zeigt einen frischen Realismus, welcher für die damalige Zeit — es war im Jahre 1867 — besonders bemerkenswerth war. Der Dichter steht ohne jede idealisirende Zuthat, nicht in dem herkömmlichen Denkmals-Mantel, sondern in einem knappen kurzen Rock, in ungezwungener Haltung gegen einen Baumstamm gelehnt da, und blickt nachdenklich vor sich hin. Hier ist nicht nur der Dichter in seinem beschaulichen Sinnen und Träumen, sondern zugleich der Mensch in der treuen äußeren Erscheinung seiner Zeit dargestellt. In seinem innern Empfinden hat Schaper dieses Ziel gleich von Anfang an verfolgt. Dem deutschen Publikum erschien diese Treue der Darstellung damals noch fremd. Die Augen waren an griechische Falten und an griechische Linien gewöhnt. Das

Publikum drängte die Künstler meist gegen ihren Willen immer wieder von Neuem zur Wiederholung der alten liebgewonnenen Ideale. In Schapers Schaffen hat dieser Kampf später bei der Ausführung des Berliner Goethe-Denkmal's einen bezeichnenden Ausdruck gefunden. Am Sockel des Uhland-Denkmal's hatte Schaper übrigens dem Verlangen nach Idealfiguren vollauf entsprochen. Der Geist der Uhland'schen Dichtung ist von Schaper in drei Gestalten verkörpert: in einem greisen Varden, der sinnend in einer Pergamentrolle liest; in einem jugendlichen Krieger, der begeistert zum Schwerte greift und in der Muse der lyrischen Dichtkunst. Die letzte Figur ist in der Art, wie sie bewegt nach oben blickt, besonders schön empfunden. Schaper hat denselben Ausdruck der Haltung später in seiner Marmorfigur der „Begeisterung“ für die Feldherrnhalle des Berliner Zeughauses wiederholt.

Nach Beendigung dieser Arbeit unternahm Schaper seine erste Studienreise. Bezeichnend für ihn ist es, daß er nicht den Traditionen seiner Schule folgte und diesen ersten Flug in die Ferne nicht nach den Bildwerken der Antike in Italien, sondern nach dem Mittelpunkt der modernen Kunst, nach Paris richtete. In Paris war damals die große Weltausstellung mit ihrer viel besprochenen internationalen Kunstabtheilung. Die älteren Werke, zu denen Schaper sich vor Allem hingezogen fühlte, waren die Porträtischöpfungen eines Houdon und Rude im Louvre und vor allem Rudes Bildwerke an dem großen Triumphbogen. Schaper selbst erzählt, welchen tiefen Eindruck er gerade von diesen Werken empfangen habe. Der heutige Bestand der plastischen Abtheilung des Luxemburg-Museums existirte damals noch nicht. Während der Anregungen der Pariser Studien beschloß Schaper nunmehr ganz zu eigenen Arbeiten überzugehen und in Berlin ein eigenes Atelier einzurichten. Das Glück war dem jungen 26jährigen Künstler hold, und er erhielt sofort größere Aufträge, so daß er vor dem Schicksal fast aller jungen Bildhauer bewahrt blieb, die beste Kraft an die nur in den seltensten Fällen zur Ausführung in Marmor oder Bronze gelangenden Ausstellungsmodelle setzen zu müssen. Die fortlaufende Reihe dieser größeren Aufträge hat ihn dann beständig in Berlin festgehalten. Er hat Berlin seitdem nur zu kurzen künstlerischen Erholungsreisen verlassen. Allerdings hat er seitdem mehrmals Paris, Italien und einmal auch England besucht. Doch niemals hat er das Bedürfniß empfunden, im Auslande unter dem unmittelbaren Eindruck der Denkmäler des klassischen Alterthums oder der Renaissance zu arbeiten.

In dieser ersten Zeit entstanden namentlich die Figuren für das Kriegerdenkmal in Halle zur Erinnerung an die Gefallenen des Jahres 1866. Der architektonische Aufbau des Denkmal's war von Hixig entworfen. Schaper modellirte als Bekrönungsfigur eine Borussia und für das Postament zwei liegende Löwen. Der eine Löwe ist von einem Speer durchbohrt über den eroberten Trophäen des Krieges niedergefunken. Der andere Löwe deckt die Siegeszeichen mit seinen Vorder-

tagen und blickt mit hoch aufgerichtetem Haupt kampfbereit in die Ferne. Ebenfalls für Halle führte Schaper später die Figuren für den Siegesbrunnen zur Erinnerung an den Krieg von 1870—71 aus. Der architektonische Aufbau des Brunnens ist von Hubert Stier in einem Mischstil von gothischen und romanischen Formen entworfen. Schaper modellirte als bekronende Figur einen etwa 9 Fuß hohen Landsknecht. Derselbe hält ruhig in der einen Hand die Fahne des Reichs und in der andern Hand das Schwert, um diese Fahne zu vertheidigen. Die Wahl eines Landsknechts erregte lebhaften Widerspruch bei der Hallenser Bürgerschaft. Man sagte mit Recht, der Landsknecht sei der Vertreter einer vaterlandslosen Söldnertruppe, welche den Krieg nur um des Soldes willen betreibt. Der Grundgedanke des deutschen Soldaten der Gegenwart, der selbstlos für sein Vaterland und seinen Kaiser in das Feld zieht, komme in dieser Landsknechtsfigur nicht zum Ausdruck. Allerdings hat dieser Widerspruch seine Berechtigung. Doch Schaper schreckte aus rein künstlerischen Gründen davor zurück, dort oben einen 9 Fuß hohen preussischen Infanteristen in der plumpsten aller Uniformen, welche die Weltgeschichte je gesehen hat, aufzustellen. Andere Bildhauer haben in ihren Kriegerdenkmälern für den Feldzug von 1870 ihr Ideal von deutschem Mannesmuth in Gestalt von antiken Kriegern mit der Lorica der römischen Legionarier ausgedrückt. Gegenüber diesen Versuchen, mit den Attributen eines fremden Volkes, sogar eines Volkes, welches einst die deutsche Freiheit mit Füßen trat, den Sieg des Deutschthums über die Macht seiner Feinde zu feiern, ist Schapers Landsknecht denn doch entschieden vorzuziehen. Wenn aus Rücksicht auf die Schönheit der Formen die Attribute für unsere vaterländischen Denkmäler aus der Kumpelkammer vergangener Jahrhunderte hervorgesucht werden müssen, so sollte doch das natürliche Nationalgefühl danach verlangen, daß man sich in der Geschichte des eigenen Volkes nach solchen Attributen, Trachten und Emblemen umschaut. Schaper hat mit seinem Landsknecht wenigstens deutsche Tapferkeit verherrlicht. Und in dieser Bedeutung wird das Denkmal von Jedem aus dem Volke verstanden werden.

Zu diesen wichtigen Fragen durch größere Arbeiten grundsätzlich Stellung zu nehmen, hat Schaper bisher noch keine Veranlassung gefunden. Die Aufgaben, welche die deutsche Reichshauptstadt zur Verherrlichung der Sieger des letzten Krieges zu stellen hat, stehen in der Hauptsache noch bevor. So lange der bescheidene Sinn Kaiser Wilhelms I. im Gegensatz zu dem Ruhmbedürfniß der Herrscher früherer Jahrhunderte die Errichtung seines Denkmals in Berlin bei seinen Lebzeiten ablehnte, war hier auch die Errichtung von Denkmälern für seine Paladine ausgeschlossen. Die Monumente für die Verherrlichung des militärischen Ruhmes des neuen Kaiserreiches sind dadurch in eine Zeit verschoben, in welcher das Nationalgefühl der deutschen Kunst hoffentlich soweit erstarkt ist, daß man auf römische Krieger und römische Waffen in diesen Werken verzichtet —

wenigstens in der deutschen Hauptstadt, während in München und Düsseldorf seltsamerweise noch jetzt die Errichtung solcher römischen Kriegerstatuen zur Verherrlichung der Siege von 1870 und 71 im Werke ist.

Während in Berlin die Errichtung von großen militärischen Denkmälern schlummerte, fand unsere Bildhauerkunst Gelegenheit, ein wichtiges, nur zu stark bisher vernachlässigtes Gebiet zu pflegen: die Denkmäler der großen Männer des Friedens. Was vor dem Jahre 1871 an derartigen Werken in Berlin aufgestellt war, stand hier und da in stillen Winkeln versteckt. Wer nicht danach suchte, fand die wenigen Statuen und Büsten kaum, und mit ganz geringen Ausnahmen hat auch Niemand viel daran verloren. Seit dem Kriege ist das anders geworden. Der monumentale Sinn der Bürgerschaft suchte mit einer bisher in Berlin unbekanntem Opferwilligkeit sich zu bethätigen, und die ganze Kraft mußte — schon aus den oben angeführten Gründen — auf die Denkmäler der Dichter, der Künstler und Gelehrten concentrirt werden. Im November 1871 wurde Reinhold Vegas' Schillerdenkmal vor dem Schauspielhause enthüllt, und damit war der Bann gebrochen, der bisher auf der freien Entfaltung der Monumentalplastik in Berlin gelastet hatte. Sofort wurde der allgemeine Wettbewerb unter den Künstlern des ganzen Vaterlandes für das Berliner Goethe-Denkmal ausgeschrieben. Schaper fand hierbei die Gelegenheit, sein großes Hauptwerk zu schaffen. Doch erst nach langem Ringen sollte ihm der endgültige Sieg über seine Mitbewerber zu Theil werden. Etwa fünfzig Entwürfe waren eingegangen. Dieselben wurden im Mai 1872 in der Kuppel des alten Museums ausgestellt. Der Streit der Meinungen, der bei Denkmalsfragen stets die erbittertste Form annimmt, entbrannte in der gewohnten Heftigkeit. Da eine Einigung über einen bestimmten Entwurf nicht erzielt werden konnte, so wurden vier Bildhauer, welche die geeignetsten Modelle eingeliefert hatten, zu einer neuen Concurrnz aufgefordert. Die vier Bildhauer waren Siemering, Dondorf, Calandrelli und Schaper. Jetzt blieb Schaper der Sieger. Das, was ihm dem Erfolg verschafft hatte, war vor Allem der Sockel mit den drei allegorischen Gruppen. Dieser Sockel ist in beiden Concurrnzen derselbe geblieben. Nur die Gestalt des Dichters hat Schaper jedes Mal geändert. Zuerst brachte er einen jugendlichen Goethe, der ohne jede idealisirende Zuthat treu in der zierlichen Rococotracht seiner Zeit dargestellt war. Dann brachte er zwei Modelle neben einander: einen Goethe als Greis und, zum Entsetzen der Berliner, einen sitzenden Goethe. Dieser letzte Entwurf ist meines Erachtens der schönste. Goethe sitzt auf einem Stein und blickt ernst und bewegt vor sich hin, als ob seine Seele einem poetischen Gedanken nachsinnt. Man glaubt hier den Dichter in seiner innersten Geistesarbeit zu belauschen. Das ist die Weibestunde des poetischen Schaffens, wie sie Goethe selber im Vorspiel zum Faust geschildert hat:

Ach! was in tiefer Brust uns da entsprungen,
Was sich die Lippe schüchtern vorgelallt,
Mißrathen jetzt und jetzt vielleicht gelungen . . .

Das ist Goethe, wie er dichtet. Das fertige Denkmal dagegen giebt den Goethe, der das fertige Gedicht vor seinen Zuhörern declamirt. Doch gerade dieser Anflug zum Pathos ist es, was der Statue im großen Publikum den allgemeinen Beifall verschafft hat. Den faltenreichen Mantel hat Schaper noch zu allerlezt dem Dichter über die Schultern geworfen; die rhetorische Würde der Erscheinung wird dadurch noch wesentlich vermehrt. Doch aus diesem weit geöffneten Mantel tritt die Gestalt in dem zierlichen Rococofrack, in den Kniehosen und Schnallenschuhen deutlich hervor, so daß der Dichter auch in seiner äußeren Erscheinung so dargestellt ist, wie er etwa im fünfzigsten Lebensjahre auf dem Höhepunkte seines Schaffens inmitten seiner Zeitgenossen gestanden hat.

Die drei Gruppen am Sockel stellen die lyrische Dichtung, das Drama und die Wissenschaft dar. In jeder dieser Gruppen ist der allegorische Gedanke durch eine jugendliche Frauengestalt, die von einem Amorknaben begleitet ist, ausgedrückt. Die Muse der Dichtkunst blickt zärtlich zu dem Knaben, der eine Rose auf ihrem Schooße niederlegt. Die Muse des Dramas blickt bewegt vor sich hin. Die Rolle auf ihrem Schooße und der Griffel in ihrer Hand zeigt die Muse mitten in ihrem Schaffen. Sie scheint über das Schicksal ihrer Helden nachzusinnen. Der Knabe an ihrer Seite senkt trauernd die Fackel zu Boden. Die Muse der Wissenschaft ist eine Frau, die in einem großen Folianten liest. Der Amorknabe leuchtet ihr mit der Fackel. Schon die Wahl des jugendlichen Lebensalters für diese Musen zeigt, daß Schaper in dem Sockel wesentlich das Anmuthige, Reizvolle in dem Schaffen Goethes verkörpern wollte, nicht das ernste Ringen des Geistes, sondern die heitere Kunst, die ihm ein Gott gegeben. Reinhold Vagas ist in seinem Berliner Schillerdenkmal den umgekehrten Weg gegangen und hat in Frauentöpfen mit dem ernstesten Ausdruck der Geberdensprache des Alters die Gedankenarbeit des Dichters, des Philosophen und des Geschichtsforschers dargestellt. Jeden Liebreiz der Form hat Vagas in diesem Streben absichtlich geopfert. Schapers Frauen wollen lieber von der reinen Freude des Dichters als von seinen Thränen erzählen. Sie schildern nicht den Goethe des Dramas, der den Sturm zu Leidenschaften wüthen läßt, sondern den Dichterjüngling, der alle schönen Frühlingsblüthen auf der Geliebten Pfade hin schüttet. Wesentlich dieser Zug in dem Denkmal hat den meisten Beifall gefunden.

Schapers Name ist, seitdem das Denkmal im Jahre 1880 im Thiergartenenthüllt wurde, überall in Deutschland bekannt geworden, und Denkmalaufträge sind ihm seitdem vielfach ohne jede Concurrrenz direct zu Theil geworden. Der Minister zeichnete ihn durch die Verleihung des Professortitels aus; vier Jahre darauf wurde ihm der höchste Orden zu

Theil, mit dem in Preußen das geistige Schaffen geehrt wird, die Friedensklasse des Ordens pour le mérite. Der Lehrstuhl an der Akademie, wo Schaper den Actjaal leitet, war ihm bereits 1875 übertragen worden.

Während Schaper an der Ausführung des Goethe-Denkmal's arbeitete, hatte die Stadt Köln für die Summe von 40000 Mark, welche ein wohlhabender Bürger gestiftet hatte, die Concurrenz für ein Bismarck-Denkmal ausgeschrieben. Schaper gewann den ersten Preis. Schaper hat den Helden ohne jede allegorische Zuthat treu nach dem Leben in der historischen Kürassieruniform und zugleich in der ganzen Mannhaftigkeit seines Wesens dargestellt. Keine Erinnerung der alten Rauch-Schule, kein Versuch, die Macht der wirklichen Persönlichkeit durch monumentale Attribute zu steigern, verdrängt hier den unmittelbaren Eindruck des Lebens. Das- selbe gilt von seiner Moltke-Statue, die er kurze Zeit darauf ebenfalls für Köln ausführte. Schaper ist in diesen beiden Statuen der schlichte unbefangene Realist, in welchem Niemand den Schöpfer der Goethe-Statue und der zart besaiteten Frauengestalten am Sockel des Goethe-Denkmal's vermuthen kann. Die Bismarckstatue wurde auf dem Casinoplatz in Köln, am Geburtstage Bismarck's, am 1. April des Jahres 1879 enthüllt. Die Bürgerchaft sah mit sehr getheilter Stimmung dem Ereigniß entgegen. Noch schlug damals der Culturkampf seine Wogen, und die katholische Bevölkerung zog sich zum Theil von der Feier zurück. Die Enthüllungsfeier begann in gedrückter Stimmung. Die Feuerwehr war requirirt, um die verhüllenden Tücher von dem Standbilde abzunehmen. In recht unpoetischer Weise wurden die einzelnen Lappen abgewickelt. Erst bei dem nachfolgenden Festessen hob sich die Stimmung. Dann wurde während der Tafel die Anregung gegeben, nunmehr auch dem Grafen Moltke ein Standbild zu errichten. Der Gedanke wurde begeistert aufgenommen. Noch während des Essens zeichneten die Theilnehmer der Feier die Summe von 45000 Mk. Die Summe deckte die Gesamtkosten des Denkmal's. Auch dieses Mal gewann Schaper den ersten Preis; und als die Statue am Geburtstage des Feldmarschalls am 26. October 1881 enthüllt wurde, erhielt Schaper während der Feier den Auftrag von der Stadt Koblenz, daselbst das Denkmal des Generals von Göben auszuführen.

Wie in der Bismarck- und in der Moltke-Statue, so galt es auch hier, ein schlichtes Standbild in der treuen Generalsuniform unserer Zeit zu schaffen. Allerdings ein wenig malerischer konnte Schaper diesmal die glatten, breiten Tuchflächen gestalten. Göben hatte sich im Leben niemals um den vor-schriftsmäßigen glatten Sitz der Uniform bekümmert. Er war bekannt wegen seiner Art, sich nachlässig anzuziehen. Den Säbelriemen pflegte er in der Regel über den Waffenrock zu schnallen. Alle diese kleinen Züge waren natürlich künstlerisch außerordentlich dankbar. Schon die Haltung der Figur konnte dadurch charakteristischer hervorgehoben werden. Das Persönliche wurde nicht durch die Gleichförmigkeit einer strammen Uniform

unterdrückt. Nur die Brille, welche Göben im Leben trug, und ohne die ihn Niemand kannte, bot dem Künstler, der so gern die treueste Wahrheit des Lebens geben wollte, eine unüberwindliche Schwierigkeit dar. Auch die weitgehendsten Realisten haben die Brille bisher in ihren Denkmälern vermieden. In weißen Marmorstatuen scheint dieselbe überhaupt unmöglich zu sein; denn wer möchte neben dem krystallinischen Marmorglanz des Kopfes ein weiß lackirtes Brillengestell sehen? In Bronzestatuen möchte das Brillengestell vielleicht noch eher angehen; doch wie würde sich ein leeres Bronzegeßell vor den Augen der Statue ausnehmen, und wer würde es wagen, in ein solches Geßell die Brillengläser hineinzusetzen? Der Bildhauer Gundrieser hat einmal eine scherzhafte Büste des Bildhauers Ende, des Schöpfers des Denkmals der Königin Louise im Thiergarten, mit der Brille modellirt. Das Brillenglas liegt als volle undurchsichtige Scheibe vor den Augen, und das Ganze ist mit einer gleichmäßigen Bronze überzogen. Die Brille macht in diesem Falle den Eindruck, als ob sie sich im hellen Sonnenlicht spiegelte. Die Aehnlichkeit der Büste ist außerordentlich gelungen. Doch welcher Bildhauer würde heute so weit gehen, eine ähnliche Wirkung in den monumentalen Stil einer Denkmalsstatue zu übertragen? Schaper hat an seinem Göbendenkmal die Brille fortgelassen. Schaper selber hält diese Grenze in der Erreichbarkeit der Wahrheit des Lebens für unüberwindlich. Als er indessen das Hilfsmodell der Statue dem alten Kaiser vorführte, hatte er der Statue ein besonders für diesen Zweck angefertigtes Brillengestell aufgesetzt. Nur so war dem Kaiser die äußere Erscheinung seines Generals vertraut, und nur so ließ sich beurtheilen, ob die volle Aehnlichkeit erreicht sei. Bei dieser Besichtigung gab der Kaiser auch mit fröhlichem Lachen seine Zustimmung zu der nachlässigen Darstellung der Uniform und erinnerte sich lebhaft, wie oft Göben gerade so mit dem eilig übergeschlallten Säbelriemen vor ihm erschienen sei.

Doch es soll hier keineswegs der Anschein erweckt werden, als ob die Kostümfrage bei der Beurtheilung unserer Denkmäler die Hauptsache wäre. In Schapers Feldherrnstatuen ist der innere Ausdruck, der Geist und der Wille der Persönlichkeit besonders tief in den Zügen des Kopfes und der Haltung charakterisirt. Mit der Tradition der alten Schule hat Schaper hier endgiltig gebrochen. Sein Moltke und sein Göben sind nicht mehr die Kriegshelden der alten Schule, die selber mit dem gezogenen Säbel auf den Feind eindringen, sondern die modernen Schlachtendenker, die gerade in der ruhigen Klarheit des Geistes ihre Feldherrngröße beweisen. Das Göben-Denkmal wurde während des Kaisermanövers im Herbst des Jahres 1883 mit großer Feierlichkeit enthüllt.

In der langen Reihe seiner Standbilder von Männern aus dem bürgerlichen Leben ist Schaper niemals wieder zu der idealisirten Darstellung der Persönlichkeit, wie er sie in seinem Goethe-Denkmal gegeben hatte, zurückgekehrt. Bereits 1877 hatte er für die Stadt Braunschweig die

Statue des Mathematikers Gauß geschaffen. Der Gelehrte ist nach dem Vorbild einer alten Lithographie im langen Pelzrock dargestellt. Auf dem Kopf trägt er ein kleines Käppchen. Es ist dies das einzige Mal, daß Schaper einer Statue die Kopfbedeckung gegeben hat. Wie Rauch, so verschmäht auch Schaper in seinen Denkmälern die Kopfbedeckung, weil jede Hutkrempe und jeder Helmschirm die Stirn und die Augen beschattet und somit undeutlich macht. Rauch ist nur in seinem Francke-Denkmal von diesem Grundsatz abgewichen. Doch das glatt anliegende Käppchen Franckes wirft keinen Schatten auf die Stirn. In dem Reiterdenkmal Friedrichs des Großen hat Rauch den historischen Dreispizhut nur gegen seinen Willen auf ausdrücklichen Befehl König Friedrich Wilhelms IV. dem bereits fertigen Reiter-Modell nachträglich aufgesetzt. Und doch, wie leer würde uns jetzt das Denkmal erscheinen, wenn dieser Hut fehlte! Die Frage der Kopfbedeckung bei unsern Reiterstandbildern ist noch immer ungelöst. Die Bildhauer wollen den Helm nicht, weil derselbe die charakteristische Form des Schädels verdeckt. Das Volk dagegen will seine Herrscher und Helden nicht mit bloßem Kopfe auf den Straßen reiten sehen, namentlich nicht bei Regen und Schneewetter. Den Ausweg, den die Engländer gefunden haben, indem sie den verstorbenen Prinzen Albert, den Gemahl der Königin Victoria, in seinen Reiterstandbildern dargestellt haben, wie er vor den Vorübergehenden den Hut abzieht, wird die deutsche Kunst hoffentlich nicht nachahmen.

Wohl die schwierigste Aufgabe in Schapers Lebens war das Lessing-Denkmal für die Stadt Hamburg. Nicht weil die Aufgabe neu war, sondern grade weil dieselbe bereits 25 Jahre zuvor durch Nietichels Braunschweiger Lessing-Statue eine klassische Lösung gefunden hatte. Nietichel hatte den Dichter schlicht und einfach ohne jede ideale Zuthat in der ruhigen Haltung, die so schön zu dem klaren Geiste Lessings stimmt, stehend dargestellt. Sollte Schaper dasselbe thun? Im klassischen Alterthum und im Mittelalter würde sich der Bildhauer in solchem Falle so eng als möglich an das einmal bewährte Vorbild angeschlossen haben; die Bildhauer der Antike haben grade durch die beständige harmonische Fortbildung einer begrenzten Anzahl von altersher überkommener Gestalten eine so hohe Vollendung ihrer Werke erreicht. Doch die Antike kannte in künstlerischen Fragen weder den Begriff eines geistigen Eigenthumsrechtes noch die Forderung, daß jedes einzelne Kunstwerk eine aus originale Geist ersommene eigene Schöpfung des Künstlers sein müsse. Seitdem Michelangelo in jedem seiner Werke die Wucht seines eigenen persönlichen Empfindens ausgesprochen hat, ist dies anders geworden. Wenn heute ein älteres Vorbild wiederholt wird, so sagt die Welt sofort: Der Gedanke ist da und da gestohlen. Der moderne Künstler muß vor Allem originell sein. Schon aus diesem Grunde mußte Schaper jeden Vergleich mit Nietichels Standbild zu vermeiden suchen. Er hat dies namentlich dadurch gethan, daß er seinen Lessing sitzend darstellte. Die Hamburger waren empört darüber.

Die sitzende Haltung wurde von der Bürgererschaft als unwürdig zurückgewiesen.

Das Volksbewußtsein scheint sich überall in Deutschland gegen sitzende Statuen zu sträuben. Wie kraß wurde in München der Stuhl verspottet, auf dem der König Max Joseph in seinem Denkmal vor dem Hoftheater dargestellt ist! Und doch drängen die Bildhauer der Gegenwart überall in Deutschland, Oesterreich, Italien, Frankreich, in der Schweiz und England bei Statuen in bürgerlicher Tracht auf die sitzende Haltung hin. Für den Gelehrten wie für den Dichter, der die Arbeit seines Lebens am Schreibtisch geschaffen hat, sollte diese Haltung denn doch ganz natürlich erscheinen. Auch an Vorbildern aus der antiken Kunst, die so gern als Wahrzeichen für jeden künstlerischen Gedanken angerufen werden, fehlt es nicht. Wer will den sitzenden Kolossen der Memmons-Säulen und den sitzenden Riesen gestalten Ramses des Großen den Charakter einer ernsten Monumentalität abprechen? Auch die griechische Kunst kennt ähnliche Beispiele. An der Straße, welche zu dem gefeierten Apollotempel bei Milet führte, waren die sitzenden Marmorstatuen der Glieder des Herrscherhauses aufgestellt. In Gipsabgüssen überall verbreitet sind die beiden sitzenden Marmorstatuen der griechischen Komödiendichter Menandros und Poseidippos aus dem Vatikan. Und wer wüßte nicht, daß die gefeiertste Statue des Zeus, das Gold-Elfenbeinbild des Phidias im Zeusempel zu Olympia, auf einem reich mit mythologischen Figuren ausgestatteten Throne sitzend dargestellt war? Die Anzahl dieser Beispiele ließe sich leicht vermehren. Auch die Renaissance liefert dazu wichtige Beiträge. Doch die Empfindung des Volkes richtet sich bei Denkmälern nicht nach kunstgeschichtlichen Motiven, sondern danach, wie dem Volke die Denkmäler der großen Männer aus eigener Anschauung vertraut geworden sind.

Allerdings hat Schapers sitzender Lessing bereits manches Vorbild in der deutschen Kunst. Rauch's sitzender Max Joseph ist in München bereits 1835 aufgerichtet. Einen sitzenden Goethe hat Rauch in drei verschiedenen Modellen dargestellt, allerdings niemals in monumentalem Maßstabe ausgeführt. Im Berliner Schauspielhause hat Friedrich Tieck den Dichter Jffland sitzend dargestellt. Bei der ersten Berliner Goethe-Concurrenz hatten Reinhold Vagas, Siemering und Calandrelli sitzende Statuetten eingereicht. Doch wirklich ausgeführt ist eine größere Anzahl von sitzenden Statuen in Deutschland erst nach diesen Versuchen. Es ist wichtig, sich dies in einigen Zahlen zu vergegenwärtigen. In Wien wurde 1872 Kundtmann's Schubert-Denkmal enthüllt, 1880 folgte Zumbusch's Beethoven, 1888 Zumbusch's Maria Theresia. Kundtmann's Grillparzer-Denkmal ist im lebensgroßen Modell längst vollendet.

In Leipzig hat die sitzende Figur des Homöopathen Hahnemann, ein Werk Steinhäufers, freilich das Ansehen der sitzenden Statuen sicher nicht gefördert. Das Denkmal steht schon seit mehr als fünfundsanzig Jahren

dort in Bezug auf das genaue Datum der Errichtung läßt mich meine kunstgeschichtliche Kenntniß im Stich. Ich habe mir das Denkmal des berühmten Homöopathen, der da hoch oben auf dem Postament seine Sitzübungen abhält, stets nur als Curiosum angesehen. Ebenso bespöttelt in der öffentlichen Meinung wird dort der sitzende Luther in Schillings Reformationsdenkmal, das im Jahre 1883 enthüllt wurde. Einen sitzenden Kaiser Wilhelm brachte Siemerings Leipziger Kriegerdenkmal im Jahre 1888. In München wurde im Jahre 1883 Wagnmüllers Liebig-Denkmal, und in Berlin die Denkmäler der Brüder Humboldt vor der Universität enthüllt. Die in Ausführung befindliche Geibel-Statue für Lübeck von Friedrich Volz sitzt. Von den übrigen Theilnehmern, an der Concurrenz zu diesem Denkmal im Jahre 1886 hatte fast der vierte Theil sämmtlicher Bewerber die sitzende Haltung gewählt. Auch bei der in diesen Wochen entschiedenen Denkmalsconcurrenz für die Gebrüder Grimm in Hanau haben mehrere Bildhauer, z. B. Eberlein, Eberle, Echtermeyer, Robert Bärwald und auch der Gewinner des ersten Preises, Max Wiese, den einen der beiden Forscher sitzend dargestellt.

Nur ein ganz besonderer Zufall war es, durch den Berlin zu seinen beiden sitzenden Statuen vor der Universität gekommen ist. Es war die Verordnung erlassen, daß die beiden projectirten Denkmäler in ihrer Höherhebung nicht über die Köpfe der in der Nachbarschaft aufgestellten Feldherrnstatuen hinausragen sollten; das Civil sollte nicht höher hinauswollen als das Militär. Um den beiden Standbildern trotzdem die imponirende Wirkung zu geben, welche der architektonische Hintergrund des Universitätsgebäudes erforderte, und doch die vorgeschriebene Höhe nicht zu überschreiten, blieb eben nichts Anderes übrig, als die beiden Gelehrten sitzend darzustellen. Man muß sich nur davor hüten, die schöne Wirkung dieser beiden Monumente, die dort gleichsam als zwei gewaltige Löwen der Wissenschaft vor dem Tempel der alma mater die Wache halten, ohne Weiteres als das Resultat rein ästhetischer Erwägungen zu betrachten. Daß in Berlin die allgemeine Stimmung noch immer gegen die sitzenden Denkmäler vorherrscht, beweist namentlich die vor drei Jahren ausgeschriebenene Lessing-Concurrenz, bei welcher die stehende Haltung als besondere Bedingung vorgeschrieben war.

In Schapers Lessing ist Alles, was an den theatralischen Pomp der alten Schule erinnern könnte, vermieden. Der Dichter sitzt auf seinem Stuhl in der ungezwungensten Haltung da; in gespannter Beobachtung blickt er gerade aus, als ob er dem Gange einer Theateraufführung folgte. Schaper hat in Hamburg nicht Lessings poetisches Schaffen, sondern den Verfasser der Hamburgischen Dramaturgie verherrlichen wollen, und die besonnene Ruhe des Kritikers kommt eben in dieser beobachtenden Haltung treffend zur Geltung. Der Kopf, für welchen Schaper Lessings nach dem Leben abgeformte Gipsmaske benutzt hat, stellt den Dichter im Alter von etwa

45 Jahren dar. Die Rococotracht macht sich in der Silhouette überaus zierlich geltend, namentlich durch die in ungezwungenster Weise breit auseinandergelegten Füße, deren Linien von allen Seiten gesehen in die Silhouette hineinragen. An dem Granitsockel sind die Medaillonporträts von Eckhof und Reimarus angebracht. — Die Gesamtkosten des Denkmals betragen 72 000 Mark. Die Enthüllung auf dem Gänjemarkt fand 1881 statt.

Noch unvollendet im Atelier des Künstlers stehen gegenwärtig drei andere Denkmäler. Eine Statue Liebig's ist für die Stadt Gießen bestimmt, wo Liebig in jüngeren Jahren als Professor an der Universität wirkte. Der Gelehrte ist daher, im Gegensatz zu dem Münchener Denkmal, im jugendlichen Alter dargestellt. Der Ausdruck der ernstesten Geistesarbeit des Forschers ist gut getroffen. Ansprechend sind auch die glatten Tuchflächen der Kleidung behandelt. Statt des bis auf die Schienbeine herabwallenden Schoofsrock's, der sich in unsern Denkmälern der Männer derselben Zeit meist so entsetzlich schlafrockmächtig ausnimmt, hat Schaper den jugendlichen Gelehrten im kurzen, offenen Sommerüberzieher dargestellt. An dem Sockel sollen zwei große allegorische Frauengestalten, die Wissenschaft und die Natur, Platz finden. — Für die Stadt Erfurt hat Schaper eine Luther-Statue geschaffen, die den Reformator mit der offenen Bibel in der Hand darstellt. Zum Unterschiede von Nietschels Luther, der wesentlich als der Kämpfer für das Wort Gottes erscheint, giebt Schaper den begeisterten Sucher nach der Wahrheit. Auch die Stellung ist vollständig anders gewählt. Schaper hat in diesem Falle möglichst treu den Charakter der Gestalten in den Bildern des Reformationszeitalters angestrebt. Genau so breitbeinig wie in den alten Holzschnitten, und namentlich wie in Cranach's schönem Lutherbildniß des Berliner Kupferstichcabinets, so steht Luther auch in diesem Denkmal da. Der Eindruck eines Mannes des 16. Jahrhunderts ist dadurch wesentlich charakteristischer erreicht, als durch jeden sonst in unsern Denkmälern üblichen ästhetisch abgewogenen Contrast der Stellung von Standbein und Spielbein, der in den Statuen der deutschen Renaissance nur ganz vereinzelt zu finden ist. — Schapers letzte Statue ist das Denkmal des Gußstahlfabrikanten Alfred Krupp für die Stadt Essen. Krupp steht nachdenklich, doch ohne jeden Anflug von Sentimentalität neben dem Amboss. Der leichte Sommeranzug ist so ungezwungen wie bei einer Genrefigur behandelt; statt aller Attribute hält Krupp in der einen Hand den niedrigen Filzhut. Um auch in kleinen Dingen möglichst treu zu sein, hat Schaper die beiden Stulpenstiefel, in denen Krupp täglich durch seine Fabrikanlagen schritt, in Gips abgießen lassen. Zufällig fand ich diese Abgüsse im Atelier neben dem fertigen Modell stehen. Die Art, wie sich das Leder in weite bauschige Falten wirft, ist genau ebenso in die Statue übertragen.

Wenn man diese letzte Arbeit mit Schapers erstem Denkmalsentwurf

der Statue Uhlands vergleicht, so erkennt man, daß der Künstler während dieser 22-jährigen Entwicklung demselben Streben nach der ichtigen Wahrheit des Lebens treu geblieben ist. Daselbe gilt von seinen durchaus realistisch aufgefaßten Büsten, unter denen als die hervorragendsten folgende zu nennen sind: Curtius, Zeller, Richard Wagner, Frerichs, Göppert, Heinrich von Sybel, Kiel, Bismarck und Moltke. Das Goethe-Denkmal mit seiner durchaus andern Auffassung des historischen Charakterbildes ist in diesem Schaffen nur eine vorübergehende Episode geblieben.

Aus völlig anderem Geiste geschaffen und wie von der Hand eines ganz andern Künstlers sind dagegen Schapers weibliche Gestalten. Der Bildhauer, der in seinen Statuen und Büsten so treu den Spiegel des wirklichen Lebens giebt, ist in seinen Frauengestalten ganz dem griechischen Schönheitskanon der alten Rauch'schen Schule treu geblieben. In jedem dieser Köpfe kehren die regelmäßigen Linien der Gesichtsbildung der Antike wieder: die geraden Stirnen mit den im sanften Schwunge gebogenen Augenknochen, die das Auge tief beschatten; die stark entwickelte griechische Nase, die an der Wurzel ohne jede Einsenkung an die Stirne ansetzt; ferner die volle Mundung des stark entwickelten Kinns. Der Ausdruck lieblicher Anmuth ist in diesen Köpfen zuweilen bis zu einem sentimentalen, sehnsuchtsvoll hinschmelzenden Lächeln gesteigert. Eins der anmuthigsten dieser Werke ist das Relief der drei Grazien im Besitz des Geh. Rath Volkmann in Halle. Die Grazien sind nach den Worten Goethes im zweiten Theil des Faust dargestellt:

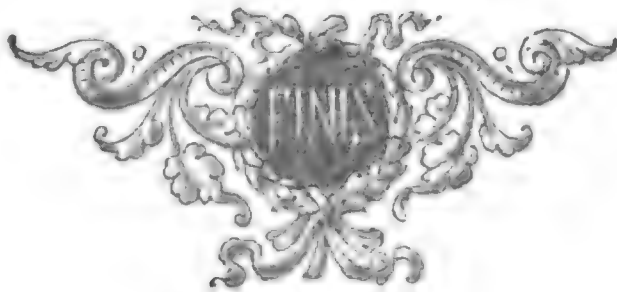
„Anmuth bringen wir in's Leben;
 Leget Anmuth in das Geben!“
 „Leget Anmuth in's Empfangen!
 Lieblich ist's, den Wunsch erlangen.“
 „Und in stiller Tage Schranken
 Höchst anmuthig sei das Danken.“

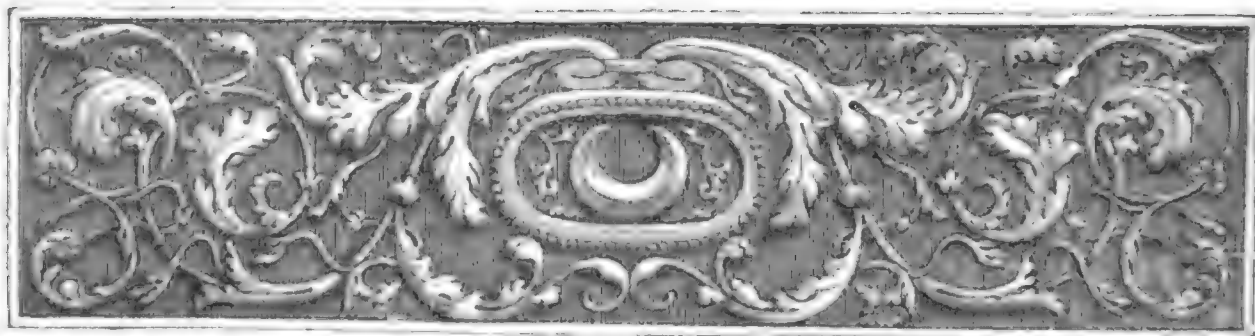
Hier, wo der Grundgedanke der Gestalten die Anmuth ist, zeigt sich Schapers Auffassung am glücklichsten. Eine seiner letzten Arbeiten dieser Art ist die Gruppe „Hebe und Amor tränken die Tauben der Venus.“ Das junge Weib, welches hier den heransflatternden Tauben die Schaale hinhält, denkt in seinem träumerischen Lächeln nicht bloß an diese Tauben. Sie sind ihr das Symbol der Liebe, der sie mit freundlichem Blick Gewährung verheißt. Die Gruppe ist auf hohem Marmorpostament effectvoll in dem Hause des Bankier Simon in der Roßstraße in Berlin aufgestellt. Von drei Seiten führen die Arme einer breiten Treppenanlage um das Bildwerk herum, und von allen Seiten betrachtet bietet die Gruppe denselben harmonischen Fluß der Linien dar. Die überaus zarte Grundstimmung des ganzen Werkes sagt meinem persönlichen Empfinden weniger zu.

Von ernsterer Wirkung sind Schapers Frauengestalten für das Berliner Zeughaus. In der großen Kuppelhalle steht als Hauptfigur des ganzen Raumes seine aus weißem Marmor gearbeitete Kolossalfigur der Siegesgöttin. Die Göttin scheint eben vom Himmel auf die Erde nieder zu schweben. In der hoch erhobenen Rechten hält sie den Lorbeerkrantz, in der Linken den Palmenzweig. Noch flattern von dem Fluge die Falten ihres Gewandes. In ihren Zügen liegt ein strahlendes Lächeln, mit dem sie den Sieger begrüßt. Die Göttin denkt nicht mehr an den Ernst des Kampfes, sondern nur noch an heitre Festesfreude. Bewegter ist die Stimmung in dem Ausdruck der beiden Idealfiguren in der Feldherrnhalle des Zeughauses. Beide sind wie alle Frauen Schapers in blühender Jugend dargestellt. Die Eine, die Begeisterung, hat Schwert und Schild gefaßt und scheint soeben kampfbereit aufspringen zu wollen. Die Andere hält im Arme die Kaiserkrone, das kaiserliche Scepter und den Oelzweig des Friedens, die sie mit dem gezückten Schwerte schirmt; der amtliche Titel dieser zweiten Figur lautet: Die Treue und Wahrung des deutschen Reiches.

Die Uebersicht, welche hier von Schapers Schaffen gegeben ist, konnte naturgemäß nicht jede kleine Nebenarbeit in's Auge fassen. Doch ist wohl kein wesentlicher Zug seiner künstlerischen Thätigkeit in dieser Darstellung übergangen.

Das endgültige künstlerische Charakterbild des Mannes, der jetzt in der Vollkraft seines Könnens im 48. Lebensjahre, inmitten einer ausgebreiteten Thätigkeit steht, zu zeichnen, muß allerdings der Zukunft vorbehalten bleiben. Doch welche Erweiterung das Gesamtbild seines Wirkens auch dereinst erfahren möge, so hat doch die Gegenwart nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, sich bereits jetzt Rechenschaft von der Thätigkeit eines der gefeiertsten Meister unserer Zeit zu geben. Dazu mögen diese Zeilen beitragen!





Besuch einiger Schulen der Allgemeinen Israeli- tischen Allianz (Alliance Israélite Universelle) in Marokko und Kleinasien.

Von

M. Joesf.

— Berlin. —

Spätere Generationen werden es kaum glauben oder begreifen können, daß heute noch, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, in dichtester Nähe unseres europäischen Continents, durch eine nur wenige Meilen breite Wasserstraße von demselben getrennt oder vielmehr mit demselben verbunden — Gebirge, trennen, Flüsse und Meere aber verbinden die Länder und Völker — ein Reich bestehen oder vegetiren kann, dessen Cultur auf durchaus keiner höheren Stufe steht, als die der einst durch die Hordenführer eines Dschingi-Khan oder Timur gegründeten Barbarenstaaten. Es dürfte heute in der ganzen Welt, die centralafrikanischen Regestaaten und die polynesischen Scheinkönigthümer nicht ausgenommen, kein Land geben, in dem eine in jeglicher Beziehung erbärmlichere und wüßtere Wirthschaft herrscht wie im modernen Marokko.

Hierauf des Näheren einzugehen, ist aber nicht der Zweck dieser Zeilen. —

Jeder Tourist, der auf einer Reise durch Spanien die nicht ganz eicht zu erreichende südlichste Spitze Andalusiens, Gibraltar, einen der interessantesten Punkte der Erde, berührt, wird der Versuchung nicht widerstehen können, auch dem gegenüberliegenden Continent mit dem Raubstaat Marokko einen kurzen Besuch abzustatten. Gelegenheit, nach Tanger überzugehen, findet sich in Gibraltar mindestens einmal täglich. Die regelmäßig fahrenden Dampfer sind theils schlecht, theils sehr schlecht; hat aber der Reisende das Glück, an Bord eines Tanger berührenden Dampfers

einer der großen Mittelmeerlinien zu kommen, so vollzieht sich die Ueberfahrt in drei Stunden in angenehmster Weise. Als Schreiber dieser Zeilen im Herbst 1887 in Begleitung eines Freundes in einer erbärmlichen Ruffschale, die den stolzen Namen „Ville de Tanger“ führte, übersehte, befand sich, neben einer großen Anzahl marokkanisch-jüdischer Passagiere, auch eine der jetzt sehr beliebten amerikanischen fliegenden Erziehungsanstalten an Bord.

Neun junge Damen, deren geistige Vorzüge die körperlichen hoffentlich überragten, folgten, wie wir von ihrem Führer und Dolmetscher, einem mehr als geriebenen Sohne Gibraltars hörten, schon seit mehreren Monaten einer Pensionsvorsteherin, welche sie contractmäßig in einer bestimmten Zeit von New-York aus durch Europa, Afrika und Asien (d. h. Tanger und Skutari) und wieder nach Amerika zurückzuführen hatte. Die Dauer der „Afrikareise“ war auf vierundzwanzig Stunden berechnet.

Eigenthümlich war während der Fahrt die stellenweise ungleiche Farbe des Meeres. Während dieselbe in der Bai von Gibraltar noch hellblau wie die eines Binnensees war, rollten uns etwa auf der Höhe von Tarifa die dunkelgrünen Wogen des Atlantischen Oceans entgegen, mit den sich aufbäumenden Mittelmeerwellen erst dann sich vermischend, nachdem die ungleich gefärbten Wasser wie zwei verschiedene Stoffe eine weite Strecke neben einander nach Osten getrieben waren.

Die, an der nordwestlichen Seite einer so ziemlich allen Winden zugänglichen Bucht gelegene, gegen einen Hügel sich lehrende, amphitheatralisch aufgebaute Stadt Tanger macht, vom Meer aus gesehen, einen sehr gefälligen Eindruck. Alle Häuser sind weiß getüncht, und diese helle Masse, die in der blendenden Sonne viel weißer erscheint, als sie in Wirklichkeit ist, hebt sich, von einigen schlanken, glitzernden Minarets überragt, gegen den klaren blauen Himmel und das wenn auch spärliche Grün ihrer Umgebung recht freundlich ab. Drei über einander erbaute Terrassen sind, abgesehen von verschiedenen alten, ziemlich unbrauchbaren Geschützen mit sechs neuen zwanzig-Ton Armstrongs armirt, und auf den unruhigen Wogen der Bai schaukelte Seiner Scherifianischen Majestät Kriegsflotte, bestehend aus einem uralten, kleinen, mit sechs Geschützen gewappneten, einstigen Fracht- und Personendampfer, der „Gassanieh“, mit welchem es einst einem unternehmenden Arier gelang, den Sultan zu übervorthelen.

Die Auschiffung war bei der durch Stürme der letzten Tage noch unruhigen See recht unangenehm, zeitweise sogar gefährlich. Ruderer brachten uns endlich, allerdings gänzlich durchnäßt, nach einem erbärmlichen Hafendamm, von dem wir uns, von der Zollbehörde in keiner Weise, wohl aber durch allerhand herumlungernes Gefindel belästigt, in wenigen Minuten nach dem Hotel Continental begaben. Dieser Gasthof übertrifft die besten Hotels der ganzen iberischen Halbinsel mit Gibraltar in jeder Beziehung — nur nicht in den Preisen — um ein Bedeutendes; man ist dort eben so gut wie bei Uhl oder Dreffel.

Tanger ist oft genug beschrieben worden; es ist eben so schlecht, das heißt schmutzig, winklig, dunkel und übelriechend, wie sein Ruf und wird hierin selbst von keiner Stadt des gesegneten Spaniens erreicht. Eine einigermaßen breite, stellenweise sogar gepflasterte Straße mit mehreren recht erbärmlichen Moorish Bazaars führt nach dem ebenso erbärmlichen Markt. Der hier herrschende Geruch nach faulem Obst, faulem Fleisch und faulen Fischen, der Reichthum an todtten Katzen, Ratten und Hühnern, überhaupt der ganze orientalische Duft, der in gleichem Maße todtten Thieren wie lebenden Menschen sein Dasein verdankt, wird selbst den Reisenden, der andere Länder der Levante oder der Tropen besucht hat, überraschen:

Jenseits des Marktes führt die Straße durch ein zerfallenes Thor (Bab-el-Sof) in's Freie; dieselbe erreicht damit auch so ziemlich die Spitze des Hügels, an welchen Tanger angebaut ist.

Wie eine Dase in der Wüste liegt hier, das im maurischen Styl gebaute Haus umgebend, der oft gerühmte Garten des deutschen Ministerresidenten. Weiter nach Westen befinden sich die Wohnungen der übrigen Vertreter europäischer Staaten. Bekanntlich leben diese nicht in der Hauptstadt, bezw. in einer der Hauptstädte des Landes, sondern der Sultan hat seinen Minister des Auswärtigen Saïd Bargasch möglichst weit von sich selbst ab in Tanger untergebracht, damit ihn die ewigen Klagen und Berichte desselben so selten wie möglich, oder wenn irgendwie möglich, überhaupt gar nicht erreichen. Der Minister kann sehen, wie er mit den Ungläubigen zurechtkommt.

Das Corps diplomatique ist ziemlich stark in Tanger vertreten; Spanien, z. B., das ja ebenso nach Marokko hinschickt, wie Italien nach Tripolis, oder früher Frankreich nach Tunis und Algier, ist durch einen Gesandten, einen Generalconsul, einen Consul, einen Viceconsul und zeitweise noch durch einige Attachés vertreten.

Der größte Theil der Bevölkerung Tangers setzt sich aus Marokkanern — dieser Begriff soll hier nicht specialisirt werden —, Juden und Negern zusammen.

Die Neger sind meist Sklaven, die in Marokko sehr billig, billiger noch wie in Sansibar sind. Sie kleiden sich, ebenso wie der marokkanische Arbeiter, in Röcke und Hosen aus Sackleinwand, über welche der marokkanische Mantel aus grobem, schwarz und grau gestreiftem Wollenstoff mit Kapuze gestülpt wird, dessen kurze Aermel, weil der Neger seine Arme dicht am Leibe zu behalten liebt, steif vom Mantel abstehen. Die Juden werden weiter unten besprochen werden.

Die Tracht des begüterten Marokkaners ist ebenso einfach wie kleidsam, weißes Hemd, weiße, weite, bei beiden Geschlechtern kaum bis zum Knie reichende Beinkleider, darüber ein meist dunkelblauer, langer, weiter, recht bequemer Rock und über diesem noch die unentbehrliche Dschelläba, der große weiße Kapuzenmantel aus einem unseren Hand- oder Badetüchern

entsprechenden groben Stoffe. Der um den rothen Fez gewundene mächtige weiße Turban und ein Paar, meist gelber Pantoffeln vervollständigen das malerische Kostüm. Je brennender die Sonnenhitze ist, und je glühender der Wüstenwind weht, desto mehr hüllt sich der Marokkaner, ebenso wie der Tuareg oder Sudaneje, in seine Kapuze und seine schweren Gewänder. Eine Gruppe wohlhabender Marokkaner — bei den Nermieren verändert sich das Weiß der Kleidung gar bald in Gelb und Braun — mit ihren tiefbraunen, ernsten, von langen wohlgepflegten Bärten umrahmten Gesichtern, Alle stets würdevoll in ihren geradezu mit klassischem Faltenwurf sie umhüllenden Djellabas einherschreitend, bietet einen wirklich schönen Anblick.

Ueber das sogenannte schöne Geschlecht in Marokko ist es dem Fremden schwer oder unmöglich, sich ein Urtheil zu bilden, weil er nie eine Maurin aus guter Familie unverschleiert sehen wird. Was aber die Frauen und Mädchen betrifft, welche der Fremde in Tanger und Tetuan zu Gesicht bekommt, also meist Bäuerinnen, so vernachlässigen dieselben ihr Aeußeres in hohem Grade. Auch sie hüllen sich in weiße Stoffe, und diese Farbe mag in diesem heißen Lande sehr angebracht sein, leider aber sehen die Trägerinnen derselben in Folge des Staubes und Schmutzes durchgehend unreinlich und verkommen aus. Die Tracht der Weiber an und für sich ist schon unsäglich häßlich. Die Reichen kleiden sich allerdings in golddurchwirkte (europäische) Stoffe, die hier noch mit Gold bestickt werden; das weibliche Wesen aber, dem man auf Schritt und Tritt begegnet, hüllt sich in kurze, einst weiße Beinkleider, knüpft um seine Taille, sofern man von einer solchen reden kann, die Zipfel eines, unseren groben, rothgeränderten Handtüchern entsprechenden Tuchs, das nach hinten herabhängt, während über den in ein grobes Hemd gehüllten, meist plumpen Oberkörper ein zweites, eben solches Tuch in derselben ursprünglichen Weise geknotet ist. Den unteren Theil des Gesichtes von den Augen bis zum Kinn, sowie den übrigen Theil des Kopfs verhüllt ein grobes, ebenfalls einst weißes Tuch, in welchem an der in Folge des Athmens feuchten Stelle vor Mund und Nase stets ein häßlicher gelbbrauner Staubfleck sich bildet, durch den man unwillkürlich an Geschwüre und Aehnliches erinnert wird. Ueber dieses ganze form- und reizlose Arrangement wird nun noch ein Mantel oder eine Decke von der Größe und ganz demselben Ansehen, wie etwa vier aufgetrennte und zu einem Stück vereinte europäische Säcke, geworfen, der den Oberkörper und den Kopf verhüllt. Diese ganze plumpe und unsaubere Masse wird von einem über 1 Meter im Durchmesser sich dehnenden, an vier Seiten aufgebundenen Strohhut überdacht, während unten aus derselben zwei ungraziöse, staubige, unbekleidete Beine zum Vorschein kommen.

Auf dem Lande sieht man vielfach Frauen und Mädchen unverschleiert und kann dann die eigenthümliche Kinn-Tätowirung derselben, ganz ähnlich der der Grönländerinnen, bemerken.

Mehr als das, wenn auch recht afrikanisch verkommene, so doch stark von europäischer Civilisation angehauchte Tanger zog uns Tetuan an, eine Stadt ca. 14 Meilen östlich von Tanger gelegen, die von hier in einem Tage leicht zu erreichen ist. Unsere Vorbereitungen waren rasch getroffen und würden kaum einen Tag in Anspruch genommen haben, wenn wir uns nicht im Fast- oder Festmonat Ramasan befunden hätten. So aber waren Pferdevermiether, die von Sonnenaufgang bis Untergang keinen Bissen berührten, über deren brennende Lippen während derselben Zeit kein Tropfen irgend einer Flüssigkeit kam, und die sich nicht einmal den harmlosen Genuß einer Pfeife oder Cigarette gestatteten, dabei aber bei dem Kanonenschuß, der den Sonnenuntergang verkündete, nach den vorgeschriebenen Gebeten sich über Speisen und Trank hermachten und bis zum Morgengrauen aßen, tranken, — und zwar hier nicht ausschließlich Wasser oder Kaffee — beteten, Karten spielten, sangen und tanzten bzw. sich etwas vortanzen ließen, — sie waren während der Abendstunden in geschäftlichen Angelegenheiten nicht zu sprechen. Bei Tage, wenn sie sich vielleicht gegen 6 Uhr Morgens zur Ruhe gelegt, waren sie erst recht nicht zu Hause. Der Ramasan macht auch die besten Menschen nervös und ungefällig, ja grob und streitsüchtig.

Auch unser militärischer Begleiter, ohne welchen kein Fremder den kleinen Ausflug nach Tetuan unternehmen darf, war nicht gleich aufzutreiben. Ein Fremder, der ohne einen solchen Moro del rey den Ritt nach Tetuan unternähme, würde wohl kaum ernstlich in Gefahr kommen, die persönliche Sicherheit in und bei Tanger ist sogar heute viel größer wie etwa in und bei Smyrna, immerhin aber schützt der Soldat allein durch seine Gegenwart den Fremden in diesem Theile von Marokko vollkommen vor jeglichem Angriff, der etwa aus Habsucht oder Fanatismus gegen ihn unternommen werden könnte. Der Moro erhält für seine Dienste 15—20 Francs täglich, welche er aber nicht für sich behalten darf, sondern die er bis auf einen kleinen Rest seinem hohen Vorgesetzten, dem commandirenden General von Tanger abliefern muß. Die Garnison von Tanger soll aus 200 Mann bestehen, die täglich 1½ Mealen (30 Pfennige) erhalten. Auf dem Papier stehen dagegen allerdings 600 Mann, für welche der Pascha auch den Sold verrecknet; er zieht es indessen vor, die kleine Differenz zu seinem eigenen Besten zu verwenden.

Sobald unsere Vorbereitungen beendet waren, ritten wir vor Sonnenaufgang unter Führung eines mehr eleganten als brauchbaren jüdischen Dolmetschers Akiba Levy, von einem auf wackerem Mauleselein hockenden Pferdeknecht, dem auch unser Mundvorrath anvertraut war und unserm Moro del rey begleitet durch elend gepflasterte Gassen und ein zerfallenes Thor nach dem Meeresstrande, um einige hundert Schritte weiter aus den Dünen in die nach Osten führende Straße einzubiegen.

Unser schwarzer militärischer Beschützer sah sehr verdrießlich, dafür

aber außerordentlich marokkanisch aus. Von einer Uniform war natürlich keine Rede; sein Oberkörper war durch den schweren weißen Mantel, aus dem nur eine zerrissene rothe Säbelscheide herausragte, dicht verhüllt, während die nackten Füße in riesigen Steigbügeln staken. Quer vor sich hielt er eine der bekannten langen marokkanischen Büchsen, dieselbe, die zum Schutz gegen etwaigen Regen sorglich in ein Futteral aus rother Wolle gehüllt war, durch die nach Landessitte hoch gezogenen Knie stützend. So hockte er, unbeweglich wie eine peruanische Mumie, von Sonnenaufgang bis Untergang auf seinen hohen Sattelwülsten, nie würdigte er uns Ungläubige eines Blicks, und dem Gehege seiner Zähne entfuhr während der ganzen Reise kein Wort. Der Ritt von Tanger nach Tetuan bot landschaftlich sehr wenig; einige ärmliche Dörfer oder Hütten, meist ziemlich weit von der Straße gegen niedere Hügel sich lehrend, unterbrachen bisweilen die eintönige Umgebung, in deren gelblich grauen Ton auch einzelne uns hin und wieder begegnende Feldarbeiter oder Bauersfrauen kaum eine Abwechslung brachten. Auffallend und für die Zustände im Lande bezeichnend, war nur der Umstand, daß jeder wenn auch nur in Lumpen gehüllte Bauer mit einer langen Büchse bewaffnet war.

Die anfangs nur wenig steigende Straße beginnt unterhalb eines auf dem höchsten Punkte des zwischen Tanger und Tetuan nach Norden sich verlaufenden Gebirgszuges gelegenen „Fondak“ — ein „Karavanjerail“ schlimmster Sorte — bedenklich steil zu werden. Wir machten hier einen kurzen Halt, stärkten uns durch die mitgebrachten Lebensmittel und labten uns an dem kühlen Wasser einer in Stein gefaßten Quelle (Ain-Dschedida), in deren Naß auch eine muntere Schildkröte und ein auffallend großer Frosch Erfrischung gesucht und gefunden hatten. Unsere marokkanischen Begleiter nahmen trotz der glühenden Hitze nicht das Geringste zu sich.

In diesem strengen Befolgen des Fastengebotes während des Ramasans, und in der Art und Weise, wie dies Gebot von vielen Millionen Gläubigen streng eingehalten wird, kommt ein gutes Theil der starren Macht zum Ausdruck, welche der Islam über seine Anhänger ausübt, zugleich zeigen sie die furchtbare Gefahr, die der Islam, für den Fall, daß er einmal als geschlossene politische oder militärische Macht auftreten sollte, bietet. Man vergleiche nicht etwa das „Fasten“ der katholischen Christen mit dem der Mohammedaner. Der fastende Katholik ist sich an Fisch oder Brot satt, er trinkt nach Herzenslust; der fastende Moslim dagegen, meist unter heißen, ja den heißesten Himmelsstrichen der Erde lebend, versagt sich während der größeren und heißeren Hälfte des vierundzwanzig-stündigen Tages, auch wenn ihn Niemand beobachtet, alle und jede Labung, nur weil der Koran es so vorschreibt. Der Bewohner der Sahara fastet wie der Sudanese, der chinesische Muselmann in Hunnan wie der Malaye im indischen Archipel, sie alle befolgen blindlings, ohne zu klagen, die Vorschrift des Propheten. Mit demselben blinden Gehorsam würden sie auch jeden

anderen Befehl irgend eines neu auferstehenden falschen oder ächten Propheten ausführen, der es verstände, die Gläubigen unter seine Fahne zum Kampf gegen die verhaßte Christenheit zu vereinigen.

Eine solche Gefahr ist heute an zwei Punkten der Erde vorhanden: einmal im Sudan, wo es den Engländern nicht gelang, die Mahdisten zu besiegen, wo sie vielmehr sich feige zurückzogen, die eroberten Stellungen aufgaben und einen Mann wie Gordon, der dem Sudanesen geradezu als Verkörperung der christlichen Idee, als der Mann, der in seiner Person Alles, was dem Central-Afrikaner unter dem Begriff „Europa“ bekannt und verhaßt ist, darstellte, ebenso unedler wie unverständlicher Weise preisgaben.

Weiß oder glaubt denn England nicht, daß diese Nachricht seiner Schande sich mit beinahe telegraphischer Schnelle von Continent zu Continent verbreitete? daß sie heute auch jedem Einzelnen seiner vierzig Millionen mohammedanischer Unterthanen in Asien genau bekannt ist? Whynt es nicht in wie unberechenbarem Maße sein Ansehen hierdurch bei denselben gesunken ist? Zehn Stanley's konnten und können nicht wieder gut machen, was durch den Tod des einen Gordon versäumt und gesündigt worden ist. Auf die von Seiten der Mohammedaner an der Ostküste Afrika's europäischen Unternehmungsgeiste und christlicher Civilisation drohenden Gefahren wollen wir hier nicht näher eingehen.

Der andere Punkt, auf welchem der Islam während jahrelanger Kämpfe einer europäischen Colonialmacht bisher siegreich widerstanden hat liegt im nordwestlichen Sumatra, in Atjeh. Der Araber am Cap der guten Hoffnung oder in Sansibar, der Maskarene wie der Afghane, der Sohn der mittelafrikanischen Wüste wie der Persischer an der nordaustralischen Küste, sie alle lauschen auf die Siegesnachrichten ihrer Glaubensbrüder aus Atjeh. Mit Hohn und Spott sieht der Malaye, der Javane, der Araber der holländischen Colonien Tausende von Söldnern nach Sumatra sich einschiffen, Tausende, von denen nur Wenige an Leib und Seele gebrochen jemals wieder Atjeh's Boden verlassen werden. Er weiß, daß der Abgrund Atjeh hunderte und abermals hunderte von Millionen Gulden verschlungen hat, und er weiß auch, daß trotz all dieser Opfer der Holländer an Geld und Blut der Islam dort bisher siegreich geblieben ist. Es gehört keine Prophetengabe dazu, um es als unausbleiblich vorauszusagen, daß, wenn Holland sich nicht entschließt, mit Einsetzung seiner ganzen Macht in Atjeh zu siegen und, wenn es sein muß, die Atjeher bis zum letzten Säugling auszurotten, sondern sich etwa gar gezwungen sieht, den letzten Posten, den es heute noch an Sumatras Westspitze besitzt, aufzugeben, daß von jenem Augenblick an die Tage der holländischen Herrschaft im Malayischen Archipel überhaupt gezählt sein werden. —

Der Leser wolle nach dieser Abschweifung, die wir zu entschuldigen bitten, mit uns nach der Ain Dschédida zurückkehren, wo soeben unsere fastenden Marokkaner die Thiere wieder marschbereit gemacht haben.

Der Weg wurde recht schlecht; durch scharfe Felsblöcke hindurch mußten unsere Thiere steil bergauf und bergab klettern, und erst nach neunstündigem Ritt (von Tanger gerechnet) sahen wir Tetuan mit seinen weißen Bauten, die sich scharf von dem bergigen grünen Hintergrund abhoben, in der Ferne vor uns liegen. Noch waren wir indeß weit von unserem Ziel entfernt, denn das Bild verschwand sofort wieder, und wir hatten noch mehrere Stunden lang mit den ermüdeten Pferden Schluchten, tiefe wasserlose Flußbetten und eine hohe steinerne Brücke zu passiren, bevor wir an ein Thor der ganz Tetuan umgebenden morischen Stadtmauer gelangten. Eine enge schmutzige Straße, deren durch allerhand Unrath glattes Pflaster mein Thier sofort zu Fall brachte, führte uns auf den Markt, auf welchem wegen des jüdischen Sabbath's plaudernde Juden in großer Zahl herumstanden. Wir kreuzen denselben, erreichen das Thor des Judenviertels, durch welches wir wegen des niedrigen oberen Querbalkens tief auf den Sattelknopf gebeugt reiten müssen; wir drängen uns durch mehrere unsäglich schmutzige und übelriechende Gäßlein, bis wir vor dem von außen unscheinbaren, innerlich aber äußerst wohnlich eingerichteten Gasthause des W. Rahom jr., eines unter englischem Schutze stehenden Juden, halten und absteigen.

Kühle Getränke erfrischen bald darauf den inneren, ein Bad den äußeren Menschen, und für geistige Anregung sorgten die Fremdenbücher. Nur wenige Tage vor unserer Ankunft hatte z. B. ein englischer Reverend seiner Dankbarkeit gegen Gott und seiner Freude darüber, daß er in this wild, barbarous and unknown country eine so gefährliche Afrikareise wie die von Tanger nach Tetuan ohne Schaden an Leib und Seele zurückgelegt, zumal aber seinem Erstaunen darüber, daß er hier, im innersten Centralafrika ein — Bett gefunden habe, in schwungvollen Versen Ausdruck gegeben.

Wenngleich Tetuan für Kenner des Orients des Sehenswerthen wenig bietet, verbrachten wir die Zeit unseres Aufenthalts, Dank der Liebenswürdigkeit des spanischen Militär-Attachés, der vor einigen Jahren die Manöver des 8. Corps bei Brühl als Gast unseres Kaisers mitgemacht hatte, nicht minder wie der des spanischen Viceconsuls, eines hocheleganten, nach spanischer Sitte auffallend viele Namen für einen einzelnen Menschen auf sich vereinigenden Cavaliers, in der angenehmsten Weise.

Da indeß in diesen Zeilen von dem, was wir in Marokko sahen und erlebten, nur so weit es sich um Skizzirung des Monde ambient der marokkanischen Juden als *Zoa politica* handelt, die Rede sein soll, so werden wir uns in Folgendem ausschließlich mit unserem Thema beschäftigen.

Unsere spanischen Gastfreunde hatten uns gesprächsweise ihre Absicht mitgetheilt, der Schule der Alliance Israélite Universelle in Tetuan einen Besuch abzustatten, und gern nahmen wir deren Anerbieten an, sie dabei zu begleiten. Sobald daher am nächsten Morgen das nach Sonnenuntergang geschlossene Thor des Judenviertels geöffnet war, begaben wir uns

nach dem am Marktplatz gelegenen spanischen Consulat. Auf dem Markt herrschte reges Treiben. Die Juden dürfen allerdings in den meisten Städten Marokkos erst, nachdem die mohammedanischen Käufer ihre Bedürfnisse befriedigt haben, ihre Einkäufe machen. — Abgesehen von dem Feilschen und Handeln theilte sich die Aufmerksamkeit der Menge zwischen einem eingeborenen Taschenspieler, Schlangenbändiger und Märchenerzähler und einem in Frack, weiße Binde und Handschuhe gekleideten Spanier, der von einem in grellen Farben angestrichenen Wagen aus ein unfehlbares Mittel gegen den Bandwurm, von dem er zahlreiche in Spiritus schwimmende Exemplare herumreichte, anpries. Der Mann konnte glücklicherweise kein Wort maghrebiniſch, und so ist zu hoffen, daß nicht zu viele Mauren sich an seiner „Purga“ den Magen verdorben haben.

Das spanische Consulat liegt, durch eine Mauer gegen den Markt abgeschlossen, friedlich inmitten eines Wein- und Feigengartens; hier befindet sich auch eine kleine katholische Kapelle, an welcher drei Mönche angestellt sind, die sich aber mit Missionsthätigkeit nicht befassen.

Wenige Schritte brachten uns nach der Schule der Israelitischen Allianz. Bevor wir dieselbe aber betreten, sei es gestattet, einige Worte über die Juden und deren Lage in Marokko, sowie über die Alliance Israélite und deren Schulen im Allgemeinen voranzuschicken.

Seit nunmehr beinahe vier Jahrhunderten sind die aus Spanien durch das bekannte — heute übrigens gesetzlich noch nicht außer Kraft gesetzte — Edict Ferdinands und Isabellas vom 31. März 1492 ausgewiesenen Juden, die sich nach dem so nahe gelegenen Marokko wandten, dort im Lande ansässig, ohne es, einige Ausnahmen abgerechnet, zu einer höheren socialen Stufe als der eines ärmlichen Handwerkerstandes, vielfach auch nur eines verkommenen Handwerker-, Händler- oder gar Sklaven-Proletariats zu bringen. Die Schuld an dieser Thatsache wird meist den Verfolgungen und Unterdrückungen zugeschrieben, denen die spanisch-jüdischen Auswanderer von Seiten der Marokkaner ausgeſetzt waren; indeß muß dieselbe auch in anderen Umständen und Verhältnissen gesucht werden.

Man liest ja, und zwar durchaus nicht bei jüdischen Schriftstellern allein, immer wieder, daß Spanien sich durch die Vertreibung der Israeliten, (die Mauren sollen hier nicht weiter berücksichtigt werden) selbst den Todesstoß versetzt habe; immer wieder wird der Schaden, den sich Spanien durch dies Edict zugezogen habe, hervorgehoben; stets auf's Neue wird betont, daß der Verfall Spaniens, sein Sturz von der Höhe der einstigen Größe und Macht von jenem Edict an zu datiren sei, ohne welches Spanien das blühendste, mächtigste und reichste Land der Welt bis auf den heutigen Tag geblieben wäre. Wenn man sich dieser Auffassung anschließen will, nach welcher man also zumal in den spanischen Juden des 15. Jahrhunderts die hauptsächlichsten Träger der damaligen spanisch-orientalischen Kultur erblicken müßte, deren sich das Land auf einen Schlag

leichtfertiger Weise beraubte, so liegt doch die Frage nahe genug: warum haben denn die 300 000 Juden, die sich zum größten Theil in den Küstern des Mittelländischen Meeres niederließen, ihre Kultur nicht in die neue Heimat verpflanzt, gerade so wie es z. B. die aus Frankreich ausgewiesenen Hugenotten thaten, deren Spuren wir durch alle Länder, nach denen sie ihre Schritte lenkten, auch in solchen, wo sie bei der Einwanderung keine Glaubensgenossen vorfanden, wie z. B. in Südafrika an der durch sie eingeführten höheren Kultur deutlich verfolgen können? Was haben denn die Sephardim, die sich zu Tausenden in der Türkei oder an der Küste Syriens und Kleinasiens niederließen, wo man ihnen durchaus wohlwollend entgegenkam, geleistet und geschaffen? Ich nenne absichtlich nur diese Länder, weil die vorliegenden Zeilen sich mit den dortigen Juden beschäftigen sollen.

Wenn Sultan Bajasid wirklich einmal den Ausspruch gethan haben sollte: „Ihr Spanier nennt Euren König einen klugen Mann, aber da er die Juden vertrieb, hat er sein Land arm und das unsere reich gemacht“, so würde es demselben doch wohl sehr schwer geworden sein zu beweisen, wie und wo die Juden denn ein Land, und gar erst die Türkei, reich gemacht haben. Vor Kurzem erschienen in der Kölnischen Zeitung Berichte aus Saloniki, also der Stadt, in welcher die jüdische Bevölkerung seit Jahrhunderten mehr wie die Hälfte der Einwohner bildet, und wo Gelegenheit genug vorhanden war, ein Neuspanien entstehen zu lassen und den Beweis für die außerordentliche Tüchtigkeit und Fähigkeiten der Juden, durch deren Verlust Spanien ruinirt worden sein soll, zu liefern. Aber auch von dort schrieb der Berichterstatter, daß die Juden im Laufe der Jahrhunderte kaum einen Namen aufzuweisen haben, der über den engen örtlichen Bezirk oder den des Stammesinteresses hinausgewachsen wäre*).

Und so ist es überall an der Mittelmeerküste und im Orient, wo die Ausgewiesenen sich niederließen; überall sind sie ebenso arm und ungebildet geblieben, wie die größere Mehrzahl von ihnen zur Zeit der Einwanderung war. Es soll denselben damit kein Vorwurf gemacht werden. Die spanischen Juden waren eben nicht besser als die übrigen Spanier. Ebenso wenig wie jene haben es letztere verstanden, ihr Vaterland auf seiner einstigen Höhe zu erhalten oder gar nach Analogie der alten Griechen ihre Macht und Kultur nach fremden Ländern und Erdtheilen zu verpflanzen, um des Mutterlandes Glanz und Größe verjüngt in Colonien erstehen und erblühen zu lassen. Nicht in der Vertreibung der Juden allein ist der Grund des Verfalls Spaniens zu suchen, sondern derselbe ist ganz anderen Umständen zuzuschreiben, auf welche hier nicht weiter eingegangen werden kann.

*) „Nach 1000 jährigem Aufenthalt in einem Lande stehen sie als Fremdlinge da, den Boden, auf dem sie geboren, nie als ihre Heimat, das Volk, mit welchem sie aufwuchsen, stets als ihren Feind betrachtend,“ jagte Graf Moltke (Darstellung der inneren Verhältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes in Polen) i. J. 1832 von den Juden in Polen.

Die 300 000 Juden hätten den Ruin Spaniens auch nicht aufgehalten. Er war eine Folge der europäischen Kriege der Spanier, vor Allem aber ihrer Jahre langen Fehden in Amerika; denn in der neuen Welt verbluteten Jahr aus Jahr ein die Edelsten des Landes, sowohl die aus dem Bürgerstande wie aus dem Adel; nicht dem Lande Spanien kamen die Silber- und Goldflotten zu Gute, sondern die todte Hand war es, die den Rest der vom Hofe nicht in der planlosesten Weise verschleuderten Millionen umkrallte; die Geistlichkeit war es, die das Land systematisch auszog und verarmen ließ; ihre Schätze vermehrten sich in demselben Maße, wie der spanische Bürger und Bauer zum Proletarier verkam und verdummte. Den Juden wäre es dabei, ganz abgesehen von der Inquisition, nicht besser ergangen; auch sie hätten nicht in die Speichen des dem Abgrunde entgegenrollenden Rades eingreifen können. Wären dieselben nicht aus Spanien vertrieben worden, so würden auch sie, mit vielleicht einzelnen hervorragenden Ausnahmen, heute ebenfalls auf keiner höheren socialen oder sonstigen Stufe stehen, wie etwa der moderne Andalusier oder aber wie der heutige Jude in Nordafrika und der Türkei.

Gerade die Israelitische Allianz ist es nun, die es unternommen hat, die orientalischen Juden aus ihrer Lethargie aufzuwecken, die denselben die rettende Hand entgegenhält, um sie aus dem wirtschaftlichen Sumpf, in dem sie stecken, herauszuholen, und die zumal den edlen Zweck verfolgt, ihre Glaubensgenossen in jenen fernen Ländern zu einem neuen Geistesleben auferstehen zu lassen.

Die Allgemeine Israelitische Allianz besteht seit dem Jahre 1860. Der Zweck und die Absicht derselben dürften sich wohl folgendermaßen zusammenfassen lassen: Sie will die Emancipation der Juden, d. h. die vollständige Gleichberechtigung derselben mit den Eingeborenen der von den Juden bewohnten Länder, wo dieselbe de jure oder de facto noch nicht besteht, erreichen; sie will den Juden in Ländern, wo dieselben Verfolgungen ausgesetzt sind, wirksamen Beistand leisten; vor Allem aber sucht sie durch Einrichtung von Elementar- sowohl wie von Handwerker-schulen für beide Geschlechter die Hebung der Juden im Orient, in Nordafrika wie in den unteren Donauländern, in sittlicher und geistiger Beziehung und dadurch auch eine Verbesserung der äußeren Lage derselben herbeizuführen. Die Allianz zählt heute ungefähr 35000 Mitglieder, von denen die Hälfte auf Deutschland entfällt, der Rest vertheilt sich über sämtliche Länder Europas mit Ausnahme von Rußland und Rumänien, wo die Allianz verboten ist, dann auch über Nordamerika und die anderen Erdtheile. Das jährliche Budget der Allianz beträgt über 400000 Francs, die ausschließlich aus freiwilligen Beträgen zusammenfließen, und von denen 7 Achtel für Schulzwecke verwendet werden. Die oberste Leitung der Gesellschaft ruht in den Händen eines aus Mitgliedern aller Länder bestehenden „Central-Comité“, welches seinen Sitz in Paris hat. Der Allianz ver-

wandte, und ähnliche Zwecke wie dieselbe verfolgende Gesellschaften haben sich in London und Wien, letztere zumal mit Rücksicht auf die Juden der österreichischen Länder gebildet.

Treten wir nun der Frage näher, ob es denn den Juden in Marokko wirklich schlecht geht und ob die Allianz berechtigt ist, alle die ihr zu Gebote stehenden Hebel — und es sind deren bekanntlich nicht wenige — in Bewegung zu setzen, um eine Besserung der Lage der Juden und der Behandlung derselben herbeizuführen!

Diese Frage muß entschieden bejaht werden.

Die ewigen Klagen über Be- oder Mißhandlung der Juden in den verschiedenen Erdtheilen sind allerdings mit großer Vorsicht aufzunehmen. Der Wahlspruch der Allianz lautet: „Tous les Israélites sont solidaires les uns des autres“, und diesem Wahlspruch gemäß ertönt denn auch regelmäßig, sobald in irgend einem ganz, halb, oder auch gar nicht barbarischen Lande irgend einem Juden ein Leids geschieht, in der unter dem Einfluß der Allianz oder der Juden überhaupt stehenden europäischen und ausländischen Presse der Beheruf über die Judenverfolgung auf Erden, ohne daß dabei irgendwie die Frage berücksichtigt wird, ob denn Anhänger anderer Religionen oder Angehörige anderer Nationen in demselben Lande nicht eben denselben Verfolgungen unterworfen sind. Das geht so weit, daß die Allianz in ihren Veröffentlichungen zum Beweise der unerhörten Mißhandlungen und Verfolgungen, denen ihre Glaubensgenossen in Marokko ausgesetzt sind, z. B. den Umstand anführt, daß „das kleinste arabische Kind selbst den durch sein Alter und seine Tugenden ehrwürdigsten Juden am Rock zupft,“ oder daß „ein israelitischer Schneider auf höheren Befehl mit Ruthen geschlagen wurde, weil er nicht rechtzeitig genug ein Kleidungsstück, welches ihm ein marokkanischer Beamter bestellt hatte, liefern konnte.“ Die Allianz muß ganz genau wissen, daß dieser Beamte seinen lässigen Schneider ebenso würde haben prügeln lassen, wenn derselbe ein Christ oder Marokkaner gewesen wäre, und wir wollen nicht weiter untersuchen, was etwa eine europäische Dame, gleichviel ob Jüdin oder Christin, mit ihrem Schneider oder ihrer Schneiderin anfangen würde, welche sie mit der bestellten Toilette an einem Ballabende im Stich lassen würde, wenn sie die Macht hätte, dieselben nach Herzenslust zu bestrafen.

Die Frage, ob den betreffenden Juden in Marokko oder anderswo für die Mißhandlung, welcher er ausgesetzt war, oder ausgesetzt gewesen zu sein behauptet, keinerlei Schuld trifft, wird nie berührt. Immer sind es die armen, unschuldigen Juden, die von den übrigen bösen Menschen schlecht behandelt werden, und gleich verlangt die ganze Presse diplomatische Noten und Schritte, um das dem armen Opfer zugefügte Unrecht zu sühnen. Es soll den Juden übrigens auch hiermit kein Vorwurf

gemacht werden. Jeder sorgt für sich, so gut er kann*). Die Christen machen es ja vielfach gerade so. Da kam irgendwo in der Südsee in einer der idyllischen Inselgruppen, wo der Sklavenhandel, der Menschenraub gerade so frisch und fröhlich blüht wie in jenen äquatorialen Provinzen Afrikas, die heute so außerordentlich viel von sich reden machen — nur mit dem Unterschiede, daß es in Afrika Araber und Heiden, in der Südsee aber Europäer und Christen sind, die sich mit diesem sauberen Handel abgeben! — einmal irgend ein „Labour-Trader“ von den Eingeborenen todtgeschlagen und aufgefressen werden: sofort erheben sich in der ganzen Welt Tausende von Stimmen, die die Bestrafung der „Schuldigen“ verlangen!

Wenn ferner auf irgend einer Insel Melanesiens oder anderswo ein Missionar von den Eingeborenen, die ihn nie in ihr Land gerufen haben und die sich gegen seine Heilsbotschaft mehr wie ablehnend verhalten, erschlagen wird oder wenn man ihn auch nur zu verjagen sucht, gleich werden alle Missions- und die denselben verwandten und befreundeten Blätter es als eine „Ehrenpflicht“ sämmtlicher europäischen und amerikanischen Groß- und Kleinstaaten bezeichnen, diesen Mord zu rächen und die Eingeborenen mit Stumpf und Stiel auszurotten. Da sind die Missionare ebenfalls wieder alle unschuldige Engel, trotzdem es unter denselben, zumal unter den Amerikanern, abgesehen von der Hautfarbe, sehr dunkle Ehrenleute giebt, die Wilden sind aber immer die bösen Teufel; laut ertönt der Ruf nach Rache und Strafe, dem leider allzuoft in Gestalt von Granaten und Brandraketen sprühenden Kriegsschiffen Folge geleistet wird.

Ich erinnere z. B. auch an die ewigen, aus den Ostseeprovinzen kommenden Klagen über die angebliche Unterdrückung des Protestantismus und der Protestanten daselbst, deren Berechtigung, trotzdem sie von den Russen bestritten wird, ja immerhin möglich ist, die aber doch außer den Betroffenen oder Betroffenen selbst nur einen geringen Theil des europäischen Publikums angehen oder interessiren dürften.

Was nun Marokko betrifft, so geht es den Juden dort wirklich sehr schlecht. Damit soll nicht gesagt sein, daß es dem mohammedanischen Marokkaner etwa gut ginge, aber während unter den Marokkanern der Niedrigste bis zum Höchsten, der seinerseits wieder nie vor den Dolchen oder dem Gift seiner Umgebung sicher ist, vor jedem über ihm Stehenden, Reicheren oder Mächtigeren zittert, dagegen ungeheut und ungestraft sich jegliche Schand- und Gewaltthat gegen Schwächere herausnimmt, ist der Jude auch noch der Rohheit, Habsucht und Grausamkeit selbst des allererbärmlichsten Marokkaners ausgesetzt. In einem Lande ohne Gesetz und Ordnung, einem Lande ohne Hauptstadt, in welchem der Sultan als

*) Ein gelehrter Rabbiner, mit dem ich dieses Thema besprach, sagte mir kürzlich: „Es ist psychologisch begründet, daß derjenige, den man todt treten kann und darf, ohne daß eine Behörde einschreitet, schon bei einer gelinden Ohrfeige so laut schreit, als ob er schon halb todt getreten wäre.“

oberster Räuberhauptmann Jahr aus Jahr ein von Provinz zu Provinz zieht, um Steuern einzuziehen d. h. um dieselbe mit seinen Horden in wenigen Wochen aufzufressen; wo rauchende Trümmerhaufen, verwüstete Saaten, verstümmelte Leichen den Weg bezeichnen, welchen der Herrscher mit seiner Armee marschirt ist; einem Lande, wo Mord und Todschlag an der Tagesordnung sind, wo Jedermann vom Minister des Auswärtigen mit seinem jährlichen Gehalt von 720 Mark bis zum kleinsten Beamten ungestraft stiehlt, raubt und erpreßt; in einem Lande, dessen Bestehen als eine Schande für unser Jahrhundert, eine Schande für Europa bezeichnet werden muß, — da kann sich nun noch der allerlezte und elendeste mohammedanische Lump jede Frechheit, Rohheit und Gewalt gegen den reichsten, gebildetsten und vornehmsten Juden, oder gegen jede Jüdin ungestraft herausnehmen.

Premierlieutenant Quedenfeld, der seit einer Reihe von Jahren zwecks entomologischer und ethnographischer Studien, zeitweise zusammen mit dem geographische und ethnologische Ziele verfolgenden Dr. Freiherr von Oppenheim aus Köln Marokko bereist hat und der heute als der beste Kenner des Landes bezeichnet werden muß, berichtet über die Behandlung der dortigen Juden Folgendes: Die Lage der Juden in den Küstenstädten ist gegenwärtig eine weit bessere, als früher. In Casablanca und Tanger beispielsweise wohnen Juden und Moslemin durcheinander. Im Innern ist es anders, dort sind die Juden noch allen möglichen entwürdigenden Bedrückungen und Schikanen ausgesetzt, und wehe Jedem, der es wagen würde, sich dagegen aufzulehnen, vielleicht gar Hand an einen Muslim zu legen — er würde augenblicklich erschlagen werden. Die Juden wohnen zusammengepfercht und von den Gläubigen streng abgeschlossen in ihren „Mellah's“; es ist ihnen untersagt, außerhalb dieses Ghetto Schuhe zu tragen, auch bei glühender Hitze müssen sie barfuß einhergehen; sie dürfen keinen rothen Tarbusch aufsetzen, überhaupt sich nicht kleiden, wie ein Moslemin; sie müssen jeden Mauren, und sei er der schäbzigste Bettler, mit „Sidi“, „mein Herr“, anreden — eine Titulatur, die im Verkehr der Mohammedaner unter einander nur den Sherifen gegeben werden muß; die jüdischen Frauen und Mädchen dürfen nicht verschleiert erscheinen und empfinden, inmitten einer mohammedanischen Bevölkerung geboren und groß geworden, lebhaft dieses Verbot als einen Schimpf; sie dürfen keine Pferde, sondern nur Esel und allenfalls Maulthiere reiten und dergleichen mehr.

Mancher Leser wird vielleicht hierbei die Achseln zucken und denken: Das ist wohl Alles recht unangenehm, aber so schlimm sind denn diese Gebote und Verbote doch auch nicht, um das gesammte Judenthum der Welt zu veranlassen, fortwährend über die fürchtbare Verfolgung und Mißhandlung ihrer Glaubensgenossen in Marokko zu klagen. Die Kleidervorschriften lassen sich am Ende leicht umgehen, indem der Jude europäische Tracht anlegt; dann hat er keinen Tarbusch nöthig, und die Jüdinnen in Europa gehen doch auch unverhüllt einher. — Es kommt aber noch schlimmer.

Seit dem Bestehen der Israelitischen Allianz wird über alle in Marokko an Juden verübte Mordthaten, sofern über dieselben überhaupt etwas an die Oeffentlichkeit gelangt, genau Buch geführt: während der Judenverfolgungen in den Jahren 1864 bis 1866 kamen über 3000 Israeliten um's Leben; in der zweiten Hälfte des Jahres 1885 wurden acht Juden ermordet, davon fünf in Fäs (Fez) allein; 1886 weist nur eine Liste von sechs Ermordeten, 1887 aber wieder eine solche von zwölf auf.

Wieder dürfte der skeptische Leser die Achseln zucken und bemerken: Gerade diese Zahlen beweisen, wie sehr die Juden bei ihren ewigen Klagen übertreiben! Was bedeuten die zwölf an Juden verübten Mordthaten im Vergleich zu den unzähligen Morden, denen Mauren, Berber, Beduinen, Neger, e tutti quanti jährlich in Marokko zum Opfer fallen, um die sich aber keine Alliance Israélite und überhaupt kein Mensch kümmert? Derselbe dürfte nicht ganz Unrecht haben. Abgesehen davon, daß der größte Theil der Mordanfälle auf Juden aus Habsucht, nicht aus Fanatismus verübt wird, muß die Zahl der mohammedanischen Unterthanen des Sultans, die jährlich ermordet und todgeschlagen werden, ohne daß ein Hahn darnach kräht, verhältnißmäßig — man darf wohl ein Verhältniß von 20: 1 annehmen — eine ganz bedeutend höhere sein, als die der ermordeten Juden. Dieser miserable Trost für die Juden Marokkos, zumal für die ermordeten, soll und wird aber die Allianz nicht abhalten, stets auf's Neue ihre Stimme zu erheben, sobald ein Jude drüben an Leib und Leben geschädigt wird. Warum dulden wir denn überhaupt diese ganze heillose Wirthschaft in Marokko? Warum begeistern wir uns heute auf einmal so sehr für die Negerklaven in Centralafrika, während uns doch die Sorge für das Loos der weißen Sklaven — denn so kann man die größere Mehrzahl der Juden in Marokko bezeichnen, wie wir gleich sehen werden — in dem vom Mittelmeer bespülten Nordafrika etwas näher liegen sollte?

Es sind übrigens durchaus nicht die Juden allein, die in Marokko keinen Augenblick ihres Lebens und ihrer Habe sicher, und die allen möglichen Plackereien und Schindereien von Seiten einer brutalen, fanatischen Bevölkerung ausgesetzt sind: jeder Europäer, jeder Christ als solcher läuft in jedem elenden Lande gerade so gut jeden Tag Gefahr, beleidigt, bespieden, ermordet zu werden, ohne daß irgend eine Behörde zur Bestrafung der Schuldigen, oder auch nur zur Feststellung der Thatfachen einen Finger rührt. Sagt doch unser Gewährsmann Quedenfeld: Der religiöse Fanatismus der Bewohner von Marakeisch (meist Marokko genannt, eine der sogenannten Hauptstädte des Landes) erstreckt sich übrigens auch auf die Christen. Ich selbst war gezwungen, 1881 im Judenviertel zu wohnen, da der Raib mir unter keiner Form gestatten wollte, ein Haus in der Maurenstadt zu miethen. Und dies geschah, trotzdem ich mich im Besitze einer sogenannten berah scherifa, eines Geleitsbriefs des Sultans, befand!

In anderer Stelle berichtet Quedenfeld über die Ermordung des

französischen Hauptmanns Schmitt, eines im Hauptquartier des Sultans sich befindlichen Offiziers der Mission militaire française au Maroc. Derselbe hatte sich im vorigen Jahre unvorsichtiger Weise ohne genügende Begleitung vom Hauptquartier entfernt, um zu angeln. Dabei wurde er von einem kleinen Trupp berittener Berber überfallen und gebunden; man legte ihm eine Schlinge um den Hals, befestigte diese am Sattel eines der Pferde und jagte im Galopp mit diesem Christen, der den Leuten nicht das Geringste zu Leide gethan hatte, davon. Nach zweistündigem scharfen Ritt band man die bis zur Unkenntlichkeit entstellte Leiche des Offiziers los und ließ sie liegen.

Was sind das für Zustände?!

Dabei besteht zwischen diesen Fällen, sowie zwischen der Lage von Europäern, die in kaufmännischem, wissenschaftlichem Interesse oder gar im Verfolge von Missionszwecken nach Marokko kommen und der Lage der marokkanischen Juden ein bedeutender Unterschied, der nicht scharf genug betont werden kann. Die Kaufleute, Forschungsreisenden, Sportsmänner und Missionare, die sich in dies Wespennest hineinwagen, sie hat kein Mensch gerufen, sie müssen sich ganz klar sein über den Schritt, den sie thun. Geht es ihnen nachher schlecht, so haben sie sich allein die Verantwortlichkeit hierfür zuzuschreiben. Die armen marokkanischen Juden können aber doch wirklich nichts dafür, daß sie in dem Lande geboren sind, in welches ihre Vorfahren vor 4 oder 5 Jahrhunderten einwanderten und auf welches sie ebenso viel Recht besitzen wie die heutigen Marokkaner!

Aber hören wir nur den preussischen Lieutenant weiter über die Sklaverei der Juden im Innern von Marokko z. B. bei den Berbern: „Die Stellung, welche die Juden bei den Berbern einnehmen, ist stets eine sehr gedrückte und mißachtete. Man plündert oder tödtet sie, trotzdem man ihnen Schutz und Sicherheit auf Reisen zugesichert hat, während die nämliche Handlungsweise gegen einen Muslem für wenig nobel (!) und rühmlich gilt. Die unglückselige Lage der Juden wird dadurch noch trauriger, daß sie dort, wo sie überhaupt geduldet werden, in einem an Sklaverei grenzenden Abhängigkeitsverhältniß zu den Herren des Landes, den Berbern oder Arabern stehen. Jeder Jude gehört mit Leib und Leben, mit seinen Gütern und seiner Familie einem Herrn, Esid, zu eigen. Wenn die Familie desselben seit langer Zeit im Lande ansässig ist, fällt ihm der Jude, wie ein Theil seines Vermögens nach muselmanischem Rechte zu. Es giebt Besitzer von Juden, welche dieselben in der brutalsten Weise aussaugen. Sind sie nicht im Stande, diese enormen Summen zu bezahlen, so nimmt der Tyrann seinem Opfer Weib oder Kinder und sperrt sie ein, bis die Summe entrichtet, oder er des Weibes überdrüssig geworden ist. Es kommt vor, daß so ein Esid das Weib seines Juden mehrere Monate lang bei sich einschließt. Auf diese Weise übt er eine fortgesetzte Reihe von Erpressungen. Schließlich wird der Jude selbst eines Tages auf den

Markt geschleppt und versteigert, aber der Sfid nimmt ihm Alles, was er besitzt, zerstört sein Haus und jagt ihn nackt mit den Seinigen in die Sahara . . . Die eigene Freiheit erlangt ein Jude in seltenen Fällen . . . Das elendeste Leben führen die Israeliten im Thale des Näd el-Abid. Der Gebrauch hat in dieser Gegend eine Strafe von 30 Francs für den Muejelman festgesetzt, welcher einen Juden tödtet: wenn er diese Summe dem Sfid des Getödteten entrichtet, so hat er keine weiteren Unannehmlichkeiten. Sobald die Juden etwas besitzen, nimmt man es ihnen. Da sie wie Thiere behandelt werden, sind sie selbst zu einer Art von Bestien geworden."

Dieser Schlußsatz ist durchaus richtig. Die große Mehrheit der marokkanischen Juden steht, wie aber auch gar nicht anders erwartet werden kann, auf einer sehr niedrigen Kulturstufe. Das Judenviertel ist immer der schmutzigste Theil derselben. In Folge ihrer Armuth, dann wohl auch in Folge des erzwungenen engen Zusammenwohnens so vieler Menschen, verfallen die hübschen Judenmädchen vielfach, verhältnißmäßig wohl mehr wie Mohammedanerinnen dem Laster, und gar mancher Jude, der unter normalen Verhältnissen ein braver, solider Handwerker geworden wäre, wird zum Betrüger und Spitzbuben. Gerade die Israelitische Allianz ist es nun, welche diese Verhältnisse erkannt hat und die darum das Ziel der Emancipation, zumal aber der geistigen und sittlichen Wiedergeburt der Juden in's Auge gefaßt hat. Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge in Marokko, wo jeder Mohammedaner sich einfach Alles gegen jeden Juden und gegen jede Jüdin, ebenso wie gegen jeden Christen und jede Christin, ungestraft erlauben darf, erfüllt die Israelitische Allianz neben ihrer freiwillig übernommenen Pflicht eine hohe Kulturaufgabe, wenn sie diesen schmachvollen und unerträglichen Zuständen mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln ein Ende zu machen trachtet; mit dem Beten allein für die Glaubensgenossen „die unter dem Joche der Ungläubigen schmachten“, kann man deren Loß nicht bessern. Aber nicht durch Gewalt sucht die Allianz ihre Aufgabe zu lösen: in den Schulen hat sie das Mittel erkannt, den Juden in Nordafrika Gelegenheit zu bieten, sich aus ihrem Elend herauszuarbeiten — aus Parias Menschen zu werden.

Wohl steht den Juden in Marokko ein Weg offen, sich den Bedrückungen und Mißhandlungen, denen sie ausgesetzt sind, zu entziehen, indem sie nämlich versuchen, Schutzbefohlene irgend eines christlichen Staates zu werden. Diese „Protectionen“ bestehen seit den Verträgen von 1767, 1863 und 1880, und ihr Zweck ist, Unterthanen des Sultans, die in irgend einer Beziehung zu den in Marokko lebenden Europäern stehen, also z. B. Consulatsbediente, Dolmetscher, Kawassen, dann auch einheimische Agenten für die Kaufleute, Makler, „Senjale“, wie man sie nennt, der marokkanischen Gerichtsbarkeit, also der willkürlichen Erpreßung oder dergleichen zu entziehen. Dieses Schutzsystem hat zu vielen Unzuträglichkeiten Anlaß gegeben, auf welche aber hier nicht weiter ein-

gegangen werden kann. Was den Nutzen desselben für die Juden betrifft, so kommt dieser nur für die reichen Juden, zumal in den Hafenplätzen in Betracht, die sich durch irgend welche Mittel die Gunst des Consuls eines europäischen Groß- oder Kleinstaates oder, last not least, die des amerikanischen Consuls erwerben und sich dadurch der Willkür der Marokkaner entziehen können. Der mißhandelte und geschundene Jude im Innern aber hat von diesem Schutzsystem keinen Vortheil. Gerade er ist es denn auch, dem die Israelitische Allianz in ihren Schulen die rettende und erlösende Hand reicht.

Bevor wir aber über diese Schulen im Allgemeinen einige Worte bemerken, möge es gestattet sein, hier kurz unsere persönlichen Erlebnisse beim Besuche einer derselben in Tetuan zu schildern.

In Begleitung des spanischen Viceconsuls und des Militär-Attachés begaben wir uns nach der, natürlich in der „Mellah“ gelegenen Schule. Da unser Besuch erwartet wurde, so empfing uns an der Schwelle des Gebäudes der Director, ein in Smyrna geborener, äußerst liebenswürdiger und gebildeter Herr, der wie die sämtlichen Directoren und höheren Lehrer und Lehrerinnen der 47 Knaben- und Mädchenschulen der Allianz mit heute 5600 Schülern und 2500 Schülerinnen an 24 Plätzen von Nordafrika, sowie der asiatischen und europäischen Türkei seine Ausbildung in Paris, dem Sitz der Gesellschaft, genossen hatte. Die Zahl der Schüler betrug 320 männliche und 170 weibliche im Alter von vielleicht 7—17 Jahren, die sich auf je 6 Klassen vertheilten, bei einer Bevölkerung von 6000 Israeliten eine recht erfreuliche Anzahl. Die Lehrer enthalten sich aller und jeder religiösen Propaganda, darum lassen hier in Tetuan auch vielfach Christen, zumal Spanier ihre Kinder die Schule der Allianz besuchen. Die Unterrichtsstunden dauern 10 Monate im Jahre von 8 bis 12 Uhr. Die Unterrichtssprache ist in den untersten Klassen Spanisch, die Muttersprache der Sephardim; in den oberen ausschließlich Französisch.

Der Director führte uns sofort in seine unterste Klasse, und die Inspection begann. Die Schreibhefte wurden vorgelegt, Abschnitte aus den Lesebüchern verlesen und erklärt; in den höheren Klassen wurden Rechenaufgaben an der Tafel gelöst; Hebräisch in Spanisch und Französisch oder umgekehrt übersetzt; Geographie, Geschichte, etwas Naturwissenschaft behandelt, und zum Schluß sagte der Director: „Wenn die Herren selbst prüfen wollen, so stellen Sie, bitte, jede beliebende Frage.“ Consul Graï Lacq verließ in seiner Antwort unserer Aller Eindruck die richtigen Worte: „Was sollen wir für Fragen stellen — die Jungen wissen ja viel mehr als wir selbst!“

Wir waren nämlich einfach sprachlos vor Ueberraschung: da saßen die oft fränklich aussehenden, schlecht genährten Knaben und rechneten mit gemeinen und Decimalbrüchen wie deutsche Secundaner; sie beschrieben aus dem Gedächtniß die Geographie Afrikas oder Italiens, das Flußgebiet des Nil's oder der Donau besser, als es ein deutscher Gymnasial-

Abiturient zu thun im Stande wäre, und sie raffelten die Namen der Scherife oder der Chalifen mit ihren Ummejaden, Almohaden und Almoraviden herunter, daß es eine Freude war. Dabei muß man nie vergessen, daß diese Schulen durchaus keine Gymnasien sind, sondern ganz niedere Elementarschulen und daß weit über die Hälfte der Schüler keinen Deut Schulgeld zahlt, sondern aus reinem Eifer und Ehrgeiz sich diese Kenntnisse erwirbt. Allerdings besteht ein großer Theil ihres Wissens in auswendig gelernten Nebensarten, Daten, Formeln u. s. w., und wohl nicht immer werden die Schüler das Eingetrichterte verstehen, aber sie lernen doch ihr Gedächtniß stärken, und wenn sie später im Leben plötzlich einmal in die Lage kommen, sich bei irgend einem Gegenstande oder einer Gelegenheit des Auswendiggelernten wieder zu erinnern, so sind sie auch im Stande das Erlernte praktisch zu verwerthen. Sie lernen dann schon denken und abstrahiren.

Waren wir nun in der Knabenschule schon überrascht, so konnte unser Staunen in der Mädchenschule, wo wir von einer äußerst intelligenten und gewandten Dame, Fräulein Behar, empfangen wurden, keine Grenzen mehr. Da drängte sich ein kleines Mädchen vor, das mit der Nase nicht bis zur Höhe des Pults reichte, und ruhte nicht eher, bis es auf die Bank gestellt wurde, um uns eine Lafontaine'sche Fabel vorzutragen, was sie unter allerhand angelernten Bewegungen mit höchst komischem Ernste that. Wie erröthete das Kind vor Stolz und Freude, als wir ihm lauten Beifall spendeten! In den höheren Klassen saß der hübsche Backfisch neben der noch hübscheren erblühenden Jungfrau; auch sie zeigten uns ohne Verlegenheit ihre Hefte, wir lobten die Damen mit guten Censuren und machten ganz bedenkliche Gesichter, wenn wir einmal ein „mittelmäßig“ entdeckten; wir ließen sie $\frac{3}{4}$ mit $\frac{5}{4}$ im Kopf multipliciren; ich ersuchte dieselben, mir Cochinchina, Cambodja und Annam auf die Tafel zu malen — Alles stimmte! Als aber Fräulein Behar ihren Schülerinnen eine Blume nach allen Regeln der Botanik zerlegen und erklären ließ; als uns hier in Tetuan eines jüdischen Wetzlers hübsches Töchterlein in ganz gutem Französisch auseinandersetzte, daß wir Sterbliche Sauerstoff ein- und Kohlenäure, ausathmen, und daß die Bäume diese Kohlenäure zu Kohlenstoff und Chlorophyll verarbeiteten, um dafür Ozon auszuströmen, und als gar die Vorsteherin fragte: „Mesdemoiselles! Welche Rolle spielen die Zähne, der Speichel und der Magen bei der Verdauung?“ da riefen wir wie aus einem Munde: „Por la gracia de dios, hören Sie auf! Wir kommen uns ja so furchtbar ungebildet vor!“ —

Nachdem wir den Leitern der Schule unseren Dank ausgesprochen und sie zu ihren Erfolgen beglückwünscht hatten, theilten dieselben uns manch Wissenswerthes aus ihren Erfahrungen mit. Vor Allem ist es die Trägheit, Gleichgültigkeit, aber auch das Mißtrauen und der böse Wille der Eltern der Schüler, gegen welche die Vertreter der Allianz zu kämpfen haben. Die Kinder sind fleißig und eifrig genug, aber die Alten wollen den

Nutzen der Schule nicht immer einsehen. Und dennoch erfüllen zumal die Mädchenschulen eine außerordentlich hohe und edle Kulturaufgabe. Das jüdische Mädchen in Marokko wurde bisher gerade so, oder vielmehr eben so wenig erzogen wie die Mohammedanerin. Es lernte einfach gar nichts, höchstens etwas hebräisch (bezw. arabisch) lesen, kaum verstehen; es wuchs in Armuth und Unwissenheit auf, lernte vielleicht etwas Kochen und Nähen, wurde mit 12 Jahren an einen ihr ganz fremden Menschen verheirathet und vegetirte dann, mehr Sklavin wie Gattin ihres Mannes, in der Geistesnacht und dumpfen Luft der Mellah weiter bis zu ihrem Tode. In diese Zustände hat die Allianz eine Bresche gelegt. Durch die Schulen können die marokkanischen Jüdinnen heute in wenigen Jahren eine Elementarbildung sich erwerben, welche sie hoch über ihre ungebildeten Genossinnen erhebt und welche sie befähigt, ihrem Gatten eine wirkliche Lebensgefährtin und ihren Kindern dereinst nicht nur Mutter, sondern auch Erzieherin zu sein. Jeder Pädagoge in Europa kann seine afrikanischen Collegen hier wegen des unerjättlichen Strebens und Fleißes seiner Schüler beneiden; dennoch haben die Lehrer der Allianz oft mit ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten zu thun. So sagte uns z. B. Fräulein Behar: „Denken Sie einmal, ich stoße beim Unterricht auf das Wort „Wagen“. Qu'est ce que c'est „qu'une voiture“? Diese Frage kann mir einfach keine Schülerin beantworten, da keine derselben jemals einen Wagen gesehen hat. Es giebt keine Wagen in Tetuan!“ Dies ein Beispiel läßt die vielfachen Hindernisse verstehen, welche die unermüdblichen Lehrer und Lehrerinnen der Allianz zu überwinden haben. Um so höheres Lob verdienen dieselben für die Erfolge, die sie bisher errungen haben.

Der günstige Einfluß der Schulen auf den männlichen Theil der marokkanischen Juden ist eben so naheliegend, dennoch kommt derselbe dem Lande selbst nur in sehr geringem Grade zu Gute. Die meisten der auf den Schulen der Allianz Erzogenen ziehen es vor auszuwandern; hauptsächlich wenden sie sich nach Venezuela oder nach andern Staaten des spanischen Amerika — froh, Marokkos Staub von den Füßen schütteln und sich, dank ihrer Schulbildung, in der neuen Welt eine eigene menschenwürdige Existenz gründen zu können.

Neben den Elementarschulen bestehen nämlich auch noch an mehreren Orten Handwerker- und Ackerbaukschulen für Knaben sowie Handarbeits- schulen für Mädchen, auf welchen bei beiden Geschlechtern Liebe und Lust zum Handwerk und zur Arbeit überhaupt geweckt und denselben Mittel und Wege gewiesen werden, ihre Lage durch ihrer Hände Arbeit zu verbessern oder sich selbstständig ihren Lebensunterhalt zu erwerben.

Die Knaben werden zu Schuhmachern, Schneidern, Tischlern, Goldarbeitern, kurz zu Handwerkern jeder Art ausgebildet, während die Mädchen durch das Erlernen von Hand- und Maschinennähen, Kleidermachen, Sticken,

Plätten und Weben dazu erzogen werden, später als Mütter und Hausfrauen die ihnen zukommende Stellung in ihren Familien auszufüllen.

Auch durch diese Schulen hat sich die Israelitische Allianz um ihre afrikanischen und asiatischen Glaubensgenossen, sowie um den Fortschritt allgemeiner Humanität und Civilisation überhaupt, außerordentliche Verdienste erworben. —

Nach mehr als zweistündigem Aufenthalt in der Schule von Tetuan kehrten wir bei glühender Mittagshize in unser Hotel zurück, die genoßenen Eindrücke besprechend. In der Mellah umgab uns drückende, übelriechende Luft. Man trat auf Schritt und Tritt auf faulende Gemüsereste, todte Thiere, verdorbene Früchte und verweizende Fleischreste. Eng an einander gedrängt reihte sich logenförmig Lädchen an Lädchen: hier schmiedete ein Jude mit entzündeten Augen künstliches Silberfiligran; dort nähte ein anderer Lederpantoffeln; hier verwaltete ein siebenjähriger Knabe den Laden in Abwesenheit seines Vaters, pries seine Waaren an, handelte und feilschte wie ein Alter; dort verkaufte eine kaum dem Kindesalter entwachsene Jüdin, dem Jüngstgeborenen die Brust reichend, unreifes oder halbverdorbenes Obst. Wer hätte nicht von der Schönheit der nordafrikanischen Jüdinnen gehört oder gelesen? Nun, wir sahen in Tetuan sehr wenig davon. Unsere Freunde versicherten uns ferner, in jeder Stadt Europas verhältnißmäßig eben so viele hübsche und schöne Jüdinnen gesehen zu haben, wie in Marokko. Die Tracht ist nicht vortheilhaft. Bei den sich europäisch — aber anscheinend leider ohne Schnürleib — kleidenden Frauen und Mädchen stört das seidene Kopfstuch, welches das zweifellos reiche Haar, sofern dasselbe nicht abgesehritten ist, verhüllt, aber auch die orientalische Tracht, bestehend aus langem Hemde, weiten Hosen und kurzen, oft reich gestickten Jacken, das Ganze umflort von einem langen weißen Schleier, läßt die Reize der Trägerin dem flüchtigen Beschauer gegenüber nicht genügend zur Geltung kommen.

Die Tracht der Männer ist kleidamer: über dem weißen Hemde eine bunte Leibbinde, eine helle Weste, dunkle, weite, oberhalb der Knöchel anschließende Beinkleider, kurze, enge, dunkle Jacken und über dem Ganzen wieder ein langer, schlafrockähnlicher, weiter Rock, ähnlich der Amtstracht evangelischer Pastoren. Ältere Juden mit ernstern, scharf geschnittenen Gesichtern und langen Patriarchenbärten machen in ihren dunklen Talaren oft einen sehr guten Eindruck. Interessant vom anthropologischen Standpunkt war der Umstand, daß die größte Mehrzahl der Juden, die wir zu Gesicht bekamen, blond waren, und dem Ethnographen wird die Mittheilung wissenschaftlich erscheinen, daß die Juden, die überhaupt schreiben können, ihr Spanisch oder Französisch meist mit gleicher Leichtigkeit mit der linken wie mit der rechten Hand, und ferner in Folge ihrer Kenntniß des Hebräischen und Arabischen ebenso gut mit beiden Händen von rechts nach links, wie von links nach rechts schreiben können. Der Sitte des Tätowirens

huldigen beide Geschlechter nicht, dagegen lieben es die Jüdinnen, ihre Augenbrauen und Wimpern schwarz, die Fingernägel aber mit Henna roth zu färben.

Die Freude unserer spanischen Gastfreunde über unsere Erfahrungen und Erlebnisse in der Schule war nun leider keine ungetrübte. Beide konnten sich nicht den außerordentlichen Einfluß verhehlen, den diese französisch-jüdischen Schulen auf die bisher spanisch redenden und denkenden Juden ausüben. Es mag darum hier erlaubt sein, mit wenigen Worten auf die Fragen einzugehen: Treibt die Israelitische Allianz mit oder in ihren Schulen 1) jüdische, 2) französische Propaganda? Beides ist derselben mehrfach zum Vorwurf gemacht worden. Ich glaube, die erste Frage ist ebenso unbedingt zu verneinen, wie die zweite zu bejahen; ich beeile mich aber hinzuzusetzen, daß man unter „französisch“ durchaus nicht gleich „antideutsch“ zu verstehen hat*). Profelytenmacherei liegt den Juden überhaupt fern; es giebt weder jüdische Missionare, noch macht die Allianz in ihren Schulen irgend welche Bekehrungsversuche; und wenn sie es wirklich thäte, so sollten wir Christen derselben doch zu allerlezt daraus einen Vorwurf machen. Oder glauben die Christen das Monopol der Propaganda zu besitzen? Wohl wird in den unteren Klassen der Schulen durch Rabbiner hebräisch gelehrt und jüdischer Religionsunterricht ertheilt; es fällt aber Niemandem ein, die Kinder katholischer, mohammedanischer, levantinischer, griechischer oder armenischer Eltern, die, wie schon bemerkt, die Schulen der Allianz, des guten Unterrichtes wegen, häufig besuchen, zu verpflichten oder auch nur es denselben nahe zu legen an diesem Unterricht Theil zu nehmen.

Jüdische Missionare, ähnlich den christlichen, giebt es, wie gesagt, überhaupt nicht; wohl aber findet man vielfach jüdische Renegaten als christliche Missionare, denen es später nicht selten gelingt, im Auslande oder in Europa reiche Pfarren zu ergattern. Die Thatsache, daß die Schulen der Israelitischen Allianz in Afrika und Asien Kindern jedes Bekenntnisses offen stehen, ohne daß diese oder deren Eltern irgend wie mit Bekehrungsversuchen behelligt werden, verdient hervorgehoben zu werden.

Anders steht es mit der Frage, ob die Allianz in Marokko französische Propaganda treibt oder nicht. Wie schon Eingangs dieser Zeilen bemerkt wurde, stammt die Mehrtheit der Vorfahren der nordafrikanischen Juden, nicht nur der in Marokko allein, sondern auch z. B. der in Algier, aus Spanien; ihre Sprache ist die spanische. Man darf wohl sagen, daß die Israeliten der jüdischen Diaspora überhaupt nur zwei Sprachen reden: die Sephardim, also die orientalischen Juden, spanisch, und die Aschkenasim, d. h. die Juden, die wir Deutsche meist als „polnische“ bezeichnen und die man in Polen, Galizien, Bessarabien, der Moldau und Walachei oder in Süd-

*) Ein thörichtes französisches Lehrbuch, das sich einmal in die Schulen der Allianz hinein verloren hatte, ist inzwischen, wie mir von zuverlässigster Seite versichert wird, aus denselben wieder entfernt worden.

rußland bis weit nach Sibirien hin trifft, deutsch. Das von den Sephardim gesprochene Spanisch ist nun eben so wenig reines Castilianisch, wie das Deutsch der polnischen Juden, das wir meist mit „Jüdeln“ oder „Mauscheln“ bezeichnen, hochdeutsch ist; vom Hebräischen, also der eigentlichen jüdischen Sprache, haben Beide nur sehr geringe Kenntniß. Manche Laute des heutigen Castilianisch, wie den des „j“ (Jota), der sich übrigens auch im Hebräischen findet, sind die spanischen Juden nicht im Stande, richtig wiederzugeben, sondern sie sprechen denselben wie das portugiesische „x“, gleich „ich“ aus. Allerdings kann dies auch auf den Umstand zurückgeführt werden, daß die Juden die iberische Halbinsel verlassen mußten, bevor deren Dialekte sich in die zwei, heute getrennten, Sprachen, Spanisch und Portugiesisch geschieden hatten. Jedenfalls besteht die interessante Thatsache, daß die Sprache der Juden in der Türkei, der Levante und in Nordafrika die spanische, die der Juden in Rußland und Polen aber die deutsche ist, allerdings ein Deutsch vergangener Jahrhunderte, das bekanntlich mit hebräischen Buchstaben geschrieben wird. Die verschiedenen Sprachen der von ihnen bewohnten Länder erlernen die Juden nur in sehr geringem Maße und sprechen dieselben stets mit unverkennbar jüdischem, d. h. spanischem oder deutschem Anflang.

Das spanische Element überwiegt überhaupt unter der europäischen Bevölkerung des westlichen Theils von Nordafrika, auch in der französischen Colonie Algier. Von Tunis an östlich spielt dann die italienische Sprache dieselbe Rolle wie hier die spanische.

Auch die Einwanderung von Spanien nach Nordafrika ist eine sehr lebhafteste, kostet doch z. B. die Ueberfahrt von Valencia oder Cartagena nach dem französischen Oran bloß fünf Franken! So kommt es denn, daß von den 50000 Einwohnern Oran's nur 11000 Franzosen, dagegen 20000 Spanier sind, und daß in Algier überhaupt nicht weniger als 112000 Spanier neben 18000 Franzosen leben. Dennoch geschieht von spanischer Seite nicht das Geringste, eine Verbindung, zumal eine geistige, der in Afrika lebenden Landeskinder mit dem Mutterlande aufrecht zu erhalten. Das geht so weit, daß, wie die Kölnische Zeitung im vorigen Jahre meldete, die kleinen Spanier in Algier es sich gefallen lassen müssen, daß ihnen französische Lehrer in den spanischen Schulen erzählen, der verstorbene König Alfonso XII. sei „un petit escargot, un colonel des uhlands“ gewesen. Die maßgebenden Persönlichkeiten Spaniens sind durch Verschwörungen, Pronunciamientos und Stiergefechte eben zu sehr in Anspruch genommen, um sich etwa mit der Gründung spanischer Schulen in Algier oder Marokko beschäftigen zu können. Der von jüdischer Seite vor einiger Zeit angeregte Gedanke, eine Wiedereinwanderung der einst vertriebenen, heute in Afrika und der Levante lebenden Juden nach Spanien anzuregen und einzuleiten, kann nur als eine Utopie bezeichnet werden. Spanien würde sich für eine Masseneinwanderung jüdischer Proletarier bestens be-

danken, und die reichen spanischen Juden finden in anderen Ländern günstigere Gelegenheit, ihre Talente zu verwerthen, wie gerade in der iberischen Halbinsel. Es handelt sich nun in Nordafrika um politischen Einfluß, und da ist nicht zu leugnen, daß die Allianz durch ihre Schulen den Spaniern allerdings ganz bedeutende Concurrenz macht. Das wird auch von Seiten der Allianz und derselben nahestehenden maßgebenden Persönlichkeiten durchaus nicht geleugnet, schreibt doch z. B. Maxime du Camp in der Revue des deux mondes vom 15. Sept. 1887 bei Besprechung der von dem Bankier Bischoffsheim in Paris gegründeten Ecole de travail pour les jeunes filles israélites, auf welcher stets 12 orientalische oder afrikanische Jüdinnen zu Lehrerinnen für die Schulen ihrer Heimat erzogen werden: „elles y importeront la civilisation moderne, la civilisation française, elles la professeront pour ainsi dire dans les écoles qu'elles auront à diriger, et ce sera au grand bénéfice de notre influence.“ Deutlicher kann man sich doch nicht gut ausdrücken. „Cette œuvre . . . de propagande où notre renom ne peut que grandir en Orient est excellente, féconde et mérite d'être encouragée,“ bemerkt Du Camp ferner von seinem Standpunkt aus sehr richtig. Würde man es denn deutschen Missionaren von unserer Seite aus verübeln, wenn sie etwa in Polynesien oder Afrika neben ihrem Beruf als Prediger des Evangeliums auch noch etwas in deutscher Propaganda thäten, zumal in der Form von deutschen Schulen? Würde man das in Ländern, in welchen deutsches Element schon feste Wurzeln geschlagen hat, nicht geradezu als die Pflicht dieser Religionslehrer betrachten? oder würde man etwa von denselben verlangen, daß sie ihren Schülern die Marseillaise statt der Wacht am Rhein beibrächten? Gerade so steht es mit den Schülern der Israelitischen Allianz: in Paris befindet sich der Sitz der Gesellschaft; französisch ist der Name, die Sprache, der Geist derselben; in Paris werden die Lehrer und Lehrerinnen ausgebildet; in Paris sitzt ein Gönner der Allianz, der derselben für ihre Schulen nicht nur eine Million Franken geschenkt hat, sondern der die Zinsen dieser Summe außerdem noch jährlich der Allianz zu demselben Zwecke überweist. Kann man sich da wundern, wenn die Allianz die spanischen Juden in Marokko zu Franzosen zu erziehen trachtet? Wir sagen mit Abicht „erziehen“, denn für den Juden bedeutet dieser Uebergang einen Fortschritt in jeder Beziehung. Spanisch, wenn auch nicht spanische Unterthanen, waren die Juden in Marokko seit Jahrhunderten, aber was nützte ihnen das? Gar nichts, höchstens schadete es ihnen. Spanien hatte sie nicht nur vertrieben, es hat sich auch nie und nimmer um seine einstigen Landesfinder, die in Afrika in Elend und Unwissenheit verkamen, gekümmert. Welche Gaben eigener Kultur hätte es denselben auch bringen können? Vielleicht die Liebhaberei für Stiergesechte oder den Segen der allein seligmachenden Kirche, der aber bedenklich nach brennendem Menschenfleisch roch, und der die Juden wohl kaum glücklich gemacht haben würde. Heute

aber klagt und schimpft Jedermann in Spanien plötzlich über das Ueberhandnehmen des französischen Einflusses in Nordafrika und zumal über die französische Propaganda der Allianz in Marokko. Warum gründen denn die Spanier dort selbst keine Schulen? Kann man sich unter den heutigen Umständen wundern, wenn man in den dortigen Judenschulen Antworten erhält, wie wir z. B. auf die Frage: „Was waren die Kreuzzüge?“ „C'étaient des guerres que les Français ont fait contre les Turcs.“ „Was nennst Du den dreißigjährigen Krieg?“ „Das ist ein Krieg in Deutschland, während dessen es Louis XIII, roi de France, unterstützt von Cardinal Richelieu gelang u. s. w.“ „Mit welchen Buchstaben schreibt man Spanisch und Maghrebiniſch?“ „Maghrebiniſch schreibt man mit arabischen, Spanisch mit französischen Buchstaben.“ „Mit was für Buchstaben schreibt man denn Lateinisch?“ „Mit französischen u. s. w.“ —

Es wird nun den Leser vielleicht interessieren, Einiges über die Quelle der Geldmittel zu erfahren, welche es der Allianz ermöglichen, die große Zahl ihrer Schulen in Nordafrika, Syrien, Kleinasien, der europäischen Türkei und den Ländern der unteren Donau (Bulgarien und Rumelien) zu erhalten. Vor Allem ist hier der oben erwähnte Pariser Gönner Baron Hirsch mit seiner großartigen Millionenstiftung zu nennen. Dieselbe kommt vor Allem den Schulen der Allianz in der asiatischen und europäischen Türkei zu Gute, und ihre bisherigen Erfolge, auch nur vom Standpunkte allgemeiner Humanität betrachtet, sind als ungemein segensreiche zu bezeichnen.

Werkthätige Gönner ihrer Schulen zählt die Allianz außerdem in allen Theilen der Welt. Allein aus Deutschland fließen jährlich zwischen 70—75 000 M. für die Schulen der Allianz nach Afrika, Asien und Halbasien. In den bedeutenderen Städten von Nord- und Süddeutschland, in Posen, Breslau, dann in Köln, wo Rabbiner Dr. Frank im Interesse der Allianz außerordentlich thätig ist, in Dürkheim, Mannheim, Nürnberg u. s. w. befinden sich Comités, die unermüdlich bestrebt sind, in Form von Vermächtnissen, gelegentlichen Geschenken oder regelmäßigen Beiträgen Mittel zum Unterhalt der Schüler der Allianz zu erlangen. Diese reichlichen Mittel werden indeß im Auslande durchaus nicht in der Weise verwendet, daß der Besuch der Schulen nun jedem Kinde auf Kosten der europäischen Gönner frei stünde, sondern nur die Kinder gänzlich unbemittelter Eltern sind von jedem Schulgeld befreit, sie erhalten ferner die Schreibhefte, Schulbücher kurz, das ganze Schulmaterial umsonst und werden an manchen Orten sogar noch von der Allianz durch Frühstück und Mittagmahl erquickt. Die Kinder vermögender oder reicher Juden dagegen bezahlen gerade so gut wie in Europa ihr Schulgeld, dessen Höhe sich nach dem Vermögen der Eltern richtet. „Tous les Israelites sont solidaires les uns des autres“; darum trägt das Kind des reichen Juden einen Theil der Kosten der Erziehung des Armen. Außerdem erhebt man z. B. in Marokko im Judenviertel eine Fleischsteuer zu Gunsten der Schule.

Vielleicht fühlt sich ein oder der andere Leser zu der Bemerkung veranlaßt: Die deutschen Juden könnten ihr Geld am Ende auch für näherliegende Zwecke ausgeben, statt jährlich 75 000 M. nach Afrika und Asien zu senden!

Ueberlegt man diese Bemerkung sine ira et studio, so wird man zu der Ueberzeugung kommen, daß dieselbe der Berechtigung entbehrt. Vor Allem wird Niemand den Juden in Europa den Vorwurf machen können, daß sie bei Gelegenheiten, wo die öffentliche oder private Wohlthätigkeit angerufen wird, sich irgendwie zurückhaltender benähmen als die Christen. Würde man hier wiederum den Einwurf machen: die Juden, welche bei solchen Listen oder Zeichnungen an der Spitze stehen, sind auch viel reicher als die Christen, und sie opfern diese Summen nur, um später dafür Orden oder sonstige Ehrenbezüge einzuheimsen — so dürfen wir doch wohl fragen: Warum handeln denn die Christen nicht ebenso? Dieselben sind doch wohl für Ehrenbezeugungen nicht minder empfänglich wie die Juden. Es handelt sich hier überhaupt nur um den edlen Zweck, der erreicht werden soll. Glaubt man denn, daß es einem Ertrinkenden, der von einem ihm gänzlich Fremden aus dem Wasser geholt wird, irgend welchen Unterschied in dem Grade seiner Dankbarkeit ausmacht, ob der Betreffende ihm aus reiner Menschenliebe oder nur von dem Wunsche bejeelt, eine Rettungsmedaille zu verdienen, das Leben gerettet hat? Wohl herrscht große Armuth, wenn auch nicht in Deutschland, so doch z. B. unter den Juden in manchen Städten Hollands; aber es giebt wohl auch kein Land, in welchem die Reichen so viel zur Verbesserung der Lage ihrer Landesleute und Glaubensgenossen thun, wie gerade in Holland. Deutsche Juden haben darum kaum eine Veranlassung, Geld nach Holland zu senden. Viel Elend herrscht ferner unter den Juden in Galizien, Rumänien und Südrußland. Für die Erziehung der Kinder der erstgenannten soll, abgesehen von den Bemühungen der Wiener Israelitischen Allianz, Baron Girsch beabsichtigen, die colossale Summe von zwölf Millionen Franken zu stiften. In Rußland und Rumänien aber ist die Israelitische Allianz verboten; sie kann dort nicht im Interesse der Juden thätig sein, sondern denselben höchstens die Auswanderung etwa nach Amerika erleichtern. Wenn also Juden in Deutschland ihr Geld für die Schulen der Allianz in Afrika und Asien opfern, so kann denselben ebenso wenig ein Vorwurf daraus gemacht werden wie etwa den Protestanten, die jährlich Tausende und Abertausende für die sogenannte Bekehrung schwarzer, brauner und gelber Heidenkinder ausgeben, oder den Katholiken, die aus der Rheinprovinz allein schon Millionen für den römischen Peterspfennig geopfert haben. Jeder Mensch darf für sich das Recht beanspruchen, sein Geld für Zwecke, die ihm behagen, sofern dieselben keine staats- oder gemeingefährlichen sind, auszugeben, der Jude eben so gut wie der Christ. —

Bevor diese flüchtige Skizze zum Abschluß kommt, möge der Leser den Verfasser aber noch bei einem Besuch der Schulen der Israelitischen Allianz

in Brussa und Smyrna begleiten, welchen er denselben, wiederum in Gesellschaft eines engeren Landsmanns, vor kurzem abzustatten Gelegenheit hatte.

Durch die erwähnte Schenkung des Baron Hirsch ist die Allianz in den Stand gesetzt, in Constantinopel allein 12 Schulen, 5 für Mädchen, 6 für Knaben, und eine gemischte, und zwar deutsche Schule (in Galata) zu unterhalten. Die sogenannte deutsche Judengemeinde in Constantinopel mag heute 3000 Seelen zählen und setzt sich hauptsächlich aus polnischen und walachischen Juden zusammen. Auf die mannigfachen Gegensätze der polnischen Juden, der Ashkenasim, zu den bisher besprochenen spanischen Sephardim kann hier nicht weiter eingegangen werden. Es genüge, zu bemerken, daß die deutsch-polnischen Juden in Constantinopel außerordentlich arm sind, so daß kaum 10 Procent der Besucher der dortigen deutschen Schule im Stande sind, ein wenn auch noch so geringes Schulgeld zu bezahlen. Ich war durch anderweitige Verpflichtungen zu meinem Leidwesen verhindert, eine der israelitischen Schulen in Constantinopel zu besuchen. Ich kann nur mittheilen, daß die betreffende deutsche Schule sich der besonderen Gunst des deutschen Botschafters und dessen Gemahlin erfreut. Diese bereiten in dem herrlichen Garten der deutschen Botschaft den armen Kindern jährlich ein Fest, auf welches dieselben sich das ganze Jahr hindurch freuen, weil ihnen hier wenigstens einmal innerhalb zwölf Monate Gelegenheit geboten wird, in schöner Umgebung und guter Luft heiter und glücklich zu sein und sich satt zu essen. Der Director der Schule beklagt sich über die Schwierigkeiten, auf welche er beim Unterricht in deutscher Sprache stößt, weil die Schüler nur jüdisch-deutsch sprechen, Hochdeutsch aber als eine ihnen ganz fremde Sprache erst erlernen müssen.

Was nun die Lage der Juden in der Türkei im Allgemeinen betrifft, so haben dieselben keine Veranlassung, sich irgendwie zu beklagen. Wie das Central-Comité der Allianz in einer Veröffentlichung vom Jahre 1885 selbst schreibt, giebt es in der Türkei keine Ausnahmegesetze gegen die Juden, keinerlei Verfolgung in Form der Gesetzgebung, keinerlei Plackereien von Seiten der Regierung, noch Vorurtheile von Seiten der mohamedanischen Bevölkerung, vielmehr auf beiden Seiten Wohlwollen und Sympathie. Es muß den Juden also dort schon außerordentlich wohl ergehen, wenn sie sich zu diesem Zugeständniß, zumal mit dem Bemerkten, daß im Vergleich zu der Lage der Juden in einigen europäischen Ländern die Türkei in der That eine wahre Erleichterung gewähre, herablassen. Allerdings heißt es wenige Seiten weiter in derselben Abhandlung schon wieder, daß „das Loos der Juden Palästinas ein noch weit traurigeres als das der Juden der europäischen Türkei“ sei. Begründet wird diese merkwürdige Klage durch den Hinweis auf den schlechten, wasserarmen Boden Palästinas; indeß war es bisher doch nicht bekannt, daß die Juden irgendwo in der Welt besondere Neigung zum Ackerbau an den Tag legen! Ferner wird über die Einwanderung armer Juden aus aller Herren Ländern

geklagt, welche der „durch jahrhundertlange Leiden geschwächten jüdischen Bevölkerung Palästinas — (wahrscheinlich im Betteln!) — zu viel Concurrnz machten.“ Wozu dies ewige Jammern und Wehklagen? Es giebt doch auch in Palästina Menschen genug, die durch ihrer Hände ehrliche Arbeit ihren Lebensunterhalt verdienen und die nicht immer die Wohlthätigkeit ihrer Landsleute und Glaubensgenossen anrufen. Unsere deutschen christlichen Landsleute in den Colonien bei Jaffa und Haifa scheinen mit den türkischen Behörden viel traurigere Erfahrungen gemacht zu haben als die Juden; der internationale Bettel aber in Jerusalem und Umgegend wird von den Christen aller Nationen gerade genügend unterstützt. Möge die Allianz fortfahren, ihre Mittel für bessere Zwecke zu verwenden!

Doch kehren wir nach Constantinopel zurück.

Dreimal wöchentlich fahren von dort recht erbärmliche kleine Dampfer in fünf bis sieben Stunden nach der südlich von der Hauptstadt am Marmarameer gelegenen kleinen Hafenstadt Mudania. Von dort brachte uns ein flotter Zweispänner in drei Stunden nach Brussa, einem am Fuße „eines“, nicht „des“ Olymp malerisch gelegenen interessanten Badeorts, dessen thätige Bevölkerung den orientalischen Typus und Charakter in viel höherem Grade beibehalten hat, wie die des levantinisch-armenisch-jüdisch-europäischen Constantinopel. Die israelitische Bevölkerung Brussas zählt ungefähr 3000, meist sehr arme, vielfach gänzlich besitzlose Leute. Dieser Umstand muß theils auf die Schuld der Juden selbst, denen die zähe Energie und Widerstandsfähigkeit der marokkanischen Juden abzugehen scheint, theils auf das Stagniren und Zurückgehen aller wirthschaftlichen Verhältnisse in der Türkei überhaupt zurückgeführt werden. Arm wie die Juden sind, sehen sie sich nicht im Stande, ihren Kindern irgend welche Bildung zukommen zu lassen: in den Talmud-Toras wurde denselben bisher von ungebildeten Rabbinern unverstandenes Hebräisch eingepaukt, während sie sonst in vollkommenster Unwissenheit dahinlebten. Da entschloß sich die Israelitische Allianz im Jahre 1885 in Brussa eine ihrer Schulen zu gründen, deren günstiger Einfluß auf die Moral, das Familienleben, die Erwerbsthätigkeit und auch auf das Aeußere der heranwachsenden Jugend heute von Europäern, Türken und Juden rückhaltlos anerkannt wird. Wir nennen die Juden zulezt, weil gerade sie es waren, die den Bestrebungen der Allianz anfangs Mißtrauen, ja bösen Willen entgegenbrachten, denn erst durch die Schule begannen die Strahlen moderner Humanität und Gesittung auch in die entferntesten Winkel des verbohrten und verkommenen mittelalterlichen, orientalischen Judenthums zu dringen. Die Wahl des Gründers der Schule in Brussa war eine sehr glückliche. Derselbe, Herr Matalon, begrüßte uns mit vollendet weltmännischer Liebenswürdigkeit, als wir zwar unangemeldet, aber mit einem Empfehlungsbrief des Rabbiners Dr. Frank aus Köln versehen, die Schule mit der Bitte betraten, dieselbe besichtigen zu dürfen. Die Schule wird heute von ungefähr 100 Knaben besucht, die sich

auf 6 Klassen vertheilen; die Unterrichtsstunden dauern von 8—12 und von 1—4 Uhr täglich. Kaum zwei Drittel der Schüler sind im Stande, ein Schulgeld von 1—2 Francs monatlich zu bezahlen. Die Unterrichtsgegenstände erstrecken sich nur auf die Elementarfächer; dennoch macht es einen merkwürdigen Eindruck, kleine Knirpse, die dem Cursus der Schule seit der Gründung gefolgt sind, mit Fertigkeit französisch und spanisch lesen oder im Kopf rechnen zu sehen, während neben denselben ein vielleicht achtzehnjähriger Jüngling oder womöglich Gatte sitzt, der einfach noch gar nichts gelernt hat, der in Beziehung auf Bildung und Kenntnisse einem Nichts gegenübersteht, der aber seit 14 Tagen fleißig die Schule besucht, und uns nun mit verhaltenem Athem sein „b-a—ba“ vorbuchstabirt und vor Freude strahlt, als wir seinen Namen, den er an die Tafel gekreidet hat, wenn auch mit einiger Schwierigkeit entziffern. Lesen und Schreiben! Würde bei uns nicht jedes Kind den Erwachsenen auslachen, der diese Kenntnisse erst mit Aufzehrung aller seiner Kräfte erlernen müßte! Vielleicht ist aber bei uns noch lange nicht jeder Erwachsene im Stande, die außerordentliche Umwälzung im Geistesleben eines Menschen zu begreifen, dem es plötzlich wie Schuppen von den Augen fällt: es giebt ein Lesen und ein Schreiben, und Du kannst es erlernen!

„Faule oder widerwillige Schüler habe ich nicht,“ sagte uns Herr Matalon. „Sie Alle, Alle wollen lernen; sie sind unermüdblich, ja sie folgen mir in meine Privaträume, nur um noch etwas Wissenswerthes zu erhaschen.“

Es liegt vielleicht nahe, einen Vergleich der Schulen der Israelitischen Allianz und ihrer Erfolge mit denen der christlichen Missionare in den verschiedenen Welttheilen anzustellen. Die Bestrebungen der Missionare sind gewiß dieselben edlen und anerkennungswerthen wie die der in Paris ausgebildeten Lehrer; ihre Aufgabe ist dagegen eine viel schwierigere und undankbarere, da die Missionare vor Allem die Befehrung ihrer Schüler im Auge haben. Sie müssen denselben vorerst barbarisch heidnische Anschauungen und Gedanken abgewöhnen, ehe sie an deren Stelle Ideen, die den Neubefehrten durchaus neu, unverständlich und häufig unsympathisch sind, treten lassen können. Die Lehrer der Allianz dagegen arbeiten überall im Rahmen der jüdischen Religionsauffassung. Der Boden, den die Allianz veredelt, ist immer mehr oder minder für die neuen Gaben, die sie demselben bringt, vorbereitet, während die Sendboten christlicher Kultur aus ihrem Gelände erst das seit Jahrhunderten oder länger eingewurzelte Unkraut auszurotten haben, bevor sie mit dem Streuen ihres civilisatorischen Samens in nutzbringender Weise beginnen können. Der jüdische Lehrer findet entweder willige Schüler oder gar keine; der christliche Missionar ist aber nicht selten gezwungen, mit Rücksicht auf seine Erfolge, die er nach der Heimat berichten muß, sich mit solchen mehr äußerlicher, oberflächlicher Art zu begnügen. Der jüdische Schüler besucht die Schule des Lernens halber, den christlichen Täufling dagegen leiten nicht immer ideale Beweggründe.

Die Schulen der Allianz kommen eben mehr, um einen abgenutzten Ausdruck zu gebrauchen, einem schon lange, wenn auch vielleicht unbewußt empfundenen Bedürfnis entgegen; von den Schulen der Missionare, deren Aufgabe darum wohl eine viel schwierigere und danklosere ist, kann das nicht immer behauptet werden.

Solche Vergleiche sind indeß nicht dankbar; lassen wir darum dieses Thema fallen, um uns als Europäer und gebildete Menschen an den Erfolgen der Allianz zu erfreuen. Ihre Schulen wirken bildend und erziehend nicht allein auf die Juden, sondern auf deren ganze Umgebung. Der Gründer und Leiter der Judenschule in Brussa sandte z. B. im Anfange seiner Thätigkeit jedes schlecht gewaschene Kind, welches seine Anstalt besuchen wollte, an die Eltern zurück, mit dem Ersuchen, dasselbe erst reinigen, bürsten und kämmen zu wollen — Begriffe, die den Eltern bis dahin mehr oder weniger unbekannt waren. Das Gebäude der Schule ist, wenn auch bescheiden, so doch eins der reinlichsten, luftigsten und bestgehaltenen Häuser von ganz Brussa. Wie sehr wirkt die Allianz hierdurch allein auf die Erziehung der dortigen Juden! Soll doch die Erziehung der Eltern durch die Kinder, sofern diese sich derselben nicht bewußt sind, eine ungemein wirksame sein. Welche Fülle von neuen Begriffen und Anschauungen dringt außerdem in den Schulen auf die Kinder ein! An Stelle der bisherigen ungebildeten Rabbiner treten studirte Pädagogen; die Kinder lernen außer einer europäischen, noch die Sprache oder die Sprachen ihres Landes lesen und schreiben; sie werden mit den wichtigsten Daten der Weltgeschichte, mit den wissenswerthesten Gesichtspunkten der Erdkunde, sogar mit den bedeutendsten Erfindungen der Neuzeit und den hauptsächlichsten Naturerscheinungen bekannt gemacht. Jede Schule besitzt ihrer Größe und Bedeutung entsprechend neben einer Bibliothek eine Sammlung von Wandkarten, Modellen, physikalischen Instrumenten, Elektrirmaschinen u. s. w. — sämtlich natürlich Geschenke der Allianz. Bedarf es noch eines weiteren Hinweises auf den beinahe unberechenbaren Einfluß, den diese Schulen auf die plötzliche Erweiterung des durch Orthodoxie und Unwissenheit bisher so beschränkten Gesichtskreises der Juden im Orient ausüben? Auf die praktischen und nützlichen Kenntnisse, welche die Kinder beider Geschlechts neben allgemeiner Bildung auf den Handwerks-, Ackerbau- und Handarbeitschulen erwerben, haben wir schon oben hingewiesen.

Wohl die bedeutendste Anstalt der Allianz in Kleinasien ist die in Smyrna unter der Leitung des in Tetuan geborenen Herrn Pariente. Auch dieser statteten wir einen Besuch ab. Die 650 Schüler und Schülerinnen sind in einem ziemlich großartigen Gebäude mit lustigen, hohen Schul- und Arbeitsräumen untergebracht. Nur hundertfünfzig derselben sind im Stande, ein mäßiges Schulgeld zu entrichten; der Rest wird auf Kosten der Allianz und der Gemeinde, welcher mehrere reiche Israeliten angehören, unterrichtet, mit Schulmaterial versehen und

man hofft, den Armen demnächst täglich auch eine oder zwei Mahlzeiten hier verabreichen zu können. Die Unterrichtsgegenstände sind dieselben wie auf den übrigen Schulen der Allianz, doch hat Director Pariente sich eine Selecta herangezogen, deren Mitglieder, meist junge Leute von fünfzehn bis achtzehn Jahren, zumal erstaunliche Sprachkenntnisse besitzen. Abgesehen von ihrer Muttersprache, Jüdisch-spanisch, lasen, sprachen und schrieben sie reines Castilianisch, Französisch, Hebräisch, Griechisch und Türkisch, also fünf Sprachen, die mit vier oder eigentlich neun verschiedene Arten von Schriftzeichen geschrieben werden! Die Mädchenschule betraten wir zur Zeit der „freien Viertelstunde“. Die jungen Damen wurden von der Directorin schleunigst zusammengeläutet, um uns alsbald, kauend und eine Frucht oder Brod in der einen Hand, mit der anderen ihre Schreibhefte oder ihre Stickerei entgegen zu halten. Die meisten der Schülerinnen waren dem Kindesalter längst entwachsen, und mein Begleiter schien anfangs einigermaßen verblüfft theils über diese Fülle von reizvollen Jungfrauen, theils über die Sicherheit, mit welcher dieselben meine Fragen beantworteten. Wir prüften in der Geographie Nordafrikas, und zur Ehre der frühstückenden Jungfrauen in Smyrna muß hervorgehoben werden, daß dieselben mit den Bergen und Flüssen von Algier und Tripolitanien noch besser vertraut waren, wie die Schüler der Selecta, jedenfalls aber bedeutend besser, als wir selbst während unserer langjährigen Praxis auf dem Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Köln es jemals gewesen waren.

* * *

Fassen wir zum Schluß unser Urtheil, soweit wir nach dem Besuche mehrerer Schulen der Israelitischen Allianz in Marokko und Kleinasien, sowie nach vielfachen Unterhaltungen mit dort lebenden Europäern zu einem solchen berechtigt sind, noch einmal zusammen, so müssen wir wiederholen, daß die Allianz auf ihre bisherigen Erfolge auf dem Gebiet der geistigen, moralischen und auch körperlichen Veredlung der dortigen Juden, ebenso wie auf ihre Erfolge in Betreff einer Besserung der Lage ihrer Glaubensgenossen in materieller Beziehung mit Recht stolz sein darf, und daß derselben für die Uebernahme dieser hohen und edlen Culturaufgabe und für den Eifer, mit welchem sie sich der Lösung derselben hingiebt, auch von jedem unbefangenen Andersgläubigen die vollste Anerkennung nicht versagt werden kann.

Πορεύου, καὶ εὖ ποιεῖ ὁμοίως! Lucas 10, 37.

* * *

Als obige Zeilen gesetzt wurden, erschien plötzlich eine außerordentliche Gesandtschaft oder, wie man später sagte, „Bottschaft“ Seiner Scherifianischen Majestät des „Kaisers“ von Marokko in Berlin.

Sie verdiente wirklich eine „außerordentliche“ genannt zu werden; denn wer hätte erwartet, daß zur selben Zeit, zu welcher das deutsche

Reich sich rüstete, mit Aufwendung von vorläufig zwei Millionen Mark, allerdings unter sachkundigster Führung, eine Expedition gegen die ost- und centralafrikanischen Sklavenhändler und -jäger nach fernen Aequatorial-gegenden zu entsenden, Abgesandte des Scherifen von Marokko, des größten heutigen Sklavenbesizers, -händlers und dadurch auch Sklavenjägers Nordafrikas, dessen von Europa aus mit bloßem Auge sichtbaren Gebiete unsern Weltverbesserern doch wohl ein näher gelegenes Gelände für ihre edlen und menschenfreundlichen Bestrebungen bieten dürften als etwa Sansibar oder Usagara, in der deutschen Reichshauptstadt mit fürstlichen Ehren empfangen werden würden! Jeder Kenner der einschlägigen Verhältnisse weiß, daß der Sultan von Sansibar in jeder Beziehung, zumal aber in Betreff des Sklavenhandels und was damit zusammenhängt als ein wahrer Engel im Vergleich zu dem Sultan von Marokko und dessen übrigen nordafrikanischen Kollegen bezeichnet werden muß.

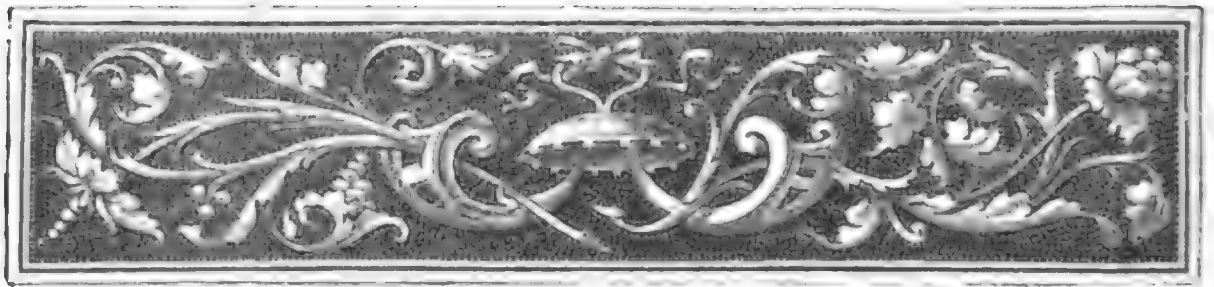
Cardinal Lavignerie predigt den Kreuzzug gegen ost- und centralafrikanische Sklavenhändler — ein Unternehmen, bei welchem, im Falle es jemals gelänge und von Erfolg gekrönt wäre, mindestens der Herrscher von Uganda, vielleicht auch (an dieser Stelle darf man es wohl sagen) noch ein anderer „Sultan“ um Thron und Herrschaft kommen würde; und er sieht nicht, oder will es nicht sehen, daß vor seinen Augen in Tunis täglich Hunderte von Sklaven und Sklavinnen verhandelt werden!

Man betont von maßgebender Stelle aus, daß das Unternehmen gegen die unansehbaren Greuel des Handels mit Negerklaven in Ost- und Centralafrika durchaus kein ausschließlich christliches oder gar katholisches sein solle, man hofft auch auf Unterstützung von „nichtchristlicher“ Seite — und in Marokko kann heute das Ermorden eines weißen Juden mit 24 Mark geühnt werden!

Was würde die Welt wohl dazu jagen, wenn irgend ein Rabbiner plötzlich das internationale Judenthum zu einem „Kreuzzuge“ gegen den Sultan von Marokko auffordern wollte? Die Mittel dazu könnten rasch genug zusammenfließen; und die marokkanischen jüdischen Sklaven stehen den Juden doch mindestens eben so nahe, wie den europäischen und amerikanischen Christen die centralafrikanischen Neger!

Wir haben allerdings nicht gehört, daß ein deutscher Jude auch nur den Versuch unternommen habe, in einer Audienz bei dem marokkanischen „Botschafter“ auf eine bessere Behandlung seiner Glaubensgenossen in Marokko hinzuwirken.





Beethoven und der preussische Königshof unter Friedrich Wilhelm III.

Von

Alfr. Chr. Kalischer.

— Berlin. —

(Schluß.)

IV.

Man darf behaupten, daß gerade um die Zeit, in welcher Beethoven einen starken Briefwechsel in Sache seiner *Missa solemnis* pflog, also etwa seit dem Jahre 1823, die Rivalität zwischen Wien und Berlin, soweit es sich um die Würdigung Beethovens handelt, recht klar zum Vorschein kam. Nicht nur, daß von jetzt ab jede neue Kunstthat unseres Meisters ihr lebendigstes Echo in der preussischen Residenz fand, sondern auch die Initiative mußte — nach dem deutlich ausgedrückten Willen Beethovens — in wichtigen Kunstmomenten von Berlin ausgehen. Ja, Berlin wurde jetzt der eigentliche Centralpunkt für alle Geistesbestrebungen, die mit dem erhabenen Namen Beethoven im Zusammenhange stehen.

All dieses neue, herrliche, wahrhaft kunstgeweihte Leben in und um Beethoven gelangt vornehmlich durch Persönlichkeiten zum Ausdruck, welche dem engeren Kreise des Monarchen Friedrich Wilhelm III. angehören. Außer dem Könige und dem bereits genannten und daraufhin charakterisirten Fürsten von Radziwill sind hier noch zu nennen: Graf von Brühl, der Intendant der königlichen Theater, der zugleich neben dem preussischen Gesandten in Wien, Fürsten von Gayfeld, als Vertreter des jetzt wieder in den Vordergrund tretenden preussischen Königshofes erscheint, und noch der Hofrath Dr. Spiker.

Das bereits oben erwähnte Vorhaben Beethovens im Jahre 1823, wiederum eine Oper zu componiren, brachte ihn auf's Neue in lebhafter

Beziehungen zu Berlin und damit in erster Linie zum königlichen Theater und zum Herrscherhause selbst.

Es mag hier nur flüchtig*) erwähnt werden, daß Beethoven im Jahre 1823 sowohl vom Wiener als auch vom Berliner Hoftheater den Auftrag erhielt, eine neue Oper zu componiren. Schon hatte Beethoven die ihm willkommene Grillparzer'sche Dichtung „Melusine“ nach Berlin gesandt; bereits war diese Dichtung vom Grafen von Brühl genehmigt worden, als Beethoven mit einem Male die Idee, eine deutsche Oper zu schaffen, gänzlich fallen ließ, weil ihn just um diese Zeit die Leistungen der italienischen Oper in Wien dermaßen entzückten, daß er den Entschluß faßte, eine italienische Oper zu componiren.

Allein alles derartige Vorhaben sollte zu eitel Wind verwehen: vielmehr entstanden gerade im Sommer dieses Jahres die Hauptstücke der neunten Symphonie. Zu Anbeginn des folgenden Jahres (1824) war diese Symphonie vollkommen fertig — und sollte nun in Gemeinschaft mit der Missa solemnis zum ersten Male aufgeführt werden.

Inzwischen hatte der Rossini-Cultus in Wien die denkbar höchsten Dimensionen erlangt, so daß für den hehren Ernst der Beethoven'schen Tonmuse in Wien der geeignete Boden verloren gegangen schien — und sich der Meister, dem grollenden Achilles gleich, ganz von den Wiener „Phäaken“ zurückzog. Wie ganz anders wirkte das Berliner Kunstzeichen auf den einsamen Meister ein! Er faßte, da ihn die allseitige Berliner Begeisterung für sein Lebenswerk so unnenubar erquickte, allen Ernstes den Entschluß, die beiden größten Schöpfungen seines Geistes zuerst in Berlin vorzuführen. Schon hatte der Intendant Graf von Brühl auf Befragen Beethovens mit freudiger Begeisterung seine Zustimmung gegeben, daß die IX. Symphonie und die Missa solemnis überhaupt zum ersten Male in Berlin vor sich gehen solle.

Durch diesen Umstand zumal kamen die Wiener wieder zu sich, thaten Buße und fanden ihre reichliche Geistesjühne durch die dann doch in Wien veranstalteten großen erfolgreichen Musik-Akademien im Mai 1824, in denen jene hohen Geisteswerke Beethovens der erstaunten, tief erschütterten Mitwelt zum ersten Male vorgeführt wurden.

Die Neunte Symphonie, deren Manuscript-Partitur die höchste Zierde der Berliner Hofbibliothek bildet, sollte nun wieder unsern Meister in die mannigfachsten, interessantesten Verbindungen mit Berlin und vornehmlich mit dem Herrscherhause bringen.

Bergegenwärtigt man sich die geistesglänzenden Namen einer Bettina von Arnim, eines Th. N. Hoffmann, ferner des Fürsten von Radziwill, der Sängerin Frau Milder-Hauptmann, der Frau Justizrath Krause-Sebald,

*) Eingehend sind diese neuen Beziehungen Beethovens zur Berliner königl. Oper in des Verfassers Aufsage: „Die ersten Fidelio-Aufführungen in Berlin“ im „Vär“ (Nr. 29 des Jahres 1886) dargestellt.

des Grafen von Brühl, des königlichen Capellmeisters Henning, des Hofrath Dunder'schen Kreises; denkt man des Weiteren dabei an A. B. Marr und seine einflussreiche „Berliner musikalische Zeitung“, an Ludwig Kellstab und an andere auserlesene begeisterungsvolle Jünger des Beethoven'schen Genius; hält man auch das gute Gedenken fest, in dem Beethoven seit seiner persönlichen Anwesenheit in Berlin unter Friedrich Wilhelm II. im königlichen Hause selbst stand: dann nimmt es nicht sonderlich Wunder, daß es dem preußischen Königshause nahe gelegt wurde, eines der allergrößten Erzeugnisse dieses großen Geistes im Originalmanuscripte für die königliche Bibliothek zu erwerben. Im Frühjahr 1826 wurde solch kunstgeweihtes Unterfangen in Bewegung gesetzt, mit dessen glücklicher Ausführung späterhin der Hofbibliothekar Dr. Spiker, der zugleich Redacteur der „Spener'schen Zeitung“ war, betraut war.

Daß sich aber Beethoven selbst schon weit früher mit dem Gedanken trug, Friedrich Wilhelm III. seine neunte Symphonie zu widmen, erhellt offenbar aus einer Notiz in den Conversationsheften des Jahres 1824, just aus der Zeit der epochemachenden Musikakademien im Maimonde dieses Jahres, in welchen jene Symphonie überhaupt zum ersten Male vorgeführt wurde. Im Conversationshefte Nr. 62 (1824) schreibt nämlich Schindler auf Blatt 5a die folgenden unzweideutigen Worte:

„Wer hat den Vorzug bei der Dedication der Symphonie; Nies*) oder der König von Preußen?“ — „gerade als Beweis Ihrer Dankbarkeit, unter diesem Titel muß man es ihm vorlegen.“

Und nun verlautet lange, lange nichts in den uns aufbehaltenen Conversationsheften über dieses Project; weder der fernere Jahrestheil von 1824, noch das Jahr 1825 verrathen uns etwas darüber. Um so mehr aber das Jahr 1826, worin sich so zu sagen fast Alles um diese Idee zu bewegen scheint. Und darum kann man nicht übel das Jahr 1826 in Beethovens äußerem Leben das königlich preußische Jahr nennen.

Es soll nunmehr der Versuch gemacht, alles weitere hierauf Bezügliche mit Hilfe der Conversationshefte und anderer literarischer Quellen in möglichst genauer chronologischer Folge vorzutragen.

Im Frühling des Jahres 1826 muß der Gedanke in Beethoven reif geworden sein, durch den preußischen Gesandten in Wien, den Fürsten von Hayfeld, die Erlaubniß zu erwirken, daß Beethoven dem Könige Friedrich Wilhelm III. die „Neunte Symphonie mit Chören“ zueignen dürfe.

Lassen wir nun wieder die Conversationshefte des Jahres 1826 reden.

Im Heft Nr. 119 schreibt des Meisters Neffe Karl (Blatt 28 a):

„Willst Du mir den Brief nach Berlin diktiren.“

(28 b): „Wenn Du mir benläufig sagen wolltest, wie Du den Brief nach Berlin schreiben würdest, so will ich ihn bei mir fertig machen.“

*) Es ist Ferdinand Nies, Beethovens begabtester Schüler, der um diese Zeit in London lebte; demselben war ursprünglich die Dedication der IX. Symphonie zugeadmt.

(29 a): „Willst Du mir nicht bloß mündlich sagen, wie Du den Brief wünschst, daß es eilig geschehe, damit nicht zu viel Zeit verloren gehe und man bald wisse, wie wir dran sind.“

„Dem Gesandten.“

(29 b): „Den Brief werde ich schon fertig machen.“

(30 b): „Der Brief ist schon an Hayfeld — (etc. etc.)“

(31 a): „Zurück ginge es doch wieder durch den Gesandten.“

„Es steht ja im Conversationslexikon, daß ein König von Preußen —*)“

Beethoven hat nun also endlich an den Fürsten von Hayfeld geschrieben und später durch diesen das Dedications schreiben an den preussischen Monarchen befördern lassen. Diese Ereignisse erwähnt der Meister unter Anderem in einem Briefe dieses Jahres (vom 7. October 1826) an seinen geliebten „uralten Freund“ Dr. Wegeler, worin es heißt:

„Ich hatte schon früher bei der Gesandtschaft um die Erlaubniß, das Werk dem Könige zueignen zu dürfen, angefucht, welche mir auch von ihr gegeben wurde.“

Das Concept dieses Gesuches an den damaligen Gesandten, von der Hand des jugendlichen Beethovenfreundes, Karl Holz, der von Manchen nicht ohne alle Berechtigung des Meisters „Mephisto“ benamset wird, befindet sich im Besitze des Kunsthändlers Artaria in Wien und lautet (nach L. Mohl: Briefe Beethovens S. 328, Anm.) also:

„Ew. D.“

„Ich bin im Begriff, meine größte Symphonie, die ich bisher geschrieben herauszugeben. Ich würde es mir zur höchsten Ehre und Gnade rechnen, wenn ich selbe S. M. dem Könige von Preußen widmen dürfte. Ich nehme mir daher die Freiheit, Ew. D. zu bitten, daß dieselbe die Gnade haben möchten, dies S. M. zu eröffnen und die Sache auf eine günstige Art vorzutragen. Ew. D. werden keine Unehre damit einlegen. Auch wünschte ich, daß S. M. wissen möchten, daß ich ebenfalls zu Ihren Unterthanen vom Rhein gehöre und als solcher um so mehr wünschte, ihm meine Ehrfurcht zu bezeugen.“

„Indem ich dieses — —, bitte ich nur mich baldigst wissen zu lassen, ob E. D. diese Gnade für mich haben wollen.“

Fürst von Hayfeld that bereitwilligst das Seine — und so erhielt der Meister denn schnell genug die königliche Gewährleistung, daß die Dedication der D-Moll-Symphonie mit Chören dem Monarchen Friedrich Wilhelm III. wohl erwünscht sein würde.

Das Widmungsschreiben des Meisters an den König lautet also:

„Ew. Majestät!“

„Es macht ein großes Glück meines Lebens aus, daß Ew. Majestät mir gnädigst erlaubt haben, allerhöchst Ihnen gegenwärtiges Werk [die neunte Symphonie] unterthänigst zueignen zu dürfen.“

„Ew. Majestät sind nicht bloß Vater allerhöchst Ihrer Unterthanen, sondern auch Beschützer der Künste und Wissenschaften: um wie viel mehr muß mich also Ihre

*) Der Neffe des Meisters bringt hier die bekannte Sage in Erinnerung, welche Ludwig van Beethoven zu einem natürlichen Sohne des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen macht, die dazumal in den Encyclopädien als positive Thatsache verzeichnet stand.

allergnädigste Erlaubniß erfreuen, da ich selbst so glücklich bin, mich als Bürger von Bonn unter Ihre Unterthanen zu zählen.

„Ich bitte Sw. M., dieses Werk als ein geringes Zeichen der hohen Verehrung allergnädigst anzunehmen, die ich allerhöchst Ihren Tugenden zolle

Sw. Majestät

unterthänigst gehorsamster

Ludwig van Beethoven.“

So viel über die Erörterungen und über den Briefwechsel in Bezug auf die Erlaubniß zur Widmung als solcher.

V.

War nunmehr die Dedicationsangelegenheit als solche in erfreulichster Weise erledigt, so trat bald von Seiten des preussischen Königshauses ein anderer wohlmeinender Wunsch an den Meister heran. Es erschien dem Monarchen keineswegs genug, die IX. Symphonie in einem üblich stattlichen Dedicationsexemplar zu erhalten; vielmehr wünschte derselbe, ein so großes Werk eines so großen Mannes im Original-Manuscripte zu besitzen. Und so ward Hofrath Dr. Spiker mit der Mission betraut, persönlich in Wien Beethoven zu bestimmen, daß er demselben die Original-Partitur der IX. Symphonie für den König von Preußen übergeben möchte.

Auch in des Meisters engstem Vertrautencreise erwog man im Sommer des Jahres 1826 etwas Aehnliches voll Ernst und Eifer, ohne daß jedoch eine Meinungsgleichheit darüber obwaltete. Interessante Dinge sind darüber im Hefte 132 (vom Juni 1826) zu lesen.

Da schreibt der bereits genannte Karl Holz (Blatt 10 b):

„Ihre letzte Symphonie wird jetzt (!?) in Berlin einstudirt —

„Ich las es in einem ausländischen Blatte.

„Es stand aber, als wenn sie schon bei Schott*) erschienen war.“

(11 a): „Glauben Sie nicht, daß es gut wäre, dem Könige von Preußen die Abschrift der Symphonie zu schicken? Bis künftig in Winter, wenn sie hier aufgeführt wird, ist ohnedies alles im Stich erschienen, und der König könnte das dedicirte Werk früher haben, wie es sich gebührt —

(11 b): „Darum wäre gut, daß diese Abschrift so bald als möglich abgefendet werde. —

„Es wird dann das Honorar auch nicht lange ausbleiben.“

An einer andern Stelle (Blatt 18 a) wirft dann der Neffe Karl sein kategorisches Veto also hin:

„Auf das Abliefern des Originals mußt Du Dich nie einlassen. Sie verkaufen Deine Handschrift besonders. Ich gebe sie nicht weg.“

So wird uns denn gerade aus diesen Gesprächsblättern der ganze Hergang jenenklar. Daß eine Copie der Original-Partitur nach Berlin gehen mußte, leuchtete Allen ohne Weiteres ein; aber daß auch Beethovens

*) Die Musikalienverlagshandlung Schott in Mainz.

ureigenstes Manuscript nach Berlin wandern sollte: das wollte man zunächst durchaus nicht Wort haben. Schließlich kam es doch dahin: und so kamen Copie und Originalpartitur, das Beethoven'sche Manuscript selbst, in den Besitz des königlichen Hauses.

Andererseits muß hervorgehoben werden, daß die Holz'sche Nachricht von der Einstudirung der IX. Symphonie in Berlin im Juni auf Irrthum beruht; denn es wird seiner Zeit des Näheren zu berichten sein, daß die ersten Proben zur IX. Symphonie erst im November 1826 ganz privatim stattgefunden haben.

Wir haben uns nunmehr zum Hofrath Dr. Spiker*) zu wenden, dem die Aufgabe zu Theil wurde, im Hochsommer des Jahres 1826 die Original-Partitur der IX. Symphonie auf geeignete Weise in den Besitz des Königs Friedrich Wilhelm III. überzuführen. Dr. Spiker veröffentlichte seine „Erinnerungen an Beethoven“ kurz nach des Meisters Tode unterm 5. April 1827 in der „Spener'schen Zeitung“.

Hören wir diesen Autor nun selbst erzählen. (Vgl. Ritter J. von Seyfrieds zum Theil apokryphes Buch: „Beethovens Studien im Generalbass“ u. s. w. im Anhange S. 68 ff.)

„Es war nicht leicht“ — schreibt Dr. Spiker — „Beethoven in Wien selbst zu sehen. Der beinahe gänzliche Verlust seines Gehörs machte, daß nur Wenige, an deren Organ er gewöhnt war, sich ihm verständlich zu machen im Stande waren — und die Unbequemlichkeit, welche daraus entstand, daß alle Andern, die sich mit ihm unterhalten wollten, ihre Zuflucht zum Schreiben nehmen mußten, mochte ihm selbst es vielleicht peinlich machen, Freunde bei sich zu sehen. Auch dem Schreiber dieses, der es sehnlichst wünschte, Beethovens persönliche Bekanntschaft zu machen, hatte man wenig Hoffnung dazu gegeben. Ein Umstand erleichterte die Annäherung. Beethoven hatte, wie bekannt, nach eingeholter Erlaubniß Sr. Majestät des Königs, Allerhöchstdemselben seine letzte große Symphonie mit Chören zugeeignet und wünschte, die reine Copie der Original-Partitur mit allen seinen eigenhändigen Verbesserungen und Einschaltungen, sicher und schnell in die Hände Sr. Majestät gelangen zu lassen. Es war einige Abrede dazu nöthig, und dies war die Veranlassung zur Ankündigung eines Besuches bei Beethoven, den er auch annahm.“

Ueber den Empfang bei Beethoven schreibt Spiker dann wie folgt: „Beethoven empfing uns“ (sc. Dr. Spiker und den Verleger Tobias Haslinger) „sehr freundlich. Er war in einen einfachen grauen Morgen-

*) Dr. Samuel Heinrich Spiker, kgl. Hofbibliothekar und Redacteur der „Spener'schen Zeitung“ war im J. 1786 zu Berlin geboren. Er war ein ebenso poetisch als auch musikalisch sehr begabter Mann. Im J. 1807 trat er in die Berliner Singacademie ein, welcher er bis an sein Lebensende angehörte. Seit 1810 ist er auch Mitglied der Zelter'schen Liedertafel, für die er Lieder dichtete und componirte. Dr. Spiker starb den 24. Mai 1858.

anzug gekleidet, der zu seinem fröhlichen jovialen Gesicht und dem kunstlos geordneten Haare sehr gut paßte. Nachdem wir uns über die schöne Aussicht aus den Fenstern seines Wohnzimmers gefreuet, lud er uns ein, uns mit ihm an einen Tisch zu setzen, und nun begann die Conversation, die meinerseits schriftlich geführt wurde, während Herr Haslinger, an dessen Organ Beethoven schon gewöhnt war, diesem das, was er sagen wollte, in's Ohr rief. Beethoven sprach vor Allem mit großem Enthusiasmus von unserm König, dessen Liebe zu den Künsten, und namentlich zur Tonkunst, er volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und über die ihm zugestandene Erlaubniß (welche ihm durch den verstorbenen Fürsten Haysfeld bekannt geworden war), dem Monarchen seine letzte Symphonie widmen zu dürfen, seine große Freude bezeugte. So gedachte er auch mit großer Rührung eines freundlichen Schreibens Ihrer Majestät der jetzt regierenden russischen Kaiserin Alexandra*), welche ihn ersucht hatte, ein Wiener Flügel-Pianoforte für sie auszuwählen, und äußerte sich über die in der königlichen Familie verbreitete Liebe zur Kunst mit großer Begeisterung. Seine eigenen Verhältnisse in Wien berührte er nur wenig und schien geflissentlich der Erinnerung daran auszuweichen. Uebrigens war er ausnehmend heiter und brach über jeden Scherz mit der Gutmüthigkeit eines Menschen, der kein Arg und zu Jedermann Zutrauen hat, in Lachen aus, etwas, was dem allgemeinen Gerüchte nach das Beethoven als sehr finster und scheu schilderte, nicht zu vermuthen war. Sehr interessant war es, sein musikalisches Skizzenbuch zu sehen, das er, wie er uns sagte, auf Spaziergängen immer bei sich trug, um, wenn ihm irgend ein musikalischer Gedanke einfiel, ihn mit Bleistift sogleich darin anzumerken. Es war voll von einzelnen Tacten von Musik, angedeuteten Figuren &c. &c. Mehrere große Bücher der Art**) lagen auf dem Pulte neben seinem Pianoforte, in die längere Fragmente von Musik mit Tinte eingeschrieben waren. — Leider machte sein schweres Gehör (das auch die Veranlassung zu einer an seinem Flügel-Pianoforte angebrachten, eigenthümlichen Vorrichtung war, einer Art von Schallbehälter, unter dem er saß, wenn er spielte, und die dazu dienen sollte, den Schall um

*) Charlotte (Alexandra), die Gemahlin des Kaisers Nicolaus I. von Rußland, seit 1817 dessen Wittin, war bekanntlich die älteste Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen; auf's Neue leuchten daraus die mannigfach freundschaftlichen Beziehungen Beethovens zum Hause Hohenzollern hervor. Der Untersucher der Legende, welche Beethoven zu einem natürlichen Sohne Königs Friedrich Wilhelm II. macht, darf derartige Momente nicht unberücksichtigt lassen. — Uebrigens ist es nicht diese russische Kaiserin, sondern Elisabeth, die Gemahlin Alexanders I., welcher Beethoven'sche Compositionen gewidmet sind, nämlich die Clavier-Bolonaise in C. op. 89 und das vom Componisten besorgte Arrangement der VII. Symphonie à 4 mains.

**) Auch Beethovens Skizzenbücher befinden sich jetzt fast alle in der musikalischen Abtheilung der königlichen Bibliothek zu Berlin.

ihn her aufzufangen und zu concentriren), daß die Unterhaltung mit ihm sehr mühselig wurde, was er indeß, bei seiner ungemeinen Lebendigkeit, wenig zu fühlen schien. Papier und Bleistift waren sogleich bei der Hand, als wir eintraten, und in Kurzem war ein Bogen vollgeschrieben, seine Fragen zu beantworten, und ihn wieder zu befragen.“ — — „In seinen Augen lag etwas ungemein Lebendiges und Glänzendes, und die Regsamkeit seines ganzen Wesens hatte wohl seinen Tod nicht als so nahe erwarten lassen sollen“.

So viel aus Dr. Spikers „Erinnerungen an Beethoven“. Auffallend ist hieraus unter Anderem, daß die Spiker'schen Mittheilungen es unklar, unentschieden lassen, ob der Autor derselben direct im Auftrage des Königs oder der königlichen Gesandtschaft gehandelt habe, — wie es doch sonstige Darstellungen dieser Ereignisse annehmen und aussprechen, — oder ob er nur davon gehört hatte, daß Beethoven die Copie der Originalpartitur nach Berlin an den König schicken wolle, und er sich nur selbst als den geeignetsten Ueberbringer anmelden ließ.

Beachtenswerth ist ferner der Umstand, daß Dr. Spiker durchaus nur von der reinen Copie der Originalpartitur spricht, keineswegs aber von dem Original-Manuscripte der IX. Symphonie.

In Wahrheit merkwürdige Dinge enthalten nun die Conversationshefte des Hochsommers 1826, soweit dieselben den Verkehr zwischen Beethoven und Spiker betreffen; es ist dies derselbe Hochsommer, in welchem der Musikalienhändler Schlesinger aus Berlin bei Beethoven verkehrt und ungemein oft in denselben Hefen figurirt. — Das Heft 129 enthält in unserer Angelegenheit zunächst Folgendes. Vater Schlesinger schreibt (Blatt 19 a): „Es soll schön eingebunden werden, und mit einem Schreiben an den König durch Hayfeld geschickt werden.

„Dieser Wunsch *) könnte durch den Gesandten vorgetragen werden, dann bekommen Sie ihn gewiß.

„Orden pour le mérite, oder rother Adler-Orden 3. Klasse.

„Ihre Medaille zugleich.“

(19 b): „Zu gleicher Zeit, wenn Sie die Sinfonie dem Gesandten geben, und er sie an den König abschickt und Ihren Wunsch ihm an's Herz legt, soll Schlesinger dann benachrichtigt werden.

„Dann wird er zu gleicher Zeit in der musikalischen Zeitung dieses Geschenkes von Ludwig 18 **) erwähnen, damit der preußische König aufmerksam wird hierauf.“

Der Neffe Karl hat seinem Vater=Onkel bereits früher in der Ordensangelegenheit folgendes beachtenswerthe Wort entgegen gehalten:

„Ich glaube, daß ein Orden dich nicht mehr erhöhen könnte, als Du es ohnehin bist. — Der Leibarzt Stofß hat gegen 10 Orden, und in 20 Jahren denkt doch kein Mensch mehr an ihn.“

*) Es handelt sich im Gegenjage zu früherer Anschauung bei Beethoven um einen Orden.

**) Siehe oben die Darstellung in der Messen-Angelegenheit, S. 202 dieses Bandes.

Ich lasse nun wieder eine lange Holziade folgen, weil sie geeignet ist, neue Streiflichter auf all diese Geschichten fallen zu lassen. Es steht dieses Alles im Hefte Nr. 133, von Schindler als vom Herbst 1826 bezeichnet. Dieses ist offenbar unrichtig; denn da hier, wie wir schon merken, Dr. Spiker erst angemeldet wird — und er in einem vom August 1826 datirten Hefte als Persönlichkeit auftritt, die bereits mit Beethoven conferirt hat, so ist die Herbstdatirung auf Hest Nr. 133 irrig. Dasselbst heißt es nun, Blatt 3 b):

„Tobias *) wird alles besorgen, der Einband wird 50 bis 60 fl. kosten. Er sagt, daß Ihre Correctur so bleiben soll, wie sie jetzt ist, weil sie dem König als Originalpartitur vorgelegt wird, und so für

(4 a): ihn ein erhöhtes Interesse hat. Dr. Spiker, Hofbibliothekar des Königs, war eben zugegen, da er bald abreisen wird, so erbot er sich, die Partitur mitzunehmen, und sich deshalb bei dem Gesandten, wo er übermorgen speist, anzufragen. Ich sagte auch vom Orden; er findet, daß gar keine Hindernisse dagegen sind, und daß er es nur dem Könige sagen darf, so ist es in wenigen Tagen entschieden **). — Er sagt, es gehe sehr leicht mit dem Orden; der König ist sehr für Sie eingenommen.“

(4 b): Es soll vor die Symfonie, so wie sie jetzt ist, ein schönes Titelblatt kommen, worauf Sie eigenhändig nicht mehr zu schreiben nöthig haben, als auf der gestochenen Symfonie steht, aber eigenhändig.

„Der König nimmt es dann in seine Hausbibliothek, weil Ihre Handschrift dabei ist.“

„Spiker kommt morgen früh um 9 Uhr mit Tobias zu Ihnen, dann können Sie Alles besprechen.“

(5 a): „Es braucht dann weiter kein Besuch oder sonst etwas, der Orden kommt früher als Sie es vermuthen.“

„Sie werden in Spiker einen sehr gebildeten Mann finden.“

„Sie schreiben es ganz so ab, wie es hier steht, nicht schöner als gewöhnlich um so besser.“

(5 b): „Spiker sagt, je weniger Sie es schöner als gewöhnlich schreiben wollen, desto lieber wird es dem Könige sein.“

Hier ward Dr. Spiker erst angemeldet. Uebrigens sei schon hier bemerkt, daß die Holz'sche schnellfertige Denkmalsart in puncto des Ordens kläglich zu Schanden werden sollte: es kam weder der Orden pour le mérite, noch überhaupt ein Orden für Beethoven an.

Daselbe Hest enthält noch eine hierauf bezügliche bemerkenswerthe Notiz (Blatt 32 b): „Linke ***) hat einen Freund in Berlin, den Bürgermeister

*) Es ist der Verleger Tobias Haslinger.

**) Dazu macht N. Schindler zwei Fragezeichen (??).

***) Linke war Mitglied des berühmten Schuppanzigh'schen Quartetts, des Meisters „verfluchtes Violoncell“.

Deß *), der sehr viel bei dem Könige vermag und Ihr Verehrer ist; er konnte auch Ihr Gesuch unterstützen."

Da nun Beethoven doch noch viel Schwierigkeiten machte, so daß die Partitur-Angelegenheit nicht recht zu Stande kommen wollte, so legte sich Schindlers Energie endlich dazwischen und brachte die Sache zu siegreicher Entscheidung. Das bezeugt ein anderes Conversationsheft dieser Zeit, welches zugleich den Beweis liefert, daß das vorhin citirte Heft ebenfalls der Sommerzeit angehört. Dieses ist Heft 55 (vom August 1826). Da schreibt Schindler wie folgt (Blatt 21 a):

"Ich kann die Blätter des Gespräches mit Dr. Spiker und Tobias nicht finden, wo sind sie denn? —

"nun muß aber geeilt werden, daß er das Werk mitnehmen kann. Ich werde den Hr. Gläser täglich besuchen und sehen, was er daran fördert.

"um Gottes Willen, keine Grillen, keine Zweifel jetzt — das geht nicht an — die Partitur muß fertig sein und Dr. Spiker wird sie mitnehmen. Punktum!" —

So hat denn also offenbar Dr. Spiker endlich nur die kostbar gebundene Copie der Originalpartitur mit Beethovens Verbesserungen und eigenhändiger Dedication für die Hausbibliothek des Königs Friedrich Wilhelm III. mit nach Berlin genommen? Und das Original-Manuscript selbst? Davon später noch ein Wörtchen.

VI.

Beethoven selbst, der sich im Herbst dieses Jahres 1826 auf dem Gute seines Bruders Johann in Gneixendorf bei Krems an der Donau befand, tief leidend, aber doch immer wieder hoffend und sehnsuchtsvoll harrend, schreibt**) über diese Dedication in seinem vorletzten herrlichen Briefe an seinen „alten geliebten Freund“, Dr. Wegeler in Koblenz; unterm 7. October 1826 Folgendes:

"Von meinen Diplomen schreibe ich nur kürzlich, daß ich Ehrenmitglied der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Schweden, ebenso in Amsterdam und auch Ehrenbürger von Wien bin. Vor Kurzem hat ein gewisser Dr. Spierer meine letzte große Symphonie mit Chören nach Berlin mitgenommen; sie ist dem Könige gewidmet und ich mußte die Dedication eigenhändig schreiben. Ich hatte schon früher bei der Gesandtschaft um die Erlaubniß, das Werk dem Könige zueignen zu dürfen, nachgesehen, welche mir auch von ihr gegeben wurde. Auf Dr. Spierers Veranlassung mußte ich selbst das corrigirte Manuscript (!) mit meinen eigenhändigen Verbesserungen demselben für den König übergeben, da es in die königl. Bibliothek kommen soll. Man hat mich da etwas von dem rothen Adlerorden 2. Klasse ***) hören lassen, wie es ausgehen wird, weiß ich nicht, denn nie habe ich derlei Ehrenbezeugungen gesucht, doch wäre sie mir in diesem Zeitalter wegen manches Andern nicht unlieb.

*) Dieser Bürgermeister Deß ist höchstwahrscheinlich identisch mit dem bereits oben erwähnten Director Deß, der in Verbindung mit Hofrath Dunker ankam.

**) Beethoven ließ vielmehr schreiben, er war bettlägerig. Der Brief ist von ihm selbst nur unterschrieben.

***) In den oben mitgetheilten Notirungen von Holz in den Conversationsheften war vom rothen Adlerorden 3. Klasse die Rede.

„Es heißt übrigens bei mir immer: Nulla dies sine linea, und lasse ich die Muse schlafen, so geschieht es nur, damit sie desto kräftiger erwache. Ich hoffe noch einige große Werke zur Welt zu bringen und dann wie ein altes Kind irgend unter guten Menschen meine irdische Laufbahn zu beschließen —“ u. s. w.

Herbstabendlich ist die Grundstimmung auch dieses Briefes des seiner Vollendung immer näher kommenden heiligen Meisters. Um so denkwürdiger und bewunderungswerther bleibt Beethovens unverwundlicher Humor; denn auch jetzt noch, trotz der unsäglichsten körperlichen und psychischen Leiden in der Umgebung seines wenig Beethoven-ähnlichen Bruders Johann wußte der Meister diesen ihm ureigenen Humor voll zu bewahren. Einen seiner letzten humorvollen Briefe an Tobias Haslinger, den Musikalienhändler, worin Dr. Spiker, der alte Schlesinger aus Berlin, und die letzten Quartettcompositionen erwähnt werden, mag hier noch ganz stehen, weil er so recht geeignet erscheint, den Gemüthszustand des Meisters, der etwa einen Monat darauf seinen volltönenden Schwanengesang, das Finale des großen B-dur-Quatuors op. 130*) dichten sollte, zu kennzeichnen.

Beethoven aber schreibt:

„Gneirendorf am 13. October 1826.

„Beste aller Tobiasse**)!“

„Wir schreiben Ihnen hier von der Burg des Signor Fratello. Ich muß Ihnen wieder beschwerlich fallen, indem ich Sie höflich ersuche, beigeflossene 2 Briefe sogleich auf die Post zu geben. Von der Clavierschule***) an, werde ich Ihnen

*) Um ganz genau zu sein, muß hinzubemerkt werden, daß dieses Quartettfinale Beethovens letzte ausgearbeitete Composition ist. Im Jahre 1838 erschien nämlich bei A. Diabelli u. Co. in Wien: „Ludwig van Beethovens letzter musikalischer Gedanke, aus dem Originalmanuscript im November 1826. Skizze des Quintetts (in C-dur, hier für Pianoforte zu 2 und 4 Händen bearbeitet), welches die Verlagshandlung bei Beethoven bestellt und aus dessen Nachlasse käuflich mit Eigenthumsrecht an sich gebracht hat.“ Auch dieses Bruchstück eines Beethoven'schen Violinquintetts wird als „letzte Arbeit des Compositors“ bezeichnet. — Gustav Nottebohm, der tiefwissenschaftliche Beethoven-Forscher, hat die Frage nach „Beethovens letzter Composition“ in seinen „Beethoveniana“, Leipzig 1872, S. 79 f. angeregt. Das Originalmanuscript jenes Quintett-Stückes ist nicht vorhanden, dasselbe ist also nicht in seiner ursprünglichen Form, sondern nur in zwei Uebersetzungen vorhanden. Aber das steht fest, daß der Quintett-Entwurf, ebenso wie die Composition des B-dur-Finale aus op. 130 in den November des Jahres 1826 fällt. Nottebohm fragt also mit Recht: „Welches von den beiden Stücken wurde zuletzt componirt?“ Aus einem aufgefundenen Manuscriptblatte Beethovens gewinnt dieser scharfsinnige Schriftsteller die überzeugende Antwort: „daß der Quintettsatz in C-dur später geschrieben ist, als der letzte Satz des Quartetts in B-dur (a. a. O. S. 81). Dasselbe Beethovenblatt enthält, wie uns Nottebohm mittheilt, noch weitere Entwürfe, die wahrscheinlich auch für jenes Quintett bestimmt waren. Es ist nicht weiter bekannt, daß Beethoven diesen Entwurf ausgeführt hätte. Jedenfalls aber ist das Finale des B-dur-Quatuors — wenn auch nicht der Conception — so doch der künstlerischen Ausführung nach die letzte Composition Beethovens. Und obwohl der Meister erst Ende März 1827 starb, so darf doch bereits der November 1826 als die Endschaff seiner Tonkunst bezeichnet werden. Es gab dann nur noch Tonblitze seines Genius, kein Kunstwerk mehr.

***) Dazu folgen 8 Tacte Noten.

***) Beethoven hatte sich wahrscheinlich die bei Haslinger verlegte Czern'sche,

alle Kosten, die ich Ihnen verursacht habe, ersetzen, sobald ich wieder nach Wien komme. — Die so schöne Witterung und der Umstand, daß ich den ganzen Sommer hindurch nicht auf's Land kam, ist Schuld, daß ich hier noch länger verweile. Ein Quartett für Schlesinger*) ist bereits vollendet, nur weiß ich nicht, auf welchem Wege ich es Ihnen am sichersten senden soll, damit Sie die Güte haben, es bei Tendler und Manstein abzugeben und auch das Geld dafür in Empfang zu nehmen. Schlesinger wird wahrscheinlich keine Anweisung auf Gold geben; wenn Sie es erreichen könnten, daß ich es erhalte, würden Sie mich sehr verbinden, da ich von allen Verlegern in Gold honorirt werde. Indessen, bestes Tobiaserl, brauchen wir Geld, denn es ist nicht alles eins, ob wir Geld haben oder keins. Wenn Sie Holz zu Gesichte bekommen, so nageln Sie es auf ein anderes Holz. Die Liebeswuth hat es entsecklich ergriffen; dabei ist es fast entzündet worden, so daß Jemand aus Scherz geschrieben hat, daß Holz ein Sohn des verstorbenen Papageno sei.

„Ganz erstaunlichster, bewunderungswürdigster, einziger aller Tobiasse, lebt wohl. Wenn es Euch nicht unbehaglich ist, so schreibt doch einige Zeilen hierher. Ist Dr. Spieker noch in Wien?“

Mit hochachtungl. Hochachtung und Treue der Eurige
Beethoven.“

VII.

Wir müssen unsere Blicke jetzt wieder direct nach Berlin hinwenden, wo sich juist um diese Zeit die ersten Proben zur Ausführung der IX. Symphonie vorbereiten. Es ist höchst erfreulich, daß uns gerade darüber Ludwig Kellstab ein sehr anziehend anschauliches Bild hinterlassen hat. Derselbe erzählt uns in seinen „Musikalischen Beurtheilungen“**) Folgendes: „Am Montag, den 13. November (1826) waren im Jagor'schen Saale***) auf die Einladung des Herrn Musikdirectors Möser†), die ausgezeichnetsten Musiker, Kenner und mehrere Liebhaber (zu welchen Ref. sich zählt) versammelt, um ihre Stimme über die neue große Symphonie Beethovens und ihren Rath, wie dieses ungemein schwierige Werk am besten ausgeführt werden möchte, abzugeben. Herr Felix Mendelssohn-Bartholdy trug die Symphonie am Pianoforte vor, und schon das war ein Genuß,

desgleichen die Clementi'sche Clavierschule von diesem Verleger besorgen lassen. Der Meister hatte nämlich versprochen, für Gerhard von Breuning (Beethovens „Hosenknopf“), den Sohn des alten, treuen Beethovenfreundes Stephan von Breuning, eine geeignete Clavierschule auszusuchen.

*) Das hier angedeutete Quartett ist das große F-dur-Quatuor op. 135, das dem Tuchhändler und Beethovenfreunde Wolfmayer gewidmet ist. Dieser kunstsinige Kaufmann war einer der ältesten Fürstreiter für Beethovens Genius in Wien. Das bezeugt auch noch besonders Karl Holz, der im Sommer 1826 einmal aufschreibt: „Den Wolfmayer freut es so, daß er Sie schon vor 25 Jahren vertheidigte, und jetzt kommen die Leute doch darauf“ (Conversationsheft Nr. 100).

**) Berlin 1848, S. 5—7; Band 20 der „Gesammelten Schriften“ Leipzig 1861.

***) Unter den Linden; in diesem ehemals Jagor'schen soll, wie die Tradition will, im Jahre 1796 bei Beethovens Anwesenheit in Berlin, dessen musikalischer Wettkampf mit dem Hofcapellmeister Himmel stattgefunden haben.

†) Möser ist der Begründer der seiner Zeit hochberühmten Möser'schen Quartette in Berlin.

zu hören, wie dieser junge Künstler*) es möglich machte, mit sehr wenigen Aufopferungen, das ganze Orchester in den beschränkten Rahmen der Tastatur mittels der Kraft und Fertigkeit der zehn Finger so zu übertragen, daß man ein durchaus deutliches Bild des Ganzen und eine Charakteristik durch Nuancirungen erhielt, wie sie das Orchester vielleicht erst nach langer Uebung auszudrücken vermöchte. Die meisten Stimmen vereinigten sich dahin, das Scherzo für den genialsten Satz des Werkes zu erklären; der letzte scheint, trotz der geübtesten Anwendung aller ersinnlichen Mittel, doch zu lang und auch die neue Idee, einen Chor mit der complicirtesten Instrumentalmusik zu verbinden, nicht ganz glücklich (!) Auch ist er in der Ausführung der schwierigste. Dessen ungeachtet muß es der lebhafteste Wunsch aller Kunstfreunde sein, daß Herr Musikdirector Möser sein bereits gegebenes Versprechen, diese Symphonie in seinem Concert aufzuführen, ja halten möge. Denn neben (wie es uns scheint) mancher Verirrung ist des Großen, Erhabenen, ja Erstaunenswürdigen so viel darin enthalten, daß die eifrigste Mühe, dieses colossale Werk einzustudiren, gewiß ihre Belohnung findet. Herrn Möser würden wir auf's Neue für einen hohen Kunstgenuß, deren uns seine unermüdbliche Thätigkeit schon so manchen bereitet hat, verpflichtet werden."

So schrieb Mellstab unmittelbar nach den ersten Versuchen, die man am Claviere mit der IX. Symphonie vornahm. Lange, lange darnach, als er seine „musikalischen Beurtheilungen“ herausgeben wollte, ergänzte Mellstab darin seinen ursprünglichen Bericht noch durch folgende Randbemerkungen: „Diese an sich unbedeutende Notiz, heißt es daselbst (S. 5—6 Anm.) „wird mir von Werth, da sie mir gerade in dem Augenblicke wieder vor Augen kommt — nach zweiundzwanzig Jahren — wo der damals fast noch als Knabe zu bezeichnende junge Künstler, der so reiche Hoffnungen weckte, vielleicht noch reichere erfüllte, auf dem Gipfel des Ruhmes, doch mitten in der Bahn und vollen Kraft des Lebens, uns entrißen ward**). Welch ein wehmuthsvoller Rückblick auf die Anfänge seines künstlerischen Lebens! — Jener Abend ist mir aber auch an sich eint unvergeßlicher geblieben. Lebendig, wie ein Ereigniß des Gestern, des Heute, steht er vor mir. Die trefflichsten Musiker Berlins, auch die edlen, so früh dahingegangenen Ludwig Berger und Bernhard Klein waren zugegen. Das wunderbar, fast schauerlich großartige Werk übte auch sein Recht. Doch mit ahnungsvollem Staunen weilten Aller Blicke auf dem jungen Künstler, der (wie es der Bericht der damals noch wenig geübten Feder schwach und viel zu demessen schildert) mit unbegreiflicher Meisterschaft die riesenhafte Partitur beherrschte. Sein Feuerauge sah Alles zugleich, sein Ohr bohrte

*) Der junge Mendelssohn-Bartholdy (1809 geboren) zählte damals also kaum 17 Jahre; welsch eine exorbitante Leistung reproducirender Kunst!

***) Diese Mellstab'schen Anmerkungen sind nämlich kurz nach Felix Mendelssohn-Bartholdy's frühjemellem Tode († 1847) geschrieben.

(wie Zelter sich einmal ausdrückte) förmlich in den Noten, seine Finger waren unfehlbar. Er spielte, was sich nur greifen ließ, und sumimte noch andere Stimmen dazu, wie sie eben in der Partitur hervortraten. Ich wendete ihm das Blatt um, aber es war mir kaum möglich, seinem rapiden Spiel in dem Notenchaos zu folgen. Und doch behielt er noch Zeit, mir hier und da zuzuwinken, mich mit Worten auf Einzelnes aufmerksam zu machen als: Sehen Sie da die Posaunen, die Oboen, oder dergl., wobei er seinen Fingern noch so viel abmüßigte, daß er auf die Stellen deutete. Er las die Symphonie so gut wie vom Blatt, denn erst Abends zuvor hatte Möser sie ihm geschickt. Einmal hatte er sie durchgesehen. Doch sein Lesen a vista hatte etwas Zauberhaftes: nur zwei haben es ihm gleich, in einzelnen Beziehungen vielleicht zuvorgethan: Bernhard Klein, der Partituren — in den Schriften aller Zeiten — besonders Gesangspartituren, vielleicht noch sicherer las, wobei er zugleich wundervoll die einzelnen Stimmen sang, und Litz im Lesen von Pianoforteschwierigkeiten, worüber selbst Mendelssohn erstaunte. Doch in seiner Allseitigkeit übertraf Mendelssohn beide Genannte.“

Wie man nun einerseits Kellstab innigen Dank für die Ueberlieferung eines so hochfesselnden Musikberichtes zollen muß: so entzückt es die Seele andererseits immer auf's Neue, wenn sie sich in den Geist jener Zeiten versenkt, die mit solchen wunderbaren reproduzirenden Kräften, vor so kunstgeweihten Zuhörern ein solches unsterbliches Riesenwerk Beethovens der gläubigen Beethoven-Gemeinde Berlins zum ersten Male vorführen konnten.

Und nicht lange nach jenem denkwürdigen 13. November 1826 ward es auch — vielleicht nicht zum geringsten zu Folge jener dadurch neugewonnenen Kunstbegeisterung für Beethoven — im Geheimen Cabinet des preussischen Monarchen rege. Die Copie der Originalpartitur der IX. Symphonie war angelangt, und das Ganze hatte das königliche Herz und sein ganzes Beethovenliebendes Haus hoch erfreut. König Friedrich Wilhelm III. erließ demnach unterm 25. November ein Cabinetsschreiben an den Tonmeister in Wien, welches sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin im Originale befindet.

Diese Cabinetsordre hat folgenden Wortlaut:

„An den Componisten Ludwig von Beethoven.

„Bei dem anerkannten Werthe Ihrer Compositionen war es Mir sehr angenehm, das neue Werk zu erhalten, welches Sie mir überreicht haben. Ich danke Ihnen für dessen Einsendung und übersende Ihnen den beigehenden Brillant-Ring zum Zeichen meiner aufrichtigen Werthschätzung.

Berlin, den 25. November 1826.

Friedrich Wilhelm.“

Nicht lange darnach herrschte große Freude in Beethovens Hallen; und im Kassandrastile kann man hier gleich hinzufügen, „eh' die hohe Beiste fiel!“

Eines schönen Decembertages tritt der altbewährte Freund Schindler in des Meisters Wohnung und schreibt folgende frohe Botschaft auf (Conversationsheft Nr. 58, December 1826, Blatt 11b):

„ich bringe Ihnen heute recht erfreuliche Nachrichten.

„als ich gestern nach Hause kam, fand ich ein Billet vom Hofrath Bernhard mit der Einladung, zu Hasfeld zu kommen, wo man mir diese 2 Briefe*) übergab, weil man Ihre Wohnung nicht wußte.

(12a): „Nun geben Sie jemand den Auftrag, mit eigenhändig gefertigtem Empfangsscheine von Ihnen den Ring bei Herrn Hofrath von Bernhard in Empfang zu nehmen.

„v. Breuning begegnete ich vorher, und theilte ich die frohe Nachricht mit; er freute sich außerordentlich

(12b): „er will nicht in die Kanzlei zu Hofrath mitgehen, und dies ist nothwendig, daß er ihn aus seiner Hand empfängt.

„Der Hofrath wollte mir den Ring mitgeben, aber ich wollte ihn nicht ohne Ihren Empfehlungsschein annehmen.“

Soweit vorläufig Schindler.

Bald darauf äußert sich auch der Nefse Karl in eben diesem Hefte über den sehnsuchtsvoll erwarteten Brillantring, wie folgt:

(Blatt 13a): „Schindler will es besorgen, wenn Du ihm den Empfangsschein übergeben willst.

(13b): „Kürzlich war ein Justizrath aus Berlin**) hier, der mir den König, mit dem er selbst sehr viel zu thun hat, umständlich beschrieben hat. — Ein wahrlich vortrefflicher Mann, aber mehr für Künste und Wissenschaften als für andere Zweige . . .

(14a): „aber alles besorgt er selbst.“

Leider sollte diese Ring-Geschichte noch allerhand traurige Nachspiele bekommen. Es scheint festzustehen, daß mit diesem sogenannten „Brillant-Ringe“ ein damit betrauter Beamter eine arge Untreue zum Nachtheile des nothleidenden Meisters begangen hat.

Zunächst gingen in Beethovens allerengstem Kreise die Meinungen noch darüber auseinander, wie denn der kostbare königliche Ring überhaupt erst in des Meisters Besitz zu bringen sei. Endlich gab der biederherzigste Freund Beethovens, der edle Stephan von Breuning, den Ausschlag. Dasselbe Conversationsheft (Nr. 58) läßt diesen also rathen:

(Blatt 15a): „Du kannst auch an den Gesandten schreiben, daß Du krank seist; er möge Dir den Ring schicken.

„Er schickt ihn durch seinen Secretär.“

Und der Nefse Karl stimmt dem Rathe mit Folgendem bei:

(Blatt 18a): „Wenn wir schon schreiben, so ist der Vorschlag von Breuning das Beste, ohnehin pflegt bei solchen Gelegenheiten die Gesandtschaft selbst dergleichen zu übersenden, was auch hier geschehen wäre, wenn sie Deine Wohnung gewußt hätten.“

Und nunmehr folgt in Wahrheit ein Beethoven'sches Brief-Concept. Es ist durchaus nicht bekannt, ob Beethoven diesen Brief abgesandt hat.

*) Der eine ist natürlich die oben mitgetheilte königliche Cabinetsordre.

**) Vermuthlich Justizrath Krause, der Gatte der in Beethovens Liebesleben so bedeutungsvollen Amalie Sebald.

Wahrscheinlich doch; jedenfalls ist er nirgendwo veröffentlicht. Dieses Briefconcept im Conversationshefte (Nr. 58, Blatt 19a) lautet:

„G. W.

„Indem ich Ihnen für die mir überschiedten Briefe meinen größten Dank abstatte, muß ich Sie um die Gefälligkeit bitten, mir den von S. M. dem K. v. P. zugedachten Ring gütigst zu übermachen. Ich bedaure sehr, daß eine Unpäßlichkeit mich hindert, dieses mir zu weite Zeichen von der Liebe S. M. zur Kunst selbst in Empfang zu nehmen. Fremden Händen aber möchte ich nur sehr ungern anvertrauen. Zugleich bitte ich, mich in einigen Zeilen zu belehren, ob wohl die hochlöbliche Gesandtschaft ein Dankfagungs schreiben für S. M. den König anzunehmen und zu besorgen die Güte haben würde.“

B.“

VIII.

Dieser Brief muß nun aber in Wahrheit an den Gesandten Fürsten von Sayfeld abgeschickt worden sein, und die Antwort des Fürsten entsprach auch allen Wünschen des kranken, tief leidenden Meisters. Und so gelangte auch aus der königlich preussischen Gesandtschaft endlich das Stui mit dem vermeintlichen „Brillant-Ringe“ in Beethovens Besitz.

Es wird nun erzählt, Beethoven sei beim Oeffnen dieses Stuis nicht wenig verwundert gewesen, statt des verheißenen Brillanten einen röthlichen Stein zu finden*). Dieser Ring sei von einem Hofjuwelier nur auf 300 Fl. Papier taxirt worden.

Beethoven schien recht unangenehm davon berührt zu sein. Jetzt zumal, wo eben sein Neffe nach der unglückseligen Katastrophe mit dem Selbstmordversuche glücklich dem Regimente des Feldmarschalllieutenant Barons von Stutterheim**) übergeben war, hoffte der mehr als je geldbedürftige kranke, leidende Meister, durch dieses königliche Geschenk Erleichterung in seinem materiellen Elend finden zu können. Und nun diese bittere Enttäuschung! Flugs scheint auch gleich Mephisto-Holz bei der Hand gewesen zu sein, um den Meister zu allerhand wunderlichen Rathschlägen zu verleiten. Wenigstens lassen gewisse Holz'sche Niederschriften im letzten Conversationshefte des Jahres 1826 (Heft Nr. 102) Allerlei zwischen den Zeilen lesen. Dasselbst heißt es aber:

(Blatt 33b): „Der König von Preußen hat den Fuß gebrochen —

„bleibt es bei der Dedication?“ (!)

Und dann verräth ein anderes Wort, daß man allen Ernstes schon daran denken mußte, den königlichen Ring zu veräußern. In jenem Hefte schreibt Holz dann wieder.

(Blatt 32b): „Wegen dem Ring. Er wird in einigen Tagen das Geld haben. —“

*) Vergl. hierüber auch L. Nohl: Beethovens Leben, Band III, S. 749f.

**) Demselben wurde denn auch von Beethoven kurz vor dessen Tode als Zeichen besonderer Dankbarkeit das große herrliche Cis-moll-Quartett op. 131 gewidmet.

Eine Frau Linzbaur weiß nach L. Nohl's Mittheilung dann noch das Weitere darüber zu vermelden: „Beethoven hatte die IX. Symphonie dem König von Preußen gewidmet, kein Geld, keinen Orden, bloß einen Brillantring erhalten. Holz mußte ihn schätzen lassen, der Werth war 160 Fl. (!!), und der Ring wurde hingegeben. Als Holz es verhindern wollte mit der Bemerkung: „Meister, behaltet den Ring, er ist doch von einem König,“ trat Beethoven dicht vor Holz hin und mit unbeschreiblicher Würde und Selbstbewußtsein rief er aus: „Auch ich bin ein König! — Das ist ein königliches Geschenk,“ setzte er hinzu, indem er auf Händels sämtliche Werke hinwies, die ihm Stumpff aus London verehrt hatte.“

Diese echt tragische Episode bringt uns — trotz aller Verschiedenartigkeit in der Situation der betreffenden Helden — dennoch die famose Stelle aus „König Lear“ in die Erinnerung:

Gloster:

„Den Ton von dieser Stimme kenn' ich wohl,
Ist's nicht der König?“

Lear:

Ja, jeder Soll ein König!
Blick' ich so starr, sieh, hebt der Unterthan.“ (IV. Act, 6. Scene.)

Rehren wir zum königlichen Beethoven zurück. Die Noth gebot es, daß der Ring für jene geringe Summe von 160 fl. verkauft werden mußte.

Als nun der erste Unmuth vorüber war, erkannte Beethoven klar genug, daß den König von Preußen kein Vorwurf treffe, daß hier vielmehr nothwendigerweise ein Irrthum oder gar Betrug vorliegen müsse. Mußte es doch besonders auffallen, daß das Stui gar nicht mit dem Berliner Cabinetsiegel, sondern mit demjenigen der Wiener Gesandtschaft verschlossen war. Darum war auch der erste Impuls bei Beethoven, den Ring einfach zurückzuweisen: allein die Noth des augenblicklichen Daseins gebot es anders.

Wie unangenehm diese Angelegenheit auch Beethoven berühren mußte, dem nur noch kurze Zeit auf Erden zu weilen vergönnt war: bald hatte er über neuen guten, seine neunte Symphonie betreffenden Nachrichten aus Berlin alles Unerquickliche verschmerzt und konnte wieder leichten, begeisterungsfrohen Muthes an Berlin und an die dortige Werthschätzung seines Genius denken.

Und so ist denn in Allem, was uns noch die Conversationshefte des für Beethoven Fragment gebliebenen Jahres 1827 über diese Geschichten vorführen, keine Spur von Groll mehr vorhanden — nichts von Hohn oder Sarkasmus auf irgend welcher Seite der kleinen Beethoven'schen Tafelrunde. So erfährt der Meister zu Anfang dieses Jahres (Heft Nr. 83) das Monitum:

(Blatt 6a): „Haben Sie denn schon dem Könige von Preußen geantwortet —

Häufig weiß es ja, daß Sie krank sind.“

Freudenvoll erwähnt dann Beethoven in einem Briefe an den Verleger Schott in Mainz der ersten Aufführung der IX. Symphonie mit Chören in Berlin. Dieser Brief enthält folgende charakteristische Stelle:

„Die Metronomisirung*) folgt nächstens. Warten Sie ja darauf. In unserm Jahrhundert ist dergleichen sicher nöthig, auch habe ich Briefe von Berlin, daß die erste Aufführung der Symphonie mit enthusiastischem Beifall vor sich gegangen ist, welches ich größtentheils der Metronomisirung zuschreibe. Wir können beinahe keine tempi ordinari mehr haben, indem man sich nach den Ideen des freien Genius richten muß.“

Ueber das Metronomisiren dachte jedoch Beethoven nicht lange darnach ganz anders und — meiner Meinung nach — zutreffender. Eine Schindler'sche Mittheilung giebt uns vornehmlich diese erfreuliche Gewißheit. Dieser erzählt nämlich (Leben Beethovens II. S. 250): „In der That finden sich nur zwei Werke (?!) von ihm selber metronomisirt, und zwar die große Sonate op. 106, auf ausdrücklichen Wunsch von Ries für die Londoner Ausgabe, dann noch die 9. Symphonie auf besonderen Wunsch der Verlagshandlung Schott in Mainz und der Philharmonischen Gesellschaft in London. An dieses Geschäft knüpft sich ein Vorfall, der des Meisters geringe Werthschätzung des Metronoms klar und deutlich zeigt. Er ersuchte mich, die einige Tage vorher für Mainz gemachte Notirung für London zu copiren, allein diese war verlegt und ließ sich nicht auffinden. Die Absendung drängte, er mußte sich demnach zu abermaliger Vornahme dieses unangenehmen Geschäfts bequemen. Aber siehe, kaum war die Arbeit gethan, als ich die frühere Notirung auffand. Ein Vergleich zeigte die Abweichung des Zeitmaßes bei allen Sätzen. Da rief der Meister voll Unwillen aus: „Gar kein Metronom! Wer richtiges Gefühl hat, braucht ihn nicht; und wer das nicht hat, dem nützt er doch nichts, der läuft doch mit dem ganzen Orchester davon!“**)

*) Nämlich der „Neunten Symphonie“, die im Schott'schen Verlage in Mainz erschien.

***) Diese Schindler'sche Darlegung sucht Gustav Nottebohm in seinem bereits erwähnten Buche „Beethoveniana“ (XXVI. „Metronomische Bezeichnungen“ S. 126 f.) abzuschwächen. Nun gelingt es demselben allerdings nachzuweisen, daß Schindler sich in äußeren Dingen des Metronoms zum Theil geirrt hat. Wenn Nottebohm aber (S. 127) behauptet: „Das Meiste davon ist unwahr und auf so lockerem Grunde gebaut, daß man veranlaßt wird, das Wenige, das wahr sein kann, nur mit Vorsicht aufzunehmen“ — so schießt er damit weit über das Ziel hinaus. Denn daß Schindler das Wesen der Beethoven'schen Ansicht richtig wiedergegeben hat, muß ja auch Nottebohm zugeben; auch er sagt ja concessiv (S. 129): „Gewiß, wer kein Gefühl hat, dem hilft kein Metronom und dem hilft auch manches Andere nicht — Subjective und geistige Auffassung eines Tonstücks, Nuancirungen in der Bewegung, auf den rhythmischen Bau eines Tonstücks begründete Abweichungen vom absoluten oder normalen Zeitmaß und dgl. können nicht von einem seelenlosen Schlagwerk abhängig gemacht, noch weniger dadurch bestimmt werden.“ — So viel steht nun fest — und das ist der Kern des von Schindler richtig erkannten Beethoven-Gedankens hierbei, — daß durch das Metronom, resp. durch Metronomisirung nur ein ganz ungefähres

Aber freilich ist dieses durchaus zutreffende Verdict Beethovens über den Werth des Metronomes auch in seinem Sinne und Geiste cum grano salis aufzunehmen. Auch hier soll „das Kind nicht mit dem Bade ausgehüttet werden“: denn ein gewisser praktischer, äußerlicher Nutzen ist dem Metronom ja nicht abzuspochen; doch wolle man ihm nur ja keine Bedeutung für das Geisteselement der Musik beimessen.

Daß aber trotz bereits gedruckter Metronomisirung der IX. Symphonie große Tonmeister wie Mendelssohn und Schumann ganz verschiedenartig die Tempi seiner Schöpfung erfaßten, spricht erst recht wieder für den problematischen Werth der Mälzel'schen Erfindung. Schumann berichtet nämlich wieder einmal über ein Concert im Leipziger Gewandhause, worin Felix Mendelssohn-Bartholdy die IX. Symphonie dirigirt, und bescheert uns dabei hochherrliche Worte, Dithyramben, Elegien und Jubelhymnen zugleich, wie folgt*): „Den Beschluß machte die 9. Symphonie von Beethoven. Das unerhört schnelle Tempo, in dem der erste Satz gespielt wurde, nahm mir geradezu die ganze Entzückung, die man sonst von dieser überschwänglichen Musik zu erhalten gewohnt ist. Dem dirigirenden Meister gegenüber**), der Beethoven kennt und verehrt, wie so leicht Niemand wieder, mag dieser Ausspruch unbegreiflich scheinen, und endlich, wer könnte hier entscheiden, als Beethoven selbst, dem dies leidenschaftliche Treiben des Tempos unter Voraussetzung eines makellofen Vortrags vielleicht gerade Recht gewesen? So muß ich denn diese Erfahrung, wie so manche, zu meinen merkwürdigsten musikalischen zählen, und mit einiger Trauer, wie schon allein über das äußere Erscheinen des Höchsten ein Meinungszwiespalt entstehen kann. Wie sich aber freilich im Adagio alle Himmel aufthaten, Beethoven wie einen aufschwebenden Heiligen zu empfangen, da möchte man wohl alle Kleinigkeiten der Welt vergessen und eine Ahnung von Jenseits die Nachblickenden durchschauern.“ —

Nach dieser Digression kehren wir zu Beethoven selbst zurück. Ueber die glanzvolle Aufführung der IX. Symphonie in Berlin unter königlicher Regide erzählen auch die Conversationshefte aus dem Februar 1827. Um diese Zeit hat Beethoven den Besuch Dolezalek's, eines hervorragenden, ihn ausnehmend verehrenden Tonkünstlers. Dieser schreibt in einem Februarhefte ohne Nummer (20 Blatt umfassend) Folgendes auf:

(Blatt 5a): „In Berlin hat man die ganze Messe und die Sinfonie mit großem Beifall aufgeführt. Der Professor Zelter hat die Chöre mit den Sängern einstudirt, wobei bei Sopran und Alt lauter Knaben waren.“

Anhalt für die Temponahme irgend einer Composition gewonnen werden kann. Man sehe doch, wie z. B. die verschiedenen Editoren Beethoven'scher Werke in der Metronomisirung eines und desselben Satzes von einander abweichen.

*) H. Schumann, Gesammelte Aufsätze über Musik, erste Auflage Band II, 214.

**) Das ist eben F. Mendelssohn-Bartholdy.

„Waren Hochdieselben nie in der Berliner Sing-Academie gegenwärtig?*)

„Der König von Preußen muntert durch seine Gegenwart und Unterstützung (5b): diese Anstalt und was groß ist. Unser Hof hat nie was für die Kunst und Wissenschaften gethan, von jeher müssen hier die großen Männer in Mangel darben.“**)

Wir dürfen also zuversichtlich annehmen, daß Beethoven nunmehr, wie mit Berlin im Ganzen, so auch mit dem preussischen Königshause wieder ganz ausgehört erschien. Ja, auch gegen den Gesandten von Hatzfeld und gegen dessen Kanzleidirector, Hofrath Bernhard ist keine Spur von Groll weiter ersichtlich; vielmehr lassen die letzten Hefte Beethovens ein reges, warmes Interesse am Schicksale des Gesandten und seines Kanzleidirectors erkennen.

In einem Februarhefte (Nr. 71) ist mancherlei über den Ausgang des Fürsten zu lesen. Da heißt es:

(Blatt 4a): „Hatzfeld ist sehr krank seit 4 Tagen.

„Bernhard begegnete mir und der Bruder und sagte, daß man an seinem Aufkommen zweifle“ zc.

Ferner (Blatt 9a): „Die Karte bei Hatzfeld habe ich an den Fürsten abgeben lassen. Der Fürst ist seit gestern Nacht nicht mehr unter den Lebenden.

„Die Krankheit hat am 3. Tage gleich einen so bössartigen Charakter angenommen, daß Alles vergebens war.“ — zc. zc.

Wenn wir uns nun erinnern, daß dieser Fürst von Hatzfeld am 3. Februar 1827 starb: so gewinnen wir aus dieser Thatsache einen Anhalt für die Zeitbestimmung dieses Conversationsheftes des Februarmondes, es gehört also dem Anfange dieses Monats an, es darf als allererstes Februarheft bezeichnet werden.

Und nun noch einmal die Ring-Geschichte! Der wiederholentlich genannte Kanzleidirector Bernhard, derselbe, welcher in der Messen-Angelegenheit Beethoven anrieth, einen Orden an Stelle der 50 Dukaten zu wählen, wurde bald nach Beethovens Tode von seinem Amte entfernt. Daß diese Amtsentsetzung mit dem vermeintlichen „Brillantringe“ in Verbindung stehe, läßt sich nicht begründen. Kanzleidirector Bernhard hatte sich vielmehr eines sehr guten Leumundes zu erfreuen. In diesem Falle von fast entscheidender Bedeutung ist eine Bemerkung über ihn in einem andern

*) Es darf nunmehr als völlig bekannt angesehen werden, daß Beethoven während seiner Virtuosenreise im J. 1796, die ihn ein einziges Mal Berlin betreten ließ, auch in der damals ganz jungen Sing-Academie seine Gaben als reproducirender Künstler, namentlich als Improvisator wirken ließ.

**) Diese Tagebuchblätter sind bereits vom Verfasser in einer andern Arbeit, „Beethoven und Zelter“ veröffentlicht, nämlich in der Berliner illustrierten Wochenschrift „Der Bär“ (Nr. 1—3 im Oktober 1886); aber um des besseren Verständnisses willen dürften diese Dolezalefschen Aeden an Beethoven hier nicht fehlen. Diese Conversationsheftnotizen können dazu verhelfen, jenen Brief Beethovens, der von der Metronomisirung der LX. Symphonie handelt, ungefähr richtig datiren zu können. Er dürfte im Januar oder Februar 1827 geschrieben sein.

Conversationshefte aus dem Februar 1807 (Heft 118). Darin heißt es von Anton Schindlers Hand:

(Blatt 19a): „Hofrath Wernhard ist ein espeece ganz alla Breuning — ein vortrefflicher einfacher Mann. Von ihm ist alles zur Beförderung dieses Wunsches zu erwarten; Preußen, Frankreich und England, was würden Ihnen für Ehren überall widerfahren, wenn man Sie persönlich dort hätte — das würde erst sensation und den wahren Effect hervorbringen.“

Wenn also Wernhard Beethoven's vortrefflichstem, biederstem, treuherzigstem Freunde Stephan von Breuning ähnlich war, wie Schindler, der vorzügliche Kenner all jener Verhältnisse, behauptet, dann muß er ein durchaus makelloser Charakter gewesen sein — und nicht der leiseste Schatten eines Verdachtes darf auf ihm haften bleiben. — Die Wünsche, die auch Hofrath Wernhard befördern helfen sollte, betreffen, wie man leicht erkennt, eines jener in der letzten Zeit Beethoven's immer wiederkehrenden Projecte, daß der Meister endlich einmal eine große Kunstreise unternehmen sollte, nach der Art Joseph Haydns, wodurch auch ihm eine Fülle von Ehren und Schätzen beschieden sein müßte.

So also steht die Sache mit Hofrath Wernhard.

Anders freilich mit dem Fürsten von Haxfeld, der weit weniger vortheilhaft beleumundet war, als sein vorerwähnter Kanzleidirector.

Eine gewiß außerordentlich gut unterrichtete Persönlichkeit soll uns hierüber Licht geben: Barnhagen von Ense, der sich in seinen historiographischen Schriften zwei Mal fast ganz gleichlautend über den Charakter dieses Fürsten von Haxfeld ausspricht. Er schildert in seinen „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens*)“ den Fürsten wie folgt: „Dem Könige der Niederlande wurde ich durch unsern Gesandten, Fürsten von Haxfeld vorgestellt. Gegen diesen Letzteren bestand in Preußen bei den achtbarsten Männern ein starker Widerwille, Blücher hatte die härtesten Aussprüche über ihn ergehen lassen, Gneisenau, Beyme, Stagemann, Schleiermacher, Niebuhr und Andere dieses Schlages, haßten ihn gründlich, man rief die Zeugnisse der Todten, der Königin Luise und Scharnhorst's gegen ihn auf; ich bin hier nicht berufen, zu untersuchen, wie weit die politische Uebelmeinung, die ihn fast allgemein traf, verdient war; ich war damals und auch später gar sehr geneigt, sie für begründet zu halten: aber das Vorurtheil konnte mir den unbefangenen Eindruck der Persönlichkeit nicht stören, und dieser war ein sehr günstiger; in der Mitte seiner lebenswürdigen Familie, die durch anmuthige Unabhängigkeit ihrer Glieder und doch zusammenstimmenden Geist sich auszeichnete, erschien er als würdiges und glückliches Haupt, voll practischer Herzensgüte, die jeder Stunde ihre Freude gönnte und verschaffte; daß er der Geschäfte kundig war und sie mit Leichtigkeit handhabte, läßt sich gern glauben, ich habe es theilweise selbst

*) II. Auflage 1843, Band III, S. 417 u. 418. (Baden-Baden. Brüssel. Berlin 1817).

gesehen; in dem geselligen Verkehr besaß er alle Vortheile des vornehmen Mannes einer früheren Zeit, wo noch ungezwungene Gleichstellung und Leutseligkeit in den höheren Klassen herrschte. In allen diesen Beziehungen konnten wir uns keinen günstigeren persönlichen Anhalt wünschen, und wir genossen auf seinem schönen Landsitze in Laeken und auch in Brüssel durch ihn die schönsten Annehmlichkeiten. Ist ihm früher Mangel an Festigkeit des Charakters und später an Klarheit des politischen Blickes vorgeworfen worden, so darf dies die gute Erinnerung, die ich aus Brüssel von ihm habe, mir hier nicht stören.“*)

Wie sich nun auch die Dinge in Bezug auf die Seelenlauterkeit des Fürsten von Haxfeldt und des Hofraths Bernhard verhalten mögen: jedenfalls bedarf die Geschichte mit dem vermeintlichen Brillantringe, den König Friedrich Wilhelm III. laut der mitgetheilten Cabinetsordre unserm Meister für die Dedication der Neunten Symphonie zugebacht hatte, erst noch der endgültigen Aufklärung. —

Die Dedicationssache selbst gewinnt noch durch eine Tagebuchnotiz aus der allerletzten Zeit des unsterblichen Meisters eine deutlichere Beleuchtung. In diesem letzten Conversationshefte (No. 40) erfahren wir, daß Beethoven seinem getreuen Freunde und Amanuensis die Partitur der IX. Symphonie und des E-moll-Quartetts (op. 59) geschenkt hatte. Und da schreibt denn Schindler (Blatt 14 b) das umständliche Wort nieder:

„Wie können Sie wieder denken und mir zumuthen, ich sollte ein Geschenk von Ihnen so gering schätzen und es verkaufen!“

Ob es die Originalpartituren gewesen sind? Möglicherweise. Denn so viel ist nun feststehend, daß das Originalmanuscript der IX. Symphonie welches gegenwärtig gewiß die wunderbarste Zierde der musikalischen Abtheilung der königlichen Bibliothek zu Berlin bildet und unter einem besonderen Schaukasten daselbst neben anderen Originalpartituren der großen Musikeroen sichtbar ist: daß also das Originalmanuscript der IX. Symphonie dort unvollständig ist; der IV. Satz mit den Chören ist nicht vollständig. Die Partitur enthält auch keine Dedication. Die Copie dieser Partitur mit Dedication und eigenhändigen Verbesserungen Beethovens wird ebenfalls in der musikalischen Abtheilung der königl. Bibliothek aufbewahrt. Es ist ein schönes Exemplar der Partitur, roth eingebunden, viel mit Gold verziert. Auf dem Deckel befindet sich eine Goldkrone, darunter F. W. III. Der eigenhändige Titel von Beethoven lautet also: „Sinfonie Mit Schlußchor über Schillers ode „an die Freude“ für großes Orchester 4 Solo und 4 Chorstimmen Compomirt und Seiner Majestät dem König von Preußen Friedrich Wilhelm III. in tiefster Ehrfurcht zugeeignet von Ludwig von Beethoven 125tes Werk.“ Die Correkturen sind von Beethoven selbst.

*) Eine ganz ähnliche Beurtheilung des Fürsten steht im IX. Bande der Barnhagen'schen Denkwürdigkeiten S. 169 u. 170, welchen Ludmilla Assing nach des Autors Tode herausgab.

Das schöne Velinpapier ist goldbrandig. Einzelne Stücke des Finale sind auf größeren Blättern geschrieben.

IX.

Die lebhafteste Theilnahme, die der preussische Königshof jener Zeit, Friedrich Wilhelm III. an der Spitze, für den Genius Beethoven's durchaus bethätigte, konnte nicht verfehlen, einen heilsamen Rückschlag in dieser Beziehung auf das gesammte Berliner Musikwesen auszuüben. Es ist in diesem Betracht in Wahrheit keine Stadt der Welt mit Berlin zu vergleichen: denn hier zuerst und lange, lange ganz allein wurde es angestrebt und glücklich erreicht, die classische reine Instrumentalmusik, Beethoven obenan, populär zu machen.

Berlin hat Beethoven, den Virtuosen, im Jahre 1796 in seinen Mauern gesehen — der damalige König, Friedrich Wilhelm II., erschien als persönlicher Gönner des aufblühenden Tondichters und nahm huldvoll die Dedication seines opus 5, der 2 Violoncellsonaten auf. Berlin hat fernerhin dem Tonhöpfer Beethoven verständnißvolle Sympathie entgegengebracht — und am Abend dieses hohen Schöpferdaseins war es wieder der König von Preußen (Friedrich Wilhelm III.), der die Widmung einer der allerhöchsten Schöpfungen des Meisters, der Neunten Symphonie, voll Anerkennung annahm. So hat Berlin an und mit Beethoven die schönste geistige Verheißung und Erfüllung erlebt. In Wahrheit hat Berlin unter der steten Hegide der königlichen Institute, in der Erkenntniß, Werthschätzung und Pflege des Beethoven'schen Genius allen andern Städten der Welt mit dem besten Erfolge den Rang streitig gemacht.

Wirkliche stetige Symphonieconcerte entstehen zuerst in Berlin; der uns zur Genüge bekannte Hofmusikdirector Möser rief sie in's Leben. Im Jahre 1827, dem Todesjahre Beethoven's läßt sich L. Kellstab unter Anderem also darüber vernehmen:*)

„Herr Musikdirector Möser beabsichtigt nämlich, seinen bisher mit Recht so hochgeschätzten Quartett-Soireen eine größere Ausdehnung zu geben.“ — „Man muß daher den Gedanken Herrn Möser's, die Instrumentalmusikunterhaltungen zu erweitern, um den Sinn des Publikums nach und nach an tiefere Auffassungen zu gewöhnen, einen durchaus glücklichen nennen; ob der Veranstalter dabei nur die Förderung der Kunst als ein einziges und reines Motiv im Auge hat, kann den Hörer wenig kümmern.“

Späterhin, im Jahre 1848, fügte dieser Autor seinen Erzählungen aus dem Jahre 1827 noch Folgendes in Anmerkung hinzu:

„Aber er“ (es. dieser Aufsatz, betitelt „Musik“) ist ein merkwürdiger Beleg zu der Kunstgeschichte Berlins, als ein Zeugniß, daß kaum zwanzig Jahre vergangen sind, seit große Instrumentalconcerte anfangen unter dem gebildeten Musikpublikum gehört zu werden. Allerdings war dies auch schon früher der Fall. Vor den Kriegen Napoleons stand dieser Theil der Kunst bereits in Blüthe; allein die öde Stelle, die der Krieg herbeigeführt hatte, fing erst im Jahre 1827 an wieder zu verwachsen.

*) Musikalische Beurtheilungen, S. 67.

Regelmäßige Sinfonieaufführungen begannen damals erst, nach langen Jahren der Pause, und Beethoven wurde erst von dieser Zeit ab in seinen größeren Werken bei uns bekannt.“ (Kellstab, a. a. O. S. 69.)

Und nachdem der große Dulder und Meister am 26. März 1827 seine unsterbliche Seele ausgehaucht: da war es wiederum neben Wien das poetische Berlin, welches den großen Todten durch die mannigfachsten Gedichte verherrlichte. Dieselben gelangten zumeist in der „Berliner Musikalischen Zeitung“ von A. B. Marx zum Abdruck. Diese Berliner Musikzeitung zeigte sich auch hierin Beethoven's weit würdiger als ihre Collegin, die „Allgemeine Musikalische Zeitung“ in Leipzig.

Die Berliner Musikzeitung vom 11. April 1827 (Nr. 15) war denn also besonders dem Andenken Beethoven's gewidmet.

Obenan, tief schwarz unrahmt, war zu lesen:

Beethoven ist gestorben
Trauert dem Scheidenden nicht.
Haltet im Geiste ihn nah

†† Este.“

Dann folgt ein schöner poetischer

„Nachruf an Beethoven“ von Anselmus.

Dieses Gedicht umfaßt 5 Strophen zu 13 Versen und als Schluß eine Art Geleit (Tornada) von 6 Verszeilen, die hier Platz finden mögen:

„Mein schwaches Lied, du magst von himmen gehen
Zu denen, die den großen Meister lieben
Und die sich nun betrüben,
Daß sie fortan ihn nicht mehr um sich sehen:
Und suche sie zu scheiden,
Wenn Du's vermagst, von ihren bitterm Leiden.“

Darauf ist das folgende Gedicht von H. Stieglicz zu lesen:

Beethoven.

Natur, Du warst ihm Gottheit! Ahnungs- voll	Nun drang sein Blick urkräftig durch das All,
Stieg er in Deiner Schachten tiefste Tiefen, Wo seine kühne Brust entgegenquoll	Daß er den Gott dem Irdischen vermähle; Des Geistes Walten fand er überall,
Den tausend Bruderstimmen, die ihn riefen, Wo seine Harfe mächtig überschwoll	Fand in der ganzen Schöpfung Klang und Seele;
Von allen Zaubern, die verborgen schliefen, Bis von der Schöpfung Jubelchor durch- drungen,	So ward sein Werk des Geistes Wiederhall, Und in dem Ton der süßen Philomele, Wie in der Wetterwolke schwarzen Schlünden
Sie in den großen Hymnus eingeklungen.	Läßt er die Gottheit ahnend sich verkünden.

Nicht suchet nach des Werkes Meister mehr!
Der Harfe mächt'ge Saiten sind zersprungen;
Doch zeugt in heller Glorie ein Heer
Von Klängen, wie fein kühner Geist gerungen.
Und stehend schwebt er selber drüber her,
Ein Freudenhymnus, der den Stoff bezwungen:
So hat er sich, unsterblicher zu leben,
Den Armen der Natur zurückgegeben.

Eine spätere Nummer der Marx'schen Berliner Musikzeitung (Nr. 18 vom 2. Mai 1827) bringt ein Sonett von L. M. Fouqué:

An Beethoven.

Mit Dir einst, Meister, Lied in Lied zu singen —
Die Sehnsucht wohnte mir im tiefsten Herzen,
Seit mich zuerst in Wonne, Grau'n und Scherzen
Die Räthselwunder Deiner Lieder singen.

Doch früher sproßten Dir die Seraphschwinger,
Dich aus der Weltluft, die oft Rebel schwärzen,
Heimtragend in den Lichtglanz sel'ger Kerzen,
Wo am Crystall'nen ew'ge Hymnen klingen.

Voll Wehmuth starrt' ich fern nach Deiner Gruft hin,
Draus hob ein Klang sich mit ernstholdem Rosen,
Reich, — oft schon sangst Du so — an wonn'gen Schreden.

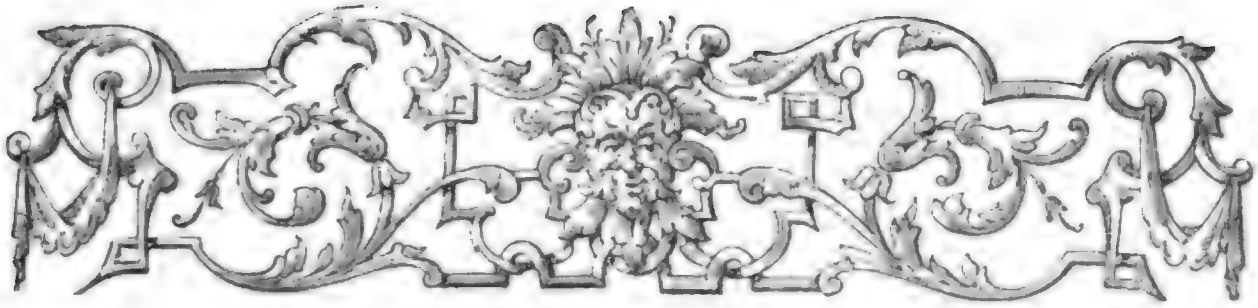
Ich wag's, — ich sing' die Deutung durch die Luft hin:
Ja, Wechselfänge soll'n wir Zwei einst wecken,
Hoch ob dem Grabmoos, unter Himmelrosen."

Wie sich hier die Dichter um den Beethovenbegeisterten Marx schaaren, so andererseits um L. Kellstab, diesen stets frohbereiten „Rufser im Streite“. Beethovens Todtenfeier im Jahre 1828 giebt ihm neue Veranlassung zu herzvollen Mahnworten. *) „Der 26. März war der Todestag Beethovens. Die Gedächtnißfeier desselben wurde auf die würdigste Weise in der musikalischen Versammlung des Herrn Musikdirectors Möser begangen, welche gerade auf diesen Tag der wehmüthigen und erhebenden Erinnerung an den größten Künstler unserer Zeit fiel. Nur Werke von dem unsterblichen Meister wurden ausgeführt.“ Ferner:**) „Möge die Feier seines Andenkens immer so würdig begangen werden und möge man sie nicht in nachlässige Vergessenheit gerathen lassen; denn der Dank, den wir ihm schuldig, wengleich unabtragbar, findet doch wenigstens ein Zeichen in der reinsten Verehrung seiner unsterblichen Schöpfungen.“

Berlin bewahrte und bewährte bis heute so edle Mahnung; es behauptete sich stets voll und ganz auf seiner stolzen Beethoven-Höhe. Auch nach des Meisters Tode fand sein Genius in Berlin, wie kaum irgendwo anders, die liebevollste Stätte; der Geist seiner himmlischen Musik drang tief in's Volk hinein. Grade in Berlin ist Beethoven im edelsten Sinne des Wortes populär geworden. Populäre Symphonieconcerte — man denke an die Liebig'schen! — blieben denn auch lange einer der wundervollsten Vorzüge, den Berlin vor andern Hauptstädten voraus hatte. Diese Concerte haben eine Saat des Edlen und Reinen in die Gemüther des Volksganzen gestreut, die sich noch als Hort, Schutz und Fels gegen allerhand böse Dämonen im Leben und in der Kunst bewähren wird.

*) Musikalische Beurtheilungen S. 85.

**) Kellstab, a. a. D. S. 86.



Die Reisen des Kaisers Hadrian.

Von

Martin Hertz.

— Breslau. —

Als Trajan, im Begriffe von seinem letzten großen orientalischen Kriegszuge heimzukehren, erkrankte, übergab er dem Statthalter von Syrien, Publius Aelius Hadrianus, das Heer. Als er kurz darauf, im Jahre 117 nach Christus, in der cilicischen Stadt Selinus sein Leben aushauchte, wurde Hadrian alsbald vom Heere zum Imperator ausgerufen.

Die Erbschaft, die er anzutreten hatte, war zunächst nicht ohne Schwierigkeiten. Trajan hatte die Grenzen des Reichs auf seinen mit augenblicklichen Erfolgen begleiteten Kriegszügen über das Maß ausgedehnt: die vorhandenen Streitkräfte genügten nicht, um die neu erworbenen Gebiete der römischen Herrschaft dauernd zu sichern, und die Vermehrung dieser Streitkräfte war nicht ohne übermäßige Anspannung der ohnehin schon mit Verlegenheiten kämpfenden Reichskasse möglich. Durch ein allerdings von rein politischem Standpunkte aus betrachtet richtiges und mit Recht von dem allverehrten Altmeister der neueren Geschichtschreibung als eine Manifestation geistiger Selbstständigkeit bezeichnetes, dem Sinne eines Römers vom alten Schlage aber sicherlich nicht entsprechendes Verfahren gelang es Hadrian bald, unter Nichtachtung entgegengesetzter populärer Strömungen, diese Schwierigkeiten zu lösen; er verzichtete auf die von seinem Vorgänger neu eroberten Provinzen Armenien, Assyrien und Mesopotamien und erreichte dadurch den Frieden mit den Parthern. Zunächst galt es nun noch den Frieden überhaupt durch Bewältigung eines und des anderen Aufstandes zu sichern; im Ganzen aber bleibt fortan der Charakter

der Regierung Hadrians ein in vorwiegendem Maße friedlicher, und während er sich früher als tapferen und erfahrenen Feldherrn erprobt hatte, so läßt sich nach jenem Zeitpunkt seine persönliche Anwesenheit auf dem Kriegsschauplatz mit voller Sicherheit nur einmal bei Gelegenheit eines bedenklichen und langwierigen jüdischen Aufstandes gegen Ende seiner Regierung nachweisen. Im Großen und Ganzen aber suchte er gute Beziehungen nach allen Seiten hin zu erhalten, hie und da zwar, wie von vorn herein in dem oben erwähnten Falle, durch eine immerhin nicht unbedenkliche Nachgiebigkeit und Freigebigkeit. Auf der andern Seite aber wußte er allerdings den römischen und seinen eigenen Namen gefürchtet und geehrt zu erhalten: er verstand es, ein starkes, wohl organisiertes Heer zu schaffen und trefflich zu discipliniren; er legte großartige Befestigungen und Umwallungen zum Schirme der Marken des Reiches in Germanien, in Britannien, wohl auch in Spanien an, überall eingedenk des auch von den Alten nicht selten ausgesprochenen Grundsatzes, daß wer den Frieden will, zum Kriege rüsten muß, wenn auch die jetzt allgemein gangbare lateinische Fassung desselben (*si vis pacem, para bellum*) ihm ebensowenig bereits bekannt sein mochte, als es uns der Urheber derselben ist.

Durch die oben geschilderten Ereignisse zunächst gänzlich in Anspruch genommen und ferngehalten traf Hadrian erst ein volles Jahr nach dem Antritt seiner Regierung in der Hauptstadt ein. Während der nächsten Zeit machte er von hier aus nur einmal einen größeren Ausflug nach Süditalien. Im Frühjahr 121 legte er noch am Gründungstage der ewigen Stadt, am 21. April, den Grundstein zu dem heute eine der schönsten Ruinen Roms bildenden Doppeltempel der Venus und der Roma. Darauf aber trat er seine erste große Reiseunternehmung an. Sie führte ihn durch die Provinzen des mittleren und des westlichen Europa: Gallien, Germanien, Raetien, Noricum, Britannien, Hispanien. Ob er von hier aus schon damals Afrika besuchte, hat sich noch nicht mit Sicherheit feststellen lassen. Ferner führte ihn sein Weg weiter nach Kleinasien und den diesem benachbarten Inseln, nach Thracien, Macedonien, Griechenland und Sicilien.

Die zweite große Reise aber brachte ihn, begleitet von seiner Gattin Aelia Sabina, seinem Adoptivsohne Cejonius Verus und seinem Liebling Antinous, zunächst nach Athen. Nach einem längeren Aufenthalte daselbst wurde zunächst die kleinasiatische Seeküste, dann Syrien, Judäa, Arabien und Aegypten besucht, wo, wie bekannt, Antinous in den Wellen des Nil den Tod, nach den gangbarsten Berichten einen freiwilligen Opfertod für den geliebten Herrn, fand. Den Schluß dieser ausgedehnten Züge bildete dann die erwähnte persönliche Betheiligung des Kaisers an der Bekämpfung des jüdischen Aufstandes.

Auf diese Weise hat Hadrian von den fast vollen einundzwanzig Jahren seiner Regierung in Rom nur drei Jahre im Beginn, vier Jahre am Ende und dazwischen einmal etwa drittelhalb Jahre vom Spätherbst

126 bis zum Frühjahr 129 in seiner Hauptstadt verweilt, und auch das nicht ohne nähere und weitere Ausflüge in Italien, während die mittlere dieser Reisen sogar noch im Jahre 128 durch einen etwa halbjährigen afrikanischen Aufenthalt unterbrochen wird.

Um diese lang und beharrlich ausgedehnten Fahrten ruhig beurtheilen zu können, bedarf es zuvörderst eines Einblicks in den Charakter und in die persönlichen Eigenschaften und Neigungen des Kaisers. Ein unschätzbares Hülfsmittel dafür würde seine Selbstbiographie sein, aber sie ist uns nicht erhalten geblieben. Doch wird man nicht irre gehen, wenn man in ihr eine Hauptquelle der in freilich wenig kunstmäßiger Composition und in verwahrloster Form auf uns gekommenen Lebensbeschreibung Hadrians findet, die an der Spitze eines Sammelwerks von Biographien der römischen Kaiser von da an bis gegen das Ende des dritten Jahrhunderts durch verschiedene Verfasser steht. Auch eine etwas frühere Biographie Hadrians in einer ähnlichen Reihenfolge ist uns bis auf Spuren auch ihrer Benutzung in jener erhaltenen Darstellung verloren: von einem in staatlichen Angelegenheiten und auch in der schönen Litteratur bewanderten Manne, einem Marius Maximus, herrührend, würde sie, dem Kaiser nicht gerade mit Wohlwollen gegenüberstehend, zu lehrreichen und pikanten Vergleichen herausfordern. Außer jener einen ausführlicheren Lebensbeschreibung stehen uns aber heutzutage nur noch einige kurzgefaßte Skizzen und Auszüge aus dem späteren Alterthum zu Gebote, so daß das litterarische Material weder sehr reichlich noch sehr ausgiebig ist. Ergänzt aber wird dasselbe in wünschenswerthester Weise durch zahlreiche Münzen und Inschriften, die nicht nur für die Feststellung äußerer Thatsachen Stoff darbieten. Und so lassen sich immerhin auch die Grundzüge des Wesens des Kaisers bei unbefangener und vorsichtig abwägender Kritik zu deutlicher Anschauung bringen.

Früh in die unmittelbare Nähe Trajans gezogen, hatte er volle Gelegenheit sich in politischen wie in militärischen Geschäften zu üben. Als er, geboren an demselben Tage des Jahres 76, der einst Preußen seinen großen König schenken sollte, dem 24. Januar, den Thron bestieg, war er ein angehender Bierziger in der vollsten Blüthe entwickelter Manneskraft. In Trajan war in manchem Betracht noch einmal ein Römer von altem Schrot und Korn auf den Thron gelangt; Hadrian erscheint dem gegenüber als Kosmopolit. Jener zwar hat das Römerreich kühn vordringend erweitert, dieser hat es, wie richtig bemerkt worden ist, vorsichtig beschränkt, obwohl es ihm weder an persönlichem Muth noch an militärischem Sinn und militärischer Erfahrung fehlte; aber diese Beschränkung war, wie bereits hervorgehoben worden ist, ein Act zutreffender politischer Berechnung. Seine Anlage, seine Neigungen trieben ihn vielmehr in's Weite, Unge- messene. Alles in seinen ausgedehnten Reichen, die weitaus den größten Theil der damals bekannten civilisirten Welt umfaßten, wollte er selbst schauen, selbst kennen lernen, prüfen, an jeglicher Stelle persönlich ein-

greifen, ordnen, helfen, bessern, bemüht seinem Herrscherberufe durch eigenes Eintreten überall Genüge zu thun. Im Ganzen erscheint er dabei als ein wohlwollender, ehrlicher und gerechter Mann, obwohl er, durch Erwägungen politischer Art verleitet, sich nicht unwahrscheinlich einmal im Beginn, sicher einmal gegen Ende seiner Regierung zu Acten der Grausamkeit bestimmen ließ. Seine Bildung war eine mannigfache, wenn er auch den Dilettanten nicht verleugnen konnte, und Litteratur, Wissenschaft und Kunst nahmen in seinen Interessen keine geringfügige Stellung ein: er war gleich bekannt mit griechischem und mit römischem Schriftthum, machte gleich mittelmäßige griechische und lateinische Verse, malte nach dem uns erhaltenen Ausspruche eines Sachverständigen Stilleben nach Dilettantenart, versuchte sich auch in der Plastik, meisterte die Baumeister. Großartige Stiftungen zur Förderung der Wissenschaft verdanken ihm ihre Entstehung; aber er gefiel sich darin, die von ihm geförderten und in eine Stellung sorgensfreier Muße versetzten Gelehrten mit allerlei Fragen und Nörgeleien zu behelligen und zu ermüden: überall eitel, ungleich, reizbar, dabei zu sinnlichen Genüssen geneigt, eine aus wunderbarer Mischung entgegengesetzter Elemente zusammengefügte Natur. Man durfte mit Recht von ihm behaupten, daß er grausam und mild, übelläunig und heiter, geizig und freigebig, hastig und überlegt, versteckt und offen sei; eine unruhige Nervosität, die ihn von Einem zum Andern unaufhörlich trieb, hat man mit Recht als die Wurzel dieses ungleichmäßigen und unberechenbaren Charakters bezeichnet.

Natürlich, daß eine solche Natur, zur Herrschaft gelangt, sich nicht damit begnügen konnte, die verchlungenen Fäden der Interessen der vielfachen Bestandtheile des Reiches im Palaste des Herrschers zusammenlaufen zu lassen und von dort aus, in Unbeweglichkeit und Unnahbarkeit verharrend, die gesammte Regierung zu führen. An und für sich gewiß löblich, denn mit Recht preist man es für eine Tugend des Herrschers, wenn er nicht nur oder vorwiegend aus Berichten seine Kenntniß der Eigenthümlichkeiten und der Bedürfnisse der verschiedenen Theile seines Reichs schöpft; aber andererseits verlangt man von ihm auch eine gewisse Stetigkeit, einen festen Mittelpunkt des Regiments, von dem aus er eine gleichmäßige Thätigkeit nach allen Seiten hin zu entwickeln im Stande ist; das soll die Regel sein, die Information und Inspection an Ort und Stelle muß ergänzend und helfend daneben eintreten.

Umgekehrt war es bei Hadrian der Fall. Von Ort zu Ort, von Land zu Land ziehend, bald hier, bald dort mit Vorliebe, und dann vorzugsweise ganz allein, die entlegensten Gegenden durchstreifend, unnahbar und unfindbar, war er häufig außer Stande, persönlich einzugreifen, wo es nothwendig gewesen wäre. Eine feste und regelmäßige Praxis des Betriebs der Regierungsgeschäfte konnte sich dabei schwer bilden, und die Thätigkeit des Herrschers mußte vorwiegend und einseitig in der Hauptsache demjenigen Landstriche sich zuwenden, in dem er sich gerade befand. Freilich wurde,

wenn er nicht gerade auf einer jener einsamsten Wanderungen sich befand, der Verkehr mit ihm aus den verschiedenen Theilen des Reichs dadurch erleichtert, daß die Staatspost im ganzen Umfange desselben als festes Institut eingeführt wurde; und andererseits wurde jener Mangel wenigstens einigermaßen dadurch ausgeglichen, daß er, von den letzten dauernd in der Hauptstadt zugebrachten Jahren noch ganz abgesehen, den ersten römischen Aufenthalt sowohl als den zweiten zu umfassender, auf das ganze Reich gleichmäßig sich erstreckender Thätigkeit benutzte, vor Allem zur Organisation des Heeres, der Verwaltung und der Rechtspflege. Sicher war auch in Rom bereits vor Antritt der zweiten Reise die Anregung zu der großen gesetzgeberischen Arbeit gegeben worden, die erst während derselben in die Oeffentlichkeit trat. Und auch das muß man in Anschlag bringen, daß er, von seinen Reisen heimgekehrt, die auf denselben durch eigene Anschauung und Prüfung erworbene Kenntniß der Bedürfnisse der bedeutenden, auf seinen Wegen durchmessenen Bestandtheile seines Reichs mit nach Rom zurückbrachte und feste Grundlagen dadurch gewonnen hatte, um auf allen Gebieten der Reichsverwaltung sich, nach dem zutreffenden Ausdrucke eines kundigen Forschers, als einsichtigen und gründlichen Reorganisator zu bewähren. Das durch eingehende Betrachtung seiner Thätigkeit für die eben berührte Codification und Ausbildung des Rechts, für das Heer, für das Finanzwesen und für die Organisation der Verwaltung im Einzelnen zu erweisen, liegt außerhalb der Aufgabe dieser Zeilen und dieser Blätter; nur das fällt uns anheim, in kurzen Zügen darzustellen, wie Hadrian zu alledem durch seine Reisen und auf denselben sich das Material und die Befähigung gewann.

Zum Mindesten wie man im Alterthum selbst seine Thätigkeit in dieser Beziehung auffaßte, eine wie scharfe Beobachtungsgabe, eine wie umfassende, den verschiedensten Interessen zugewendete Aufmerksamkeit man ihm beilegte, zeigt ein unter seinem Namen auf uns gekommener, aus Alexandrien an seinen Schwager Servianus bei der Uebersendung eines an die modernsten Erzeugnisse erinnernden Products der ägyptischen Industrie, buntfarbig schillernder Glaspokale zum Gebrauche für ihn und seine Gattin, Hadrians Schwester, bei festlichen Mahlen, gerichteter Brief. Angeblich einer, von einer Seite sogar auf den Kaiser selbst zurückgeführten, Aufzeichnung eines Freigelassenen des Hadrian entnommen, ist er wenigstens in der vorliegenden Gestalt sicher nicht durchweg völlig authentisch; ihn aber in Bausch und Bogen mit dem angesehensten Kenner und Darsteller der römischen Geschichte „auf Hadrians Namen gefälscht“ zu nennen — das möchte aus mehr als einem Grunde nach der anderen Seite zu weit gegangen sein. Aber selbst in diesem Falle bliebe die, wie auch der genannte hervorragende Gelehrte ausspricht, von „kundiger Hand“ herrührende, wenn auch in Einzelheiten späteren Zuständen entsprechende Darstellung aus den oben angedeuteten Gesichtspunkten und mit der danach gebotenen Einschränkung der Kenntniß und der Beachtung werth.

„Aegypten,“ so lautet dieses Schreiben das Du mir angepriesen hast, habe ich als leichtsinnig, schwankend und jeglicher Wendung des Gerüchtes nachflatternd kennen gelernt. Die Verehrer des Serapis hier sind Christen, und dem Serapis Ergebene sind es, die sich christliche Bischöfe nennen: keinen jüdischen Oberrabbiner, keinen Samariter, keinen christlichen Presbyter giebt es, der nicht das Horoskop stellte, der sich nicht mit Wahrsagerei und mit Medicinalpfsucherei abgab. Selbst der Patriarch, wenn er nach Aegypten kommt, wird von den Einen genöthigt, den Serapis, von den Anderen, Christus anzubeten. Der ganze Menschenschlag ist im höchsten Maße zu Unruhen geneigt und nicht minder aufgeblasen und gewaltthätig. Die Stadt ist wohl ausgestattet, reich, fruchtbar, wohl Niemand ergiebt sich darin dem Müßiggange. Die Einen blasen Glas, die Anderen fabriciren Papier, Andere sind Leinweber, Alle überhaupt sind thätig, welchem Betriebszweige man sie auch zurechnen mag. Sogar die Sichtbrüchigen haben ihre Geschäfte, die Blinden ihre Handtierung, selbst wer an Handgicht leidet, geht nicht unthätig einher. Ihre einzige Gottheit ist das Geld. Dieses verehren die Juden, dieses die Christen, dieses die gesammte Heidenchaft. Wären doch die Sitten der Stadt besser, dann wäre sie nach ihrer Ergiebigkeit, ihrer Größe würdig, an der Spitze von ganz Aegypten zu stehen! Ich habe ihr Alles bewilligt, ihre alten Privilegien erneuert, neue in dem Maße hinzugefügt, daß die Einwohner sich mir während meiner Anwesenheit dankbar bewiesen. Kaum aber hatte ich ihnen den Rücken gedreht, als sie allerlei nachtheilige Reden gegen meinen Sohn Verus zu führen begannen und nicht minder über Antinous, was Dir zu Ohren gekommen sein wird. Ich wünsche ihnen nichts, als daß sie sich von ihren Hühnern ernähren müssen, die sie in einer Weise züchten*), daß es mich anekelt, davon zu sprechen.“

Wie hier wohl, sei es wenigstens zum Theil von Hadrian selbst, sei es in seinem Sinne und nach seinem Muster, der allgemeine Charakter der Einwohner, die religiösen und die Erwerbs- und Gewerbsverhältnisse mit scharfer, in's Einzelne eingehender und von sorgfältiger Prüfung zeugender Beobachtung dargestellt werden, so wissen wir, daß Hadrian überall, wohin ihn sein Reiseplan führte, die umfassendste Aufmerksamkeit auf Alles richtete, dessen Kenntniß für den Herrscher werth- und bedeutungsvoll sein konnte. Vor Allem war er dabei bedacht, auch die militärischen Verhältnisse in's Auge zu fassen, um, wie schon oben angedeutet, die Grenzen seines Reiches stets gesichert, das Heer in gutem Zustande zu erhalten. Selbst gewöhnt Strapazen aller Art zu ertragen und in dieser Hinsicht wenigstens der alten Römer einer, theilte er, wo er sich zu seinen Heeren begab, das Leben der Soldaten; sorgfältig prüfte er ihre Ausbildung, ihre Schlagfertigkeit,

*) Die Aegypter bewirkten das Ausbrüten der Hühnereier, wie wir aus einer Stelle des Aristoteles erfahren, indem sie sie in Mist vergruben.

belehrend und ermunternd, wie tadelnd und bessernd sprach er sie an: eine Klasse der auf ihn geprägten Münzen, mit der Aufschrift des Heeres in verschiedenen Provinzen bezeichnet, stellt ihn bald hoch zu Ross sitzend, bald auf einer Rednerbühne stehend in dieser Thätigkeit dar; auch längere Bruchstücke einer solchen Rede, an die Soldaten einer afrikanischen Legion gerichtet, sind uns erhalten: es wird hier sehr genau auf die Leistungen der Truppen und ihrer Abtheilungen eingegangen, dabei vielfache Anerkennung ausgesprochen, aber auch Belehrung, wie es in einer lückenhaften Stelle scheint, sogar unter Berufung auf einen alten Kriegsschriftsteller ertheilt.

Nicht minder eingehend beschäftigte Hadrian sich, dem eben mitgetheilten Schriftstück entsprechend, mit den bürgerlichen Verhältnissen der von ihm besuchten Länder und Orte. Ueberall suchte er helfend und fördernd einzugreifen, namentlich den Verkehr durch Straßen- und Wegebauten zu heben, neue Ortschaften zu gründen, die Verfassungsverhältnisse der bestehenden zu ordnen, sie mit nützlichen und bedeutenden Bauwerken zu schmücken, auf Landtagen von den Wünschen, Bedürfnissen, Beschwerden der Provinzen durch ihre berufenen Vertreter authentische Mittheilung zu erhalten, welche, die eigenen Wahrnehmungen ergänzend, ihn hier zur Hülfe, dort zur Abhülfe in den Stand setze. Vielfach nahm er auch Aemter in Provinzialgemeinden an, was wenigstens gleichfalls als ein Zeugniß dieses Interesses gelten darf, wenn er sich auch nicht der unmittelbaren Verwaltung derselben unterzog. Zum Behufe der Anlagen und Bauten aber unterhielt er im eigentlichen Sinne des Wortes ein in förmliche Heeresabtheilungen gegliedertes Heer von Bauhandwerkern und Wegebauleuten nebst den entsprechenden Bau- meistern.

Außer den oben bezeichneten nächsten Angehörigen auf seiner zweiten Reise war er sonst nur von dem zu seinem Schutze und zu seiner Bedienung, sowie zur Erledigung der Staatsgeschäfte nothwendigen Personal begleitet, einem immerhin an sich nicht unbeträchtlichen, aber doch verhältnißmäßig eingeschränkten und nirgend unnützem Pompe dienenden Gefolge. Er selbst wanderte häufig zu Fuß, unbedeckten Hauptes, bei stärkster Sonnengluth wie bei Schnee und Eis alles Sehenswürdiges zu sehen beflissen, keine Mühe scheuend, nicht minder von Interesse für den Genuß von Naturschönheiten erfüllt als von dem Wunsche, die durch die Sage geheiligten oder durch geschichtliche Beziehungen merkwürdigen Orte zu besuchen: die Gipfel des Aetna und des syrischen Berges Casius erstieg er, um den Aufgang der Sonne zu schauen, diesen auch, um das auf ihm befindliche Grabmal des Pompejus zu besuchen; nicht minder suchte er die Gräber des Epaminondas und Alcibiades und die angebliche Grabstätte des Telamoniers Ajax auf, wie er den Spuren des Xenophon und seiner Zehntausend nachging. Mit besonderem Interesse betrachtete er entsprechend der eingehenden Ausföhrung des vorher mitgetheilten Briefes die religiösen Interessen und besuchte die in dieser Beziehung geweihten Stätten: das

Dodonäische Orakel, Thespis, den Mittelpunkt des Eröscults, vor Allem Eleusis; selbst zu einem mystischen Synkretismus geneigt, ließ er sich bei seinen athenischen Aufenthalten in zwei verschiedenen Stufen die Weihen der eleusinischen Mysterien ertheilen. Erholung von den Anstrengungen der Reise suchte er gern in freilich oft nicht minder anstrengenden waidmännischen Expeditionen, unter denen ein Jagdzug in die libyische Wüste als besonders merkwürdig erscheint.

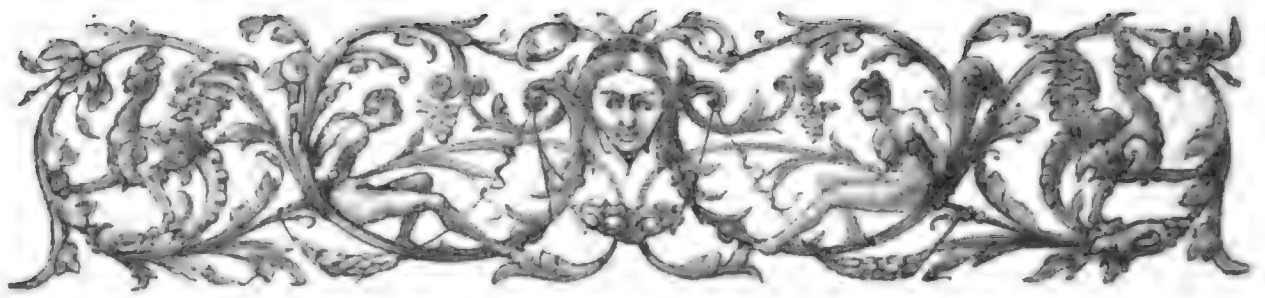
Athen, das ihm die Vollendung und Weihung des großartigen Tempels des olympischen Zeus verdankt, und Alexandria waren die Orte, an welchen er vorzugsweise gern verweilte; sie haben am meisten Wohlthaten von ihm empfangen. Daß Alexandria sich dafür nicht immer dankbar erwies, haben wir oben beklagen hören; Athen durfte sie so hoch anschlagen, daß es von seinem ersten Besuche eine neue Zeitrechnung datirte. Näher bei seinem Verhältniß zu diesen Städten zu verweilen, würde wiederum zu sehr in Einzelheiten hineinführen, mehr einer für Fachreise bestimmten Untersuchung als einer auf einen größeren Leserkreis berechneten, kurz bemessenen Darstellung geziemend.

Wie hoch überhaupt die Einwohner der von ihm durchzogenen Länder und Städte die Bedeutung der Reisen ihres Kaisers anschlugen, dafür mangelt es nicht an einer nicht unbedeutenden Anzahl von inschriftlichen und numismatischen Denkmälern. Eine Anzahl der zum nicht geringen Theile übrigens erst nachträglich geprägten Münzen gilt der Verherrlichung des Kommens des Kaisers, eine andere begrüßt ihn als Wohlthäter und Retter. Auf jenen mit „der Ankunft des Kaisers“ bezeichneten Münzen erscheint die Provinz bald in männlicher, bald in weiblicher Gestalt, mit einem charakteristischen Attribut versehen, gemeinsam mit dem Kaiser an einem Altar ein Opfer darbringend; diese, „dem Wiederhersteller“, wie die bei Allen wiederkehrende, gleiche inschriftliche Bezeichnung lautet, gewidmet, stellen den Kaiser dar, wie er der am Boden knieenden, auf den Münzen dieser Classe stets in weiblicher Gestalt dargestellten Provinz seine Hand bietet, um sie wiederaufzurichten. Inschriften aber von Städten und Inseln bezeichnen ihn nicht nur als Wohlthäter und Erretter der ganzen bewohnten Erde, der gesammten Welt, sondern auch als den höchsten Gott: als Olympier, als Zeus den Erhalter, Zeus den Dodonäer, Zeus den allhellenischen.

Mag man diese übertriebenen Ausdrücke den damals bereits tief eingewurzelten Auswüchsen des Cäsarismus zurechnen, so wird das auch vom Standpunkte der modernen Auffassung aus nicht in Abrede gestellt werden können, daß diese Reisen Hadrians durch sein ganzes Reich von hoch politischer, von wahrhaft geschichtlicher Bedeutung sind. Seiner bedeutenden Stellung in der Reihe der Beherrscher Roms und seiner in vielem Betracht eigenartigen Persönlichkeit entspricht es nicht minder, daß ihm in den letzten Jahrzehnten theils durch eingehende Berücksichtigung in zusammen-

hängenden Darstellungen der römischen Kaisergeschichte und der römischen Staatsalterthümer, theils durch eingehende monographische Behandlung besondere Aufmerksamkeit zu Theil geworden ist. Während wir eine besondere Schrift über Hadrian Ferdinand Gregorovius verdanken, einem ausgezeichneten Schriftsteller, der sich auch im Kreise der zünftigen Gelehrten einen hochgeachteten Namen zu machen und sein dem Hadrian gewidmetes Jugendwerk nach einem Menschenalter dem entsprechend neu zu gestalten gewußt hat, so haben zwei bekannte Fachgelehrte, Georg Ebers und Adolf Haustrath, die mit bedeutenden Leistungen in den Kreis der Schriftsteller eingetreten sind, ihn zur Hauptgestalt vielgelesener Romane gemacht. Wenn schon aus diesen wissenschaftlichen wie dichterischen Darstellungen die hohe Bedeutung der Reisen des Kaisers für die Kenntniß seiner Person und seiner Zeit deutlich hervortritt, so wird es uns nicht Wunder nehmen, daß wir in richtiger Erkenntniß dieser Bedeutung denselben von Seiten der Forschung eine bis in's Einzelste gehende Aufmerksamkeit gewidmet sehen: deutsche und, wenn man sie überhaupt gesondert daneben nennen darf, deutsch-österreichische ebenso wie französische und dänische Gelehrte sind wetteifernd bemüht gewesen, namentlich die darauf bezüglichen Denkmäler zu sammeln, zu sichten und zu verwerthen. Die Gesammtsumme des durch alle diese Leistungen allgemeiner wie besonderer Art Ermittelten ihren Hauptzügen nach ohne ängstliche Vermeidung auch der unmittelbaren Anlehnung an einer oder der anderen Stelle in kurzen Zügen dem weiten Kreise der Leser dieser Blätter vorzuführen, erschien wohl geeignet in einer Zeit, welche zu einer vergleichenden, in vielem Betrachte hochinteressanten und lehrreichen, weit über rein persönliche Bezüge hinausreichenden Betrachtung den unmittelbarsten Anlaß giebt.





Griechische Novelle*)

von

Matilda Serao.

— Neapel. —

Diese Novelle ist nicht von mir. Ich habe sie erzählen hören und mir sie öfter wiederholen lassen. An langen Sommernachmittagen an endlosen Winterabenden nahm ich einen Schemel und saß nieder zu meiner Mutter Füßen, meinen Kopf auf ihre Kniee stützend. Sie liebte mit ihrer leichten und feinen Hand die wilden Haare meines ungezähmten Köpfcchens und erzählte mir die Geschichtchen Griechenlands, unserer schönen fernen Heimat, nach welcher uns Sehnsucht das Herz verzehrte; ihr eine Sehnsucht voller Erinnerungen, mir eine brennende Sehnsucht der Hoffnung. — Nun ist die Mutter todt, nun sind die alten Klagen, die Hoffnungen, nun ist Alles dahin. Aber leise — leise jurren mir in der Seele die Geschichten.

Diese da, gleich allen andern, sie ist wahr.

*

*

*

Schwärzlich dämmert auf die Insel Santa Maura.

Wer weit draußen im Jonischen Meere segelt, hält sie für einen braunen, unfruchtbaren und unbewohnten Fels. Die Stadt, die Ebene treten erst hinter einem Erdwinkel hervor: eine kleine, auf einem vulkanischen Aufwurf erbaute Stadt, zweimal fast ganz vom Ausbruch zerstört, mit der Aussicht auf gänzliche Vernichtung und ein Verschwinden in den Meereswellen; das Land bedeckt mit Weinbergen und Oliven. Die Inselbewohner

*) Uebersetzt mit Erlaubniß der Verfasserin von Alfred Friedmann. — Aus „Lior di Passione“. G. Galli Editore Mailand. Die vollständige Sammlung dieser kleinen, aber gehaltvollen Novellen, deren bisher veröffentlichte Proben überall berechtigtes Aufsehen hervorgerufen haben, erscheint demnächst in autorisierter Uebersetzung bei S. Schottlaender, Breslau.

sind Grundbesitzer, Kaufleute, Ackerbauer und Fischer. Man handelt dort mit der Passolina, jener kleinen, schwarzen Traube, welche Albion zu Millionen von Griechenland kauft, um sie in seine Pasteten zu stecken. Die reichen Kaufleute senden ihre Söhne „studirens halber“ nach London, und diese Jünglinge kommen so etwa mit fünf und zwanzig Jahren nach der Insel zurück, um sich der Passolina zu widmen. Die Töchter, die reichen, werden in irgend einem Institut in Paris erzogen und kehren mit achtzehn heim, um einen Händler in Passolinen zu heirathen. Diese kleine schwarze Traube, so schmachhaft in den Plum-Puddings, ist der Grundstein der Glückseligkeit, der Liebe, des ganzen Daseins auf Santa Maura.

Und dennoch haßte Calliope Stavro die Passolina aus Herzensstiefe. Sie war ein hochgewachsenes Mädchen feiner Gestalt, von zwanzig Jahren, mit einem seltsamen braunen Gesichtchen unter dem Goldblond der Haare, mit gewissen merkwürdigen grünen Augen. Auch sie hatte in Paris eine Erziehung erhalten, eine unfruchtbare und oberflächliche. Ihre Seele war verschlossen geblieben. Im Pensionat hatten ihr die sonderbaren und heiteren Freundinnen mit dem zerstörerischen französischen Geiste Griechenland, die Griechen, Lord Byron, Haydee, die Klephten und die Passolina lächerlich gemacht. Dann gaben sie ihr jenes geistreiche, aufrichtige und perfide Buch von Edmond About: „La Grèce contemporaine“ zu lesen.

An diesem lebendigen Feuer der Lächerlichkeit waren viele Dinge in ihr vertrocknet. Sie hatte jenen Jugendträumen entsagt, sie war nach der schweigsamen Insel heimgegangen, ohne zu verrathen, was sie liebte und was sie haßte; aber auf ihrem jugendlichen Gesicht blieb der strenge und gelangweilte Ausdruck einer unzufriedenen Seele haften. Sie war stolz, aber noch öfter gleichgültig. Manchmal brachte ein verächtliches und schneidendes Lachen von ihr seine Dissonanz in eine Unterhaltung, aber meistens war kein Lächeln in ihr. Sie und da erschien sie launenhaft; mehr noch verunstaltete sie die feine Linie ihres Mundes durch unedles Gähnen — eine tödtliche Müdigkeit löste den schönen Ausdruck ihres Antlitzes auf.

Calliope Stavro war nicht poetisch angelegt. Sie hatte einen Verlobten und würde ihn ruhig und ohne Widerstreben geheirathet haben. Er war ein Traubenhändler, hoch, derben Bau's, mit hervorspringenden Backenknochen, von einem in's Braune spielenden Roth. Sein von der Sonne verbranntes Gesicht besaß die Farbe eines Ziegelsteins, Bart und Augen waren schwarz, diese tief liegend und lebhaft, seine Finger knotig. Er war achtzehn Jahre älter als seine Braut; das ist dort so üblich. Galantuomo, reich, bieder, ein entsehrliches Französisch und ein geschäftsmäßiges Englisch sprechend, liebte er die italienischen Lieder und Gesänge, den Wein von Porto, vergötterte die Passolina, war ein trefflicher Bräutigam und würde ein ausgezeichnete Gatte geworden sein. Er machte Calliope Stavro in möglichst rauher Weise den Hof, und sie hatte ihn ohne Abscheu, doch

ohne Vergnügen angenommen. Nach und nach, im Tiefinnern ihres Herzens, gerieth sie aus der Gleichgültigkeit in völlige Fühllosigkeit. Ihre Nächte kannten keine Träume.

Im Lenz, im blühenden Mai, kam Paolo de Joanna nach Santa Maura. Ein Jüngling von achtundzwanzig Jahren, ein wenig Dalmatiner, ein wenig Italiener, in London, Paris, Florenz aufgewachsen. Er war ein großer Reisender, Poet und reich; drei harmonische Formen des Egoismus. Um den Accord ganz rein zu stimmen — er war schön! Sein helles Gesicht hatte eine belebte Blässe, die dunkelschwarze Lockenfülle kleidete ihn originell; es war nicht die Lockenfülle eines Jesusknaben, sondern die eines Nero, und sie gab ihm das Aussehen eines antiken Gottes. Das Löwenauge strafte manchmal durch seinen kühnen Blick das Süße der Züge, die Weichheit der Linien Lügen. — Noch mehr als schön, war er verführerisch. Es giebt solche Männer, und sie gefallen den Frauen vorzüglich. Er lächelte nur selten mit einem jener Lächeln, welche die Augensprache vervollständigen und das Wort unterstreichen. Die Stimme, jener unwiderstehliche Zauber, war ernst und tief. Er sprach wenig. Wenn die Begeisterung seine Worte erbeben machte, erbleichte er, statt sich höher zu färben.

Paolo blieb in Santa Maura aus einer Laune des raffinierten Reisenden, welcher die großen Städte verabscheut. Er überbrachte den Reichen der Insel Empfehlungsbriefe. Man nahm ihn wohlwollend auf. Gewiß, jene braunen, thätigen, wenig poetischen Griechen, sehr mager und sehr unternehmend, betrachteten mit einer unbestimmten Scheu, mit Mißtrauen diesen weißen, glücklichen, arbeitsunlustigen Poeten, der, stolz und reich, voll frauenhafter Schlawheit war, interessant still schwieg und geheimnißvoll umherblickte. — Aber er behandelte sie mit jener Weichheit im Benehmen, jener liebenswürdigen Aufmerksamkeit, mit jener verhaltenen Herzlichkeit, welche die Seelen gewinnt. Sie liebten ihn zuletzt mit der griechischen Ueberschwänglichkeit, die der italienischen so ähnlich ist.

Er machte den Schönen nicht den Hof; oder vielmehr: er machte ihn Allen, Calliope Stavro mit inbegriffen.

Wenn er im Sattel durch die Straßen Santa Mauras streifte, ein schöner und eleganter Reiter, so grüßte er jedes Mädchen, das auf den Balcon eilte, mit tiefem Gruß und bedeutungsvollem Blick. Er schrieb wunderschöne Verse in ihre Albums, tiefe und leidenschaftliche Verse, welche Diejenige verwirrten, der sie zugeeignet waren. Bei den Vergnügungsausflügen verirrte er sich wohl mit der Einen oder der Andern in den Hainen, doch sprach er mit Keiner von Liebe. Er verbrachte gerne die Sommernächte im Freien, lustwandelnd unter den mit Rosenduft geschwängerten Terrassen, ohne daß man erfuhr, für welche Terrasse seine Spaziergänge zu deuten gewesen wären. Und wenn so irgend Jemand

eine geheime Sympathie für Paolo hatte, konnte man doch nicht sagen, wem seine geheime Sympathie geglückte.

Doch in's Haus Stavro ging er oft. Aber er war so discret, so bezaubernd in seiner Einfachheit, daß sie in diesem Hause es bis zur Anbetung für ihn gebracht hatten. Er nahm lebhaften Antheil an den Geschäften Spiridion Stavros, des Vaters Calliopes; er war der Vertraute in Liebes- sachen des Nicolaki Stavro, Calliopens Bruder. Er sang am Clavier italienische Romanzen für Dionisio Cartargi, den Bräutigam Calliopens. Die Dienstleute waren in ihn verliebt. Nur das Mädchen, ihrer Gewohnheit gemäß, liebte ihn nicht, haßte ihn nicht. Sie bewahrte ihre unzufriedene und verächtliche Haltung und ein müdes und lauges Stillschweigen. —

Paolo befragte sie oft, um ihre Seele zu ergründen. Er versuchte, alle Saiten erklingen zu machen, um die Harmonie dieses Herzens zu hören. Nichts vibrirte in diesem Kinde. Umsonst sprach er mit ihr von Italien, von der göttlichen und durchwürzten Italia, in der das Leben durch die Liebe seine Färbung erhält, von den zartesten silber-rosa Tinten bis zu den tief schwarzen, zum Roth, das tief schwarz erscheint. Vergebens zauberte er ihr das blonde Dalmatien mit den starken Frauen vor, das blonde Dalmatien, welches melancholisch die kalte, böse, ochsenaug-blaue Adria badet. Sie hörte zu. Zuweilen kräuselte der Hauch eines ironischen Lächelns ihre Lippen. Paolo bemerkte das und gab seine Bemühungen auf. Calliope irritirte, ärgerte ihn. Sie zerstörte seine olympische Ruhe.

Nun, da er sie für frivol und eitel hielt, brachte er ihr die französischen Journale, die Lieder der neuesten Operetten, die modernsten Bücher! Sie lasen sie zusammen. Er hatte einen prächtigen Vortrag, seine Stimme erzitterte dabei in einer seltsamen Erregung. Sie hörte den absonderlichen Beschreibungen, den Liebes-scenen zu, ob sie nun kalt und ernst oder versengend waren; sie blieb und vernahm, aber sie schien nicht zuzuhören. Meist war es, als ob all das sie schrecklich langweilte. Sie suchte, wie angewidert, die Achseln, aber sie sprach kein Wort.

Einmal waren sie allein. Seit einer Woche befand sich Dionisio Cartargi auf dem Lande, der Ernte der Passolina wegen, welche im Juli vor sich geht. Paolo las ein französisches Buch, einen Liebesroman. Calliope hörte ihm zu. Plötzlich hielt er inne und sah sie an. Sie saß bleich, geschlossenen Auges. Er, von seinem Stolze als Verführer übermaunt, beugte sich, um sie kühn auf die Lippen zu küssen. Doch die grünen Augen öffneten sich groß und durchbohrten ihn mit einem so eisigen Blick, daß er sich rückwendete, das Buch schloß, und ohne ein Wort zu sagen fort ging.

Ein anderes Mal versuchte er es, ihr von Kunst zu sprechen. Auf dem Hintergrund jener heiteren Horizonte des blauen jonischen Meeres errichtete er wieder in heißer und beredter Sprache jene Tempel von so feinen Linien, von unsterblicher Schönheit, jene Städte voller Licht und Liebe, jene Säulen-

hallen, aus denen die hohe Belehrung vom Idealen emporstieg. Weiter zurück, noch weiter zurück malte er ihr jene unbeschreibliche Natur, in der Alles göttlich war, die Bäume, die Blumen, die Flüsse: in der fünftausend Götter einen Olymp bevölkerten, in der die Hochzeiten zwischen Himmel und Erde die Sphären, den Aether mit der Unendlichkeit der Leidenschaft erfüllten; er malte ihr das Rosen der Küsse und den Wohlwust der Liebe. Sie verstand das alles nicht — Paolo schwieg entnuthigt, Bitterkeit im Munde und Trockenheit auf den Lippen.

Es war später im Jahre, um die Sommerhöhe, als er ihr zum ersten Male von Liebe sprach. Er hatte nie mit Calliope von seiner Liebe, noch auch mit Andern davon gesprochen. Das Antlitz des Poeten wurde hart und unbeweglich, wenn die Unterhaltung bei der Liebe angelangt war. Von einer Eingebung hingerissen, sich dahinziehen lassend, wohin ihn seine bewegliche und selbstsüchtige Natur bringen mochte, brach er eines Abends das Schweigen. Das Thema reizte ihn auf, begeisterte ihn. Wie die Lava strömten die Ideen aus ihm, leuchtend, zweifelnd halb, bald verächtlich. Wenn er sich widersprach, bemerkte er es und erklärte seinen Widerspruch. Das Paradoxon schillerte in seinen Regenbogenfarben. Alles, was die Seele enthielt, entließ er den Schleusen mit den Ansturm eines Bergstromes. Seine Stimme war jetzt zitternd und leise, dann volltönend und ernst, die Augen irrten umher, wie die eines Propheten; er begleitete das Wort mit mächtiger Gebärde. Er schloß damit, daß wir einen Weg zum Leben haben, und das ist die Liebe; einen Weg zum unbedingten Glück, und das sei die Liebe; einen einzigen Pfad zum Tod, und das war wieder und abermals die Liebe. Calliope hörte ihn an wie zuvor.

Man tanzte bei den Stavros. Es war December. Man gab ein Fest zu Ehren Paolo de Joannas, welcher sich anschickte, nach England zu segeln. Alle schönen Damen, alle schönen Mädchen waren anwesend. Eine oder die Andere senkte gewiß nach jenem Fremden, welcher so still und glücklich schied, ohne sich um das zu kümmern, was er zurückließ. Er tanzte mit Allen. Calliope hatte auch viel getanzt: den ersten Walzer mit Dionisio Catargi, ihrem knochigen Verliebten, der mit dem Passolinen-geschäft außerordentlich zufrieden war und ihr ein paar Brillant-Ohringe geschenkt hatte. Nun tanzte Calliope, die von einem näselnden griechischen Führer geleitete Quadrille mit Paolo de Joanna. Sie unterhielten sich mit einer gewissen Gleichgültigkeit; die Worte fielen langsam und schleppend.

„Werden Sie zurückkehren?“

„Ich habe versprochen zurückzukommen —“ antwortete er ihr ausweichend, wie sie, in italienischer Sprache.

„Werden Sie zurückkehren?“ So bestand sie hartnäckig auf ihrer Frage, als ob sie ihn zur Wahrheit zwingen wolle.

„Nein!“ sagte er, sich im wilden Stolze seiner Seele aufbäumend.

„Ich werde nicht zurückkehren!“

Der Vater trennte die Beiden. Als er sie, im Tanz, wieder vereinigte, begann Calliope zuerst.

„Sind Sie nicht traurig?“ fragte sie ihn.

„Ich bin nie traurig und nie heiter. Ich bin weise, sein Sie es auch.“

„Ich werde weise sein,“ sagte Calliope mit einem bestimmten Lächeln. Sie rasteten. Er sprach immer ruhig mit ihr. Sie lauschte gesenkten Blickes, mit einem heiteren Lächeln auf den Lippen.

„Theures Mädchen, das Leben ist aus solchen Trennungen gemacht. Sie erscheinen uns bitter; sie sind es nicht. Man muß philosophisch leben, das heutige Glück genießen, das gestrige nicht beweinen, das morgige nicht ersehnen.“

„Wahr!“ sagte sie gelassen.

„Denn,“ fuhr er fort, „das Vergnügen kann nur intensiv heftig sein, wenn man von seiner Dauer opfert. Wer viel erzittert, kann nicht lange erzittern.“

„Es ist wahr!“ Und sie tanzte fort.

Als das Mädchen wieder ihren Platz eingenommen hatte, spann er den Faden weiter.

. . . „Auch ist die Liebe etwas Gewöhnliches und Alltägliches. Wir Dichter verherrlichen sie, aus Stolz — um uns höhere Wesen zu dünken. Die Liebe hält nicht eines ihrer Versprechen. Die Liebe ist unnütz.“

„Es ist wahr!“ sagte sie zum dritten Male.

* * *

In der strengen Winternacht ragt hoch auf der tief schwarze Fels. Er ist spitz, wie mit einem ungeheuren Schwertstreich abgehauen. Sein Granithaupt scheint kaum vom Adler behorstet. Kein Licht fällt wie Regen von den Sternen herab, die selbst hart wie Stahl zu sein scheinen, kein Baum, keine Pflanze, kein Halmchen. Ein eckiger, wirthloser, harter Fels, gleichsam bleich aus Born. Tiefes Schweigen, das Schweigen der höchsten Höhen. Drunten lärmt das jonische Meer, wirft sich gegen die Wand des Vorgebirges.

Das Mädchen vergleicht. Sie beeilt sich nicht, sie geht nicht langsam. Ihr rhythmischer Gang hat nichts Ungewisses. Sie weint nicht, schluchzt nicht. Auf der Höhe angelangt, verweilt sie auf der schmalen Plattform, sieht hinunter, lange, lang, wie horchend. Für einen Augenblick heben sich ihre Arme zum Himmel, wie eine Lästerung und Drohung; verzweifelt!

Dann löst sie sich die schönen blonden Haare, blickt in das braune jonische Gewässer und wirft sich hinab.

* * *

„O süße Mutter — wie hieß Santa-Maura dereinst im alten Griechenland?“

„Leucadia.“

„Leucadia der Sappho? Mama?“

„Leucadia der Sappho!“

Sie beugte das Haupt und sann. Ich schwieg.

Todt sind die Götter Griechenlands. Zerfallen zu Leucadia ist der Tempel Apollons. Die Geschichte der Sappho scheint eine Fabel. Ewig, unbarmherzig aber überlebt Alles lächelnd der Mythos von der Liebe.





Illustrierte Bibliographie.

Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln. Herausgegeben von Dr. Alwin Doppel und Arnold Ludwig. Dritter Theil: Völkerkunde. Dritte Abtheilung: Völkerkunde von Afrika und Amerika. Mit 311 Holzschnitten auf 31 Tafeln und erläuterndem Texte, sowie einem Generalregister über alle drei Haupttheile. Breslau, Ferdinand Hirt.

Bereits im vorigen Hefte haben wir dieses bedeutenden, nach fast zehnjähriger Arbeit nun abgeschlossenen vorliegenden Werkes Erwähnung gethan, welches zur Belebung des erdkundlichen Unterrichtes ebensowohl als zur belehrenden und zugleich im besten Sinne unterhaltenden häuslichen Betrachtung und Lectüre sehr geeignet ist. Wir tragen hier noch die Notiz nach, daß für die Gediegenheit des Werkes und die Zuverlässigkeit des Quellenmaterials außer den beiden Herausgebern auch die Namen der zahlreichen Mitarbeiter Würqschaft leisten, zu denen unten vielen andern die Herren Prof. Dr. Brauns und Dr. Karl Müller in Halle, Prof. Dr. G. Hirschfeld in Königsberg, Prof. Dr. Partsch in Breslau, Prof. Dr. Guthe in Leipzig, C. Schlagintweit in Zweibrücken, sowie nicht wenige im Auslande lebende anerkannte Autoritäten gehören.

Wir lassen den fünf bereits im Maihefte veröffentlichten Illustrationsproben aus Hirts Bildertafeln diesmal noch eine sechste folgen, welche vielleicht durch ihren Bezug auf den in diesem Hefte veröffentlichten Aufsatz von Dr. Joest über seinen Besuch in Marokko ein neues und erhöhtes Interesse gewinnen wird. Das Bild „Fantasia marokkanischer Reiter“ ist insofern typisch zu nennen, als es den Anblick eines fingirten Kampfes darbietet, wie er in ganz Nordafrika beliebt ist. Es veranschaulicht die verschiedenartigen Gesichtstypen, die Kleidung, Bewaffnung und Equipirung, sowie Haltung und Benehmen der auch von Dr. Joest auf S. 334 und 335 dieses Heftes geschilderten Truppe in vortrefflicher Weise.

Das durch die Energie der Verlagshandlung und die einsichtige Thätigkeit der Herausgeber und Mitarbeiter jetzt glücklich zu Ende geführte Werk wird nicht nur zur Veranschaulichung der Hauptformen der Erdoberfläche, sondern auch zur Verbreitung von Kenntnissen aus der Völkerkunde und Culturgeschichte von dauerndem Werthe sein.



Die Gemälde-Galerie des Grafen A. F. von Schack in München.

75 Blatt in Heliogravüre-Reproduction (Plattengröße ca. 26: 33 cm) und 40 Text-illustrationen. Mit begleitendem Text von Graf A. F. von Schack. Verlag von Dr. E. Albert in München.

In den Gedichten aus Scheffels Nachlaß, welche bereits in zweiter Auflage bei A. Bonz u. Comp. in Stuttgart erschienen, stehen auf S. 109 die folgenden anmthigen Verse:

Dem Grafen Adolf Friedrich von Schack zum 70sten Geburtstage.

Stimmt auch der Lärm der Menge	Und lenken Dich die Schritte
Die jubelnden Gesänge	Zu Deiner Schätze Mitte,
Zum Wiegenfest nicht an —	Zum Glanz der Galerie:
Ein Häuflein Auserwählter,	So wird von edlen Todten
Von ernster Kunst Beseelter,	Stumm Gruß und Dank entboten —
Neigt sich dem hohen Mann.	Denn Du verstandest sie!

Treffend charakterisirt der bairische Dichter das Streben des bairischen Kunstmäcens, welcher in seiner Galerie Werke der bahnbrechenden Meister der neueren Kunst in einer Vielseitigkeit und in den charakteristischsten Proben ihrer Künstlerschaft zu vereinigen verstand, wie es keiner anderen deutschen Gemäldegalerie gelungen ist. Ohne je den Thorheiten der Alltagsmode, welche mit Dreistigkeit das Häßliche und Bizarre für das Charakteristische ausgiebt, zu huldigen, läßt die Sammlung des Grafen Schack in jedem einzelnen ihrer Gemälde ein gesund pulsirendes, und doch echt modernes Leben erkennen.

Der Kunstfreund, dem es nicht vergönnt ist, die Originale selbst zu besichtigen, oder der nach dem Besuche durch Besitz der Nachbildungen eine der liebsten Erinnerungen an München dauernd auffrischen will, wird das Erscheinen des Prachtwerkes, welches an Reichhaltigkeit, Genauigkeit der Wiedergabe und Schönheit die früheren Publikationen weit überbietet, mit Freuden begrüßen. Die uns vorliegende erste Lieferung bringt als vollseitige Heliogravüren neben Lenbachs Portrait des Grafen Schack zwei Werke von A. Böcklin („Die Klage des Hirten“ und „Meeresidylle“); ferner M. v. Schwind „Nacht auf der Wanderschaft“, E. Steinle „Adam und Eva“, A. Feuerbach „Francesca von Rimini“, E. Spitzweg „Serenade“, E. Gerhard „Löwenhof der Alhambra“ und E. Neureuther „Der Traum der Mezia“; außerdem drei Illustrationen nach L. Genelli innerhalb des begleitenden Textes, in welchem der Gründer der Sammlung selbst in geistvoll anschaulicher Weise den Leser durch seine Schätze geleitet und ihm über das Entstehen der einzelnen Werke und die denselben zu Grunde liegenden Motive der Künstler erwünschtesten Aufschluß erteilt.

Das schöne Werk erscheint in zwei Ausgaben: I. „vor der Schrift,“ auf China-Papier, Preis pro Lieferung 60 Mark (nur in 25 numerirten Exemplaren); II. „mit der Schrift“, auf weißem Papier, Preis pro Lieferung 25 Mark. In acht Lieferungen soll es vollständig vorliegen. R.

Bibliographische Notizen.

Illustrirte Geschichte Deutschlands.

Text von Theodor Ebner, artistische Leistung von Max Bach. I. Bd. von der Urzeit bis zum Ende der Hohenstaufen. II. Bd. Deutschland nach dem Interregnum und die Reformationszeit. Preis jedes Bandes in Leinwand 10, in Halbfranz 11 M. Stuttgart, süddeutsches Verlagsinstitut (vormals Emil Hänfelmann).

Das Bestreben des Herausgebers war es, auf gesund nationaler Basis und ge-

leitet von geläutertem künstlerischen Geschmack ein Werk zu schaffen, das in jeder deutschen Familie Aufnahme finden und dabei jedem Leser interessanten und bildenden Stoff aus der Geschichte unseres Volkes bieten könnte. Die vorliegenden beiden ersten Bände sind diesem Bestreben gerecht geworden. Die Darstellung entbehrt weder der wissenschaftlichen Begründung noch der Klarheit und Verständlichkeit; und die nach guten, meist genau bezeichneten, Vorlagen gefertigten zahlreichen Illu-

strationen sind schön ausgeführt. Besonders Interesse dürften z. B. die nach dem „theatrum Europaenm“ reproducirten Schlachtenbilder aus dem dreißigjährigen Kriege erregen. Wir wünschen dem Werke, dessen dritter (Schluß-)Band nächstens erscheinen soll, den verdienten Erfolg. P.

Geschichte des römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zu dem Einbruche der Barbaren von Victor Duruy. Uebersetzt von Prof. Dr. Gustav Herzberg. Mit ca. 2000 Illustrationen. Dritter Band. Leipzig, Schmidt & Günther.

Wir haben bereits mehrfach die Leser dieser Zeitschrift auf das bedeutsame Werk von Duruy-Herzberg, welches im J. 1884 zu erscheinen begann, aufmerksam gemacht und unserer ersten ausführlichen Würdigung (im 98. Hefte von „Nord und Süd“) eine Anzahl Illustrationen beigelegt, um auch von der geschmackvollen Ausstattung des Buches und der vernünftigen Auswahl der Bilder eine Vorstellung zu geben. Wir wiesen damals darauf hin, wie dieses Werk eine Lücke in unserer historischen Literatur ausfüllte; denn der Einzige, der im Stande wäre, eine Darstellung der römischen Kaiserzeit zu geben, welche den höchsten Anforderungen genüge, hat vorläufig nur das Verhältniß Roms zu den Provinzen, nicht aber die Geschichte Roms selbst und seiner Kaiser dargestellt. Duruy's Werk hat gleich bei seinem Erscheinen die Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise erregt, und auch in Deutschland erkannte man seine Bedeutung neidlos an. Es zeichnet sich in der That durch die seltene Vereinigung umfassender Gelehrsamkeit und stilistischer Eleganz aus. Der dritte Band der Uebersetzung liegt jetzt vollendet vor. Will man in Kürze sagen, was er behandelt, so kann man es mit den Worten thun: vorzugsweise das Leben der Familie in seiner weitesten Bedeutung; also nicht bloß die Stellung des Vaters, der Mutter, der Kinder im Hause, oder deren Verhältniß zu den anderen freien Männern oder Sklaven oder Freigelassenen, sondern auch den Tafelluxus, die Kleidung, die Wohnungen, die Sitten und Gebräuche, das Erziehungs- und Bildungswesen. Außerdem aber auch die Entwicklung der Jurisprudenz, der Religion, der Philosophie in den beiden ersten Jahrhunderten. Einen breiten Raum nimmt auch die Schilderung der römischen Civilisation in den Provinzen ein. 1.

Eberhard, Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 14. Auflage, umgearbeitet, vermehrt und verbessert von Dr. Otto Lyon. Mit Uebersetzung der Wörter in die englische, französische, italienische und russische Sprache. Leipzig Th. Grieben.

Das günstige Urtheil, welches wir schon über die erste Lieferung dieses Werkes aussprachen (Decemberheft 1888, S. 410), können wir jetzt, nachdem der stattliche Band abgeschlossen vorliegt, lediglich wiederholen. Das Werk steht auf der Höhe der heutigen Sprachforschung, und doch ist das Ziel, das sich Eberhard vor fast neunzig Jahren steckte, dasselbe geblieben. Das Buch will einem Jeden, auch dem, der nicht zum eigentlich gelehrten Stande gehört, behilflich sein, vermittelt der Sprache seinen Verstand zu bilden und sich die Fertigkeit eines leichten, richtigen und bestimmten Ausdrucks zu erwerben. Besonderen Werth erhält es durch die zahlreichen Belege aus unsern besten Schriftstellern. Den Schluß bilden Register der deutschen, englischen, französischen, italienischen und russischen Wörter, die behandelt sind. R. J.

El Dorado. Geschichte der Entdeckungsfahrten nach dem Goldlande El Dorado im XVI. und XVIII. Jahrhundert von Junker von Langegg. Leipzig, W. Friedrich.

Die Geschichte der Reisen darf immer auf einen großen und neuen Leserkreis rechnen, zumal wenn sie auf Grund eingehender Forschungen Neues in gefälliger Form bringt. Dies ist der Fall bei dem Verfasser des vorliegenden Werkes, der sich bereits durch seine Skizzen aus Japan vortheilhaft bekannt gemacht hat. Unter den Nationen, welche nach dem gefabelten Goldlande in Südamerika Expeditionen unternahmen, beteiligten sich auch die Deutschen zur Zeit Karls V. in hervorragendem Maße. Mr.

Die Südafrikanischen Republiken. Von M. H. Klöffel. Leipzig, Ed. Heinr. Mayer.

Nachdem die öffentliche Aufmerksamkeit schon im Beginne dieses Jahrzehntes auf die damals ihre frühere Unabhängigkeit von England wieder erkämpfenden holländisch-deutschen Ansiedler in Süd-West-Afrika, die „Buren“ wie sie sich selbst genannt haben, und ihre Staatenbildungen gelenkt worden, ist das Interesse für dieselben und ihre bisher noch wenig gekannten Verhältnisse durch die jüngsten Colonialbe-

strebungen des deutschen Reichs in Süd-West-Afrika und seine dadurch hervorgerufenen gewissermaßen nachbarlichen Beziehungen zu den stammverwandten Buren erheblich gestiegen.

Die vorliegende Arbeit giebt zunächst einen geschichtlichen Ueberblick über die bisherigen politischen Vorgänge in den beiden Buren-Freistaaten (Südafrikanische Republik und Oranje-Freistaat) und verbreitet sich dann in interessanter und gründlicher Weise über ihre jetzigen Verhältnisse, Ackerbau und Viehzucht, Handel und Industrie und ihre Beziehungen zu Deutschland besonders berücksichtigend. Die thatsächlichen Angaben sind durch reiches geschichtliches und statistisches Material unterstützt. lu.

Brasilianische Reiseskizzen aus dem Jahre 1887. Von Moriz Schanz. Leipzig, Kossberg.

Eine Sammlung von Reiseschilderungen aus der brasilianischen Provinz Rio und den Südprouvinzen mit interessanten Mittheilungen über brasilianische Kulturzustände, insbesondere die Verhältnisse der deutschen Colonisten. lu.

Kurze Darstellung der neueren deutschen Colonialgeschichte. Von Dr. W. Breitenbach. (Deutsche Zeit- und Streitfragen, Heft 39). Hamburg, Verlagsanstalt.

Kurz gefaßte historische Uebersicht des bisherigen Entwicklungsganges der deutschen Colonialpolitik, die allen Freunden derselben, denen Zeit und Gelegenheit zu eingehenderer Information fehlt, willkommen sein wird. lu.

Von Montebello bis Solferino von H. Kunz, Major a. D. (Berlin. Fr. Luchhardt.)

Der auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte schon mehrfach mit Erfolg thätig gewesene Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, „die Schlachten und Gefechte der neueren Feldzüge zu schildern und ein anschauliches Bild der Ereignisse zu liefern, welches gestattet, auch ohne große Quellenstudien sich über dieselben ausreichend zu unterrichten.“ Er behandelt auf 178 Seiten das Gefecht von Montebello, die beiden Gefechte von Palestro, die Schlacht von Magenta, das Gefecht von Melegnano und die Schlacht von Solferino; jedes dieser Ereignisse erfährt eine eingehende Darstellung, deren frische Schreibweise der Vorstellung des Lesers außerordentlich zu Hülfe kommt. Vingesflochten sind kritische

Bemerkungen über die vorgekommenen Begehungs- und Unterlassungssünden, Aeußerungen darüber, wie die Fehler zu vermeiden gewesen wären, und welchen anderen Verlauf zutreffenden Falles das Gefecht genommen haben würde. In der spannenden und gleichzeitig belehrenden Weise des Vortrags erkennen wir die bewährte Art des langjährigen Lehrers der Taktik. Die Gefechtsbilder sind Muster klarer Darstellung; die kritischen Bemerkungen sind fesselnd und geistvoll geschrieben. Besonders lehrreich ist auch die Verluststatistik, die einer eingehenderen Betrachtung gewürdigt wird, als das sonst zu geschehen pflegt. Nur wird der Verfasser gut thun, einer 2. Auflage Skarten und Pläne beizufügen. Den in Aussicht gestellten weiteren Beiträgen sehen wir mit Spannung entgegen. kr.

Die vier Jahreszeiten. Von G. A. Kossmähler. Sechste Auflage. Herausgegeben von Otto und Udo Damer. Stuttgart, D. Weisert.

Dieses Buch, welches der verehrte Verfasser vor 30 Jahren seiner nach Amerika ziehenden Tochter als „Abschiedsgruß der heimathlichen Natur“ widmete, erscheint jetzt in sechster Auflage als Beweis, wie nachhaltig im deutschen Volke Kossmählers Meisterschaft in klarer und gemüthvoller Naturchilderung und zugleich in echt populärer Darstellung der Naturgesetze Anerkennung gefunden hat und noch findet. Bei pietätvoller Schonung des Kossmähler'schen Textes haben dennoch namentlich die botanischen Partien des Buches auf Grund der neueren Forschungen vielfache Aenderung und Erweiterung erfahren. Sowohl die vier Vollbilder, als die zahlreichen kleineren Abbildungen sind sehr sauber und anschaulich ausgeführt. N.

Das heimische Naturleben im Kreislauf des Jahres. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten und Kenner herausgegeben von Dr. Karl Rusch. In 12 Monatslieferungen zu je 80 Pfennig. Berlin, Kob. Dypenheim.

Der Herausgeber ist durch seine Naturchilderungen, sowie durch die von ihm redigirte Zeitschrift für Vögelkunde den weitesten Kreisen bekannt. In diesem neuen „Jahrbuche der Natur“ wird jedem Freunde derselben, sowohl Liebhabern auf den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaft, als Jedem, der berufsmäßig mit der Pflanzen- und Thierwelt beschäftigt

ist, mannigfache Anregung und praktische Belehrung geboten. Jedes Heft schildert zuerst in einem zusammenhängenden Aufsatze die in dem betreffenden Monat eintretenden Naturvorgänge und giebt sodann eine sehr reichhaltige tabellarische Uebersicht alles dessen, was in diesem Monat am Sternenhimmel, an den zur Nahrung, Zucht, Fischerei und Jagd dienenden Thieren sowie an der Pflanzenwelt in Wald, Feld, Garten und Treibhaus zu beobachten resp. zu thun ist. N.

Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Von Müller-Bohn. Lief. 1. Berlin, Stittel.

Wenn die folgenden Lieferungen der ersten entsprechen, so darf man sich über das Werk freuen. Die Darstellung ist lebendig und warm, klar und verständlich. Die vorliegende Lieferung behandelt das Leben Moltkes bis zu seiner Reise nach der Türkei und giebt im Anschluß daran fesselnde Uebersichten über die Zustände der einzelnen Länder, mit denen der Held in Verührung kam; häufig erhält dieser selbst das Wort. Lob verdient auch die Ausstattung, namentlich die Bilder. R. J.

Das Leben Emma Försters, der Tochter Jean Pauls, in ihren Briefen. Herausgegeben von ihrem Sohne Brig Förster. Mit einem Bilde.

Das Leben der Dichterin Amalie von Hellwig, geb. Freiin von Imhoff. Von Henriette von Bissing. Mit einem Bilde. Berlin, Bessersche Buchhandlung (Wilhelm Herz).

Zwei neue biographische Werke gestatten interessante Einblicke in die Entwicklung weiblicher Persönlichkeiten, deren Jugendzeit in die Wende des vergangenen oder den Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts zurückreicht, und von denen jede in ihrer Art mit dem gehobenen literarischen Leben und Streben jener Zeit Fühlung hatte. Jean Pauls älteste Tochter Emma (geb. 20. September 1802) hatte von den Anschauungen und dem Stil ihres Vaters, dessen Manuscripte sie oft in's Meine zu schreiben hatte, viel angenommen; aber der Ueberreichthum des Vaters setzte sich bei ihr in Einfachheit und Anmuth des weiblichen Wesens um, und manche überichwänglichen Stilblüthen verloren sich nach Ablauf der ersten Jugend, während tiefe Empfindung, ein bisweilen kecker Humor und eine anschaulich treffende Aus-

druckweise ihr als Erbe vom Vater ihr Leben hindurch erhalten blieb.

Als junge Frau des Malers und Kunsthistorikers Ernst Förster kam sie 1826 nach München und durchlebte dort mit empfänglicher Seele, aber nicht ohne fühle protestantische Kritik den künstlerischen Aufschwung dieser Stadt unter Ludwig I., während sie zugleich in 27jähriger Ehe an der Seite des Gatten, den sie 1833 auch nach Italien begleitete, alle Tugenden der Hausfrau und Mutter in reichem Maße entwickelte.

Ihr Sohn, Brig Förster — den Lesern von „Nord und Süd“ durch die verständnisvolle Bearbeitung der Briefe Jean Pauls im Septemberhefte 1888 wohlbekannt — gibt in diesem Buche mit kurzen einleitenden und verbindenden Bemerkungen aus den Briefen seiner Mutter dasjenige, was ihm für die Erkenntniß der Persönlichkeit und der sie bestimmenden Zeitverhältnisse von dauerndem Werte zu sein schien. Er hat dadurch nicht nur einem Triebe der Pietät genügt, sondern auch allen gebildeten Lesern in dem — von der Verlagshandlung schön ausgestatteten — Buche eine dankenswerthe Gabe geboten.

Amalie von Imhoff (1776—1831), die Nichte der Frau von Stein, verlebte ihre Jugend am Weimarer Fürsten- und Musenhofe, folgte 1804 ihrem Gatten, der als Inspector der Artillerie nach Schweden berufen wurde, nach Stockholm und siedelte dann 1816 mit ihm nach Berlin über, wo sie noch 15 Jahre lang einen durch die Pflege der Dichtung und Kunst verschönten Haushalt geführt hat. Ihre Nichte hat ihr durch sorgfältige Sammlung und Herausgabe ihrer Briefe und Aufzeichnungen (in Vers und Prosa) ein schönes Denkmal gesetzt. E.

Glittergold. Roman aus dem Offiziersleben der Gegenwart von Fedor von Zobeltig. Jena, Costenoble.

Eine Erzählung aus der Gründerzeit, welche nicht der üblichen Effecte ähnlicher Criminalromane ermangelt. Der Stoff ist — abgesehen von gewissen Trivialitäten, die sich gegen den Schluß des Werkes bemerkbar machen — geschickt erfunden, und die Entwicklung ist spannend. Die weiblichen Charaktere sind uninteressant und unnatürlich, die männlichen hingegen gut gezeichnet. Vor Allem gilt das in hohem Maße von den Offizieren. Der Stil des Ganzen erhebt sich über die Mehrzahl der Romane, welche sich ähnliche Stoffe zum Vorwurfe nehmen. t.

Aus dem modernen Italien. Studien, Skizzen und Briefe. Von Dr. Sigmund Münz, Frankfurt a. M. Literar. Anstalt.

Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß wir einmal Stimmungsbilder aus dem modernen Italien, besonders aus dem neuen Rom empfangen, die uns nicht wieder die ewig wiederholten Erinnerungen in klagendem Tone vorführen, sondern mit Liebe das Bestehende schildern. Wir haben es mit feuilletonistischen Aufsätzen zu thun, welche sich zwar eines tieferen Eingehens auf die Thatsachen enthalten, jedoch geschmackvoll geschrieben sind. Das gilt von den „Skizzen“, die z. B. eine gute Schilderung von Ausflügen nach den Tre Fontane, den Volskerbergen u. s. w. bieten. Auf ein ganz anderes Gebiet begiebt sich der Verfasser leider in den „Studien“. Wollen wir diese Bezeichnung billigen, so können wir nicht umhin, diese Studien mindestens als sehr unreif zu bezeichnen. Charaktere wie Depretis, Crispi u. a. sind ohne engere Fühlung mit ihren Gesellschafts- und Wirkungskreisen — und diese geht dem Verfasser ab! — mit Erfolg heute noch nicht zu zeichnen. So finden wir in diesen Darstellungen die mannigfachsten Widersprüche und erhalten im Ganzen den Eindruck zusammengestellter Kleinigkeiten, die der Verfasser hier und da gehört und nach Art des Zeitungscorrespondenten verwerthet hat. Wenn auch mancher Zug zu einer richtigen Charakteristik beiträgt, so sind andere Dingen mit Ungeschick verwendet. Ein Beispiel: „Gott Vater“ wurde Depretis nicht etwa bloß als Leiter der Geschichte Italiens genannt, sondern er hieß „padre eterno“ weil er sein Ministerportefeuille sehr lieb hatte. Nun heißt es weiter: „Man möchte ihn seinem Aussehen nach für einen Rabbi halten. So stellt man sich etwa Moses vor“ (in Rom, trotz Michel Angelo!) . . . „Auch auf italienischen Heiligengemälden schaut man manchmal einen langbärtigen Greis, der sich demuthsvoll auf einen Stab stützt . . .“ Späterhin wird er ein „Ecco homo“ genannt! Solche Dinge mögen der Tagespresse genügen. Auch die Briefe sind von verschiedenem Werthe. „Der Umbau Roms“ wird mit einigen sentimentalen Phrasen abgethan.

Kurz, das Buch ist geschmackvoll, insofern es erzählt; Charakteristik und Reflexion sind oberflächlich. x.

Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständniß von Dr. Ludwig Vellermann. I. Theil. Berlin, Weidmann. Die allgemeinen Erörterungen des

Verfassers über das Drama und mehr noch die Analysen der vier ersten Schillerschen Dramen, namentlich auch die Besprechungen einzelner Stellen aus denselben, enthalten manches Neue und Treffende. Daß die Einheit der durch mehrfache Wandlungen des Planes so reich und complicirt gewordenen Handlung von Schillers „Don Carlos“ am klarsten hervortritt, wenn man nicht den Prinzen und nicht den Marquis Posa, sondern den König, den „beweinenswerthen Philipp“, als bleibenden Mittelpunkt des Interesses ansieht, das hat Herr Vellermann ebenso wenig erkannt, wie die meisten seiner zahlreichen Vorgänger in der Besprechung dieses Stückes. dr.

Anderl. Roman von A. G. von Suttner. Dresden und Leipzig, G. Pierson.

Der zweibändige Roman behandelt die Geschichte eines Bauernkinds, von seiner Geburt bis auf den Gipfel des Ruhms in der Stellung eines gefeierten Professors der Augenheilkunde. Die Erzählung geht oft bedenklich in's Breite, und obgleich die Verfasserin (?) Humor und Gemüthsstiefe besitzt, so vermögen diese nicht ganz über die ermüdenden Längen hinwegzuhelfen. Sie beginnt im Stile einer Dorfgeschichte und nimmt dann einen sehr romanhaften Anlauf, in welchem unwahrscheinliche Glückszufälle einander jagen; bei dem realistischen Geschmac des heutigen Lesepublikums begegnet ein so kühner Flug der Phantasie leicht einer etwas skeptischen Aufnahme. mz.

Der lange Holländer. Von Rudolf Lindau. Berlin, F. & P. Lehmann.

Der Verfasser, der in anderen Welttheilen ebenso gut zu Hause ist wie im deutschen Vaterlande, verlegt den Schauplatz der oben genannten Erzählung nach Shanghai und Yokohama. Die Ortlichkeit erhält dadurch den pikanten Reiz des Fremdländischen; aber die Menschen, die er schildert, gehören der Fremdencolonien an, sind Europäer und Amerikaner, Menschen mit unseren Anschauungen und unseren Gefühlen.

Problemen des Seelenlebens, spürt der Autor mit bewundernswerther Geschicklichkeit nach und veranschaulicht sie durch die Kunst seiner Darstellungsweise. R. Lindau zeigt an einem Beispiel, wie ein entehrender, wenn auch ungerechtfertigter Verdacht im Stande ist, einen Menschen seelisch und körperlich derart zu verändern, daß die aufopferndste Freundschaft und zärtlichste Liebe einer jungen Gattin und selbst die eigene Willenskraft machtlos dagegen an-

kämpfen, so daß das Deficit dieses Lebens nicht anders als durch Selbstvernichtung ausgeglichen werden kann.

Noch ein anderes feelisches Problem behandelt Lindau in derselben Erzählung: ein Mensch mit vollkommen entwickelten moralischen Grundsätzen begeht in einem Moment der Versuchung einen Diebstahl. Er macht sich aber denselben in keiner Weise weiter zu Nuzen, widmet vielmehr sein ganzes ferneres Leben nur der Sühnung dieses im Rausche der Leidenschaft begangenen Verbrechens. Niemand vermuthet in ihm den Dieb; erst nach seinem Tode wird es durch einen Zufall offenbar. Alle Anstrengungen aber, die er macht, um die Folgen seiner schlimmen That zu sühnen, scheitern, und an seiner Schuld geht jenes andere Menschenleben, auf dem der Fluch des ungerechtfertigten Verdachtes geruht hat, traurig zu Grunde.

Außer dem „langen Holländer“ enthält der Band noch drei andere Erzählungen; zwei davon spielen in Deutschland und sind feinsinnige Stimmungsbilder, die dritte hat ein vollkommen exotisches Gepräge. Alle aber bekunden von Neuem Lindaus Erzählertalent und seine Kenntniß des menschlichen Herzens. mz.

Unter schwarzem Verdacht. Roman von Ewald August König. Breslau, S. Schottlaender.

Ewald August König hat in der letzten Zeit seines schriftstellerisch sehr fruchtbaren Lebens sich ausschließlich auf Criminalromane beschränkt. Das jetzt vorliegende Buch des nun verstorbenen Schriftstellers ist wahrscheinlich eines seiner letzten Erzeugnisse; und dann können wir feststellen, daß der Dichter sich bis zum Tode treu geblieben ist. Auch hier finden wir den ruhigen, fast trockenen Erzähler wieder, der aber trefflich zu erfinden und sinnend zu unterhalten versteht. Wir glauben, daß Ewald August König noch lange Zeit sein großes Lesepublikum zufrieden stellen wird. W.

Erlebtes und Erdachtes. Novellen und Studien von Arthur Gutheil. Hamburg, Otto Meißner.

„O si tacuisses!“ möchten wir Arthur Gutheil zurufen; dann würden wir nicht nöthig haben, um „Erlebtes und Erdachtes“ uns zu kümmern, das trotz mancher Spuren von schriftstellerischer Begabung und dichterischem Vermögen das Recht gedruckt zu werden nicht besitzt! Wir wollen dem Autor eine Zukunft durchaus nicht absprechen, im Gegentheil bemerken wir manches Symptom

von Talent; diese Gabe aber hätte er prüfen und wieder prüfen und dann — in dem Geheimfach seines Schreibtisches aufbewahren sollen. W.

Ein Skizzenbuch. Neue Geschichten von Heinrich Seidel. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Auch dieser sechste Band der gesammelten Schriften des lebenswürdigen Verfassers, dessen „Aus goldener Zeit“ wir im Decemberhefte besprachen, ist ein Meisterstück feinsinniger Beobachtung und gemüthvoller Darstellung. Besonders Freunde der Natur und des Thierlebens werden an den elf kleinen hier vereinigten Geschichten ihre Freude haben. O.

Gerke Suteinnie. Ein märkisches Culturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern. Von Gerhard von Amynstor (Dagobert von Gerhardt). Zweite Auflage. 3 Bände. Breslau, S. Schottlaender.

Die zweite Auflage eines Romans ist ein Erfolg, der heut zu Tage lauter spricht, als die beredteste Kritik. Und das Amynstor'sche Buch verdient diesen Erfolg; Gerke Suteinnie ist ein vaterländischer Roman vom besten Gepräge! Alle Gestalten sind markig und charakteristisch und werden in richtigem ästhetischen Verhältniß noch um Haupteslänge durch den Helden der Handlung übertagt. Dieser Gerke Suteinnie ist völlig der Repräsentant eines Volkshelden; treu und gerecht, schlicht und tapfer, und nicht ohne einen weichen Zug des Gemüthes. Das Buch ist in jener gesund-realistischen Weise geschrieben, in der wir wirklich einen Fortschritt unserer erzählenden Literatur erkennen, weil sie kraftvolle Darstellung mit poetischem Empfinden zu vereinen weiß. Es bringt den Freunden vaterländischer Cultur manch interessantes historisches Detail, und es würde an epischer Wirkung noch wesentlich gewonnen haben ohne die manchmal fühlbar werdende Breite der Anlage, die mehr des Dichters Vorliebe für seinen Stoff als eine dichterische Nothwendigkeit zur Ursache hat. Wir halten Gerke Suteinnie für eine ebenso gesunde als interessante Lectüre. W.

Ein geopferter Herz. Roman von Ernst Malvers. Breslau, S. Schottlaender.

Uns ist Ernst Malvers eine neue Dichterererscheinung. Wir gestehen ihm aber willig einen Platz auf dem deutschen Parnas zu, trotz des Geständnisses, daß uns sein

Roman „Ein geopfertes Herz“ keinen erquicklichen Eindruck hinterlassen — wie alle jene Romane nicht, die nur realistisch sein wollen und uns so Gräßes zu glauben zumuthen, wie es glücklicher Weise nur äußerst selten in Wirklichkeit passirt, was also nicht Leben ist, nicht typisch, sondern abnorm. Ernst Malvers besitzt ein hervorragendes Darstellungstalent; nicht nur lebendig, sondern leidenschaftlich bewegt entwickeln sich manche Situationen. Die Handlung ist fesselnd; die einzelnen Personen sind psychologisch interessant. Es ist echte Liebe, die er schildert; es ist richtiger Edelsinn, den wir verkörpert finden; und es ist wirkliche Niedrigkeit, tiefe Verkommenheit und hassenswerthe Charakterlosigkeit, die hier ihre Orgien feiern! Wir wollen mit dem Autor über seine Lebensanschauungen nicht rechten; die Gestalten, welche er nach ihnen in dem vor uns liegenden Buche geschaffen, sind echt dichterisch ausgeführt. Nur den Erstickungstod der Heldin am Schluß durch eine geräuschlos zu Boden gefallene Lampe können wir ihm nicht verzeihen. Hier hat den Dichter sein Talent gänzlich verlassen. W.

P. K. Hofeggers ausgewählte Werke. Pracht-Ausgabe. Mit 600 Illustrationen. Wien, A. Hartleben. 48 Lieferungen erschienen.

Die uns heute vorliegenden Fortsetzungshefte 38 bis 48 der illustrierten Prachtausgabe von P. K. Hofeggers Werken beginnen deren dritten Band, welcher „Das Buch der Novellen“ enthält. Diese Vereinigung der kleineren und größeren Erzählungen des volksthümlichen Autors entrollt Bilder aus dem Leben und Treiben des Volkes der Alpen in reichster Abwechslung. Wenn wir einzelne Titel nennen, z. B. „Die Sennerin und ihre Freunde“, „Der junge Geldmacher“, „Das Leben siegt“, „Maria im Glend“, „Die Christvesper“, „Die Ehestandspredigt“, „'s Guderl“, „Die Nothtaufe“, „Als Hans der Grethe schrieb“, „Wenn Dämonen spielen“, „Die Tafelrunde der Berühmten“, „Der Taubstumme“, „Empor zu Gott“, „Der Waldstreit“ u. s. w., so findet jeder unserer Leser bestimmt eine oder die andere Novelle, welche er in den früheren, nicht illustrierten Ausgaben der Schriften Hofeggers kennen und lieben gelernt hat. In dieser neuen, prächtig geschmückten illustrierten Ausgabe vermitteln die Bilder berühmter Künstler (Greil und Schmidhammer) das Verständniß des Lesers für die Schilderungen des Autors. o.

Aus meiner Vaterstadt. Die persianischen Häuser. Von Wilhelm Jensen. Breslau-Leipzig, S. Schott-Laender.

„Aus dem Leben zweier Dichter, Dichtung und Wahrheit“ — so könnte man passend diese den regelmäßigen Lesern von „Nord und Süd“ bereits bekannte Erzählung nennen. An eigene, poetisch verklärte und abgerundete Jugenderinnerungen aus Kiel, wo zu Anfang des 17. Jahrhunderts Herzog Friedrich III. die „persianischen Häuser“ als Lagerhallen für den von ihm großartig geplanten Handelsverkehr mit dem Orient errichtet hat, knüpft Wilhelm Jensen kunstvoll eine Darstellung der Erlebnisse des Arztes und Dichters Paul Fleming an, der im Auftrage jenes Herzogs an der großen Reise nach Persien Theil nahm und auf derselben mit der Tochter des deutschen Kaufherrn Niehusen in Reval jenes Herzensbündniß schloß, dem wir seine schönsten Gedichte verdanken und dessen fröhliche Vollendung nur durch den frühen Tod des hochbegabten jungen Mannes gehindert wurde. Die nach Jensen'scher Art fesselnd und anmuthig gestaltete Erzählung wird sowohl den Literaturkenner interessieren, welcher die historisch überlieferten Thatsachen von den vom Dichter hinzuerfundnen zu sondern weiß, als auch jedem gebildeten Leser und jeder zart empfindenden Leserin, trotz aller Freiheit der erfindenden Dichtersphantasie, ein in allen wesentlichen Zügen treues Bild von dem Leben und Streben vergangener Zeiten vor Augen stellen. O.

Aus der alten Reichsstadt Frankfurt. Erzählungen und Charakteristiken von Emil Neubürger. Frankfurt a. M., Mahlau und Waldschmidt.

Die Erzählungen sind urlangweilig, so daß sie selbst dem Lokalpatriotismus, für den sie berechnet scheinen, kaum erträglich sein dürften; überdies sind sie in schlechtem und nachlässigem Deutsch geschrieben. Die Charakteristiken sind recht oberflächlich und mangelhaft. Das Buch zeichnet sich durch eine hervorragend klägliche typographische Ausstattung aus. ss.

Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen von Robert Hamerling. Neunte neuverbesserte Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Bekanntlich hat Hamerling (1869) den Wiedertäufer Jan Leiden von Münster, den Meyerbeer'schen „Propheten“, zum

Selben dieser epischen Dichtung gewählt; und zwar hat er, der sehr verschiedene Versformen zu meistern weiß, hier den Hexameter angewandt, diesen in neuester Zeit von manchem Heißsporn als gänzlich undeutsch bezeichneten Vers. Das Nachwort verweilt ausdrücklich bei dieser formellen Eigenthümlichkeit, indem der Dichter bemerkt, daß er in jeder, und so auch in dieser neuesten Ausgabe des Werkes durch zahlreiche planmäßige Aenderungen sich bemüht habe, „dem Ideal des deutschen Hexameters noch näher zu kommen; einem Hexameter nämlich, der ebensowohl die Forderungen des natürlichen Wortaccents und einer fließenden Rede befriedigt, als er denjenigen eines feinfühlenden metrischen Ohres gemäß ist.“ Sein Vorbild in der Praxis ist Platen, sein Meister der Theorie — bis auf einige selbständig erwogenen Abweichungen — Minckwitz, einst der Jünger und Apostel Platens.

Referent ist nun zwar der Meinung, daß die Minckwitzsche quantifizierende Metrik eine verfehlt war. Nach seiner Meinung kommt im neudeutschen Versbau ebenso wenig wie im altdutschen — von welchem Platen und Minckwitz zu ihrem Schaden keine Notiz nahmen — niemals die absolute Messung der Quantität der einzelnen Silben, sondern immer nur eine relative Messung der Tonstärke jeder einzelnen Silbe, verglichen mit der vorangehenden oder folgenden, in Betracht. Deshalb kann Referent einerseits die von Hamerling mit Sorgfalt erstrebte Verbannung des Trochäus aus dem Hexameter für keinen besonderen Gewinn halten, andererseits Manches, was Hamerling sich mit Bewußtsein gestattet (S. 52 nicht einen Tempel; S. 177 heißt einen Fürsten) nur als bedenkliche Abweichung von der natürlichen Betonung ansehen.

Aber ein geschmackvoller und einsichtiger Mann kann auch auf Grund einer ansehnlichen Theorie Schönes hervorbringen; und allerdings sind Hamerlings Hexameter leicht lesbar und ungemein wohlklingend. Sie bilden also ein geeignetes Object der Betrachtung, an welchem Feinde und Freunde des deutschen Hexameters ihr Urtheil erproben können. O.

Sommerlaub. Epische Dichtungen von Willy Alexander Kastner. Wurzeln, Adolf Thiele.

Auch diese neuen epischen Dichtungen des Verfassers, dessen „Carina Bianca“ unseren Lesern aus dem Märzheft 1887

von „Nord und Süd“ bekannt ist, zeichnen sich durch edle Sprache und gemüthstiefen, gedankenschweren Inhalt aus. In einer der Künstlernovellen lehnt er sich mit Glück an Ibsen an. Als ein Kabinetsstück zarter poetischer Schilderung kann „Buddhas Abschied“ gelten. Das Büchlein kann jedem Freunde ernster und reiner Poesie warm empfohlen werden. ss.

Peregrin. Berliner Gedicht von Adolf Schafheitlin. Leipzig, W. Friedrich.

Der Dichter hat uns ein Räthsel aufgegeben, dessen Lösung uns unerfindlich ist. Warum nennt er Peregrin eine Berliner Geschichte? Die Handlung des Gedichtes führt uns der Reihe nach in verschiedene Hauptstädte und Länder Europas, nach Wien, nach Paris, nach Italien, in die Schweiz — nur ganz vorübergehend aber halten wir uns in Berlin auf! Wir möchten außerdem gern wissen, welchen Leserkreis für sein Gedicht sich Herr Schafheitlin eigentlich vorstellt. Für die Ernsthaften schlägt er zu viel „über die Stränge“ (wie der Dichter selbst constatirt); und wem an „übermüthigen“ Dichtungen gelegen ist, dem wird „Peregrin“ sicher zu langweilig vorkommen. Ganz hübsch ist der Prolog „An meine Dränger“, und hübsch sind auch einzelne Episoden des Gedichtes — das Alles aber genügt nicht, um das Ganze werthvoll zu machen. W.

Offen gestanden — —. Epigramme von Hugo Böttger. Braunschweig, B. Goeritz.

Derartiges banales, albernes, unreifes Zeug muß von der Kritik mit Enttäuschung zurückgewiesen werden. Die Form dieser epigrammatisch sein sollenden Verse (!) ist ebenso kläglich wie ihr Inhalt. Gedanken sucht man vergebens; was der Verfasser dafür hält, ist leicht und abgeschmackt. Man müßte dieses Nachwerk todtschweigen, wenn es nicht gar zu haarsträubend wäre. Es ist bedauerlich, daß sich dafür ein Verleger hergab. ss.

Iphigenie in Delphi. Schauspiel in vier Acten von K. W. Geißler. Leipzig, Dr. phil. H. Carl.

Intellos. Trauerspiel in 3 Acten von Richard Vollmann. Mit Geleitwort von Ludwig Aub und einleitendem Gedichte von G. Weng. München, J. Hiller.

Zwei dramatische Epigonenstudien, entstanden aus pietätvoller Anlehnung an klassische Vorbilder.

Bekanntlich hatte Goethe in Italien, während er die „Iphigenie in Tauris“ formell ausfeilte, den Plan zu einem zweiten Drama „Iphigenie in Delphi“ gefaßt, das ihn lebhaft bewegte, und von dessen Wendepunkt er in schaffensfreudiger Pygmalionstimmung den Weimarer Freunden schrieb: „Wenn diese Scene gelingt, so ist nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden“ (ital. Reise, 19. October 1786). Und doch haben ihn am 16. Februar 1787 die „Grillen des Tasso“ bereits so in Anspruch genommen, daß er voraussieht, jener Plan werde unausgeführt bleiben, was auch thatsächlich eingetreten ist.

Bereits Friedrich Palm hat, angeregt durch den Goethe'schen Plan, eine „Iphigenie in Delphi“ gedichtet, die am 18. October 1856 auf dem Wiener Burgtheater aufgeführt wurde und im 6. Bande seiner dramatischen Werke (1864) abgedruckt ist. In diesem fünfactigen Drama waren die von Goethe angegebenen Grundzüge größtentheils festgehalten, auch Versbau und Stil zeigen bewußte Anlehnung an das große Vorbild; doch hatte Palm den Plan erheblich erweitert, den Charakter der Elektra durch eine breit ausgeführte Vorgeschichte klar gelegt, mehrere Nebenpersonen eingefügt und neue Motive — nicht immer glücklich — hinzuerfunden.

Treuer sucht Geißler in dem gerade hundert Jahre nach Goethes italienischer Reise geschriebenen Schauspiel den Spuren des großen Meisters zu folgen. In Sprache und Versbau (auch in den eingelegten Iyrischen Stellen in kurzen reimlosen Versen) strebt der Verfasser sichtlich, der Goethe'schen Iphigenie nahe zu bleiben, und auch im Inhalt verläßt er kaum jemals den von Goethe vorgezeichneten Gang der Handlung. Ob freilich der durch einen Zufall gerade im richtigen Momente als deus ex machina eintretende Oberpriester (Schluß des 3. Actes) Goethes Intentionen entsprochen hätte, ist mindestens fraglich. Das Schauspiel kann, obwohl Goethes Name auf dem Titelblatt nicht genannt ist, als eine seinem Geiste dargebrachte Huldigung gelten.

Ausdrücklich „den Manen Gotthold Ephraim Lessings“ gewidmet ist das Trauerspiel „Intellos“ von M. Vollmann. Hier ist die Anlehnung nicht im Stoffe zu suchen, der vom Verfasser ganz frei erfunden zu sein scheint, sondern im Stil, in der Führung des Prosadialogs, in der Gestaltung der Charaktere (sowohl des Intriganten als des edelmüthigen,

aber nicht schullosen Helden) und im Aufbau der (auf einen französischen Abelsitz in das Jahr 1680 verlegten) Handlung. In allen diesen Punkten zeigt das Drama eindringendes Studium Lessings, und zwar auch der früheren, jetzt schon halb vergessenen Werke desselben, namentlich der „Miß Sarah Sampson“, welches Vollmann zu seinem Lieblingsstück erkoren hat. Aber auch Goethes Clavigo ist nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. F.

Gedichte von Siegfried Trebitsch.
Wien, Carl Gerold's Sohn.

Wenn diese kleine Sammlung, welche eine Erstlingsgabe des Dichters ist, auch nicht durchweg ausgereifte Poesieen enthält, so ist doch das Ganze von dem Feuer des Genius erwärmt und von dem sittlichen Ernst eines redlich Strebenden getragen. Manches hätte noch ausreifen sollen, und hie und da vermißt man eine Teilung an der Sprache; doch haben einige Gedichte Anspruch auf bleibenden Werth. Der Dichter weiß ebenso treffend einen ernsten, sinnigen Gedanken poetisch und pointirt zu verarbeiten, wie eine poetische Stimmung rein und klar wiederzugeben; er versteht den feurigen Schlag des liebenden Herzens, wie die Bitterniß der Entsagung lebhaft zu schildern. Oft freilich begegnet man bekannten Spuren, z. B. G. Heines; zuweilen wird der Ton des Volksliedes getroffen. Ueberall aber fühlt man reine Poesie und freut sich derselben. Nur fehlt noch etwas formelle Abrundung. ss.

Südslavische Frauen. Auf Höhen und Tiefen der Balkanländer. Von Mara Cop Marlet. Mit einer Einbegleitung von Jos. Alex. Freiherrn von Helfert. Mit 6 Illustrationen von Prof. Georg Vastagh. Carl Grill, k. k. Hofbuchhandlung, Budapest.

Die verschwenderische Ausstattung des Buches macht dasselbe zu einem Prachtwerk im wahrsten Sinne des Wortes. Druck und Papier sind über alles Lob erhaben; die Lichtbilder des Prof. G. Vastagh charakterisiren trefflich die verschiedenen slavischen Frauentypen und illustriren somit auf's Beste den von Frau Mara Cop Marlet — welche, selbst Südslavin, auf dem von ihr cultivirten Gebiete durchaus zu Hause ist — verfaßten Text. Die vom Freiherrn J. A. Helfert verfaßte geistvolle „Einbegleitung“ wird jedem Leser inniges Vergnügen bereiten. Das Werk dürfte seine Bestimmung, eine Zierde des Salons zu bilden, auf's Beste erfüllen. ow.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Abel, C.**, Im Lande des Goldes. Dramat. Zeitbild. Freiburg i. B., F. E. Fohsenfeld.
- Barsch, P.**, Fliegende Blätter. Neue Lieder. Grossenhain u. Leipzig, Baumert & Bonge.
- Balz, Johanna**, Der Engel der Barmherzigkeit. Dichtung. Lobende Bilder mit verbindendem Text. Münster, Heinrich Schöningh.
- Berendt, M.**, Die rationelle Erkenntniß Spinozas. Berlin, Rich. Heinrich.
- Berliner Neudrucke.** I. Serie. Band III: Nicolaus Peuckers wohlklingende Paucke (1650—75) und drei Singspiele Christian Reuters (1703 bis 1710). Herausg. v. G. Ellinger. Band IV. Museen und Grazien in der Mark. (Gedichte von F. W. A. Schmidt). Herausg. von L. Geiger. Berlin, Gebr. Paetel.
- Boy-Ed, Fanny Förster**, Roman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Brandes, E.**, Ein Besuch. Schauspiel in zwei Acten. Deutsch von J. Hoffory. Berlin, S. Fischer.
- Braun, J. W.**, In Fesseln. Berlin, F. Fontano.
- Brenning, E.**, Goethe nach Leben und Dichtung. Gotha, Fr. A. Perthes.
- Bunge, C.**, Aus meinem Kriegstagebuch. Erinnerungen in Schleswig-Holstein 1864. Rathenow, M. Babonzen.
- Carlyle**, Die französische Revolution. Aus dem Englischen von P. Feddersen. 2. Auflage, umgearbeitet von E. Erman. Lieferung 1. Leipzig F. A. Brockhaus.
- Carmen Sylva**, nouvelles. Traduites de l'allemand et précédées d'une étude biographique par F. Salles. Paris, Hachette et Cie.
- Cavalleristen-Träume.** Rathenow, M. Babonzen.
- Gless, Alfred**, Die Künstler von Friedrich Schiller, gemeinverständlich erläutert. Stuttgart, Bonz u. Comp.
- Deutsche Denker** und ihre Geistesschöpfungen, herausg. von A. Hinrichsen. Heft 4: Chr. E. Luthard. Heft 5: Ign. v. Döllinger. — Danzig u. Leipzig, C. Hinstorff.
- Das Irac.** Eine Vision. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Die „Bismarck-Dynastie.“** Seitenstück zu dem Artikel der „Contemporary-Review.“ Berlin, R. Eckstein Nachfolger.
- Erdmann, G. A.**, Die Lutherfestspiele. Geschichtliche Entwicklung, Zweck und Bedeutung für die Bühne. Wittenberg, R. Horrosó.
- Erfurth, P. u. H. Lindner**, Deutsche Literaturkunde. Lesebuch f. d. oberen Klassen mittlerer u. höherer Schulen. Potsdam, Aug. Stein.
- Faust**, der Tragödie dritter Theil. Treu im Geiste des zweiten Theils des Goethe'schen Faust, gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegorowitsch Mystifizinsky. 4. Auflage. Tübingen, H. Laupp.
- Gotthelf, H.**, Auteurs modernes. Un petit cours littéraire pour la jeunesse. Stuttgart, J. Engelhorn.
- Hamel, R.**, Ein Wonnejahr. 3. verm. Aufl. — Die reactionäre Tendenz der weltsprachlichen Bewegung. Nebst Untersuchungen über Wesen u. Entwicklung der Sprache. Halle, Tausch u. Grösse.
- Haykens, Rolf**, Kurze Geschichten. Nürnberg, H. Ballhorn.
- Heyl, H.**, Die Krankenkost. Berlin, C. Habel.
- Höder, E. M.**, Bilder u. d. französis. Revolution. Mit besond. Berücksichtigung d. Schicksale Ludwigs XVI. und seiner Familie. 2 Bände. Münster, Aschendorff.
- Kronenberg, M.**, Herders Philosophie nach ihrem Entwicklungsgang und ihrer historischen Stellung. Heidelberg, C. Wint.
- Lampert, Fr.**, Aus Alt-Ansbacher Zeit. Erzählung. Stuttgart, A. Bonz & Co.
- Lindenschmidt, B.**, Hansbuch der deutschen Alterthumskunde. Theil I., Lief. 3. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn.
- Lingg, H.**, Furchen. Neue Novellen. Stuttgart, A. Bonz & Co.
- Max, J.**, Weihnachten. Bilder a. d. Weltgesch. d. Christenthums. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Meissner, H.**, Der Insulaner. Bergsee-Novelle. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Milow, St.**, Aus dem Süden. Neue Gedichte. Stuttgart, A. Bonz & Comp.
- Moll, E. v.**, Vier Novellen. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Neue Litterarische Volkshefte.** Nr. 1. Der Offizier in der Dichtung. Berlin, R. Eckstein.
- Orzeszko, E.**, Zwei Erzählungen. (Simson als Held — Der Sonnenstrahl). Autoris. Uebers. a. d. Polnischen. Berlin, S. Fischer.
- Osterberg-Verakoff, M.**, Himmlische Liebe. Roman. Augsburg u. München, A. Vossch.
- Panofka, H.**, Stimmen und Sänger oder Betrachtungen über die Stimmen und den Gesang. A. d. Italien. Von E. Engel. Hamburg, Verlagsanstalt.
- Perrens, F. T.**, Histoire de Florence (1434—1531). Tome II. Paris, Maison Quantin.
- Pfau, Ludwig**, Gedichte. Vierte vermehrte Auflage. Stuttgart, Bonz u. Comp.
- Polybiblion.** Revue bibliographique universelle. Livraisons d'avril 1869. Paris 2 & 5 rue St. Simon.
- Reek, O.**, Baron Peters Brautfahrt. Eine ungarische Novelle. Berlin, R. Jacobsthal.
- Rod, E.**, le sens de la vie. 4me édition. Paris, Perrin & Cie.
- Sack, Israel**, Die altjüdische Religion im Uebergange vom Bibelthum zum Talmudismus. Berlin, Ferd. Dümmler.
- Schmidt, M.**, Der Leonhardsritt. (Gesammelte Werke von Maximilian Schmidt: Bd. IX.) Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Schmidt, R.**, Novellen. Deutsch von M. von Borch. Autor. Ausgabe. Berlin, S. Fischer.
- Seld, A.**, Zur Geschichte des Erhabenheitsbegriffes seit Kant. Leipzig, W. Friedrich.
- Stettenhelm, Julius**, Wipphens sämtliche Berichte. Bd. VI. Mit 13 Illustrationen. Berlin, H. Paetel.
- Strelbel, K.**, Balladen und Briefe. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Strindberg, A.**, Das rothe Zimmer. Schilderungen a. d. Künstler- u. Schriftstellerleben. — Die Verheiratheten. Zwölf Ehegeschichten. Aus d. Schwedischen von H. Ortenburg. Autor. deutsche Ausgabe. Budapest, G. Grimm.
- Walloth, W.**, Dichtungen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Werner, B. v.** (Contreadmiral a. D.), Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Lieferung 1. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Wissmann, H.**, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. Von 1850 bis 1883. Mit vielen Abbildgn. 4. Aufl. Berlin, Walter & Apertant.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1889^{er.} Frische Füllung. 1889^{er.}

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58 ²⁰ R
Mühlbrunn .	40 =
Schlossbrunn	41 ⁸ =
Theresienbrunn	47 ¹ =
Neubrunn . .	47 ³ =
Marktbrunn .	34 ⁵ =
Felsenquelle .	47 =
Kaiser Karls-Qu.	83 ⁴ =
Kaiserbrunn .	39 ¹ =

— † —

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-
Producte.

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallsirt.
—
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— † —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

*Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen
im Jahre 1887*

11,894,000

und im Jahre 1888

12,720,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,
UND REMAGEN A. RHEIN.

